Ludwig Börne

SÄMTLICHE SCHRIFTEN

Neu bearbeitet und herausgegeben von

INGE UND PETER RIPPMANN

Vierter Band

BRIEFE I

JOSEPH MELZER VERLAG

Druck: Peli Printing Works Ltd., Israel

Inhaltsübersicht

Band 4

Band 5

Zeichenerklärung für die Bände 4 und 5

Erklärung für die Zeichen [. . .], [. . . . .] und [— — —] auf S. LI von Bd. 4

ApA	=	Allgemeine politische Annalen, Jg. 1823, Bd. 9, Heft 3
BA	=	Börne-Archiv, Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Originalhandschrift Börnes, in den Bden. 1–3 sowie in den Nachträgen dazu mit O bezeichnet
Bd. 17	=	Ludwig Börnes franz. Schriften und Nachtrag, 1. Aufl. Leipzig 1847, 2. Aufl. Leipzig 1849
Brock	=	Heinr. Eduard Brockhaus: Friedrich Arnold Brockhaus, sein Leben und Wirken, Bd. 2, Leipzig 1872
BSB	=	Bayerische Staatsbibliothek München
CA	=	Cotta-Archiv, Schiller National-Museum Marbach a. N.
Dorow	=	Dr. Dorow: Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur, Bd. 5, Berlin 1841
Eleg.	=	Zeitung für die Elegante Welt, 7. Nov. 1840
GgJD	=	Ludwig Geiger: Das Junge Deutschland, Studien und Mitteilungen, Berlin 1907
Gl	=	Gartenlaube Jg. 1863
FHF	=	Freies Deutsches Hochstift Frankfurt am Main
GNM	=	Germanisches Nationalmuseum Nürnberg
GSA	=	Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Gw = Karl Gutzkow: Börnes Leben, Hamburg 1840

H = Michael Holzmann: Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken, Berlin 1888

HAB = Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel

HBg = Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz, hgb. von Ludwig Geiger, Oldenburg/Leipzig 1905

HGG = Michael Holzmann: Aus dem Lager der Goethe-Gegner, Berlin 1904

v. Hirsch = Dr. Robert von Hirsch, Basel

Hirth = Friedrich Hirth: Heinrich Heine, Bausteine zu einer Biographie, Mainz 1950

KMH = Kästner Museum Hannover

KML Karl Marx Universität Leipzig

LAB = Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Literatur-Archiv

LBD = Landes- und Stadtbibliothek Düsseldorf

LHW = Lutherhalle, Reformationsgeschichtl. Museum Wittenberg

Litbl = Literaturblatt zum Morgenblatt (Nachweis der Erstdrucke s. Bibliographie: Börnes Beiträge f. d. Litbl. z. Morgenbl.)

Lwbl = Literarisches Wochenblatt Weimar, Jg. 1820/I

NS = Nachgelassene Schriften, Bd. 5 u. 6, Mannheim 1850

O = s. BA

Rippmann = Dr. P. Rippmann, Basel

Tel = Telegraph für Deutschland, Jg. 1842

UBB = Universitätsbibliothek Basel

UBH = Universitätsbibliothek Heidelberg

W I, W II, 1, 2	=	Die Wage, Bd. I, Bd. II, Heft 1, 2, 1818–1821
Westerm.	=	Westermanns Illustrierte Monatshefte, Bd. 50, Braunschweig 1881
Wille	=	Dr. Franz U. Wille, Feldmeilen bei Zürich
Wolbe	=	Eugen Wolbe: Spaziergänge im Reiche des Autographen, Berlin 1925
Z	=	Zeitschwingen, Jg. 1919, Juli–Okt., Offenbach am Main
ZBL	=	Zentralbibliothek Luzern, Sammlung Schnyder von Wartensee

Inhaltsverzeichnis Band 4

I. Louis Baruch – Henriette Herz

Tagebuchblätter – Billetts – Briefe

II. Billets an Jeanette Wohl 1817–1830

III. Briefe an Jeanette Wohl

Faszikel VII

Faszikel VIII

Faszikel IX

Faszikel X

Faszikel XI

Faszikel XII

* Die mit * versehenen Nummern kennzeichnen jene Briefe, bei deren fortlaufender Numerierung im Text von Bd. 4 und 5 ein Irrtum unterlaufen ist. Maßgebend ist die Numerierung im Inhaltsverzeichnis.

Faszikel XVI

Vorbemerkung

„Wo bleibt der achte Band?“ schrieb im Jahre 1830 Börnes Verleger Julius Campe dem Autor der Gesammelten Schriften mit kaum verborgener Ungeduld. Noch nach bald eineinhalb Jahrhunderten mußte Börne – diesmal vertreten durch seine Herausgeber – die Geduld von Verleger und Leser stark in Anspruch nehmen. Ein Jahr nach der dreibändigen Ausgabe der Schriften sollte der vierte, Börnes Briefe enthaltende Band erscheinen. Daß dieser Wunsch von Verlag und Benützern der neuen Börne-Ausgabe kaum erfüllbar sein würde, wurde den Herausgebern bei der Durchsicht allein schon des im Nachlaß vorhandenen Materials bewußt. Zu der Arbeit des Entzifferns und Kopierens der Börneschen Briefe kam die Lektüre der Briefe an Börne, die sowohl zum Verständnis seiner eigenen Schreiben wie auch zum Aufsuchen möglicher unbekannter Briefe notwendig war. Es ist zu bedauern, daß dieses Material den Herausgebern bei der Niederschrift der Lebensdaten in Band 3 noch nicht im vollen Umfange bekannt war. Obwohl sich im gesamten keine wesentlichen Verschiebungen oder Irrtümer ergeben haben, konnte manches Detail präzisiert werden.

Zur Verarbeitung des handschriftlichen Nachlasses im Börne-Archiv trat die Suche nach verstreuten Briefen. Die Zerstörung, die der zweite Weltkrieg an Bibliotheken und Sammlungen verursacht hat, die Verlagerung ganzer Archive, die heute als verschollen gelten (so vor allem die berühmte Varnhagensche Sammlung in Berlin), die Auflösung der Nachlässe von Gelehrten oder deren er-

zwungene Umsiedlung während des Dritten Reiches erschwerten in nicht voraussehbarem Ausmaße das Auffinden von Börneana.
Zudem muß man sich vergegenwärtigen, daß eigentliche private Liebhabersammlungen Börnescher Handschriften, wie sie etwa von Heinrich Heines Manuskripten bestanden, nicht bekannt sind. Schon seit hundert Jahren war die Popularität des politischen Unheilspropheten und Franzosenfreundes Ludwig Börne stark gesunken. Die Fälle, in denen aus Familienpietät Börneana überliefert wurden, wie bei der in ihrer literarischen Abteilung leider aufgelösten Sammlung Louis Koch und der Wille-Slomanschen Sammlung in Mariafeld, bilden die einzigen den Herausgebern bekannten Ausnahmen.
Leider trugen die Auskünfte der noch im Ausbau begriffenen Nachlaßzentralen, vor allem in der Bundesrepublik, in den meisten Fällen nur zur negativen Abklärung bei. Die Hoffnung, durch die Nachlässe der Börne-Herausgeber Ludwig Geiger, Alfred Stern und Jules Dresch in Israel, Amerika und Frankreich Hinweise oder Bereicherungen zu erhalten, zerschlug sich ebenfalls.
Daß eine Briefsammlung sich auf sehr verschiedene Textgrundlagen stützen muß, dürfte keine Seltenheit sein. So mußten die Herausgeber auch auf diejenigen Stücke greifen, die sich, ebenso zerstreut wie die handschriftlichen Blätter, in oft nahezu verschollenen Editionen von Korrespondenten und Biographen Börnes, von Autographensammlern oder in zeitgenössischen Zeitschriften fanden. Über die jeweilige Druckvorlage gibt, wie schon in den Bänden 1–3, das Inhaltsverzeichnis der Briefe Auskunft.
Das Ziel unserer Ausgabe, einerseits den gesamten handschriftlichen Nachlaß Börnes zu erschließen und andererseits die bisherigen Börne-Editionen und Einzeldrucke

entbehrlich zu machen, verlangte die Integrierung und systematische Ergänzung des oft unvollständigen und nicht immer zuverlässigen kritischen Apparates der Ausgabe Geiger. Darüber hinaus mußte die umfangreiche Gruppe jener Texte, die Geiger nicht mehr herausbringen konnte, nach den gleichen einheitlichen Gesichtspunkten bearbeitet werden.

Auf eigentliche Anmerkungen glaubten die Herausgeber in den meisten Fällen verzichten zu können, da das kommentierte Namensregister diese Funktion weitgehend übernimmt. Lediglich bei den selten in einem kontinuierlichen Zusammenhang stehenden Briefen an verschiedene Empfänger waren zur Klärung der Zusammenhänge sachliche Ergänzungen und Erläuterungen notwendig.

Als weitere Hilfsmittel bei der Benützung der vorliegenden Ausgabe dienen

> das Register der von Börne erwähnten Zeitungen und Zeitschriften,
>
> das Verzeichnis der vorkommenden jüdischen Ausdrücke,
>
> die Übersetzung der altsprachlichen Stellen aus dem Text,
>
> die Bibliographie, die u. a. versucht, alle Abdrucke Börnescher Artikel, Aufsätze und Beiträge vom Erstdruck bis zu den neuesten Ausgaben festzustellen, und so zugleich als Angabe der Überlieferung für die einzelnen Stücke angesehen werden kann.

*

Die Nachträge im Anhang von Band 5 stellen eine Nachlese aus den Arbeitsmappen des Börne-Archivs sowie aus den Erstdrucken zeitgenössischer Journale und den Nachgelassenen Schriften dar. Es mag unkonsequent und störend erscheinen, daß eine derartige Nachlese bereits für Band 1 und 2 gehalten wurde. Aus der Entwicklung

des nicht von Anbeginn der Planung feststehenden Editionsprinzips, wie es zu Beginn dieser Ausführungen schon dargelegt wurde, ergab sich vor allem die Notwendigkeit einer erstmals vollständigen Auswertung des schon von Ludwig Geiger benutzten Nachlasses; ebenso wurden die Zeugnisse von Börnes im engeren Sinne journalistischer Tätigkeit aufgesucht, d. h. diejenigen Artikel oder redaktionellen Beiträge, die, unmittelbar im Tagesinteresse geschrieben oder lediglich als Bücheranzeigen gedacht (so die Beiträge im *Literarischen Wochenblatt*), vom Autor bei der Zusammenstellung seiner Gesammelten Schriften ausgeschieden worden waren.
Gerade hier wird man mit Überraschung feststellen, daß es um 1819, zur Zeit, als Börne die *Zeitschwingen* redigierte, Probleme gab, die uns seit einigen Monaten wieder unmittelbarer berühren, als es in den vergangenen hundert Jahren der Fall gewesen sein wird. Die verschiedenen Artikel zu der von der akademischen Jugend ausgelösten Infragestellung der etablierten Staatsmacht, deren eigentliche Ohnmacht sich hinter der Maske drakonischer Polizeimaßnahmen verbarg, könnte den heutigen Leser zu aufschlußreichen Vergleichen anregen.
Neben diesem Einblick in Börnes journalistischen Alltag geben die Nachträge zu seinen Theaterrezensionen in der *Wage* einen reizvollen Eindruck von seinen dramaturgischen Bemühungen, seinem feinen Differenzierungssinn, der, in der Frage künstlerischer Qualität konzessionslos, ihn oft harte Urteile fällen ließ. Später strich Börne, durch Vergleiche milder gestimmt, die meisten dieser Rezensionen ad personam, die heute jedoch manche längst vergessene Schauspielerpersönlichkeit heraufbeschwören.
Weiter fanden sich eine Reihe loser Blätter oder Notizbucheintragungen, die stichwortartige Entwürfe zu geplanten Aufsätzen enthalten. Sie geben nicht selten

wesentlichen Aufschluß über Börnes weltanschaulichen, moralischen und literarischen Standpunkt in den späteren Jahren. Um nur einen Punkt herauszugreifen: Börnes Auseinandersetzung sowohl mit den mystischen wie mit den gesellschaftlich-moralisierenden Tendenzen der zeitgenössischen Literatur und die sich andeutende Überwindung beider, nicht durch positivistischen Verstandeskult, sondern durch die Religion der Nächstenliebe, mutet geradezu modern an.

*

Erschreckend groß ist die Liste der Druckfehler dieser Ausgabe, besonders für Band 1–3, obschon auf Angabe der für den Leser ohne weiteres erkennbaren Irrtümer verzichtet wurde. Herausgeber und Drucker bitten um Nachsicht und verweisen auf Börnes kleinen Beitrag in der Wage: *Unvollständiges Verzeichnis der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler* (Bd. 1, S. 1100ff.), in dem sich die nur zu wahre Feststellung findet: „Seitdem Faust die Druckfehler erfunden hat, ist diese schöne Kunst sehr vervollkommnet worden."

*

Zum Schluß möchten die Herausgeber noch auf einige Inedita im Nachlaß Börnes hinweisen, deren Publikation den Rahmen auch dieser Ausgabe gesprengt hätten.

In einer Mappe, betitelt „Jugendschriften", findet sich ein handgeschriebenes hundertdreizehnseitiges Konvolut mit dem Titelblatt *Memoiren zu der Geschichte der Juden. März im Jahre 1807, Halle.* Es enthält die Zusammenstellung von Exzerpten über Judengesetze und Judenverfolgung in aller Welt vom Mittelalter bis zur neuen Frankfurter Judenordnung von 1808. Die in Halle begonnenen Aufzeichnungen waren offenbar später fortgesetzt worden.

Zu den Jugendschriften gehören weiterhin verschiedene Entwürfe aus der Zeit von Börnes Studium der Kameral-

wissenschaften: *Kann Viehzucht ohne Ackerbau betrieben werden*, (mit Randbemerkungen von Professor Crome), ein Fragment *Über Getreidesperre*, ein Entwurf *Über das Prinzip der Besteuerung* in mehreren unvollständigen Fassungen und schließlich ein Entwurf über das Problem von *Lohn und Strafe in der Staatsgesetzgebung*, dessen eine ausführlichere Fassung mit einem Anhang „Vorrede" versehen ist und offenbar eine Abhandlung über den obersten Grundsatz der Finanzwissenschaft oder die Entwicklung eines neuen Steuersystems einleiten sollte. Zu dieser Gruppe gehört auch noch ein fragmentarischer Entwurf zu dem später ausgeführten und gedruckten Artikel *Über Theorie und Praxis*.

In einer anderen Mappe, angeschrieben: „Unsichere Zeit", finden sich Exzerpte und Übersetzungen unter anderem aus einem biographischen Lexikon „Hommes vivants", aus Voltaire u. a. mehr.

Ein weiteres gebundenes Heft, ca. 40 Seiten stark, enthält numerierte *Exzerpte aus antiken Schriftstellern*, vorwiegend Anekdoten, wie Börne sie in seinen Aphorismen, Nachzüglern und Miszellen selber verwendete. Dieses Heft stellt offensichtlich eine Art Materialsammlung dar.

Besonderes Interesse verdient ein anderes Heft, von Börne überschrieben mit *Staatsinquisition von Venedig*, angefangen 1824, unter dessen erster Sammelüberschrift, *Die geheime Polizei*, das Material für die Aphorismensammlung zusammengestellt ist, die sich in unserer Ausgabe unter Nr. 330 findet. Im ersten Teil des Heftes sammelte Börne *Auszüge aus antiken Schriftstellern*: Plutarch, Sueton, Tacitus, Sallust ebenso wie solche aus französischen Memoiren und modernen französischen Zeitungen. Ein weiterer Teil ist ausgefüllt mit *Exzerpten aus Rousseaus Konfessionen* und anderen Werken, die

von der geheimen Regierung im alten Venedig sprechen.
In einem separaten Karton sind die *persönlichen Dokumente* Börnes wie Paß, Bescheinigung seiner Zugehörigkeit zur Loge, Erbvertrag mit seinen Geschwistern, sein eigenes Testament, Briefe und Dokumente im Zusammenhang mit seiner Polizeiaktuarstelle, schließlich Totenschein, Abrechnungstabellen über Begräbniskosten, Denkmalerstellung etc. aufbewahrt.
Aufschlußreich für den Börne-Biographen ist Börnes eigenhändige *Katalogisierung seiner Bibliothek*, die von Jeanettes und Strauss' Hand ergänzt wurde, ebenso wie ein nach 1830 von Börne angelegtes *Verzeichnis von Freunden und Bekannten*, (gemeinhin „Adressenverzeichnis" genannt) das unter jedem Namen Zeitpunkt und Umstände der Bekanntschaft vermerkt und eine kurze Charakteristik der Person gibt.
Als zweifellos bizarrstes und zugleich intimstes Dokument des Nachlasses kann ein im November 1833 begonnenes und bis zum März des folgenden Jahres fortgesetztes Heft gelten, das Börne selber *Pathologisches Tagebuch* genannt hat. Er gibt darin stichwortartig von Tag zu Tag sein eigenes oft recht seltsames Gesundheitsbulletin, an dem man den hypochondrisch veranlagten einstigen Medizinstudenten erkennt.

*

Nachzutragen ist an dieser Stelle die Mitteilung, daß zwei bedeutende Handschriften Börnes, über deren Verbleib die Herausgeber bei der Drucklegung der Bände 1–3 trotz intensivster Nachforschungen nichts erfahren konnten und die daher nach den Erstdrucken wiedergegeben wurden, inzwischen nachweisbar sind: In den letzten Jahren konnte die Bibliothèque Nationale in Paris das von J. Dresch herausgegebene Manuskript der „Studien über Geschichte und Menschen der Französischen Revolution", das Goethe-Museum in Frankfurt am Main

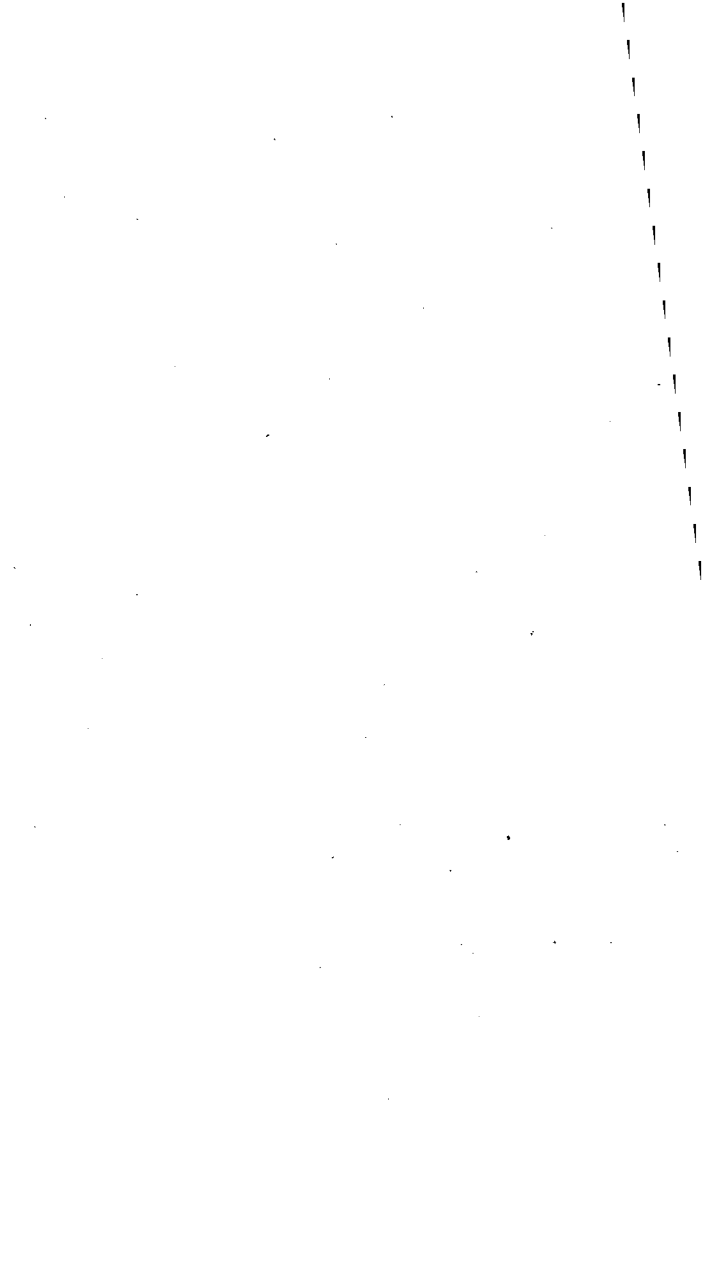
die Handschrift von Börnes Übersetzung der „Paroles d'un Croyant" erwerben.

*

Wieder haben die Herausgeber die angenehme Pflicht, eine große Dankesschuld abtragen zu können. Das Projekt der Veröffentlichung von Börnes Briefen ist wesentlich unterstützt worden vom Schweizerischen Nationalfonds, der die Erschließung des handschriftlichen Briefmaterials aus dem Börne-Archiv finanzierte, sowie von der Stiftung Volkswagenwerk durch die Gewährung einer Druckbeihilfe. Der Senat der Stadt Frankfurt am Main trug, wie schon in Band 1 erwähnt, zur Erstellung des umfangreichen Registers bei.
An erster Stelle der Leihgeber ist auch hier wieder die Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, insbesondere deren Handschriftenabteilung, zu nennen. Durch Jahre hindurch stand uns das gesamte Börne-Archiv in Basel zur Verfügung, was allein die vollständige Nachlaß-Sichtung und -Auswertung ermöglichte. Sodann sind die Herausgeber dem Cotta-Archiv/Schillermuseum Marbach sowohl für die Fotokopien sämtlicher an Cotta gerichteter Briefe Börnes wie für verschiedene Auskünfte zu Dank verpflichtet. Eine wertvolle Bereicherung der Briefsammlung verdankt die vorliegende Ausgabe den verschiedenen Bibliotheken und Museen in der Bundesrepublik, der Deutschen Demokratischen Republik und der Schweiz, die Fotokopien oder Mikrofilme der Börneana aus ihren Beständen zur Verfügung stellten. Die Leihgeber sind in der Bibliographie wie auch im Quellennachweis der jeweiligen Stücke namentlich aufgeführt. Besonderer Dank gebührt den Herren Dres Robert von Hirsch (Basel) und Franz U. Wille (Feldmeilen/Zürich), die uns die entsprechenden Originale ihrer Sammlungen zur Einsicht überließen. Herr Dr. von Hirsch gestattete zudem die Faksimile-Wiedergabe seines

Börne-Briefes in unserer Ausgabe. Gedankt sei sodann den zahlreichen Bibliotheken und Archiven in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich, Polen und Israel auch für jene Nachforschungen, die nur zu einem negativen Ergebnis führten.
Aufschlußreich für die Herausgeber ist ferner die persönliche Kontaktnahme mit den Mitarbeitern der Heine-Saekular-Ausgabe in Weimar gewesen. Sie führte – nach Fertigstellung unseres Druckmanuskripts für die Briefe an Jeanette Wohl – zur überraschenden Auffindung des vermutlich einzigen überlieferten Umbruchexemplars von Band X und XI der historisch-kritischen Ausgabe von Ludwig Geiger (Briefe an Jeanette Wohl). Die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar stellten die beiden kostbaren Bände zur Auswertung des Anmerkungsapparates kurzfristig in Basel zur Verfügung. Nicht unerwähnt sollen die Auskünfte des von Frau Annemarie Schmutz betreuten schweizerischen Inventars handschriftlicher Nachlässe (Burgerbibliothek Bern) und ganz besonders das von Frau Ilse Itter, der Leiterin des Verzeichnisses der Nachlässe in deutschen Bibliotheken (Kassel), zur Verfügung gestellte reiche Karteimaterial bleiben. Herr Dr Rudolf Fellmann (Basel) hat in dankenswerter Weise Übersetzung und Quellennachweis der altsprachlichen Wendungen besorgt. Vor allem sind die Herausgeber erneut der Universitätsbibliothek Basel verpflichtet, sowohl ihrem immer hilfsbereiten Personal wie besonders den Herren Dres Max Burckhardt und Theo Salfinger, auf deren Rat und Anregung manche Verbesserung der Ausgabe zurückgeht.

Basel, im Juli 1968 *Inge und Peter Rippmann*



Börnes Briefe

Ich lese für mein Leben
gern Börnesche Briefe, und
wenn sie von nichts handeln.
Gottfried Keller

Der Briefwechsel mit Henriette Herz

Die Briefe Börnes lassen sich in drei in jeder Hinsicht verschiedene Gruppen teilen. Den Auftakt bilden die aus den Jahren 1802—1803 datierenden Tagebuchblätter und Billette an die Herz, die, bald zu einem eigentlichen Briefwechsel ausgeweitet, bis in Börnes Heidelberger Studienjahr 1807 reichen. Es soll hier kurz die Überlieferung dieses merkwürdigen biographischen Zeugnisses aus Börnes früher Studienzeit mitgeteilt werden: 1861 erschienen bei Brockhaus zum ersten Male die Briefe des jungen Börne an Henriette Herz; hinter der Anonymität des Herausgebers wurde bald mit Recht Varnhagen vermutet. Gutzkow erwähnt die Briefe in einer Anmerkung zur dritten Auflage von „Börnes Leben" und bedauert offensichtlich, daß ihm diese aufschlußreichen Blätter aus den Berliner und Hallenser Jahren nicht schon bei der Abfassung seiner Biographie zur Verfügung standen.

Das Bändchen war bald vergriffen, und so unternahm es Ludwig Geiger im Auftrage der Frankfurter Börne-Administration, die Briefe, nun bereichert durch die im Original erhaltenen Antworten der Henriette Herz, neu zu edieren. Seltsamerweise befinden sich aber nur die Briefe der Herz im Börne-Archiv; über den Verbleib von Börnes eigenen Zetteln und Briefen herrscht vollkommene Dunkelheit. Schon 1850 hatte der Biograph der Herz, J. Fürst, sie als verloren oder vernichtet bezeichnet. Beide bisherigen Ausgaben, die Brockhaussche

wie die von Ludwig Geiger, von diesem als Muster für die geplante große Börne-Edition betrachtet – stützten sich auf Abschriften aus der Varnhagenschen Sammlung in der königlichen Bibliothek zu Berlin. In der älteren Ausgabe, so konnte Geiger feststellen, folgte der Text der Abschrift Varnhagens, die, wie es dessen Gewohnheit entsprach, verglichen mit der offenbar früheren, von einem Abschreiber besorgten, geglättet und verbessert worden war. Geiger stellte den Text nach der vermutlich dem Original zeitlich und textlich näheren, vielleicht noch von der Herz veranlaßten Abschrift her und ordnete ihm die originalen Antwortbriefe zu, die in der Tat diesen Blättern erst das Relief geben.

Die Herausgeber der vorliegenden Ausgabe haben Text und Anordnung Geigers weitgehend übernommen; auch die Orthographie beider Briefschreiber, wie sie die zugrundegelegte Vorlage darbot, wurde als einzige Ausnahme innerhalb der gesamten Ausgabe in ihrer altertümlichen und fehlerhaften Form belassen. Sie wird auch bei Börne nicht weit von den Originalen der Briefe liegen, die durch Modernisierung ihren eigentümlichen Reiz eingebüßt hätten.

Die Tagebuchblätter waren ursprünglich zu keinem anderen Zwecke geschrieben als zur Erleichterung eines liebebedürftigen unreifen jungen Menschen, der sich in fremder, weltstädtischer Umgebung tastend und unsicher sein Leitbild sucht. Der Schreiber übergab sie nach einigen Monaten der angebeteten Frau, gewissermaßen um sie durch dieses authentische Dokument von seiner heftig aufgeflammten Leidenschaft zu überzeugen. Dieser Leidenschaft, so literarisch forciert sie sich auch manchmal gebärdete, so trotzig und exaltiert ihr Ausdruck wirkt, mußte doch ein Kern echter Zuneigung und Verehrung innewohnen, der die Abweisung und Trennung von der Angebeteten zu überdauern vermochte.

Überraschen mag aber vor allem Henriettes nicht nachlassendes Interesse an den Geschicken und der problematischen Entwicklung ihres unbequemen und im Grunde wenig anziehenden Schützlings. Sie, die vielbewunderte Schönheit, der in dieser ersten Zeit ihres frühen Witwenlebens aufrichtige Freunde mit Liebe und Achtung beistanden, ließ sich weder durch eigene Sorgen noch durch die Erlesenheit ihres gewohnten Umganges davon abhalten, den „geliebten Louis" auch in der Ferne weiterhin mit ihrer mütterlich-freundschaftlichen Anteilnahme zu begleiten.

Und Louis Baruch, der in Halle mit provozierender Arroganz auftrat und seine neue Umgebung mit der sich bereits ankündigenden Begabung der Satire seinem respektlosen Urteil unterwarf, blieb der „lieben Mutter" gegenüber von uneingeschränkter Offenheit; mit beinahe demütigem Schuldbewußtsein bekennt er ihr seine Verfehlungen und Laster, seine Trägheit und Bosheit, aber auch seine geheimsten Hoffnungen und Sehnsüchte.

In den letzten zwei Jahren dieser so unvermittelt abbrechenden Korrespondenz vollzieht sich eine beinahe unmerkliche Verschiebung der Akzente: Henriettes oft ein wenig tantenhaft klingende Ermahnungen werden zurückhaltender, die kummervollen Mitteilungen der trüben familiären und politischen Verhältnisse treten mehr und mehr an die Stelle ihrer theoretischen Erörterungen, die gelegentlich wie unbeholfene Abschriften aus Moralkompendien klangen. Der Zwanzigjährige bemüht sich nun, der mütterlichen Freundin Trost aus seinen eigenen Lebenserfahrungen, seiner neu gewonnenen Weltsicht zu spenden, und tritt ihr so mehr und mehr als gleichberechtigter Partner gegenüber. Ein elementares Streben nach Erkenntnis und Tat scheint in ihm erwacht und läßt ihn der Verächtlichkeit seines eigenen plan- und haltlosen Jünglingsdasein innewerden.

In dem Schreiben vom 26. Juli 1806, das man als den Gipfelpunkt dieser Entwicklung ansehen muß, enthüllt sich zum ersten Male, was bisher unter Unsicherheit, Trägheit und affektiertem Sarkasmus verborgen war: das luzide Bewußtsein nicht der eigenen Tugend, sondern des reinen Willens, der ihn zur kämpferischen Überwindung alles Gemeinen, Durchschnittlichen und Verächtlichen in der ihn umdrängenden Philisterwelt tüchtig machen wird: „Wie beneidenswert finde ich mich und alle Jünglinge, daß wir in einer Zeit geboren worden, wo wieder Götter auf Erden walten und kein Zufall unser Herr ist. Ja, glücklich fühle ich mich, daß ich sagen darf: ich *bin*, was ich *will*."

Wenn Louis Baruch, der zu sich selbst erwachende verbummelte Student und Taugenichts im gleichen Brief, seine vermeintlichen Feinde und Peiniger anvisierend, weiterfährt: „... wie ein Sturm braust es in meinem Innersten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhaus stürzen und sich den Leib eines Löwen suchen, daß sie den Frechen begegnen könnte mit Klaue und Gebiß ..." so hat er hier vorausahnend schon einmal die Stimmung durchlebt, die mehr als zwanzig Jahre später den Verfasser der Pariser Briefe erfüllen sollte; mehr noch, dem Zwanzigjährigen wurde jetzt die Erkenntnis zuteil, daß das eigentliche Element seines Lebens Kampf sein werde: „In der Mittagsglut des Tages, wo es recht wild ist um mich her, wo Waffen klirren, Schneegestöber und Wind um mich toben, da ist mein Element. da fühl ich Harmonie, ich erkenne, daß das Leben ein Kampf ist, da darf ich's denken ..."

Briefschreiber wider Willen

Bevor wir uns den beiden folgenden, sinngemäß zusammengehörenden Gruppen dieser Briefbände, den Billet-

ten und Briefen an Jeanette Wohl, zuwenden, sei hier eine allgemeine Bemerkung über Börne als Briefschreiber gestattet. Wenn man von den frühen Briefen an Henriette Herz und der ihn sein halbes Leben hindurch begleitenden Korrespondenz mit Jeanette Wohl absieht, muß man feststellen, daß Börne, um seiner *Briefe aus Paris* willen berühmt, ein Briefschreiber wider Willen war. Was man schmerzlich vermißt, ist ein eigentlicher Gedankenaustausch mit einem befreundeten gleichgesinnten Manne, in der sich seine kritische wie seine politische Konzeption gleichsam im Gespräch entfaltet hätte. Wenn auch manches Blatt verloren oder verschollen sein mag, so dürfen wir doch mit Sicherheit annehmen, daß es eine solche zusammenhängende Korrespondenz nie gegeben hat. Die Erklärung dafür gibt Börne in mehr als einem Zusammenhange selber: Bereits am 24. Dezember 1803 schreibt er, von einem Hallenser Studienfreunde sprechend, der Herz: „Indessen ist er mein Mann doch nicht, sowie ich noch nie meinen Mann unter Männern gefunden habe und ihn wohl schwerlich je finden werde." Kein Jahr darauf glaubte er, sich korrigieren zu müssen: „Schleiermacher ist ein wahrhaft göttlicher Mensch, und lächeln muß ich doch über diesen Ausspruch. Denn daß mir je ein Mann gefallen könnte, das setzte ich immer in das Reich der lunarischen Möglichkeiten." In dem jungen, lebhaft herbeigewünschten Professor, dem engsten Freunde seiner Beschützerin, meinte er nun Freund und Vorbild finden zu können. Die rasche Ernüchterung dieser hochgestimmten Erwartungen kann man in den an die Herz gerichteten Briefen sowohl Schleiermachers wie Börnes verfolgen.

Es mag zu den wenigen tragischen Zügen in Börnes Leben zählen, daß er, der jeder engagierenden Begegnung mit einem Manne gern auswich, in den seltenen Fällen, in denen er selbst die Hand ausstreckte, zurückgewiesen

wurde. Beinahe dreißig Jahre später meinte er, in Heinrich Heine noch einmal „seinen Mann“ gefunden zu haben. Er, der jede Korrespondenz unter einem Vorwand abschlug, unterbreitet dem Verleger Campe, seinen „neuesten und schönsten literarischen Plan“, von dem er am 4. Februar 1831 auch der Freundin berichtet: „... ich möchte in der Folge eine Zeitschrift in der Schweiz drucken lassen und wünschte sehr, der Heine möchte sich mit mir dazu verbinden ... Aber ich hätte noch einen besseren Plan ...: Ich und Heine sollten Briefe miteinander wechseln und diese alle Vierteljahr drukken lassen. Aber wirkliche Briefe ...“

Campe, der mit Heine damals in der gleichen Stadt wohnte, versicherte, diesem von Börnes Plan mündlich Mitteilung machen zu wollen. In Heines Briefen findet das Projekt jedoch keinerlei Erwähnung. Hingegen berichtet Börne selbst am 27. September 1831, daß der inzwischen nach Paris übergesiedelte Heine den ihm noch einmal mündlich unterbreiteten Plan abgewiesen habe. Wie sehr er sich darin täuschte, Heine für „das einzige rotblütige Tier“ in Deutschland neben sich halten zu können, erfuhr er erst im persönlichen Umgang mit ihm im darauffolgenden Winter. Zur Zeit, als Börne gegenüber Campe dieses Projekt entwickelte, war der Autor der Reisebilder noch fieberhaft tätig, sich in der Heimat eine bürgerliche Position zu verschaffen, und nichts wäre ihm dabei hinderlicher gewesen als eine Verbindung mit Ludwig Börne.

Auf andere Weise erklärt Börne selber seinen Verzicht auf eigentliche politische Korrespondenz; mag auch dieser Grund oft als ein vorgeschobener erscheinen, so war es ihm im Prinzip ernst damit: Im September 1833 verläßt er den gastlichen Landsitz des damals abwesenden Grafen Bentzel-Sternau in Mariahalden bei Zürich, ohne einen langgehegten Wunsch der Gräfin zu erfüllen.

„Mich mit dem Grafen in eine Korrespondenz zu verwickeln, war der Gräfin ihr angelegentlichstes Bemühen. Aber vor einer solchen Torheit hüte ich mich wohl", schreibt er am 21. September aus Aarau der Freundin und teilt ihr insgeheim seine Zweifel an der Beständigkeit des gräflichen Liberalismus mit: „Nicht etwa, als hätte ich für mich zu fürchten, ich habe ja das Ärgste drucken lassen; aber andere Personen könnte ich kompromittieren . . .". Noch einmal erklärte er sich mit Entschiedenheit in diesem Sinne, als er am 30. Januar 1833 durch Salomon Strauss für den Brief eines Frankfurter Verehrers danken läßt: „Antworten kann ich nicht, weil es mein alter Grundsatz ist, keine Briefe zu schreiben, die von politischen Angelegenheiten handeln, weil dieses in jetziger Zeit gefährlich ist. Nicht für mich, der ich das sicher nicht scheue, sondern für andere, von welchen zu sprechen ich durch solche Briefe leicht verleitet werden könnte."

Die Briefe an Jeanette Wohl

So bleibt als einzige Ausnahme dieser sonst streng befolgten Regel die sich über mehr als eineinhalb Jahrzehnte erstreckende Korrespondenz mit Jeanette Wohl, der „Brotherrin [seiner] Seele". Auf die Seltenheit eines so ausschließlichen Briefwechsels hat schon Ludwig Geiger hingewiesen. Börne selber zieht verschiedentlich Vergleiche zu Diderots mehrere Dezennien währender Korrespondenz mit Sophie Volland.

Eine Reihe kleiner Zettel und Billette, im Nachlaß sorgfältig aufbewahrt, gehen zeitlich den eigentlichen Briefen voraus oder füllen die Lücken der Korrespondenz in den Zeiten des Zusammenlebens der Freunde. Sie sind mit geringen Ausnahmen undatiert und können nur aufgrund der Schrift oder der erwähnten Umstände chrono-

logisch eingeordnet werden. In der frühen Zeit der Bekanntschaft handelt es sich um reizvolle Zeichen leidenschaftlicher Huldigung, die der vielbeschäftigte Wage-Herausgeber der Freundin zukommen läßt; sie zeugen von eifersüchtiger Ungeduld oder übermütiger Laune, denen, die Goethe an Charlotte von Stein sandte, nicht unähnlich. Bereits in diesen Billetten wird man jedoch bekannt mit der nahezu verblüffenden Unvertrautheit des gefürchteten Kritikers mit den Regeln der Metrik: in vollem Wissen um seine Inkompetenz in Sachen Poesie beglückt er die hierin feiner empfindende Freundin mit seinen Gelegenheitsgedichten, nicht immer zur Freude der Empfängerin. In einem dieser „Verse" aus der Stuttgarter Zeit bekennt er denn auch mit einsichtsvollem Humor: „Comme poète je ne suis qu'un piéton." Aus den gemeinsamen Pariser Jahren sowie aus den späteren Perioden des Zusammenlebens in Heidelberg, Frankfurt oder den Taunusbädern geben diese Zettel, mehr als Briefe dazu imstande sind, Einblick in die tägliche Intimität des Paares; die huldigenden Töne müssen jetzt gelegentlich banalen Mitteilungen weichen oder gar fingierten Brieflein, in denen Jeanette wegen ihrer Schwächen geneckt wird, sei es um ihrer Ängstlichkeit, ihrer Gastfreundschaft oder gar ihrer Orthographie willen.

Der selbe leichte, scherzend verliebte Ton schwingt auch in den Briefen der ersten Jahre mit, die der Herausgeber von *Wage* und *Zeitschwingen* der Freundin von den kleineren und größeren Ausflügen und Reisen zukommen läßt, auf denen er meist einen doppelten Zweck verfolgt: er sammelt Eindrücke für die zu dieser Zeit beliebten feuilletonistischen Reiseschilderungen und versucht gleichzeitig Mitarbeiter zu werben für die von ihm betreuten Blätter.

Die Briefe beider Partner sind nahezu lückenlos im Original erhalten, diejenigen Börnes in zwanzig verschieden

starken, gehefteten Faszikeln, deren jedes vom Schreiber selber durchnumeriert ist. Mit jedem dieser jeweils einem bestimmten Lebensabschnitt entsprechenden Hefte beginnt in der vorliegenden Ausgabe eine neue Seite des Druckes. Börne, neben Varnhagen bekannt für seine ungewöhnlich kleine, aber übersichtliche Schrift, bedeckt bis Ende der Zwanziger Jahre die Bogen zwar eng, aber mit mäßigem Zeilen- und Randabstand. Später verkleinert sich seine Schrift zusehends und rückt, besonders in den Briefen aus Paris, derart zusammen, daß die Freundin im Hinblick auf ihre Augen immer wieder um Schonung bitten muß. Der Schreiber füllt die Zeilen bis zum Rand, der inzwischen oft brüchig und unlesbar geworden ist. Diese Sparsamkeitsmaßnahme – denn darum vor allem handelt es sich – erscheint nicht ganz so skurril, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Portokosten Börnes ausführliche Pariser Schreiben der in Frankfurt lebenden Freundin zweimal wöchentlich verursachten.
Die beinahe ebenso regelmäßigen, wenn auch weniger umfangreichen Antwortschreiben Jeanettes, von deren rechtzeitigem Eintreffen Börnes Seelenruhe abhing, sind, mit den im entsprechenden Teil unserer Ausgabe angegebenen Lücken (Börnes Berliner Aufenthalt 1828 und Pariser Winter 1832/1833), ebenfalls im Nachlaß erhalten. Die vollkommen gewahrte Kontinuität in den Briefen Börnes sowie deren Ergänzung durch Auszüge der Antwortbriefe machten Anmerkungen zu diesem Briefwechsel weitgehend entbehrlich.
Börnes Schreiben an Jeanette Wohl, besonders diejenigen aus den Jahren vor seiner endgültigen Übersiedlung nach Paris, sind von sehr unterschiedlicher Dichte und Bedeutung. „Ich lese für mein Leben gern Börnesche Briefe, und wenn sie von nichts handeln“, schrieb Gottfried Keller 1861 an Varnhagens Nichte, Ludmilla Assing, nach dem Erscheinen von Börnes Briefen an die Herz.

Diesen Enthusiasmus Kellers wird man heute nicht ohne weiteres teilen können. Auf weite Strecken mußten die Briefe an Jeanette dem Schreiber das alltägliche Zusammensein mit der geliebten Frau ersetzen. Sie stellen schriftlich fortgesetzte Plaudereien dar, Schilderungen seines Alltags, seiner privaten Umgebung, klatschhafte Berichte über gemeinsame Freunde und Bulletins seines von der Freundin ängstlich überwachten Gesundheitszustandes, alles Dinge, die den heutigen Leser, der wesentlich an der literarischen oder politischen Aussage des Schriftstellers interessiert ist, wenig berühren. Die Badebriefe der späten Zwanziger Jahre vollends sind in Form wie Gehalt dürre Weide: Oft fühlt sich der Leser vom Gähnen des Briefschreibers unwillkürlich angesteckt.
Solche Feststellungen rufen der Frage, warum die Herausgeber nicht durch großzügige Kürzungen einen gerafften Überblick dieser ausgedehnten Korrespondenz gegeben haben. Die Antwort erfordert ein kurzes Eingehen auf die Geschichte ihrer Edition. In den sechs Bänden der Nachgelassenen Schriften veröffentlichte Jeanette Strauss-Wohl zwischen 1844 und 1850 selber eine Auswahl der an sie gerichteten Briefe. Das Prinzip dieser Auswahl war weitgehend von persönlichen Rücksichten der Herausgeberin bestimmt, Rücksichten, die sie sowohl auf ihren eigenen Ruf als Gattin eines anderen Mannes wie auch aus Pietät dem verstorbenen Freunde gegenüber nehmen zu müssen glaubte. Überdies hatte Jeanette Wohl mit der Datierung der Briefe frei geschaltet, Teile verschiedener Briefe ausgetauscht, Anreden und indezente Ausdrücke Börnes einfach ausgewechselt, Namen bekannter Personen durch * ersetzt usw. Dennoch war die Ausgabe für Biographen und Interpreten Börnes von großem Interesse. Die Übernahme dieser Brieffragmente in spätere Leseausgaben ist in unserem Zusammenhang ohne Belang. Entscheidend

Neues brachte Ludwig Geiger, der in der zwölfbändigen historisch-kritischen Ausgabe dreieinhalb Bände allein für die Briefe an Jeanette Wohl reserviert hatte. Der einzige erschienene Briefband (Band IX) – er umfaßt die Zeit vom Juli 1818 bis Juni 1822 – wird ergänzt durch die Einzelausgabe der Briefe aus Berlin von 1828, die Geiger bereits 1905 als Muster der gerade in Angriff genommenen Börne-Edition herausgegeben hatte. „Die Briefe an Jeanette erscheinen hier zum ersten Male ... unverkürzt", schrieb Geiger in der Einleitung zu Band 9, machte dann aber in anderem Zusammenhang einige Einschränkungen: Er habe etliche Stellen, die den „Leser mit Recht abstoßen", andere, die das „Andenken bedeutender Personen" verletzen könnten, sowie „einige wenige Stellen über Juden" ausgelassen. Daß diese Auslassungen, wie behauptet, jeweils angezeigt worden seien, trifft nicht immer zu. „Einzelne ganz besonders widrige Ausdrücke auszuscheiden, betrachte ich für mein Recht, ja für meine Pflicht", erklärte der Herausgeber.
Die Fragwürdigkeit solcher Kürzungen ist augenfällig: Abhängig vom subjektiven Interesse und Taktgefühl eines einzelnen und dem Geschmack seiner Zeit, wird die Zensur, der die Äußerungen des Briefschreibers unterworfen werden, immer zufällig bleiben müssen. Beschönigungen oder Verzerrungen im Bilde einer Persönlichkeit sind bei diesem Verfahren unvermeidlich.
In der historisch-kritischen Ausgabe treten zu diesen von Ludwig Geiger eingestandenen Kürzungen Änderungen und Auslassungen hinzu, die sich, ihm selber offenbar unbekannt, durch die Mitverwertung des Textes der Nachgelassenen Schriften ergeben haben. Geiger gab zwar zu, daß das „Vorgehen der ersten Herausgeberin keinerlei Autorität beanspruchen" könne, übernahm aber dennoch in den meisten Fällen unbekümmert jene Partien der Briefe, die (im Original von Jeanette einge-

klammert) bereits von ihr gedruckt worden waren. Dieses Vorgehen wurde natürlich nirgends im Apparat angegeben, sondern ist nur aus dem Vergleich von Geigers Texten mit der Handschrift erkennbar. Da unsere Ausgabe auf einen kritischen Apparat verzichtet, soll diese Textdifferenz zum mindesten an einem Beispiel illustriert werden:

Im Originalbrief vom 16. September 1819 aus Koblenz heißt es gegen Ende (unsere Ausgabe Bd. 4, S. 225 f.):

„Gestern morgen besuchte ich Görres. Dort traf ich Schleiermacher, Welcker und den Professor Benzenberg" etc.

Die Nachgelassenen Schriften (Bd. 1, S. 24) haben hier:

„Gestern morgen besuchte ich Görres. Dort traf ich Schleiermacher und den Professor Benzenberg" etc.

Geiger (Bd. 9, S. 67) hat ebenfalls:

„Gestern morgen besuchte ich Görres. Dort traf ich Schleiermacher und den Professor Benzenberg" etc.

Weiter unten im gleichen Absatz heißt es im Original:

„Belehrend, sich verständlich machend, wie eine Gemse von der Spitze jeder Betrachtung zur andern springend, und wenn auch der tiefste Abgrund dazwischen läge. Scherzend, tausend Geschichtchen."

Die NS haben an dieser Stelle:

„Belehrend, sich verständlich machend, wie eine Gemse von der Spitze jeder Betrachtung zur andern springend, berührt er nie das Tal der Gemeinheit. Wie schade, daß solche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar sind! Sein Geist wie gefrorner Wein. Scherzend, tausend Geschichten."

Bei Geiger findet sich nun die dritte Fassung:

„Belehrend, sich verständlich machend, wie eine Gemse von der Spitze jeder Betrachtung zur andern springend, und wenn auch der tiefste Abgrund dazwischen läge, berührt er nie das Tal der Gemeinheit. Wie scha-

de, daß solche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar sind! Sein Geist wie gefrorner Wein. Scherzend, tausend Geschichten."

Geiger bietet hier deutlich den „reichsten" Text, indem er die Stelle aus dem Original mit den Zusätzen, die die Nachgelassenen Schriften, der gedruckten Fassung im *Morgenblatt* folgend, bringen, kompilierte, ohne jedoch die Herkunft dieser Stelle im Apparat anzugeben.

Das angeführte Beispiel mag Erklärung genug dafür sein, warum die Herausgeber den Text der historisch-kritischen Ausgabe nicht benutzen konnten, sondern sich ausschließlich auf die handschriftlichen Originalbriefe stützten.

In der vorliegenden Ausgabe sind Streichungen ausschließlich dort vorgenommen worden, wo es sich um umständliche Erläuterungen zu Postabgangs- und Ankunftszeiten, Besprechung von Wäscheanschaffungen oder Reisegepäck, Aufträge zur Regelung kleiner Zahlungen oder Bestellungen handelte, wobei jedoch Auslassungen überhaupt nur dann erfolgten, wenn Gleiches oder Ähnliches im Druck bereits vorausging. Diese Auslassungen sind mit dem Zeichen [---] angezeigt. Grundsätzlich ist keine persönliche Bemerkung Börnes aus Dezenz oder anderen Rücksichten gestrichen worden. Hingegen war es den Herausgebern nicht immer möglich, die nicht ganz unerheblichen nachträglichen Streichungen der Briefempfängerin zu entziffern. Wo kein Sinnzusammenhang mehr erkennbar gemacht werden konnte, wurde, sofern im Original nur ein Ausdruck oder wenige Worte gestrichen sind, [. . .], wo es sich um längere unkenntlich gemachte Satzpartien oder mehrere Zeilen handelt [. . . . .] gesetzt.

*

Ein besonderes herausgeberisches wie drucktechnisches Problem boten die Briefe, die Börne der Freundin seit

dem September 1830 aus der französischen Hauptstadt schrieb; sie bildeten die eigentliche Grundlage der von Börne nach 1831 gedruckten *Briefe aus Paris.* — Die Entwicklung des Planes geht aus den Briefen selber ohne weiteres hervor. Wenn man sie verfolgt, erkennt man bald, daß Börne nicht übertrieb, als er Jeanette gegenüber bekannte: „Sie sind die Mutter meines Buches". Börne sollte, um den 1828 mit Campe geschlossenen Vertrag über seine Gesammelten Schriften zu erfüllen, noch einen dem Publikum versprochenen achten Band liefern, um durch diesen letzten Trumpf den Verkauf der gesamten Ausgabe zu fördern (das Nähere dazu wird im folgenden im Zusammenhang mit Campe ausgeführt).

Am 20. Oktober berichtet Börne der Freundin: „Von Campe habe ich gestern wieder Brief bekommen. Er jammert erschrecklich, daß es mit dem Absatze meiner Schriften schlecht ginge, und setzt alle seine Hoffnung auf den 8ten Teil. Hätte ich nur das Geld, das er mir schuldig ist, würde ich ihn auslachen. ... Ich glaube, Campe klagt nur so arg, um mich zu einem *dicken* und interessanten 8ten Bande anzuspornen." Vorläufig dachte Börne daran, sein im Sommer verfaßtes Sodener Tagebuch durch Pariser Tagebuchblätter im Stil seiner *Schilderungen* von 1822/23 zu erweitern.

Er spürte aber bald, daß er in der bewegten und ihn stark erregenden politischen Atmosphäre von Paris und besonders in der Trennung von Jeanette nicht imstande war, seinen Eindrücken eine literarisch stilisierte Form zu geben. „Ach, Sie haben ganz recht", beginnt der Brief vom 3. November, „meine Briefe sind sehr leer, ob ich zwar überzeugt bin, daß sie Ihnen die größte Freude machen. Sehen Sie, mit dem Tagebuche geht es nicht. Wären Sie nie hier gewesen und wäre Paris Ihnen fremd, hätte ich Ihnen natürlich viel zu erzählen", und er schließt: „Ich kann doch an keine andere Arbeit denken,

als bis ich den verdammten 8ten Teil fertig habe... helfen Sie mir." Jeanette antwortet postwendend: „Ich habe heute die halbe Nacht nicht geschlafen, so lebhaft habe ich mich mit dem Gedanken beschäftigt, wie Sie damit Glück machen könnten, wenn Sie jetzt in Briefform schrieben oder besser, *nur* Briefe schrieben ... ist nicht in Briefen eine weit frischere, lebendigere, anziehendere und ansprechendere Darstellung möglich als in Aufsätzen!... Briefe von Ihnen würden eine solche Popularität erlangen, daß sie weit bekannter und verbreiteter würden als Ihre frühere Schriften." Doch Börne lehnt diesen Plan noch am 17. und 20. November ganz entschieden ab: „In Ihre Idee, Briefe zu schreiben, kann ich nicht eingehen, wenigstens nicht für den 8ten Band... wenn Sie übrigens in den Briefen, die ich Ihnen bis jetzt von hier geschrieben, auch nur das mindeste Interessante finden, so müssen Sie für Ihren kleinen Börne recht eingenommen sein. Ich finde kein Wort darin, das gedruckt zu werden verdiente." Der achte Band hingegen will nicht vorwärtsrücken, und die Tage scheinen ihm nur so dahinzufliegen. Am 14. Dezember klingt es bereits resigniert: „Aus dem achten Bande sehe ich nichts werden. Hätte ich nur Ihrem Rat gefolgt. Wenn Sie wirklich glauben, daß in meinen Briefen an Sie genug Stoff sei, noch die fehlenden Bogen auszufüllen, schreiben Sie nur das Brauchbare ab. Wird Sie das aber nicht anstrengen? ... Ich bin ein schrecklicher Egoist, ich werde also an nichts mehr denken und nichts tun als Ihnen Briefe schreiben und mehr als bisher. Da überlege ich nicht, und steht es einmal auf dem Papier, kann ich es mit einigen Abänderungen doch zum Drucke gebrauchen."

Jeanette, inzwischen ihrerseits resigniert ob des Freundes beharrlicher Weigerung, auf die Briefidee einzugehen, begrüßt Börnes Entschluß und beginnt mit Hilfe des jungen Börne-Verehrers Salomon Strauss die Briefe zu ko-

pieren. Zwar bemüht sich Börne in der folgenden Zeit, einen reicheren Stoff zusammenzutragen als bisher, der Stil seiner Mitteilungen an die Freundin jedoch bleibt unverändert. Unbekümmert um die spätere Drucklegung mischt er allgemein Interessierendes und Privates, und nur selten denkt er daran, seinen Eindrücken und Erlebnissen die essayistische Form der *Schilderungen* zu geben.

Soviel zur Entstehung der in Band 3 unserer Ausgabe abgedruckten Briefe aus Paris. Die Aufgabe der Briefbände war es nun, die ursprüngliche Form der privaten Briefe an Jeanette Wohl in ihrem Zusammenhange wiederherzustellen, ohne den Leser mit unnötigen Wiederholungen der schon von Börne gedruckten Partien zu ermüden. Gleichzeitig sollte kritisch, jedoch ohne Apparat, das Verhältnis zwischen den Originalbriefen und den *Briefen aus Paris* dargestellt werden. Die vorgelegte Lösung bietet nun den Originalbrief in normalem Druck; lediglich diejenigen Abschnitte, die von Börne in die *Briefe aus Paris* übernommen worden waren, werden in kleinerem Satz angezeigt. Die Angabe der Seitenzahlen von Band 3 ermöglicht es dem Leser, die Stelle aus diesem Bande so zu ergänzen, daß er den gesamten Text gleichzeitig vor sich hat. Die Abweichungen des Druckes in Band 3 vom eigentlichen Brieforiginal sind ebenfalls angegeben, so daß ein vollständiges Bild der Privatbriefe einerseits und der Art und Weise, wie diese von Börne für den Druck überarbeitet wurden, andererseits entsteht. Weicht die spätere Druckfassung stilistisch stark von der ursprünglichen Brieffassung ab, so wurde der ganze Abschnitt nochmals wiedergegeben mit Hinweis auf die entsprechende Stelle in Band 3. Dies trifft vor allem für die ersten ca. 35 Briefe zu, die vor dem Entschluß Börnes, seine Mitteilungen an die Freundin für den achten Band zu verwenden, geschrieben wurden.

Nicht angegeben sind kleine sprachliche Veränderungen, die regelmäßig bei der Sprachbereinigung durch den Autor vorgenommen wurden. Es seien hier einige Beispiele der sich häufig wiederholenden Abweichungen gegeben: *andern* wird im Druck zu *anderen*, *lächlen* zu *lächeln*, *stände* zu *stünde*, *zehen* zu *zehn*, *die* zu *welche*, *Europens* zu *Europas*; ebenso blieben kleine Verbesserungen Börnes, die Singular und Plural oder die Richtigstellung der consecutio temporum betreffen, unerwähnt. Es sind jedoch die kleinsten Differenzen überall da angegeben, wo das Original die sprachlich richtige oder bessere Fassung hat, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, vom Abschreiber oder Setzer versehentlich oder willkürlich verändert worden war. Eine nicht geringe Zahl von Sätzen in den *Briefen aus Paris* wird dadurch erst verständlich.

*

Das Ungewöhnliche dieses Briefwechsels, der im Leben Börnes einen zentralen Raum einnahm, liegt bereits – wie schon angedeutet – in seiner Ausschließlichkeit. Nur hier kann der Börne-Biograph, von der Dürftigkeit und Zurückhaltung der übrigen Korrespondenz des Autors enttäuscht, Auskunft und Entschädigung finden. Wer allerdings nach der Erlesenheit der Formulierung, der Tiefe des Gedankens oder der gediegenen Durchführung eines thematisch einheitlichen Gesprächs sucht, wird diese Bände bald mit Unwillen oder Kopfschütteln aus der Hand legen. Es gibt bedeutendere Briefschreiber deutscher Sprache – aber wohl kaum aufrichtigere. In dieser ungeschminkten Unmittelbarkeit, in der schonungslosen Offenheit gegenüber den Schwächen, die er an seinen Mitmenschen wie an sich selbst gewahr wird, in der oft lächerlichen Pedanterie oder abstoßenden Nachlässigkeit, in zärtlicher Derbheit gegenüber der Freundin, wie im ergreifenden Schmerz um ein leidendes Volk – in all dem enthüllt sich eine menschliche Existenz, die alles

andere als erhaben ist. Börne selber hat sicher nicht beigetragen zu der Stilisierung, die seine Person noch zur Lebenszeit durch Freund und Feind erfuhr. Das Klischee des heroischen Charakters, des edlen Volkstribuns, das Börnes Anhänger auf den Piedestal ihres Parteiinteresses stellten, entspricht ebensowenig der Wahrheit wie der schablonenhafte Nußknacker, der finstere, asketisch-engstirnige Jakobiner, als der er bis heute noch der Heine Forschung zur düsteren Folie für den bedeutenderen Zeitgenossen dienen muß.

Wer die meist harmlos-heiteren Briefe des ersten Jahrzehnts dieser Freundschaft liest, wird wenig spüren von heroischer Stärke oder bleichem Nazarenertum. Zwischen gutmütigem Humor und satirischer Bosheit schwankt der Ton von Börnes Berichten, aus denen, der Not der Zeit zum Trotz, die Sehnsucht nach einer ganz privaten biedermeierlichen Idylle spürbar wird. Aus dem nicht selten seichten Gewässer klatschhaften Plauderns blitzt es jedoch gelegentlich auf mit metallener Schärfe.

Zwischen den scharfen hellen Tönen kämpferischen Willens oder Unwillens und dem grob-zärtlichen Brummen liebender Vertrautheit klingt immer wieder eine andere, dunklere Melodie auf. „O was sind wir für Schlemihls", ruft Börne einmal, der Rahel verwandt, aus. Jede öffentliche Interpretation seiner Lebensauffassung als einer von modernem Weltschmerz gezeichneten war ihm aufs Äußerste zuwider. „Wären nur alle Menschen so glücklich oder so zufrieden, als ich es bin", schreibt er im Juli 1827 in einem seiner geist- und spannungslosen Badebriefe. „Sie wären es, wenn sie nur immer, gleich mir, genau wüßten, was sie haben und was ihnen fehlt." Und gegen Menzels schmeichelhafte Vergleichung mit Byron wehrt er sich in den Pariser Briefen: „So zerrissenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menschheit gezweifelt." Noch in seinen letzten Le-

bensmonaten weist er im Gespräch mit Beurmann dieses ihm fatale Mißverständnis der jungen Generation zurück. „Ich bin doch nicht toll. Gegen den Himmel habe ich mich nie aufgelehnt, wie soll ich Faust sein?“ So unbekümmert Börne seine politischen Überzeugungen alle Zeit öffentlich bekannt gemacht hat, so wenig schätzte er es, andern als der Freundin diese Seite seines Wesens zu zeigen. Es war keine eigentliche Melancholie, die ihn beschattete. Dazu hätte es jener Byronschen Zerrissenheit bedurft, die er selbst später als affektierte Modekrankheit der Zeit empfand. Weder mit der Natur noch mit dem Lenker der Weltgeschichte wußte er sich uneins. Er litt am eigenen Unvermögen, die Weltgeschichte voranzutreiben, am Mißverhältnis seiner Kräfte und seines Willens. Und er litt an der Judengasse in Frankfurt, wo, wie er einmal sagt, eigentlich gar kein Leben sei — nur die Vorbereitung darauf. Die Erinnerung an sein „stinkendes“ Kinderparadies verfolgt ihn noch bis in die dreißiger Jahre hinein und lebt immer gerade dort auf, wo er sich, wie in der Landschaft von Montreux, von der ihn umgebenden Schönheit tief betroffen fühlt.
Auch über Börnes Selbstbewußtsein liegt etwas von dieser Resignation. Sicher und fest tritt er überall da auf, wo er sich auf seine Sendung berufen kann, wo es um grundsätzliche Rechte des Bürgers geht, wenn nötig sogar in eigener Sache; daher seine unbeirrbare Haltung gegenüber dem Vater bei der Erbschaftsregelung wie gegenüber dem Frankfurter Senat bei der Sistierung seiner Pension nach 1831. Unwidersprochen Unrecht erleiden hält er für ebenso verwerflich wie dulden, daß einem andern Unrecht geschieht. Anders ist es mit seiner Selbsteinschätzung als Schriftsteller. Man darf sich nicht irremachen lassen durch die behagliche Selbstgefälligkeit, mit der er gelegentlich von sich und seiner Bedeutung redet. Nicht einmal als Äußerung einer gewissen Naivität möchte man sie mehr nehmen, wenn man daneben

lesen kann: „... ich tauge nur zum Taugenichtse.“ Was darf man ernst nehmen und was als Scherz? Im konkreten Vergleich bekennt er nur zu deutlich, daß er um seine Grenzen weiß: Ergreifend seine allegorisch eingekleidete Resignation im Hinblick auf Byrons Genius in den Pariser Briefen. Aber auch wenn er sich mit Alfieri vergleicht („Wir sind wie zwei Hälften einer Frucht, nur in seiner Hälfte steckt der Kern“), wenn er von Platen spricht („O was bin ich für ein miserables Schriftstellerchen“) so geschieht das nicht ohne einen schmerzlichen Blick auf die eigene Schriftstellerexistenz.

*

In diesen Briefen an Jeanette, die an Freimütigkeit und Vielfalt der Thematik wie auch in ihrer saloppen Formlosigkeit oft einem Tagebuch gleichen, tritt uns nun nicht nur die Persönlichkeit des Schreibenden entgegen, wir begegnen naturgemäß auch der Empfängerin. Es ist nicht ganz leicht, *das Bild Jeanette Wohls* vom Rahmen zu lösen, den achtungsvolle Pietät einerseits und gehässige Verächtlichkeit anderseits ihm seit bald hundertdreißig Jahren gegeben haben. Daß Jeanette, die Börne beinahe um fünfundzwanzig Jahre überlebte, als hingebungsvolle Hüterin seines Andenkens und sorgfältige Betreuerin seines Nachlasses größte Verehrung in den Kreisen von Börnes Freunden und Anhängern genoß, ist nur zu verständlich. Immerhin haben auch wohlmeinende und pietätvolle Besucher wie Gutzkow und Kalisch keinen nachhaltigen Eindruck von ihr empfangen. Sie erschien in den späten dreißiger- und vierziger Jahren eher zurückhaltend als geistreich, und man schrieb ihre einzigartige Beziehung zu Börne mehr den Vorzügen ihres Herzens als denen ihres Geistes zu. Ihr „unbegrenztes Wohlwollen“, ihre selbstlose Wohltätigkeit gegenüber den deutschen politischen Flüchtlingen in Paris, besonders nach 1848, erhöhten die Verehrung, die dieser Frau

entgegengebracht wurde. Auf der andern Seite wirkte, lauter und nachhaltiger verbreitet, Heinrich Heines karikierende Verleumdung nach. Wenn auch für Jahre nach dem Erscheinen seines *Börne* die Entrüstung über die frivolen Invektiven Heines in Deutschland allgemein war – auf die Länge beherrschte er gerade hier das Feld. Wie wäre es sonst erklärbar, daß noch in unseren Tagen hervorragende Heine-Interpreten wie Friedrich Hirth mit affektgeladenem Unmut gegen Jeanette Wohl eifern konnten. Der Autor der *Bausteine zu einer (Heine-)Biographie* hielt es zwar für „in der Natur der Sache liegend", „daß Ludwig Geiger als Biograph Jeanettes auf ihrer Seite ist", nimmt aber für seine eigenen Aussagen „vollste Objektivität" in Anspruch. Diese Objektivität sieht nun in unserem Zusammenhange so aus: Offenbar im Namen und im Interesse der Literaturgeschichte erklärt Hirth, gewissermaßen mit erhobenem Zeigefinger, „Jeanette Wohls vornehmste Aufgabe wäre es gewesen, zwischen den beiden Extremen zu vermitteln; aber sie scheint niemals versucht zu haben, die bestehenden Gegensätze zu überbrücken, sondern muß sie geschürt und verschärft haben". Hirths biographische Essays erschienen 1950. Ihm wären also, um nur zwei verschiedenartige Zeugen zu nennen, sowohl die Pariser Erinnerungen Ludwig Kalischs (Pariser Leben 1882) sowie die 1907 von E. Mentzel herausgegebenen Brieffragmente der Jeanette Wohl zur Verfügung gestanden. Überdies hatte Hirth Einblick in den Börne-Nachlaß genommen, in dem er die Briefe Börnes wie Jeanettes nahezu vollständig vorfand. Dennoch erweckt er den Anschein, als sei auch nach eingehenden Forschungen nichts Gegenteiliges über Jeanettes Haltung festzustellen.

Die in unserer Ausgabe vollständig und im Zusammenhang publizierten Briefe Börnes an Jeanette, ebenso wie die ohne Berücksichtigung der Mentzelschen Ausgabe

nach dem Original kopierten und ausgewählten Teile von Jeanettes Antworten, werden Hirths Unterstellungen selbst widerlegen. Jeanette Wohl erscheint hier – und nicht zuletzt deshalb war sie Börne als Anregerin unentbehrlich – als eine durchaus selbständige geistige Persönlichkeit, die, musikalisch und literarisch lebhaft interessiert und keineswegs ungebildet, dem Freunde oft hartnäckig zu widersprechen wagte – und gerade Heine war und blieb einer dieser Divergenzpunkte zwischen den beiden Briefpartnern.
Aus Börnes Berliner Briefen, einige Monate nach der ersten persönlichen Begegnung mit Heine geschrieben, geht eindeutig hervor, daß Jeanette noch mit uneingeschränkter Begeisterung für den Dichter erfüllt war. Im Dezember 1831 von dem Freunde über den ungünstigen Eindruck, den er in Paris von Heine empfing unterrichtet, schreibt sie: „... um den ist mir's leid, das wissen Sie." Im Juli 1832 scheint es geradezu, als wünsche sie, der von ihr noch immer protegierte Heine möge auch in Börnes Augen wieder eine Rehabilitierung erfahren: „... Die (französischen) Zustände von Heine kann man nur mit großem Interesse und großem Vergnügen lesen, außerordentlich schön, geistreich und auch wieder liberal."
So sah Jeanettes Agitation gegen Heine bis zum Jahre 1832 aus. Hirth nun hat – auf Grund wovon? – offenbar das Gegenteil angenommen; denn, so meint er, „Anders wäre die maßlose Erbitterung, die sich in Heines Börne-Buch gegen sie entlud, nur schwer zu erklären." Für die Zeit nach dem Erscheinen von Heines Börne-Buch würde ihr wohl auch jeder einseitige Heine-Freund mildernde Umstände zugebilligt haben. Doch hören wir, was ein unparteiischer Zeuge über Jeanettes Haltung um 1850 berichtet: „Nun – erzählt Ludwig Kalisch –, man hat oft von Heine bei Frau Strauss gesprochen, niemals aber habe ich von ihr ein hartes Wort gegen ihn äußern

hören. Sie sprach im Gegenteil immer voll Bewunderung von seinem Talente und erzählte von seinem ersten Besuche bei ihr in Frankfurt, als er, mit Börne innig befreundet, ihr ein Exemplar seines Buches der Lieder überreichte." – Was bleibt, ist ihre 1840 unmittelbar nach dem Erscheinen von Heines „Börne" erfolgte Publikation von *Ludwig Börnes Urteil über Heinrich Heine*. Die Auswahl dieser Stellen hatte Börne im Grunde noch selbst getroffen. Es waren diejenigen Äußerungen in seinen Briefen aus Paris, die auf Wunsch der Freundin gestrichen worden waren. Jeanette, die nicht für sich selber reden wollte oder konnte, ließ also den toten Freund noch einmal, gewissermaßen zu ihrer Verteidigung, zu Worte kommen; keine glückliche Idee in der Tat, aber eine durchaus begreifliche. Für Friedrich Hirth allerdings Grund genug, „über die Objektivität Jeanettens als Herausgeberin der Briefe Börnes ... damit den Stab (zu brechen) ..."

Als Börne Jeanette Wohl im Winter 1816/1817 kennenlernte, fühlte er sich offensichtlich nicht nur von der in ihrem Kreise allgemein beliebten Goethe- und Mozartverehrerin angezogen – es ist kein Zweifel, daß der weibliche Charme der zwar zurückhaltenden, aber liebenswürdigen Frau auf ihn wirkte. Bis 1828, mehr als zehn Jahre lang, glaubte er, daß die eheliche Verbindung mit der „Freundin (seiner) Seele" nur von der Zeit und der Gunst der Umstände abhängen würden. Der Stil seiner Briefe spiegelt in den ersten Jahren das eifrige Bemühen, der Geliebten zu gefallen, sie zu unterhalten. Doch sind auch bei nüchterner werdendem Tenor zärtlich scherzende Ausrufe wie derjenige vom 11. September 1821: „Ja, Sie sind meine Welterschaffung, meine Erbauung Roms, meine Olympiade, meine Christi Geburt, meine Haegyra, mein Jahr der Freiheit, ich rechne meine Zeit nur nach den Briefen, die ich Ihnen schreibe und

von Ihnen erhalte“ bis in die Zeit von Jeanettes Verbindung mit Salomon Strauss zu finden. Ihre Entschlußlosigkeit jedoch und die zeitweilig auch ohne äußere Veranlassung in ihr aufbrechende Schwermut müssen das im Kern unwandelbare Verhältnis verschiedentlich beschattet haben.

Nicht allzu ernst wird man die Heiratspläne nehmen dürfen, die Börne im ersten Stuttgarter Winter für sie macht; vielleicht hat er diese Erwägungen als Prüfung für sich und die mit dem Tätigkeitsdrang und der literarischen Karriere ihres Anbeters unzufriedene Freundin gedacht. Denn wenn Börne auch einen großen Teil seiner quantitativ bescheidenen Produktion der immer wieder zur Arbeitsdisziplin drängenden, ihm Anregungen aller Art zutragenden Jeanette verdankte, so muß doch zeitweilig ihre ausweichende Verzögerungstaktik für ihn zermürbend gewesen sein.

Ganz unberücksichtigt darf man zudem die Umstände nicht lassen, die sich von außen dieser Ehe entgegenstellten: Neben die seit der Rückkunft von den gemeinsamen Pariser Jahren ernstlich gefährdete Gesundheit Börnes tritt ein anderes, von Pietät und Konvention bestimmtes Hindernis. Börne selber maß, obwohl in der Frankfurter jüdischen Gesellschaft aufgewachsen, diesem Problem zunächst keine allzu tiefe Bedeutung bei. Am 23. März 1824 schreibt er der Braut – denn als solche bezeichnet er sie seit der gemeinsamen Pariser Reise — nach Stuttgart: „... es scheint mir, Sie wollen sich ein Hintertürchen offenlassen; das wird Ihnen aber alles nichts helfen. ... Ich habe schon gestern ausgesprengt, ich wäre eigentlich gar nicht getauft, sondern ein kauscherer Jud, und hilft das nichts bei Ihrer Mutter, werde ich wirklich wieder ein Jude und schwöre Dir bei der großen Thora ewige Liebe und Treue.“ Es wäre sicher falsch, Jeanettes Bedenken, die Gefühle ihrer Mutter durch Heirat mit

einem Christen zu verletzten oder gar selber zum Christentum überzutreten, lediglich als diplomatisches Rückzugsmanöver zu interpretieren. Vielmehr kann man ihre Haltung als symptomatisch für die vielen Juden ihrer Generation in Deutschland bezeichnen. Wir betrachten mit allzu großer Selbstverständlichkeit den Übertritt zum Christentum, den Hunderte von gebildeten Juden in jenen Jahrzehnten vollzogen, (abgesehen von der eigentlichen religiösen Problematik) unter dem Gesichtspunkt des Fortschritts, der Aufklärung und Emanzipation. Doch nur die wenigsten konnten bei diesem Schritt mit der verständnisvollen Toleranz der älteren Generation rechnen, wie das etwa in der Familie Mendelssohn weitgehend der Fall war. Auch Henriette Herz, ihrer Überzeugung nach längst Christin, nahm erst nach dem Tode ihrer Mutter die Taufe an, nach beinahe zwei Jahrzehnte währender engster Freundschaft mit dem Theologen Schleiermacher. Für die ältere jüdische Generation — und nun schon gar in Frankfurt — haftete begreiflicherweise dem Übertritt zum Christentum das Odium des Apostatentums an. In vielen Fällen bedeutete dieser Entschluß einen Bruch mit Brauch und Sitte der Familie, die stark vom religiösen Ritus her geprägt waren. Für Jeanette trat erschwerend die Erfahrung hinzu, die sie in ihrer eigenen Familie machen mußte. Immer wieder taucht in den Briefen der Name der mit ihr innig verbundenen Kusine Guste Wohl auf, die seit Anfang der zwanziger Jahre mit Börnes Freund, dem Musiker Aloys Schmitt, heimlich verlobt war. Für das sensible Mädchen aus streng jüdischem Hause bedeutete das Verlöbnis mit einem Christen eine Belastung, die verschiedentlich die Kraft ihres Gemütes überforderte.

Die schließlich vollzogene Heirat Guste Wohls mit Schmitt führte zum vollkommenen Bruch mit ihrer Familie, durch den auch die mit der Freundin leidende,

kaum weniger sensible Jeanette erschüttert wurde. Es ist begreiflich, daß diese Ereignisse nicht dazu angetan waren, den Heiratswillen Jeanettes trotz der herzlichen Zuneigung zu Börne zu fördern.

Wie sehr die im allgemeinen ängstlich um ihren Ruf Besorgte sich dennoch für die Sache des Freundes auch nach außen hin einzusetzen bereit war, zeigt ihr Verhalten in Börnes Erbschaftshandel mit seinem Vater. Aus den Stuttgarter Briefen vom Januar bis März 1825 erfährt man, daß Börne, jeden anderen Vorschlag des Vaters ablehnend, auf einer einmaligen Kapitalabfindung beharrte. Jakob Baruch, von der bleibenden Kinderlosigkeit und wirtschaftlichen Untüchtigkeit des „Doktors" überzeugt, versuchte diesen zur Annahme einer Leibrente zu bewegen, um das Kapital auf einen Hauptstamm der Familie konzentrieren zu können, eine in reichen jüdischen Kreisen übliche Finanzpolitik. Börne, von den „aristokratischen Grundsätzen" seines Vaters abgestoßen, weigert sich, selber zu erneuten Besprechungen nach Frankfurt zu kommen, mißtraut aber auch der Vermittlung des vom Vater dazu bestimmten Dr. Goldschmidt. So wird der alte Baruch gezwungen, mit Jeanette Wohl als der Beauftragten des Sohnes zu verhandeln. Jeanettes Brief vom 20. Februar berichtet ausführlich vom Besuch des Vaters Baruch. Die souveräne Art, mit der sich Jeanette ihres mehr als delikaten Auftrages entledigt, trägt ihr nicht nur das Lob des Freundes ein, sondern wird auch dem heutigen Leser einige Bewunderung abnötigen: Ihre Einsicht in die charakterlichen Schwächen Börnes („Sie hassen die Tyrannei und lassen sich doch von einem so kleinen großen Despoten — Ihrer Trägheit — beherrschen" schrieb sie ihm schon im Dezember 1821 nach Stuttgart), Schwächen, auf die auch der Vater hier anzuspielen weiß, ist gepaart mit der festen Überzeugung von der Überlegenheit der Welt-

sicht des Sohnes. Das gibt ihr die Sicherheit, dem zweifellos diplomatisch gewandten alten Baruch entgegenzutreten und auf dem Rechte ihres „Mandanten“ zu bestehen. Der kaum verborgenen Drohung des Vaters: „Wenn ich aber ohne seine Zustimmung in mein Testament so gegen ihn verfahre, so steht er da beschimpft“ begegnet Jeanette als kluge Schülerin des dialektischen Freundes: „... alsdann hätte der Doktor erlitten, was er nicht verdient, aber *mit* seiner Bestimmung hätte er verdient, was er erlitten.“

Nachdem im Frühjahr 1828 noch einmal der Heiratsplan unmittelbar vor der Verwirklichung stand — der übermütig verliebte Ton der Berliner Briefe bezeugt das —, brechen Börnes Kräfte nach dem arbeitsreichen Herbst und Winter 1828/1829, bald nach Beendigung der Vorbereitung für seine Gesammelten Schriften, zusammen. Die Ereignisse des Sommers 1830 rücken vollends alle privaten Pläne in den Hintergrund. Börne reist nach Paris, allerdings in der Erwartung, daß Jeanette ihm bald dorthin folgen werde. Noch ahnt er nicht, daß die größte Belastungsprobe ihrer Beziehung noch bevorsteht.

Im Sommer 1831 trifft er die schon lang entbehrte Freundin in Baden; was in diesen Wochen gesprochen wurde, wissen wir nicht. Aus den späteren Äußerungen in beider Briefen geht hervor, daß Jeanette Börne ihren neuen Lebensplan entwickelt und seine Zustimmung erlangt haben muß. Sie wünscht, den treuen Kopisten des vergangenen Winters, Salomon Strauss, zu heiraten, dessen politische Gesinnung mit der Börnes übereinstimmt. Daß sie „den Doktor“ dabei nicht aufgeben kann noch will, darüber hat sie Strauss offensichtlich nicht im Unklaren gelassen. Im März 1832 erscheint nun Strauss überraschend in Paris. Börne zeigt sich von der ersten Begegnung an angenehm berührt, bittet jedoch in zarter Rücksicht die Freundin erst um Erlaub-

nis, seinen Beobachtungen und Gedanken Ausdruck geben zu dürfen. Die plötzlich auftretende Verwirrung entsteht keineswegs, wie Ludwig Geiger in seiner Rezension der 1906 erschienenen Briefe von Jeanette Wohl meint, durch Börnes Einsprache, im Gegenteil: der selbstlos zurücktretende Freund hatte es offenbar übernommen, in klärender Aussprache dem noch zögernden Strauss zum Entschluß zu verhelfen. Inwieweit die auftretenden Hemmungen in Strauss' Charakter, wieweit im Einspruch seiner Familie lagen, ist nicht mehr rekonstruierbar. Hier sind die aufschlußreichsten Stellen mit Gründlichkeit unkenntlich gemacht worden. Nicht verborgen aber bleibt die unendliche Zartheit Börnes, mit der er in diesen Wochen der Freundin beisteht. Solange er an eine für Jeanette positive Wendung der Dinge glaubt, hält er sich taktvoll, ohne ein Wort über sein eignes Leiden zu verlieren, zurück. In dem Augenblick aber, wo er die geliebte Frau preisgegeben wähnt, wirft er alle Zurückhaltung ab und breitet bedingungslos seine ungewandelte Liebe vor ihr aus: „Sie wissen noch gar nicht, wie sehr ich Sie liebe. Ich habe Ihnen mein Herz noch nicht ganz gezeigt." In diesen Wochen der seelischen Erschütterung sind Börnes Briefe erfüllt von einem sonst an ihm ungewohnten, beinahe feierlichen Ernst; sie enthüllen eine menschliche Tiefe und Würde, die er gemeinhin unter dem fröhlichen Narrenkleid zu verstecken weiß. Wenig später, als Jeanette und Strauss den Weg gefunden haben, weicht er wie selbstverständlich zurück und verbirgt Tränen wie Glück unter dem Schütteln der Schellenkappe.

*

Daß eine so ausgedehnte Korrespondenz nicht allein Dokument der menschlichen Beziehung zwischen Schreiber und Adressat ist, versteht sich beinahe von selbst. Für den späteren Leser wird sie zugleich auch *Spiegel einer*

ganzen Epoche. Nicht nur Reise-, Zoll- und Postverhältnisse, die einen ungewöhnlich breiten Raum einnehmen, werden abgehandelt, auch die Geselligkeit der Frankfurter wie der Berliner jüdischen Kreise, das mondäne Badeleben der Zeit, Stadt- und Literaturklatsch, Verlegersorgen, Geld- und Familienprobleme, alles das findet hier Erwähnung und wird kommentiert. Vor allem aber wurden gerade die privaten Briefe an Jeanette Wohl zum Spiegel der Zeitgenossen, — oft unbestechlich in seiner Klarheit, nicht selten aber auch einem Zerrspiegel gleich.

Da ist zunächst der Kreis der Frankfurter Freunde, an dem sich Börnes satirische Laune auffallend wenig übt, wenn man seine heftig geäußerte Aversion gegen die Geburtsstadt im allgemeinen in Betracht zieht. Auf den Rheinreisen um 1820 gelingen ihm meisterhafte Skizzen von Görres' und Arndts häuslicher Umwelt, die er in Beziehung bringt zu dem Geiste ihrer politischen Schriften. Sosehr er sich bald darauf in der süddeutsch-fröhlichen Atmosphäre Stuttgarts wohlfühlt, so kritisch, ja boshaft springt er mit seinen dortigen Bekannten um. Schon bei dem ersten Besuch der schwäbischen Hauptstadt dienen ihm Therese Huber, der „satirische Drache“, und ihre Tochter Louise von Herder zu grotesken Schilderungen. Von Uhland, bei dem er eingeführt wird, fühlt er sich so gelangweilt wie später von Rückert, den er im Bade kennenlernt. Merkwürdigerweise vermißte Börne an Männern wie August Wilhelm Schlegel, Ludwig Uhland und Rückert gerade das, was andere Zeitgenossen, wie Eduard Gans oder Fanny Mendelssohn, ihm selber absprachen: Lebhaftigkeit und geistreiche Unterhaltungsgabe.

Da er sich Jeanette gegenüber keine Zurückhaltung auferlegte, im Gegenteil bemüht war, seine Briefe durch satirische Sprünge interessant zu machen, geht Börne

auch mit seinen jeweiligen Gastfreunden oft rücksichtslos bis zur Geschmacklosigkeit um.
Berlin bietet seiner von Klatschsucht beflügelten Feder reichen Stoff: Mit einer an Unbarmherzigkeit grenzenden Objektivität entwirft er hier, Szene für Szene, ein Bild der gealterten Herz, der Angebeteten seiner Jugendjahre. Keine Falte ihres Gesichtes, kein allzu jugendlicher Kopfputz, keine konventionelle Redefloskel entgeht ihm, — ebensowenig aber verschweigt er die Selbstdisziplin ihrer Lebensgestaltung, die Anmut ihrer bescheidenen Wohnung, ihr gesellschaftliches Talent sowie ihre auch in beschränkten Verhältnissen geübte Wohltätigkeit. Daneben schildert er sich selber als Troubadour der Mariane Saaling, deren raffiniert kultivierte Koketterie ihn ganz in ihren Bann zu ziehen scheint; doch auch hier erfolgt schließlich die beinahe grausame Enthüllung am hellen Tageslicht.
Aufrichtiger klingt die Verehrung für Marianes unschöne kluge Schwester Julie; zwiespältig beeindruckt bleibt er von der schönen Friederike Robert, kalt und enttäuschend wirkt die Wiederbegegnung mit den Varnhagens (an die sich Varnhagen in gleicher Stimmung — mit umgekehrten Vorzeichen — erinnert!). Bei den Schilderungen, die er von den Empfängen in den vornehmen jüdischen Häusern der Mendelssohn und Beer gibt, schwingt das Staunen des Provinzlers mit, für den man ihn dort auch nachsichtig nahm.
Wenn Börnes Berliner Briefe vor allem eine Galerie von Frauenbildnissen erstehen ließen, über Schriftsteller und Literaten aber wenig nach Frankfurt berichteten, so sind die immer ausführlicher werdenden Pariser Episteln hier um so freigiebiger. Seltsamerweise stehen in Berlin die einzelnen Figuren des gesellschaftlichen Spieles, dem er sich zum ersten Male mit naivem Vergnügen hingibt, derart stark im Vordergrund, daß es ihm nicht

gelingt, Jeanette etwas von dem öffentlichen Leben, von dem kulturellen Fluidum der ihr unbekannten preußischen Hauptstadt mitzuteilen; denn auch das Erlebnis der Humboldtschen Vorlesungen, dieses gesellschaftlichen Ereignisses par excellence, bot dem schwerhörigen Manne kaum mehr als ein glanzvolles äußeres Bild.

Ganz anders in Paris: Da ist es die Stadt selber mit ihrem Volke, die ihm zur Hauptakteurin wird. Das große Defilee von Politikern und Schauspielern, von Autoren, Sängern, Ministern, das der Leser hier in oft überraschend schnellem Wechsel an sich vorbeiziehen lassen muß, ist im Grunde nur eine kurz aufgeblendete Vergrößerung aus dem Bild der Masse, die allein seine ungeteilte Sympathie besitzt.

Vor diesem großen, vielgestaltigen Pariser Tableau, als farbiges leuchtendes Gegenbild zu dem deutschen politischen Schattenreich entworfen, schildert Börne nun der Freundin seine Begegnungen mit neuen und alten deutschen Bekannten. Neben einer immer größer werdenden Zahl politischer Flüchtlinge oder freiwilliger Exil-Deutscher, deren kümmerliche Existenz als Winkelliteraten nicht nur von Börne mit Kummer und Abscheu zugleich erwähnt wird, kommt er bald in Kontakt mit Vertretern der zahlreichen in Paris lebenden deutschen Kaufleute und Handwerker; von ihnen, an deren Gesinnungsbildung und politischer Emanzipation ihm besonders gelegen ist, spricht er mit ungewohntem Wohlwollen.

Ganz anders, wenn er von der deutschen Prominenz redet, die damals in Paris versammelt war. Man darf bei der Lektüre dieser Briefpartien nicht vergessen, daß sie für niemandes Augen als für die der Freundin – ja, wie Börne es andeutet, selbst hier oft nur als tagebuchartiges Depositum, bestimmt waren.

Auch nach dem Dezember 1830, als die Verwendung der Privatbriefe für den Druck schon beschlossen war, er-

klärte Börne, sich keinerlei Zwang auferlegen zu wollen; mit Jeanettes vorsichtiger Auswahl und der eigenen späteren Überarbeitung rechnend, konnte er sich auch weiterhin seinem Bedürfnis nach spontanen Mitteilungen überlassen. Gewohnt, seine Umgebung mit den Augen des Satirikers zu sehen, boten sich Börne die Schwächen oder auch nur die komischen Seiten seiner Pariser Bekannten, wie die der alten Madame Beer, der „Mutter der Gracchen“, oder die der Frankfurter Sängerin Carl geradezu zur literarischen Gestaltung an. Die selbstverständliche Zurückhaltung, die er sich hier auferlegte, entsprang den Regeln gesellschaftlichen Taktes und keineswegs irgend einer äußeren, vom Vorteil her diktierten Notwendigkeit. Börne wußte sich in jeder Weise unabhängig und scheute auch seine eigenen Kritiker nicht, im Gegensatz zu den hierin überempfindlichen Heine und Beer.

*

Mit im Zentrum seiner Berichte steht seit dem Winter 1831/32 *Heinrich Heine*, den er von Anbeginn seines Pariser Aufenthaltes herbeigewünscht. Wohl wußte Börne um die Verschiedenheit ihres Talentes und um die Divergenzen ihrer Anschauungen, wie etwa bei der Beurteilung Napoleons. Noch immer aber glaubte er, in Heine eine wenn auch nicht unverrückbare, so doch brillante Stütze der liberalen Partei zu treffen.

Schon bei der ersten Pariser Begegnung nahm Heine ihm selber diese Illusion. Mit größter Selbstverständlichkeit bekannte er seine Neigung zum Juste-Milieu. Ob es nun Heines politisches Bekenntnis oder sein salopp-frivoles Auftreten war, das Börne vom ersten Augenblick an abstieß und zu äußerster Skepsis und „Wachsamkeit“ veranlaßte, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls sind seine Einwände gegen den vermeintlichen Freund von 1828 von Anbeginn der gemeinsamen Pariser Jahre da, wenn

er sie auch über lange Zeit nur der Freundin gegenüber geltend macht. Aufschlußreich wird der Vergleich seiner Äußerungen über Heine, wenn man die publizierten und die unpublizierten Stellen zeitlich nebeneinander stellt. Bei aller persönlichen Abneigung hielt Börne bis zum Februar 1832 ganz zurück mit öffentlichen Angriffen auf Heine – im Gegenteil: im Sinne seiner politisch-taktischen Absicht benutzt er Heines Namen sowie Zitate aus dessen Schriften oder persönlichen Gesprächen zur Unterstützung und Bekräftigung seiner eigenen Meinung. Ein einziges Mal verläßt er dieses Prinzip – sei es aus Achtlosigkeit bei der Druckvorbereitung oder um hier den eignen Standpunkt besser herauszuarbeiten: als er im 62. Pariser Brief vom 14. Dezember 1831 Heines (unbekannten) Artikel gegen die Hamburger Rezensenten Meyer und Wurm erwähnt. „Es war ihm aber gar nicht darum zu tun, mich zu verteidigen, sondern sich selbst, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindische Eitelkeit; er kann nicht den feinsten, ja nicht einmal den gröbsten Tadel vertragen. Er sagte mir, er wolle jene Menschen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig sein." Wenn man daneben liest, was in demselben Brief an Jeanette vom 14./15. Dezember ursprünglich über Heine stand, erscheint der Ausschnitt allerdings milde. Es bedurfte aber kaum der zitierten Bemerkung Börnes, die Heine ja vor dem Herbst 1832 nicht gelesen haben kann, um diesen gegen Börne aufzubringen; denn schon im Mai 1832 erwähnt Heine gegenüber Varnhagen, daß er mit dem gegen ihn intrigierenden Börne sehr schlecht stehe. „Ich betrachte ihn als einen Verrückten."

Doch Börne, der im Gespräch unter Freunden mit seiner Meinung über Heinrich Heine tatsächlich nicht hinter dem Berge hielt, schob den öffentlichen Angriff so lange hinaus, als er Heines Prestige für die gute Sache noch

nicht ganz verloren glaubte. Anspielungen auf einen möglichen Parteienwechsel Heines, wie die im *Heringssalat* (Bd. 3/543 f.) vom Februar 1832 tönen wie warnende, aber zugleich auch wie werbende Herausforderungen ohne persönliche Invektiven.

Börne bedurfte – und das entsprach seinem wiederholt betonten Grundsatz – einer sachlichen Anknüpfung, um seinen Angriff gegen Heine vor die deutsche Öffentlichkeit zu bringen (Dritten gegenüber hatten ja beide längst das gleiche voneinander gesagt; so lieh für „Schufte wie Börne" Varnhagen Heine nur zu gern das Ohr). Die Buchausgabe von Heines im vorhergehenden Jahre in der *Allgemeinen Zeitung* erschienenen *Französischen Zustände* bot nun dazu Gelegenheit. Jeanette hatte im Sommer 1832 – wie bereits erwähnt – ihrer Begeisterung über Heines Artikel Ausdruck gegeben. Dessen ungeachtet erklärt Börne ihr am 20. Februar 1833: „Der Heine über sein Buch wird sehr von mir heruntergemacht werden. Haben Sie denn beim Lesen gar nichts Dummes, Anmaßendes und Lächerliches gefunden?" Den Auftakt bildet die ursprünglich am 9. Februar niedergeschriebene, im Druck auf den 12. datierte Parallele: Börne = Luther, Heine = Melanchthon. In Börnes Vergleich seiner eigenen Funktion – nicht Person! – mit der Luthers steckt eine besondere Spitze gegen Heine, der es seinerseits liebte, Luther zu seiner Rechtfertigung zu zitieren; die Parallele Heine-Melanchthon war vollends bitterste Ironie. Einige Tage darauf folgt im 109. Brief die eigentliche Rezension der *Französischen Zustände*, in der Börne den Dichter zwar noch immer anerkennt, den politischen Opportunisten Heine aber schon zu entlarven und zu vernichten sucht.

Erst Wochen später, am 16. März, bittet er die Freunde Jeanette und Salomon Strauss, die Heine-Stellen in seinen Briefen seit 1830 auszuziehen mit der Begründung:

„Ich komme bestimmt mit dem Heine früher oder später öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen ...", und nach einigen an Heines Artikel in der *Europe littéraire* anknüpfenden groben Beschimpfungen heißt es unmißverständlich: „Ich muß ihn entlarven." Das allerdings geschah, umfassend und auf öffentlicher Ebene, erst zwei Jahre später in der im *Réformateur* erschienenen Rezension *De l'Allemagne, par H. Heine.*

*

An dieses unerfreuliche Kapitel der deutschen Literaturgeschichte sei noch ein anderes, bisher weniger bekanntes Skandalosum angeschlossen: *Börnes Äußerungen über Juden.* Noch einmal muß man sich den strengen Privatcharakter dieser Mitteilungen Börnes vergegenwärtigen. Wo immer in seinen gedruckten Schriften, besonders in den *Briefen aus Paris*, von Juden in ablehnender oder gar aggressiver Weise die Rede ist, geschieht es, ebenso wie bei der namentlichen Erwähnung von Nichtjuden, die seinen kritischen Schwertstreichen zum Opfer fallen, aus sachlichen Gründen, wenn auch keineswegs in sachlichem Klima. Nur wenn er das öffentliche Interesse, das ihm geradezu heilige Recht des Volkes durch eine einzelne Persönlichkeit gefährdet sieht, wenn er Mißbrauch oder diplomatische Ränke wittert, scheut er sich nicht, dem vermeintlichen Gegner rücksichtslos das Visier aufzureißen, gleich ob es der König von Bayern, der Hofrat Rousseau oder Rothschild ist; ja, gerade mit dem letztgenannten Namen verbindet er nicht einmal eine isolierte Person: oft geht aus seinen Bemerkungen nicht hervor, ob er James Rothschild in Paris, Meier Amschel in Frankfurt oder Karl in Neapel meint, – und gerade dann hat Börne seine Absicht erreicht: die Dynastie Rothschild anzugreifen.

Seine intimen Äußerungen über gemeinsame Frankfurter Bekannte oder flüchtige jüdische Badebekannt-

schaften lassen sich in ihrer erbarmungslosen Bosheit oder kleinlich banalen Lieblosigkeit von keinem Prinzip her beschönigen. Nun ist es zwar nichts Außergewöhnliches, daß ein Jude über Juden, ein Deutscher über die Deutschen schimpft. Bei Börne aber kumulierten sich diese Züge – und ihre Verbindung erweiterte den Kreis seiner Gegner in Deutschland bei Juden und Christen. Allerdings nur bei den Juden und den Christen, die das jüdische Gewand ihres Judentums oder ihre christlich deutsche Blondheit, wie Börne es einmal nennt, als wesentliche menschliche Qualität hervorkehrten. Schon als Knabe erscheinen ihm sinnentleerte jüdische Zeremonien fremd und abstoßend. Die Kindheit in der Judengasse mit der Ungeniertheit des beengten Zusammenlebens lebhafter Menschen hat in ihm ein wahres Trauma hinterlassen. Mit der jüdischen Art naturgemäß besonders vertraut, ist sie es und keine andere, ihm fremdere, die fatal auf ihn wirkt, wo er ihr unfreiwillig begegnet. Überdies haßte Börne jedes gruppenbewußte Gebaren. Leute, die ihn in Frankfurt kaum kannten, fielen ihm in Bonn oder Stuttgart in aller Öffentlichkeit um den Hals als einem Baruch oder suchten seinen Umgang im Bade als den eines berühmten Stammesgenossen. Ihm war diese im Grunde harmlose jüdische Zudringlichkeit so unangenehm wie die deutschtümelnde Flegelei eines Turnbruders, der jedem Landsmann gewissermaßen auf die Schulter schlug.

*

Ein Wort über Börnes späte *Briefe aus der Schweiz* soll die Einführung in die Korrespondenz mit Jeanette abschließen. Die politischen Erfahrungen und Erkenntnisse, die er in den Sommern 1832 und 1833 im freundschaftlichen Umgange mit Männern wie Troxler und Zschokke, Laharpe und Monnard, Snell und Stapfer sowie im praktischen Studium der demokratischen Einrichtungen der

Schweiz gewann, fanden trotz blühendster Pläne – darin war Börne groß – keinen Niederschlag mehr in einem größeren literarischen Zusammenhange. Die Studien und Fragmente aus dieser Zeit in Band 2 unserer Ausgabe mögen hier die Briefe ergänzen.
Die Schweiz, seit Anfang des Jahrhunderts für die liberalen Köpfe Deutschlands Muster und Studienfeld, wird für Börne zum Bilderbuch der Geschichte; doch auch der mächtig heraufbeschworene genius loci des Rütli hindert ihn nicht daran, selbst hier die Gefahren der politischen Entwicklung, den Mangel an Horizont in den Zeitungen und die Langeweile des kleinstädtischen Lebens festzustellen.

Börne und Cotta

Aus der allgemeinen Dürftigkeit des Börneschen Briefverkehrs hebt sich, besonders in den Jahren zwischen 1817 und 1824, die Korrespondenz mit Johann Friedrich von Cotta, dem Fürsten unter den zeitgenössischen deutschen Verlegern, heraus. Es handelt sich, wie bei den meisten bekannten Briefen Börnes – mit Ausnahme derjenigen an die Herz und an Jeanette Wohl – um reine Geschäftsbriefe, die das Tatsachengerüst der Beziehung zwischen Verleger und Schriftsteller, sofern man die Antworten Cottas inhaltlich mitberücksichtigt, nahezu vollständig darbieten. Eine wesentliche Ergänzung erfährt dieses Gerüst allerdings durch die Äußerungen Börnes in den Briefen an Jeanette Wohl: Die Berichte über persönliche Begegnungen und mündliche Verhandlungen zwischen den beiden Männern, die längere Zeit in der gleichen Stadt lebten, schließen die wenigen Lücken zwischen den schriftlich abgeklärten Verhandlungsdaten; vor allem aber stellen sie die wichtigste Quelle dar zur

Beurteilung von Börnes Einstellung zu Cotta als Geschäftsmann und Politiker.

Was im Zusammenhang mit Heinrich Heine gesagt wurde, muß auch hier berücksichtigt werden: Bei der Betrachtung der zahlreichen, über nahezu anderthalb Dezennien verstreuten Äußerungen über Cotta und seine Blätter ist zu unterscheiden zwischen den für den Druck bestimmten Stellen – so vor allem in den *Briefen aus Paris* zwischen 1830 und 1833 – und denjenigen intimen Charakters, die Börne nicht öffentlich zu verantworten hatte.

Die ungekürzte Drucklegung der gesamten Originalbriefe aus den Börne- und Cotta-Archiven erlaubt jetzt ein objektiveres und differenzierteres Urteil über das Verhältnis vor allem Börnes zu Cotta, als das bislang möglich war.

Es waren im wesentlichen drei Veröffentlichungen, die bisher über die Beziehung der beiden Männer Auskunft gaben: Das große Standardwerk von Johannes Proelss über *Das Junge Deutschland*, das 1892 im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung erschien und bereits die Briefe Börnes, die im Archiv des Hauses Cotta lagen, mitverarbeitet und in Auszügen wiedergegeben hatte; sodann die 1907 erschienene Studie Ludwig Geigers über *Börne und Cotta* in der ebenfalls *Das Junge Deutschland* betitelten Sammlung von Studien und Mitteilungen, die zum ersten Male die im Börne-Archiv von Frankfurt liegenden Briefe Cottas berücksichtigte und zum Teil im Wortlaut wiedergab; schließlich der 1927 von Herbert Schiller, dem Betreuer des Cotta'schen Verlagsarchives und Biographen des Verlegers in den *Schwäbischen Lebensbildern*, herausgegebene zweite Band der *Briefe an Cotta* (Das Zeitalter der Restauration 1815 bis 1832), der ebenfalls meist schon durch Proelss bekannte Ausschnitte der Briefe Börnes zwischen 1817 und 1824 wiedergab.

In den naturgemäß zum größten Teil im Cotta-Verlag erschienenen Monographien über Cotta und seine Blätter wird Börne kaum erwähnt. Eine Ausnahme bildet eine neuere, ebenfalls aus dem Cotta-Archiv schöpfende, dem Verlag aber wohl weniger verpflichtete Arbeit von Robert Marquant *Thiers et le Baron Cotta,* Paris 1959, die von Börne gelegentlich als von einem der prominenten Pariser Korrespondenten des *Morgenblattes* spricht.
Den entscheidenden Beitrag zur Klärung und historischen Würdigung der Beziehung von Cotta und Börne hat zweifellos Johannes Proelss geleistet, wenn auch seine Darstellung – wie die meisten der zu Rate gezogenen Arbeiten um die Jahrhundertwende – sich nicht eines gewissen heroisierenden Tenors enthalten konnte. Da Geiger sich in einigen Punkten über Proelss' richtige Ergebnisse hinwegsetzt, behält der letztgenannte, wie der Überblick über das gesamte Briefmaterial zeigt, in einem wesentlichen Punkte recht (obwohl er in den Kopierbüchern des Verlagsarchivs keine Kopien der Cotta'schen Briefe an Börne vorfand): Die Anknüpfung dieser später so problematischen Beziehung ging eindeutig von Cotta aus, als dieser in den Jahren nach dem Wiener Kongreß seine bis 1813 nach Frankreich gerichteten liberalen Neigungen vorübergehend Preußen zuwandte.
Aus Cottas damals freundschaftlichen Beziehungen zu Hardenberg mag 1817 der Plan zur publizistischen Unterstützung des Berliner Ministeriums entstanden sein, den der preußischen Bundestagsgesandte von Otterstedt den ihm bekannten freisinnigen Journalisten Dr. Stiefel und Dr. Baruch in Frankfurt unterbreitete. Diesem Zeitungsprojekt Cottas, das in keiner der uns bekannten Monographien über den Verlag oder die Person Johann Friedrich Cottas erwähnt wird, verdanken wir nicht nur den schon von Proelss publizierten aufschlußreichen pro-

grammatischen Brief Börnes vom 2. März 1817; das verlagsinterne Programm wurde vielmehr ergänzt und erweitert durch die beiden geistvollen Entwürfe zu einer Ankündigung der Zeitschrift, deren erster in den *Briefen an Cotta* (a.a.O.) veröffentlicht wurde. Jeder der beiden Entwürfe bietet eine andere Art der Anknüpfung an, beiden bleibt das Entscheidende gemeinsam: ein Organ anzukündigen, das, als „Friedensgericht hadernder Gesinnungen" *über* den leidenschaftlich geführten Meinungskämpfen der Zeit stehend, zwischen den Parteien vermitteln will. Wenn man dazu noch die nüchterne Formulierung des zweiten Entwurfes nimmt, die das Blatt „nicht (als) ein Schlachtfeld kriegführender, sondern als ein(en) Markt nebeneinander zur Schau und Wahl aufgestellter Meinungen" verstanden wissen will, so sieht man den jungen Publizisten Baruch damals in allernächster Nähe der großen *Allgemeinen Zeitung*, wie sie ihre Gründer, Cotta und Posselt, (in der Vorankündigung vom 31. Oktober 1797) von Anfang an aufzufassen wünschten; noch 1828 schreibt Johann Friedrich Cotta an den bayrischen Gesandten in Wien unter anderm: „Die Tendenz der *Allgemeinen Zeitung* bleibt sich immer gleich, vielseitige Berichte im Geist der verschiedenen Parteien zu liefern, die Europa seither bewegten und hierdurch der Nachwelt wahrhafte geschichtliche Materialien zu liefern ..." Das Projekt der ministeriellen Zeitung scheiterte in den mündlich geführten Verhandlungen, — sicher nicht an der Unvereinbarkeit der politischen und publizistischen Konzeptionen des Verlegers und der Redakteure; sonst hätte Dr. Baruch kaum noch am gleichen Tage seine Dienste als Mitarbeiter der *Allgemeinen Zeitung* angeboten.

Es kann hier darauf verzichtet werden, die Phasen von Börnes Mitarbeit an den Cotta'schen Blättern, wie sie aus den Briefen selber erhellen, im einzelnen nachzu-

zeichnen. Wesentlich jedoch ist der Hinweis auf zwei weitere Projekte Cottas, in deren Interesse er sich wiederum zuerst an den eigenwilligen Schriftsteller wandte: Im Oktober 1820 fragte Cotta Börne in einem nicht erhaltenen Brief an, wie er von der Übernahme und Gestaltung eines politischen Journals denke. Es handelte sich offenbar um eine Neugestaltung von Cottas erster Gründung, der von dem Historiker Ernst Ludwig Posselt redigierten und nach dessen Tode vernachlässigten *Europäischen Annalen.* Börnes ziemlich unumwundene Ablehnung, die politisch-historische Vierteljahresschrift zu redigieren, noch ehe ihm nähere Angaben zugekommen waren, wird mit der Anspielung auf die seit 1819 verschärften Zensurmaßnahmen hinreichend begründet. Cottas Antwort vom 18. Oktober bestätigt die Schwierigkeiten, die damals einem eigentlich politischen Journale entgegenstanden. Sein Vorschlag, „zunächst nur trockene, aber geistvolle Tagesgeschichte ... als Handbuch für die Zeitgeschichte" zu liefern, findet bei Börne keinen Anklang: „Ich bin ein schlechter Skribent, wenn ich nicht aus dem Herzen schreibe", erwidert er am 25. Oktober verbindlich und bietet sich wieder einmal mehr als gelegentlichen Mitarbeiter auch dieses Blattes an. Wenige Tage darauf schlägt er, mit Erfolg, Friedrich Murhard als Redakteur der Annalen vor.

Noch ein drittes Mal forderte der unternehmungsfreudige Zeitungsmann Cotta Börnes Stellungnahme zu einem weiteren Sorgenkind seiner Gründung heraus. Wenn er, in einem ebenfalls nicht erhaltenen Brief vom Anfang März 1821, Börnes „Ideen über ein zu unternehmendes literarisches Tagblatt" erbat, so konnte es sich nur um das erst seit kurzem unter Adolph Müllners Leitung stehende, aus dem *Morgenblatt* hervorgegangene *Literaturblatt* handeln, dessen Entwicklung unter dem problematischen Redakteur dem Verleger vielfältige

Klagen eintrug. Dieser Aufforderung leistete Börne offensichtlich gern Folge; er entwarf im Schreiben vom 10. März ein anspruchsvolles und umfassendes Programm, dessen Ausgangspunkt, die Verbindung der Literatur mit dem Leben, seinen Lieblingsgedanken von 1818 (*Das Leben und die Wissenschaft*) wieder aufnahm. Dieses Programm sah nicht nur eine Erweiterung des *Literaturblattes* vom Stofflichen her vor – Einbeziehung der älteren wie der antiken Literatur –, sondern bedeutete zugleich auch eine thematische Sprengung des bisherigen Rahmens von *Morgenblatt* und *Literaturblatt*, aus denen die Politik als ausgeschlossen galt. Börne schlug nun ein Nebeneinander von induktiver und deduktiver Methode vor: Entweder bot sich die Idee des literarischen Stoffes selber an, dem Zeitgeist die Hand zu reichen, oder aber die Zeitereignisse sollten es sich gefallen lassen, daß ihre Erscheinungen nach den Regeln der Kunstkritik beurteilt und auf ihren Ideengehalt hin untersucht würden. Börnes eigene, zumeist im *Literaturblatt* erschienenen Kritiken in den zwanziger Jahren illustrieren am besten die von ihm vorgeschlagene Methode, die, aus der (Zensur-)Not der Zeit eine Tugend machend, jeder zünftigen und klassischen Form der Kritik entgegenstand.

Eine Antwort Cottas auf diesen Brief ist nicht bekannt und wohl, wie das die Angelegenheit übergehende Schreiben Börnes vom 20. März zeigt, auch nicht gegeben worden. Der Seniorchef des Hauses Cotta war erkrankt, und Georg Cotta beantwortete im Auftrag des Vaters Börnes inzwischen erfolgtes Angebot, auf Cottas Kosten über die jüngsten Ereignisse in Italien zu berichten.

Im Verlauf der zwanziger Jahre gibt es daneben noch zwei andersartige Verhandlungsanlässe zwischen dem Verleger und Börne: Im November 1820 versuchte Börne in Stuttgart Cotta zur Übernahme der *Wage* in seinen Verlag zu bewegen. (Über das Ergebnis vgl. Anmerkung

Bd. 5/663.) Sieben Jahre später, am 21. Februar 1827, erinnert Cotta Börne an dessen inzwischen beträchtlich angewachsene Schuld von 4720 Gulden, um deren Tilgung durch Mitarbeiterbeiträge er sich in den letzten Jahren immer weniger zu bemühen schien. Die Empfindlichkeit Cottas über einige in andern Verlagen erschienene kleine Schriften Börnes weiß dieser am 2. März des Jahres zu zerstreuen und bietet, gewissermaßen als Ausgleich, die beabsichtigte Sammlung seiner Schriften Cotta zum Verlag an. Da die Antwort des Verlegers bis zum 27. August auf sich warten läßt, ziehen sich die schriftlich geführten Verhandlungen bis zum Dezember des gleichen Jahres hin und bleiben, dank Börnes Beharren auf seinen hochgeschraubten Forderungen, ohne Ergebnis. Erst im Frühjahr 1829 erfährt Cotta durch Heine vom Vertragsabschluß Börnes mit Campe und fühlt sich begreiflicherweise berechtigt, nun mit Nachdruck auf der Anerkennung und Tilgung von Börnes alter Schuld zu bestehen. Daß dieser Anerkennungskampf noch Jahre nach Cottas Tod liebenswürdig, aber bestimmt von Georg Cotta im Auftrag der Erbengemeinschaft weitergeführt wird, geht aus den Briefen selber hervor.

Die meist kurzen und sachlichen Schreiben, die unabhängig von den fünf erwähnten bedeutenderen Anlässen zwischen Cotta und Börne gewechselt wurden, wären, sofern sie nicht Bitten um Geld von Seiten Börnes und meist humorvoll höfliche Mahnungen von Seiten Cottas betreffen, in die Kompetenz der verschiedenen Redaktionen gefallen, mit denen Börne aber offenbar ungern verkehrte.

Neben diese verhältnismäßig klar zu übersehende Sachverhalte treten, gewissermaßen als Kommentar, die auf Cotta bezogenen Bemerkungen in den Briefen an Jeanette Wohl sowie – einzige Ausnahme eines derart persönlich gehaltenen Schreibens an einen Dritten – in

dem an Theodor Welcker gerichteten Brief vom 16. Mai 1836.

In den ersten Jahren der Bekanntschaft mit dem Verleger, besonders zwischen 1820 und 1824, betrachtet Börne Cotta, neben dem persönlich anregenden Umgang, gern als bequeme Finanzquelle. Alle die kleinen Editionsprojekte, die ihm die Freundin unermüdlich einredete und für die er Cotta interessieren sollte, scheinen weder der Autor noch der Verleger allzu ernst genommen zu haben. Obwohl Börne, in den entschieden liberalen Kreisen Stuttgarts herzlich aufgenommen, gerade von dieser Seite vor dem politisch ehrgeizigen und letzten Endes undurchsichtigen Verleger und Abgeordneten nachhaltig gewarnt wird, verkehrt er auch in den folgenden Jahren „täglich freundschaftlicher" mit Cotta und dessen Familie. Aus gelegentlichen Äußerungen gewinnt man den Eindruck, daß auch der politische Gedankenaustausch zwischen den beiden so verschieden gestellten Männern ausgesprochen freimütig gewesen sein muß. So macht Cotta Börne gegenüber kein Hehl daraus, daß es die Rücksicht auf Wien sei, die ihm verbiete, die dort nur allzu bekannte *Wage* offiziell zu übernehmen. Dort sei man schon 1819 auf seine Korrespondenz mit dem damals in Paris weilenden liberalen Schriftsteller unliebsam aufmerksam geworden.

Das freundschaftliche Verhältnis zu Cotta scheint sich, zumindest von Seiten Börnes, nach dessen Rückkehr von seinem zweiten Pariser Aufenthalt merklich abgekühlt zu haben. Nicht nur wird ihm der am Anfang der zwanziger Jahre wieder verstärkte Druck der offiziellen Zensur in Deutschland lästig, vielmehr muß er erfahren, daß Cotta selber, um seinen vor allem in Österreich gefährdeten Blättern Lizenz und Einfluß zu sichern, eine interne, nun auch von kirchlichen Rücksichten mitbestimmte Zensur ausübt und sich damit immer mehr als der „Buch-

händler der Heiligen Allianz" bestätigt. Hinzu kommt die Verpflichtung, die das vom König von Bayern Cotta 1822 verliehene Baronat diesem politisch wie gesellschaftlich auferlegt. So meidet Börne, 1825 erneut für einige Monate nach Stuttgart übergesiedelt, das gastliche Haus Cottas, „seitdem er sich mit dem adligen Pack verbunden".

Doch noch sechs Jahre später, im April 1831 (im August 1829 hatte Börne gerade Cottas Rückzahlungsansprüche mit Entschiedenheit abgelehnt und den Verleger auf den Rechtsweg verwiesen!) begegnet Börne dem Baron und seiner Gattin zufällig als Zimmernachbarn in einem Karlsruher Gasthof und berichtet der Freundin darüber kurz, aber offenbar vergnügt: „Mit Cotta und seiner Frau ... viel politisiert."

Mit Befremden liest man endlich, wie ungerührt Börne vom Tode seines langjährigen Gönners Kenntnis nimmt: Im Brief an Jeanette Wohl vom 5. Januar 1833 heißt es wie beiläufig: „Von Cottas Tod haben Sie wohl schon gehört. Das ist jetzt nach Robert der zweite, der es nicht erlebt, daß ich ihn in meinen Briefen heruntergemacht; Goethe mitgerechnet eigentlich der dritte. Meine Gegner haben Glück."

Nach diesem Überblick über Börnes briefliche Äußerungen drängt sich die Frage auf, was ihn wohl zu einer derart kalten, ja gehässigen Distanzierung von dem ihm gegenüber zweifellos nachsichtigen und großzügigen Verleger geführt haben mag. Es erscheint unzureichend, sich mit einer moralischen Abkanzelung zufriedenzugeben, wie sie Geiger in seiner Studie Börne widerfahren läßt; auch kann man diesen Tatbestand nicht einfach schweigend übergehen, wie es bei Proelss geschehen ist.

Börne, der in Geldangelegenheiten im allgemeinen sehr korrekt und vor allem in späteren Jahren insgeheim freigiebig war, hat sich Cotta gegenüber ohne Zweifel einer

pietätlosen Undankbarkeit schuldig gemacht. Man muß sich aber im Hinblick auf die ohne Zögern gewährten und unbedenklich akzeptierten Vorschüsse, die Börne jahrelang erhielt, vergegenwärtigen, daß dieser hier keine Ausnahme bildete: Selten wurde ein zu literarischen Hoffnungen berechtigender Bittsteller von Cotta abgewiesen, kaum je wurde einem dem Verlag nahestehender Autor die erbetene Hilfe verweigert, so daß Heine mit Recht sagen konnte, „der ganze deutsche Parnaß ... paradiere" in Cottas Schuldbuch. Dennoch mag, allein schon an der Höhe der Summe gemessen, Cottas bekannte Großzügigkeit von Börne in einem ungewohnten Maß beansprucht worden sein. Die Tatsache als solche zeugt für das prinzipielle Wohlwollen des Verlegers gegenüber einem derart unregelmäßig und umfangmäßig bescheiden liefernden Mitarbeiter seiner Blätter.

In diesem Zusammenhang muß man sich daran erinnern, daß es Cotta war, der in den Jahren zwischen 1817 und 1821 mehrfach an Börne herantrat, um diesen zur programmatischen Stellungnahme zu seinen verschiedenen publizistischen Unternehmungen aufzufordern. Trotz seines geschäftsbedingten Lavierens zwischen den europäischen Großmächten wird sich der alte Freund Posselts und Gründer der *Europäischen Annalen* im Herzen noch immer als Parteigänger der großen Revolution und Bewunderer Frankreichs gewußt haben. Der Mitarbeiter des *Deutschen Journals* Louis Baruch, mehr noch der Herausgeber der *Wage*, mag mit seinem gemäßigten Nationalismus und seiner nicht verborgenen Franzosensympathie Cottas wahrhafter politischer Gesinnung ebenso wie mit seiner Ablehnung der Romantik dessen ästhetischem Geschmack weitgehend entsprochen haben. Vielleicht tauchte auch bis 1820 in dem alten Franzosenfreund hie und da der Gedanke auf, daß der Geist Posselts und Stegmanns, seiner treuen Redakteure

aus der eigenen Generation, so leicht in den jüngeren Reihen der Burschenschafter nicht mehr anzutreffen sein würde. Vor allem jedoch wird der erfahrungsreiche Zeitungsmann den Wert geistreicher Entwürfe und anregender Vorschläge von Seiten des unkonventionellen und ideenreichen jungen Publizisten genau gekannt haben. Einmal gewann ihm Börnes Vorschlag einen langjährigen Redakteur für die Annalen; dann auch wird man in der umfangmäßigen Erweiterung des *Literaturblattes* im Herbst 1821, vor allem aber in dem neuen redaktionellen Gesicht des Blattes unter Wolfgang Menzel Börnes indirekten Einfluß vermuten dürfen. Die Berücksichtigung dieser Umstände ermöglicht es, auch Cottas finanzielle Bereitwilligkeit etwas nüchterner einzuschätzen.
Doch weniger als der große Unternehmer Cotta scheint Börne diese mehr als ein Jahrzehnt währende Beziehung als eine private oder gar persönlich verpflichtende aufgefaßt zu haben. Besonders seit der Mitte der zwanziger Jahre sieht er in dem Verleger Goethes und der *Allgemeinen Zeitung* in erster Linie den Aristokraten und Diplomaten. Die kluge Anpassung, mit der Cotta sein Lieblingskind, die *Allgemeine Zeitung*, durch die napoleonische Ära gerettet hatte, das eben noch rechtzeitige Einschwenken der Zeitung auf den nationalen Kurs, sein geschicktes Operieren zwischen Preußen und Frankreich im Vordergrund, das Metternich längere Zeit hindurch ein unbeobachtetes Agieren erleichterte, war Börne zum mindesten in den großen Linien kaum verborgen geblieben. Dennoch bietet er auch nach den Karlsbader Beschlüssen der AZ sporadisch seine Mitarbeit an – offenbar vergeblich. Wie weit Cotta in Wahrheit mit Österreich engagiert war, muß Börne erst später, vielleicht erst einige Zeit nach der Juli-Revolution aufgegangen sein. Noch 1830 und 1831 sind seine Äußerungen über die AZ äußerst spärlich und erschöpfen sich in kleinen, aber be-

zeichnenden Sticheleien gegen den Berliner Korrespondenten. Daneben läßt ihn das Gerücht, Cotta wolle in Paris eine deutsche Zeitung herausgeben, im Oktober 1830 wieder hoffnungsvoll aufhorchen.

Im zweiten Pariser Winter jedoch werden seine für den Druck bestimmten Angriffe auf die einseitige und willkürliche redaktionelle Zensur der angeblich überparteilichen AZ immer deutlicher und massiver, bis sie am 4. Januar in der – berühmt gewordenen – Invektive gipfeln: „Die *Allgemeine Zeitung* ist freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für alle, die bezahlen ..." (vgl. Bd. 3/438). Der ehemalige Mitarbeiter der Cotta'schen Blätter ist zum offenen Gegner geworden. Doch Börne, geborener und bewußter Nicht-Diplomat, legt gleichzeitig seine Karten offen auf den Tisch: „Mit dem Vater der *Allgemeinen Zeitung* habe ich ohnedies ein Wort zu sprechen. Seine unverschämte Tochter sprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwidern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurückgewiesen worden ..." Der Anstoß, seine Rücksichten gegenüber Cotta und der AZ fallenzulassen, ist damit erklärt, und Börne fühlt sich nun nicht länger gebunden, „aus prunkender Großmut den Vorteil der allgemeinen Sache zu vernachlässigen".

Was war geschehen? Am 24. Dezember 1831 hatte einer der Korrespondenten der *Allgemeinen Zeitung*, Johann Heinrich Schnitzler, in einem seiner Pariser Berichte von den „berüchtigten Briefen über Paris" gesprochen. In Abwesenheit des in dieser Hinsicht loyalen Redakteurs Kolb, der sich selber in Paris aufhielt, war die von Konkurrenzneid diktierte ominöse Stelle übersehen oder durchgelassen worden. Diese redaktionelle Panne, von Kolb wie auch von Heine Cotta gegenüber als „gemein" und „unwürdig" verurteilt, wurde von Börne und seinen Gesinnungsfreunden als gezielter Angriff und als end-

gültige Absage der AZ an die Bestrebungen der liberalen Partei empfunden. Von nun an ist es Börnes „einziger Ehrgeiz . . . , Deutschlands Oedip zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit".
Die seit Januar 1832 unverhüllt ausgesprochenen Schmähungen der Person des alten Cotta und seines Blattes erscheinen um die Jahreswende 1832/1833 in der zweiten Lieferung der Pariser Briefe im Druck und finden den Angegriffenen nicht mehr unter den Lebenden. Über Cotta schweigt Börne von nun an vor der Öffentlichkeit, mit der AZ bleibt er in offener Fehde, die 1836 durch die in dem Augsburger Weltblatt geäußerten abfälligen Bemerkungen über die schlechte Aufnahme seiner *Balance* neue Nahrung erhält. Insgeheim aber setzt Börne die Verdächtigungen nicht nur der „Augsburger Phryne", sondern auch ihres Gründers fort.
Die Unterstellungen und Verdächtigungen, die vor allem Cotta als politischer Persönlichkeit gelten, sind derart gravierend, daß sie nicht unkommentiert stehen bleiben können. Es ist unverständlich, daß sich weder bei Proelss noch bei Ludwig Geiger oder Alfred Stern, dem Herausgeber der *Briefe aus Paris* in der Historisch-kritischen Ausgabe irgend eine Stellungnahme zu den bereits in den gedruckten Briefen veröffentlichten Angriffen auf die AZ und Cotta finden, ja daß selbst Helmut Bock in seiner aus sorgfältigem Quellenstudium hervorgegangenen Börne-Monographie über diese letzte unerfreuliche Phase im Verhältnis der beiden Männer hinweggeht und nur von „Edelsinn und Hochachtung auf beiden Seiten" spricht.
Sicher muß man die für den Druck bestimmten Äußerungen in den *Briefen aus Paris* vor allem als taktisch bedingte, nicht als persönlich gemeinte werten. Die Sprache, die in den damaligen Blättern beim Austrag politischer und literarischer Meinungskämpfe geführt wur-

de, war oft geradezu aristophanisch grob. Börne selber hatte in den „berüchtigten" *Briefen aus Paris* die badischen liberalen Professoren Rotteck und Welcker arg zerzaust und verkehrte später dennoch mit ihnen, besonders mit Welcker, in freundschaftlicher Weise.

Das jedoch, was er Cotta seit 1832 in öffentlichen wie privaten Äußerungen vorwirft, geht selbst über den damals üblichen Rahmen hinaus. Im allgemeinen spricht Börne seine politischen Gegner oder Gesinnungsfeinde von aller Berechnung frei und hält ihnen ihre, wenn auch in seinen Augen irrige, ehrliche Überzeugung zugute. Gerade das aber ist es, was er Cotta abspricht: er beschuldigt den großen Zeitungsmann, den Fürsten unter den Verlegern Europas, dessen Blätter in alle Kabinette Eingang fanden, der Bestechlichkeit.

Hier läßt sich Börne — wie so oft — von seiner Leidenschaft hinreißen, einen richtig erkannten Tatbestand falsch auszudeuten: Seine Skepsis gegenüber der propagierten Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der AZ war durchaus berechtigt. Der Verleger selber bezeichnet sein Blatt in einem (bei Heyck zitierten) 1828 an den bayrischen Gesandten in Wien gerichteten Brief als schon „in ihrem Anbeginn österreichische Armeezeitung" und gesteht, daß die AZ gegen keine Macht „von jeher größere Schonung beobachtet (habe) als gegen Österreich". Cottas Sympathien für Frankreich waren bis zum Niedergang Napoleons allgemeiner bekannt und erleichterten ihm auch zur Zeit der Restauration die Wiederaufnahme der französischen Korrespondenz, die zu allen Zeiten den breitesten Raum in der AZ eingenommen hatte. In der Epoche des guten Einvernehmens mit Berlin schließlich war Börne selber mit Cotta durch das Projekt der ministeriellen Zeitung bekannt geworden.

Cottas zahlreiche erstklassig informierte Korrespondenten saßen nicht nur überall an den Brennpunkten des

aktuellen politischen Geschehens, sondern oft auch – mit Namen nur dem Chef des Verlagshauses selbst bekannt – in den höchsten Verwaltungs- und Staatsämtern.

Was Börne also von dem ungewöhnlichen Einblick Cottas in die Kabinettsgeheimnisse Europas wie über seinen entsprechenden Einfluß bei den höchsten Stellen vermutete, war durchaus zutreffend; nur darin irrte Börne vollkommen: Durch aktive, nicht, wie er ihm unterstellte, durch passive Bestechung übte Cotta diese inoffizielle diplomatische Funktion aus; denn in Fällen wie dem sicher krassesten von Pilat, dem Chefredakteur des *Österreichischen Beobachters* und Freunde Friedrich Gentz', konnte von regulärer Bezahlung keine Rede mehr sein. Cotta, der ungeheure Summen erlegen mußte, um die halbjährig zu erneuernde Lizenz für den Verkauf der *Allgemeinen Zeitung* in Österreich zu erlangen, klagte in dem oben angeführten Brief ganz offen über den „kostspieligen" Mitarbeiter und dessen „Brandschatzung".

Über das wirkliche Ausmaß der Zensurschwierigkeiten, durch die hindurch Cotta das Schiff gerade der AZ zu steuern hatte, machte sich Börne wohl kaum die rechten Vorstellungen. Eines der frappantestens Beispiele der kühnen Gratwanderungen der AZ zwischen der Gunst der verschiedenen Regime bleibt die Veröffentlichung von Heines Pariser Korrespondenz in der ersten Hälfte des Jahres 1832. Um diesen für Cotta typischen Schachzug richtig würdigen zu können, muß man sich die näheren Umstände vergegenwärtigen: Nicht nur bei Börne hatte die AZ im Verlaufe des vergangenen Jahrzehnts an politischem Kredit verloren; sie stand ganz allgemein bei den Liberalen in „dem zunehmenden Rufe, als altere sie und werde zu servil", wie Kolb an Cotta schreibt, um auf die Notwendigkeit einer geistigen und politischen Verjüngung des traditionsreichen Blattes hinzuweisen. Heines eben begonnene Artikelserie, seine berühmten

Französischen Zustände, die die Regierung Louis Philipp geistvoll, aber schonungslos attakierten, sollte diese Ära der Auflockerung einleiten. Das mußte zuerst überraschen: Cotta, zwar mit jeder französischen Regierung bisher auf gutem Fuße, zeigte für das neue Regime der Juli-Monarchie ein bedeutend größeres Interesse. Auf dem Wege über den im Amte verbliebenen französischen Gesandten in München hatte sich der Baron bemüht, der neuen französischen Regierung seine Blätter zur Verfügung zu stellen und auch seine Bereitwilligkeit in finanzieller Hinsicht durchblicken zu lassen. Die Antwort aus Paris klang kühl und ablehnend, und um so weniger Ursache hatte Cotta, Heines Angriffe auf die politischen Erben der Juli-Revolution zurückzuhalten.
Er konnte zudem annehmen, daß man in Österreich den Ton, den Heine gegenüber der Regierung Périer anschlug, nicht ungern hörte, ja, blutrünstige Jakobiner wollten sogar wissen, daß Heine hier in österreichischer Regie agiere. Als jedoch ein Aufflammen des deutschen Radikalismus sich als ungewollte Nebenwirkung dieser Berichte zeigte, gebot Wien energisch Halt.
Dieses in ihren Augen scheinliberale Doppelspiel war der Börneschen Partei in Paris nicht entgangen und forderte die Verleumdung sowohl Cottas wie Heines erst recht heraus.
In jenen Wochen, in denen Heines Artikel diesseits und jenseits des Rheines Aufmerksamkeit erregen, schreibt Börne in dem schon mehrfach zitierten 36. Pariser Brief vieldeutig: „Ich kenne die geheime Lebensgeschichte der *Allgemeinen Zeitung* sehr genau, von den Jahren des französischen Direktoriums bis zum Untergange Warschaus ..." Diese Anspielung auf Cottas politischen Opportunismus findet eine bisher unbekannte, jedenfalls unerwähnte Ergänzung in einem späteren Brief an Jeanette Wohl vom 23. Oktober 1833. Von der angeblichen Agententätigkeit der AZ-Korrespondenten Donndorf und

Heine redend, unterbricht sich Börne: „Weil wir gerade von Spionen sprechen, will ich Ihnen doch ein Wort vom alten Cotta erzählen“, und nimmt seine bekannten Verdächtigungen Cottas als eines bezahlten Agenten der verschiedenen Regierungen wieder auf. Er erinnert sich seiner „kecken“ Behauptung von der geheimen Lebensgeschichte der AZ, die er in den *Briefen aus Paris* drucken ließ, und gesteht, damals ganz ohne Beweise gesprochen zu haben. Bei der Lektüre der schon 1829 in Paris erschienenen Memoiren des Neuenburger Buchhändlers und royalistischen Agenten Fauche-Borel sei ihm jetzt nachträglich ein Beweis dieser seiner Ansicht über Cotta in die Hände gekommen: „... in diesen Memoiren steht ein Brief von Cotta wörtlich abgedruckt, worin dieser das französische Direktorium und den Kommandanten von Straßburg benachrichtigt, daß Borel und noch einige, die er namentlich angibt, in Frankreich als royalistische Emmissäre herumreisten. Das hieß nun gerade, sie der Guillotine ausliefern. Einige dieser Agenten wurden auch wirklich ertappt und erschossen. So war mein Pflegevater, so ist die Welt.“ Ohne Kommentar oder Nachprüfung gibt Börne hier, nicht allzu korrekt, diese eigenartige Lesefrucht wieder. Es ist aufschlußreich, den von ihm hier angezogenen Text aus dem ersten Band der *Mémoires* soweit nötig im Wortlaut zu vergleichen. In den monomanen und wirren Berichten Fauche-Borels, der, alles andere als zuverlässig, sich selber als den verfolgten Helden der guten, nämlich der royalistischen Sache schildert, findet sich (S. 295 f.) folgender Passus:

„Pour détourner les soupçons et cacher la main du traitre, le secrétaire de légation Bacher mit en avant un certain *Frédéric Cotta,* gazettier de Strasbourg, qui était en grand estime parmi les révolutionnaires de France et de l'Allemagne.

Ce Cotta écrivit à l'administration du Bas-Rhin en ces termes: ‚Suivant la lettre d'un partisan éprouvé de la république en Allemagne et qui m'est parvenu le 18e de ce mois, Fauche, libraire de Neuchâtel, est véritablement du nombre des émissaires de nos ennemis: Il fait des voyages... (folgt detaillierte Angabe der verschiedenen Aufenthaltsorte Fauche-Borels). J'ai dénoncé cela au ministre des relations extérieures et aux généraux en chef des susdites armées. J'en ai fait part ce matin au commissaires du Directoire près les départements du Doubs et de la Moselle et du canton de Landau comme aussi à l'administration de police ici. Dans ce moment l'inspecteur me fait savoir que Fauche se trouve à Strasbourg, logé à la Maison rouge.'
La même dénonciation fut envoyée non seulement aux administrations départementales voisines..., mais encore et avec des variantes au Directoire exécutif."
Daß es mit dem revolutionär gesinnten „Straßburger Buchhändler Frédéric Cotta", der diesen Brief am 21. November datiert haben sollte, Johann Friedrich Cotta gemeint war, ist durchaus möglich. Die ohne Jahreszahl in diesem Zusammenhang mitgeteilten Ereignisse müssen sich im November 1796 abgespielt haben. Cottas erste politische Mission führte ihn jedoch erst am Vorabend des 18. Brumaire – dem 9. November 1799 – nach Frankreich. Ob hier eine Mystifikation durch Fauche-Borel oder bereits durch einen seiner Verfolger, der sich des Cottaschen Namens bediente, vorliegt, muß dahingestellt bleiben. Immerhin ist daran zu erinnern, daß sich General Moreau, der Oberkommandierende der französischen Rheinarmee, im Juli 1796 auf dem Vormarsch durch West- und Süddeutschland in Durlach befand; Posselt, der Herausgeber der *Annalen*, lernte ihn kennen und suchte ihn mit Cotta in Stuttgart in Beziehung zu bringen, wo Moreau am 18. Juli Einzug hielt.

Es wäre durchaus denkbar, daß der General, als er Ende Oktober 1796 auf dem Rückzug wieder in die Rheingegend kam, schon Cottas Bekanntschaft gemacht oder zum mindesten von ihm und seiner Gesinnung gehört hatte. Durch diese Umstände würde die Aussage Fauche-Borels „Cotta ... qui était en grand estime parmi les révolutionnaires de France et de l'Allemagne" bestätigt sein und die Wahrscheinlichkeit, daß Cotta als Strohmann — ob mit seiner Handschrift oder nur mit seinem Namen, geht aus dem Fauche-Borel'schen Text nicht klar hervor — für einen revolutionär gesinnten Denunzianten gedient hatte, vergrößern.

Wahrscheinlich oder nicht, unsinnig muß diese späte vermeintliche Belastung Cottas durch Börne in jedem Falle erscheinen, wenn man bedenkt, daß der letztere 1833 noch ebenso „jakobinisch" gesinnt war, wie es für den jungen Cotta im Jahr 1796 zutraf.

Ein spätes satyrhaftes Nachspiel zu der Affäre Fauche-Borel findet sich in der *Allgemeinen Zeitung* Nr. 328 vom 23. November 1820. Dort steht: „Se. Maj. der König von Preußen hat den Herrn Louis Fauche-Borel in den Adelsstand erhoben, den eifrigen Beförderer und Mitunternehmer der beweglichen, nicht stinkenden Abtritte (folgt sorgfältigste Beschreibung). Herr Fauche war am Anfang der Revolution Buchdrucker in Neuchâtel und damals wie nachher sehr tätig für Ludwig XVIII. und die ausgewanderten Adligen" (zitiert nach Heyck, S. 304). Diese Berichterstattung trug dem Herrn von Cotta ein empörtes Schreiben des ihm sonst wohlgesinnten Ministers Hardenberg vom 21. Januar 1821 ein, der keine Entschuldigung gelten lassen wollte in einem Falle, „wo die öffentliche Anerkennung der einem Staate geleisteten Dienste lächerlich gemacht wird ... Die preußische Regierung hätte in diesem Artikel hinlänglich Veranlassung finden können, die AZ in der Monarchie zu verbieten ..."

Man könnte glauben, die Erinnerung an einen alten Gegner habe den Diplomaten in Cotta fast zu Fall gebracht. Börne war diese Zeitungsnotiz aus dem Jahr 1820 offenbar entgangen, sonst hätte er kaum versäumt, auch hieraus seine Schlüsse zu ziehen.

Börne und Campe

Mit einem Manne anderen Schlages trat Börne 1828 in eine fruchtbare Geschäftsbeziehung: mit Julius Campe, dem ihm von Heine warm empfohlenen Verleger der *Reisebilder*. Als Börne sich mit Campe zur Herausgabe seiner *Gesammelten Schriften* verband, war der politisch und literarisch fortschrittlich gesinnte ehrgeizige junge Buchhändler zwar schon Alleinbesitzer der von seinem Bruder August Campe mit B. G. Hoffmann gegründeten Verlagsbuchhandlung, aber noch keineswegs der berühmte Verleger des *Jungen Deutschland* und des Vormärz, als der er in die Literaturgeschichte eingehen sollte.

Von den 34 in den Jahren 1828 bis 1836 nachweisbar an ihn gerichteten Briefen Börnes sind – meist nur in eigenhändiger Kopie des Absenders – sechs erhalten, von den sicher kaum minder zahlreichen Mitteilungen Campes finden sich im Börne-Archiv lediglich zwei. Einer der Gründe für das Fehlen dieser zweifellos in mancher Hinsicht aufschlußreichen Korrespondenz ist allgemein bekannt: 1842 beim großen Brande Hamburgs verlor der damals abwesende Verleger mit seinem gesamten Hause und Lager auch den größten Teil seiner Geschäftspapiere, obwohl seine Gattin rettete, was zu retten war. Auch in dem ungleich umfangreicheren Briefwechsel Heines mit dem befreundeten Verleger finden sich daher bis zum Jahre 1842 empfindliche Lücken. Neben der Naturgewalt jedoch muß der Selbstschutz gegenüber einer anderen

Macht zerstörerisch gewirkt haben: Man darf mit Sicherheit annehmen, daß besonders nach 1830 Verleger wie Autoren verbotener Schriften, wenn sie überhaupt auf den Briefweg angewiesen waren, ihre „staatsgefährdenden" Mitteilungen so rasch als möglich verschwinden ließen. Vor allem wird Campe nach dem Beginn des 1831 gegen ihn angestrengten Strafprozesses wegen Verlags der *Briefe aus Paris* im Einverständnis mit Börne die sich auf die späteren Lieferungen beziehenden Nachrichten desselben sofort beseitigt haben. Offenbar ist der in dieser Hinsicht außerordentlich vorsichtige Börne ebenso verfahren. Aus dem selben Grunde versagen hier auch die sonst so mitteilsamen Briefe an Jeanette Wohl, der Börne, wenigstens schriftlich, seit dem Sommer 1832 über den Verlag seiner weiteren Briefe aus Paris keinen reinen Wein mehr einschenkte.

Im Gegensatz zu der geschäftlichen Beziehung Cotta—Börne bleibt man also in diesem Falle bei der Rekonstruktion der Unterhandlungen zwischen den beiden Geschäftspartnern viel stärker auf die Auswertung von Akten in den Staatsarchiven von Hamburg und Preußen sowie auf Aufzeichnungen Dritter angewiesen. Darüber hinaus bilden die im Börne-Archiv aufbewahrten Dokumente und Notizbücher eine wertvolle und zugleich authentische Hilfe. Die wichtigsten Quellenforschungen zu unserem Thema haben Ludwig Geiger in der schon mehrfach angezogenen Sammlung von Studien und Mitteilungen über das Junge Deutschland (1907) und, zum Teil dessen Vorarbeiten benutzend, meist aber über ihn hinausreichend, Heinrich Houben (Jungdeutscher Sturm und Drang, 1911 und Verbotene Literatur, Band 1 und 2, 1928) geleistet. Die bewegte Verlagsgeschichte von Hoffmann und Campe sowie die Persönlichkeit des dynamischen, dem neuen Geist der Zeit Vorspann leistenden Verlegers hat Carl Brinitzer in einem zum hundert-

sten Todestag von Julius Campe erschienenen Buche „Das streitbare Leben des Verlegers Julius Campe" gewürdigt. Dieses sich als „Reportage" präsentierende Buch stützt sich in Sachen Campe/Börne offensichtlich auf die Ergebnisse von Houbens Verbotener Literatur, verfügt aber daneben über das Material des Archivs Hoffmann und Campe, das gelegentlich ergänzende Mitteilungen erlaubte.

Über die genannten Publikationen hinaus erfährt vor allem die Geschichte der posthumen Ausgaben von Börnes Schriften im Verlag Campe durch die Belege des in dieser Hinsicht noch völlig unausgewerteten Börne-Archivs eine wesentliche Präzisierung.

Die im folgenden gegebene Darstellung verzichtet auf die bei Ludwig Geiger angegebenen Details von Vertrag und Prozeß ebenso wie auf die Mitteilung der bei Houben im einzelnen berücksichtigten Polizeimaßnahmen, legt dafür aber um so mehr Gewicht auf die bisher in der Literatur unbeachtet gebliebenen Quellen im Börne-Archiv der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main.

Am 14. Oktober 1828 trifft Börne, vom Hamburger Gymnasialprofessor und Dramaturgen Zimmermann, der bereits bei Campe vorsondiert hatte, eingeführt, den Verleger zum ersten Male. Schon am 28. Oktober unterzeichnen die beiden Partner einen Vertrag, der Campe auf fünf Jahre nach Lieferung des letzten Manuskriptmaterials das unbeschränkte Verlagsrecht auf Börnes *Gesammelte Schriften* (ca. 80 Bogen im Duodezformat à 24 Seiten) zusichert. Mit dem vereinbarten Honorar von 4000 Talern preußisch Kurant (7000 Gulden), zahlbar in fünf Etappen, die letzten 1000 zu 4% verzinst ein Jahr nach Erscheinen des letzten Teiles, scheint Börne (Brief an Jeanette Wohl vom 17. Oktober 1828) recht zufrieden gewesen zu sein, ja es übertraf im Grunde seine Erwar-

tungen. Der Vertrag ist bei Geiger nach den im Hamburger Staatsarchiv liegenden Akten gedruckt, die für den Autor bestimmte Ausfertigung findet sich noch heute im Börne-Archiv. Wichtig darin ist vor allem die unter § 5 und 6 eingegangene Verpflichtung des Verlegers, dem Autor von jeder beabsichtigten Neuauflage Kenntnis zu geben, um ihm nach seinem Belieben inhaltliche Veränderungen oder Verbesserungen zu ermöglichen. Ebenso beachtenswert ist der § 10, in dem sich der Verfasser verpflichtete, „die zweite Hälfte des Werks druckfertig spätestens bis zum 1. Januar 1830 abzuliefern".

Börne, nach Abschluß des Vertrages nach Hannover, seinen winterlichen Aufenthaltsort, zurückgekehrt, liefert in bester arbeitsfreudiger Stimmung Campe, neben einigen größeren neuen Aufsätzen, die „so scherzhaft wie möglich" gewünschte Ankündigung. „Er bestellte sich das, wie man sich ein Kleid bestellt", hatte Börne der Freundin amüsiert aus Hamburg geschrieben. 1829 bis Anfang 1830 erscheinen mit einer Auflage von 3000 Exemplaren in schneller Folge sieben Bände der Ausgabe, doch nicht wie vorgesehen im Duodez-, sondern im Oktavformat. Der erwartete Verkaufserfolg bleibt aus, und Campe mahnt seinen Autor an den dem Publikum versprochenen achten Band, das heißt an die laut Kontrakt noch ausstehenden sieben Bogen. Börne beruft sich seinerseits in der Antwort vom 27. Februar 1830 auf den Vertrag, der ihn zwar zu achtzig Bogen, aber in einem kleineren Format verpflichtete. Er weist die Rechtmäßigkeit von Campes Forderungen zurück und erinnert den Verleger im Hinblick auf seine kaum überstandene Krankheit auf die Notwendigkeit der Restzahlung des Honorars von tausend Talern.

Man einigte sich offenbar vorerst darauf, das Publikum mit einem von Verleger und Autor gemeinsam verfaßten Prospekt zu vertrösten und damit zugleich neue Subskri-

benten zu werben. Der schlechte Verkauf des Werkes scheint Börne jedoch Campe gegenüber milde gestimmt zu haben, und so macht er sich – inzwischen nach Paris gereist – ernstliche Sorgen um den achten Band. Vorerst denkt er daran, das im Sommer 1830 bei seinem Sodener Kuraufenthalt geführte Tagebuch zu diesem Zweck um einige Bogen „Reisebilder" zu vergrößern. Etwa zur selben Zeit fordert Campe, in Unkenntnis von Börnes Reise nach Paris, diesen am 16. September 1830 schriftlich auf, unter den veränderten politischen Umständen ein Wort zum Tage zu sagen: „Mögte es Ihnen doch gefallen, der gegenwärtigen Zeit einen solchen Hymnus anzustimmen, wie Sie ihn bei Jean Pauls Ableben ertönen ließen! Sie sind der Mann, der die Zeit zu würdigen wußte; niemand kannte sie besser wie Sie: Sie trafen stets den Nagel auf den Kopf. Mögten Sie jetzt von dieser Ihrer so eigentümlichen Gabe Gebrauch machen! Denn dann, hoffe ich, soll sich das Geschäft mit den Schriften so gestalten, daß ich auch geschäftlich daran Freude erlebe, was mir bisher nicht zuteil geworden ist." Der von Jeanette Wohl bald darauf angeregte Plan der Pariser Briefe war zweifellos im Sinne des Verlegers, der am 17. Januar 1831 davon benachrichtigt wurde. Börne hat das im Frühsommer 1831 in Baden ausgearbeitete Manuskript Campe vermutlich Ende August übersandt. Seit Mitte Oktober wartet er, wieder in Paris, mit Ungeduld auf die Nachricht vom Erscheinen seiner Briefe, die ihm, wie er am 20. Oktober an Jeanette schreibt, keine Freude mehr machen: „... mir wird Angst vor deren Erscheinung. Da sie mir selbst nicht gefallen, wie können sie anderen gefallen?" Zudem war er Campe gegenüber mißtrauisch gemacht durch Heine, dessen Vorrede zu dem Büchlein „Über den Adel" Campe in Altenburg unter Zensur hatte drucken und dementsprechend verstümmeln lassen. Gemeinsam wurde also hergezogen

über den „Lump" und „Schuft" Campe, wenige Jahre zuvor noch „aller Verleger Blüte".

Das erste, was Börne noch vor dem Erscheinen des Buches im Handel durch einen aus Hamburg kommenden Bekannten erfährt, ist, daß Campe das Manuskript, ohne den Verfasser davon zu unterrichten, zu zwei Bänden „auseinandergedehnt" hatte. Hingegen beruhte die Nachricht, die Bände seien in Altenburg statt in der Nürnberger Offizin Friedrich Campes gedruckt, auf einem Irrtum. Kurz darauf macht der Verleger selber ihm die Mitteilung, er habe, „um sich auf andere Art (von dem großen Schaden an Börnes Gesammelten Schriften) zu erholen", aus den für den achten Teil bestimmten Briefen aus Paris ein besonderes, zweiteiliges Werk gemacht, das er separat als Teil neun und zehn der Gesammelten Schriften verkaufe, während der achte Teil – nun schließlich doch nur aus dem Sodener Tagebuch bestehend – erst zu Anfang des Jahres 1832 gedruckt werden solle.

Am 11. November endlich erhält Börne durch Campe Nachricht von den durch das Erscheinen der Briefe ausgelösten Maßnahmen: Campe meldet unter dem 5. November die drei Tage nach erfolgter Ausgabe der Briefe polizeilich verfügte, mit einem Debit-Verbot für alle Hamburger Sortimenter verbundene Konfiskation. Er knüpft an diese im Grunde von ihnen beiden erwartete dramatische Mitteilung die halb scherzhafte Anspielung auf seine eventuelle Verhaftung und bittet den Verfasser der Pariser Briefe pathetisch, „wenn es nötig wird, vor der Welt (seinen) Anwalt zu machen". In dem nun folgenden Prozeß Campes, der mit den Verhören vom 10., 12. und 17. November beginnt und in zwei Terminen vom 9. und 12. Dezember fortgeführt wird, kommt es am 23. Dezember schließlich zur öffentlichen Anklage, in der es heißt: „Die flüchtigste Ansicht dieses

Buches, über welches die öffentliche Meinung den Stab gebrochen und es der verdienten Verachtung preisgegeben hat, und namentlich die in den Untersuchungsakten hervorgehobenen Stellen zeigen, daß es von Stellen wimmelt, welche in keinem zivilisierten Staate, der Ordnung und Ruhe liebt, geduldet werden können." Der Strafantrag lautet auf Gefängnis oder eine entsprechend hohe Geldstrafe. In einer am 23. April verlesenen 135 Seiten starken Schrift, deren einleitender Teil sich, wie der Prozeßbericht überhaupt, bei Geiger abgedruckt findet, plädierte Campes Verteidiger auf Freispruch. Am 6. Juli 1832 wird Campe wenn auch nicht freigesprochen, so doch nur zur Kompensierung der Prozeßkosten verurteilt. Eine Appellation gegen dieses Urteil trägt ihm am 12. Oktober, also knapp ein Jahr nach Erscheinen des corpus delicti, noch einen Verweis wegen Fahrlässigkeit bei Ausgabe der Schrift ein.

Campes Verhalten in diesem Prozeß, von dem sich der österreichische Gesandte vergebens eine „exemplarische Strafe" für den Buchhändler erhofft hatte, ist nicht nur aus den Akten bekannt. Vielmehr muß Campe selber in seinen Briefen an Börne die lebhaftesten Schilderungen der Verhöre gegeben haben, wenn er auch deren Anzahl reichlich übertrieb und überhaupt in jeder Weise bemüht war, feurige Kohlen auf das Haupt des inkriminierten Autors zu sammeln.

Schon vor Gericht hatte Campe erklärt, das Manuskript der Pariser Briefe nicht gelesen zu haben, da es direkt in die Nürnberger Druckerei geschickt und auch dort korrigiert worden sei. Die Verantwortung für den zum Aufruhr reizenden, den Bundestag und die Staatsoberhäupter beschimpfenden Inhalt schob er dem Verfasser zu und berief sich im übrigen auf dessen bisher guten Namen.

In den Tagen nach den ersten Verhören schrieb der an-

geklagte Verleger, wohl wissend, daß Verbot und Prozeß die beste Gewähr für den guten Verkauf dieses Verlagsartikels boten, zwei Briefe nach Paris, die seinem Unwillen über das fatale Buch Ausdruck geben sollten. Heine gegenüber läßt er am 18. November seinem – angeblichen – Ärger freien Lauf, in der Erwartung, daß auch Börne von diesem Briefe Kenntnis bekommen werde: „Ohne Not schimpft Börne in wirklich unziemenden Ausdrücken, wodurch er seine gute Sache verdirbt und sich selbst in der Achtung bedeutend herabgesetzt hat ... Die lästigen Unannehmlichkeiten sind mir doppelt unangenehm, da ich für das Buch keine Liebe habe. Sie kennen das – wie ich bin, erfreue ich mich an einer Sache: dafür kann ich Märtyrer sein und murre nicht. Hierbei bin ich wirklich unzufrieden und trage deswegen ein bitteres Gefühl mit mir herum. Börne hat zuviel Verstand und Witz, als daß er bedürfte, sich so rücksichtslos auszusprechen. Lange halten sich die Briefe gewiß nicht. Sie sind zu leidenschaftlich, und Börne hat den Platz als Zuschauer verlassen und tritt selbst als Partei auf. Das ist nichts: seinen Standpunkt über der Sache mußte er nicht verlassen, auf dem ihn jeder gerne sah." Die für Börne selber bestimmte Fassung des gleichen Themas lautete etwas gewählter: „... Ich kann Ihnen die Bemerkung über den Eindruck, den Ihre Briefe bei *vielen der Bessern* gemacht haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß Sie sich so ganz rücksichtslos haben gehen lassen, so daß Sie den Platz als Zuschauer verließen und selbst Akteur wurden! Dadurch haben Sie einen beträchtlichen Teil Ihres wohlerworbenen Ruhms eingebüßt, der Ihnen schwer wieder zu erringen sein möchte" (So von Börne in der zweiten Lieferung der Pariser Briefe unter dem 27. November 1831 abgedruckt). Auffallend ist die in beiden Briefen gleiche Formulierung vom Verlassen des Zuschauerplatzes, an

die Börne nur zu gern sein eigenes Bekenntnis zum Handeln anknüpft (vgl. Bd. 3/365).
Einen Monat zuvor hatte Campe Börne gegenüber davon gesprochen, daß die Pariser Briefe ein „Labsal für die Leute" sein würden. Seine Meinung schien sich in recht kurzer Zeit geändert zu haben. Nun, der Verleger verband mit dieser doppelt verfaßten Klage einen ganz konkreten geschäftlichen Zweck: Börnes hochgeschraubte Honorarforderung für die beabsichtigte nächste Lieferung der Pariser Briefe als unloyal, ja als unmoralisch hinzustellen, wie er es auch ganz unverhohlen in der von Börne zitierten Fortsetzung dieses Briefes tat (vgl. Bd. 5/93 f.).
Wie stand es überhaupt mit Börnes Honorar für die erste Lieferung der Pariser Briefe? In dem schon erwähnten Brief vom 17. Januar 1831, in dem er Campe die Briefe als erwünschtes Supplement der Gesammelten Schriften in Aussicht stellte, hatte Börne um die Sofortzahlung der noch ausstehenden 1400 Taler gebeten, angeblich aus uneigennützigen Motiven, in Tat und Wahrheit, um sich einen eigenen Wagen für die Rückreise nach Deutschland kaufen zu können. (Wie er auf die Summe von 1400 kommt, ist unerklärlich, da laut Vertrag Campe ihm ein Jahr nach Erscheinen des letzten Teiles 1000 Taler zuzüglich 4%, also nur 1040 schuldig war.) Daß diese Zahlung von Campe in Erwartung eines interessanten Manuskriptes auch alsbald geleistet worden sei, nimmt Geiger aufgrund der Aussagen Campes im Hamburger Prozeß an, offenbar damals noch ohne genaue Einsichtnahme in die Briefe an Jeanette Wohl; dort heißt es am 3. Februar 1831: „Ich erhalte soeben Antwort von Campe, ein langer Brief und kein Geld." Die Börne sofort zustehenden 400 Taler will Campe an der nächsten Ostermesse auszahlen, im übrigen vertröstet er auf „später, wenn die Geschäfte gut gehen". Im Verlauf dieses Brie-

fes fand Campe jedoch noch eine Zwischenlösung, d. h. er schlug ein derart kompliziertes Wechselgeschäft vor, daß Börne zuerst seine Frankfurter Finanzberater anfragen mußte, welche Risiken für ihn bei dieser Manipulation bestünden.
Unter der Bedingung der Sofortzahlung des noch nicht fälligen letzten Honorars für die Gesammelten Schriften wollte Börne das sieben Bogen weit übersteigende Manuskript Campe ohne zusätzliche Honorarforderung überlassen. Offenbar galt diese Bedingung als nicht erfüllt, obwohl Börne Jeanette am 3. April an die bald fällige Einlösung beider Wechsel (den für 400 Taler und den für 1000 Taler) erinnert. Campe sagte vor Gericht aus (und bestätigte das später in einem Brief an Heine vom 25. Juni 1833), er habe sich mit Börne, der angeblich laut Kontrakt zur Lieferung von zehn Bänden verpflichtet gewesen sei (!), auf ein Zusatzhonorar von 1000 Friedrichsdor geeinigt, da das Manuskript größer als ursprünglich berechnet ausgefallen sei. Am 11. September 1831 habe Börne einen Wechsel von der genannten Höhe auf ihn gezogen und ausbezahlt erhalten. Von Börne hingegen erfährt man im Brief an Jeanette vom 24. Oktober, daß er mit Campe ein Honorar von 600 Talern vereinbart habe, die dieser aber bei der Umrechnung in Gulden zu seinen eignen Gunsten abgerundet habe. „Ich werde aber auch mit dem Lump nie mehr etwas zu tun haben“, schließt er verächtlich.
Noch aus einem anderen Grunde blieb Börne in den nächsten Monaten schlecht auf Campe zu sprechen: Die ihm vertraglich zugesicherten 24 Freiexemplare, von denen Campe im Dezember vor Gericht behauptet hatte, sie seien mit dem Manuskript direkt von der Druckerei dem Autor zugesandt worden, trafen nicht ein. Am 8. März endlich erfährt Börne nach verschiedenen unbeantwortet gebliebenen Mahnungen von dem diplomatischen

Verleger, daß die Freiexemplare in der Druckerei vergessen worden seien. Offenbar war trotz des von Campe ständig beklagten schlechten Absatzes kein Exemplar entbehrlich!

Obwohl Börne mit dem „Lump" Campe nichts mehr zu tun haben wollte, gehen die Verhandlungen um den Verlag der neuen Pariser Briefe zwischen ihm und Campe weiter. Der Verleger jammert und wirbt zugleich, Börne bleibt auf seiner Forderung von 8000 Francs bestehen, denkt aber bereits an andere Verleger oder Subskription. Doch erklärt er noch am 4. Februar gegenüber Jeanette: „Außer Campe habe ich keinem gesagt, daß ich wieder Briefe schreibe ..."

Das weitere, äußerst komplizierte Vorgehen, das Börne und Campe, im Sommer 1832 offenbar doch handelseinig geworden, jetzt und noch einmal im darauffolgenden Jahr befolgen, ist von Houben (Verbotene Literatur Bd. II) in dem Artikel „Brunet" unter Hinzuziehung der Akten des Geheimen Preußischen Staatsarchivs eingehend dargestellt worden. Im offiziellen Verlagsverzeichnis von Hoffmann und Campe aus dem Jahre 1835 heißt es unter „Börnes Briefe aus Paris: Bd. 1 und 2 ist bei uns konfisziert. Die Teile 11—14 (der GS) oder der Briefe 3—6 verlegte Brunet." Dieser Brunet, von dem auch Jeanette Wohl nichts erfuhr, war, wie schon Heine annahm und Gutzkow später zugab, niemand anders als Campe, mit dem Börne offiziell zu keiner Vereinbarung gekommen war. Nachdem er Jeanette noch im August etwas von einem Luzerner Buchhändler erzählt hatte, gesteht er am 30. August schließlich, daß er sie „belogen" habe: „Die Briefe werden nicht in der Schweiz gedruckt, sondern weit weit von hier." Hamburg als Verlagsort streitet er glatt ab, und nicht einmal ganz zu unrecht. Doch auch die beim Erscheinen der dritten Lieferung geäußerte Vermutung der Preußischen Polizei, daß die Pariser

Firma Heideloff und Campe dahinterstecke, erwies sich als falsch. Beide Lieferungen waren in der Altenburgischen Hofdruckerei des Majors Pierer gedruckt, der, ebenso wie der Leiter seiner Druckerei J. H. Jakob, mit Campe gut befreundet war. Campe wie Pierer traten selbstverständlich nicht in Erscheinung; Kommissionär dieser schwarzen Ware, von der bis zum Augenblick des heimlich ausgeführten Titeldrucks angeblich niemand wußte, daß es sich um die gefährlichen *Briefe aus Paris* handelte, war Friedrich Volckmar in Leipzig, der via Jakob gefälschte Briefe des Auftraggebers, eines gewissen Brunet aus Paris, erhielt, auf dessen Namen auch die Fakturen ausgestellt wurden. Houben konnte diese wahrhaft abenteuerliche Geschichte durch eine Veröffentlichung der aufgefundenen Piererschen Briefe an Campe belegen, die 1926 im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel erschienen war. Börne selbst schildert dieses Procedere in einem Brief an Beurmann vom 21. November 1836 als mögliches Vorgehen bei der Neuauflage seiner Schriften.

Daß geheime Verhandlungen mit Campe in Hamburg geführt wurden, sicher unter Deckadresse und falschem Absender, von Börnes Seite vielleicht sogar mit Hilfe von Konrads, seines Dieners Handschrift, findet sich aber auch in den Papieren des Börne-Archivs bestätigt mit Angabe der genauen Daten und der – bisher unbekannten – Summe des Honorars: Seit dem Jahre 1827 führte Börne kleine Notiz- und Ausgabenbücher, in denen seit seinem Eintreffen in Paris im September 1830 auch alle Briefabgänge eingetragen wurden. Diese Eintragungen decken sich vollkommen mit den noch vorhandenen ebenso wie mit den von Börne in den Briefen an Jeanette erwähnten Schreiben; ja, sie erlauben sogar noch einige Präzisierungen: Das Manuskript der zweiten Lieferung der Pariser Briefe ging am 24. August 1832 von Zürich

an Campe in Hamburg ab, das der dritten Lieferung am 9. August 1833, wobei sogar „Paket“ vermerkt worden war. Vor allem aber dürften die Angaben aus dem jeweils mit sauberem Jahresabschluß versehenen Abrechnungsteil des betreffenden Büchleins interessieren. Es heißt da unter dem 4. August 1832: „Von Campe in Hamburg erhalten in Wechsel 1466 fl. 40 Kr. als 2/3 des Honorars von 2200 fl. für die Briefe, der Rest im nächsten Februar zahlbar.“ Darunter vom 5. August: „Den Wechsel aus Winterthur, zahlbar den 28. August an Schulthess u. Comp. in Zürich gegeben.“ Als Nachtrag zu dieser Zeile: „Geld empfangen den 30. August.“ (Vgl. hierzu Bd. 5/316). Verleger und Autor hatten sich also, wie schon bei ihren ersten Verhandlungen für die Gesammelten Schriften, auf der Mitte getroffen. Das Honorar, von dem noch Houben (S. 41/42) meinte, es stünde vielleicht „nur auf dem Papier oder sei ein Vorschuß auf den späteren Ertrag“, ist also tatsächlich ausbezahlt worden.

Trotz der für beide Geschäftspartner offensichtlich zufriedenstellenden Herausgabe der Pariser Briefe scheint die Verbindung zwischen Börne und Campe seit 1834 nur noch lose gewesen zu sein. Ein Brief aus dem Jahre 1835, ein anderer vom 6. Juli 1836 sind im Inhalt nicht bekannt. Nur der anscheinend letzte an Campe gerichtete Brief Börnes vom 20. Juli 1836 ist, wenigstens im Ausschnitt, erhalten. Börne bittet hier lediglich um die Vermittlung eines literarischen Gewährsmannes in Deutschland, von Verlagsprojekten scheint keine Rede mehr gewesen zu sein.

Hingegen hat sich Börne seit 1835 eifrig nach einem neuen Verleger für seine *Gesammelten Schriften* umgesehen. Sein Vertrag mit Campe war, wie er selber in seinem Notizbuch unter dem 21. März 1829 nach Absendung des letzten Manuskripts für Band 7 notierte, längst abgelaufen: „... also endet dem Vertrage nach

sein (Campes) fünfjähriges Eigentumsrecht den 21. März 1834." Selbst wenn Börne den darüber hinaus gelieferten Band 8 mit in die vertragliche Frist einbezogen hätte, wäre zu Ende 1836 Campes Verlagsrecht erloschen; denn die Zurückstellung von Band 8 auf den Anfang des Jahres 1832 war bekanntlich von Campe hinter dem Rücken des Autors vorgenommen worden. Wie Börne selber in seinem Brief an den als Vermittler zu Brodhag wirkenden Beurmann vom 21. November 1836 als Datum für das Ende der Vertragszeit auf Juni 1835 kommt, wird nicht ganz klar. Wenn Gutzkow aber später in einem Brief an Reinganum vom 8. September 1838 in inoffiziellem Auftrage Campes schreibt, dessen Verlagsrecht auf Band 1 bis 8 würde „ich glaube bis 1839" reichen, so beruht das auf einem Irrtum Gutzkows oder seiner bewußt falschen Orientierung durch Campe. Die genannte Frist könnte sich lediglich auf die Pariser Briefe beziehen, wenn auf diese, was ganz unwahrscheinlich ist, der 1828 geschlossene Vertrag ausgedehnt worden wäre.

Schon aus Zensurgründen konnte Börne nicht daran denken, ein neues Werk in Deutschland zu verlegen. Er plante lediglich, wie der Brief an Brodhag vom 15. Dezember 1836 zeigt, eine Erweiterung der Ausgabe von 1829/30. Doch auch die Ausführung dieses Planes erfuhr durch Börnes frühen Tod zu Anfang des Jahres 1837 eine Unterbrechung.

Das Schicksal der posthumen Ausgaben der Börneschen Schriften

Bis zu diesem Zeitpunkt kann sich die Darstellung der Vertrags- und Editionsgeschichte von Börnes Schriften immer wieder an dessen eigenen brieflichen Aussagen orientieren. Für den weiteren Bericht über das Schicksal der posthumen Ausgaben, vor allem für die folgende

Auseinandersetzung der Erben Börnes mit Campe erschließt sich eine neue, bisher vollkommen ungenutzte Quelle im umfangreichen Aktenmaterial des Börne-Archivs.

Da existiert zuerst einmal ein Bündel Briefe mit der Aufschrift: „Ausgabe Becher." Bei dieser Ausgabe, näher bezeichnet als dritte Ausgabe der Gesammelten Schriften Börnes, 1840 bei Adolf Becher, Stuttgart, in einer Auflage von 2500 Exemplaren, muß es sich, nach Erscheinungsort und Jahr sowie nach der Bezeichnung als dritte Ausgabe, um diejenige bei Brodhag handeln. Als zweite Ausgabe galt Campes letzter Nachdruck von 1835, zu dem er vertraglich an sich noch berechtigt war, wenn auch nicht ohne Vorwissen des Autors oder seiner Erben. Die verhältnismäßig hohe Auflage der Ausgabe Brodhags (oder Bechers?) war ebensowenig wie die erste Edition von 1829/30 ein kommerzieller Erfolg. Geplant war sie zweifellos noch von Börne selber, der aber die in Aussicht genommenen politisch unverfänglichen Aufsätze nicht mehr verfaßt hatte. Die Erben, das Ehepaar Strauss-Wohl, hatten Becher (nach Zeugnis der Akten) ein größeres, sorgfältig gesichtetes Supplement aus den Erstdrucken und späteren Veröffentlichungen Börnes angeboten, das vom Verlag bis auf das Material von Band 5 der Stuttgarter Ausgabe offenbar als zu umfangreich zurückgewiesen worden war. Aus diesen ungenützten Papieren konnte der Leipziger Buchhändler Cori, ob durch Indiskretion oder absichtliche Illoyalität Bechers geht aus dem Briefwechsel nicht hervor, einen neuen Börneband herstellen. Als dieser sogenannte Band 17 (als Band 16 wurde der Supplementband 5 von Brodhag gerechnet) Ende 1846 erschien, protestierten die Erben des Nachlasses sofort mit einer Anzeige im Frankfurter Journal vom 24. Dezember 1846. Überdies ließen sie Becher durch den alten Freund und Rechtsberater Bör-

nes, Doktor Reinganum, mitteilen, daß sie ihn für schuldig an dem Zustandekommen der unrechtmäßigen Edition hielten, und verlangten Stellungnahme zum derzeitigen Stand des Vertragsverhältnisses. Am 24. März 1847 verteidigt sich Becher: Mit der sicher unehrenhaften Ausgabe Coris habe er nichts zu tun. Hingegen sei mindestens der halbe Vorrat seiner Ausgabe von 1840 noch vorhanden. Er biete den Rest der Auflage den Herausgebern zum Buchhändlerpreise an. (Laut Vertrag sollte das Verlagsrecht „nach Erschöpfung der Ausgabe“ wieder an die Erben des Nachlasses übergehen.) Becher seinerseits erhebt nun gegenüber den Börneschen Erben einen nur zu begreiflichen Vorwurf: Niemals hätte er dieses Verlagsunternehmen in Angriff genommen, wenn ihm rechtzeitig „klarer Wein“ eingeschenkt worden wäre, denn Hoffmann und Campe würden „noch fortwährend Exemplare der früheren Ausgabe für 2 Rtl. ausbieten und debitieren“.

Die letzte Bemerkung, die Becher nicht ohne Erbitterung machte, war leider nur zu wahr. Campe, der auf einem großen Teil seiner letzten, noch vertragsmäßigen Auflage der Gesammelten Schriften saß, hatte sich nach einer Möglichkeit, diesem Verlagsartikel neuen Absatz zu verschaffen, umgesehen. Seit Neujahr 1838 erschien das in Frankfurt gegründete, zuerst von Beurmann redigierte Journal *Der Telegraph* unter Karl Gutzkows Redaktion bei Hoffmann und Campe in Hamburg. Der Verleger, bei dem schon Gutzkows Erstling *Briefe eines Narren an eine Närrin* erschienen war, betrachtete zu der Zeit den einstigen Märtyrer des Jungen Deutschland als inoffiziellen Lektor und literarisches Orakel. Gutzkows Absicht, dem verstorbenen Nestor des deutschen Liberalismus ein biographisches Denkmal zu setzen, paßte nur zu gut in Campes geschäftliche Pläne: Das Gedenkbuch für Börne sollte als Supplement zu den noch

unverkauften Exemplaren der *Gesammelten Schriften* erscheinen und zugleich als neuer Verkaufsimpuls wirken. Gutzkow wandte sich nun, sowohl in eigener Sache wie im Interesse Campes, am 8. September 1838 an Reinganum, um durch dessen Vermittlung bei Frau Strauss zweierlei zu erreichen: ihre Mithilfe bei der Abfassung der Biographie ihres Freundes, die sie aus den mannigfaltigen Schätzen des Nachlasses bereichern sollte, und zugleich ihre Zustimmung zu einem neuen Vertragsvorschlag des Verlegers Campe. Durch ihre tätige Mithilfe bei der Ergänzung der Ausgabe von Börnes Schriften, von der sich der Verlag eine Umsatzsteigerung erhoffte, sollte Jeanette Strauss sich das Recht auf einen finanziellen Anteil dieser Verkaufsaktion erwerben: Nach Absatz von je tausend der noch lagernden Exemplare wollte Campe 1000 Gulden zahlen, ebenso für jedes Tausend einer eventuellen Neuauflage. Reinganum wurde gebeten, sich um das Zustandekommen dieses Kontraktes zu bemühen.

Auf den Vorschlag Campes scheint Jeanette vor allem deshalb nicht eingegangen zu sein, weil sie bereits Brodhag (oder Becher) vertraglich verpflichtet gewesen sein wird. Ohne Campe von der geplanten neuen Ausgabe zu unterrichten, unterstützte sie jedoch Gutzkows biographische Arbeit, vor allem indem sie ihm Einblick in das im Nachlaß vorhandenen Briefmaterial gewährte. Trotz ihrer ängstlich beobachteten Zurückhaltung brachte sie ihm ein gewisses Vertrauen entgegen, so daß sie sich zu seinen Gunsten entschied, als beinahe zu gleicher Zeit ein anderer Börne-Biograph, Berthold Auerbach, auf den Plan trat. Man einigte sich offenbar freundschaftlich, zumal sich in Heinrich Heine eine weitere Konkurrenz in diesem Gedächtniswettstreit ankündete.

Im Herbst 1839 lag Gutzkows Manuskript fertig auf Campes Schreibtisch. Doch Campe zog es vor, zuerst

Heines Würdigung erscheinen zu lassen, ohne diese, entgegen seiner bisherigen Praxis, Gutzkow vorher zur Einsichtnahme gegeben zu haben. Woher rührte das veränderte Verhalten Campes? Gutzkow hatte sich in der letzten Zeit durch nicht immer diskrete Veröffentlichungen im *Telegraph* Heines Zorn zugezogen; ein auch für Campe wenig schmeichelhaftes Geschwätz von Gutzkows Mitarbeitern brachte schließlich dessen Stern im Hause Campe bedenklich zum Sinken. Campe wußte schon seit April 1839 von Heines „kostbarem Büchlein" über Ludwig Börne, das der Autor für etwas vom besten hielt, was er je geschrieben hatte; der Verleger kam hier nur dem dringenden Wunsche Heines nach, von dem Inhalt des Buches vor seinem Erscheinen nichts verlauten zu lassen. Einem anderen Wunsche Heines gegenüber, dem der Titelgestaltung, verschloß er allerdings seine Ohren. Gegen den ausdrücklichen Wunsch des Verfassers, der die Schrift *Ludwig Börne, eine Denkschrift von Heinrich Heine* betitelt hatte, setzte Campe, sicher nicht ohne geschäftliche Berechnung: *Heinrich Heine über Ludwig Börne,* — und machte überdies noch auf der Seite vor dem Titelblatt Reklame für Börnes Gesammelte Schriften. Es hieß dort folgendermaßen: „Börne, Gesammelte Schriften, acht Teile. In Stuttgart erscheint ein ‚Schiller—Börne'. Um diesem Beginnen die Spitze zu bieten, setzen wir unsere schöne Oktav-Ausgabe auf den beispiellos billigen Preis von 2 Rtl. herab, wozu sie von jetzt an durch jede solide Buchhandlung zu beziehen ist."

Dieser „Schiller—Börne", d. h. eine Ausgabe im Format der Klassiker, war es unter anderem, der Campes Sympathie für Gutzkow stark gemindert und seine Spekulation mit dem Supplementband zunichte gemacht hatte: Als für ihn gänzlich unerwartet die Ausgabe Brodhags erschien, vermutete er sehr zu unrecht Gutzkows Hand dabei im Spiele. Offenbar war es ihm nicht gegenwärtig,

daß Gutzkow zwei Jahre zuvor seine, Campes, Interessen gegenüber den Erben des Börne-Nachlasses zu vertreten gesucht hatte und nun durch diese Ausgabe selbst geschädigt war.

Heines Buch also erschien, wie von diesem dringend gewünscht, *vor* dem Gutzkows und erregte – nur dem Verfasser selber zur offenbaren Überraschung – einen Sturm der öffentlichen Entrüstung. Gutzkow, dessen Manuskript bezahlt, aber ungedruckt in Campes Händen war, blieb nichts anderes übrig, als in dem Heine ohnehin verhaßten *Telegraph* vom 10. August 1840 ein ad hoc geschriebenes Vorwort zu seinem *Börnes Leben* zu veröffentlichen. Er trifft darin scharf die schwachen Stellen von Heines Buch, seine Wirkung auf Unbeteiligte wie seine Rückwirkung auf den Verfasser richtig voraussehend: „Diese Schrift Heines,... ist eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der sie schrieb, und fast ein Todesurteil für die Sache, der beide gedient haben." In einem wesentlichen Punkte allerdings tat Gutzkow Heine Unrecht, nämlich wenn er dessen Selbstüberhebung schon aus dem Titel lesen zu müssen vermeinte; hier hätte er sich an Campe als den Verantwortlichen wenden müssen. Als nun Gutzkows Biographie im Herbst 1840 endlich auch herauskam, war die Verurteilung Heines dem Buch vorangestellt, – obwohl der Verfasser der *Denkschrift* Campe bereits seit 1839 mehr oder weniger verboten hatte, irgendeine Äußerung gegen ihn in seinem Verlage erscheinen zu lassen. Bei aller persönlichen Freundschaft für Heine ließ sich Campe jedoch solch spektakulären Auseinandersetzungen nicht entgehen, und wenn sie zwischen seinen eigenen Autoren stattfand.

Mittlerweile erwies sich das „kostbare Büchlein" Heines für Campe bald, wie Gutzkow vorausgesehen, als ein kostspieliges: Im Mai 1843 schreibt der Verleger dem

Verfasser: „Wenn ich Ihnen sage, daß dies Buch Ihr russischer Feldzug: so dürfen Sie mir glauben."

Die Gefühle, die Jeanette Strauss beim Lesen von Heines Denkschrift empfunden haben muß, sind unschwer vorstellbar, die Maßnahmen, die sie mit der Publikation der ungedruckten Heine-Stellen aus Börnes Pariser Briefen ergriff, sind bekannt. Daß ihre Empörung über Heine sich auch auf Campe, den Verleger dieses „Pasquill(s) auf Börnes Freunde" — so Gutzkow — erstrecken mußte, ist naheliegend.

In den vierziger Jahren beschäftigt mit der Sichtung von Börnes Briefen und unveröffentlichten Papieren, bleibt Jeanette Strauss-Wohl mißtrauisch und ablehnend gegenüber jedem, der mit Heine oder Campe Kontakt pflegt. Während sie die zweite Sammlung der *Nachgelassenen Schriften* vorbereitet, deren Erlös sie in des verstorbenen Freundes Sinne den deutschen politischen Flüchtlingen in Paris bestimmt, beginnt Campe 1847 einen unerlaubten Nachdruck der Pariser Briefe zu verkaufen. Gleichzeitig erfährt Jeanette, Campe zeige noch einmal die Gesammelten Schriften an, mit dem Vorblatt von 1832, was einem Eingeständnis des Verlegers, zu keiner Neuauflage berechtigt zu sein, gleichkam. Der Nachdruck ließe sich unschwer am engeren Druck und der kleineren Bogenzahl erkennen.

Eine im August 1848 durch Dr. Reinganum an Hoffmann und Campe gerichtete Bitte um Rechtfertigung und Stellungnahme zu dem unerlaubten Neudruck bleibt ohne Antwort. Im Februar des folgenden Jahres übergibt Reinganum im Auftrage von Frau Strauss die Angelegenheit einem alten Studienfreund in Hamburg, Doktor Eden, der, wie sich bald zeigt, die Interessen seiner Klientin äußerst nachlässig wahrnimmt. Im Februar 1850 erfahren Reinganum und das Ehepaar Strauss von einem gescheiterten „Güteversuch" und damit erneut not-

wendig gewordenen Verhandlungen. Für Jeanette bedeutet das vor allem erneute Zahlungen.
Der unermüdliche Reinganum schaltet sich nun im Oktober 1850 selbst ein und erfährt in persönlichen Unterhaltungen mit Julius Campe und seinem Anwalt, Börne habe seinem Verleger schriftlich als Ausgleich für die „unendlichen Leiden, die der Verlag und der Druck des verpönten Werkes" ihm verursacht haben, ausdrücklich den Nachdruck der Pariser Briefe gestattet, besonders da eine große Anzahl der ersten Auflage konfisziert und vernichtet worden sei. (In den Prozeßakten von 1831 wurden die in Hamburg konfiszierten Exemplare mit zwei des ersten, fünf des zweiten Bandes angegeben. Das Leipziger Lager hatte schon vor dem Hamburger Konfiskationstermin ausgeliefert!) Da die Verlagskorrespondenz beim Hamburger Brand zerstört worden sei, könne Campe nur auf den sicher in Abschrift im Nachlaß Börnes befindlichen Briefwechsel verweisen. Um aber weiter unbeschuldigt verkaufen zu können, biete er „aversionaliter" (d. h. als Abfindungssumme) 1000 Mark Kurant auf dem Wege des Vergleichs an.
Von diesem Vergleich rät Reinganum ab, zumal Jeanette nun entschlossen ist, „aufs äußerste" zu gehen, d. h. unter anderem, ihre rechtliche Auseinandersetzung mit Hoffmann und Campe durch die Presse publik zu machen.
Die Prozeßführung gestaltet sich mühsam und langwierig, da die Parteien, Jeanette in Paris und Campe in Hamburg, sich via Frankfurt verständigen müssen, von der mangelnden Speditivität des immer wieder um Spesenvergütung und Vorschuß bittenden Advokaten nicht zu reden. So verschleppt Dr. Eden ein von Campe übermitteltes Memorandum und versteckt sein Versäumnis hinter dem inzwischen ausgesprochenen Urteil des Obergerichts, das die Sache ans Handelsgericht überweist. Am 5. April 1852 spricht die erste Kammer des Hamburger

Handelsgerichts aufgrund der vorgelegten Abschrift von Börnes Brief vom 17. Januar 1831 das Urteil aus, Julius Campe müsse innert vier Wochen den Beweis für die Rechtlichkeit seines Nachdrucks erbringen. Reinganums und Jeanettes auf dieses Urteil gestützte Annahme, der angeblich abgebrannte Campe sei noch immer im Besitz anderer, für ihn offenbar ungünstig lautender Briefe Börnes, war allerdings nicht schlüssig. Der zitierte Brief lag zwanzig Jahre lang bei den Akten über die 1831 gegen Campe wegen Verbreitung der *Briefe aus Paris* geführten Strafuntersuchung und wurde, nach heutiger (den Herausgebern erteilter) Auskunft des Hamburger Staatsarchivs, 1851 eigens für den Nachdruckprozeß an Campes Rechtsvertreter im Original ausgehändigt.

Reinganum sah nun die Möglichkeit einer schnellen Überführung Campes nur durch die Auffindung des sich an den vorgelegten Brief anschließenden Briefwechsels. Aber gerade den konnte auch Jeanette nicht herbeischaffen.

Die Campe vom Gericht eingeräumte Frist ist längst überschritten, alle Vergleichsversuche von seiten des Verlegers, der zugibt, „polizeiliche Verfolgung" zu fürchten, lehnt Frau Strauss ab. Am 14. März 1853 verkündet das Obergericht, daß der Fall mangels gegenteiliger Beweise und wegen eindeutig nicht durch den Autor gestatteten Nachdrucks zur Entschädigung von seiten Campes an die erste Instanz, das Handelsgericht, zurückverwiesen wird. Campe, der inzwischen einen neuen Anwalt genommen hat, appelliert in Lübeck gegen dieses Urteil. Drei Jahre gehen ins Land, und noch immer wird der Partei der Börneschen Erben kein Gerichtsentscheid bekannt. Wie Reinganum schließlich am 14. Juni 1856 beim Lübecker Appellationsgericht wegen der noch immer hängigen Sache reklamiert, erfährt er vom Prokurator, daß Doktor Eden „die Vernehmlassung in termino gar

nicht eingereicht" habe. Vergebens versucht Reinganum eine Stellungnahme des Anwalts zu provozieren; dafür teilt ihm im Juni 1858 der Lübecker Prokurator mit, daß, da seit 1856 in der Sache Strauss/Campe nichts mehr geschehen sei, die Angelegenheit als vorläufig erledigt betrachtet werde. Jeanette Strauss' jahrelang geäußerter Argwohn hat sich bestätigt: Ihr Anwalt, inzwischen Konkurs gegangen und untergetaucht, hatte ihrer Sache mehr geschadet als genützt.

Reinganum überträgt nun den verfahrenen Fall einem anderen Kollegen, Dr. Gustav Herz, der im April 1859 einen erneuten Vergleichsvorschlag Campes unterbreitet. Da Campe zugleich um einen neuen Kontrakt für die *Gesammelten Schriften* und die *Pariser Briefe* bittet, beauftragt das Ehepaar Strauss 1860 für weitere direkte Abklärungen in Hamburg Jeanettes Neffen, Dr. Joseph Rütten (den in den Briefen gelegentlich erwähnten Joseph Rindskopf), der sie schon seit 1843 bei der Herausgabe der *Nachgelassenen Schriften* beraten hatte. Da die Stuttgarter Ausgabe beinahe vergriffen ist, steht eine neue Gesamtausgabe der Börneschen Schriften zur Diskussion. Jeanette, seit Jahren leidend, erteilt Joseph Rütten alle Verhandlungsvollmachten, vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil Campe sich bereiterklärt, bei einer geplanten Heine-Ausgabe Streichungen (in der Börne-Denkschrift) vorzunehmen – gewissermaßen als moralische Kompensation.

Der zwölf Jahre währende, von beiden Seiten mit Zähigkeit geführte Rechtsstreit, endet schließlich am 22. Juni 1861 mit der Unterzeichnung eines Vertrages, durch den Frau Strauss für 5000 Gulden ihr Verlagsrecht abtritt an Campe, Rütten und Löning (Gutzkows Buchhändlerfreund Zacharias Löwenthal), die gemeinsam den „Verlag der Börneschen Schriften" gründen. Ebenso sollte das Verlagsrecht für die bei Bassermann erschienenen

Nachgelassenen Schriften nach Erschöpfung der ersten Auflage an den neuen Verlag übergehen.
Jeanette Strauss-Wohl, die in mehr als zwei Dezennien für das Andenken ihres großen Freundes gelebt und gearbeitet hatte, erlebte selbst die Früchte dieses hart erkämpften Vertrages nicht mehr: 1862 erschien, etwa ein Jahr nach ihrem Tode, die erste große, von Reinganum betreute und eingeleitete Gesamtausgabe der Schriften Börnes.

Verstreute Briefe

Die Briefe Börnes, die unabhängig von den vier eingehend behandelten Beziehungskreisen erhalten sind, können unter keinem übergreifenden Gesichtspunkt betrachtet werden. Sie sind zum großen Teil weder als Fragmente eigentlicher Briefgespräche noch als Anknüpfung oder schriftliche Überbrückung intensiven persönlichen Kontaktes anzusehen. Sofern die Kenntnis äußerer Umstände oder allgemeiner sachlicher Zusammenhänge zum Verständnis der einzelnen Schreiben notwendig erschien, geben die Anmerkungen darüber Aufschluß. Die Gründe für das Fehlen zusammenhängender persönlicher Korrespondenzen sind unter dem Titel „Briefschreiber wider Willen" dargelegt worden. Hier ist dem nur noch hinzuzufügen, daß Jeanette jeweils auch die Verbindung zu dem privaten Freundeskreis Börnes in Frankfurt aufrechterhalten, ja sogar die von dem entfernten Freund nicht selten erbetene Beratung in finanziellen, juristischen und medizinischen Fragen vermitteln mußte. Daher vermißt man weitgehend direkte Mitteilungen an die befreundeten Advokaten Goldschmidt und Reinganum, die Ärzte Reiss und Stiebel und die mit den letzteren verwandte Familie Ochs, obwohl ihrer wie auch

der mit Jeanette verwandten Familien Rindskopf, Stern und Schnapper häufig Erwähnung getan wird. Aus demselben Grunde fehlen Briefe an das mit Jeanette und Börne freundschaftlich verbundene Paar Auguste Wohl und Aloys Schmitt, von dem weiteren Bekanntenkreise in Frankfurt, zu dem u. a. der Pädagoge Dr. Hess sowie der Konzertmeister und Komponist Spohr gehörten, gar nicht zu sprechen. Ausnahmen bilden hier nur die verschiedenen Zettel an Dr. Stiebel aus der Zeit von Börnes Gefängnisaufenthalt im Frühling 1820 und die wenigen Zeilen an den Luzerner Musiker Schnyder von Wartensee, die auf manch ähnliches von Haus zu Haus gesandtes Blatt schließen lassen; diese flüchtigen Mitteilungen, von denen wir aus der letzten Pariser Zeit mehrere besitzen, vermitteln den Eindruck der Spontaneität und Herzlichkeit von Börnes persönlichem Verkehr; es sind unmittelbare Zeugnisse alltäglichen Umganges, wie es sie seit der Verbreitung des Telefons kaum mehr gibt. In diesen intimen Bereich gehören auch die scherzhaften, teils poetischen, teils surrealistischen Ergüsse, die einzelnen Personen des Freundeskreises aus oft nicht mehr erkennbarem Anlaß dediziert wurden. Börnes Neigung, aus jedem noch so harmlosen privaten Zirkel in die im engeren oder weiteren Sinne politische Aktualität auszubrechen, zeigt sich sogar in diesen Blättern.
Über große zeitliche Abstände hinweg lassen sich im übrigen bestimmte Gruppen innerhalb dieser bunt gemischten Sammlung erkennen: Über Börnes Verhältnis zu seiner Familie erfährt man aus den wenigen erhaltenen Briefen an Eltern und Geschwister nichts Wesentliches. Seine frühe Distanzierung vom Frankfurter jüdischen Milieu fiel ihm offenbar um so leichter, als keine affektive familiäre Bindung ihn dort fesselte. Einzig die späten Briefe an die Schwester Amalie Spiro, die seit dem Tode des Vaters zum eigentlichen Zentrum der Familie

geworden war, zeugen — nachdem die Erbstreitigkeiten überwunden waren — von einer gegenseitigen freundschaftlich-loyalen Beziehung.

Die an offizielle Stellen oder Institutionen gerichteten Schreiben Börnes, deren Stil bei aller Entschiedenheit des Ausdrucks in erster Linie vom abstrusen Amtsdeutsch des 19. Jahrhunderts geprägt erscheint, stellen Dokumente zu einigen einschneidenden biographischen Ereignissen dar: Börnes Zwangspensionierung und sein daran anschließender Kampf um die staatliche Anerkennung der Pension; die nach der Taufe vollzogene Namensänderung; schließlich seine Appellation gegen die auf einem Irrtum beruhende Verhaftung vom März 1820, zu der der persönlich abgefaßte Brief an Senator Scherbius ein aufschlußreiches Gegenstück bildet.

Eine kleine Gruppe von Briefen aus den Jahren 1818/19 hängt aufs engste mit der Herausgabe der *Wage* zusammen und illustriert Börnes Bemühungen um einen vielgestaltigen Mitarbeiterkreis – zu dem er selbst Goethe zählen zu können hoffte – ebenso wie die Art und Weise seiner Abonnentenwerbung.

Die Korrespondenz mit den Verlegern Vieweg und Brockhaus sowie die wenigen mit Müllner, Robert und Menzel gewechselten Briefe stellen einen interessanten Beitrag zur Verlags- und Zeitungsgeschichte dieser Dezennien dar und geben manchen Einblick in das projekt- und intrigenreiche Leben in den damaligen Kreisen der Literatur und Kritik. Die bedenklich gesteigerte negative Politisierung des literarischen Lebens in den frühen dreißiger Jahren tritt besonders in den Briefen an Gutzkow und Menzel hervor; sie kennzeichnen die verschiedenen Stadien der Scheidung einst befreundeter Geister, die schließlich im staatlichen Anathema über eine literarische Bewegung gipfelte. Diese zum großen Teil schon ganz oder im Ausschnitt, vor allem bei Houben, veröffentlich-

ten Briefe erscheinen hier zum erstenmal ungekürzt und in chronologischer Folge.

Eine Reihe zum Teil nur aus dem Regest oder Vermerk des Schreibers bekannter Briefe aus den letzten Lebensjahren Börnes zeigen noch einmal die wiederauflebende Aktivität des einstigen Journalisten und Wage-Herausgebers bei der Vorbereitung seiner *Balance* und schließlich – ein Akt mehr der Resignation als der schöpferischen Gestaltung – bei der Planung einer neuen Ausgabe seiner alten Schriften. In diesen an Beurmann, Lewald, Brodhag, Campe und andere gerichteten Briefen schwingt eine große Ratlosigkeit im Hinblick auf die ihm fern gerückten deutschen Verhältnisse, zugleich aber auch der unbeugsame Wille mit, heute wie gestern keine Konzessionen an den von der Zensur geknebelten Zeitgeist zu machen.

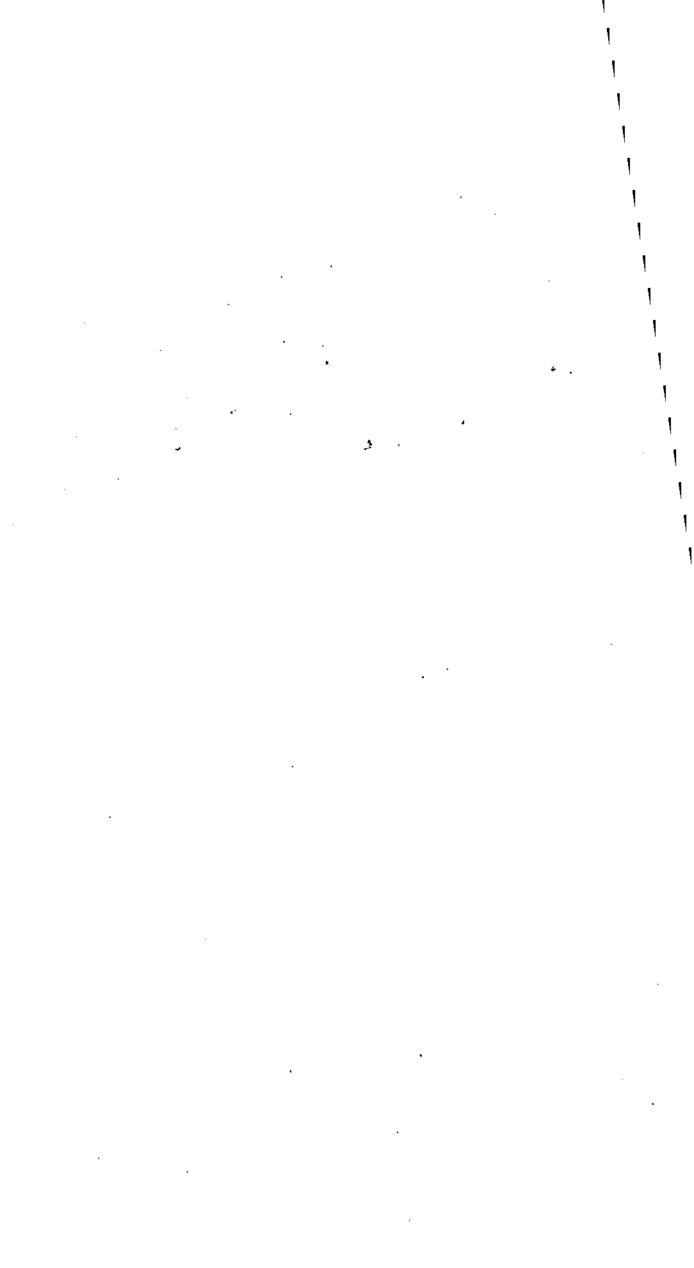
Daß Börne den wenigen Frauen, deren Geist und Herz er Achtung und Verehrung entgegenbrachte, liebenswürdig zu begegnen wußte, zeigen die Briefe an Eliza Sloman und an Emma Welcker in besonders schöner Weise. Seine Verbitterung jedoch, den Frauen gegenüber nur leicht angedeutet, offenbart sich in einer bei Börne ungewohnt rückhaltlosen Offenheit in dem Antwortschreiben an Theodor Welcker vom Frühjahr 1836. Der bald darauf erfolgte Besuch des liberalen badischen Staatswissenschafters muß Börne, der noch immer begierig auf jede Nachricht aus Deutschland wartete, viel bedeutet haben. So klingen die Zeilen, die er an die daheimgebliebene Gattin Welckers aus dieser Stimmung heraus wenige Monate vor seinem Tode schreibt, wie ein trostreiches Vermächtnis. Börnes oft verächtlich gemachter „Köhlerglaube“ (Brandes) entfaltet sich hier noch einmal in dem Bekenntnis:

„Auch nicht die kleinste Wolke hat je meine Hoffnung getrübt. Wer, wie ich, nie gezweifelt, der kann nie verzweifeln. Das Wissen verwirrt, man muß glauben.“

I

Louis Baruch – Henriette Herz

TAGEBUCHBLÄTTER – BILLETS – BRIEFE



1.

Dienstag, den 9. Nov. 1802 (Vormittags 12 Uhr)

Mir ist nicht wohl, mir ist nicht weh. Ich bin nicht froh, ich bin nicht traurig .... Mein Herz klopft in langsamen, starken Schlägen .... Wenn nur bald jemand käme, mir wird die Zeit lange. Jetzt schlägt es 12. Es wird erst um halb 3 gegessen. Diese Einrichtung gefällt mir nicht, doch ich will und muß mich drinn schicken und mein Mißbehagen verbergen. Ich bin so ängstlich. Warum? Ich wollte ich hätte Herzen schon gesprochen. – Wie gefällt mir Madame Herz? Ich habe sie noch nicht recht angesehen. Schön ist sie, auch höflich und zuvorkommend gegen mich. Wenn sie nur nicht stolz ist: das wäre mir fatal; denn ich mache nicht gern Complimente, und Madame Herz wird wissen, daß sie sehr gelehrt ist und den Ruf dafür hat. Lion, Lion, nimm dich in acht und sey nicht dumm! Wenn sie nur alle mögliche Vollkommenheiten hätte, damit ich ihr nicht zu schmeicheln brauche. – Wer ist denn wohl das Mädchen, das ich bey Madame Herz gesehen habe? ihre Tochter? nein. Sie ist ja schon ziemlich erwachsen. Ihre Schwester? das kann seyn. Wenn sie nur auch im Hause wohnte, sie gefällt mir sehr. – Ich bin neugierig was der Bruder der Madame Herz für ein Mensch ist. Wenn wir nur gute Freunde werden. – Mein Zimmer gefällt mir nicht. Es wird mir wohl noch manches mißfallen. – Ich habe mir aber auch alles zu schön, zu herrlich ausgemalt ... Wie träumte ich diese Nacht mit offnen Augen, so freundliche, liebliche Träume! – – – Und nur Träume? – – Wird die Wirklichkeit meinem Bilde nicht entsprechen? Geduld, es muß sich bald zeigen. – O nur Menschen,

guter Gott, nur gute Menschen, die mich lieben, die ich lieben kann. Jetzt wird mir besser. Ich fühle mich leichter. — — Es ist eine Leere in meinem Herzen, ein Verlangen in meiner Brust; soll denn nie diese Lücke ausgefüllt, dieses Sehnen nie gestillt werden? – niemals? – – Nur eine Seele, nur ein Herz dem ich ergeben bin, und weiter nichts – – Henriette, gute Henriette! – – – Die Gedanken, die ich in Gießen, in den ersten Stunden meines dortigen Aufenthaltes hatte, dieselben dringen sich mir auch heute am ersten Tage meines Hierseins auf. – . . . . Jezt schlägt es halb 3, jezt wird Professor Herz bald nach Hause kommen. – Ich bin sehr froh, daß die Frau Professorin keinen Puder in die Haare, und keine Ringe am Finger trägt. – Ich wollte mich sehr freuen, wenn ich Madame Herz recht lieb bekommen könnte. — Was soll ich denn zu Herz sagen? Ich bin ein wenig verlegen. – – –

2.

Dienstag, den 9. November (Nachmittags 5 Uhr)

O, es sind herrliche Menschen! wie gut und herzlich. — . . . . Ihre Schwester, wie munter und liebenswürdig . . . Noch nie hat mir ein Frauenzimmer beßer gefallen. Hat sie nicht einige Aehnlichkeit mit H.? Gutes, liebes Mädchen . . . O wüßtest Du, wie oft ich an Dich denke, wie hell Dein Bild noch in meinem Herzen lebt, wie warm, wie brüderlich ich Dich noch liebe!!! Du warst das erste Geschöpf, das mich erfahren ließ daß . . . . Du warst das einzige Herz, dem ich theuer und lieb war! – Wenn werde ich Dich wiedersehen? Deine blauen Augen.

(Nachts 11 Uhr)

Welche Augen! Welch ein holdes Lächeln! Welche Freundlichkeit umfließt den Mund! — Ich habe keine

Worte. – Wer die Sprache erfand, hatte kein Gefühl für Schönheit; das erste schöne Weib hätte seiner Erfindung gespottet. – Ich habe keine Worte .... O, daß es mir gelänge, die Zufriedenheit und den Beyfall dieser liebenswürdigen Frau zu erlangen. – Ich will alles thun was ihr gefallen muß: alles was gut ist und schön. – Gott des Traumes! Schicke mir liebliche Träume ...... So wäre nun der erste Tag vorüber. Und so wird der zweite und der dritte, so werden sie alle verfließen. – *Furcht und Hoffnung.* – Ich bin schwach, sehr schwach, und nicht gewohnt meinen Leidenschaften Zügel zu geben, und bin in einer Stadt, wo mich Verführungen, Reizungen und Lockungen aller Art umgeben. Werde ich mich nicht sehr bald zum Bösen verleiten lassen? Und mein heißes Blut? – Nein. – Madam Herz – Nein. – Schon 12 Uhr? – Bescheine mich freundlich, morgende Sonne, bescheine mich freundlich und sey mir hold! – Ich bin noch gar nicht schläfrig. – –

3.

[An die Eltern]

Sonnabend, den 13. November (Morgen um 10 Uhr)

Montag Abend bin ich hier angekommen. Ich war sehr müde und blieb die Nacht im Gasthofe. Den andern Morgen um 10 Uhr gieng ich zu Herrn Professor Herz. Ich traf ihn nicht zu Hause, aber seine Frau. . . Sie können sich denken, liebe Eltern, daß ich ein wenig Herzklopfen hatte, als ich zu Madam Herz in die Stube trat. Meine Aengstlichkeit verlor sich sogleich nachdem ich sie gesehen und gehört hatte. Sie empfing mich sehr freundlich. – Herz ist ein sehr guter Mann. – Madam Herz besucht mich oft in seinem Zimmer .... Sie kann mich sehr gut leiden. – Sie kennt 4 fremde Sprachen. Haben Sie das je von einer Frau gehört? Sogar grie-

chisch. — Ich will mich recht gut aufführen, liebe Eltern, und fleißig seyn, damit Mad. Herz mit mir zufrieden ist. – . . . . . . Ich war auch schon in der Comedie, unsre gefällt mir beßer. Aber Iffland müßten Sie spielen hören. – . . . Es geht sehr vornehm zu. – – –

4.

Sonnabend, den 13. November (Morgen um 12 Uhr)

Wie still ist es in dieser Straße, man hört ja kaum alle Stunde einen Wagen vorbeifahren; und eine häßliche Straße. – Mein Zimmer fängt doch an mir beßer zu gefallen als im Anfang. — Eine blaue Decke, einen Himmel über mir. – Ein schöner Himmel, statt Engel Fledermäuse! Ich lese die Morlacken; zuweilen lege ich das Buch hin; hör ich aber jemanden kommen so nehme ich's geschwind wieder in die Hand. Ein Symptom der Faulheit würde Professor Herz sagen, wenn ers wüßte. Ja wohl, ja wohl! — Mit welchen Entschlüssen kam ich nach Gießen! Welche gute Vorsätze faßte ich dort! Und hielt ich sie? nein. Wird es mir hier wohl beßer gehen? Ja, gewiß! Und schöne frohe Tage breiten sich vor meinen Augen aus; Tage der Freude und des Genußes. – Wie froh bin ich! – – Da gieng sie weg! Ihre freundliche Sorgfalt wegen meinem Butterbrodt entzückt mich. Ich fühle mich so unwiderstehlich angezogen. Ich glaube ich würde ihr ohne Scheu alle meine Gedanken sagen, wenn ich nicht fürchtete sie sagte alles ihrem Manne oder ihrer Schwester wieder. – Herrliches Brodt hat man hier, das muß ich gestehen. Und aus solchen Händen. Wahre Götterspeise. Gestern Abend fragte mich Herz ob ich auch schon etwas gelesen habe; ich antwortete: nein, und schämte mich zu gestehn daß ich viele Romane gelesen habe. Das ist sonderbar, und gar nicht mir gemäß. Ich habe so was nie verhohlen. Und warum denn dießmal?

Ich hatte aber noch nie mit einem Herz zu tun. Würde er sich wohl darüber aufgehalten haben, wenn ich's ihm gestanden hätte? – – – Iffland spielt herrlich. Welch eine deutliche kraftvolle Sprache! Er sagte einmal: topp! und schlug in die Hände. Wie schön war das. Die andern gefielen mir nicht, außer das Frauenzimmer, das des Bürgermeisters Frau spielte. (Viertelsmeister Iffland.) Schöne Dekorationen! Unser Haus kömt mir viel größer vor. (Jezt finde ich es anders.) Schlechte Anstalten für Erfrischungen. (Reibedanz Conditorey habe ich erst späterhin entdeckt, ich wollte sie wäre mir immer unbekannt geblieben.) – – – Brenna kann Federn schneiden; das muß ich meiner Schwester schreiben ....

An Madam Herz.

Ich habe mich entschlossen, meine Lebensgeschichte in Quart herauszugeben. Das Buch wird folgenden Titel bekommen:

Ludwig Bartel,
ein psychologischer Roman.
Berlin 1804.

5.

[An Amalie Spiro]

Sonnabend, den 13. November (Nachmittags 4 Uhr)

.. Gut, liebe Schwester, Du willst es, und ich habe es Dir versprochen .... aber ich weiß gar nicht *wo* und *wie* ich anfangen soll. Welcher Mensch könnte aber auch hier *beschreiben?* – Nein, gute Schwester, sey nicht böse, sie gieng so eben von mir weg, – und – ich kann nicht. Ein andermal werde ich geflißentlich einen ganzen Tag ihren Augen auszuweichen suchen, damit ich Dir von ihr schreiben kann. Das größte Opfer meiner brüderlichen Liebe, das ich Dir je gebracht habe, und bringen

werde! ..... Alles was man bei uns von ihr sprach, und alles was man uns von ihr erzählt hat, ist nichts. Du mußt sie selbst sehen ..... Auch hat sie eine Schwester, die ihr zwar nicht an Schönheit, aber an Liebenswürdigkeit und muntrer Laune völlig gleichkömmt. — Dmlle. Wezlar, erinnre ich mich, war einmal in Verlegenheit welchen deutschen Namen sie sich beylegen sollte. Sie kann sich Brenna nennen, so heißt die Schwester der Mad. Herz. — Unter euch Frankfurter Mädchen, die kein Schweinefleisch essen, habt Ihr nicht eine einzige Brenna aufzuweisen. Du und Deine Schwestern mögen diese Unart nicht meinem bösen Herzen zuschreiben. Sie ist *wahr*, und fließt bloß aus dem Kopfe. — Du solltest nur einmal sehen wie fleißig Brenna ist, und wie schön sie zeichnet. — Zeige diesen Brief ja nicht an Dmlle. Trier, sie würde gewiß sagen: habe ich's doch vorausgewußt, sobald Dein Bruder nach Berlin kömmt, macht er sich über uns lustig und spottet über uns. Freilich hätte sie so ganz unrecht nicht — die neuen Gegenstände zerstreuen mich noch zu sehr, sobald ich aber wieder zu mir selbst werde gekommen seyn, will ich Anstalten treffen mich in Brenna zu verlieben. Lache nicht, liebe Schwester, es ist mein völliger Ernst. Sage es aber ja dem Vater nicht, der würde denken: dazu hätte ich ihn nicht nach Berlin zu schicken brauchen, das hätte er hier auch thun können. Und er hätte recht. Also ich bitte dich, erzähle es ihm nicht. — Ich bin recht froh und glücklich hier. Ich fühle mich schon wie zu Hause, oder vielmehr noch beßer. — Herz ist ein sehr guter Mann und läßt sich meine Studien recht angelegen seyn ...

Ich küsse Deinen Jungen hundert tausendmal. Sobald er schreiben kann, wollen wir recht viele Briefe miteinander wechseln. Ich grüße Deinen Mann und Deine Schwiegermutter recht herzlich. —

6.

Sonntag, den 21. November (Abends 7 Uhr)

Wenn ich Stunde bey ihr habe, das ist meine schönste Zeit; aber lernen werde ich nicht viel. Wer kann aber auch da aufmerksam seyn, wenn man ihr so nahe ist, so nahe ihren schwarzen Augen. –
Ich wollte Madam Herz wäre meine Mutter, oder ich könnte meine Mutter so lieben wie sie. –
Ich merke jetzt, daß ich Mad. H. lieber habe als alle Menschen. Wenn sie's nur wüßte. Ich habe es ihrem Manne schon gesagt; bey der ersten Gelegenheit will ich's ihr selbst sagen. –
Man hat mir zu Hause viel gesagt, wie mäßig man hier ißt. An unsrem Tische finde ich das nicht. – Auch fühle ich nicht das Feuer und die Wißbegierde in mir, die man haben muß, um etwas großes zu werden. –
Ganz sonderbar ist's daß mir Brenna manche Tage gefällt, und manche Tage gar nicht. –
Ich möchte Mad. Herz immer ehrfurchtsvoll den Rock küssen, wenn sie zu mir kömmt. Ich finde darin so was erhabenes, herablassendes. –
Gestern habe ich ihre Schwester gesehen, die scheint mir ganz außerordentlich schön. Wer die andere war, weiß ich nicht, aber sie gefiel mir gar nicht. –
Gestern Vormittag habe ich bei Mad. Herz einen Menschen gesehen mit einem blauen Rock, der sieht so recht aus wie ein Frankfurter Judengalant. –
Profeßor Herz hat zwar ein kluges Gesicht; aber man sieht ihm den großen Mann gar nicht an. –
Mir wird diesen Abend die Zeit recht lang, und Madam Herz war noch gar nicht bei mir. – (Damahls kamen Sie täglich zum wenigsten 3, 4 mal in meine Stube und wenn Sie einmal zur gewöhnlichen Zeit Ihres Besuches ausblieben, ward ich ganz unruhig, und fühlte

recht was mir fehlte. *Damahls.* Jezt ist es nicht mehr so. —) — Ein Kenner des menschlichen Herzens und dessen Schwächen, sollte ein Buch *über die Kunst zu schmeicheln,* schreiben. Der Verfasser müßte aber ein Franzose seyn. Ich übersezte es dann in's Deutsche und begleitete es mit erläuternden Anmerkungen. (In Gießen hatte ich einmal einen Entwurf eines Buches: über die Kunst zu schmeicheln, geschrieben. Ich hatte es niemanden weiter als Hezels Tochter zu lesen gegeben; und ich hatte das Unglück mir dadurch auf eine lange Zeit ihre Gunst zu entziehen. Sie können sich leicht denken, wie das zugieng. Um sie wieder zu versöhnen, machte ich ein Anhang zu meinem Buche, worin ich sagte daß bey *manchen* Menschen, Schmeicheley, auch die allerfeinste, nichts helfe. Dies erwarb mir wieder, was ich verlohren hatte.)

7.

Montag, den 29. November (Morgen 8 Uhr)

Profeßor Herz will haben ich soll mich am frühen aufstehen gewöhnen, heute habe ich den Anfang gemacht, und ich saß schon um 6 Uhr an der Arbeit. —
Ich kann mirs nicht läugnen, daß ich froh bin wenn Herz nicht bey Tische ist, ich weiß gar nicht warum, denn er geniert mich gar nicht. Und ich kann mich 8 Tage vorher freuen wenn ich weiß, daß ich mit Madame Herz ganz allein essen werde. –
Brenna ist sehr lustig, bey der kann man sagen, sie nimmt alles auf der leichten Achsel. —
Ich muß lächeln wenn ich zuweilen bemerke wie Herz um mein Eßen so ängstlich besorgt ist. –
Es giebt mir wenig Hoffnung für mich, wenn ich bedenke wie wenig ich weiß und wie viel ich wißen könnte. Zu Gießen hätte ich viel fleißiger seyn müssen. Und warum sollte es hier besser gehen? Madam Herz zu ge-

fallen habe ich mich noch sehr wenig angestrengt. Ja wenn sie's wüßte, daß ich's nur ihrentwegen thue, dann noch eher. Ich suche immer Parallelen zwischen hier und Gießen, ich habe aber noch wenig gefunden. *In* mir wohl, aber nicht in den Menschen und Dingen.
Die andere Woche höre ich, soll hier im Hause eine große Gesellschaft zusammenkommen, mir ist ein wenig bange unter die Menge neue Menschen zu treten. Man nennt dies ein Kränzchen. Ein schöner Ausdruck, ein Kränzchen, ein Blumenkranz. Mad. H. ist die Rose im Kranz. –
Meine Schwester rief mir noch leise ins Ohr als ich Abschied von ihr nahm: „suche Dich nur ja bey Madam Herz einzuschmeicheln," es ist mir noch nicht gelungen, aber sie hat sich schon den ersten Tag bey mir einzuschmeicheln gewußt. Ueberhaupt ihr ganzes Wesen ist eine Schmeicheley, ein Compliment des Himmels für die Erde. –
Bendavid weiß mir die Logik recht deutlich zu machen. Doch bemerke ich mit Verdruß daß ich in der ersten Stunde aufmerksamer war als in der zweiten, und in der zweiten aufmerksamer als in der dritten. – In Gießen hatte ich täglich 8 Stunden. Ich lernte aber auch zu gleicher Zeit lateinisch, französisch, italienisch, Geschichte, Geographie, Calligraphie, rechnen, deutsche Sprache, und hörte bei Hezel zwey Vorlesungen über die Psalmen und hebräische Grammatik. Endlich lernte ich auch noch arabisch 2 mal wöchentlich. –
Wenn man Mad. Herz so sprechen hört, dann sollte man gar nicht glauben, daß sie so viel weiß. Sie thut sich gar nichts darauf zu gut. Madam Weil in Frankfurth ist unausstehlich stolz, weil sie italiänisch und französisch spricht, und schön ist.

8.

Freitag, den 3. December (Vormittag 11 Uhr)

Ich bin jezt fast 4 Wochen hier. Die Zeit scheint mir bald eine Ewigkeit, bald eine Stunde.

Ich kann mir gar nicht recht vorstellen, daß ich diese Menschen erst seit 3 Wochen kennen soll; Mad. Herz zum wenigsten hat für mich so ein bekanntes Gesicht, daß ich sie schon irgendwo gesehen zu haben glaube; denn als ich sie *hier* zum erstenmal sah, hätte ich gewußt, daß *sie* es sey, wenn man mir's auch gar nicht gesagt hätte. – Ich kann mich nicht deutlich machen, aber ich verstehe mich. –

Ich wollte daß mir Bendavid die Geometrie planmäßiger nach einem Buche lehrte. –

Ich habe es nicht gern daß mich Herz über Tisch lesen läßt. Zu einer andern Zeit wäre es mir viel angenehmer; und muß es denn nicht für Madam Herz und ihre Schwester sehr langweilig seyn, immer wenn auch schon gegessen ist, am Tische sitzen zu bleiben, bis ich mit dem Lesen fertig bin? Ich hätte mir die Mutter der Frau Professorinn Herz nicht *so* vorgestellt. Jezt da ich ihre Schwester ohne Hut gesehen habe, gefällt sie mir nicht mehr so sehr wie sonst. –

Als ich gestern Mittag Madam Herz fragte, wer der Schleiermacher sey, von dem sie so oft sprächen, und sie mir antwortete: „ein sehr guter Freund von mir" kam ich in einiger Verlegenheit; aber ich dachte gar nichts dabei, und wußte mir einen *solchen* Eindruck dieser Worte gar nicht zu erklären. (Und auch jezt da ich dies abschreibe, weiß ich nicht was ich davon denken soll.)

Das Essen an unserm Tische ist sehr gut gekocht. – –

Ich kann mich in der That nicht genug verwundern, daß Madam Herz für ihr Alter noch so jung aussieht. Ich antwortete ihr gestern, ich schätzte sie 28 bis 30 Jahr;

eigentlich glaubte ich bestimmt zu wissen daß sie erst 24 Jahr alt sey, der Herr Fränkel hat mir es gesagt. Ich schämte mich aber ihr zu sagen daß ich sie noch für so jung hielt. Warum? kann ich selbst nicht begreifen. Ich sezte also noch einige Jahre zu. Aber 34 das ist erstaunlich. Mir wäre es lieb sie wäre 10 Jahre älter, und noch lieber 10 Jahre jünger. (Sie werden lachen wenn ich Ihnen gestehe, daß mich Ihre 36 Jahr denselben Abend ein wenig verdrießlich gemacht hatten.) —

(Abend 11 Uhr)

Ich komme aus der Comedie und habe mich sehr amüsirt, und viele Thränen geweint. — Wie göttlich spielt Mad. Unzelmann die Maria Stuart! — (Heute hatte ich

die Conditorey entdeckt.) Hier liegen 12 Groschen

begraben! gefühlvoller Wandrer, beweine sie! Sie starben an einem Tage ihrem Vater.

9.

Mittwoch, den 15. December (Vormittag 10 Uhr)

Ich fühle es daß ich glühe, und mein ganzes Wesen hat sich verändert ....

10.

Donnerstag, den 23. December (Abend 12 Uhr)

Als sie Iphigenie vorlas, konnte ich meine Thrän . nur mit Mühe zurückhalten. Nicht auf die Worte, nur auf ihren Ausdruck habe ich gemerkt. Gott! Warum muß man sich schämen zu weinen?

11.

Donnerstag, den 30. December (Nachts 12 Uhr)

Noch nie habe ich ein reineres Vergnügen genossen, als diesen Abend in Iphigenie, und die Unzelmann hat mich entzückt. – –

Ich sagte, Mad. Weil hat mich sehr lieb gehabt; und als sie mich fragte, ob sie denn auch *diese* Aehnlichkeit mit ihr habe – allmächtiger Gott! *Was* ich da fühlte, was *da* in mir vorgieng, vermag ich nicht mit Worten zu sagen. Ich habe ihr geantwortet, ich kann mich aber nicht besinnen, was. Ich zitterte leise; eine laue Wehmuth ergriff mein klopfendes Herz; ein schmerzhaftes, namenloses Gefühl beherrschte mein Innerstes – – – Der Vorhang ist weggezogen, und mit Flammenzügen stehts gräßlich vor meinen Augen: *Du liebst sie,* und diese Liebe wird Dich unaussprechlich elend machen. – O daß ich in ihr Herz blicken könnte, daß ich wüßte was sie dachte, als sie mir das sagte. — Ahndet sie was ich ihr nicht sagen darf. Und warum sollte sie es nicht wissen? Kann es denn ihren Augen entgangen seyn, wie verlegen ich war? Und wenn sie es weiß, war es Mitleid, Spott, Scherz das in ihren Worten lag? – Da helfe mir jemand heraus, ich will ihn wie einen Gott verehren. – Wie mich das bewegt wie mich das foltert! – – Morgen schenke ich ihr Blumen, und schreibe ihr alles was ich fühle. Sie wird's ihrem Manne sagen, das will ich. – Kein Mensch ist und war mir jemahls werth, und das wußte ich wohl, daß wenn ich liebe, ich rasend liebe. –

Und diese Liebe wird mich, und meine Eltern durch ihren Sohn glücklich machen, oder sie bringt mir grenzenloses Verderben. —

Ich hatte meinem Herzen dies schon längst abgelauscht, doch dachte ich nicht recht gehört zu haben; aber jezt ward es plötzlich laut durch 6 Worte.

12.

Sonnabend, den 1. Januar

Nemen Sie diese Blumen, als einen Beweis wie gern ich Ihnen Freude machen möchte, von meinem Herzen an. Ich fordre nur eins zum Dank; schenken Sie mir die schönste zurück. Ich wünschte Sie immer vor Augen zu haben – die Rose. –

13.

Mittwoch, den 19. January (Morgen 9 Uhr)

Er ist tod, und alle meine Freuden sind hin. Ich muß Madam Herz verlassen und das schönste Glück! – Alle meine Gefühle sind abgestumpft; und ich brüte dumpf über mein schreckliches Geschick. Und keinen Freund, an den ich mich festhalte; einsam und verlassen stehe ich da. *Er* lebt nicht mehr, und man blickt nicht auf mich; ich bin wie unter der Menge verlohren, und man sucht mich nicht. – Von meiner Liebe soll ich scheiden, von meiner Liebe, die an meinem Leben hängt. – Dies Unglück kam mir zu schnell, ich *kann* es nicht ertragen. – Ein schöner Traum war's, ein wonnevoller Traum, und jezt habe ich ausgeschlafen. – Und wie wird *sie* ihr Unglück tragen können? – Allgütiger! Nimm nur von *ihr* die Last, lege *mir* sie auf, daß ich völlig zu Boden gedrückt werde. Mache *sie* nur froh und glücklich und laß mich sterben. Sterben? Wie kann ich sterben, ist denn ein Leben ohne sie?? – – Könnte ich meinen Schmerz nur denken, dann wollte ich mich eher beruhigen; hätte ich nur Worte, ich würde mich trösten. –

(Nacht 12 Uhr)

Sie will mich behalten, ich soll nicht weg von ihr. Hört Ihr's Ihr Menschen?

14.

Sonnabend, den 22. Januar

Ich kann es nicht fassen, dies unverhoffte, herrliche Glück. Sie gewährt mir gerne, mich ferner an ihren Augen zu sonnen. –

15.

Sonntag, den 30. Januar (Abend 7 Uhr)

Ich habe ihr Blumen geschenkt, ich habe ihr Freude gemacht und ich beneide keinen König. – –
O beweine mich, beweine Deinen armen verlohrenen Freund; ich bin unglücklich, unaussprechlich unglücklich. Halte dieses nicht für die Sprache einer üblen Laune. Ich allein bin die Quelle meines Jammers, die Quelle die nie versiegen wird. – Der ewige Kampf meiner Leidenschaft mit der Vernunft; das macht mich elend, und ich werde es immer bleiben, denn endlos ist dieser Kampf. –

16.

Sonntag, den 27. Februar

Sie haben das seidne Band zerschnitten, das mir so werth war, weil *Sie* mir es schenkten. Sie haben mir einen frohen Tag verdorben. Können Sie meinem Herzen so wehe thun? –

17.

Montag, den 28. Februar

Ich bin in der schrecklichsten Lage, dorthin zieht mich die Vernunft und hierher reißt mich mein Herz. „Schweige“ ruft jene, „rette Dich“, spricht dieses. Ja,

ich will, ich darf, ich kann nicht mehr schweigen. Soll ich mein Innerstes zerreißen ? – Edle Frau, verzeihen Sie mir, vergeben Sie meinem Herzen, wenn es fehlen sollte, es ist ein Kind, ein schwaches krankes Kind. – Ihre Schönheit, Ihre Liebenswürdigkeit, und Ihre freundschaftliche Theilnahme an mich, hat schon längst in meiner Brust eine Leidenschaft angefacht, die mich glücklich oder elend [machen], die mir nützen oder schaden wird, nachdem Sie es wollen oder das Schicksal es beschlossen hat. Ihre Menschenliebe verspricht mir: Sie werden nicht zürnen; Ihr edles Herz läßt mich hoffen Sie werden mich dulden, aber mein Unwerth raubt mir jede Hoffnung. Unmöglich kann Ihnen meine heiße Liebe entgangen seyn, sie leuchtete stets aus meinen Augen, sie sprach aus jedem Worte hervor. – Ich schreibe dieses gelassen, ohne Hitze, doch nicht ohne Ueberlegung nieder. Ich habe geflißentlich die ruhigste, kälteste Stunde gewählt, damit ich weiß was ich thue. Macht mich dieses Geständniß in Ihren Augen strafbar, und nehmen Sie es mit Unwillen auf, so häufen Sie namenlose Schmerzen auf mich, die ich nicht werde ertragen können. –

18.

Freitag, den 4. Merz

Bist Du böse, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe? Geh Närrchen, ich bitte Dich. – Ich bin krank, ich kann Dir und mir nicht sagen was mir fehlt, aber gewiß ich bin sehr krank. –
Madam Herz geht eben von mir weg. Madam Herz? ich sage Dir's ganz im Vertrauen, da ist's; halte es fest, und bewahre es fest in Deiner tiefsten Seele. Da liegt's. Der Kerker meiner Freude. – – Hier Freund stehe still und küsse diesen Namen; oder komme her zu mir und wische

mir die Thränen ab. Hörst Du nicht? Gott schicke mir einen Engel, einen wohlthätigen – den Engel des Todes mit dem Schwerdte in der Hand. – – –

19.

Sonnabend, den 5. Merz (Morgen 11 Uhr)

So eben komme ich von der Manege. Ich ritt einen Schimmel. Alle Rippen hat mir das Pferd zerstoßen; ich bin wie gerädert; das Reiten hat mir mein Arzt empfohlen, es soll gut für den Unterleib seyn. Ueberhaupt ich habe jetzt meinen Körper einer radicalen Cur unterworfen. Ich bade, nehme China, trinke alten Wein: alles um mich zu stärken; ich befinde mich auch besser. – – Wer giebt mir China für das kranke schwache Herz? – Als ich vor einigen Tagen bei Madam Herz war .... und ich konnte mit Mühe eine Thräne verbergen, die in meinem Auge schwamm. – Lache über mich, lache mich recht aus. Bin ich denn nicht ein Thor? – Sie ist 36 Jahr alt, und ich 17. Bin ich nicht ein Kind? – Ein breiter Strom der Zeit fließt zwischen ihr und meiner Liebe, ich stehe traurig am Ufer und weine bittre Thränen; und ich finde kein Schiffchen mich hinüber zu rudern. – – Beym allmächtigen Gott, Freund, es giebt Augenblicke wo ich mich für wahnsinnig halte, und jede Scheere, und jedes Messer entferne, aus Furcht ich möchte mir Leids thun. – Wahnsinn! Schauderst Du nicht zurück vor dieses schreckliche Wort? – – Jezt ist's halb 3, ich werde nun bald zum essen gerufen werden. Wie ich mich freue sie zu sehen, ich habe sie heute noch gar nicht gesprochen. Sonst kam ich jeden Vormittag zu ihr. Sie sagte aber ich störe sie, und ich sah überhaupt daß ihr meine Gegenwart sehr unangenehm und lästig sey; deßwegen habe ich mir vorgenommen nur zum Essen zu ihr zu kommen, und mich gleich nach

Tische wieder zu entfernen. Ob ich's halten werde? lange gewiß nicht! (Ich freue mich sehr, Ihnen die angenehme Versicherung geben zu können, daß ich mir's jezt ernster vorgenommen habe, Sie nicht mehr zu stören, und ich hoffe daß ich diesmal nicht so bald meinen Vorsatz brechen werde. — Wenn ich auch mein größtes Glück darin setze, um Ihnen zu seyn, so habe ich doch so viele Liebe für Sie, daß ich mein größtes Glück nicht mit Ihrem Mißvergnügen erkaufen will.)

(Nachmittags 4 Uhr)

O gewiß ich habe Unrecht, gewiß! Wie könnte ich Dir o göttliches Geschöpf nicht *etwas* seyn, da Du mir doch *alles* bist? Gewiß ich irre mich. Edles Herz! O ich möchte rasend werden! — — — — — —

20.

Sonnabend, den 5. Merz (Mittag halb 3 Uhr)

Ich kann nicht fort wenn ich bey ihr bin. Wie angewurzelt sind meine Füße, wenn ich neben ihr stehe. — Seit 8 Tagen habe ich bei Madam Herz keine Stunde gehabt. Es schmerzt mich tief; es kränkt mich unbeschreiblich. —

21.

Sonntag, den 6. Merz (Abend 6 Uhr)

„Werden Sie mir nicht bald wieder eine Stunde geben können?" fragte ich Madam Herz. „So lange Sie bey dieser Laune sind, nicht," gab sie mir zur Antwort. — — Freund, was soll ich machen? Rathe mir. Den ganzen Tag schwimmen meine Augen in Thränen. — Ich kann nicht mehr. — Ich tröste mich: mein Mißmuth kann nicht *höher* steigen.

(Abend vor 8)

Wie schnell hat sich das geändert! Ich bin heiter. Sara war bei mir und hat mich froh gemacht. – Ich schäme mich fast bey Tische froh zu seyn.

22.

Dienstag, den 8. Merz (Morgen 9 Uhr)

Wie mir so wohl ist, wenn ich mich in ihren großen schwarzen Augen spiegeln kann! Wie ich mich so seelig fühle, Freund, theuerster Freund! Und Brenna ihre gute liebenswürdige Schwester, wie ich die so warm, so brüderlich liebe. Es ist ein Glück von einem guten Herzen geliebt zu werden, und nicht minder eine Seeligkeit eine gute Seele zu lieben; ist mir auch jenes noch nicht zu Theil geworden, so genieße ich doch diese in ihrer ganzen Fülle. – – Werde ich denn nie glücklich werden? – Wo liegt denn die Quelle meines Glückes? Wo – In mir selbst? –

23.

Donnerstag, den 10. Merz

Ich finde keine Worte Ihnen mein Entzücken und meine Freude auszudrücken. Das Tuch haben Sie selbst getragen und jezt ist es mein. Ich küsse es hundert tausendmal, danken kann ich nicht. –

24.

Ich sezte mich hin meinem Vater zu schreiben, hatte aber weder Muth noch Kraft genug, ihm das zu sagen, wozu ich mich so fest entschlossen zu haben glaubte. Die Feder entfiel meinen Händen, Thränen verfinsterten mein Auge, als ich ihm meinen schrecklichen Wunsch vorzutragen anfieng. So ist der Mensch. Er will von seinem Uebel befreyt werden, und entsezt sich doch vor der schmerzhaften Operation sich ein Glied abschneiden zu

lassen. Ich kann mir nicht selbst diese Quaal bereiten; thun Sie es. Ich bitte, schreiben Sie meinem Vater, daß ich nicht mehr in Berlin bleiben wolle, und er solle mir erlauben, daß ich nach Hause oder anderswo hinreise. Sie sind grausam; Sie behandeln mich so kalt, Sie sind sehr grausam gegen mich. Reicht man doch dem Verurteilten noch Wein und Kuchen; und was bin ich anders? – Doch danke ich dem liebevollen Gotte, daß er mir das Gefühl für diese Schmerzen nahm. – Wer dem Richtplatze entgeht, fühlt keine Kopfweh mehr. Wollen Sie thun warum ich Sie bat?

Den 11. Merz 1803 *Louis.*

25.

Ich sende Ihnen hier einen Theil von dem, was ich gestern in mein Tagebuch geschrieben habe. Nicht alles; es wäre sonst zu viel gewesen, und ich wünsche, daß Sie es nicht mit Unbehagen lesen möchten. Was mir noch übrig blieb, schicke ich Ihnen morgen, so wie überhaupt jeden Tag zwei Seiten voll. Ich habe den Wunsch, Ihnen zu gefallen so viel als möglich zu unterdrücken gesucht, damit er auf die freye und wahre Vorstellungsart meiner Gedanken und Empfindungen keinen Einfluß habe. Auch habe ich von Ihrem hellen Verstand und edlen Herzen eine zu hohe Meinung, als daß ich zu befürchten brauchte, mir durch meine freien Geständnisse bey Ihnen zu schaden; oder mich durch manche Fehler und Schwächen, die ich aufdecke, in Ihren Augen herabzusetzen. *Louis.*

Sollten Sie etwas finden, worinn ich mich geirrt habe, oder sonst etwas das Ihnen Gelegenheit giebt mich zu berichtigen oder zurecht zu weisen, so bitte ich Sie mit mir darüber zu sprechen.

26.

Donnerstag, den 17. Merz (Morgens 10 Uhr)

... So wäre es geschehen, *unabänderlich* geschehen? – Ja. Der Pfeil, der einmal abgeschossen kehret nicht zurück, und das Wort das meine verschwiegene Brust bisher bewahrte, ist gesprochen. – Gott! erhalte meine Besinnung, feßle mein Bewußtsein. – Jezt liest sie's .... jezt hat sie's gelesen .... jezt schwebt Leben und Tod auf ihren erstaunten Lippen .... Mein Herz will springen; ich zittre wie ein Verurtheilter; kalter Schweiß dringt aus meinen Gliedern ... Erbarmen? Sterben? .. Ist der Stab über mich gebrochen? Ahndungsvolles, furchtsames Herz, fasse Dich. – Mein Herz spricht: hoffe, und die Vernunft ruft mir: verzweifle, zu. Ich werde gedrängt von innen und von außen. – Barmherzigkeit! Himmel! – –

27.

Sie sehen daß ich für Sie fühlte u. Ihrem Wunsche zuvor gekommen bin, Ihr Vater muß nun entscheiden u. Sie sollten ihn auch durch einige Zeilen bitten Sie nach Hause kommen zu laßen weil Sie in Berlin nicht taugten. Nach Jahren, mein guter Louis wollen wir über die jezige Zeit sprechen. *H.*

28.

Ich schike Ihnen hier eine Abschrift von einem an Ihren Vater bereits abgeschikten Briefe, ich hielt diese Art Sie von Berlin zu entfernen für die beste u. ich theile den Brief Ihnen mit weil ich wahr gegen Sie sein will, und Sie dadurch vielleicht aus der Verlegenheit kommen, in welcher Sie sich vielleicht, wegen des Briefes den auch Sie heute an Ihren Vater schreiben müßen, befinden. Zu sprechen haben wir übrigens den Brief betreffend nichts. *H.*

29.

[Henriette Herz an den Vater Baruch]

Ehe ich Ihre Antwort, deren sehr langes Außenbleiben mir völlig unbegreiflich ist, abwarte, muß ich Sie schon wieder mit einigen Zeilen belästigen.
Durch einen unvorhergesehenen Zufall hat sich meine Lage dergestallt geändert daß ich mein ganzes Haus aufgeben u zu meiner Mutter ziehen muß, also nicht im Stande bin Ihren Sohn bei mir zu behalten. Ich muß sogleich verreisen, oder müßte es vielmehr, verschiebe diese mir höchst nothwendige Reise aber um Ihren Sohn nicht allein zu laßen. In 14 Tagen kann Ihre Antwort auf diesem Briefe in meinen Händen sein u bis dahin habe ich meine Abreise ausgesezt um meine Pflicht gegen Sie zu erfüllen; ich bitte Sie aber auf das Dringenste dann entschieden zu haben was Lion thun soll. Meine Meinung wäre daß Sie ihn nicht in Berlin laßen, zum alleinstehen ist er wohl noch nicht selbständig genug u ich kann mit meiner Ueberzeugung Ihnen hier kein Haus empfehlen ihn zu placieren, überdies ist eine Reise ihm seiner Gesundheit halber nöthig; er ist oft sehr unwohl an Engbrüstigkeit die aus dem unterleibe herrührt, eine Krankheit die er schon mit nach B. brachte u welche vielleicht durch das mehrere Sizen zugenommen hat; eine stärkende Cur, die er gebraucht, hat ihn einigermaßen wieder hergestellt doch meint der Arzt daß eine Reise ihm nothwendig sei u zwar mit dem Postwagen weil dies die beste Bewegung sei. – Als Ihr Sohn im 9 br. zu uns kam dachte ich freilich nicht daß alles so schnell u traurig enden würde. Ich empfehle mich Ihrem Andenken u bitte noch einmal um die schnellste u bestimmteste Antwort, denn im Fall diese nicht erfolgt sehe ich mich genöthigt ihn allein zu laßen oder ihn Ihnen zu schiken, ohne Ihre Antwort abwarten zu können. Ich bitte Sie diese Eil u dieses Dringen nicht zu mißdeuten, ich wäre völlig u mehr als gerechtfertigt wenn Sie die Lage der Sachen kennten.

30.

Ich schikte den Brief an Ihren Vater deshalb so früh fort damit Sie ihn nicht zurückhalten sollten. Laßen Sie mich vernünftig für Sie sein, ich *muß es durchaus*. Die Entfernung allein kann Ihnen sich selbst wieder geben. studieren Sie froh so können Sie wieder nach B. kommen nach einem Jahre u. ich werde mich sehr herzlich freuen Sie heiter u gesund zu sehen u bei mir so viel es geht, jezt aber ist es für Ihr ganzes Leben wichtig sich von mir zu trennen, u mein entschluß ist *unerschütterlich* fest. Soll ich noch einen Brief an Ihren Vater schreiben u ihm vorschlagen Sie nach Halle zu Reil zu geben, ich will dann heute noch an Reil schreiben.

31.

Sonnabend, den 19. Merz

Das Leben ist ein Traum, und ich träumte hier ein schönes Leben. Ich bin nun aufgewacht, es ist zu Ende. Haltet mich fest, ihr guten Engel, kettet mich an diesen fürchterlich schönen Gedanken: ich will sterben. Sie stößt mich von sich, das schmerzt; sie tuth es mit feindlicher Kälte, das bringt mich zur Verzweiflung. Sie liebt mich nicht, das will wenig sagen; aber sie haßt mich nicht, *daß* ist das schrecklichste. – Nicht lieben und nicht hassen. Gleichgültig. Gleichgültigkeit und meine glühende Liebe, Feuer und Waßer. – Was habe ich nun von meinem ganzen Leben? Welchen Genuß? – O hätte ich geschwiegen und mich bis an's Grab mit der lieblichen Hoffnung gelabt! Ich zog aber den Vorhang mit neugieriger Hand und unersättlichem Herzen hinweg, und jeglicher Wahn ist vorüber, es liegt sonnenklar vor meinen Augen welch ein Kind, welch ein eitler Thor ich war. – O ich kenne euch Ihr Menschen, ganz gut. –

„Nach Jahren wollen wir von der jetzigen Zeit sprechen." Gute Frau, die Todten sprechen nicht. – Ich soll

fort; gut, das kann mich heilen; ich soll mir einen Arm abnehmen lassen; ich genese wenn ich die Operation überstehe, aber wie wenn ich ihr unterliege? Ich bin sehr schwach, ertrage wenig Schmerz.

Ich habe mich einschläfern lassen, ich fühle keine Schmerzen mehr; nicht weil ich gesund bin, sondern weil ich schlafe. Ich erwache und mit mir die Schmerzen.

Was habe ich versprochen? Die Flamme will ich verbergen, in mir verschließen, ruhig und fleißig seyn? Ich Thor betrüge ja mein eignes Herz. – Ich soll kalt seyn, wo ich liebe, und höflich wenn ich glühe? — Vater im Himmel, ich falle vor Dir nieder und flehe Dich mit reinem Herzen an; ende meine Quaal, oder gieb mir Kraft und Ausdauer sie geduldig zu ertragen. Sende mir einen Freund der meine Schmerzen lindre, und mit warmer Theilname meine Thränen trockne. – Segne meine Angebetete, meine Heißgeliebte, mache sie froh und glücklich, und mich — nimm weg von dieser Erde die mir so wenig Freude trägt. – O Gott vergieb mir, es war ein Ausbruch meiner Schmerzen. Ich werde ohne Murren dulden. Du weißt was mir gut ist, und wirst gewiß noch alles zu meinem Besten lenken.

Mag mich das Glück noch einst bis zum Himmel erheben, es wiegt mir diesen unglücksvollen Tag nicht auf.

32.

An Madam Herz

(Ich bin überzeugt es wäre ein fruchtloses Unternehmen, wenn es ein junger Mensch versuchen wollte, eine heftige Liebe mit Gewalt auszurotten, und es ist eine selbstmörderische That, wenn ihm dieser Versuch gelingt. Dies

ist ein Urtheil meiner Vernunft; es mag falsch seyn, aber ich betheure daß mein *Herz* nicht den mindesten Theil daran hat.) ———

— — — Ich bin ein Mensch. — Sie haben mein Urtheil gesprochen: ich kann nicht bestehen. Sie gossen Öhl zu der Flamme, es verzehrt mir das Herz. Ich muß zu Grunde gehen, wenn ich noch länger in Ihrer Nähe bleibe. Ich will fort von hier, das will ich meinem Vater schreiben.

Ihre Vernunft wird mich tadeln, Ihr Herz mich bedauern!

Lachen Sie! – – So möge Sie in ihrer Todesstunde das Gedächtniß verlassen, daß Sie sich dieses Vergehens nicht erinnern. *Louis.*

Mit zittert die Hand, mir klopft ängstlich das Herz. Ich konnte nicht länger an mir halten. Das Haus steht in Flammen, ich muß mich retten, sonst gehe ich zu Grunde.

Wenn ich zu Ihnen komme, erwähnen Sie mit keinem Worte dieses Billets, darum bitte ich Sie.

Merz 1803

33.

[An den Apotheker Lezius]

Da ich auf einige Zeit meiner Gesundheit wegen, von hier abreisen werde, so bitte ich Sie mir meine Rechnung zu schicken. Ich werde in meiner Stube sehr von Ratten und Mäusen geplagt, die ich bisher nicht habe vertilgen können, da ich jezt verreise so könnte ich in meiner Stube Gift legen; wollen Sie mir wohl durch Ueberbringerinn, eine Quantität Arsenick, versiegelt schicken?

Den 20. Merz Der Ihrige
Louis.

34.

Guten Morgen zuvor.

Ich bitte Sie meine liebe Mutter, dieses mein Schreiben an den Graf Hatzfeld zu lesen. Dann mir aufzuschreiben die Aufschrift *inwendig* im Brief und die Adresse *auswendig*. Dann bitte ich um ein Petschaft und Siegellack, welches ich Ihnen gleich wieder zurückschicken werde.

Wünschen Sie mir Glück. Heute kann sich das Schicksal der Juden entscheiden und das Meinige. Ich kann heute den Krystallisationspunkt finden, um den das Glück sich krystallisire. Es ist ein chemischer Prozeß. Mag mir das Gefäß, der Kolben und die Vorlage tausendmal zerspringen, ich versuche es von neuem.

L.

35.

Ich werde doch selbst hingehen zu *Lange*, ich mag nicht feige zurücktreten, und werde mein begonnenes Werk durchführen. Zur Vorsicht nehme ich die Tochter meiner Wirthinn mit mir, und laße sie unten an der Thür warten, unter dem Vorwande, daß ich aus dem Hause einen Sack Geld bringen werde, welchen sie nach mein Logis tragen soll. Ich werde auch mein Matrikel mitnehmen, um mich im Nothfall als den zu legitimiren, für den ich mich ausgebe. Ich werde den Brief an Hatzfeld einstecken, um beweisen zu können, daß die Sprache in meiner Rede, die Sprache meines Herzens ist. Schikken Sie doch, wenn ich bis 10 Uhr nicht sollte bei Ihnen gewesen sein, zu mir herüber, und laßen Sie fragen, ob ich nicht zurückgekommen sey, und im Fall daß nein, fragen Sie die Tochter, wo sie mich verlassen habe.

L.

36.

Lesen Sie dieses Billet und zürnen Sie nicht! Es sind die letzten Worte *dieser* Art die ich Ihnen schreiben werde. Die Antwort die Sie mir vorhin gaben, hat mich so niedergeschlagen, als ich wünschte, daß Sie mich froh gemacht hatten, Sie sagten, Sie können mich nicht froh machen. Das kam Ihnen unmöglich von Herzen, denn wer anders als Sie, ist die Ursache meines Kummers, wer anders könnte die Quelle meines Frohsinns sein? Da ich Sie so unaussprechlich liebe, wie können Sie mir es verargen daß ich in Ihrem Wohlwollen mein höchstes Glück setze und daß die Erwartung desselben, mein einziger, mein heißester Wunsch ist? Sie waren sonst so freundlich, so theilnehmend, so herzlich gegen mich? Warum sind Sie es jezt nicht mehr? Soll mich dies nicht schmerzen? O erbarmen Sie sich meiner, daß mir das Leben nicht so jammervoll, so freudenleer dahinfließt.
Ich bitte Sie um Antwort, ich bitte Sie recht sehr darum. Sein Sie nicht böse, es sind die Sterbeworte meines kranken Herzens.
Den 31. Merz. 3

37.

Es ist völlig wider unsere Abrede, daß ich dergleichen Worte von Ihnen annehme, Louis, deshalb schicke ich sie Ihnen zurück. Ich wollte daß strenger Ernst immer der herrschende Ausdruck in meinem ganzen Wesen gegen Sie gewesen wäre, vielleicht hätte ich dann anders auf Sie gewirkt und glücklicher, oder Sie hätten es wenigstens nicht zu sagen gewagt, wie ich auf Sie gewirkt habe.
Ich wiederhole, was ich erst gesagt, Sie allein können sich froh machen; ich *kann* nichts dazu thun.

38.

Sie wollen diesen mittag nicht zu Tische kommen, Louis, sagt mir meine Schwester, warum nicht? Gehen Sie in die schöne

Frühlingsluft, lieber Louis und laßen Sie darinn Ihr Gemüth froher werden u kommen dann zu uns. Ich erwarte Sie zu Tische. Ernst zu sein haben Sie Recht aber nicht so gedrückt u. unglücklich wie Sie aussehen. Antworten Sie mir nicht aber kommen Sie.

39.

(1. April)

Sie sehen, was ich für Sie thun kann. Ich entziehe mir die einzigen glücklichen Stunden, wo ich Sie ohne zu stören sehen könnte, blos um Ihren frohen Kreis durch kein verdrießlich Gesicht zu stören. – Doch ich merke, Sie wollen mich, wie Sie es nennen, *taufen* lassen, Sie thun sehr wohl daran, Frau Professorinn; und ich wundre mich recht sehr, daß Sie zur Anwendung dieses Mittels nicht früher geschritten sind, da Sie doch die Unfehlbarkeit der guten Wirkung dieser Arzney, gewiß genau berechnet haben werden.

40.

[Antwort auf der Rückseite von Nr. 39]

Ich bitte Sie mir zu *sagen* was ich wissen soll, nach Ihrem gestrigen Zettel nehme ich nichts Geschriebenes von Ihnen.

41.

[An den Apotheker Lezius]

Schicken Sie mir meine Rechnung, denn ich reise bald von hier ab. Ich gebe Ihnen 10 Louisd'or, wenn Sie mir geben, warum ich Sie letzthin in ein Billet gebeten habe.

Louis.

42.

(1. April)

Sie kamen heiter zu uns gestern Abend, nach Br–s Spas verließen Sie das Zimmer, wir fanden Sie im Finstern als wir zu Tische kamen, Sie waren stumm u verließen uns bald. *So erschienen Sie*, was konnte ich mir anders denken als daß Br-s Spas Sie verdrüßlich gemacht? Ich bin mir gegen Sie nicht das Geringste bewußt u sehr leid ist mirs Ihrentwegen daß Sie wieder leiden. Laßen Sie mich Sie doch diesen Abend heiter finden!

43.

Sie halten mich für einen solchen Narren, daß Sie denken können, Brennas Eisbär habe mich böse gemacht. Es ist mir unerträglich, mich so von Ihnen verkennen zu lassen, ich sage Ihnen daher daß ganz andere Dinge Schuld meines Verdrusses sind, Dinge, die ich *Ihnen* nicht sagen darf. *Louis.*

44.

So ists recht, so will ichs grade haben. Entweder Sie heben mich *ganz* hinauf, oder Sie stürzen mich *ganz* hinab. Ich kann, wie ich Ihnen schon einmal gesagt habe, die Dämmerung nicht leiden. Licht oder Finsterniß. — Nur das bitte ich, spannen Sie nicht meinen Witz auf die Folter, er könnte in seinem Schmerze fatale Dinge bekennen.

45.

Sie haben mich sehr aufgeheitert, ja sogar lustig gemacht. „*Ich kann Ihre Liebe zu nichts brauchen.*" Ich danke für diese Worte, sie machen mich um 100 Jahre klüger, nur lassen Sie sie ja nicht laut werden, sie könnten die beißendste Satire auf Ihr Geschlecht abgeben.

L.

46.

Wenn Sie nur nicht glauben möchten, daß ich, wenn ich Ihnen klage, Hülfe *fordere*. Sie *können* mir nicht helfen, mit dem besten Willen nicht; denn das Herz nimmt keine Befehle an; aber eben darinn liegt die Unendlichkeit meines Elendes.

L.

47.

Sie können mich für keinen schlechten Menschen halten, dazu bin ich Ihnen zu gut, aber Sie halten mich für einen gewöhnlichen Menschen, und darinn irren Sie sich, ich bin grade *das* nicht. Ich könnte mich von der niedrigen Stufe auf der ich stehe, bis zur höchsten hinaufschwingen, wenn mich das meinem Himmel näher brächte; aber daß ich weiß, *dahin* kannst Du kommen und *weiter* nicht, das lähmt alle meine Kraft. – Wenn ich sagte, *es genüge mir nicht an Ihre Freundlichkeit*, das wäre Undank und auch würde ich anders sprechen als ich denke, aber daß ich hier die Schranken sehe, das – macht mich verdrüßlich! – Die Grenzen Ihres Wohlwollens könnten enger gezogen seyn, nur dürfte ich diese Grenzen nicht kennen.

L.

(Ein Billet mit Vernunft und Ueberlegung geschrieben.)

48.

Ich muß wiederholen was ich Ihnen schon unzählige male gesagt habe, *mehr* als freundlich *kann* ich Ihnen nicht sein. Lügen mag u werde ich nicht ich muß also *Ihr* [!] für mich sehr drükkende Verdrüßlichkeit ertragen, wenn das Bekandtwerden mit der Gränze meines Wohlwollens sie nicht endlich heben wird. Ich halte Sie bei Gott weder für schlecht noch gemein das könnte ich Ihnen beweisen wenn ich Briefe hier hätte in wel-

chen ich von Ihnen geschrieben; könnte ich Sie aber durch eine Lüge zum herrlichsten Menschen machen ich würde dieser Lüge mich nicht schuldig machen. Daß Sie mich übrigens mehr als viele Menschen intereßieren gegen die ich auch freundlich bin das liegt in unserm ganzen Verhältniß. Verderben Sie sich und mir das Zusammensein nicht. Müßen Sie mir denn ewig von dieser unseligen Leidenschaft sprechen.
Ich darf es eigentlich gar nicht anhören.

49.

Sie gestehen mir selbst mit kalten, trocknen Worten, ich sey Ihnen nicht mehr als jeder andere Mensch, das heißt – *gleichgültig*. Gewiß ich habe Sie nie trostloser und trauriger verlassen als diesmal. Noch jedesmal wenn ich mit Schmerzen und Quaalen in der Brust, und mit blutendem Herzen zu Ihnen kam, noch jedesmal vernahm mein Ohr, tröstende, freundliche Worte; ich beschwäzte mein Herz, und ich verließ Sie beruhigt, und war wieder heiter auf einige Tage. Diesmal haben Sie mir mein Elend zergliedert, und recht klar und deutlich vor Augen gelegt; diesmal haben Sie mir alle Hoffnung geraubt, die doch auch das härteste, unerbittlichste Schicksal nie den Menschen nimmt. Diesmal haben Sie mich betrübter entlaßen, als ich zu Ihnen kam.
Liebe gute Frau, um eins bitte ich Sie: *hassen Sie mich.* Ich kann Ihren Haß eher ertragen, als Ihre Gleichgültigkeit, die mich noch rasend machen wird. Meine Bitte ist so klein, und Sie werden sie so leicht und gern erfüllen. Nicht wahr? –
Vor einigen Wochen war ich einmal einige Tage sehr munter. Das gefiel Ihnen und Sie sagten: *Lieber Louis, wenn Sie immer bey dieser Laune, und fleißig sind, habe ich Sie sehr lieb.* Als Sie diese Worte sprachen, war Sara gegenwärtig, ich wollte meine Empfindung nicht zeigen, und wendete mich herum und affectirte ein Lachen, um

meine freudige Rührung zu verbergen. – Als ich mich gestern Abend zu Bette legte, erinnerte ich mich an diese Scene, und ich hätte mich gewiß zu todt darüber gelacht, wenn mich nur nicht – meine Thränen daran verhindert hätten.
Wenn ich auch die Sage vom goldenen Zeitalter für eine bloße Fabel halte, so bin ich doch gewiß daß jeder Mensch eins hat. Vor 6 Wochen hatte ich goldene Stunden. Jezt liegen sie schon in grauer Ferne, und ich träume davon, wie ein Greis von seinen frohen Jünglingsjahren. —
Wie wird das enden? wenn?

Den 15. Aprill

Louis.

50.

Montag, den 18. Aprill (Abend 6 Uhr)

Als ich noch ein Kind war, wie konnte mich ein Regenbogen ergötzen; heute sah ich einen am Himmel, und ich blieb ganz kalt dabey. Wie mich das ärgerte! –
O ich bin froh wie ein Gott! Mad. H. ist wieder so freundlich gegen mich wie sonst. Ich hatte Worte für meinen Schmerz, und die Freude macht mich sprachlos. –
Wie faul war ich heute, auch nicht eine halbe Stunde fleißig gewesen. —
Ich kann mich recht ärgern, wenn man Mad. Herz lobt. Wie kann man gar eine solche Frau *loben*? — Bewundern, anbeten muß man sie. —
Der Brief, den mir die Herzin von die La Roche zu lesen gab, gefällt mir nicht. Er ist so gezwungen. Und welche Menge Gedankenstriche und Anmerkungen! —
Als ich ungefähr 4 Wochen hier war, sagte ich einen Abend zu Mad. Herz: ich gestehe Ihnen, Ihre Stunde ist mir die angenehmste; ich bin aber doch in dersel-

ben am wenigsten aufmerksam. Sie erzählte dies bey Tische ihrem Manne wieder, und ich fühlte daß ich roth und ein wenig verlegen ward. Da merkte ich zuerst daß ich sie *liebte*; und anders wie man die Mutter oder Schwester liebt. –

Bey der Aufführung des Todes Jesu gieng ich in der Kirche umher und suchte mir einen Platz. Es war überall gedrückt voll. Nur neben Mad. H. fand ich zufällig noch eine leere Stelle. Doch ich wüßte nicht was ich lieber gethan hätte, als mich hier hinzustellen. – Da fühlte ich recht deutlich daß ich *verliebt* bin. – Verliebt? Nicht anders. Noch vor kurzer Zeit hätte ich um alles in der Welt, meine Zuneigung gegen sie nicht mit *diesem* Namen belegen mögen, und ich dachte immer bey mir selbst: was muß das für ein Mensch sein, der sich in Mad. H. verlieben könnte! Und jezt? Ich kann nicht helfen. Ich kenne keinen andern passenden Ausdruck. – O unbegreifliche Eitelkeit.

Ich schenkte heute an Jettchen Magnus einige Apfelsinen, weil sie krank ist. Ich bemerke, daß ich nie etwas mit reinerem bessren Willen weggegeben habe. Nicht um *gefällig* zu sein, das wäre Eigennutz; sondern um zu dienen.

Ich liebe Mad. H. weit mehr wenn sie sitzt, als wenn sie steht. Wenn sie dies wüßte, ich glaube sie würde dann immer stehen. Auch gefällt sie mir besser mit unbedeckten Haaren, als mit einer Haube. Wenn sie geputzt ist, kann ich sie auch beßer leiden. Das ärgert mich und ich habe mir's lange nicht eingestehen wollen. Es ist nun aber einmal so, und ich kann mir's mit aller Gewalt nicht ausreden. –

Wenn ich in meinem Tagebuch etwas niederschreiben will, muß ich's immer erst überdenken, um den rechten Ausdruck zu treffen. Wenn ich von ihr schreibe, kann ich dabey geometrische Sätze aus dem Euklid im Kopfe wiederholen. –

Ich hatte Tage an welchen ich Brenna weit mehr liebte als Jetten. –

Brenna hat eine Entschlossenheit und zuweilen eine gewiße Kälte und Trockenheit gegen mich, die mir ganz unausstehlich ist. In solchen Augenblicken bin ich ihr im Ernste recht gram. Mich dünkt das Wort: *unausstehlich* gebraucht man im gemeinen Leben oft falsch. Man kann wohl sagen: ihn länger anzuhören *wäre* mir unausstehlich gewesen; aber nicht sein Geschwätz *war* mir unausstehlich. Hat man ihn angehört, so muß man ja das Geschwätz haben ausstehen können. –

Ich würde mich sehr freuen, wenn Mad. H. einen Mann heurathete, den sie sehr liebt. Dies ist mir in der That unerklärbar, ein wahres psychologisches Räthsel. Aber gewiß, ich würde mich sehr freuen. –

Es hat mich immer verdrossen, wenn ich sah, daß Brenna, sobald Reichnau kam, sich stets mit *ihm* unterhielt und *mich* gar nicht achtete. Als mir die Herzin vor einiger Zeit sagte, daß er sie wahrscheinlich einmal heurathen würde, da hoffte ich, mein Unwillen über Brenna's Nachläßigkeit würde sich verlieren. Dies geschah auch wirklich, doch ein wenig ist immer noch zurückgeblieben. Ich habe Unrecht. Es ist eine eitle Prätention von mir. Doch ich kann's mit dem besten Willen nicht wegraisonniren. –

Ich bin sehr mißtrauisch gegen die Menschen, und gleich bereit alle ihre Handlungen, (besonders wenn sie mir Nutzen oder Freude bringen,) schlechten Motiven zuzuschreiben. Sollte dies ein schlechtes Herz anzeigen? Mad. H. ist gut und hält alle Menschen für gut, und trauet jedem. Und ich? –

(Abend 8 Uhr)

Heute habe ich wieder meine lateinische Stunde versäumt. Als ich hier zum erstenmal eine Stunde muthwillig versäumte, wie schmerzhaft war meine Reue. Jezt bin ich

ganz ruhig dabey. So bald gewöhnt man sich an Vernachläßigung der Pflichten. – Welch ein himmliches Vergnügen habe ich, wenn ich [mich] mit dem Bewußtseyn zu Bette lege, den Tag über recht fleißig und gut gewesen zu seyn. Warum bin ichs nicht immer, da mir die Belohnung so nahe liegt? – Und das seelige Gefühl H . . . . s freundlichen Blick *verdient* zu haben. Welche überschwengliche Vergeltung wäre dies für meine Anstrengung! – In den Augenblicken meiner brennenden Leidenschaft war es mir immer unbegreiflich, warum nicht alle Menschen sich ihr zu Füßen werden, und das größte Glück darinn setzen ihr dienen zu können. Und in kälteren Augenblicken muß ich sagen, daß sie es verdiente. –

Ich habe wirklich die Frau Doktorinn recht gern, und wenn man nur Geduld genug hat, ihre langen Gespräche mit anzuhören, dann kann man sie recht freundlich machen. Aber wir jungen Leute sind sehr selten human, und schätzen das Alter zu wenig. –

Es scheint Sara hat eine viel beßere Meinung von ihrem Bräutigam bekommen. Zum wenigsten glaube ich bemerkt zu haben, daß sie viel mehr an ihm hängt und viel weniger über in klagt wie sonst. Sollte nicht ihr Waarenhandel an dieser Veränderung Schuld haben? Es ließ sich sehr leicht daraus erklären.

Ich möchte wißen warum ich heute in meinem Tagebuche so ungewöhnlich viel einzuschreiben finde. – Wenn es einmal dahin kömmt, daß ich an Mad. H. alle meine Handlungen und Gedanken offenherzig und treu aufgeschrieben zu lesen geben darf, dann bin ich gewiß ein guter Mensch. Werde ich es wohl je dahin bringen können? Können? O ja. Aber nicht ernstlich wollen. Wenn ich in Gießen alle meine Gedanken und Empfindungen aufgeschrieben hätte, welch ein unendliches Vergnügen würde mir jezt ihre Rückerinnerung machen. So oft

ich einen Satz hier aufgeschrieben habe, überlese ich das Ganze von Anfang an durch. Und das thue ich jedesmal. Eine erbärmliche Eitelkeit. – Schon 9 Uhr. – – Wenn mich Mad. H. so liebte wie ich sie, ich glaube, dann würde sich meine Liebe zu ihr, wenn auch nicht ganz verlieren, aber doch gewiß sehr vermindern. Indessen bin ich überzeugt daß Mad. H. um mich zu heilen diese Arzney doch nicht gebrauchen wird. Es wäre gar zu gewagt. – Moschus. – –

Ich spreche immer von meiner Liebe zu H. und ich bin ihr zu Liebe doch nicht ein bißchen fleißiger. Mein Leben würde ich sehr gern für sie hergeben und thue doch ihrentwegen nicht eine Stunde anstrengend studieren, (wenn ich sonst eben keine Lust zur Arbeit habe.) Man kann sich darüber nicht wundern; ich begreife es sehr wohl. – Jetzt will ich spatzieren gehen. Es kostet mich warlich einige Mühe mich loszureißen, ich hätte noch so viel zu schreiben. –

So eben kömmt Madam Herz nach Hause. Wenn ich nur weiß daß sie in ihrem Zimmer ist, wenn ich sie auch gar nicht sehe, dann ist mir schon wohl. – Könnte ich nur ihre Büste in meiner Stube haben. Ich schäme mich es ihr zu sagen. – Ich werde doch wohl zu Hause bleiben. Wenn in meiner Abwesenheit H. zu mir kommen wollte, und ich hätte sie versäumt, ich wäre untröstlich. – Läse sie dies in meiner Gegenwart, sie würde *sagen*: Sie sind ein Kind, und *denken*: er ist in der That zu bedauren. –

Eigentlich kann ich gar nicht sagen *was* ich an ihr liebe. Ich bewundre ihre Schönheit; ich schätze ihr gutes Herz; ich verehre ihren Verstand; aber dies alles *liebe* ich nicht. – Das ist Selbsttäuschung, lieber Louis. –

Die Luzinde habe ich mir zu lesen gehohlt; blos aus Neugierde, weil mir sie H. nicht geben wollte. Ich verlor aber nach den ersten 3 Seiten die Geduld. –

Ich lese so gern über Mäßigkeit. Wie kömmt das? Es giebt keine entzückendere melodischere Töne für mein Ohr, als wenn ich die äußere Thüre knarren und Mad. H. kommen höre.
Wenn ein Wagen vorbeirasselt oder sonst ein Lärm auf der Straße ist, stelle ich mich immer an meine Stubenthür und lausche, damit ichs ja nicht verhöre wenn sie anklopft. Hundertmal im Tage spring ich vom Stuhle auf, weil ich glaube ich hätte die Thür aufgehen hören, und dann merke ich, daß das Geräusch über mir war. – In den ersten Zeiten meines Hierseyns mußte ich immer lachen, wenn ich Mad. H. ansah. So gieng mir's auch mit H. aus G[ießen] und mit H. aus W[etzlar]. — Die Personen die mir am theuersten waren, hatten an ihren Vornamen und Nachnamen immer ein H. zum Anfangs-Buchstaben. H. H. aus G. H. H. aus W. und H. H. aus F[rankfurt]. Auch heißen sie alle Henriette. Geht das so fort, so werde ich abergläubisch. —
Lichtenberg's Schriften, die ich jetzt lese, machen mir sehr viel Vergnügen. – Sie kömmt nicht. – – –
In Gießen war ich so hypochondrisch und dabey so abergläubisch, daß ich immer wenn mein Geburtstag kam, gewiß glaubte, ich würde sterben. Warum eben an meinem Geburtstag? Ein solcher Unsinn muß beyspiellos seyn. –
Ich habe nicht mehr so starkes Herzklopfen wie sonst. — Warum hätte ich's lieber daß Reichnau Abends nicht bey uns zu Tische käme? Übrigens kann ich ihn sehr gut leiden. —
Das Wort *leiden* gefällt mir nicht, und doch gebrauche ich es oft. —
Wenn ich Madam Herz die Hand küsse, so *will* ich es gar nicht thun; ich thue es ganz unwillkührlich. Eben so bey Brenna. Und bey mir selbst ist es eine Aeußerung der innigsten herzlichsten Liebe. –

Ich erinnere mich daß mir Mad. H. zuweilen wenn sie mir *stehend* den *Rücken zuwandte* auf Augenblicke sehr gleichgültig war. Sah ich ihr wieder in's Gesicht, so war alles wie vorher. – Es durchkreuzen mich oft dunkle Gefühle und Empfindungen ohne Zahl. Könnte ich sie mir immer klar machen, absondern und bestimmen, ich wüßte nicht was ich darum gäbe. –

(Nacht 11 Uhr)

Ich gieng schon um halb 11 auf mein Zimmer. Ich wollte noch manches in meinem Tagebuch einschreiben, ich fühlte mich aber nach der Mahlzeit so dumm wie eine Gans. –
Ich habe noch nie von Mad. Herz geträumt und ich denke doch den ganzen Tag an ihr.

51.

Dienstag, den 19. Aprill (Morgen 6 Uhr)

Ich habe schon um 5 Uhr das Bett verlassen. Ich öffnete das Fenster. Es hatte die Nacht geregnet, und es wehte eine frische erquickende Luft. – Ich merke jezt erst daß ich zärtlich und für meine theure Gesundheit sehr besorgt bin; denn ich trug Bedenken mit offner Brust ohne Halstuch an's Fenster zu treten. – Das zweite Buch des Euklids kann ich nicht leiden, und heute soll ich's wiederholen; es ist mir sehr mies dafür. –
Die jüdischen Wörter *Mies, Schlemil,* und mehrere, kann man im Deutschen gar nicht ausdrücken. Man sollte sie aufnehmen, und ihnen das Bürgerrecht geben. Es würde aber sehr viele Mühe kosten, dem, der keinen Umgang mit Juden gehabt hat, den Begriff, den man mit diesen Wörtern verbindet recht deutlich zu machen. Ich sehe gar nicht ein wie man das machen will. –
Ich höre von Mad. Herz lieber *guter Louis* als *lieber Louis;* am allerliebsten *mein guter Louis. Mein,* – es

liegt ein Himmel in diesem Worte. – Vor einiger Zeit schrieb sie mir, sie wollte mich nicht länger bei sich behalten; dies brachte mich der Verzweiflung nah; ich konnte nicht weinen und erstickte fast. Am Ende des Billets stand: „Nach Jahren, *mein guter Louis,* wollen wir über die jetzige Zeit sprechen." Dies löste meine Brust. Ich vergoß Thränen, und es ward mir leichter.
Madam Herz lenkt mit 3 Worten mein Gemüth, wie man die Marionette mit dem Drathe lenkt. Zauberey der Liebe. – – Und sie sollte nicht eitel seyn? Zwar habe ich noch keine Aeußerung der Eitelkeit bemerkt, aber ich zweifle doch nicht dran. – Ist sie doch schön und ein Weib!! – Es giebt eine Kunst zu schmeicheln wenn man tadelt. Wer diese Kunst versteht, kann sein Glück machen – bey eingebildeten Menschen. Kluge, bescheidene Menschen sehen auch durch diesen Nebel. – R. in F. versteht die Kunst sich tadelnd zu loben. – Diese Nacht wachte ich auf. Es war stockfinster und die Noth allzudringend. Nehmen Sie's nicht übel Herr Legationsrath, wenn Sie darauf bestehen, will ich Ihrem Sohne die Beleidigung öffentlich abbitten. –
Wenn ich allein bin seh' ich mich oft im Spiegel, und wenn jemand dabei ist, schäme ich mich es zu thun, und erschrecke wenn mich jemand darüber ertappt. Wie soll ich das nennen? Oder thue ich's blos mechanisch, aus Gewohnheit?

52.

Dienstag, den 19. Aprill (Morgen halb 7)

Ich glaube ich habe Kopf zur Philosophie; wenn ich fleißig wäre, ich könnte es wohl weit bringen. –
Ich mußte oft lächeln wenn ich sah wie sich Mad. H. oft so geschickt zu drehen und zu wenden wußte, nur um dem Worte *Liebe* auszuweichen. Sie sagte z. B. *Das*

was Sie in sich haben; wie ich auf Sie gewirkt habe; das was sie gegen mich fühlen; nur nicht: *Ihre Liebe gegen mich.* Eben so sträubte ich mich wider *verlieben,* und mußte zulezt doch nachgeben. –

Wäre ich ein Regent, ich ließ' Erziehungsanstalten für Hunde errichten. –

Wenn sich meine Liebe mit der Vernunft verbände, wäre ich sehr glücklich. –

Ich wünschte nicht daß mich H. so liebte wie ich sie, ich könnte das Glück nicht ertragen. –

(Abend 5 Uhr)

In der Stunde bei Meyer war mirs als würde ich eine Ohnmacht bekommen.

(Abend halb 9)

Ich komme nach Hause. – So wäre denn auch *dieser* Schritt gethan, der Schritt von dem *sie* mich abhalten sollte. Abgeworfen hätte ich jeglichen Stolz und jede Schaam, und vor meinen Augen tritt die schaamrothe Sünde. – Darf ich ihr wie sonst mit freyer Stirn unter die Augen treten? – Gott! – Nur der *erste* Schritt zum Laster fällt schwer; die andern werden leicht und immer leichter. – Wie oft habe ich sie mit dem Gelde betrogen; und diesmal auf die schändlichste Weise. Aber ich werde es nicht mehr thun. Ich habe gottlob noch ein Maaß im Vergehen, und dieses Maaß habe ich noch nie überschritten, und dieses Maaß ist noch sehr beschränkt. –

53.

Mittwoch, den 20. Aprill (Abend halb 7)

Ich habe Stunde gehabt, und morgen soll ich wieder eine haben. Alles, alles lächelt mich schön und freundlich an. – Und heute habe ich sie oft und lange gesehen. O ich bin unaussprechlich glücklich. –

In diesem Augenblick spüre ich noch gar keine Neigung zur Arbeit. –

Offenherzigkeit muß aus dem Charakter fließen, sonst ist es gar keine Tugend. Und wenn man offenherzig ist, muß man es gegen jedermann sein. Es ist gewiß, manche Menschen sind blos deswegen offenherzig, um sich Zutrauen zu erwerben, damit sie in andern Fällen, wo sie lügen wollen, Glauben finden.

Madam Herz. – – – Um diesen Punkt, um diesen einzig großen, ewig festen Punkt, drehen sich alle, alle meine Wünsche. Und still, wie die Sonne unbeweglich stille, steht dieser Punkt, und in unermeßlicher Ferne, ring ich mich wie die Erde stets um ihn. – Wie die Erde! Das ists! – Ewig zurückgehalten durch eigene Schwere. – O leuchte mir Tag, oder Nacht umhülle mich! Nur mit *Dir* weg, trügerische Dämmerung, hämisches Haldunkel. Du nimmst mir das Leben und verhinderst mich zu sterben, Hoffnung, eitle Hoffnung! – – Und doch bedaure ich den Menschen, der nicht einen *solchen* Punkt, der nicht *solche* Wünsche hat. Und ich liebe den Bettler, der groß genug ist alles zu verschmähen und sich eine Krone zu wünschen. – –

54.

Mittwoch, den 20. Aprill (Abend 7 Uhr)

Wer weiß ob ich Mad. Herz jezt nicht blos aus Gewohnheit liebe, oder aus Trägheit, den Eindruck den sie schon längst auf mich gemacht hat, auszurotten. – Als ich diesen Abend zwischen 3 und 6 Uhr bey ihr war, fühlte ich wieder die ganze Macht meiner Leidenschaft; ich hätte ihr um den Hals fallen mögen – –

Ich bin jezt so heiter als ich's noch nie gewesen war und es müßte gewiß etwas ungewöhnlich Schlimmes seyn, das mich verdrießlich machen könnte. Sie hat Züge um den Mund, die unwiderstehlich sind. –

Madam Herz kann es nicht leiden, wenn ich sie lobe und bewundere. Das ist Stolz; und nichts kann mich so sehr kränken und mich in meinen eigenen Augen so sehr herabsetzen, als dieser Widerwille für die Aeußerung meines Wohlgefallens. –

(Abend 9 Uhr)

Ich denke wohl alles, *wie* ich es der Herzin sage; ich denke aber manches das ich ihr um alles in der Welt nicht sagen würde. – Bendavid besitzt viele Kenntnisse; dabey hat er eine so lebhafte Einbildungskraft, daß er sich dieselben noch 400 mal größer vorstellen kann. Ein eingebildeterer Gelehrter mag es wohl in der Welt nicht geben. Er spottet über alles und glaubt außer ihm wiße die ganze Welt nichts. Ich habe ihm dies schon beym ersten Besuch abmerken können, und das war gar keine Kunst. Da sagte er unter andern: Physik ohne Mathematik, sey wahre Spielerey, und spielte dabei auf Herz an. Als ich ihn einmal fragte ob Herzens Buch: über den Geschmack gut wäre, antwortete er mir: Der Stoff war damals noch nicht viel bearbeitet, Herz hat nichts vollständigeres liefern können.
Seitdem ich Madam Herz kenne, wünsche ich mir Göthe oder Schiller zu seyn. –
Ich schrieb gestern etwas nieder, wovon ich heute grade des Gegenteils überzeugt bin; es wäre mir bey Gott, die größte Marter zu sehen, daß sie einen Menschen sehr liebte. –

(Nacht halb 11 Uhr)

Wenn es in meiner Gewalt stünde, zu weinen, ich würde manchmal Thränen vergießen, wobey ich gar nichts fühle. – Ich kann mich Stundenlang mit dem angenehmen Traume beschäftigen, wenn ich ein König wäre, wie ich der Herzin alles zu Gefallen thun und ihr alle ihre Wünsche gewähren würde. Uebrigens würde ich sie gewiß

nicht zur Königin machen, denn es ist haushälterisch jedem *größten* Glücke freiwillig zu entsagen, damit einem noch etwas übrig bleibe – für theure Zeiten. –
Ein blinder Schiffer auf einem reißenden Strome ist das wahre Bild eines Verliebten. –
Ich habe es sehr gerne, daß es regnet und stürmt, wenn ich für Mad. Herz einen Gang gehe.
Den 17. Dezember 1802 hatte mich einmal Herz in der Logik examinirt, und ich hatte alles sehr gut gewußt. Als seine Frau kam, erzählte er ihr, ich wäre heute in der Logik sehr klar. Wir sezten uns bey Tische. Ich sprach wenig, und war sehr nachdenkend. Ich überlegte nemlich wie es wohl dahinzubringen wäre, daß mir Madam Herz für jeden Tag an dem ich sehr fleißig war, einen Kuß gäbe. –
Wenn ich mit Madam Herz spreche, so schwindet alles um mich her im eigentlichen Sinne des Wortes, ich höre und sehe nichts außer sie. –
„Herr Lion, Sie sind ein Schalk", sagte immer Henriette Hezel zu mir und das hörte ich sehr gern. –

55.

Donnerstag, den 21. Aprill (Vormittag halb 10)

Brenna wollte von ihrer Schwester den angebotenen Wagen nicht annehmen, das gefiel mir und es ist schön und lobenswerth, wenn sie ihn standhaft ausschlägt. –
Ich wünsche oft schön zu seyn. Dies ist der albernste Wunsch, den man nur haben kann und ich schäme mich so, daß ich diese Schwäche sehr ungern der Herzin gestehe. Aber es ist so. –
Heute habe ich Brenna wieder sehr lieb. Ich weiß wirklich nicht, ob es an ihr oder an mir liegt, wenn sie mir den einen Tag beßer gefällt als den andern. Ich habe eben so viele Gründe für mich als für sie. Madam Herz

spricht zwar, sie könne es begreifen. Sie thut aber Brenna zu viel. Ich habe gewiß auch Schuld daran. – Liebte ich Madam Herz wie Brenna, und Brenna wie Mad. H., ich befände mich viel besser dabey. –
Um 12 Uhr gehe ich zu Bendavid, ich nehme mir vor recht aufmerksam zu seyn; ich will doch sehen, ob ich meinen Vorsaz – –
Man könnte sagen, die Furcht wäre eine Hauptbedingung zur menschlichen Glückseligkeit; denn ohne Furcht gäbe es keine Hoffnung, und was wäre das Leben ohne diese? –
Die Eitelkeit des Menschen mischt sich in alle sein Thun und Unterlassen, oft ohne daß man es merkt. Wenn ich für meine Gedanken und Empfindungen einen passenden Ausdruck habe, und ich erinnere mich diesen Ausdruck schon irgendwo gelesen zu haben, dann gebrauche ich ihn nicht. Dies ist Eitelkeit: ich möchte gern originell im Schreiben seyn. – Ich habe dies lange Zeit selbst nicht eingesehen. – –

(Abend 8 Uhr)

Daß ich glaube der Herzin alle Falten meines Herzens aufgedeckt zu haben, das ist ein Selbstbetrug ohne Ende. Ich war doch zuweilen so von mir eingenommēn, daß ich glaubte, ich wär ein Feind der Schmeicheley. Das ist kein Mensch. –
Ich sagte der Herzin, heute wäre ich fleißig gewesen, und ich war es nicht. Ich wollte nicht lügen, ich hatte nur nicht Geistesgegenwart genug, die Wahrheit zu sagen. –

(¾ auf 10 Uhr)

Das ist eine kalte sehr unpoetische Nacht, und ach, ich Sentimentaler weiß gar nicht was ich machen soll.
Wir sprachen gestern bei einer Gelegenheit, die Sie nicht werden vergeßen haben, von sentimentalen Seelen. Wah-

re ächte Sentimentalität gleichet dem reinen kräftigen Kornbrandtwein, der mäßig genoßen den Gesunden stärkt und erwärmet. Aber die herrschende Sentimentalität unsrer nervenschwachen Jünglinge, und schwindsüchtigen Mädchen macht schläfrig und erhizt wie unsre überzuckerte Modelique[u]rs nur erschlaffend sind.
Wenn *Sie* nicht wären, meine liebe, liebe Mutter, daß mir dieses Leben auch dann immer noch würde lieb seyn, das ist menschlich, und ich gestehe es wohl; doch lächeln mußte ich dann, daß mir so viel gelegen seyn könnte an einem elenden Kinderspiel, wie es wäre.

(12 Uhr)

Die schlesische Post war schon angekommen, als ich nach Hause ging. Die Reisenden befanden sich noch alle in der Passagierstube; aber Schleiermacher nicht unter ihnen.
Es brannte Licht in meiner Stube, doch suchte ich den Moritz vergebens. Er hatte sich auf's Sopha gelegt, und sich mit allen daliegenden Kleidern so um und um bedeckt, daß er gar nicht zu sehen war. Er schläft unbarmherzig, und ich werde mich die Nacht wohl ein wenig ennuyiren.
Obgleich, liebe Mutter, meine Thränen die lezten Worte erstickten, die ich Ihnen beim Abschied habe sagen wollen, so bin ich jezt doch gar nicht traurig. So abergläubisch bin ich, daß mir der Schmerz der Trennung willkommen ist, *darum*, weil ich so unaussprechlich glücklich war; damit mein böser Geist sich wieder mit mir aussöhne.
Ich wäre doch so gerne noch mit Ihnen heraufgegangen, um Ihre Stuben einmal noch zu sehen.
Diese Blumen kommen von meinem Herzen. Sie werden fort blühen, wenn die süßen Düfte *meiner* Blumentage längst werden verweht sein, vom schwarzen Qualm der hallischen Salzhäuser. Und dann denken Sie meiner gewiß.

56.

Es ist doch in der That sehr grausam von Ihnen, daß Sie mich sogleich beym Worte fassen. Ich schrieb Ihnen, Sie möchten es nicht mehr unternehmen mich aufzuheitern, und nie haben Sie eine meiner Bitten schneller und pünktlicher erfüllt als diese. Sie können sich ja leicht denken, daß dieses mein Ernst nicht kann gewesen seyn. Ich gestehe es Ihnen ganz offenherzig, ich wollte Ihnen durch mein Billet nur Gelegenheit geben zu mir zu kommen, und dann wäre meine Verstimmung durch Ihren holden Blick gleich wieder gehoben worden. Sie sagen ja immer, ich wäre ein wahres Kind, warum schonen Sie mich denn nicht wie ein Kind? Bin ich's ja auch blos in diesem einzigen Punkt. – Was mich am meisten bey mir selbst entschuldigt, ist der Umstand, daß ich mich wegen meiner ungewöhnlichen Neigung für Sie gar nicht schäme; ich könnte Sie meinem Vater, ich könnte Sie der ganzen Welt entdecken; denn ich glaube, daß man sich keiner natürlichen Neigung des Herzens sobald sie Liebe zeigt, zu schämen braucht, sie mag sich übrigens in jeder Gestalt äußern. Eigentlich bin ich von vorgestern her, wo Sie mich lästig fanden, noch verdrüßlich, aber ich habe nach reiflicher Ueberlegung der Sache gefunden, daß ich sogar bey meinem Herzen Unrecht habe. Ich bitte Sie um Verzeihung und um Ihre vorige Freundlichkeit. Ich versichre Sie, die verfloßne Woche war die glücklichste in meinem Leben; ein Tag schöner als der andre und blos durch Sie, und mag ich Ihnen noch so gleichgültig sein, so muß es doch Ihrem guten Herzen Freude machen, mich so froh, so froh durch sich gesehen zu haben. Sie haben in den letzten Tagen zu meinem Frohsinn einen festen Grund gelegt, der noch nicht erschüttert ist; wenn Sie mir nur auf 5 Minuten erlauben zu Ihnen zu kommen, Ihre Hand zu küssen, Sie anzusehen, und wieder

fortzugehen, dann bin ich wieder glücklich und vergnügt. Darf ich kommen? — Ich will auch recht fromm seyn und gut. Darf ich, liebe Mutter? Ich habe auch Kopfschmerzen, haben Sie Mitleiden mit einem kranken Kinde. —

57.

Ich bin heute recht ordentlich und fleißig gewesen, und habe viel übersezt. –
Den 26. Aprill 1803 *Louis.*

58.

[Mai, Juni 1803]

Verzeihen Sie lieber Louis, wenn ich Sie frage ob Sie meine Briefe besorgt haben – mir liegt gar viel an dem nach Venedig u da ich vermuthe daß man etwas zahlen muß wenn man einen Brief nach Italien auf die Post giebt, so frage ich ob Sie das gethan haben? – wenn nicht – auf die Post zu gehen und es treulichst zu besorgen – auch bei der Gelegenheit zu fragen ob nicht etwa ein Brief nach *Rom* unbesorgt liegt – u im Fall – ihn zu bezahlen damit er abgehe. Es geht mir gut – Gott erhalte Sie Ihre *H.*

59.

Ich grüße Sie herzlich, liebe Mutter. Leben Sie recht wohl und wünschen Sie mir Glück zu meiner Reise. Ich wollte nicht mehr nach Charlottenburg kommen, ich fürchtete so sehr das Abschiednehmen von Ihnen, als ich mich freue auf die Zeit, wo ich Sie wiedersehen werde. Möge ich Sie froh und glücklich wiedersehen, wie ich Sie verlaße. Vergnügen Sie sich recht in Dresden und kommen Sie gesund zurück. Den Ort wo ich so frohe und so traurige Tage verlebt habe, die Menschen die ich anbetete, und die ich doch so oft gekränkt habe, verlasse ich mit gepreßtem Herzen, das wissen Sie. Ich

danke Ihnen für das, was Sie mir *waren*, nicht für das was Sie mir haben *seyn wollen*; dafür habe ich keine Worte; möge es Gott belohnen! Ich werde mich bestreben zu werden, was ich nicht bin; und was Leidenschaft in mir verdarb, soll Leidenschaft wieder gut machen. Bleibe ich wie ich bin, so sehen Sie mich nicht wieder, so wahr Gott lebt. Von dem was ich Ihnen je gesagt oder geschrieben habe, nehme ich kein Wort zurück; ist es wünschenswerth daß ich meine Gesinnung verändre, so wird es kommen mit der Zeit, und mit der Verderbniß meines Herzens. Adieu!

Empfehlen Sie mich der Dmlle. Izik und Blanc und Mad. Levi.

Den 9. Juli 1803 *Louis.*

60.

Adieu mein guter Louis, sage ich Ihnen auf schriftlich lieber als mündlich; alle meine Gedanken waren Sie heute, ich dachte für Sie u in Ihnen. Wenn Sie den Punkt auf welchem Sie jezt stehen so recht beherzigen wollten so können Sie ein trefflicher Mensch werden, wenn nicht so gehen Sie zu Grunde ohne einmal das Bewußtsein davon zu haben. Louis man muß sich entweder umbringen oder alles sein was man nach seinen Kräften sein kann u hat man einmal den Muth zum ersten nicht so muß man ihn zum andern haben u es ist großer Genuß dabei.

Mit sehr gerührtem Herzen schwöre ich es Ihnen daß mein Antheil an Sie *nie* aufhören wird wenn Ihr Herz gut bleibt u weich u treu. An Ihr beßer werden wird mein Herz sich erfreuen u wenn Sie Ihre Kräfte benuzen so werden Sie beßer u. ich werde Sie wieder sehen. Fangen Sie ein neues äußeres Leben an u richten Sie es so ein daß Sie durch Erbärmlichkeiten nicht leiden, worunter ich die zu großen Geldausgaben verstehe. Ich drücke Ihnen mit Wärme u Rührung die Hand. Was ich Ihnen sein wollte als Sie bei mir waren will ich Ihnen auch sein in jeder Fremde, nehmen Sie das an, mein lieber

Louis u wenden Sie in diesem Sinne sich immer so an mich, offen u frei ohne Rückhalt. Adieu, reisen Sie glücklich u grüßen Sie Reil. Haben Sie auch heute an Ihren guten Vater geschrieben? Adieu Adieu Sie sollen bald in Halle etwas von mir hören.

61.

Ich habe oft Ihr Billet gelesen, und habe es benezt mit reichlichen Thränen, mit Thränen der reinsten Freude und der schönsten Hoffnung. Ich fühle wie sich in mir alles hinzieht, auf jenen Punkt, auf den Moment des Wiedersehens. Das bedeutet was Gutes. Ich fühle es und trockne meine Thränen, und freue mich des Glücks Sie meine Freundin nennen zu können, und mich Ihren Freund.

Louis.

Ich habe meinem Vater geschrieben.
Den 10. Juli 1803 (Morgen halb 3 Uhr)

62.

Halle, den 19. July 1803

Liebe Mutter!

Seit vergangenen Donnerstag, also erst 6 Tage bin ich hier, und schon hänge ich mit Leib und Seele an Halle. Vergessen ist Berlin und alles was mir dort theuer war. Mir ist's als wäre ich hier geboren, und Zufriedenheit und Frohsinn erfüllen mein Herz. Nicht wahr, das kam geschwinder als Sie es erwarteten? Glauben Sie, daß ich traurig bin über meine veränderte Lage? – Nichts weniger als das. Wandelt mich ja zuweilen ein schmerzliches Gefühl an, so mache ich einige Gänge durch das Zimmer, weide meine Augen an die schöne Fußdecke, betrachte mit Wohlgefallen die eleganten Meubles, und weg ist aller Schmerz; Sie wissen, ein Sopha war immer der Gegenstand meiner heißesten Wünsche gewesen; jetzt

habe ich eins und es wiegt mir zum wenigsten den Thiergarten auf. – Nun liebe Mutter können Sie mich seelig preisen. Wie oft habe ich Sie sagen hören: „So ist es recht, Louis, bis zur Ironie muß es mit der Sache kommen." Also freuen Sie sich jetzt, denn mein ganzes Wesen ist Ironie, ich bin die beißendste Recension aller Compendien der Moral die in Nummern und *abc*s eingetheilt sind wie die Waschtabellen. Ich habe Ihnen ein Lied vorgesungen von Besserung, Sie freuten sich des guten Vorsatzes und seegneten mich. Ziehen Sie ihre Hand von mir ab, liebe Mutter, ich habe geheuchelt. Hilft mir kein Gott, so bin ich verloren, denn ich kann nicht kämpfen wider Laster, die Zeit und Gewohnheit panzerten. Ständen Sie vor mir, ich müßte schaamroth werden. – Ich will Ihnen doch auch erzählen wie es mir hier gefällt, denn was ich hier am Anfange des Briefes sagte, das war Spaß, wie Sie von selbst werden einsehen. Als ich ankam, war Reil noch im Colleg. Ich machte der Reilin mein Compliment. Sie hieß mich willkommen. Gleich ward Obst und Kirschkuchen präsentirt. Das gefiel mir nicht, denn Sie hatten mir nichts präsentirt, als ich zu Ihnen kam. Reil kam zu Tische, fragte nach Ihrem Befinden und damit Punktum. Ich saß da wie ein armer Sünder, der beim Stehlen ertappt wurde. Während dem Essen ward sehr wenig gesprochen. Nach dem Essen ging ich auf meine Stube und weinte mich recht satt, so daß [ich] aus Müdigkeit einschlief. Diese Menschen werden mir nimmermehr gefallen. Ich hatte es Ihnen gesagt, ich werde Parallelen ziehen und mich unglücklich machen. Ich habe ein Elysium geschmekt in Ihrem Hause, und dieses irrdische Leben will mir nicht behagen. Ich versichere Sie, als ich Reilen zum erstenmale sah, habe ich mich recht erschrekt, denn seine rauhe Stimme, sein ernsthaftes Wesen, und sein ganzes Aeußere überhaupt, hat für mich etwas sehr Abschreckendes. Mir

ist es ganz unbegreiflich, wie Sie eine gute Freundin dieses Mannes sein können. Die Reilin fand ich weder über, noch unter meiner Erwartung, aber ganz anders als ich sie mir gedacht habe. Sie ist klein, schmal, winzig, und man sieht es ihr an, daß sie einmal schön gewesen war. So weit ich sie bis jetzt kenne, ist sie sehr ungebildet. Sie mag eine rechte gute Frau sein, ich könnte auch nicht sagen, daß ich sie nicht leiden kann, sie ist aber in meinen Augen – ich muß mich eines harten Wortes bedienen, weil ich sonst nicht weiß, wie ich mich ausdrücken soll – ein erbärmliches Ding. Mir wird über Tische oft bange, und ich weiß gar nicht, wo ich meine Ohren hin thun soll, wenn ich höre welcher pöbelhaften Ausdrücke sich Reil gegen seine Frau und sie sich gegen ihn zu bedienen pflegt. Z. B. habe ich sie schon einige male wechselseitig zu einander sagen hören: Du willst immer gescheiter sein als andre Leute; das wäre recht dumm von Dir, u. dergl. mehr. Wenn Sie mich fragen, liebe Mutter, was mich diese Dinge angehn, so antworte ich: nichts, aber es ist unangenehm unter solche Leute zu leben. Man könnte mir einwenden, ich sei nicht hergekommen um angenehm zu leben, sondern um von Reil's Gelehrsamkeit zu profitiren. Ja du lieber Gott, aus dieser werde ich wenig Nutzen ziehen können. Reil hat mir diesen Morgen ausdrücklich gesagt: Sie wissen, ich habe unbändig viel zu thun, also in's Detail kann ich mich nicht mit Ihnen beschäftigen, was ich für Sie thun kann, besteht darin, daß ich Ihnen zuweilen einen guten Rath gebe, und Ihnen sage, wie Sie es am besten machen können. Das ist ein theurer Rathgeber, und ich habe doch immer sagen hören, daß zum Rathgeben sich mehr Leute fänden, als wünschenswerth sey. Ich hatte mich vorgenommen, beste Mutter, nicht eher über einen der neuen Gegenstände, die mich hier umgeben zu urtheilen, bis ich mich hier lange genug werde aufgehalten

haben, um ein *richtiges* Urtheil fällen zu können, aber gegen Sie glaubte ich mich *jetzt* schon äußern, und Ihnen sagen zu können, wie ich *jetzt* die Sachen nehme. Wenn ich Ihnen also schreibe, das ist so, und jenes so, will ich nicht sagen, daß es gewiß so sei, sondern daß es mir so *vorkomme*. Ich hoffe es, ja ich bin es gewiß, daß mir mit der Zeit manches gefallen wird, was mir jetzt mißgefällt, und sollte ich auch die Dinge immer so finden, wie Sie mir jetzt *scheinen*, so macht doch die Gewohnheit das angenehm, was uns sonst mißfiel, und das erträglich, was uns unerträglich schien. Ich hatte mir schon so oft vorgenommen recht fleißig zu studieren, aber der Vorsatz meiner Bestimmung stets eingedenk zu sein, den ich in Berlin zuletzt gefaßt habe, war ernster als alle vorige. Vielleicht wäre auch die Ausführung desselben glücklicher gewesen, wenn nicht gleich im Anfange meine Tugend auf so eine harte Probe gestellt worden wäre. Reil will, und besteht darauf, daß ich auf das Gymnasium gehe, und das ist mir so zuwider, und schlägt mich so nieder, daß all mein bischen Eifer, den ich mitgebracht habe, verraucht ist. Bis Ostern soll ich noch auf der Schule gehen, und den ganzen Tag weiter nichts lernen, als: Lateinisch, Griechisch, und Zeichnen. Ich ließ mir dies alles noch gefallen, wenn ich Privatstunden hätte; aber Reil bedenkt nicht, daß der Vortheil, den öffentlicher Unterricht vor Privatstunden hat, bei mir nicht zu rechnen ist, denn er wird durch den Schaden aufgehoben, den der Widerwille, mit dem ich mich in dieser Einrichtung schicke, unausbleiblich nach sich ziehen wird. Wenn Sie also jemand frägt, liebe Mutter, warum ich nach Halle gekommen bin, so antworten Sie: um durch Reil's Hand in der Schule zu laufen, und wenn sich der Jemand wundert, daß es 500 Rthlr. kostet, und meint, das hätte wohlfeiler geschehen können; so mag er vernehmen was Lessing spricht: *was wohlfeil ist, ist theuer.* Mir hat es

zu Berlin jeder vorausgesagt, daß sich Reil nicht mit mir abgeben wird, und ich sehe es ja, er ist so sehr mit Geschäften überhäuft, daß ihm wahrlich keine Zeit für mich übrig bleibt. – Reil hat sechs herrliche, muntre Kinder, eins schöner als das andere. Das älteste Mädchen ist 14 Jahre alt, die wohnt aber nicht hier, sondern ist zu Dessau in Pension, und ist mit mir nach Halle gefahren, um ihre Eltern auf einige Tage zu besuchen. – Etwas habe ich bemerkt, das ist recht possierlich, und Sie werden mir's kaum glauben. Nämlich die Reilin sagt oft *Du* zu mir, wenn niemand dabey ist; das erstemal als ich's hörte, konnte ich kaum das Lachen verbeißen, aber jetzt ist mir diese liebenswürdige Vertraulichkeit sehr unangenehm. Ich merke schon wo es hinaus will, der liebe Gott läßt mir, als ein gescheiter Aeskulap, Madam Reil deswegen so unliebenswürdig finden, um meine Seelenbewegungen in's Gleichgewicht zu bringen. Ich würde hier gerne schließen, denn ich versichre Sie, das was ich da zuletzt sagte, ist der witzigste Einfall den ich in meinem Leben gehabt habe; und Wieland räth jedem freundschaftlich gleich nach einem guten Einfall, es sei im Sprechen oder im Schreiben aufzuhören. Sie werden aber gerne wissen wollen, wie unsre Reise hierher abgelaufen ist, daher fahre ich fort. – Wir kamen Montag früh um 8 Uhr in Koswig an, wir fuhren von da sogleich nach Wörlitz, die Gegend zwischen Koswig und Wörlitz war für mich entzückend schön, weil es die erste war, die ich seit meiner Abreise von Frankfurth gesehen habe. Man fährt immer längs der Elbe hin, die hier sehr breit ist. Da dachte ich an Sie, und wie sehnlich wünschte ich Sie möchten zu dieser Stunde schon zu Dresden sein. Als wir nach Wörlitz kamen, war es 10 Uhr. Wir hielten uns gar nicht auf und giengen gleich im Garten. Wir waren so ämsig daß wir noch denselben Tag alles mögliche sahen, und gegen Abend schon nach Dessau fahren

konnten. Wir waren auch bei Matthison. Dienstag und Mittwoch hielten wir uns in Dessau auf, und besahen alles Merkwürdige in und außer der Stadt. Wir hatten auf dem Postwagen mit zwei Offizieren Bekanntschaft gemacht, die auch zum Vergnügen reisten, diese engagirten sich mit uns, wir machten alle Partien gemeinschaftlich, und logirten auch in Dessau zusammen. Ich und Warburg sprachen so oft von Ihnen, daß die Offiziere den Wunsch äußerten, Sie einmal zu sehen. Da sie nach Dresden reisen, so habe ich ihnen eine Karte mitgegeben, die sie Ihnen abgeben werden, wenn sie Sie auf der Gallerie treffen. Ich habe nie frohere Tage verlebt, als auf dieser Reise, und das mag auch mit Schuld sein, warum es mir hier so sehr mißfällt. Leben Sie recht wohl. Meinen Gruß an Brenna. *Louis.*

Liebe Mutter, warum habe ich nicht zu Berlin bleiben können? – Und ist es hier besser für mich? – Haben Sie von meinem Vater Brief erhalten? – – –

63.

Lanke den 12. August 1803

Ihr Brief, mein guter Louis, ist mir nach Dresden zugeschikt worden u jezt schreibe ich Ihnen von einem sehr schönen Landgute 4 meilen von Berlin von wo ab ich morgen nach Prenzlow zu gehen gedenke wozu ich mich nicht wenig freue.
Ich war sehr unzufrieden mit Ihrem Briefe weil es Ihnen eigentlich schlecht geht Louis, innerlich wenigstens, wiederum aber muß ich sagen, was ich Ihnen schon oft gesagt, daß es Ihnen nur dann gut gehn kann wenn Sie selbst es ernstlich wollen, hier wie durch Ihr ganzes Leben. Unbegreiflich ist mirs Louis, wie Sie mit Ihrem wirklich richtigen Sinn für das Beßere gerade das Schlechtere wählen können. Wären Sie ein gewöhnlicher Mensch der weder über sich noch über die Dinge denkt so würde ich jedes Wort für verloren halten so aber werde ich nicht aufhören Ihnen zuzurufen bis Sie mich hören; ich werde die Geduld lange nicht verlieren, sehr lange nicht, sagen

Sie mir aber nach all meinem langen Zurufen noch immer, ich bin unfleißig u. unthätig, das heißt, ich bleibe u werde ein sehr gewöhnlicher Mensch, dann Louis, höre ich auf zu rufen, aber auch überhaupt in Verbindung mit Ihnen zu sein, so wie im Gegentheil, wenn Sie das werden was in Ihren Kräften steht, Sie für Ihr ganzes Leben eine wahre treue Freundin an mir haben werden. Ihre Seele u Geist gehn zu Grunde wenn Sie sich nicht sehr bald ernstlich anstrengen um etwas tüchtiges zu lernen u wie Ihr Körper durch den Mäßiggang, oder doch durch das wozu er führt schon gelitten hat das wißen Sie u ich wußte es lange. Glauben Sie nicht, lieber Louis, daß ich einen zu großen Werth auf die Weltverhältnisse lege, nein, ich weiß sie gehörig zu würdigen, aber eben weil ich das weiß deshalb lebe ich wie ichs thue u will daß jeder der nicht den Muth u die Kraft hat sich davon los zu reißen, so thue. Nicht der Menschen willen sollen Sie das was andere vor Ihnen entdekt und erklärt haben sich zu eigen machen, sondern allein Ihrer selbst willen. Denn Sie haben Sinn u Kräfte, benuzen aber sollen Sie es zum besten Ihrer armen unwißenden Nebenmenschen. Bitten, flehen könnte ich Sie nicht so gewißenlos mit sich zu verfahren u Ihre Kräfte gegen sich selbst zu wenden. Sie wißen alles was ich Ihnen sagen könnte, doch aber sage ich es Ihnen um Sie selbst zuweilen zum Bewußtsein zu bringen.

Mit Ihrer häußlichen Lage können Sie, wie mir scheint, zufrieden sein, mit Ihrer litterarischen weniger, doch wird sich das ändern, wenn Reil sieht daß Sie fleißig sind u mehr eigentliche Fortschritte machen als für das Gymnasium gehört oder durch es bewirkt werden kann so nimmt er Sie gewiß weg, u fühlen Sie Ihren Fleiß u Ihre Fortschritte so können Sie darauf bestehen da Ihr Vater Privatlehrer bezahlen will ihr ganzes Glük liegt in Ihren Händen. Mir ist es in Dresden sehr gut gegangen in jeder Rüksicht die Kunst u die lebende u die todte Natur waren uns günstig und ich habe wirklich hohen Genuß gehabt. Grüßen Sie Reil von mir u sagen Sie mir bald mit aller Offenheit wie es Ihnen geht aber auch wie Sie es treiben. Leben Sie wohl u erhalten Sie sich in jedem Sinne gesund.

Ihre Officier sind mir nicht vorgekommen.

Adieu. Sein Sie gut. *H.*

64.

Halle, den 20. August 1803

Ihr Brief, liebe Mutter, hat mir unbeschreiblich viele Freude gemacht. Vom Morgen bis Abend war er der Gegenstand meines ewigen Hoffens, meiner sehnlichsten Erwartung. Wenn die Krankheit den höchsten Gipfel erreicht, dann hört das Bewußtsein auf, und der Mensch fühlt keine Schmerzen mehr. Mit dem Bewußtsein kehren auch die Schmerzen zurück; aber dann beginnt die Genesung. Auch ich fange an zu mir selbst zu kommen, ich fühle mich aber nicht beneidenswerth in diesem Zustande und der Schmerz preßt mir Klage aus. Wer mich sieht, der sollte denken, mir wäre wohl, doch wer mich kennt, wird sagen, mir kann nicht wohl sein. Soll ich mir das Vergangene aus dem Kopfe schlagen, soll ich es vergeßen? Dann müßte ich mir's aus dem Herzen reißen, und das geht nicht. Hoffen Sie auf die alles heilende Zeit? Ich auch. Aber die Zeit heilt nur durch Zerstörung und was sie nicht zerstören kann, wird sie nimmer heilen. Ich soll gut seyn, wollen Sie. Ich wäre es auch gern, aber wie soll ich es anfangen um es zu werden? Hier kömmt der Wille erst *nach* der That, und es kann ein Mensch nie gut werden *wollen*, als bis er es schon *geworden* ist. Ich kann noch fleißig, sparsam, und gar manches werden, aber dazu muß ein Reiz von *außen* kommen, den Drang von *innen* fühle ich nicht. Wenn Sie sich wundern, daß ich bey meinem richtigen Sinne das Schlechte ergreife, so verwünsche ich diesen Sinn, und diese Erkenntniß. Ich könnte glücklicher leben, wenn ich nicht nachgedacht hätte über das Gute und Böse, über mich und die Dinge in der Welt. Kenne ich doch Menschen meines Alters, die ihre Zeit, ihre Gesundheit, und das Geld ihrer Eltern auf die schändlichste Weise verschwenden, und doch so ruhig dabey sind, als

hätten sie die edelste Handlung verübt. Ich mache es nicht viel besser als jene, aber mich drückt's. Es kann unmöglich Ihr Ernst seyn, wenn Sie mir schreiben, daß Sie aufhören würden meine Freundinn zu seyn, wenn ich mich nicht besserte. Um Gotteswillen, was hat eins mit dem andern zu schaffen, welche Verbindung ist zwischen diesen beiden Dingen? Und wehe mir, wenn es Ihr Ernst ist. Ich wüßte gar nicht warum ich leben sollte, wenn ich keine Briefe von Ihnen erhielte. Wie ich's treibe, möchten Sie wißen? Wer mich jetzt beobachtet, würde sagen: gut. Nur Sie würden's nicht sagen und auch ich kann mir nicht Beifall geben. Mein Fleiß ist so ziemlich. Aber was hilft das? Ich bin fleißig aus Laune, nicht aus Grundsätzen. In der Oeconomie habe ich auch keine Fortschritte gemacht. Ich bin zwar im Gelde noch nicht verschwenderisch gewesen, ich war aber blos zu träge dazu, und die Gelegenheit mangelte mir. Meine häusliche Lage mißfällt mir nicht, ich würde es aber nicht verbergen können, wenn wir etwas zuwider wäre. Reil gefällt mir jezt besser als im Anfange, ich zweifle hingegen daß ich ihn je werde lieb bekommen können. Er macht es ganz anders als der seelige Herz. Außer bey Tische bekomme ich ihn wenig zu sprechen. Er frägt mich nicht, wie es mir gefällt, wie es mit dem Studiren geht, ob ich fleißig bin, was ich lerne? nichts von Allem dem. Die Reilin, ich habe es Ihnen schon gesagt, ist eine charmante, herzensgute Frau. Ich kann's gar nicht genug rühmen wie gütig und sorgfältig sie mich behandelt. So oft sie spatzieren fährt, nimmt sie mich mit. Wenn sie mit ihrem Manne Abends außer dem Hause ist, so bittet sie mich immer, ich solle mir einen meiner Bekannten zu Tische laden, um Gesellschaft zu haben. Ueberhaupt bestrebt sie sich mir alles nach Wunsche zu machen. Mein Logis ist geräumig und äußerst bequem. Das Essen ist vortrefflich, und meine Aufwartung kann ich mir

nicht besser wünschen. Aber ach, die Grazien sind im ganzen Hause nicht zu sehen und zu hören. Eine wahre Professor-Familie! Ich gehe in der Reilin Stube ohne anzuklopfen. Ich kann dabey sein, wenn sie sich morgens die Strümpfe heraufziehet. Die Mägde bringen ein Glas Wasser in der Hand, auf keinem Teller. Alle Sonntag wird ein Kirschkuchen gekauft. Alle 14 Tage ein Kränzchen, wo es prächtig zugeht. Reil kömmt Abends nach Hause, verdrießlich, hypochondrisch. Er zieht sich andere Wäsche an, dabey darf ein jeder bleiben, das Gesinde, die Kinder, ich. Man sezt sich zu Tische, er tadelt das Essen. Die Reilin macht furchtsame Gesichter. „Lieber Junge, was fehlt denn dem Essen?" Keine Antwort, er steht auf, verläßt das Zimmer. – Die Reilin: Louis, wenn Sie nach Leipzig reisen, bringen Sie meinem Malchen ein Kleidchen mit. – „Nicht wahr, das sind schöne Tassen, wenn Sie von hier weggehen, müssen Sie mir auch eine hübsche Tasse zum Andenken schenken." O ja. – Die Kinder wollen sich zu todt wundern über meine feinen Halstücher, über meine königlichen Schnupftücher. – Man sagt Herr Louis. „Herr Louis, (sagt Gustchen zur Mama,) ist sehr galant, wenn man ihm sagt er soll über das Dach springen, um etwas zu holen, so thut er's. „Herr Louis thut sich gewaltig dick mit seinem Gelde, Herr Louis ist eitel, er glaubt er wäre schön, er guckt sich beständig im Spiegel, putzt sich gerne." – Dies haben mir die Kinder schon hundertmal in's Gesicht gesagt. Weiß Gott wie Kinder darauf kommen, von Erwachsenen müssen sie es doch wohl gehört haben. Was macht denn Brenna? Sie haben mir gar nichts von ihr geschrieben. – Die Reilin muß glauben, ich sei verrückt. Ich lese das Wochenblättchen wo die Passagiere bemerkt sind, und dann zähle ich immer wie viele von Berlin durchgekommen sind, und freue mich wie ein Kind, wenn es recht viele sind. Die Berliner Zei-

tung, mit der Sterbeliste, Getreidetaxe, Ehrenbeförderungen, Theaterrezensionen, lese ich mit mehr Begierde, als ich je die schönste Gespenstergeschichte gelesen habe. — Ach liebe Mutter, wenn ich bei Ihnen sein könnte, Sie sollten sich wundern wie gut und fromm und artig ich seyn wollte. – Sie sind jezt in Prenzlow; grüßen Sie Linen, meine liebe Braut, allerliebst und herzlich.

Ihr *Louis*.

Haben Sie Reil's Brief erhalten? Er hat Ihre Manuscripte empfangen, und an Eberhard das Nöthige besorgt.

65.

Berlin den 17t 7 br. [Sept.] 1803

Ich sehe wohl daß Sie mir nicht eher schreiben werden bis Sie wieder einen Brief von mir haben u ich schreibe Ihnen gerne obschon es völlig wider der Abrede ist daß Sie mir nicht eher wieder schreiben bis ich Ihren Brief beantwortet.

Glauben Sie nur immer was ich Ihnen sage, mein guter Louis, Sie sehen daß meine Prophezeihung zum Theil schon erfüllt ist u es noch mehr werden wird. Ihr Gemüth ist ruhiger ohne daß Sie etwas daraus verloren hätten. Nicht alles liegt in der Einbildung, ich wenigstens glaube es nicht, sie erhöht oder erniedrigt aber wohl alles was in uns ist u läßt uns die Dinge so oder anders ansehen, bis ihre Meisterin die Vernunft kömt u. uns die Sachen sehen läßt wie sie sind. – wohl uns wenn wir einen so klaren überblik der Menschen wie der Dinge hätten. wir wären nicht so vielen Täuschungen, so vieler Angst und so vielem Kummer ausgesezt – hätten wir aber auch so viel Freude Louis? – Ich mag nicht entscheiden. Wir verlieren nicht was einmal in uns war, wie wäre das möglich, wohl aber gestaltet es sich anders u nicht selten sehr viel beßer als es zuerst in uns war u so wird es auch Ihnen gehen mein guter Louis mit dem was in Ihnen ist, nichts sollen Sie herausreißen, alles in sich laßen aber anders gestaltet, u das wird es von selbst.

Es war wohl sehr gut daß Sie sich Ihre jezige Lage wenig angenehm dachten, es ist Ihnen jezt um so beßer darin zu Muthe. gewöhnen Sie sich an das was Ihnen unlieb ist gewöhnen Sie sichs aber nicht *an*. Sie kennen das beßere, werden

es schäzen u lieben wo Sie es finden u werden diesen Sinn in sich erhalten Ihr Leben hindurch damit das Schlechte an Sie vorbeigehe u das Gemeine. Ihr Fleiß freut mich wenn er schon nicht aus der rechten Quelle entsteht – er ist doch da – u wenn diese Laune nur noch eine weile dauert so wird es Ihnen Gewohnheit zu arbeiten u der Zweck ist erreicht ohne daß Sie wüßten wie.

Brenna grüßt Sie, sie mahlt fleißig u wird wohl etwas vor sich bringen wenn sie so fortfährt, sie hat Lust u Geduld.

Ihr guter Vater bleibt auch dieses mal seiner alten Gewohnheit treu, er hat mir auf zwei Briefe die ich ihm seit Ihrer Abreise geschrieben nicht geantwortet. Im ersten meldete ich Ihm Ihre Abreise u schickte ihm die Rechnung im zweiten fragte ich ob er den ersten erhalten habe, still ist er bis jezt auf beide geblieben u ich werde ihm bald einen dritten nachschiken.

Plötzlich ist mir vor drei Wochen der Calischer Meier erschienen, aber *wie*, nein Louis. Sie können sich keinen Begriff machen, wie der Mensch aussah. Sein Körper schien durch unmäßigen Genuß gemeiner Freuden völlig entnervt, ich konnte ihn kaum ansehen u seine Seele mit Thorheiten jeder Art beschäftigt u sehr beunruhigt durch die Folgen des schlechten Lebens, die sich denn natürlich auch auf Äußerlichkeiten erstrecken, so hat er hier Schulden gemacht u so gar den nur zu gefälligen Veit um 30 Rthlr. gebracht, kurz er ist ganz herunter in jedem Sinn u. fühlt diese Zeit wohl sein ganzes Leben hindurch. Schade daß ein guter Kopf u ein gutes Herz so zu Grunde geht, denn er ist verloren.

Ich muß aufhören, nur noch das ich bitte Reil zu grüßen u ihm für seinen Brief zu danken; ich antworte ihm nicht so schnell, weil ich seine Zeit schone, sagen Sie ihm das ja lieber Louis, wenn Madame R. sich meiner noch erinnert so grüßen Sie auch diese von mir.

Haben Sie noch niemanden *in* Halle kennen lernen? Haben Sie Rosenberg gesprochen? Adieu lieber Louis. Sein Sie gut. Sie können wenn Sie wollen. Ich glaube nicht daß Sie darin recht haben daß man schon gut *ist* wenn man es *sein* will. Durch Übung der Kräfte werden Sie ja stärker.

Der Bote eilt. Adieu.

Brenna grüßt Sie herzlich.

66.

Halle, den 26. September 1803

Der Ueberbringer dieses Briefes, Herr *Schuhmacher*, ist ein guter Mensch. Er studirte hier Medicin, und Reil schätzt ihn seiner Kenntnisse und seines Kopfes wegen. Er will in Berlin seinen Cursus machen. Es soll mich freuen, wenn er es einigermaßen nicht unwerth ist, von Ihnen gekannt zu sein. –

Ach, meine liebe Mutter, könnte ich Ihnen alle diese unbeschreiblichen Freuden wiedergeben, die Sie mir durch ihre Briefe machen. Ja, ich gestehe es Ihnen, oft kann ich es nicht fassen, und ich traue meinen Augen kaum, wenn ich Ihre Worte lese und Ihre Handschrift erkenne, denn mir sagt mein Gewissen, ich verdiene das nicht.

Um den armen Meyer möchte ich weinen, und er verdiente es, daß ihn alle Menschen bedauerten, und ich habe es erfahren, und erfahre es noch immer: man kann alles thun, was Meyer thut, und doch ein guter Mensch seyn. Aber was heißt ein guter Mensch? – Etwa ein Mensch, dem die untergehende Sonne, und eine reizende Gegend Thränen in den Augen bringt? –

Ich bin ein solcher und ich kann mich doch nicht loben.

Seit 14 Tagen steht es mit meinem Fleiße nicht zum Besten, und seit 8 Tage sehr schlecht.

Mein Freund *Schuhmacher* eilt, nächstens schreibe ich Ihnen mehr. Ich reise Freitag nach Leipzig, und werde 8 Tage lang dort bleiben. Leben Sie wohl, liebe Mutter.

Louis.

67.

Halle, den 8. October 1803

Theuerste Mutter.

Gestern Abend bin ich von Leipzig zurückgekommen. Ich habe mich dort sehr wenig ergötzt. Das Wetter war

mir nicht günstig. Vergangenen Sonntag war ich mit Rosenbergen im Richterschen Garten. Da kam ein Männchen, dessen Haarschnitt mir einen Prediger anzudeuten schien. Dieses Männchen stimmte mit meiner Vorstellung von Schleiermacher's Gestalt so genau überein, daß mir das Herz vor Freude laut pochte. Ich schlich mich zwey volle Stunden lang um seinen Stuhl herum. Endlich fragte ich den Aufwärter, ob er den kleinen Mann kenne, der sagte mir denn, es sey der Buchhändler *Sommer* aus Leipzig. Mit Rosenbergen gehe ich sehr viel um, und wir sind Herzensfreunde. In Leipzig habe ich bey meinem Schwager, der die Messen bezieht, gewohnt und auch gegessen. Der Frau Oberbergräthin Reil habe ich ein schönes Meßstück mitgebracht: ein feines mußelinenes Tuch. Aber ich gestehe es Ihnen, liebe Mutter, ich that es nur Ehrenhalber, aus Eitelkeit, und es kam nicht von Herzen. Das Tuch war von der neuesten Mode. Sie bedankte sich höflichst, und sagte: Louis, ich bleibe Ihre Schuldnerin! Sie glauben mir doch, beste Mutter, wenn ich sage: es thut mir herzlich leid daß ich die Reil nicht ein bischen leiden kann. Ja ihr ganzes Wesen ist mir unausstehlich. So ein unliebenswürdiges, ekliges Ding ist mir warlich noch gar nicht vorgekommen.
In Leipzig habe ich mit Veit und Fränkel gesprochen. Ersterer, wie ich erfahren habe, hat meinem Schwager erzählt, ich hätte in Berlin zu viel Zerstreung gehabt, und dergleichen. Das war mir sehr unlieb zu hören; denn wie ich Ihnen sage, die Frankfurter Juden leben auch noch so in Gottes Namen fort und bekümmern sich wenig um das *Wie?* und *Warum?* und denken nicht weiter als ihre Sinne reichen. Sehen sie das Wasser trübe; gut, so schließen sie auf Schlamm, und die Blödsichtigen erkennen nicht den trüben Widerschein der Gewitterwolken, die im Wasser sich bespiegeln. Die beyden Mendelsohn's aus Paris und Hamburg sind auch in Leipzig.

Von mir, liebe Mutter, kann ich Ihnen nicht viel Gutes sagen. Ich habe mich um nichts gebessert, seitdem ich hier bin. Immer noch die gemeine Mittelmäßigkeit in meinem Studieren; unkluges Betragen, von meinen Launen bestimmt; und thörigtes Verschwenden des Geldes, die Folge des Müßiggangs. Bey Gelegenheit meiner Reise nach Leipzig habe ich dumme Streiche gemacht. Da ich mit dem Gelde, das mir die Reil mitgab, nicht hinreichte, weil ich unnütze Ausgaben machte, mußte ich mir von Rosenbergen Geld borgen, und ich weiß gar nicht wie ich es ihm wiederzahlen soll, wènn ich es mir nicht meinem Taschengelde abspare. Ueberdies habe ich mir ohne Reil's Wissen Kleider machen laßen.
Meinen Brief durch Herrn *Schuhmacher*, werden Sie doch erhalten haben? – Ist denn der Dr. Warburg nicht in Berlin? Ich habe ihm schon längst geschrieben, habe aber keine Antwort erhalten. In seinem Briefe hatte ich auch einen an Sara beygelegt, und da ich auch von ihr keine Antwort erhalten habe, so schmeichle ich mir sie wird den Brief nicht bekommen haben.
War denn der Candidat Vogt bey Ihnen, der Sie in einem Briefe von Halle mit seinem Wesen voraus bekannt machte, und Ihnen mit seinem Besuche drohte? Diesen Herrn Voigt traf ich auf meiner Reise nach Halle in einem Dorfe zwischen Berlin und Dessau an. Als ihn Warburg fragte, was er in Berlin machen wollte, antwortete er, er wolle dort in's bürgerliche Leben treten. Es ist zum todtlachen, die jungen Leute treten jezt so gern in's bürgerliche Leben, blos damit ihre Hände und Füße nicht einschlafen, und zwar thun sie das mit vieler Poesie. Habe ich nicht recht? – Lezthin las ich in der eleganten Zeitung eine Rezension der *Andeutungen für Freunde der Poesie,* von *Horn.* Das Buch wird sehr gelobt, und es wird gesagt, der Verfasser hätte kühne und *paradoxe* Ideen. Wie sonderbar! Kotzebue

hat in seinem Freimüthigen von demselben Buche eine Rezension geliefert, er spricht ihm seinen Werth nicht ab; aber er tadelt mit Recht dieses sichtbare Bestreben alles in dunklen, geheimnißvollen Formeln auszudrücken. Ihren Brief an die Frau von Hoffmann habe ich abgegeben. Sie sagte mir, sie würde Ihnen Antwort schreiben. Vor einigen Wochen war ich mit noch einem Studenten bey der Reil unten zum Caffee. Die Rede kam auf Ihnen. Die Reil erzählte daß ihr Mann lange Zeit in Ihrem Hause gewesen wäre, als er in Berlin seinen Cursus machte. „Ja", sagte sie unter andern, „ich weiß gewiß, wenn ich heute crepiere (sterbe), mein Mann würde morgen die Herz heurathen, er kann sie sehr gut leiden." – Ich will Ihnen sagen, liebe Mutter, wie ich von Reil denke. Er ist ein herzensguter Mann, ein schöner Mann, ein großer Geist, und noch viele Sachen mehr.

Doch – haben alle Götter sich versammelt
Geschenke seiner Wiege darzubringen,
Die Grazien sind leider ausgeblieben – –

Meine gute Mutter, haben Sie Geduld mit mir, es wird noch gut gehen. Ich küsse Ihnen die Hände und bin

Ihr ergebenster
Louis.

Ich grüße Ihre liebe Mutter, Brenna, Sara, Reichnau und Nathan herzlich.

68.

Berlin den 29. 8br. [Okt.] 3

Ich habe Ihre beiden Briefe, den einen durch Herrn Schuhmacher, den andern mit der Post, richtig erhalten. Hr. Sch. habe ich übrigens gar nicht wieder gesehen obschon ich ihn freundlich einlud zu kommen wenn er wolle u ihm die Stunde bestimmte zu welcher er mich gewiß immer fände.

Ich bedaure den Meyer nicht Louis, er verdient es nicht. Ich bin nicht zu streng ich kann aber keine Fehler verzeihen, die aus Gemeinheiten entstehen. Leidenschaften können die Taugenichtse nicht vorwenden, da es eigentlich nur Eine giebt um derentwillen ich dumme Streiche verzeihe weil sich wenigstens etwas Geistiges damit verbinden läßt, obschon es leider selten damit verbunden wird.

Jede Art von Ausschweifung ist mir in tiefster Seele verhaßt u es kann kein guter Mensch sein, kaum einer *werden*, der seine Seelen- und Körperkräfte vergeudet am Spiel, Trunk oder platter Sinnlichkeit. Meyer muß eins von diesen Dingen treiben, sonst könnte er nicht so elend aussehen u so viel Schulden machen – er ist beinah 20 Jahr alt u kann die Folgen wißen u muß die Kraft haben sich zu bändigen. –

Ich nenne einen guten Menschen den welcher bei einer schönen Natur alle Kräfte aufbietet die Kräfte zu gebrauchen u wer von Natur wenig Gaben hat mit Kraft sie sich aber verschafft hat der ist beßer noch als gut und vor dem beuge ich mich. Ein guter Mensch sind Sie beinah aber ein beßerer müßen u könnten Sie werden Louis, u mit Schmerz würde ich Ihre wirklich gute Natur zu Grunde gehen sehen, u ermannen Sie sich nicht bald so fürchte ich daß es der Fall sein wird. Kräfte wollen geübt sein, ungeübt schlummern sie ein u oft so tief, daß sie durch nichts wieder zu erwecken sind. Laßen Sie, lieber Louis, es dahin nicht mit sich kommen u vermögen Sie es nächstdem über sich die erbärmlichen Gewöhnlichkeiten des Lebens nicht zu verachten denn sie rächen sich gewaltig u man unterliegt ihnen nicht selten.

Ihr Vater hat mir in seinem lezten Briefe, durch den er alles berichtigte, sehr traurig über Sie geschrieben, er meint daß wenn Sie nicht bald fleißig würden er Sie vom Studieren wegnehmen würde – verdenken kann ich ihm das nicht – u was wollen Sie thun wenn er wort hält? Es ist mir wirklich unbegreiflich wie man so schwach sein kann das beßere nicht zu ergreifen das einem so nahe liegt u das man erkennt. Ihre Geldaffairen sind *sehr* fatal, vom Dr. Warburg weiß niemand etwas, Horn auch nicht – Aus dem fürchte ich möchte auch schwerlich mehr werden als schon ist – vielleicht weniger.

Voigt war nicht bei mir, der hat vielleicht eine Antwort er-

wartet auf seinen Brief u da diese nicht kam, kömt er auch nicht.
Ist der Dr. Frank aus Wien schon bei Reil gewesen? ich habe ihm einen Brief an ihn mitgegeben. Wie gefällt er Ihnen? Ich habe ihn hier sehr oft gesehen.
Fragen Sie doch Reil ob er u Eberhard etwas des Druckes würdiges unter den Papieren gefunden die ich ihm zugeschickt habe. – Sagen Sie mir nur recht offen was er Ihnen antworten wird, eigentlich weiß ich schon was er sagen wird.
Louis machen Sie daß ich zufrieden mit Ihnen sein kann, dann sind Sie es gewiß selbst u sind wie Sie sein *müßen* u können.
Die Gemeinheit der R. amüsirt mich. Die könnte wohl gar noch eifersüchtig werden wenn ich einmal nach H. käme. So aus der Ferne etwas über mich zu erfahren macht mir immer viel Spas.
Adieu Louis. Sein Sie gut nach *meinem* Gutsein.

H.

Warum schreiben Sie Brenna nicht einmal? – Sollte Frank gerade jezt da sein, so grüßen Sie ihn von mir.

69.

Halle, den 27. November 1803

Ihren lieben Brief, theuerste Mutter, habe ich erhalten. Ich würde mich nicht genug darüber wundern können, daß Schuhmacher Ihre gütige Erlaubniß, Sie besuchen zu dürfen, nicht mehr benuzt, wenn ich nicht wüßte, daß er von Natur sehr blöde ist. Doch begreifen kann ich nicht warum er mir nicht schreibt und dankt, denn als ich ihm das Schreiben an Sie übergab, schien er so unbeschreiblich froh, als hätte ich ihm seinen ersten Wunsch erfüllt.
Meyer wird um so bedauernswerther, je weniger Sie ihn bedauern, aber, vergeben Sie mir, liebe Mutter, ich glaube, Sie thun ihm unrecht. Nicht allein ihm, auch mir, und Millionen andern Menschen thun Sie unrecht, wenn Sie

Leidenschaft für keine Entschuldigung annehmen wollen. Wenn wir unserem Schöpfer danken wollen, daß er uns so vollkommen erschuf, so müßen wir ihn dafür am meisten preisen, daß er uns *leidenschaftlich* machte. Durch Leidenschaft nur genießen wir unseres Daseyns, nur durch Leidenschaft wird nach dem Guten gestrebt, wird es erreicht, und verbreitet. Bejammernswerth ist das Loos derjenigen, in deren Adern das Blut fließt wie Oehl, die schönsten Freuden des Lebens genießen sie nicht, und sie werden sich nie erheben über die erbärmliche Mittelmäßigkeit. Der ärgste Bösewicht und der tugendhafteste Mensch sind nicht ohne Leidenschaft, und der ärgste Bösewicht hat näher zum guten Menschen, als der kalte Leidenschaftlose. Doch ich will nicht fortfahren über diese Sache zu sprechen, denn ich weiß Sie stimmen nie darin mit mir überein. Ich stimme darin völlig mit Ihnen überein, es ist gefährlich die erbärmlichen Gewöhnlichkeiten des Lebens verachten zu wollen; sie rächen sich unausbleiblich, und so jung ich auch bin, so unzählige Mal habe ich es erfahren müssen, wie empfindlich sie sich rächen. Klüger bin ich zwar doch nicht geworden; ich handle darin noch ebenso unbesonnen als vor 4 Monaten. –

Es that mir sehr weh, was Sie mir schreiben von meinem Vater, aber wenn er auch viel Recht hat, hat er doch nicht alles Recht. Entweder man hat ihn falsch berichtet, oder er macht sich selbst eine überspannte Idee von meinem Unfleiße. Wahr ist es, hätte ich meine Zeit beßer benuzt, ich hätte schon den vorigen Sommer mich mit medizinischen Gegenständen befassen können; aber ob es gleich mich nicht entschuldigt, wenn ich sage: wenige junge Leute machen es beßer, so ist es doch ein Grund für meinen Vater mich nicht deswegen vom Studieren wegnehmen zu wollen, weil ich ein Jahr später, als er erwartete meinen medizinischen Cursus anfangen kann. –

Ja wohl haben Sie recht, es ist unbegreiflich wie ich, wie die wenigsten Menschen das Gute ergreifen, das uns so nahe liegt. Aber, glaube ich, so wie wir das nicht sehen, was uns so nahe vor den Augen liegt, so erkennen wir auch das Gute so oft nicht, weil es zu nahe, weil es in uns selbst liegt. – Meine Geldaffairen haben mir schon viele Verdrießlichkeiten gemacht. Gestern bat ich die Reil mir das Geld zu leihen, was ich Rosenbergen schuldig bin. Sie schlug mir es ab. Nun macht mir nichts mehr Freude, als wenn ich einen Menschen, an deßen Wohlwollen mir gelegen ist, und den ich gern habe, in der Nothwendigkeit versetze, mir eine Bitte abschlagen zu müssen; denn man hat darauf das freundlichste Gesicht zu erwarten. Mir war es auch sehr lieb, daß mir die Reil mein Verlangen nicht gewährte; aber nicht aus jenem Grunde, sondern weil mir dieses eine Ursache gab, die ich meinem Widerwillen gegen sie unterschieben kann. – Von Dr. Warburg erzählte mir kürzlich einer, daß er in Halberstadt bey seiner Mutter sey. Ich fürchtete selbst, er möchte sich schwerlich je multipliziren. Ich bin dem Menschen von Herzen gut; aber von Kopfe kann ich ihn nicht ein bischen leiden. Er ist ein poetisch-prosaischer Narr, macht Sonnette und schmiedet gar viel Autorenpläne. Es ist grausam, daß Sie, liebe Mutter, dem Voigt nicht geantwortet haben; man muß den jungen Leuten den Eintritt in's bürgerliche Leben, so viel als möglich zu erleichtern suchen. – Frank war bey uns zum Abendessen. Er ist ein lieber Mann. Er sprach erstaunlich viel von Ihnen. Er erzählte der Reil, daß er Ihre Büste bey sich führe. Als ich Ihren Brief erhielt, war er schon wieder von hier abgereist. Man sagte sich hier, er würde ein hiesiges Mädchen heurathen, eine gewisse Dmlle. Westphal, die Tochter einer Geheimräthin und Wittwe, ich habe aber seit einiger Zeit nichts mehr davon sprechen hören. – Ich habe mit Reil gesprochen,

der Manuscripte wegen. Er sagte, er habe sie noch nicht durchgesehen. Ich bitte Sie aber ihm nichts davon merken zu lassen, denn er verbot mir, es Ihnen zu schreiben.
Ich möchte Sie um eine große Gefälligkeit bitten, mich nämlich bei Gelegenheit der Niemeyer ein wenig zu empfehlen. Sie soll eine sehr liebenswürdige Frau seyn, und so weit ich sie kenne, gefällt sie mir sehr.
An Brenna schreibe ich nächstens. Ich thät' es nicht aufschieben, aber ich möchte es nicht jezt thun, damit Brenna nicht denkt, ich thäte es blos aus Gehorsam, weil Sie es wünschen; denn ich hätte es von selbst gethan. *Louis.*

70.

Halle, den 24. December 1803

Ich kann es immer noch nicht fassen, meine liebe Mutter, und oft dünkt mir's es sey nicht wahr, daß Sie mich des Glückes würdigen, mich schriftlich mit Ihnen unterhalten zu dürfen, daß Sie meine Briefe lesen, und sie beantworten. Darum bin ich auch so ängstlich zwey Briefe auf einander folgen zu lassen, wenn mir der eine ist unbeantwortet geblieben, nicht weil ich so unbescheiden bin, immer eine Antwort zu erwarten, sondern weil ich sie als einen Beweis ansah, daß Ihnen mein Schreiben nicht lästig fiel. Ich bin doch jezt bald ein halbes Jahr von Berlin weg, aber wenn ich noch Gestern drinn gewesen wäre, mir könnte es nicht in frischerm Andenken seyn. Ich bin wie ein Kind, wenn ich jemanden spreche der in Berlin war, und weil ich dann immer anfange zu reden vom Thiergarten und von den Linden, so haben einige hallische Patrioten geschlossen, der Thiergarten und die Linden müßten doch gar schön seyn, wenn man sie ein halbes Jahr lang in Halle beweinen kann. Doch, liebe Mutter, ich bin fest überzeugt, daß wir uns eines Glükkes nicht lange freuen können, von dessen Unvergäng-

lichkeit wir überzeugt sind, und darum beruhige ich mich, sogar über meinen Schmerz. Es giebt Menschen die vorzüglich empfänglich sind für das Glück und für das Unglück, und denen jenes größer und dieses oft bedeutender vorkömmt als andern. Auch ich bin ein solcher. Aber eben so nothwendig als es ist, daß wenn ich durch ein Vergrößerungsglas oder Verkleinerungsglas sehe, daß mir die Dinge um mich her größer oder kleiner vorkommen müssen als sie wirklich sind, eben so unmöglich ist es anders zu denken, wenn mein geistiges Auge so und nicht anders geschliffen ist. – Alle meine Wünsche gehen nun darauf hin, daß mein Vater mir möchte Geld bewilligen auf Ostern nach Berlin zu reisen, und daß Sie es nicht möchten ungern sehen, wenn ich hinkomme. – Es ist jezt Abend, und es jubelt durch das ganze Haus, nichts als fröhliche Gesichter. Heute ist Christnacht, wo man bescheert und bescheert bekömmt, und die Kinder und die Domestiquen laufen herum und wissen nicht was sie machen sollen vor freudiger Erwartung welche Herrlichkeiten sie bald werden zu sehen bekommen. Ich forderte eine Lichtscheere, man gab mir ein Brodtmesser. Reil hat auch ein Pflegekind im Haus, Mariechen, ein Mädchen von 12 Jahren; die mag ich nun gar gut leiden, ich wollte ihr also ein recht hübsches Weihnachtsgeschenk kaufen. Da bat ich die Reil, sie möchte mit mir gehen um mir wählen zu helfen. Sie thats. Da sie nun eine sehr ökonomische Frau ist, litt sie's nicht daß ich große Depensen machte und ich mußte mich mit einem hallischen Studenten begnügen, 2 Finger hoch, gar artig, Ladenpreis 3 gr. Darüber bin ich denn so verdrießlich, daß ich gar nicht mag in die Bescheerungsstube gehen, die grade über meinem Zimmer ist. Warum ich Ihnen dies alles erzähle? Deswegen. Ich hörte oft kluge Leute sprechen, und ich las noch öfter wie seelig doch die Kinder wären in ihrer Unschuld und

Unwißenheit, da wähnte ich immer, nein, das ist nicht so; denn dachte ich, wenn Kinder entzückt werden über Dinge die uns nicht rühren, so grämen sie sich auch über manches, das wir keines Gedankens würdigen. Aber jetzt hat mir die Erfahrung meinen Irrthum genommen. Und so hoffe ich wird mich die Zeit aus einem Wahne nach dem andern reißen, was Menschen nicht vermögen. – Wenn Sie mich fragen, meine gute Mutter, wo ich bin, so darf ich Ihnen antworten: auf dem Wege zur Besserung. Zum wenigsten habe ich erfahren, daß sich mit der Vernunft etwas ausrichten läßt, was ich sonst gar nicht zugeben wollte. O gäbe es doch, wie in der physischen, so auch in der moralisch kranken Natur ein kritischer Zeitpunkt, der entschiede ob Genesung zu erwarten sey, oder nicht! Denn ich will lieber ernstlich krank seyn als kränkeln und ewig kränkeln. – Ich habe über etwas zu klagen, nemlich darüber, daß mir die Zeit gar schrecklich lange wird, wenn ich nicht studire. Der Umgang mit Studenten ist mir völlig abgeschnitten, oder doch sehr erschwert, und zwar deswegen, weil ich selbst noch nicht Student bin, denn ich gehe noch in die Schule. Sie werden sich erinnern, Reil schrieb Ihnen, er würde mir den Zutritt auf dem Berge schaffen. Er schlug mich den Vorstehern vor; ich wurde aber nicht angenommen, theils weil die Zahl der Aufzunehmenden schon voll ist, und theils weil ich noch nicht Student bin. Endlich hoffte ich daß ich durch Reils Empfehlung in Familien würde Zutritt erhalten, oder daß er mich selbst würde einführen. Aber auch das ist nicht geschehen. Ich habe also nicht einen einzigen Ort, wo ich mich erholen, und nicht einen Menschen, mit dem ich umgehen kann. Alle meine Bekanntschaften beschränken sich auf Rosenberg. Ich kann zwar diesen Menschen sehr gut leiden, denn er ist herzensgut und brav und haushälterisch wie ein Mann der schon 40 Jahre im Amte stand. Indessen ist er mein

Mann doch nicht, so wie ich noch nie meinen Mann unter Männern gefunden habe, und ihn wohl schwerlich je finden werde. Und wie kömmt das? Glauben Sie nicht darum, weil ich ein Original-Genie bin. Oder ein Original-Taugenichts? Es ist mir fast gleichgültig, für welches von beiden Sie entscheiden, denn (hörte ich jüngst eine sehr weise Dame sagen) ein Genie in einem jungen Körper, und ein Taugenichts, das ist synonym. Denken Sie auch so? *Louis.*

71.

Berlin den 14. Jenner 1804

Es ist recht gut von Ihnen, lieber Louis, daß Sie mein Schweigen nicht mißverstehen, es ist wirklich bloß Mangel an Zeit daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe denn des morgens bin ich sehr beschäftigt u des Abends gewöhnlich aus wenn auch nicht gerade zum Eßen doch bis halb 10 Uhr u dann läßt sich von Menschen mit nicht starken Augen nicht eben viel mehr thun. – Ich will Ihnen Ihre Briefe nach der Reihe beantworten wenn ich die Muße dazu haben werde. Heute fange ich wenigstens an.

Von Ihrem Schumacher habe ich gar nichts wieder erfahren u da ich nicht weiß wo er wohnt so muß ich Sie bitten es ihm zu sagen wenn er Ihnen anders schon geschrieben hat, daß es mir lieb sein würde wenn er mich wieder einmal besuchen wollte.

Sie haben mich mißverstanden oder ich mich falsch ausgedrückt, wenn es aus meinen Reden hervorgeht als ob ich wünschte daß das Menschengeschlecht ohne Leidenschaft sei – so meinte ichs wohl gewiß nicht, mein guter Louis, ich will nur daß der beßere Mensch sich lieber verzehre u zu Grunde gehe als daß er etwas unedles u unrechtes aus Leidenschaft thue. Unter allen Leidenschaften sind mir diejenigen am meisten verhaßt an welchen sich auch nicht das allergeringste sentimentale anknüpfen läßt, oder wenn der Mensch die an welchen es geschehen könnte durch sein ihr Fröhnen sie so herabwürdigt u sich mit ihr daß sie ihren Character verlieren muß u der

Mensch nie einen hatte. Zu den ersten gehören Spiel und Trunk die lezte ist die Ausschweifung mit Frauen. – Dabei geht das beßere im Menschen zu Grunde u das Schlechtere der Körper leidet dabei auch am meisten, die schönsten Empfindungen werden entheiligt weil wohl zuweilen – ja oft, ein plattes Gefühl für ein erhabenes genommen wird u so wird das Schönste im Mann u in der Frau in seiner Blüte zerknikt.

Was Sie mir von Frank sagen wundert mich nicht wenig, erstlich hat er meine Büste nicht, denn er hat sie nicht bekommen können u zweitens ist er verheirathet u. zwar catholisch verheiratet, ganz unauflösbar also, kann daher die Dmlle. Westphal nicht heirathen – er war etwas leer u glaubte voll sein zu müßen. Deshalb that er zuweilen so.

Niemeiers sind jezt hier, treffe ich mit ihnen zusammen so spreche ich mit ihr von Ihnen – Sie sehen aber daß es Ihnen mit den Gesellschaften in Halle wie mit denen in Berlin geht, es ist sehr schwer für einen so jungen Menschen hineinzukommen u für andere ihn hinein zu führen, auch sind in der That diese Jahre die Lernjahre. – „Ein Talent bildet sich in der Stille, ein Character in dem Strom der Welt;“ das Talent muß erst ausgebildet sein ehe der Character es werden muß u das *kann* nur in etwas späterer Zeit geschehen. Reil fühlt u weiß das eben so gut wie wir es wußten u fühlten das können Sie glauben. Was ich übrigens für Sie hoffte ist eingetroffen die Langeweile treibt Sie zum Fleiß u die Gewohnheit wird Sie hoffe ich so lange darin erhalten biß die eigne Lust, der eigne Trieb in Ihnen erwachen wird. Reil hatte Sie richtiger beurtheilt als ich, er machte Ihnen den Umgang mit Studenten unmöglich dadurch daß er Sie auf die Schule gehen ließ – Sind Sie dann von der Schule, u die Herren halten Sie ihres Umgangs würdig so werden Sie in Ihrem Gemüth u in Ihren Gesinnungen schon so weit sein, daß Sie nur mit einer Auswahl jener wüsten rohen Menschen umgehen werden. Ihr Gleichniß mit dem Vergrößerungsglas kann ich Ihnen nicht ungerügt laßen. Wenn wir vor dem äußeren Auge das Glas nehmen, so täuschen wir uns keinen Augenblick über die wahre Größe des Gegenstandes, ja ist es uns sogar ein völlig unbekannter so können [wir] auch so, wenn wir die Entfernung nur ohngefähr wissen, seine wirkliche Größe einigermaßen berechnen. So ist es

mit dem innern Auge nicht, das Glas ist die Leidenschaft u was wir durch diese sehen halten wir für wahr. –
Ihre weise Dame halte ich für nichs weniger als weise denn sie hat nicht recht gewußt u verstanden was sie gesagt hat.
Haben Sie schon Antwort von Ihrem Vater wegen Ihrer Berliner Reise. Adieu mein guter Louis, sein Sie gut u schreiben Sie mir fleißig, recht fleißig.
Sagen Sie Reil daß ich Sie wieder wegen der Manuscripte gefragt hätte. Adieu. Meine Mutter, Schwester, Nathan u Reichenau grüßen Sie. *Henriette H.*

72.

Halle, den 22. Januar 1804

Ich will es Ihnen nicht verhehlen, meine liebe Mutter, daß mir das lange Aussenbleiben Ihres Briefes nicht wenig Kummer machte, und wenn ich es mir erklären wollte, müßte ich meinem Herzen oder meiner Eitelkeit zu nahe treten. Auch gab es schadenfrohe Menschen, die, da sie die Ursache meines Trübsinnes erfuhren – und ich verhehlte sie ihnen nicht, weil es gefährlich ist der Frauen Neugierde nicht befriedigen zu wollen — mir recht grausam zuriefen: aus den Augen, aus den Sinn. Aber jezt, da ich Ihren Brief habe, bin ich wieder herzlich froh, denn ich bin gottlob noch so viel Kind, daß ich der bösen Vergangenheit nicht mehr gedenke, wenn ich mich der Gegenwart zu erfreuen habe. Ich habe mir auch ernstlich vorgenommen, künftig bescheiden zu erwarten, was der Zufall oder die Vorsehung und wenn sie es mir gönnen mag. — Ich bin überzeugt, liebe Mutter, und ich hoffe Sie sind es mit mir, daß wenn wir Menschen in den Ideen von uns selbst und von allen andern Dingen in der Natur von einander abzuweichen scheinen, es wir auch größtentheils nur *scheinen*, und daß wir in den meisten Fällen mit einander übereinstimmen würden, wenn unsre Sprache nicht so arm wäre, wenn wir

Worte hätten uns einander *ganz* verständlich zu machen. Zeichen, auch die leisesten Abstufungen unsrer Gefühle und Empfindungen anzudeuten. Doch so wahr ich dieses auch einzusehen glaube, so innig fühle ich auch, wie elend, wie freudenlos, wie ganz ohne alle Reize das menschliche Leben wäre, wenn sich die Menschen in ihren Meinungen bald begriffen, und wenn sie in denselben immer mit einander übereinstimmten. Ich mag dieses nicht weiter auseinandersetzen, sonst käme ich ins trockne Raisonniren. Nur noch dieses. Ist es denn die gefundene Wahrheit selbst, die dem forschenden Geiste hohe Freude macht? Was liegt daran zu wissen, ob sich die Sonne um die Erde, oder die Erde um die Sonne drehe? Ist nicht vielmehr das Streben nach der Wahrheit, diese Anstrengung selbst die Belohnung, ja die einzige, die uns bey unserm geistigen Bestreben zu Teil wird? Also nicht die Erkenntniß der Wahrheiten selbst ist es, die den Menschen erhebt über andere athmende Wesen, die ihn glücklicher macht, sondern es ist nur das Vermögen sie suchen zu können, und er würde, auch mit einer unendlichen Summe von schon entdeckten Wahrheiten, doch bis zur untersten Stufe der Glückseligkeit eines Hundes herabsinken, wenn er nicht das Vermögen übrig behielte noch mehrere aufzudecken. Und darum wäre es nicht gut, wenn die Menschen in ihren Ideen, sie mögen falsch oder richtig seyn, sich bald und schnell miteinander abglichen.

Bey jedem andern, nur bey Ihnen, meine gute Mutter, nicht, weil Sie mich kennen, müßte ich befürchten mich verdächtig zu machen, wenn ich es mir zu sehr angelegen sein ließe, die leidenschaftsvolle Menschen, auch wenn sie den niedrigsten Leidenschaften fröhnen, zu vertheidigen. Zu vertheidigen – Gott bewahre mich, auch nicht zu entschuldigen. Ich weiß nicht wie ich es nennen soll, ich habe kein Wort dafür. Sie hassen die Leidenschaften,

an die sich nichts Sentimentales knüpfen läßt; auch mir ist der Trunk, und Ausschweifung mit Frauen in der Seele zuwider. Aber mir wird wahrlich nie in den Sinn kommen, mich, der ich von diesen Leidenschaften frey bin, für beßer zu halten, als diese die ihnen ergeben sind. Hat es mich denn je den geringsten Kampf gekostet, mich von diesen Leidenschaften frey zu erhalten? enthalte ich mich denn deswegen dieser Ausschweifungen, weil sie unedel sind? Ich liebe sie nicht, sie sind meiner Natur zuwider, ungleichartig meinem Temperamente. Und wie soll ich den hassen, der sich ihnen überläßt, weil es die Natur schlechter mit ihm meinte? Einer hält es für beßer, mäßig zu genießen, um oft und recht lange zu genießen, in der athmosphärischen Luft zu athmen, um lange zu athmen; und der denkt klug. Ein anderer will alle Strahlen des Genußes in einem Brennpunkte auffaßen, will in reiner Lebensluft athmen, er verzehrt sich, und er hat sehr unklug gehandelt, weil ihn die Reue trifft. Wenn Sie sagen: Leidenschaften an die sich nichts sentimentale knüpfen läßt, so meinen Sie auch wohl nur solche, mit denen nur ein geringer Grad von Geistigkeit verbunden ist; denn es giebt wohl eben so wenig sinnliche Freuden, die ganz ohne allem Geistigen, als Geistige die ganz ohne allem Sinnlichen wären. Der niedrigste Mensch genießt höher als ein Thier, und die Liebe, die edelste, schönste, reinste Liebe ist mit Sinnlichkeit untermischt, denn wäre sie das nicht, so könnte keine Eifersucht statt haben. — Hier weint das Herz, wenn die Vernunft sich gezwungen fühlt, die Allwissenheit des großen Gottes zu bewundern. –
Wenn ich Ihnen, liebe Mutter, wie es aus Ihren Worten scheint, geschrieben habe, daß ich meinen Vater um die Erlaubniß bat, nach Berlin zu reisen, so habe ich mich vergessen, denn soviel ich mich erinnere habe ich es bisjezt noch nicht gethan, ich werde es aber thun. Indessen

zweifle ich sehr, daß er es erlauben wird, denn ich habe wie Sie wissen, während meines hiesigen Aufenthalts eine Reise nach Leipzig, und auch kürzlich eine nach Dessau gemacht, die beträchtlich viel Geld gekostet hat. – Wißen Sie? ich lerne auch griechisch, und bin mit meinen Fortschritten so ziemlich zufrieden. Ich lese Xenophon's Socratische Merkwürdigkeiten, mit vieler Leichtigkeit, und den Homer mit vieler Schwierigkeit. Um Ihnen auch einen anschaulichen Beweis zu geben, daß ich griechisch schreiben kann, setze ich einige Verse aus dem zweiten Buche der Iliade her.
Könnte ich nicht bald ein griechisches Buch schreiben? Ich werde es auch thun sobald ich Zeit habe. – Fragen Sie doch Ihre Dmlle. Schwester Brenna, ob sie wolle ein Recept haben, wie man gute Dinte macht. – Gott behüte, und Gott bewahre!! wie haben sich denn die Juden ausgenommen mit ihren Säbeln und Gold und Silber und Scharlach und Purpur, als sie zu Pferde die Prinzessinn einhohlten? Gott behüte, und Gott bewahre!! Ist es denn gut abgelaufen? ist kein Pferd durchgelaufen, oder scheu geworden? Gott behüte und Gott bewahre!! Jemand der aus Berlin kam, erzählte hier, sie hätten 14 Tage vorher im Park von 2 Gensd'armes reuten gelernt. – *Louis.*

73.

Halle, den 11. Merz 1804

Mir war sehr wohl diese Zeit über, so wohl, als ich seyn kann, meine liebe Mutter, wenn ich nicht weiß, wie es Ihnen geht. Neulich erzählte mir die Reil, in einer Gesellschaft, wo man von Ihnen sprach, habe man gesagt, Sie wohnten in Berlin auf einem Schloß, bey einer Prinzessin, bey einer Fürstin, oder gar bey einer Königinn; ich weiß nicht. Wahrlich, ich brenne vor Begierde, einen Brief von Ihnen zu sehen, geschrieben zwischen

Marmorsäulen, auf einem goldenem Tische, und bestreut mit silbernem Sande. Ich habe bis zum Kopfweh darüber nachgesonnen, um die Sache in Einklang zu bringen mit meinem Gedächtniße, aber ich vermochte es nicht. Uns Kindern (ich bin noch nicht 18 Jahre alt) ist es gar wunderbar zu Muthe, wenn wir von einem Schloße sprechen hören. Wir können es uns nicht anders vorstellen als ein Ding mit Schloß und Riegel, unzugänglich, befestiget mit Zugbrücken, umgeben durch Graben, und bewacht von zehn tausend Männern.

Mit unendlicher Milde kehret nun der Frühling wieder, und fröhlich schlagen meine Vögel; ach, ich aber bin nicht froh. Die Stunden habe ich gezählt, seit meiner Abreise von Berlin, und hoffend freute ich mich auf den Tag, wo ich dahin wieder zurückkehren, wo ich Sie wieder sehen würde, gute Mutter. Aber ich getraue mich nicht, meinen Vater um die Erlaubniß zu bitten, und hätte ich sie auch, vielleicht gieng' ich doch nicht, möchte so gerne, und thäte es nicht. Ich weiß nicht warum. Ich bin noch der vorige Louis, glauben Sie mir's, nicht beßer und nicht schlimmer, und wenn es auch scheint, so *scheint* es auch nur. Ich bin jezt fertig mit meiner Vernunft, daß heißt nicht, ich habe sie verlohren, nein, ich will sagen, sie ist jezt zu Ende mit ihrem Unterrichte, sie hat mir gelehrt, was wahrhaft gut ist und schön, und mich überzeugt, wie man glücklich leben könne, und zufrieden mit sich und mit andern. Ich bin ein Meister in der Theorie, ich weiß alles wie ein Buch, und vielleicht besser, aber ich mache es nicht viel minder schlecht als die Meisten meiner lieben Mitbrüder. Es hat sich jezt mir eine Wahrheit aufgethan, die mir nicht von geringem Nutzen seyn wird und die beweißt, wie weit man es bringen könne durch ewiges Grübeln. Nämlich so wie es giebt eine Hypochondrie des Körpers, so giebt es auch eine Hypochondrie der Seele, und vielleicht sind beyde

unzertrennlich. Der Hypochondrist, der am Körper leidet, äußert sich vorzüglich dadurch, daß er unaufhörlich über seine Krankheit nachdenkt, daß er Krankheiten zu haben glaubt, die er nicht hat, daß er nach allen medizinischen Schriften greift, hundert Aerzte befrägt, und alle Heilmethoden an sich übt. So auch der Hypochondrist, der an der Seele leidet. Beständig sinnt er über seine Gebrechen, heftet sich solche an, von denen er frey ist, liest begierig alle moralischen Bücher, fasset zehn Mal des Tages gute Vorsätze, und übertritt sie auch zehn Mal und macht sich so noch übler als er ist. Ob mir nun gleich diese Einsicht eine Demüthigung von mir selbst zuzog, so freute es mich doch sie gemacht zu hahaben. Denn, ich will es nicht läugnen, wenn ich sah wie hundert Menschen in meinem Alter, die es eben so machten als ich, sich leichtsinnig über ihr Betragen hinaussetzten, nie ernstlich über sich nachdachten, und nie auf ihre Besserung dachten, wie ich hingegen mich oft bestrebte, meine Fehler abzulegen, und wie es mich immer schmerzte, wenn ich mich zu schwach dazu fühlte, da dachte ich, ich müßte, wenn auch nicht mehr Vernunft, doch eine bessere Natur, ein besseres Herz haben als viele Andere. Aber jezt erkenne ich, wie sehr ich mich irrte. Mein gutes Bestreben war nur eine Folge meiner Seelenhypochondrie. Ich bin auch ein Hypochondrist im eigentlichen Sinne. Auch erinnere ich mich wenn ich meinen Körper durch Mäßigkeit, und meine Seele durch Thätigkeit, auf einige Tage munter und stark gemacht hatte, ich weder dachte an die Krankheiten des Ersten, noch an die Gebrechen der Anderen.

Wie geht es denn Ihrer lieben Mutter und Ihren Schwestern? Ich weiß in der That nicht, womit sich Brenna Raphaele wohl entschuldigen möchte, daß Sie mir meinen langen freundschaftlichen Brief blos mit einem Salbenrecept beantwortet hat.

Was macht denn die gute Jette Magnus in Warschau? Ich grüße sie herzlich.

Die Reil ist in meinen Augen die gemachte Unausstehlichkeit. Sie begegnet mir mit sehr vieler Güte und Sorgfalt; aber ich kann es nicht über mein Herz bringen ihr die gewöhnlichste Schmeicheley zu machen, und auf eine Wahrheit, durch die ich mich bey ihr empfehlen wollte, müßte ich 10 Jahre lang sinnen. Ihre Tochter aber ist ein liebes Mädchen, mit blonden Locken und himmelblauen Augen. Sie ist jezt in Dessau in Pension. Nach Ostern aber wird sie wieder in ihr väterliches Haus zurückkehren. Von unsrer Gouvernante muß ich Ihnen auch ein paar Worte sagen. Ein schlankgewachsenes nicht häßliches Mädchen. Sie ist 20 Jahr alt. Sie ist herzensgut, und so unschuldig, daß ich sie noch nie über eine Zweideutigkeit habe erröten sehen, denn sie ahndet nie einen Doppelsinn. Den Reil ehre ich nicht blos, sondern ich liebe ihn auch wie meinen Vater, und er ist in meinen Augen ein Muster aller Vollkommenheiten. Ich habe mich auch gar nichts über ihn zu beklagen. Nur darüber blos, daß er sich zu fremd gegen mich beträgt. Nicht wie ich es gern habe, wie der selige Herz es that. Er nennt mich gar höflich: Herr Louis, und mit der größten Schüchternheit wagt er es, den Herrn Louis zu bitten, ihm einen Correcturbogen durchzusehen, oder etwas abzuschreiben. Uebrigens behandelt er mich sehr freundschaftlich, aber ich wünschte daß er mir Gelegenheiten gäbe – und solche Gelegenheiten weiß ich, können nie fehlen – ihm zu zeigen wie gern ich gefällig seyn möchte.

Leben Sie wohl, liebe Mutter, ich küsse Ihnen die Hände, und bin in der frohen Hoffnung, bald einen Brief von Ihnen zu erhalten. Ihr *Louis*.

Ich versiegle den Brief mit einem fremden Petschaft, ich habe das Meinige verlohren.

74.

Berlin, den 20. März 4

Ich habe Ihre beiden Briefe richtig erhalten, lieber Louis u danke dafür – laßen Sie aber sich nie Kummer ankommen darüber wenn ich Ihnen lange nicht schreibe – wirklich kann ich selten dazu kommen weil das Griechische mir gar viel Zeit wegnimmt, ich viel Briefe schreiben muß u bei Licht meiner Augen wegen nichts thun kann. – Ich hoffe Sie werden den platten Leuten nicht das gemeine Sprichwort glauben – daß ich Sie vergeßen hätte weil ich es Ihnen gerade nicht oft sagen kann, daß ich Sie nicht vergeße u daß mir jede Nachricht die Sie mir von sich geben sehr herzlich lieb ist – die besten freilich am liebsten.

Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß die Menschen im Grunde alle gleich wären. – Es liegt wohl nicht bloß in der Unmöglichkeit unser Innerstes vor einander aufzuschließen daß unsere Empfindungen u Gefühle oft so sehr von einander abweichen, warum wollen Sie innere Verschiedenheit leugnen da Sie doch eine äußere zugeben müßen? übrigens weiß ich nicht weshalb das Leben bei völliger Uebereinstimmung freudenleer wäre – jezt giebt es uns das größte Glük, den höchsten feinsten Genuß wenn wir *ein* mit uns übereinstimmendes Gemüth finden u es sollte uns lästig sein wenn wir mehrere fänden? – Wohl ist es die gefundene Wahrheit die uns Freude macht, unmittelbar sie die uns erhebt – denn – reduciren Sie es nur auf etwas ganz gewöhnliches – ganz gemeines und Sie werden sehen, daß es auch die Sache u nicht bloß die Fähigkeit sie zu entdeken ist. die gemeine Neugierde zum Beispiel – die erhöht doch Lehrbegierde ist – was ist der Zweck dieser Empfindung anders als zu wißen, was wir nicht wißen –. Wir haben freilich beim Streben nach Wahrheiten – nach Wißenschaften – nicht dieses peinigende ängstliche Gefühl das wir bei der gemeinen Neugier haben; – das ist aber auch natürlich denn wir sind völlig leidenschaftslos und ruhig bei der Lehrbegierde unser Streben mag auch nach dem Höchsten gehen – u daß wir dieses sind, das spricht für die Reinheit u Schöne dieser Begier – die eine ist der ερως ουρανιος die andere ερως πανδημος u darüber möchte ich daß Sie Platos Gastmahl läsen,

was ich jezt lese, da würde Ihnen ein Licht darüber aufgehen. – Ich halte den nicht nur für sehr unweise der Lebensluft einathmet um schneller zu leben, sondern ich verachte ihn auch wenn er es nicht mit völliger Freiheit des Willens thut – wenn er dem gewaltsamen Triebe es zu müßen nachgiebt so ist er gemein u es läßt sich nichts darüber sagen – thut ers weil er *will* so läßt sich manches dafür u dagegen sagen. So lange wir Menschen sind – das heißt so lange unser beßeres Wesen eingeschloßen ist in Sinne – müßen wir ihnen mehr oder weniger fröhnen u der beßere innere Mensch ist der welcher dieses weniger thut als er von seiner schlechteren Natur dazu getrieben wird. Uebrigens bitte ich Sie weder ihre [!] noch sonst eine gute Natur die des Kämpfens nicht bedarf zu verwerfen da ich auch einigermaßen zu diesen gehöre. Sie sind nicht gerade so zu achten u zu schäzen diese Naturen wie die anderen höheren, die nicht nur mit dem äußeren Schicksal Kämpfe bestehen müßen sondern auch noch oben ein mit ihrem Innersten zu thun haben – jene sind aber nicht zu verwerfen – sie sind eben wie ein schöner schattiger Baum oder eine lieblich duftende Blume – man ruht gerne –, selbst eine höhere Natur in dem kühlen freundlichen Schatten des Baumes u erfreut sich an der reizenden Blume.

Ich wundere mich über die Leute daß sie sich mit mir beschäftigen – wer in aller Welt spricht den [in] Halle von mir – wie kann ich den Leuten einfallen? Ich weiß daß die meisten von den gewöhnlichen Menschen es gern gesehen hätten wenn ich das harte Schiksal das mich traf mit weniger Stärke ertragen hätte, u sehr gerne würden sie es gesehen haben wenn ich mit meinem jetzt eingeschränkten Leben unzufrieden ich mich abhängig gemacht hätte von ihnen –. Ich lebe auf keinem Schloß, mein guter Louis, sondern in den kleinen Stuben die Sie einrichten sahen – u habe auch weiter eben keine besondere Beziehungen auf eine Fürstinn als daß ich die jüngste Princeß von Curland ins englisch unterrichte, wofür ich bezahlt werde – über alle Bezahlung zwar ist die Art mit welcher ich dort im Hause behandelt werde, – die Herzogin selbst so wohl als die Prinzen u Prinzeßinnen die zu ihrem Hause gehören u zu ihrer Verwandtschaft behandeln mich mit der ausgezeichnesten Achtung, u nicht leicht mag es Fürstlichkeiten u gar von könig-

lichem Geblüt vorgekommen sein, mit einer Bürgerin – einer Jüdin – an Einem Tisch zu eßen – wie ich nehmlich bei der Herzogin schon mit solchen gegeßen habe. Mehr ist der Sage nicht, lieber Louis u ich schreibe Ihnen diesen Brief an meinen einfachen Schreibtisch den Sie kennen.
Sie sagen mir in Ihrem lezten Briefe kein Wort von ihrem Fleiße – nur in dem vorlezten von der Zufriedenheit mit Ihren Fortschritten im Griechischen, wie geht es denn mit den übrigen Dingen?
Wollen Sie nicht wieder einmal nach Dieskau gehen aber auch gesprächiger sein als das erste mal?
Leben Sie wohl Louis, recht wohl – ich hoffe Sie glauben mirs daß dieser Wunsch mein Ernst ist. Laßen Sie mich Ihnen offen sagen daß Sie Recht hatten Ihren Vater nicht um die Erlaubniß zu bitten nach B. zu reisen denn er hätte sie Ihnen wohl gewiß abgeschlagen.
Adieu sein Sie gut u fleißig wenn Sie auch nicht das Verdienst haben sich so gemacht zu haben erhalten Sie sich nur so.
Brenna grüßt Sie u wird Ihnen bald schreiben erinnern Sie sie nur selbst einmal. Adieu. Grüßen Sie Reil recht ordentlich von mir und fragen ihn in *meinem* Namen wie es mit den Manuscripten steht. *H. Herz.*

75.

Halle, den 13. May 1804

Die Oberbergräthin hat mir viel von Ihnen erzählt, daß Sie gesund wären, und noch an mich armen Menschen dächten. Ich habe mich über beides kindlich gefreuet. Warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe liebe Mutter, begreife ich kaum; aber ich überlasse mich darin gerne dem Hange meines Herzens; denn wenn ich Ihnen schreibe, *muß* ich Ihnen schreiben. Wir Menschen treiben nichts, wir werden getrieben. Mir ist es diese Zeit her ergangen wie gewöhnlich. Um 9 Uhr bin ich klüger als um 8, um 10 klüger als um 9, und um 11 lege ich mich zu Bette. Den andern Tag um 6 bin ich gerade so

unweise, als ich es den vorigen Morgen um 6 Uhr war. Ich glaube darum geht es mir schlimmer als Andern. Den Einen treibt Ehrgeiz, den Andern Wißbegierde, diesen die Liebe, jenen das Geld. Sie werden getrieben und gelangen zu etwas, zu Gutem oder Bösem, sie kommen doch weiter. Mich aber treibt alles, alles umringt mich und dringt auf mich ein. Ich werde getrieben, aber ich bleibe stehen, das lehrt Sie die Physik. Ich bin nun gerade jezt sehr vergnügt, wenn das nicht wäre, ich könnte recht traurig seyn. Sie würden oft lachen müßen, wenn Sie die Reil über mich urtheilen hörten. In vielen Dingen hat sie Recht, in solchen, die man sehen kann, das ist gar keine Kunst. Z. B. wenn sie sagt, ich sey verschwenderisch, unordentlich, nicht fleißig genug. Sobald sie sich aber einläßt in Dinge, die man nicht sehen kann, so kömmt gar possierliches Zeug heraus. Ich habe sie schon hundertmal in meinem Beisein sagen hören: der Louis ist ein entsetzlich pflegmatischer Mensch, ein Mensch ohne alle Leidenschaft, und solche Dinge mehr. Mamsell Jain, die Gouvernante, wirft es mir als einen erbärmlichen Stolz vor, daß mir kein Mensch, besonders keine Dame, gefallen wolle, wenn sie nicht schrecklich gelehrt sey. Auch hält man mich im ganzen Ernste für einen Lügner, weil ich zuweilen zur Unterhaltung der Kinder ein Geschichtchen erlogen, und es mit einer wahren Miene erzählt habe. Auch hatte ich einmal gesagt, ich hätte einen Fisch gesehen, der wäre zehntausend Ellen lang gewesen. Was überhaupt das Halle für ein Klatschnest ist, davon können Sie sich gar keinen Begriff machen. Reisen Sie nur einmal durch und öffnen im Gasthofe im Beisein das Marqueurs Ihren Geldbeutel, und in 54 Minuten weiß es die ganze Stadt, daß Sie mit sich führen: 12 Friedrichsd'or, 299 Thaler in Courant, und 67 Thaler 18 gr. und 9 Pf. in Münze. Aber man braucht sich gar nichts drauf einzubilden, der

Gegenstand ihrer Unterhaltung zu seyn. Ich war anderthalb Tage in der Stadt, und man wußte schon, Reil's haben einen reichen Herrn bekommen, einen Juden (gewiß ist er getauft!), der hat am Thore dem Visiteur 6 Groschen gegeben, und er wird dem Magister Lange für jede Stunde 8 Gr. geben. Dem Conditor Schelling war ich ein paar Thaler schuldig. Der Conditor Schelling sagt es dem Chirurgen Harschleben, Harschleben erzählt es dem Doktor Rose, der Doktor vertraut es unserm Hausmädchen, der Hanne, die Hanne verplaudert es der Frau Oberbergräthinn, und endlich fragt mich die Reil, warum ich dies gethan hätte? Den andern Tag gehe ich in den Ring, um eine Partie Billard zu spielen, und da erzählt mir der französische *maitre Vivant*, er habe es von Friedrichen gehört, ich sey Schellingen 18 Thaler für Kuchen schuldig. Glauben Sie nicht daß ich's übertreibe, ich sage nur noch zu wenig. Man klatscht immer noch davon, daß Reil's als sie in Berlin waren, *er* in der *Sonne*, und *sie* im schwarzen Adler logirt haben, ja man will es gar nicht glauben, es ist gar nicht zu begreifen. Die Gastfreundschaft, die in Berlin in so hohem Grade ist, findet hier im mindesten nicht statt. Man giebt zwar oft Schmausereyen, und prächtig genug, aber da wird nur der eingeladen, bey dem man vorgestern zu Gaste war, u.s.w. Die Tochter gehet alle 4 Wochen einmal zum Abendessen beim Papa, *notabene*, wenn sie eingeladen ist. Aber die Leute wollen es nicht anders haben, und es ist ihnen nichts peinlicher, als jemanden für etwas verpflichtet zu seyn. Die Reil hatte in Berlin mit ihren Kindern 3 Mal Mittags und Abends bey der Tante Willich gegessen, und als die Reil herkam, hatte sie kaum den linken Fuß aus dem Wagen gesetzt, so gab sie dem Bedienten die Ordre ein Fäßchen Weizenmehl zu besorgen, und ein paar Kapaunen, und den nächsten Posttag schickte sie der Tante Willich für ihre Müh. Ich könnte gar nicht fertig wer-

den, wenn ich alle kleinstädtische Lächerlichkeiten aufzählen wollte, die jede Woche in Halle passieren. Gestern hörte ich von N. und L. und R., kurz vom ganzen ABC, daß der Hofrath S. gesagt habe zu seiner Frau: Madame, Sie sind eine Coquette, und die Hofräthin S. habe geantwortet: mein Herr, ich lasse mich von Ihnen scheiden. Doch genug hiervon. – – Ich werde diesen Sommer den Plato hören bey Wolf, ich erinnere mich, Schleiermacher wollte eine Übersetzung davon liefern, ist sie schon herausgekommen? Die Menschen, die Kritiker, verderben sich viele Freuden. Da schreiben sie ganze Bücher, um zu beweisen, daß das Wort mit einem Y und nicht mit E muß geschrieben werden, oder daß die Griechen 2 Mal des Tags und nicht 3 Mal gegeßen haben. Sie sind glücklich, liebe Mutter, daß Sie sich mit solchen Dingen nicht abzugeben brauchen, und daß Sie das Schöne in der Sache schöner genießen als wir. – – Sie schreiben mir, liebe Mutter, in Ihrem lezten Briefe, Sie wunderten sich, daß man in Halle von Ihnen spräche, und Sie geben mir zu verstehen, daß Mißgunst wohl die Ursach dieser Reden seyn mag. Aber erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hierin nicht beistimme. Wohl mag es einige – nicht böse, aber dumme, gehaltlose Menschen geben, die es gern gesehen hätten, wenn Sie wären trostlos geworden über Ihren Unfall. Doch viele, ich bin es innigst überzeugt, nehmen herzlichen Antheil an Ihrem Wohlergehen, und um so herzlichern, da sie Sie nicht persönlich kennen, und sich also keiner Partheylichkeit bewußt sind. – – Unsre Universität wird jezt in der That recht glänzend; die Anzahl der Studenten hat sich in diesem Frühjahr sehr vermehrt, wir haben einen Haufen neue Profeßoren bekommen, das werden Sie wißen, auch werden noch einige erwartet. Unter andern hat auch ein gewißer Steffens, Reichardts Schwiegersohn, einen Ruf hierher bekommen. Er hat erst vor drey viertel Jahr geheurathet und

wohnt in Coppenhagen. – – Ich habe kein großes Verlangen die Cannzlerin zu sehen. Sie wissen aber wohl nicht, wie es jezt in Dieskau zugeht. Seitdem der Canzler todt ist, lebt sie in strengster Zurückgezogenheit, und sieht keine fremde Seele. Auch ist sie so knickerig, daß man keine Taße Kaffee mit einem freundlichen Gesichte von ihr erhalten kann. Ein junges armes Mädchen hat sie an Tochter Statt angenommen, die ist ihre ganze Gesellschaft. – Rosenberg, deßen Sie sich wohl noch erinnern werden, ist jetzt von hier abgegangen. Es that mir sehr leid; denn wir waren gute Freunde, und er war der einzige Student, mit dem ich umgieng. Wie falsch ist es wenn man denkt, daß Uebereinstimmung der Gesinnungen, und Harmonie der Gefühle der Freundschaft Grundstein sey, das beweisen wir. Denn wenige Menschen giebt es, die in ihren Gesinnungen, in ihren Meinungen und in ihrem ganzen Wesen, so sehr voneinander abweichen, als wir; und doch waren wir Freunde. Keiner glaubte von dem andern geliebt zu sein, und *jeder* wars doch. Brenna grüß ich und Sara und Ihre Mutter, und auch die Karoline, wenn sie noch in Ihrem Dienst ist.
Auf Brenna bin ich schrecklich böse, und sagen Sie ihr, wenn Sie mir nicht bald schreibt, sagen Sie ihr – – daß grade meinem Hause gegenüber ein Seiler wohnt, bey dem ich Credit habe.
Ich küsse Ihnen mit der kindlichsten Liebe die Hände.

Louis.

76.

Berlin den 5. Juni 1804

Ich will Berlin nicht verlaßen, lieber Louis, ohne Ihnen zuvor ein kleines Wort zu schreiben. Uebermorgen gehe ich nach der Insel Rügen u werde mich dort einige Wochen unter guten Menschen in schöner Natur aufhalten u dann nach Prenzlow gehen. Schleiermacher kömt auch dorthin u ich werde diesen

trefflichen Freund dort nach langer Zeit zuerst wiedersehen. Zu Michaelis kömt er nach Halle als Profeßor und Sie werden ihn kennen lernen, ich werde Ihnen einen Brief an ihn geben. Rosenberg hat mir viel von Ihnen erzählen müßen, Louis, aber nichts eben sehr erfreuliches habe ich gehört, denn Sie sind unfleißig wie immer, machen Schulden wie immer u haben wenig Genuß von Ihrer Zeit u Ihrem Gelde – wo will das hinaus Louis! Ich weiß daß Sie ein recht guter Mensch sind u recht viel Verstand u Sinn haben. aber bei allem dem werden Sie es einst schmerzlich vermißen daß Sie Ihre jezige Zeit nicht dazu angewandt zu erlernen was andere vor Ihnen erfunden, entdeckt, erforscht u bearbeitet haben. Man kann nicht in jedem Alter lernen, das Ihre ist das beste – doch Sie wißen alles dieses u ich sage Ihnen nur Ihre eignen Gedanken. – Nur der rechte Wille fehlt Ihnen alles übrige haben Sie.
Wenn Sie sich mich als Freundin erhalten wollen so werden Sie ordentlich – glauben Sie nicht das dies etwa ein Pophans ist denn ich Ihnen vorhalte – es ist mein heiliger Ernst.

H.

Daß Reil bei seinem Hiersein mich nicht besuchte ist so ganz unerhört daß ich gar nichts darüber zu sagen – – – [unleserlich, da Blatt schadhaft.]
Ich habe Rosenberg eine gute Empfehlung an Frank nach Wien gegeben.

77.

Berlin den 15. August 1804

Ich habe vergeblich recht lange auf Briefe von Ihnen gewartet Louis u muß Ihnen endlich schreiben ohne etwas von Ihnen gehört zu haben. Meine alten Fragen sollen den Anfang machen, wie geht es Ihnen? u wie treiben Sie es? oder wie werden Sie getrieben u wovon? In der Beantwortung dieser Fragen, mein guter Louis liegt die Characteristic eines ganzen Menschen u wenn Sie mir sie in ihrer völligen Größe von sich beantworten können so sind Sie ein Mensch wie er sein muß.
Mir ist es vorzüglich gut gegangen lieber Louis u ich habe auf der Insel Rügen ein herrliches Leben geführt, ein wirklich

idealisches – denn was giebt es wohl für ein schöneres Leben als in schöner, ja in großer, erhabener Natur mit theils völlig vertrauten Freunden u theils sehr intereßanten Bekandten von morgen bis spät in den Abend zusammen zu sein? Zu den ersten gehört der Profeßor Schleiermacher den Sie nun bald in Halle sehen werden. Ich bat ihn Sie zuweilen zu sich kommen zu laßen u lieber Louis, Sie bitte ich um Ihrer Selbst willen alles anzuwenden daß Sie ihn oft sehen u wo möglich, seine Collegia hören, denn der Umgang u die Lehren eines so herrlichen Menschen können nicht anders als wohlthätig auf jedes nicht ganz verdorbene Gemüth wirken.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen bloß um Sie zu bitten mir von sich u zwar recht viel u offen von sich zu schreiben. Kennen Sie den Dr. Koref? es ist ein sehr gescheidter Mensch deßen Umgang ich eigentlich in Berlin gewünscht hätte es wollte sich aber nicht machen. – Von Reil habe ich noch immer nichts gehört wegen der Manuscr. u ich finde dieses Schweigen sehr unfreundlich.

Wir sind alle mehr oder weniger wohl – keiner ganz schlimm.

Leben Sie wohl Louis u sagen Sie mir bald ob Sie gut sind.

H. H:

78.

Halle, den 24. August 1804

Ich habe Ihren Brief erhalten, liebe Mutter. Es wird Sie schmerzen, daß Sie auf die alten Fragen, womit Ihr Schreiben beginnt, auch wieder die alten Antworten werden lesen müssen, und ich würde es wahrlich nicht wagen, so offenherzig mit Ihnen zu reden, wie Sie wünschen, und ich es gewohnt bin, wenn mir nicht selbst einige Worte Ihres Briefes die Zuversicht gäben, daß Sie mich nach meinen Geständnißen nicht so unendlich strafbar finden werden. Sie dachten mit meiner Seele, und fühlten mit meinem Herzen, als Sie die Worte niederschrieben: Wie werden Sie getrieben? und wovon? In diesem Augenblicke wo Sie dieses lesen, liebe Mutter, könnten Sie

vielleicht bereuen, mich so gefragt zu haben, Sie könnten denken, ich habe Sie misverstanden, und ich werde vielleicht, in der Folge meines Briefes diese Ihre eigne Frage zu meiner Entschuldigung gebrauchen wollen. O nimmermehr. Sie werden überzeugt sein, liebe Mutter, daß tausend und abermal tausend Dinge, die den Menschen umgeben, Einfluß haben auf sein Geistiges und Körperliches, daß Erziehung und andere Zufälligkeiten es waren, die jenen zum Gott machten, daß ihn die Mit- und Nachwelt anstaunte, und diesen hinuntersinken ließen zu den ersten Stufen der Viehheit. Auch ich bin überzeugt, daß wenige sich erhoben aus eigner innerer Kraft, daß wenige sanken aus wahrer Verderbtheit, ich fühle es, daß die Menschen, Fürsten und Bettler, getrieben werden, – vom Sturmwinde des Zufalls und von dem Sporn ihrer Leidenschaften. Doch sey mir diese Ueberzeugung nicht eine Decke, mit der ich meine Fehler umhülle, sie diene mir nur – so lautet die Forderung meiner Vernunft; es ist aber nicht wirklich so – sie diene mir zum Mittel, mich die Menschen und ihre Schwachheiten ertragen zu lehren.

79.

Dresden, den 15. September 1804

Aus dem herrlichen Dresden schreibe ich Ihnen, aus dem Orte, den Sie so sehr lieben. Die Ferien erlauben mir von Halle abwesend zu seyn, und mich hier einige Zeit aufzuhalten. Ihren letzten Brief, liebe Mutter, habe ich erhalten. Ich verdiene es nicht, daß Sie sich meiner so annehmen; nein, ich verdiene es nicht. Ich sage dieses nicht aus einer seynsollenden Bescheidenheit, Sie kennen mich ja, und ich weiß es, Sie trauen mir keine Verstellung zu. Mich abgesondert fühlend von allen Menschen um mich her glaube ich, Sie wären die einzige Seele, die mich

an die Menschen bindet; ich *glaube* es nur, denn die Vernunft spricht, daß es nicht so ist, und so nicht seyn kann. Doch gebe ich ihn nicht gerne auf, diesen Glauben, der mich selig macht. Meine Reden, beste Mutter, mit denen ich Ihnen vielleicht schon oft beschwerlich gefallen bin, alle meine Reden über mich, mein Wesen und über das Wesen der Dinge – lächeln werden Sie diesmal, und mich nicht verdammen – alle diese Reden hat Kränklichkeit erzeugt. Dieses fühle ich nicht nur, es ist mir klar, ich bin davon überzeugt. In einer unendlichen Täuschung gefangen, vermag ich nicht mich frey zu machen. Mir fällt eben ein, was Ihnen einmal Fichte sagte: ein junger Mensch muß nie an sich denken, und immer thätig seyn. Jezt weiß ich, was er damit sagen wollte, aber jezt erst weiß ich es. – Mir ist sehr wohl im paradiesischen Dresden; ich fühle mich nicht, ich denke nicht an mich, und dieses Glück genieße ich selten. Auch ist der Himmel mir günstig, denn das Wetter ist schön, so schön als ich nur wünschen kann. Als ich in der Gemähldegallerie war, sah ich allen mahlenden, zeichnenden und stickenden Frauenzimmern in's Gesicht, weil ich hoffte die Raphaele Brenna zu finden. Auch gestehe ich, hat mir mein Herz gar sehr gepocht, wenn ich mein blödes Gesicht Brenna's Gestalt, vor der Staffeley sitzend, sehen ließ. Könnte ich Sie nur einmal wiedersehen, meine liebe Mutter, oder auch nur einen aus Ihrem Kreise. Kömt der Socrates Schleiermacher bald nach Halle? Ich werde ihn lieben, weil er Ihr Freund ist; und ich wünsche, daß ich ihm nicht mißfalle, weil Sie seine Freundinn sind. Ich werde verlegen seyn, wenn ich ihn zum Erstenmale spreche; denn ich weiß, Sie werden mich ihm gemahlt haben, und dann muß ich mich schämen. Man spricht schon in Halle von ihm, und die Studenten sind begierig auf seine Vorlesungen. Eine Dame sagte mir ohnlängst, sie habe gehört, er wäre ein Jakobiner. Soviel ist vorauszusehen, er

wird in Halle mit manchen Herren hart zusammenstoßen, besonders mit den Theologen. Ich werde seine Vorlesungen besuchen, wenn ich Zeit habe, und seine Predigten fleißig hören, damit ich ein bessrer Mensch werde. Dieses ist aber eigentlich mein Scherz, denn ich denke Predigten, sie mögen noch so gut seyn, vermögen keinen zu bessern; und der Eindruck, den Reden zuweilen auf unser Herz machen, ist nur ein sinnlicher, der bald vorübergeht, und keine Spuren zurückläßt. – Es hat mich sehr belustigt, mancher Fremden Aeußerungen zu vernehmen, über die *Bilder* in der Gallerie. Mir ist nichts ekelhafter, als das elende Kunstgeschwätz mancher Dilettanten. Zu allen Bemerkungen, die der Inspektor macht, schütteln sie, ja oder nein, wie die Automaten. Da sind sie entzückt bis in den siebenten Himmel, und noch weiter hinaus. Wer aber mit zusieht und nichts spricht, der ist ein Mensch ohne Geschmack und ohne Gefühl. –

80.

Berlin den 15. 7br. [Sept.] 04

Louis was heißt Ihr Schweigen? wißen Sie wohl daß ich es mir nicht gut deute? In Ihnen kann sich durchaus nichts verändert haben, wodurch Ihre Offenheit gegen mich aufhören sollte – in Ihrem äußeren Leben aber vielleicht manches was Sie mir nicht sagen wollen – u darin lieber Louis haben Sie großes Unrecht – denn kann ich auch schon nichts thun um zu ändern was anders sein sollte, so kann ich doch immer in der ferne ein warnendes Wort zurufen und es so lange wiederholen u immer lauter sagen bis es doch endlich Ihr Ohr erreicht, u. durch das Ohr in die Seele dringt. – Mein guter Louis ich habe in dieser Zeit sehr oft an Sie gedacht – in der Frankfurther Handelswelt sieht es böse aus u ich wünsche zu wißen, ob Ihr Vater leidet – ich bitte Sie mir das zu sagen. Mein Freund Schleiermacher ist jezt hier u wird zu Anfang 8 brs in Halle sein. Sie können denken, lieber Louis daß ich ihm viel u mancherlei von Ihnen gesagt habe – daß ich ihm all Ihre Brief

gezeigt habe – er wird Sie gerne sehen u gehen Sie nur gleich zu ihm sobald Sie seine Ankunft hören – thun Sie es aber auch Louis u vernachläßigen Sie diesen trefflichen Menschen nicht – er wird philosophische Collegia lesen – die hören Sie nur ja – wenn Sie mit Ihren medicinischen nicht collidiren.
Meinen Brief werden Sie wohl erhalten haben den ich Ihnen nach meiner Reise schrieb u sehr bald erwarte ich einen recht ausführlichen Brief von Ihnen. – Es sind zwei junge Focks in Halle, kennen Sie diese, einen kenne ich u er gefällt mir sehr.
Dies sollte nur ein Mahnbrief sein, mein guter Louis, er sollte nur ein Paar Zeilen enthalten u ist zu einem Paar Seiten herangewachsen – aber nun auch adieu. Ich habe Reils Rhapsodien gelesen – ein treffliches Buch.

Χαιρε. *H. Herz.*

81.

Halle, den 23. September 1804

Sie sind so gut, liebe Mutter, und mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin gestern von Dresden zurückgekommen, man gab mir Ihren zweiten Brief, der mir Thränen in die Augen brachte, wie es lange keiner that. Ich sehe zum voraus, ich werde Ihnen heute wenig schreiben können, denn mir fehlt die Stimmung, in der ich sein muß, wenn ich von mir selbst reden soll. Ich bin so verdrieslich, aus einer Götterwelt bin ich in die grause Wirklichkeit zurückgekehrt. Nein nicht einmal graus ist diese Wirklichkeit, so nackt steht sie da, so erbärmlich, daß man sie nicht einmal verwünschen kann. Ich denke ein spashafter Satan hat um dem Schöpfer seinen siebenten Tag zu parodiren, dieses *Halle* erschaffen. Denken Sie sich die Frau eines Landmannes, die mit dem Himmel keift, daß er nicht regnen läßt, und ein Stück grobe haltbare Hausleinwand dem besten Herzen vorzieht, da haben Sie Halle, wie es lebt und träumt. Eine solche Prosa, daß man rasend werden möchte, o Mutter,

das ist keine Stadt für mich. Ich komme mit vollem warmen Herzen in mein Haus, noch froh der vergangenen Genüsse, und da schaut mir alles mit einer Bürgerlichkeit entgegen, daß ich weinen möchte vor Aerger. Die Reil trippelt einher, mit ihren Zahnschmerzen und Krämpfen in aller Ewigkeit, und macht unausstehliche Gesichter. Die Reise hat viel Geld gekostet, und jezt muss sie noch nachzahlen. Wo will das hinaus? Was wird Ihr Herr Vater sagen? Ich bin nicht der Thor, liebe Mutter, der den Werth des Geldes verkennt, auch verlange ich nicht, daß andere es nicht achten sollen, weil ich es verschwende; aber, wie diese Leute das Geld lieben, diese Hallenser, diese Reils, *wie* sie es lieben wäre Ihnen eben so unausstehlich als mir. Sind sie prosaisch in allem ihren Thun und Handeln, so herrscht in ihrer Liebe zum Gelde die herrlichste, reinste Poesie; die Poesie der Poesie. Es ertränkt sie in feuchter Anschauung, wie es nur Raphaels Madonna vermag auf das Auge des Kenners, und des gefühlvollen Herzens, sie liebkosen es, wie ihr jüngstes Kind, sie küssen und herzen es, wie ein Jüngling das Bild der Geliebten. Reil, als er mich gestern wiedersah, sprach: Nun Herr Louis, sind Sie auch wieder da? Ich liebe ihn so innig, diesen Mann, und er sieht in mir weiter nichts als – den reichen Juden. Ja, liebe Mutter, es giebt Augenblicke, wo ich so thöricht bin zu wähnen, ich wäre glücklich, wenn ich in Dürftigkeit lebte. Ich brauchte dann nicht zu fürchten, die Freundlichkeit mancher Leute gegen mich wäre erzwungen, weil ein jährliches Lächeln mit 500 Thalern bezahlt wird, ungerechnet der *ochsigen* Präsente, die es geben wird, wenn ich einmal nach Hause zurückgehe oder promovire. Mit all ihrer Freundlichkeit können es Reils nicht verbergen, wie froh sie sind, wenn ihnen mein Vater endlich die eingeschickten Rechnungen zahlt, nachdem sie ach! so lange haben warten müssen. Ich will Ihnen nächstens mehr schreiben, liebe

Mutter, aber deuten Sie mein Schweigen nicht schlimm. Ich habe mich nicht verschlimmert, ich bin noch immer der, der ich war. Ihren ersten Brief bekam ich einige Tage vor meiner Abreise. Ich habe ihn auch angefangen zu beantworten, aber nicht endigen können; denn Kopf und Herz war mir so voll, daß ich nichts weiter dachte und fühlte, als meine Reise. Ich bin nicht mehr so viel Kind, daß ich vor Freude nicht schlafen könnte, wenn ich morgen in einer Kutsche fahre; aber aus Halle wegzureisen auf einige Zeit bewegt mich so, daß ich vor Freude nicht essen und schlafen kann. – – Ich habe das goldne Kalb gelesen, und jezt schaffe ich es mir eigen und lasse es herrlich binden. Wie dieses Buch hat mich noch keins gerührt. Oft denke ich es selbst geschrieben zu haben, und doch hätte ich nicht eine Zeile so herrlich sagen können. Nichts neues steht für mich darin, aber ich lese es in einem fort. Es wird mehr Schaden stiften als manches schlechte Buch, so wie ein trefflicher Redner gefährlicher seyn kann als ein Stammler.

Daß Sie Reil's Rhapsodien gelesen haben, würde ihn sehr freuen, wenn er's wüßte. Ich habe es nicht gelesen, ich verstehe auch wenig davon, aber demohngeachtet wird diese einst meine Lieblingsmaterie werden. Wenn man aus der Physionomie und dem Temperamente eines Gelehrten einigermaßen auf sein System schließen könnte, so hätte ich nicht gedacht, daß Reil ein solches Buch schreiben würde. Ich glaube, es gehört immer etwas Hypochondrie dazu, der Seele einen recht praktischen Einfluß auf den Körper zuzuschreiben. Dieses ist nur so ein Einfall, ich würde mich von der Falschheit dieses Satzes leicht abbringen lassen.

Ich schicke Ihnen hier zwey unvollendete Briefe mit, da sie nicht an die Zeit gebunden sind.

Beste Mutter, ziehen Sie die Hand ferner nicht von mir ab, die ich kindlich küsse. *Louis.*

82.

B. d. 9ten 8b 04

Nur wenige Worte – nur die Gelegenheit Schleiermacher früher zu sehen, will ich Ihnen verschaffen – u Sie beschwören ihm zu folgen in allem was er Ihnen sagt. – Lieber Louis Sie können keinen beßeren Menschen finden.
Ihre Briefe haben mir *viel* Freude gemacht – ich schreibe Ihnen *sehr* bald – Seien Sie gut gegen sich u die welche Ihnen wohl wollen.
Von Dresden müßen Sie mir *sehr* viel sagen. – welche Gegend haben Sie gesehen? Adieu.

83.

(Mitte Okt. 1804)

Ich bin in großer Unruhe wegen Schl. lieber Louis, weder ich noch keiner haben Briefe von ihm – geben Sie ihm diesen hierbei folgenden u sagen mir mit *erster* Post ob er gesund oder krank ist u. im letzten Falle beschwöre ich Sie mir mit *jeder* Post Nachricht von ihm zu geben –. Ich bin entsezlich geängstigt.
Thun Sie warum ich Sie bitte, mein guter Louis.

H.

84.

Berlin den 10. 9br. 04

Ich verlebe jetzt schlechte Zeiten, mein geliebter Louis – flehen Sie zu meinem guten Geschick, daß es beßer werde. Die arme Brenna ist fortwährend unwohl u ich leide seit beinahe 8 Wochen an einen so heftigen Husten daß ich fast keine Nacht schlafen kann u von aller Arznei u Diet ganz schwach werde. Vor drei Jahren hatte ich einen ähnlichen Husten aber nicht so heftig, der dauerte einen ganzen winter – die Aussicht ist mir schrecklich daß es wieder so sein kann. – Ich sehe oft in der Nacht Tod u. Grab vor mir – berechne u denke mir wer – u wie jeder meiner Bekandten u. Freunde sich nehmen wird

nach meinem Tode u wie er wirken würde auf meine nähere Menschen – Oft bin ich ruhig bei dergleichen Gedanken – oft aber auch nicht u. zwar bin ich dann mehr des langen Leidens halber unruhig als des entscheidenden Augenbliks – den hält man ja nicht aus – u über das was folgen könnte, bin ich so vollkommen ruhig daß ich kaum daran zu denken brauche, – wenn mirs beßer geht so sollen Sie es erfahren u auch wenn schlimmer – bei Schleiermacher können Sie oft von mir erfahren wenn ich Ihnen auch in einiger Zeit nicht geschrieben.

Noch vielerlei haben Sie mir zu sagen, Louis u Sie sind gewaltig still – wie hat Ihnen z. B. Schleiermacher gefallen.
Er war mit Ihnen zufrieden u wünscht daß Sie öfter zu ihm kommen mögten. Thun Sie es lieber Louis – Sie werden dafür belohnt werden. Hören Sie die Ethik bei ihm? Wie ist man mit seinen Vorlesungen zufrieden? Antworten Sie mir hübsch ordentlich u offen darauf – daß es mich intereßirt können Sie begreifen. –
Ihre Paar Worte über Dresden haben mir nicht genügt – kein wort sagen Sie mir von der großen herrlichen Natur, welche Sie dort gesehen haben – Sie müßen mir ordentlich die Orte nennen welche Sie dort gesehen – dann reise ich sie in der Idee noch einmal durch und erquicke mich daran –. Sie sind ja nicht so kalter gemeiner Natur daß große Schönheiten ungefühlt an Sie vorüber gehen u daß es dergleichen da giebt u daß Sie sie gesehen daran glaube ich – sprechen Sie mir also davon. –
Die Frage wie es mit Ihrem Fleiße steht wage ich kaum mehr zu thun u doch wünsche ich so sehnlich eine gute Antwort darauf zu hören. – Sie wißen es nicht was Sie sich für die Folge anthun mit dieser Nachgiebigkeit gegen sich selbst – mit diesem Tödten Ihrer Kräfte – wenn ich nicht glaubte daß Schl. zu viel zu thun hätte so würde ich ihm den Auftrag geben mit Ihnen darüber zu sprechen.
Was Sie mir von Reils sagen ist mir nicht ganz unerwartet – wären Sie aber ein anderer Mensch so könnten Sie Ihrem Vater ein Theil des Geldes ersparen – Sie sind ja kein Kind mehr u wißen was Recht ist u haben Kräfte es auszuüben –

u könnten sich sagen, ich stehe allein – bleibe aufrecht durch mich – oder falle ohne daß ein anderer verantwortlich dafür ist –. Wenn mein Bitten helfen könnte so würden Sie schon lange anders sein.
Der Dr. Frank hat mir ehe er Wien verließ geschrieben – u mir viel Gutes von Rosenberg gesagt dem ich eine Empfehlung an ihn mitgegeben hatte.
Leben Sie wohl Louis u schreiben Sie mir recht bald.
Br. u alle die meinen grüßen Sie sehr. *H. H.*

85.

Halle, den 12. November 1804

Ich weiß, liebe Mutter, daß Sie, wie alle Menschen, die gewöhnlich im Vollgenuß ihrer Gesundheit leben, ein wenig ängstlich sind, wenn Ihnen nicht wohl ist, und das ist es, was mich sehr tröstet, über die traurige Nachricht Ihres Uebelbefindens. Ich bin überzeugt, Ihre Krankheit ist so bedeutend nicht, als Sie fürchten. Soviel ich davon verstehe, denke ich, daß im Magen der Grund Ihres Uebels liege, denn Sie haben gar nicht den Bau der Brust, der für Kränklichkeit dieser Art sehr empfänglich wäre. Ich habe viele Jahre lang unendlich viel an meiner Brust leiden müssen, und weiß wie sehr diese Krankheiten vorzüglich geeignet sind unsern Muth sinken zu machen. Denn hier nämlich, wo das Athmen, was im gesunden Zustande *unmerklich* geschieht, mit Beschwerde verrichtet wird, hier dringt sich uns die Wichtigkeit dieses Prozesses als *der ersten Bedingung zum Leben, mit Bewußtsein auf*, und macht uns ängstlich, da wir es gestört sehn; ich erinnere mich noch mit Freude der bessern Gegenwart an die schwarzen grausen Bilder von Tod und Grab, die mir, als ich noch krank war, des Nachts vorschwebten. Liebe Mutter, vielleicht bringt mir schon Ihr nächster Brief die frohe Nachricht Ihrer Beßerung zu. Und ich bitte Sie, denken Sie doch nicht mehr an den schwarzen

Tod. Sie werden noch lange, sehr lange leben; verlaßen Sie sich auf mich. Ich habe nämlich mein besonderes Wohlgefallen daran, mir alle meine Bekannte zusammen zu denken, mit der wahrscheinlichen längern oder kürzern Dauer ihres Lebens. Ich habe keine Regeln, nach denen ich verfahre, sondern nach göttlicher Eingabe vertheile ich die Tage und Jahre. Sie aber, liebe Mutter, gehören unter denen, die ein langes Leben von mir geschenkt erhielten. – Ich höre 11 Uhr schlagen, und ich will mich zu Bette legen. Ich setze nur noch her, was ich heute in mein Tagebuch geschrieben habe.

> Der Traum ist der Schatten unseres Lebens, wie unser Leben ist der Schatten eines kommenden. Einst, wenn die Sonne wird stehen über unserem Haupt, da werden alle Schatten schwinden. Dann blühen die Sterne, die Welten, Gott zeigt sich uns ohne Schleyer, und *ein* Herz wird sich bewegen im Busen des Weltalls. – – – Aber näher und näher schreitet jezt die lichtlose Mitternacht. Wenn die Liebe wird erblinden, reißen auseinander die Fugen der Natur. Welten verrauchen, Sterne fallen, das Chaos hört auf zu seyn, und das Nichts wird zernichtet.

Gute Nacht, liebe Mutter!

„Du hast in mir den edlen Trieb erregt
„Tief ins Gemüth der weiten Welt zu schauen."

Den 13. November

Schleiermacher ist ein wahrhaft göttlicher Mensch, und lächeln muß ich doch über diesen Ausspruch. Denn daß mir je ein *Mann* gefallen könnte, das setzte ich immer in das Reich der lunarischen Möglichkeiten. Ach, liebe Mutter, mir ist so wohl, wenn ich bey ihm bin, und oft so ungezwungen kann ich seyn, daß in diesen Stunden der jeden Menschen anhaftende Egoismus bey mir weit

zurücktritt. Ich rede *wie* ich denke, und ich rede *alles* was ich denke. In seiner Gegenwart spotte ich meines eignen Herzens, und spotte wiederum dieses Spottes. Ich kann die Ethik nicht bey ihm hören, weil ich die Stunde schon mit einem andern Colleg besezt habe. Mit seinen Vorlesungen ist man sehr zufrieden, er hat aber doch wenige Zuhörer. Er wird nicht verstanden. Wie aber die meisten Studenten so elende, dumme, erbärmliche Philister sind, das übersteigt alle Einbildung. Während Schleiermacher in seiner Ethik nicht mehr als 20 Studenten hat, zählt der Prof. Maas in eben dieser Vorlesung an 120 Zuhörer. Und wenn ich Ihnen erzählen wollte, was der Maas für ein flacher Mensch sey, ich würde in ein paar Stunden nicht fertig werden. Ja, liebe Mutter, wenn mir ein Compendium der Ethik einer dieser Herren in die Hände kömt, so könnte ich den ganzen Tag dasitzen und mich zu todt lachen über das dumme Zeug. Und wenn ich mir Mühe geben wollte, diese tolle Ideen zusammenzureimen, ich könnte rasend werden über dieses Geschäft. Denn gar lächerlich ists was diese Menschen Begriffe haben von Pflicht und Tugend und Seligkeit. Wie Gewürzkrämer haben sie Pflichten von verschiedener Güte, von verschiedenem Preise und Range. Da giebt es Pflichten gegen sich, gegen seinen Nächsten, und Pflichten gegen den lieben Gott, und eine ist immer mehr werth als die andere. Aber wer um aller Welt willen kann sich aus diesem Labyrinthe herauswikkeln, wenn er hört, daß es mehr als *eine* Pflicht gäbe, und daß es wohl kommen könnte, daß man eine Pflicht müßte fahren laßen, um eine andere, höhere zu erfüllen? – Da hat jezt Lafontaine ein Buch herausgegeben, das heißt: Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht. Schon der Titel ist mir zuwider; denn warlich so lange man besondere Sittenbücher wird schreiben für Männer, besondere für Jünglinge, besondere für Knaben, und besondere für Mäd-

chen, solange wird man Sitten auch nicht *außer* den Büchern antreffen. Ueberhaupt, denke ich, können alle Schriften und Vorlesungen dieser Art nur eine negative Tendenz haben, die nämlich: die alten Vorurteile wegzuräumen und zu zeigen was *nicht* Tugend, was *nicht* Pflicht sey. Und hat man einmal dieses Bestreben erreicht, dann sehe ich nicht ein, was einem weiter zu thun könnte übrig bleiben? Denn das wahre Wesen der Tugend läßt sich in einigen Worten ausdrücken. Was ist Tugend? Tugend ist Seligkeit. Und Seligkeit? Ist Freiheit. Es läßt sich nicht weiter fragen was Freiheit sey, denn sie ist das ewige, ursprüngliche schlechthin Eine, das eins ist mit der Vernunft, eins mit Gott, eins mit dem Unbedingten, das sich selbst erklärt. Der Trieb nach Glückseligkeit ist gleich dem Triebe der Erhaltung, dieser ist eins mit unserm Seyn, und unser Seyn ist das Produkt der gefesselten Freiheit. Der Tod zerbricht die Ketten – um ihr neue anzulegen. Wir sind unsterblich, und in einem höheren Planeten werden wir mit einer vollkommneren Organisation wieder ein neues Leben beginnen. So denke ich über die Unsterblichkeit. In meinem Geiste ist es unauslöschlich eingeschrieben: ich werde fortleben. Aber ich denke nicht, daß wir etwa ein *besseres* Leben führen werden, und daß wir vollkommener seyn werden. Schon das Wort *vollkommner* als ein Comparativ hat gar keine Realität, so wie überhaupt die Unentbehrlichkeit der Comparative und Superlative, ja die Nothwendigkeit einer Sprache selbst deutliche Beweise sind von der Schwäche der menschlichen Organisation. Gott ist nur da, wo keine Sprache ist. Denke ich mir nun unser künftiges Leben *absolut* vollkommner als unser jetziges, so hieße das soviel als: der Punkt unseres kommenden Seyns läge dem Punkte der Vollkommenheit näher, als der Punkt unseres wirklichen Seins; also wäre doch die Vollkommenheit als ein *Punkt* begrenzt, und

das widerspricht sich selbst, denn die Vollkommenheit als das Ewige Eine, ist Gott selbst und unendlich. Denke ich mir aber die Zukunft *relativ* vollkommner unter einer *bessern* Organisation, so wäre das nicht anders möglich, als mit dem Bewußtseyn unseres vergangenen Lebens, und unserer *niedrigern* Organisation. Daß wir aber in einem höhern Planeten lebend, uns unseres irdischen Seyns nicht erinnern werden, das *weiß* ich. Denn wäre dies, so müßten wir uns auch unseres *vergangenen* Lebens bewußt sein können (denn sind wir unsterblich, so sind wir nie gebohren). – Aber gewiß ist es, gute Mutter, daß es wohl *Augenblicke* giebt, gewiße helle Punkte, in denen wir des vergangenen Lebens uns erinnern. Das sind solche Augenblicke, wenn uns ein Mensch, den wir nie gesehen haben, so bekannt vorkömmt, ohne daß wir uns bewußt sind, irgend ein ähnliches Gesicht je in diesem Leben angetroffen haben. Das sind unsere Freunde von jener gestorbenen Erde. Denn die Erden, die Planeten, gehen in höhere Welten über mit den Menschen die sie bewohnten. Ja hätte ich nur die Gabe es auszudrücken, so wie ich es fühle, wäre meine Darstellung nicht so verworren und unbestimmt, ich weiß gewiß, liebe Mutter, daß Sie alles was ich hier sagte, übereinstimmend finden würden, mit Ihren eignen Ideen. — —
Ich komme ohngefähr alle 5 bis 6 Tage zu Schleiermacher, ach, ich käme gern alle Tage, wenn ich nicht fürchtete ihn zu stören. Er war auch schon einmal bey uns zu Tische. Ich glaube schwehrlich, daß ihm Reil möchte gefallen haben. Ich fand Schleiermacher's Physionomie sehr ironisch, gleich im ersten Augenblicke meiner Bekanntschaft. Ich fragte ihn hernach selbst, ob er wohl so wäre? Er verneinte es, sagte aber zugleich, daß ihn schon viele seiner Bekannten dafür gehalten hätten, und Brenna nenne dieses sein Wesen *Canaillerie*. Das Wort drückt in der That die Sache sehr gut aus.

Daß ich ja nicht vergesse, liebe Mutter, war in Berlin viel Lärm als von hier die Nachricht des gelben Fiebers ankam? Ich zweifle nicht daran, denn da man hier nur davon sprach, und Berlin 20 starke Meilen von Halle entfernt ist, so ist nichts natürlicher, als daß man dort sagen müßte, halb Halle wäre ausgestorben. Sie hätten nur hier seyn sollen, was das ein Spektakel war. Heute ist von Berlin der Befehl gekommen, Reil dürfte nicht die Stadt verlassen, und das Haus des Kaufmanns, in dem die Quelle des gelben Fiebers hervorquillt, müsse verschlossen werden. Der arme Mann ist gar übel daran, denn sehr viele scheuen sich sein Haus zu betreten, und Waaren bey ihm zu kaufen. Vor einigen Tagen kömmt ein Bauer aus dem Laden, mit Tuch unter dem Arm. Eine Obstfrau, die vor der Thüre sizt frägt ihn: was habt ihr da, Freund? Nun, ich habe Tuch. „Seyd ihr toll? wollt ihr euch die Pest auf den Hals laden?“ Der erschrockene Bauer stürzt in den Laden zurück, verlangt sein Geld, und sagt, er kaufe keine verpestete Waare.
Wie sehr es mir leid thut, daß ich die Empfehlungskarte, die Sie mir an Reichardt mitgegeben haben, aus Blödigkeit nicht abgegeben hatte, kann ich Ihnen gar nicht genug sagen. Sie wißen wohl schon, daß seine Tochter den Doktor Steffens aus Coppenhagen geheurathet hat, der jezt hier als Professor der Mineralogie angestellt ist. Ich höre die Naturphilosophie bey ihm. Liebe Mutter, diesen Mann müßten Sie reden hören, wie das strömt, wie das stürzt, daß die Wahrheit selbst untersinken könnte im Strudel seiner Worte, und man würde sie nicht vermissen. Ein gefährlicher Mann in der That, dessen Beredsamkeit uns alles weiß machen könnte. Meine Verehrung für ihn ist ganz grenzenlos; manches was ich wußte, vieles was ich dachte, alles was ich ahndete, giebt er mir zurück. Nicht seh' ich ihn, nicht hör' ich ihn, ich fühle ihn sprechen.

Der Doktor *Horn* hatte bey seiner Durchreise einen Abend bey uns zugebracht. Er erzählte mir, daß er bey Ihnen gewesen wäre. Er ist ein recht freundlicher, artiger, einschmeichelnder Mann; aber Reil meinte, er wäre ein trivialer Kopf. Ich glaube es ihm auch wohl.
War nicht in der letzten Zeit, da ich noch in Berlin war, ein Professor Crossi aus Salzburg zuweilen in Ihren Theegesellschaften? Dieser Crossi hatte sich den ganzen vorigen Winter hier aufgehalten, er kam oft zu Reil und ich lernte ihn gut kennen. Aber erst nachdem er wieder abgereist war, fiel es mir ein, daß ich ihn schon bey Ihnen gesehen hätte. Er war ein sehr höflicher guter Mensch, aber weiter auch nichts. Er reist in medizinischen Angelegenheiten durch Frankreich, England und Portugall, auf Kosten der Regierung.
Mein großer Wunsch ist es, einmal eine Reise nach Asien zu machen, und wenn ich mich mit den erforderlichen Talenten und Kenntnissen werde ausgerüstet haben, und meine akademischen Studien werden vollendet sein, soll all mein Streben dahin gehen, meinem Wunsche zu genügen. Ich denke nicht, daß sich mir unüberwindliche Schwierigkeiten werden in den Weg legen. Mein Vater hat gewiß nichts dagegen, wenn mir nämlich durch eine Stelle, etwa als Arzt auf einem Schiffe, mein Unterhalt gesichert wird. Zum Frankfurter Rabbiner gehe ich und sage: ich reiste um das gelobte Land zu besuchen, und das *verlohrne Paradies* zu finden. Der ertheilt mir seinen Seegen gewiß. Aber mit der Aufsuchung des Paradieses ist es mir ernster zu thun, liebe Mutter, als Sie denken werden. Sagen Sie an Sara, ich würde ihr schöne Perlen aus Indien mitbringen, und der Brenna lasse ich in China selbst eine porzellanene Mundtasse verfertigen mit ihrem Namenzuge geschmückt. Die alten Gymnosophisten werde ich aufsuchen, und sie wie Alexander mit spitzfündigen Fragen in Verlegenheit setzen. Schon tau-

che ich meine müden Glieder in die heiligen Wellen des Ganges, und unter schattigen Palmen suche ich Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen. Aber vorerst, liebe Mutter, will ich noch auswendig lernen, daß Lissabon die Hauptstadt in Portugall ist, und daß man Deutschland in 9 Kreise theilt, und dann will ich mich erkundigen, wo der nächste Weg nach Asien geht, und welche Städte und Flüsse man passiren müsse.

Den 14. November

Ich setze mich jezt in aller Frühe hin, um den Brief zu vollenden, den ich heute abschicken will. Wäre ich ein Freund von patriarchalisch-romantischen Deklamationen *à la* Werther, so hätte ich gute Gelegenheit, mich in einer sehr poetischen Darstellung meiner jetzigen Umgebungen auszusprechen. Da sitz' ich so einsam auf meinem Sopha mit ländlichem Stroh ausgestopft von den Händen der hauswirthlichen Reil. Wie abgefallne Blätter vom Baume, liegen die Bücher um mich her, und flößen mir traurige Betrachtungen ein über die Vergänglichkeit der Dinge. Drinn im Ofen knistert das Holz laut und seufzet jämmerlich, weil es verbrennen muß. (Ich hätte mich auch so ausdrücken können: das Holz knistert und macht ein großes Geräusch, und sucht kindisch das Brausen des Windes zu übertreffen, aber der Wind pfeift höhnisch in die Röhre und lacht es aus.) Die Natur hat heute ihr weißes Sterbehemd angezogen, und das Todtengerippe der zwey Nußbäume vor meinem Fenster schaut mich lächerlich an. – Ich bitte Sie recht sehr, liebe Mutter, lassen Sie diese treffliche Skizze, worin ich mich gleichsam selbst übertroffen habe, in den Freimüthigen rücken, unter die nicht politischen Nachrichten.

Sie denken sicher, liebe Mutter, ich verstecke mich hinter einen so langen Brief, um der Frage auszuweichen wie es mit meinem Fleiße stünde? Was soll ich Ihnen ant-

worten. Es ist noch nicht gut, aber doch besser als sonst; denn ich beschäftige mich jezt mit Dingen, die mir eigentlich Freude machen. Ich darf Sie auch versichern, daß ich noch mehr von nun an beginnen werde, anstrengend zu arbeiten. Ein großes Hinderniß liegt in meinem eigenen Geiste, ich kann nemlich meine Aufmerksamkeit nicht zusammenhalten. Bin ich nun z. B. in einer Vorlesung, die mich interessirt, etwa in Steffens Naturphilosophie, so höre ich ganz aufmerksam zu. Nun aber kömmt ein Wort, das mich feßelt, ein Wort, deßen ich mich schon einmal gewußt, nur wieder zu erinnern scheine, und von dem ich dasselbe sage, was ich oben sagte von *unsern Freunden aus jener gestorbenen Erde.* Dieses Wort nun zieht mich weiter und immer weiter ab, ich komme mir selbst unbewußt in eine ganz andere Athmosphäre, und so ist die ganze übrige Stunde für mich verloren. Grade so geht es mir in meiner Studierstube. Aber schon darum werde ich jezt anfangen mit mehrerem Ernste zu arbeiten, und mir vorzüglich recht viele empierische Kenntnisse einzusammlen, um mich zu meiner vorhabenden großen Reise für *Natur und Menschenforschung* so viel wie möglich auszurüsten. Ihrem Wunsche etwas von meiner Reise zu hören, will ich gewähren gerne. Ich habe ein sehr vollständiges Reisejournal geführt und mein Vorsatz war, es Ihnen ganz zu schicken. Aber ich sah doch wirklich hernach, daß es gar zu unbedeutend sey, und nur für mich selbst einigen Werth haben könne. Was ich also thun kann, ist Ihnen einige Auszüge auf ein paar Seiten zu schicken, und das werde ich thun das nächste Mal wenn ich Ihnen schreibe.

Rathen Sie Schleiermachern freundschaftlich, er sollte sein Herz bewahren vor der süßlächelnden Rosalie, seiner Hausgenossinn. Was mich recht sehr erstaunte, war, daß Ihnen Frank recht viel Gutes von Rosenberg geschrieben hat. Denn ich weiß wahrlich nicht, was sich

viel Gutes von ihm sagen läßt. Ich kann ganz unpartheiisch urtheilen, denn ich liebte ihn. Er ist ein guter Mensch, ein glücklich befangener in einem engen Horizonte, und weiter nichts. – Ich möchte wohl wißen, wer an Frank's Stelle nach Wien kommen wird, ich habe wohl oft schon daran gedacht, daß man wohl Reil hinüberrufen könnte, denn er wäre doch fast der einzige, der ihn ersetzen könnte.
Gestern ist von Berlin der Befehl gekommen, daß alle die Leute, die hier beim Auspacken der aus Mallaga angekommenen Sachen zugegen waren, 14 Tage Quarantaine halten müßten. Heute werden sie alle in einem Hause eingesperrt, und das Haus wird bewacht.
Hat Brenna meinen Brief erhalten? Ich grüße sie herzlich, und wünsche ihr gute Beßerung, vorzüglich deswegen, damit sie mir antworten könne.
Schleiermacher macht mir Hoffnung, daß Sie wohl einmal herkommen würden.
Kennen Sie Rosenberg's Bruder? Er ist in Berlin, und wohnt wie ich glaube bei Wessely. Das ist ein Bild! Der war so selig hier, daß er nicht einmal wußte, wie der Welttheil hieße, in dem wir wohnen. Ich fragte ihn, und er meinte: Asien.
Werden Sie mir je diesen langen Brief verzeihen, liebe Mutter? *Louis.*

86.

Den 20. December 1804

Nur einige Worte, liebe Mutter, und die schreibe ich Ihnen darum, um mich zu überzeugen, daß ich noch meinen Kopf habe. Ich reise mit Schleiermacher nach Berlin, den Sonntag, auf dem Postwagen. Hören Sie den kommenden Dienstag Vormittag, präzise um 10 Uhr, in Ihrem Zimmer klingeln, matt und kaum vernehmlich, so

denken Sie: draußen steht der arme erschrockene Louis, zitternd und sich besinnend, was er sagen soll. O liebe Mutter!

Ich weiß, die arme Brenna ist krank. Fiele dieser herbe Tropfen nicht in den Becher meiner Freuden, Sie würden vor dem Trunkenen erschrecken.

Ein Kind bin ich, ein ewiges Kind. Und soll ich den Göttern nicht danken für ihre Liebe?

Louis.

87.

Berlin den 26. Jenner 1805

Sollten Sie wirklich deshalb nicht geschrieben haben weil ich Ihnen noch nicht geschrieben, das wäre wunderlich Louis u doch scheint mirs fast so, doch sei dem wie ihm wolle ich schreibe Ihnen gerne besonders da ich Ihnen sagen will was ich Ihnen gerne sage. *Ich war recht sehr zufrieden mit Ihnen.* Sie hören das so gerne als ich es Ihnen sage, u. warum auch nicht. In jeder Rücksicht war ich zufrieden nur nicht mit dem was Sie zugelernt haben. Mehr geworden sind Sie als Sie waren. Sie wißen aber nicht mehr als Sie wußten u mich dünkt Sie irren gewaltig wenn Sie glauben ein Mann brauche nur viel zu sein ohne viel zu wißen. Das Sein läßt sich nicht erlernen, das Wißen aber verschaffen. – Durch das Ueberspringen der Rudimente der Wißenschaften benimmt ihnen die Gründlichkeit u was man klar sähe wird durch einen Schleier verdunkelt. Sie hören Naturphilosophie u wißen weder Chemie noch Physic. Sie können also gar nicht gehörig verstehen was auch zu verstehen ist; u dieses Auffaßen des Ganzen, oder vielmehr ergreifen – eines Theils deßelben das man fürs Ganze hält giebt eine Art von Arroganz, die Theils mißfällig Theils schädlich ist. – Sie sagten mir (ich erinnere mich der Worte zwar nicht aber der Gedanke wars) die Bescheidenheit wäre nichts. Sie haben einigermaßen Recht aber nicht unbedingt. Ich will nicht daß man seine meinung über was es auch sei hinter einer andern falschen verberge, ich will aber daß man nach Umständen entweder ganz schweige oder sie auf eine gewiße

weise äußere. Ich will nicht daß man nicht gehe man soll aber nicht mit Eisen beschlagene Stiefel haben. Schl. den Sie doch anerkennen u zu würdigen verstehen, er will Ihnen wohl – er kannte Sie schon durch Theile Ihrer Briefe an mich – fragen Sie ihn wie ich es meine wenn Sie mich nicht verstehen sollten; auch er sprach mir von Ihrem, etwas absprechenden, sehr bestimmten Wesen – mögen Sie ihn ferner darüber fragen. Wie gut ich es mit Ihnen meine das denke ich wißen Sie.
Mir geht es erträglich u Brenna fast gut nur daß sie noch sehr schwach u angegriffen ist was, wie ich fürchte, erst mit dem Früjahr sich ganz verlieren wird.
Moriz ist nun als ganz frischer Doktor hier. – So viel *er* braucht wird er überall verdienen brauchte er aber mehr würde es ihm schwer werden; er paßt nicht in die Welt – wo? das weiß ich wahrlich nicht.
Haben Sie Briefe von Ihrem Vater gehabt?
Adieu lieber Louis, sein Sie etwas weniger genialisch, oder verschieben Sie es bis Sie mehr Stoff gesammelt um die Genialität die ich übrigens verehre wie sichs gebührt, auf etwas wirken zu laßen u zu wirken.
Br. Sara u die Mutter grüßen.
Moriz, der eben bei mir war grüßt sehr.

88.

Halle, den 26. Januar 1805

Diesen Brief beginnend, gute Mutter, suche ich mir zu vergegenwärtigen jene Stunde, wo, so wie jezt ich Ihnen zum erstenmal schrieb, als ich hierher kam. Wie so schnell vergiengen alle diese Tage; viele geschändet durch unsinniges Leben, doch auch mancher gekrönt durch Tugend und Weisheit. Wie ich so vieles hätte beßer machen können, davon will ich nicht reden, denn eine begangene Thorheit bereuen, ist wahrlich zehnfach thöricht. Aber ich bin doch beßer geworden, viel beßer. Und wenn auch die schwachen Sinne fehlen, des Lebens heiliger Ernst, der mich einmal hat ergriffen, verläßt mich nie;

und fest steht mein Geist, und wankt nicht. Wenn auch jung an Jahren, so habe ich so viel doch schon gelebt, und so vieles erlebt, daß mancher Menschen Alter, zehnfach genommen, abspringen würde, am ersten Viertel meines Lebens. Denn *in* mir lebte ich, und dem Geiste ist keine Zeit gegeben, sein Leben ist unsterblich, wie es nie begann. Doch daß ich mich ergötzen kann, an der Menschen kümmerliche Freuden, darum hasse ich mich. Denn nach Freiheit dürstet meine Seele, und nach Liebe sehn' ich mich – umsonst, dem Gefangenen ist sie nicht vergönnt.

Den 27.

Wie sich nur die Menschen, selbst die besten, die Freuden der Sinne loben mögen, das werde ich nie begreifen. In ihrem Produkte erlischt jede Thätigkeit, so stirbt alle Sehnsucht in der Befriedigung. Die Quaalen des Tantalus finde ich paradiesisch reizend, denn hoch selig wäre der, der die Kunst verstünde, ewig zu schweben zwischen Verlangen und Genuß.

Ich will Ihnen auch was davon erzählen, liebe Mutter, wie mir's im Gemüthe war, als ich in Halle wieder ankam. An der Post war ich abgestiegen, und gieng nach Hause. Die Straßen waren so still und todt, als hätte die Pest hier gewüthet, aber es kam mir nur so vor, weil ich den Berliner Lärm noch im Kopfe hatte. Nun hatte ich auf dem Heimwege bedacht, wie mir bey Reil's alles so gemein, so abstechend, und so erbärmlich scheinen werde, und ich freute mich recht eigentlich darauf. Wie ich aber in's Haus trete, ist alles so hübsch ordentlich, daß ich in die peinlichste Lage komme, die sich nur denken läßt. Jeder grüßt mich ganz freundlich, ohne Herr Louis, die Kinder kommen und fragen, was ich ihnen mitgebracht habe, kurz, es war keine Spur von Philisterey vorhanden. Aber dieses poetische Betragen war mir so zu-

wider, daß ich hätte aus der Haut fahren mögen, denn ich konnte mich über nichts lustig machen, und aller Spas war mir verdorben. Wenn jemand, wie Reil's ganzes Haus, nicht nach meinem Sinne ist, so will ich, daß es mir nicht einen Augenblick gefalle. Wie auch hier, so ist mir in hundert andern Fällen die goldne Mittelstraße zuwider, ob ich gleich sonst alles liebe, was von Gold ist, weil ich dafür Kuchen kaufen, und nach Berlin eine Reise machen kann. Sie werden sich wohl sehr gewundert haben, den Moritz bald wieder zu sehn. Er kam, zahlte, und promovirte. Ein großer Cäsar! –
Ich habe mit Reil von Ihren Manuscripten gesprochen. Er sagte mir, er habe noch nicht Zeit gehabt, sie durchzulesen, er wolle es aber bald thun. Er gestand mir aber auch (mir im Vertrauen, nicht für Sie), daß er fürchte, es möge nichts für den vorhabenden Zweck brauchbares darunter seyn, und er würde sich scheuen Ihnen das zu sagen.
Wie geht es der lieben Brenna? – Ich bitte Sie an Sara zu sagen, daß ich sie herzlich grüße und nächstens würde ich mein Versprechen erfüllen, und ihr einen Brief schreiben, worinn Wald und Hügel, Liebe und Freundschaft, Lerche und Morgenröthe vorkommen werden.
Ich habe das Griechische wieder angefangen. Morgen habe ich die erste Stunde, ich lese das fünfte Buch des Herodot.
In diesen Osterferien werde ich nach Hause reisen, um mich nach einer drittehalbjährigen Abwesenheit meinen Eltern, meinen Tanten, und meinen Onkels zu präsentiren. Ich freue mich recht sehr darauf; denn ich kann mir sehr lebhaft den Spektakel denken, der in den ersten 3 Tagen mit mir seyn wird. Da wird denn jeder mich begucken und begaffen, und mich Herr Doktor nennen. Ja meine eigne Großmutter wird kaum die Courage haben, mich wie sonst zu dutzen, da sie aber auch nicht *Sie*

zu mir sagen mag, so hilft sie sich so heraus und spricht z. B. Schon lange hier? Recht gesund? (Ausgelassen: bist Du.) Werden bald praktisiren? Ueberhaupt werde ich in der Judengasse viel Ehre genießen. Aber gewiß nur in den ersten 2 Tagen. Wenn man mich wird kennen lernen, da heißts: ich sey stolz, ein Judenfeind u.s.w. Indessen werde ich mir viele Mühe geben, gegen die Judenmädchen, und gegen meine schönen Cousinen so galant als möglich zu seyn. Nun stehe ich zum Beyspiel bei Mamsell Gumpertz unter ihrer Hausthüre, und der Herzeneroberer Aaron Bamberg steht auch da. Der frägt mich nun: Herr Baruch, ist Mademoiselle G. nicht zehnmal schöner geworden, seit Ihrer Abwesenheit? Ich aber erwiedere sehr fein: ich bitte um Vergebung, Mamsell war so schön, daß sie gar nicht hat schöner werden können. Aber lächelnd und sehr moquant spricht darauf Mamsell G. zu mir: Ey, Herr Doktor, kann man in Halle auch spotten lernen? Ich sage dann wieder mit einer Verbeugung: Ich bitte Ihnen. Und so geht's fort.

Auch wird mein Vater böse seyn, daß ich nicht französisch sprechen kann. Ueberhaupt wenn er mich frägt: lieber Sohn, was hast Du denn in diesen 3 Jahren, und für das viele Geld gelernt? ich werde nicht wißen, was ich ihm antworten soll. Lieben sie mich, meine Mutter, ich bin auch Ihr guter Sohn. *Louis.*

89.

Halle, den 17. Februar 1805

Ich zweifle nicht, daß Sie meinen vorigen Brief werden erhalten haben, und jezt will ich den Ihrigen beantworten. Schleiermacher grüßt Sie.

Um nun nicht lange zu warten, mit dem was ich so gerne sagen will, weil es mich sehr drückt, beginne ich. Ihr Brief, meine liebe Mutter, war ja voller Dornen,

alle gerichtet gegen den weichsten Theil meines Herzens, daß sie mich sehr mußten schmerzen. Da mir nun nichts werther als Ihre Freundschaft, ja sie das einzige mir werthe ist, so kann mich nichts mehr schmerzen, als wenn Sie glauben, daß ich sie zu verdienen wähne. Wenn Sie nicht wißen, wie dies hierherkömt, und ich selbst es Ihnen auch nicht sagen kann, so ist es zum wenigsten wahr, daß mir dieses einfiel, als ich den Anfang Ihres Briefes las, worinn Sie meinen, ich hätte Ihnen wohl darum noch nicht geschrieben, weil *Sie* mir auch noch nicht geschrieben haben (um mich sehr *empfindlich* an Sie zu rächen.)
Daß Sie sich nicht scheuten mir anzuraten, ich sollte nicht so genialisch seyn, daß Sie nemlich nicht fürchteten, ich könnte, Sie mißverstehend, mich damit gekränkt fühlen, indem ich es für Spott achte, das überzeugte mich, mehr als je etwas, von der guten Meinung, die Sie von mir haben.
Aber war es Ihnen denn Ernst damit, liebe Mutter, daß Sie an Schl. schrieben, ich käme Ihnen so affectirt vor? Er erzählte mirs, und daß er eben so sehr wie Sie dieser Meinung sey, verbarg er nicht. Mir that dieses sehr weh. Nicht darum, weil ich mich betroffen fühlte, auch nicht darum, weil Sie mir Unrecht thun, denn ich muß mich ja freuen, daß Sie mir *Unrecht* thun. Ich will nichts mehr schreiben, ich kann nichts mehr schreiben, ich darf ja nicht.
Ich wollte, ich hätte Ihnen alle Zeitungsnachrichten aus Sachsen mitzutheilen, dabey könnte ich nichts affectiren, Sie trauten meinen Worten, und ich füllte damit diesen Bogen aus.
Aber ich bleibe wer ich bin, wenn auch nicht was.

Louis.

90.

Der letzte Brief, den ich Ihnen geschrieben habe, hat etwas, ich weiß nicht was, in mir zurückgelassen, das ich

so gern aus meiner Brust vertilgen möchte, wenn ich nicht fürchtete, mir noch mehr dadurch zu schmerzen. Auch Sie, liebe Mutter, haben dazu beygetragen, meine Zeit freudenleer zu machen, daß Sie mir nicht schreiben seit so lange. Ich würde fürchten, Sie durch meine Prätensionen zu beleidigen, und solche Klagen unterlassen, allein des Herzens Eitelkeit kann ich nicht bezähmen, und lügen will ich nicht, *Ihnen* nicht. Ach, wie fern ist mir aller Frohsinn und alle Zufriedenheit. Ich habe mich auf Schleiermacher gefreut, und mich oft mit ihm getröstet, wenn ich mich einsam fühlte, allein mit mir geht alles rückwärts, auch damit ist's aus. Sie haben mich ja dessen versichert, liebe Mutter, daß ich ihm gefallen habe, und auch mir entgieng es nicht. Aber seit einiger Zeit, so oft ich zu ihm komme, bin ich ihm so gleichgültig, daß er mich nicht einmal kalt aufnimmt. Immer sieht er aus, als werde er gestöhrt, und doch heißt er mich nicht fortgehn. Ich mistraue meinen Sinnen sehr, doch hier kann ich nicht irren. Nun bin ich auch nicht so thöricht zu denken, daß Schl. zufällig übelgelaunt gewesen seyn könne, denn ein solcher Mann wird sich von Launen nicht beherrschen lassen. Aber der einzige Grund ist der, daß ich ihm, meiner Schwachheit und Trägheit wegen, verächtlich scheine. – Was soll ich machen?
In 14 Tagen reise ich nach Hause. Möchten Sie mir doch noch einmal schreiben, vor meiner Abreise. Wissen Sie schon daß die Kanzlerin gestorben ist? Ich fürchte in allem Ernste, ich werde schlecht bestehen, wenn mich mein Vater nach den Früchten meiner Studien frägt. Einige Leute, die von meiner Faulheit wußten, und hörten, wie ich selbst so offenherzig sie eingestand, die urtheilten gar weise, ich bilde mir ein, ein Genie zu seyn. Denn, raisonnirten sie, wer in aller Welt wird der Narr seyn, einen Fehler so von sich *zur Schau* zu tragen? Also weil dies der Louis that, muß er denken, dieser anschei-

nende Fehler gereiche ihm zur Ehre, nämlich er denkt, ein Genie wie er sey, habe des Lernens nicht nöthig. Ich finde nichts thörichter als je etwas in der Welt *lächerlich* zu finden, darum will ich die Reden auch nicht so nennen. Aber bei allem dem, liebe Mutter, will ich es nicht läugnen, daß mir eine solche Beschuldigung wehe thun würde, von solchen die ich achten muß. Ist es nicht ein Jammer, daß manche sich einbilden, das Innere anderer erforscht zu haben, die sich nicht einmal selbst kennen? Und ist es nicht eine erbärmliche Täuschung, Menschenkenntniß zu haben denken, wenn man *bloß* sich selbst kennt? Ich danke dem Himmel, daß ich die, die mir so lange anhaftete, nun abgeworfen habe.

Wie auch alles was der Mensch thut, und nicht thut, was er philosophirt und träumt, wie alles nur der Reflex ist seines Ich's, das wird mir immer klarer, und klarer, doch zu meiner Pein. Denn so wie ich hier sitze und schreibe, suche ich Sie als Leserin dieses Briefes meiner Phantasie lebhaft vorzustellen. Nun berechne ich den Eindruck, den diese Zeilen auf Sie machen könnten, und ob meine Würde oder Werthlosigkeit das Uebergewicht halten würde. Ich lege dieses Geständniß in die Schaale des Guten, sie sinkt, und ich triumphire still. Um meinen Sieg zu vollenden, werfe ich noch oben drauf das Geständniß über dieses Geständniß, und das Geständniß des Geständnißes von diesem Geständnisse, und sagen Sie mir, liebe Mutter, ist dieses nicht ein wahres Weihnachtspossenspiel, oder kennen Sie einen Menschen, der solche nicht triebe? Und bilde ich mir nicht zu Ende doch ein, Sie hinter's Licht geführt, und meine gute Seite, meine Originalität, oder Genialität (Ihrer Ermahnung ungedenk) herausgestrichen zu haben, durch diese Rede? –

Mich liebt und mich kennt Niemand. Bald zwanzig Jahre irre ich nun herum ohne Freund, und mein Leben wird verstreichen, ohne daß ich mein eigner werde. Aber be-

denke ich, wie viele vielleicht, solcher wie ich bin, herumwandeln unter den Menschen, ungeliebt und ungekannt, und sich fürchtend ihre warme Gefühle zu offenbaren, so sich übertünchen lassen von der Fadheit und Flachheit des Volks, und wie ihre Sehnsucht nie befriedigt, traurig zurückkehrten, und wie wir für einander geschaffen, uns einander zu nähern nicht wagen, dieses Gefühl könnte mich tödten, wäre ich nicht zu krank zum sterben. Leben Sie recht wohl.

Halle, den 20. März 1805 *Louis.*

91.

Berlin den 26. März 05

Ich fühlte mein Unrecht gegen Sie schon seit langer Zeit, lieber Louis, konnte aber nicht dazu kommen es gut zu machen, ganz besonders wird es auch heute nicht werden doch aber ist es beßer ich schreibe Ihnen einige Zeilen als daß ich noch länger schweige.

Über ihren ersten Brief schweige ich ganz denn er schien mir ordentlich pikirt weil ich Schlei–s Meinung, Ihrer Affectation betreffend, war. Hätte ich Ihre Empfindungen für affectiert gehalten, das eigentlich Gute in Ihnen, so hätten Sie recht es sich weh thun zu laßen, denn ehe Sie nach Halle giengen waren mir diese u Ihr Geist schon lieb, Sie haben das alles behalten u nur Äußerungen mancher Art schienen mir unnatürlich – es schien mir etwas Angenommenes darin zu keinem Zweck, wenn Sie wollen – aber doch nicht zu der Einfachheit gehörig, die ich sonst in Ihnen kannte. Sie werden mich verstehen Louis auch wenn ich nicht deutlich bin. Der Inhalt Ihres zweiten Briefes hat mich recht eigentlich betrübt. Armer Louis! laßen Sie mich zuerst von Schl. sprechen. Sie thun ihm Unrecht wenn Sie glauben daß Sie ihm so gleichgültig geworden daß er Sie nicht einmal kalt aufnimmt. Ich weiß um Schl-s Innerstes u kann Sie daher mit heiliger Wahrheit versichern daß es nichts gegen Sie aber auch nicht laune war was Ihnen so sonderbar in ihm erschien. Er hatte Angst u Kummer u das erste zum großen

Theil noch – doch wird es nun hoffentlich bald entschieden sein zum Guten was ihn drükt u er wird wieder der alte sein. Ihre eigene Stimmung, die durch Sie selbst entsteht, macht mich recht betrübt. Wie wird das werden Louis? warum wollen Sie mit Gewalt zu Grunde gehen? u Sie werden es wenn Sie nicht all Ihre Kräfte dagegen aufbieten u Sie haben genug um sich ganz aus dieser unerhörten Trägheit heraus zu reißen die das Beste was in Ihnen ist tödtet weil sie Sie unzufrieden macht mit sich u mißtrauisch gegen die welche Sie sehen. Ich könnte Sie beschwören bei allem was dem beßeren Menschen heilig ist sich in dieser Rüksicht zu ändern, wenn beschwören etwas helfen könnte, wenn Sie nicht alles wüßten was sich darüber sagen läßt. Weh thut es mir daß ein Mensch von Ihrem Geiste nicht etwas recht tüchtiges wird.
Wohl lernt man die Menschen durch sich selbst allein kennen. Von uns geht die Menschenkenntniß aus, wer sich selbst nicht kennt der kann keinen andern beurtheilen – die Anschauung des eigenen Gemüths macht uns fähig das fremde anzuschauen, die Selbstkenntniß ist gleichsam das Organ durch die wir andere erkennen. Keine Leidenschaft, oder doch keine Wirkung derselben, können wir beurtheilen, erkennen wenn wir sie nicht, zum Theil wenigstens aus eignem Gefühl kennen. Sie wißen daß Sie gut sind u erkennen das andere Menschen es sind weil Sie den begriff durch sich selbst haben.
Leben Sie wohl für heute, reisen Sie glücklich u schreiben Sie mir recht viel von sich u der Wirkung die Ihre Heimath auf Sie gemacht hat. Mögten Sie gestärkt zu neuem Leben zurükkehren u sich dem hingeben was dem Leben allein Werth geben kann. –
Leben Sie wohl u. glauben Sie an meinen innigsten Antheil an *Sie.*

H.

92.

Halle, den 28. März 1805

Ich habe gehofft, liebe Mutter, vor meiner Abreise noch einen Brief von Ihnen zu erhalten, und da meine Hoffnung nicht ist erfüllt worden, so bitte ich Sie inständig

wenn Sie mir schreiben, den Brief nach Frankfurth zu schicken. Denn ich werde einige Wochen dort bleiben, und morgen früh reise ich ab. Ich will die Adresse hersetzen: *An H. Louis, b. H. Jakob Baruch in Frankf. a. Mayn.* Werden Sie's auch thun? — Von Frankfurth werde ich Ihnen recht viel schreiben, wenn Sie's gern haben. Machen Sie mich froh, meine gute Mutter, und schreiben Sie mir bald. *Louis.*

93.

Berlin den 6. April 1805

Mein Brief an Sie muß am Tage Ihrer Abreise selbst oder doch einen Tag nachher angekommen sein u wird Ihnen hoffentlich nach geschikt werden, denn ich antworte[te] Ihnen sogleich u meinte der Brief müße Sie noch treffen obschon ich durch Schleiermacher wußte daß Sie früher abreisen würden als Sie mirs im vorlezten Briefe sagten.

Wiederholen mag ich Ihnen nicht was ich Ihnen geschrieben – denn schon das erste mal war es überflüssig – da Sie eigentlich alles wißen was ich sagen könnte. Weh thut es mir Ihre Kräfte zu Grunde gehen zu sehen – die nicht gewöhnlich sind – es würde mich dieser Anblik kränken *wo* ich ihn auch hätte, aber natürlich bei Ihnen noch mehr weil ich Sie kenne u Antheil an *Sie* nehme u gerne recht thätig wäre im Wirken für Sie.

Von den Ermahnungen Ihres Vaters erwarte ich auch eben nicht viel – wovon also wohl Louis? von Ihnen selbst, von Ihrem beßeren Ich allein ist diese günstige Änderung zu erwarten. Ein guter u der rechte Geist möge über Sie kommen! Wohl will ich daß Sie mir recht viel von Frankfurth schreiben sollen – recht ausführlich sollen Sie mir sagen wie alles auf Sie wirkt u mir eine Bitte nicht versagen an deren Erfüllung mir sehr viel liegt. *Bringen* Sie dieses Zettelchen an die alte La Roche *selbst* nach Offenbach. Laßen Sie sich bei ihr melden u ihr sagen, daß Sie von mir kämen – sie nimmt Sie an wenn Sie nicht krank ist u kann sie nicht schreiben so giebt sie Ihnen eine mündliche Bestellung an mich. – Werden Sie das thun mein guter Louis? Sie dürfen mirs nicht versagen.

Mit unserer Gesundheit – d. h. Brennas u meiner geht es erträglich u der Sommer hoffe ich soll uns völlig heilen.
Leben Sie wohl u sein Sie in der lebhaften Rükerinnerung an Ihre Kindheit glücklich. Grüßen Sie Ihren Vater freundlich von mir. Adieu.
Der Meier aus Kalisch ist jezt hier u hat sich alles Burschikosen *völlig* entäußert. *H.*

94.

Halle, den 26. May 1805

Es bedarf wohl einer Entschuldigung, daß ich Ihre lieben Briefe nicht früher beantwortet habe, und die habe ich auch. Sie hatten mir doch nach Frankfurth geschrieben, und den einliegenden nach Offenbach habe ich überbracht. Nun versprach die la Roche einen Brief an Sie, in den meinigen einzuschließen, und mir ihn zu schicken. Ich wartete täglich darauf, und schrieb Ihnen darum nicht, so aber verstrich die Zeit bis ich abreiste, jetzt aber bin ich noch nicht lange hier.
Vor allen dies, liebe Mutter, Schleiermacher sagte mir, daß Sie nach Dresden reisten, und da ich mich erinnerte, daß Sie davon gesprochen hatten, den Sommer hierher zu kommen, so fragte ich ihn, ob wohl jetzt es geschehen würde. Er meinte aber: auf keine Weise. Ich habe noch die einfältige Frage darauf gethan, warum denn nicht, es wäre von Dresden hierher doch nicht weiter, als bis nach Berlin? Nämlich ich hatte vergessen, daß wenn Sie hier wären, Sie auch wieder nach Berlin müßten, und nicht in Halle bleiben könnten, was freilich sehr schön wäre.
Was mich betrifft, war ich in Frankfurth so lebensfroh, wie noch nie, obzwar das Element, in dem ich athmete, mir so fremd war. Die Leute amüsirten mich erstaunlich, weil sie so gar exzentrisch waren, außer *meinem* Mittelpunkt. Ich spreche immer von Juden, denn mit Christen gehen wir nicht um, noch weniger sie mit uns.

Was nun das für Menschen sind, welch ein Leben das ist, welch ein Handeln. Die alten Juden von Abraham bis zum weisen Salomo sind mir immer vorgekommen, als hätten sie die allgemeine Weltgeschichte travestiren wollen, lesen sie das Buch Josua und der Könige, und Sie werden finden wie Blumauerisch alles drin aussieht. Das war nun schlimm. Aber die jetzigen, mein Gott, die thun das nicht einmal, höchstens parodiren sie jene Travestie. Drei Dinge sind, die sie zu schätzen wissen, erstens: Geld, zweitens: Geld, und drittens: Geld. Es ist die Blüthe ihres Witzes, daß sie den Hamlet'schen Monolog übersetzen: Geld oder nicht Geld? das ist die Frage u.s.w.
Ehe ich von hier abreiste, hatte ich mir ordentlich einen Plan gemacht, wie und wo ich mich in Frankfurth wollte rühren und bewegen lassen durch Erinnerungen aus meiner Kindheit. Erstens wollte ich das alte Haus besuchen, und sinnend auf und abgehen in der Stube, wo ich noch so voller Sehnsucht war und so viele Prügel bekommen hatte, dann wollte ich zum Fenster hinaussehen, und mit Lächeln den Dachvorsprung betrachten, der uns Kindern zur Sonnenuhr diente, und uns seelig machte, wenn sein Schatten die zwölfte Stunde anzeigte. Ferner nahm ich mir vor auf den hohen Berg zu steigen, von wo aus man in ein romantisches Thal hinabsieht, um mich mit thränenden Augen zu erinnern, wie ich hier stand, ehe ich nach Berlin reiste, und zu mir sprach: wenn Du nach einigen Jahren wieder hier stehst, was wird aus Dir geworden seyn? – Trauern Sie, liebe Mutter, und alle Grazien und Musen mögen mit trauern, aus allem dem ist nichts geworden. Denn in Frankfurth hat man weder Vergangenheit noch Zukunft, es war mir, als hätte ich mich aus dem Lethe berauscht, Gegenwart, Gegenwart, nichts als Gegenwart.
Die la Roche empfing mich so. Wie ich ihr sagen ließ, ich hätte einen Auftrag von Ihnen, ließ sie mich herein

kommen und sagte: jede Nachricht von der Hofräthin Herz ist mir sehr angenehm. Und als ich fortging, legte sie die Hände applaudirt in einander, und sprach: Sie sprechen gut Berlinisch, das ist schön, sehr schön. Sie hat eine sehr sanfte Stimme. In Zeit von 5 Minuten, daß ich bey ihr war, erzählte sie zwei Anekdoten, *gelesene*. In ihrem Pulte liegt alles in seinem bestimmten Fache, wie es schien, auch die Papierschnitzelchen. Sie wollte sich die Hand nicht küssen lassen. Maria Theresia, Cardinal Richelieu, ich finde es sehr charakteristisch, daß sie diese Namen aussprach.

Sie möchten wohl wissen, wie es mit meiner Seele steht? – Wenn alles Bewußtsein nur durch Gegensätze möglich wird, so werde ich bald aufhören etwas zu wissen, denn ich bin eins mit meinem Gotte und der Natur. Menschen wie ich sollten es sich zur heiligsten Pflicht machen, ihre Biographie bekannt zu machen, ich werde es auch thun. Nur große Männer haben dies nicht nöthig, denn ihr Leben ist ihre Lebensgeschichte. Ich will mir, dem Schöpfer meiner Welt, einen Tempel bauen. Aber wer begreift den Sinn des Spruches an der Pforte: *Nur durch die Sünde kömmst du in das Paradies der Wahrheit und der Selbsterkenntniß.*

Sie schrieben mir, ein guter Geist möge über mich kommen, er ist gekommen, und hat mich freundlich gegrüßt.

Ach, hätte das Leben einen Hafen, wie wären dann die Stürme so süß. Aber das Land bleibt ewig ferne, und an der Brandung des Ufers, am Tode scheitert das Leben. Wenn Sie nach Tharant kommen, und bey Geßner's Büste stehen, denken Sie an mich, ich habe auch an Sie dabei gedacht.

Grüßen Sie Brenna. *Louis.*

95.

Halle, den 30. Juny 1805

Liebe Mutter!

Ich bin beinahe traurig, daß Sie mir auf meinen Brief noch immer keine Antwort gegeben haben, aber *beinahe* doch nur, da es mich viel tröstet, daß ich nie eine mehr verdient zu haben glaube, und nie eine schönere. Daß Schleiermacher verreist ist, wissen Sie wohl schon, und vermuthlich sind Sie jetzt auch schon in Dresden, indem ich dieses schreibe. Was ich Ihnen einmal von Schleiermacher geschrieben habe, das kann ich noch nicht zurücknehmen, nämlich von mir, daß ich viel weniger Freude an seiner Gesellschaft habe, als sonst. Ich weiß kaum die Viertelstunde, die ich bei ihm bin, auszufüllen, und mir fehlen selbst Wörter. Mir thut dieses doppelt weh, einmal die Sache, an und für sich, und dann der Grund dessen, den ich wahrhaftig nur in mir suche.

Vom jungen Cohen habe ich erfahren, daß Sie vielleicht von Dresden über Leipzig zurückreisen würden, und zugleich, daß Sie Halle wollten verächtlich an der Seite liegen lassen, ohne es anzusehen. Allein ich erwarte es von Ihrer Gerechtigkeit, daß Sie den Unschuldigen nicht mit dem Schuldigen verdammen werden, und daß Sie mir es schreiben, wenn Sie nach Leipzig kommen, und mir erlauben Sie dort zu sehen, obgleich ich ein Stück von Halle bin. Ich bin auf dem Wege ein gewaltiger Philister zu werden, das heißt, ordentlich, und bei Lichte besehen, werde ich täglich klüger und höflicher. Giebt es denn auch was Langweiligeres, als jeden Sonnabend sagen zu müssen: ich habe 7 dumme Tage verlebt? Ich will anfangen ein philosophisches Leben zu führen, und der Himmel gebe mir Stärke zu meinem guten Vorsatz. Beten Sie für mich. Besonders möchte ich's in der Kunst Gold zu machen, wie man die Höflichkeit definiren soll-

te, recht weit bringen, und ich bitte Sie, liebe Mutter, mir einige gute Rathschlüsse zu geben. Nicht auf welche *Art* man höflich ist, sondern wie ich es machen muß, um es immer seyn zu *wollen.*
Hätten Sie mir denn etwas von der Kunst zugetraut, alles *scheinen* zu können, was man will? – Und ich versichere Sie, ich habe es sehr darin weit gebracht, oder vielmehr, ich habe viele Anlage dazu. Gestern war ich in einer großen Gesellllschaft von dummen Leuten und koketten Mädchen, aber übrigens vornehmen Leuten. Ich richtete mein Betragen so ein, daß heute einer in allem Ernste der Reil erzählte, ich sey dort halb verrückt gewesen, und ob ich denn zu Hause auch [so] sey. In der Kunst mich anführen zu lassen, soll mich sobald keiner übertreffen, und ich habe wahre Heldenthaten schon damit ausgerichtet. Allein der Triumph meiner Schauspielkunst besteht in der Art, wie ich mich lächerlich mache vor Andern, so bald und so oft ich will, und hier ist mein Talent Geld werth. Denn wenn ich nicht fürchtete Sie zu ennuyiren, so könnte ich Ihnen weitläufig auseinander setzen, wie vorteilhaft es ist, wenn man lächerlich geworden ist, und wie man sich oft dadurch bei den Leuten beliebt machen kann. Ich erinnere Sie nur an Alcibiades und seinen Hund.
Je länger ich hier bin, je mehr lerne ich die Reil verabscheuen. Und es ist ihr Glück, daß sie es in der Unausstehlichkeit zur Virtuosität gebracht hat, denn wäre sie einer Vergrößerung fähig, so hätte sie viel von mir zu leiden.
Haben Sie schon Dümling's Physiologie gelesen?

Louis.

96.

Dresden den 23. Juli 05

Ihr Brief ist mir von Berlin hierher geschikt worden wo ich noch beinahe drei Wochen bleiben werde um mir zu ersezen,

was ich verloren habe, denn am zweiten Tage meiner Reise bekam ich das kalte Fieber u obschon es schnell von selbst verging so sind es doch beinahe drei Wochen daß ich mehr oder weniger leide und noch immer angegriffen bin, dazu kömt daß das Wetter so schlecht ist daß man nichts damit anfangen kann. *Nun* von Ihnen. Meine Aufrichtigkeit muß Ihnen lieb sein u ist sie es nicht so ist es Ihre Schuld mit dem Inhalt Ihres Briefes bin ich recht eigentlich unzufrieden. Lieber Louis Sie sind auf schlechtem Wege, wählen ihn selbst u wollen sich darauf erhalten. Das was Sie als Spas betreiben sollte Ihr heiligster Ernst sein. Sie nennen Philistereien was Rechtlichkeit ist, ja was zur inneren Bildung eines Menschen unbedingte Nothwendigkeit ist. Im spaßigsten Ton sprechen Sie von Ihrem unerhörten Müßiggang von Ihrer Geldverschwendung u von Ihrem falschen Bestreben sich lächerlich zu machen. Über den ersten sage ich Ihnen nichts mehr so weh es mir auch thut daß die schönen Anlagen die in Ihnen sind zu Grunde gehen, über die andern schweige ich auch, weil ich schon zuviel vergeblich gesprochen habe, das lezte aber ist so höchst unsinnig daß ich Ihnen doch ein Wort darüber sagen will besonders da es so ganz in Ihr übriges Leben eingreift. Sie werden es mir zutrauen daß ich Welt und Menschen beßer kenne als Sie, denn mehr habe ich in ihr gelebt u mehrere Menschen geprüft, von mehreren hart geprüft worden, ich kenne sie u mich, vielleicht jezt mehr als vor einigen Jahren. Das was Sie bezweken ist sehr leicht, lächerlich findet der Haufen leicht u gern besonders den Beßeren auch ohne sein Hinzuthun, wie viel mehr nicht mit seinem Willen. Wenn Sie sich u mir klar machen können was Sie daran freut wenn die Menschen Sie für halb toll halten so thun Sie es u wir können dann weitläufiger darüber sprechen. Nicht ganz neu ist mir dieses wunderliche Wesen an Ihnen doch habe ich es zuerst bei Ihrer lezten Anwesenheit in Berl– gemerkt u am auffallensten einen Abend bei Reimers, wo es nicht mir allein sondern allen auffiel.

Warum wollen Sie nicht auch scheinen was Sie sind? Wollte Gott Sie wären, was Sie sein könnten oder würden es noch! Sein Sie einfach u still u reden Sie nur wenn Sie es der Mühe werth achten u Sie bedürfen der übrigen Höflichkeit nicht. Louis wie entsezlich verkennen Sie sich u die Menschen u wie

viel geht in Ihnen zu Grunde wenn Sie sich nicht bald erheben, nicht bald erwachen aus dem kindischen jämmerlichen Schlummer in den Sie so muthwillig sich einwiegen. Wie ich zu Ihnen spreche so sprach zum Theil Schleiermacher über Sie zu mir u da er natürlicherweise weniger Intereße an Sie hat als ich so hat er Sie losgelaßen, denn nachdem was er durch mich von Ihnen wußte u was er in den Briefen an mich gelesen, sah er wohl daß Sie etwas lernen u werden konnten, u er nahm es sich ernstlich vor Sie oft zu sehen u zu sprechen, als er Sie aber leben sah, verschleudern oder doch nicht benuzen sah die Gabe Gottes da wurden Sie ihm natürlich weniger lieb – Grund sich gegen Sie zu verstellen hat er nicht, werden Sie wie Sie werden können u dieser treffliche Mensch wird Ihnen freundlich sein.

Noch nie Louis habe ich Ihnen so rein die Wahrheit gesagt als heute, ich mußte es aber einmal u. die Benennung die Sie mir geben berechtigt mich dazu. Noch lange werde ich nicht aufhören es Ihnen zu sagen wie weh mir Ihr Leben u Ihr falsches Streben u Ihr nicht Streben thue, bleibt es aber völlig unwirksam was ich wünsche u was Sie eigentlich als Recht erkennen müßen so schweige ich *davon* u – schweige überhaupt.

Da ich nicht weiß ob Schl. schon von seiner Reise zurück ist so schike ich Ihnen den Brief u bitte Sie ihn so bald als möglich zu besorgen. *H.*

97.

Halle, den 1. September 1805

Ich habe mir das Vergnügen Ihnen zu schreiben lange versagen müssen, wegen eines Gebrechens meiner rechten Hand, das mich einige Zeit hinderte sie zu führen. So lieb, meine gute Mutter, mir alle Ihre Briefe sind, so war der letzte mir doch vorzüglich erfreulich, da er mich tröstete in meiner Furcht, daß Sie sich mit Schleiermacher verbinden würden, mich Armen zu verstoßen. Und wenn auch nicht zu verstoßen, doch zum Scheine mich fahren zu lassen, um ein Experiment anzustellen mit meiner Seele, zu sehen wie Liebe und Ehrgeitz mich an-

spornen würden die Bahn der Tugend zu betreten, und dann mich freundlich wieder aufzunehmen, wenn ich als ein reuiger Jüngling zurückkehre. Ja, liebe Mutter, ich danke es meinen guten, guten Göttern, daß Sie so nicht mit mir verfahren sind, denn nicht der scheinbare Verlust Ihrer Freundschaft wäre mir schrecklich gewesen, es wäre mir schmerzlich gewesen, daß ihr wirklicher Verlust hätte aufgehört mir schrecklich zu seyn. Ich habe nun Schleiermacher diesen ganzen Sommer nicht einmal gesehen, und [wie] wehe es mir thut, daß ich so gleichgültig gegen ihn geworden bin, kann ich nicht genug ausdrücken. Aber es ist nicht meine Schuld, er will mich nicht mehr. Und warum nicht? Ich bin wahrhaftig nicht schlimmer geworden, seit der Zeit daß ich seine Bekanntschaft gemacht habe. Aber er hatte mich an sich gezogen, um mich zu bessern, und da er das nicht vermochte, ärgerte er sich darüber, und jagte mich fort. Aber mein Gott, wie würde ich mich vor solche Freunde stets bedanken, die mir meiner vortrefflichen Tugenden, und nützlichen Eigenschaften wegen anhingen, daß ich sittlich, ordentlich, fleißig, mäßig, witzig und verständig, und weiß der Himmel was mehr bin, und die mich nicht darum liebten, weil ich Louis bin und kein Anderer und nichts anders! Wie Schleiermacher von seiner Reise zurückkam, sah ich ihn zum erstenmale bei Gall's Vorlesungen, ich ging ihn zu bewillkommnen, aber wie er mich so kalt ansprach, so unaustehlich kühl, daß ich vor Aerger hätte weinen mögen, wenn ich mich nicht geschämt hätte, und seit der Zeit gehe ich auch nicht mehr zu ihm.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, liebe Mutter, wie ich mich ausgedrückt habe, in meinem letzten Brief, da ich davon sprach, wie gerne ich mich lächerlich finden lasse; aber ich weiß gewiß, Sie haben mich mißverstanden. Denn Sie meinen, ich thäte vorsätzlich manches, was

andere lächerlich finden müssen, und ergötze mich daran. Aber so ist es nicht, sondern so wenn manche Leutlein einige Reden und Handlungen, die meiner Induvidualität und Wesenheit entsprechen, lächerlich gefunden haben, so hat mir das Freude gemacht. Und dann hat dies ja gar nichts zu sagen, es findet jeder seine Rechnung dabey.
Ich will diesmal schließen, liebe Mutter, denn es macht mir noch einige Mühe zu schreiben. Die kleinen Malheurs an meiner Hand kommen daher, weil ich jetzt fechten lerne, wobei es denn oft so was absetzt.

Louis.

98.

Berl. den 19. 8br. 05

Ich bin zuweilen versucht mich in ein Raisonnement mit Ihnen, oder gegen Sie einzulaßen, solche Dinge behaupten Sie zuweilen. – Gegen Schleiermacher haben Sie Unrecht, er sagt es Ihnen durch mich denn er hat Ihren Brief bei mir gelesen da er gerade auf einige Tage in Berl. war. Bei Gall war er viel zu sehr beschäftigt als daß er ganz besonders auf Ihren Willkomm hätte merken sollen u Sie hätten hübsch zu ihm kommen sollen. Sehen Sie lieber Louis Sie haben es in Ihren Briefen so weit gebracht daß ich oft nicht weiß was Spaß oder Ernst ist – das müßen Sie mit mir nicht – wahr wie mit sich selbst müßen Sie mit mir sein, denn nur alsdann kann unser gegenseitiges Verhältnis von Freude u Nuzen für Sie sein. Nicht wie ein Kind würde ich Sie ja behandelt haben u viel weniger jezt behandeln, nicht also um ein Experiment zu machen würde ich Sie loslaßen, wahrlich nicht, sondern sehr ernst wäre das u unwiderruflich in einem gewißen Sinne u zwar im strengsten! – Schleierm. hat nie so absichtlich mit Ihnen verfahren wollen, auch ist er viel zu faul um jemand an sich zu ziehen um ihn zu beßern, lieb aber war mirs Sie zu ihm zu schiken weil ich weiß wie oft Ein Moment in einem ordentlichen Gemüth etwas entwikelt das ohne diesen vielleicht nie entwikelt wird u weil ein Solcher am ersten im Umgange mit guten u trefflichen Menschen, wie Schl. einer ist, entsteht – u

Schl. ließ Sie auch wohl gerne deshalb kommen denn wer so hohen Werth als dieser hat der darf ihn wohl fühlen u. an sein Wirken glauben. – Schl. hat Ihre Individualität aus ihren Briefen an mich erkannt u viel Gutes darin gefunden, es gehört aber zu der seinen nur das Streben nach höherer Vollkommenheit zu lieben u da er sieht daß Sie dazu zu träge sind tadelt er Sie, diesen Tadel mögen Sie nicht vertragen u da ziehn Sie sich von ihm zurük. So arogant es übrigens klingt daß man nur den Louis in Ihnen lieben soll so verstehe ich Sie doch recht gut, sagen Sie es aber keinem Profanen.
Leben Sie wohl u sein Sie fein gewandt damit Sie nicht sich selbst statt den Feind verwunden.
Adieu.
Brenna grüßt Sie freundlich.
Sagen Sie Reil daß mir Cohen alles bestellt habe u daß er mir die Sachen zurückschiken möge mit *erstem*.

99.

Halle, den 1. December 1805

Es ist mir, da ich mich hinsetze, Ihren Brief zu beantworten, so im Gemüthe, als wollte ich ihn rezensiren. Auch habe ich ihn, ohne zu prahlen, mit vielem Verstand, und wahrhaft kritischen Augen gelesen. Da es mir, liebe Mutter, so sehr daran gelegen ist, Ihnen zu zeigen, wie ich gegen Schleiermacher *nicht* unrecht habe, so werde ich alle meine Logische Wissenschaft, so viel mir von Bendavid beigeblieben ist, anwenden, meine Gedanken so klar auszusprechen und zu ordnen, daß Sie mir beistimmen müssen. Doch zuvörderst. Es hat mich erstens traurig gemacht, daß Sie es ächt biblisch für eine Versuchung halten, für oder gegen meine Behauptung zu raisonniren. Warum? Sind es meine Behauptungen nicht werth, so bin ich es doch. Ferner kränkten mich die Worte: „Bei Gall war er viel zu sehr beschäftigt, als daß er ganz besonders auf Ihren Willkomm hätte merken sollen", denn ich muß gestehen, Sie drückten sich sehr mahlerisch aus, und man

könnte es nicht besser geben, wenn man jemand die Eitelkeit seiner Prätensionen vorhalten wollte. Doch wo ist hier die Eitelkeit? Sie halten mich doch nicht für einen solchen, der sich beleidigt fühlt, wenn man die gewöhnlichen Höflichkeitsäußerungen, diese rohen Ausdrücke eines unorganischen Menschengeschlechts, gegen ihn vernachläßigt? Im Gegentheil müssen wir uns geschmeichelt fühlen, wenn uns ein solches von einem edlen, geistvollen Menschen wiederfährt, wie von Schleiermacher. Von Prätensionen, von denen ich wohl weiß, daß Sie mir solche zutrauen, ist anders zu sprechen. Sie haben mir abgemerkt, daß ich von solchen, die ich liebe und achte, ein gleiches Maas von Liebe und Achtung erwarte, und dieses nennen Sie Prätension. *Erwarten* thue ich sie, und fühle mich gekränkt, wenn sie mir nicht zu Theil wird, aber das ist was anders als prätendiren. Und höchstens ist es ein psychologischer Irrtum, der weiter nichts beweist, als daß ich keine Menschenkenntniß habe. Wenn Sie sagen, liebe Mutter, daß Sie oft nicht wüßten, was in meinen Briefen Ernst oder Spaß ist, so begreife ich dieses nicht, da doch ein Spaß, dem man den Spaß ansieht, nicht für Ernst kann gehalten werden. Und wenn ich würklich zuweilen etwas tolles sage, das mein Ernst unmöglich seyn kann, so ist ja dieses weiter nichts, als eine rhetorische Wendung, um das Gegenteil des Gesagten zu erkennen zu geben, oder um etwas lächerlich zu machen. Daß Sie mich nicht loslassen würden, um ein Experiment mit mir anzustellen, das glaube ich Ihnen, aber daß Sie es in irgend einem Falle ernstlich thun könnten, das glaube ich Ihnen nicht, wenn Sie es auch sagen. Was sollte dieses für ein Fall seyn? Wenn ich so schlecht würde, daß ich es nicht mehr verdiente von Ihnen beschützt zu werden? Habe ich es denn je verdient? Und wie sehr danke ich dem Himmel dafür, daß ich es nie habe. Und wenn ich schlecht werde, ist es denn

ein Mittel mich zu bessern, daß Sie mich verstoßen? Und wird mich dieses nicht noch schlechter machen? Doch besorge ich so was nie, meine gute Mutter, und daß Sie es sich denken können, kömmt daher, daß Sie so selbst nicht kennen Ihre unendliche Güte, wie ich, auf die ich vertraue wie auf Gott. Ich habe zu gut von Schleiermacher gedacht, als daß ich ihm hätte zutrauen können, zu faul zu seyn, einen Menschen um ihn zu bessern an sich zu ziehen. Ist es nicht das würdigste Geschäft eines edlen Mannes, andere zu veredeln? Und Schl. sollte zu faul dazu seyn? Wenn Schl. meine Individualität aus meinen Briefen an Sie, als eine gute erkannte, so möchte ich ihn fragen, ob sie sich denn verändert hat, daß er mich so kalt stehen läßt. Eine Individualität könne sich verändern, wer wird einen so lächerlichen Gedanken Schleiermachern zutrauen? Und daß er die meinige doch anders fand, das beweist, daß er mich verkannt hat, entweder in meinen Briefen, oder da er mich persönlich kennen lernte. Aber ist das meine Schuld? Wenn er nur das Streben nach Vollkommenheit liebt, so hat er das mit allen Edlen gemein, denn da man Vollkommenheit nirgends findet, so bleibt nichts übrig, als das Streben zur selben zu achten. Aber wenn er meiner Trägheit wegen mich verachtet, so trete ich stolz zurück, ich mag mich nicht brüsten mit meinen Kämpfen, und ich habe keine Trophäen meines Sieges aufzuweisen. Und ist es nicht grausam, die Waffen gegen mich zu gebrauchen, die ich ihm selbst in die Hände gab? Denn wenn er meine Schwächen kennt, und weiß von meiner Trägheit, von wem weiß er es, als von mir selber? Wie leicht wäre es mir gewesen eine heilige Miene anzunehmen, und ihm was vorzulügen, und daß ich es nicht that, darum verachtet er mich? Aber, liebe Mutter, wie kommen Sie zu diesem unseeligen Irrthum, unseelig für mich, daß ich mich von ihm zurückgezogen habe, weil ich seinen Ta-

del nicht ertragen wollte. Ich, der ich allen Philistern Tod und Verderben geschworen habe, ich sollte gegen Tadel empfindlich seyn, welches die ärgste aller Philisterei ist? Und wie tadelte mich Schl.? Wenn ich zu ihm kam, frug er mich jedesmal, ob ich heute im Collegio war. Da nun die Antwort oft verneinend ausfiel, so setzte er mich oft in Verlegenheit. Zu was hilft ein solcher Tadel?

Doch endlich – ich fühle es, und es ist mir längst schon aufgegangen, wie zwischen euch Männern und Frauen, und uns Jünglingen und Mädchen, ein grausames Vorurtheil sich feindlich hingepflanzt. Wenn Ihr uns so durchbohrend anschaut, mit euren Weltklugen Augen, und wie hinter jedes Wort eine tükische Psychologie lauert, die uns erforschen will, und der Eitelkeit unsers Herzens wie einer Diebin leise nachschleicht, um sie bei der That zu ertappen; dann erstirbt das keimende Vertrauen auf unsern Lippen, die geliebte Freundin wird uns zur keifenden Mutter, und der Freund zum erboßten Vater.

Bleiben Sie günstig, liebe Mutter, Ihrem *Louis.*

Ich habe an Reil gesagt, was Sie mir aufgetragen haben, ich weiß nicht, was er mir zur Antwort gab, es war so viel wie gar nichts. Ich rathe Ihnen mit Ernst darauf zu bestehen, daß er Ihnen die Schriften zurückschickt. Denn ich weiß, Sie haben es ihm schon einigemal sagen lassen, und er hat nichts gethan. Nun ist aber Reil ein sehr thätiger Mann, der, wenn er etwas zu thun willens ist, keinen Tag verschiebt, was gleich geschehn kann. Ich fürchte also, daß er auf irgend eine Art von den Schriften Gebrauch machen wird, weil er sie Ihnen noch nicht zugeschickt hat. Es läßt sich von seinem Charakter sehr gut erwarten. Indessen kann ich mich irren, und nehmen Sie mir dann meine Indiscretion nicht übel. Ich habe es Ihnen nur vorstellen wollen.

100.

Berlin den 8. Jenner 1806

Mancherlei habe ich getrieben, ist mir begegnet u habe ich durchlebt seit ich Ihnen geschrieben lieber Louis, Erfreuliches u. Betrübendes. Um Sie mit dem Leben bekandt zu machen das ich vom 1. 9br bis zu Ende des Jahres geführt habe müßen Sie mit mir zurückgehen. Alle meine gewöhnlichen Beschäftigungen gab ich mit dem 1. 9 br auf um Saran in Verfertigung Ihrer Aussteuer behülflich zu sein da ihre Hochzeit auf den 21. 9br festgesezt war. Den 14. kam meine Prenzlauer Schwester mit ihren vier Kindern, diese wohnten alle bei mir u der Mutter u bis zum 3. Tage nach der Hochzeit war an keinen ruhigen Augenblik zu denken – dann aber ward es anscheinend ruhig – in mein altes stilles Leben aber konnte ich noch nicht eingehen denn der Wille so wohl als die Schicklichkeit hielten mich beständig in der Gesellschaft meiner Schwester.

Der Hochzeittag selbst bewegte mein innerstes Gemüth sehr heftig – mit einem fremden Mann mußte ich Sara dem fremden Manne zuführen – ihr Vater war tod u mein Mann der ihr anderer Vater ward war auch tod dazu kam der Gedanke an meinen Bruder den ich sterbend wußte u zwar ich allein von allen denn mir allein hatte er seinen Zustand beschrieben u so genau daß er selbst wohl sehen mußte daß er nur noch wenige Tage zu leben hatte – ich wollte die andern nicht stören in der Freude oder doch der Ruhe u behielt es in mir still – wie zerrißen mir aber das Herz war können Sie kaum glauben. Seine unglückselige Wittwe war u ist meine Besorgniß. Durch treue Pflege ihres sehr geliebten Gatten hat sie, fürchte ich sich die Krankheit zugezogen, an welcher er gestorben ist u frei von aller Schwärmerei sieht sie es als ein Glück an wenn dem so wäre denn sie wünscht sich den Tod mit Ernst u Ruhe. Sie liebte meinen Bruder mit treuer, fester, warmer Liebe u lebte allein in ihm u für ihn – jezt steht sie wieder allein in der Welt, ist arm, *sehr* arm u fällt wie ein Gut den Brüdern wieder anheim, die sie ausgestattet hatten. – Verzeihen Sie lieber Louis daß ich Ihnen da etwas vorschwaze was nur ein sehr mittelbares Intereße für Sie haben kann – zu sehr aber war aber diese ganze Zeit über mein Gemüth damit beschäftigt als daß ich

mich dessen entschlagen könnte. Es zieht uns ja das Leben so oft herunter von allem höheren u. so selten wird es uns daß der Strom der Begebenheiten nicht hemme was uns das Liebste ist.. Antwort auf Ihren Brief, mein guter Louis, erwarten Sie nicht; ich kann Ihnen keine andere Ansicht Ihres Verhältnißes mit Schl. geben, obschon ich Sie sehr lebendig habe u es thut mir leid endlich etwas aufgeben zu müßen, was ich lange festgehalten habe u gerne bewerkstelligt hätte. – Das sollte nun nicht sein – u ich habe von neuem gesehen daß man alles gewähren laßen u nicht machen muß. Wie steht es um Sie? Wie lange werden Sie noch in Halle u bei Reil bleiben? – Sie kommen mir vor wie mitten in der Welt in einer Wüste hingestellt weil Sie nirgend sich fest u warm anschließen an gleichgealterte ηλιξιν u sollten Sie das auch wirklich an ältere, wie z. B. an mich, gethan haben so kann troz meines Eingehens in Ihre Jugend ich Ihnen doch nicht sagen daß unsere Ansichten gleich sind – u das kann kein älterer ohne zu heucheln. Ein Leben ohne Freunde, oder doch Freund ist leer u. todt u. wenn man schon 100 Mal vergebens versucht hat zu finden was das Herz sucht so muß man seines eignen Glücks halber nicht aufhören zu suchen. Wohl mir daß ich endlich gefunden fürs Leben – allen denen ich wohl will wünsche ich gleiches Glük. – Ein Freund ist ein köstliches Kleinod das man zu schäzen, zu hegen u zu pflegen wißen muß u auch weiß sobald man es wirklich besizt. Leben Sie wohl lieber Louis u schreiben Sie mir doch öfterer. *Henr. Herz.*

101.

Halle, den 20. Januar 1806

Ich fühle mich glücklich, liebe Mutter, und sehr geschmeichelt, daß Sie mir nicht vorenthalten was meinem Herzen gebührt, die Kunde Ihrer Freuden und Leiden. Wie sehr viel Antheil nehme ich an Ihrem Schmerz, um den Tod Ihres Bruders, und wie sehr dauert mich die arme Jette. Sie war ein so gutes Mädchen, ich habe sie ja noch gekannt, und ein gutes Mädchen wird eine noch bessre Gattin. Es hat Sie gewiß zu den ernsthaftesten

Betrachtungen geführt, wie an einem Tage, hier eine Ehe geknüpft, dort eine getrennt wurde. Was die Liebe band, zerriß die Natur, und doch ist die Natur selber Liebe. Mich riß es zu der seeligsten Begeisterung hin, als ich Ihren Brief las, von dem Sterben Ihres Bruders und der Tod mir in seiner schönen, herrlichen Gestalt, als die Blüthe des Lebens erschien! Und wenn es möglich wäre, das Bewußtseyn aus dem sterbenden Körper zu retten, und so das Schwinden des Leibes *außer* dem Leibe zu beobachten, welch ein erhabenes Gefühl müßte es nicht seyn, die Natur auf dem Throne zu sehen, wie sie die Güter zurücknimmt, mit denen sie unsre Seelen belehnt hatte. Ich fühle es mit Ihnen, meine gute Mutter, der Strom der Begebenheiten zieht uns mit sich fort, und versperrt uns oft den Weg zu unserm Glücke. Auch meine Jugend verfinstern oft der Zukunft Unglücksschwangere Wolken, und mich drückt die bange Erwartung. Denn weil ich die leisen Quellen der Begebenheiten kenne, oder doch zu kennen glaube, so werde ich nur zu oft vernachlässigen, was die Menschen, im bürgerlichen Leben zu thun gewohnt sind, um ihre Persönlichkeit zu erhalten und gedeihen zu machen. Denn in Zuversicht auf meine Wissenschaft, möchte ich denken: nun im äußersten Nothfall, werde ich die Dinge doch zu meinem Besten zu lenken wissen, und bis dahin will ich nach meinen Maximen oder Launen handeln. Und oft auch fühle ich, jedoch ferne von der niedern Eitelkeit, ich sey wohl zu was großem in der Welt bestimmt, denn wenn ich sehe, wie Leute mit bessern Talenten als ich bin, begabt, es nie recht weit bringen, so sage ich mir zu meinem Troste vor, die Worte des Horaz: „Das Bäuerlein stehet am Ufer, und wartet bis der Fluß abgelaufen sey. Doch er wird fließen fort und fort, und nie aufhören zu fließen." Aber ich will nicht warten, bis mir das Glück von Ohngefähr begegnet sondern hingehen und es aufsuchen.

Sie glauben, liebe Mutter, daß ich nicht die wahre Ansicht, des Verhältnisses habe, in welchem ich mit Schl. stehen könnte, doch bin ich überzeugt, daß sie mir nicht fehlt. Er hat ein Etwas, was mich immer abhalten wird, ihm ganz zu vertrauen, und mich ihm warm und innig aufzuschließen. Aber halten Sie dieses Etwas nicht für ein antipathisches Gefühl, das mich abschrecke, es ist vielmehr die Reflexion, die mich warnt. Denn mit der höchsten Ausbildung des Verstandes, der uns zum Bewußtseyn unsrer Individualität, und der Kraft sie zu behaupten, bringt, auch jenes Gefühl zu verbinden, bei dem, wenn es uns beiwohnt, wir uns nur als *Glieder* eines Ganzen erkennen; das ist den Männern nie, den Frauen selten nur gegeben. So ist es mit Schl. Was ich mit Gefühl rede, fürchte ich, wird er für Deklamation, was ich mit Verstand sage für Eloquenz halten, so daß ich selbst nie meine Befriedigung dabei finde. Darum entsank mir auch immer der Muth, wenn er im Dialog mich so bedächtig mit seinen dialektischen Augen ansah, und mein Vertrauen war zu Ende.

Sie wollten wissen, wie es mit mir steht. Ich stehe nicht, ich werde gestellt. Der Mann, der mit starker Seele thut, was er will, der ist zu beneiden; der Jüngling, der von seinen Gefühlen beherrscht, thut was er muß, auch der ist glücklich. Doch ich bin der Beklagenswerthe, der in der Mitte steht, schwankend zwischen Tugend und Leidenschaft, zwischen Freiheit und Sinnlichkeit, zwischen theoretischer Weisheit und praktischer Thorheit. Und so komme ich mir vor, wie ein Krieger in der Schlacht, der, wenn er durch seine Tapferkeit auch den Sieg erringt, doch mit Wunden bedeckt zurückkehrt. Aber die Wunden, die uns der Leichtsinn schlug, vernarben nie völlig, und jede schlimme Witterung der Seele, läßt uns die alten Schmerzen fühlen.

Ich höre bei Schl. die Ethik; es ist mir die angenehmste

Stunde im ganzen Tage. Man lernt so vieles, und ich ergötze mich auch darin. Denn es ist mir nichts angenehmeres, als zu beobachten die Gewandheit seiner Sprache, und wie leicht und besonnen er sich durch die schwersten Dinge windet, ohne anzustoßen und unverständlich zu seyn. Jedoch wird der arme Mann von mir um sein Honorar geprellt. Denn ich kann nicht überwinden, es ihm zu bringen, und es ihm zu schicken, das kömmt affectirt heraus. Indessen weiß er nicht, daß ich sein Zuhörer bin, weil ich mich in der Menge verliere, und überdies auf der letzten Bank sitze, daß ich nicht gesehen werden kann. *Louis.*

102.

Berlin den 24. März 06

Ich las gestern Ihren Brief mit neuem Vergnügen lieber Louis u erschrak als ich an seinem dato sah daß ich ihn so lange unbeantwortet gelaßen hatte, mißverstehen Sie das nicht lieber Louis es hat weder einen bösen noch überhaupt bedeutenden Grund.

Nein Louis warten Sie nicht, ziehen Sie herbei was Sie faßen können u laßen Sie nicht wieder los – das Leben vergeht mit dem warten u kömt am Ende etwas so ist es zu spät, für den Körper wenigstens. Wäre ich ein Mann geworden, so hätte ich das was ich als Frau im kleinen trieb ins Große getrieben. Mit Mühe hätte ich mir u mit Fleiß eine bürgerliche Existens geschafft wie ich das Kleid zur Bedeckung mir machen laße, u so wie bei diesem Farbe u Schnitt mehr oder weniger dem Auge wohl gefällig ist, so hätte ich auch bei jener für das Bequemere und Erfreulichere gesorgt. Meine innere Welt hätte ich mir gesichert durch das äußere Leben in der äußeren u so wäre jene auf keine Weise gestört worden durch die Jämmerlichkeiten mit welchen diese, vernachläßigt, sich rächt. Jeder sollte so thun der ein inneres Leben hat u es führen will u die meisten versäumen das – daher eben das Klagen u das ewige sich gestört fühlen worin die beßeren selbst verschmachten u

wozu auch Sie gehören. – Noch ist es Zeit mein guter Louis, noch können Sie das beßere in sich retten ehe es ganz versinke u kommen Sie auch mit Wunden bedekt aus dem Kampf so wird doch jeder Sie erinnernde Schmerz Sie an die Kraft mit zugleich errinnern die Sie in jenem Kampfe angewandt u wodurch Sie ihn bestanden haben.
Man sagte hier Reil gehe nach Wien in Franks Stelle, ist das wahr? u was würde dann aus Ihnen, werden Sie überhaupt noch lange bei Reil bleiben u in Halle? Ihr Schiksal muß doch nun bald auf einige Zeit eine andere Wendung nehmen – Sie müßen bald reisen u. dann sich zu Ruhe geben, in den Armen der Wißenschaften u der Freundschaft oder der Liebe u dabei ein äußeres Gewerbe treiben fein fleißig u besonnen. – Welch andere Existens giebt es noch im Leben als diese? Das Streben danach ist keine, viel eher der Schmerz über ihren Verlust, denn hatte man sie ja einmal u sie ist fest und unvergänglich eingegraben im beßeren Ich.
Uns allen geht es hier wenigstens nicht schlecht u Sara ist bereits Mutter einer 21tägigen Tochter. Nennen Sie es nicht gemeines Vorurtheil wenn ich Ihnen sage daß mir diese Sache sehr fatal war u das Bewußtsein hiervon u das von der nahen Todesstunde meines Bruders machten Saras Hochzeittag zu einem der unglücklichsten meines Lebens. – Wie die Menschen durch ihre Unmäßigkeit sich die schönsten Zeiten verderben – das Erhöhen durch Entbehren verstehen die Gemeinen nicht. Die Verschähmtheit ist aus der Welt gewichen u zwar nicht aus dem schönen Grunde weil sie unschuldig ist die Welt. Mancherlei kam noch hinzu was mir die Sache noch ganz besonders fatal machte. – Nun ist freilich alles vorüber u ich habe von neuem gesehen wie große Weißheit es wäre über den vorliegenden moment fort u in den nächsten hineinzusehen.
Von unsern gemeinschaftlichen Bekandten kann ich Ihnen einiges noch sagen. Meine arme Schwägerin ist hier u tief betrübt u traurig über ihren unersezlichen Verlust – ihr Leben ist beschloßen u der traurige dunkele Knoten der den Kreis zusammenhält wird ewig drükend für sie sein.
Moriz ist glücklich in Wilna – doch habe ich lange keinen Brief von ihm gehabt.
Meier ist Bräutigam u rasend verliebt in seine gar nicht

hübsche braut von der er wie ich fürchte, gar nicht einmal wieder geliebt wird.
Nun adieu lieber Louis schreiben Sie mir bald wieder. Bis jezt weiß ich noch nicht was diesen Sommer aus mir werden wird.
Leben Sie wohl lieber Louis.
Brenna grüßt Sie obschon Sie in Ihrem Briefe ihrer nicht gedachten. *H.*
Was machen Sie denn in diesen abgekürzten Ferien?
Grüßen Sie doch den Reil recht ordentlich von mir.

103.

Halle, den 30. März 1806

Vor allem, liebe Mutter, scheinen mir die zu irren, die das bürgerliche Leben für einen Kerker ansehen, der die Kraft ihres Geistes gefangen hält, oder auch nur als etwas Aeußeres, das mit ihrem Innern nichts gemein hat, und nichts gemein haben darf. Auch begreife ich wohl, wie Sie mich unter die Zahl jener rechnen können, denn es giebt der bedaurungswürdigen Jünglinge gar viele, die da wähnen, weil sie die Kraft nicht haben nach etwas (wie sie's nennen) *Aeußerem* zu streben, sie hätten den Muth solches zu verachten, um daraus schließen zu können, es müsse wohl die Größe ihres Geistes seyn, die sie dafür schadlos hält. Es hat vielleicht jeder einmal so geurtheilt. Einige giebt es, die noch nicht einmal bis dahin gekommen, andre, die darüber hinaus sind. Ich darf mich unter den letzteren zählen. Ich sehe im Leben nichts höheres und niederes, nichts äußeres und inneres, nicht Zweck und Mittel, mir ist alles das höchste und alles gleich. Das Stück Brod, das der Gesundheit und der Dauer meines Leibes wahrhaft gedeihlich ist, dünkt mir ebenso wichtig als eine Offenbarung der Wissenschaft, die meinen Geist bereichert. Und daß meine Ansicht von der Sache die wahre sey, erkenne ich daraus, daß mir kein Widerspruch dabei aufzulösen übrig bleibt. Es ist für mich kein Problem, wie man ein edler Mann und ein

Weltbürger zugleich sein könne, wie man bei dem Streben nach Güter und Würden, dennoch frei und weise leben könne. Ich habe lange nach einem Worte gestrebt, womit ich bezeichnen könnte das, was ich für die Bestimmung des Lebens halte. Ich habe *gerungen* darnach, eingedenk, daß, wie jeder Geist seine Verherrlichung erst im Leibe findet, so auch jeder Gedanke seine Vollendung im Worte sieht. Und ich habe dieses Wort gefunden. Es heißt *Genuß,* und das *Streben* nach diesem Ziele, *herrschen.* Es ist mir merkwürdig, daß diese Ansicht, die mir sonst so verächtlich schien, nun, Rache nehmend, sich mir zum zweiten mal nahte, und sich nicht mehr von mir trennen will. Wer überhaupt in seiner fortschreitenden Bildung sich beobachtet, der wird finden, daß oft, was ihm sonst das niedrigste und gemeinste dünkte, ihm später das höchste geworden ist. Und was ist herrlicher, als diese immer steigende Individualisirung des – ich weiß nicht wie ich's nennen soll! Losgeschleudert vom Chaos des Mikrokosmus, bildet es sich krystallinisch zum Instinkte, und geht dann durch Ahndung, Aberglaube, Vorurtheil bis zum Gedanken hindurch. Dann, bis zur Idee gereift, führt es ein selbständiges Leben, ernährt sich, und scheidet aus, bis es mit Bewußtsein geworden, was es bewußtlos war. Und nun in der Blüthe seines Lebens dient es dem menschlichen Geiste zur gesunden Nahrung, bis es endlich als *Gefühl* und *Glaube,* in das Chaos zurückkehrt, woraus es gekommen.

Das Gerücht, daß Reil an Frank's Stelle nach Wien kommen sollte, hat keinen Grund, und es entstand daraus, weil er neulich zu einem Kranken nach Prag reiste, von wo aus er herschrieb, daß er vielleicht zu seinem Vergnügen nach Wien reisen würde, welches aber nicht geschah – und so weiter.

Für die drei *places de repos,* meine gute Mutter, die Sie mir anweisen in den Armen der Wissenschaften, der

Freundschaft und der Liebe, danke ich Ihnen herzlich, ob ich gleich noch nicht weiß, wie ich von allen werde Gebrauch machen können, doch wäre ich neugierig zu wissen, ob blos der Silbenfall die Ursache ist, daß Sie sie so aufeinander folgen lassen, oder ob Sie sie nach dem Range und dem Werthe geordnet haben, den Sie ihnen beilegen. Das letzte wäre mir lieb, weil sie dann mit meiner Classification übereinstimmen. Von der Liebe muß ich sagen, daß ich, gerade weil ich *alles* von ihr halte, *nichts* von ihr halte. Ich weiß nicht wie es kömmt, aber es ist mir schlechterdings unmöglich, über diesen Gegenstand mit Ernst zu sprechen. Gegen das Heurathen habe ich einen wahren Abscheu, ob ich mir zwar nichts darauf einbilden werde, wenn ich den Muth haben sollte, durch das ganze Leben meinen Grundsätzen treu zu bleiben. Denn mir ahndet wohl, daß ich es dann mehr einer Schwäche, als der Stärke meiner Philosophie werde zu verdanken haben. Mit der Freundschaft geht es mir eben so; es ist eine ganz hübsche Sache, doch ich werde mich begnügen, wenn es mir einst gelingen sollte, mein eigner Freund zu werden, ich habe kaum meine Bekanntschaft gemacht.

Daß ich meiner liebenswürdigen Freundin Brenna in meinem letzten Briefe nicht gedachte, das kömmt daher, weil ich immer an sie denke. Und etwas das man denken soll, dabei muß man entweder noch nicht angelangt, oder schon darüber hinaus seyn. Es ist etwas philosophisch ausgedrückt, Sie werden aber wissen, was ich meine. Ich grüße sie schön.

Grüßen Sie doch auch Ihre Schwägerin recht herzlich von mir, ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, ihr zu schreiben, um mich ihr in Erinnerung zu bringen, wenn ich sie nur genau genug kennte, um ihr über ihren Verlust etwas tröstendes sagen zu können.

Die Mutter Sara grüße ich und ihren Herrn Gemahl.

Empfehlen Sie mich doch auch Ihrer Mutter und Nathan.
Vielleicht bekomme ich von Reil die Erlaubniß nach Berlin zu reisen, ach, es wäre mir so lieb, und doch könnte ich freiwillig davon abstehen – Sie würden böse werden, wenn ich Ihnen sagte, warum.
Den verliebten Meyer möchte ich sehen. Es ist mir eine wahre Labe mit einem Verliebten zusammen zu seyn, denn da fühl' ich mich gros und erhaben wie ein junger Gott.
Adieu, meine liebe, gute Mutter. Ich habe doch nicht ein [so] hartes, böses Herz wie ich mich stelle.

Louis.

104.

Prenzlow den 21. Juni 06

Nein, mit welcher Pünklichkeit Sie immer erst meinen Brief abwarten ehe Sie mir wieder schreiben. Das ist recht zu bewundern – wenn Sie in allem was Sie thun u künfftig thun werden consequent darin bleiben, so will ich es loben.
Ich habe Ihren lezten Brief vor mir lieber Louis, um ihn zu beantworten – dies aber ist bei ihm gar nicht anwendbar – obschon ich über manches einzelne darin etwas sagen könnte. – Man machte mir einmal die Frage ob man einen Menschen wohl mehr durch Besuche oder durch Briefe kennen lerne, der doch auch eigentlich nur immer ein Besuch sei? Im ersten Augenblik schien mir ein Besuch, wo doch außer den Worten auch Ton u Miene, u Wesen vernehmbar, deutlicher den Menschen darzustellen, ich ward aber bald anderer Meinung Durch unterbrochenes Gespräch läßt sich weniger errathen u verstehen als durch zusammenhängende Rede – ein Brief ist mehr das lezte u wer nicht ganz besondere Ursachen sich zu verbergen hat der läßt, sich selbst unbewußt, sich durch den Brief durchguken – u wer ihn anschaut nimmt deutlich die Widersprüche wahr die sich in ihm zeigen. So, lieber Louis, könnte ich Ihnen dergleichen in Ihnen zeigen, *wie* sicher Sie auch jedesmal auftreten. – Wenn ich Sie frage was Sie unter

Genuß u was unter Herrschen verstehen wollen Sie mirs wol sagen? Vielleicht sind wir einerlei Meinung darin – doch glaube ich es kaum, denn wie könnten Ihnen das verächtlich geschienen haben was an u für sich herrlich u groß ist, u was ich unter jene beide Worte verstehe ist beides – ohne allen Mysticismus steht es vor mir, entschleiert u klar – Ahnung wars vordem in mir, was es wol sein mögte, Gewißheit aber ist es geworden, nur gebricht es mir oft an Kraft. Nichts kömt aus einem Chaos u nichts kehrt dahin zurük, weil keine ist u nirgend als in des Menschen ungeordnetem Gemüth – u was herausgekommen bildet sich allmählich mit anderm später oder früher gekommenen u kehret nicht zurük. Im Menschen ist die Welt, er in ihr u sie gehören in einander. Welt u Natur ist Ein Wort alles Herrliche ist uns Louis das weiß ich mit Klarheit u durch äußere u innere Anschauung.

Nicht des Silbenfalles wegen sezte ich die Liebe als das Höchste zulezt. Ein Leben ohne Liebe ist todtes Leben, wie wol eigentlich es gar keins giebt – sie liegt nur oft tief verhüllt im Gemüthe u wird später oder früher oder auch wol gar nicht gewekt. Wenn Sie nicht mit Ernst davon sprechen können Louis so verstehen Sie sie nicht u ich begreife Sie noch weniger. Die Freundschaft scheinen Sie auch noch nicht zu verstehen, möge es mit der Wißenschaft beßer gehen; ich verzweifle aber auf keiner Weise an allem guten das Sie werden können u wollen wenn Sie nur die Kraft haben das Wollen auszuführen.

Ich lebe hier sehr still mit den Meinen aber nicht ruhig, denn ich kann zu gar nichts kommen. Mein Bruder aus Hamburg war auf ein Paar Tage hier u meine Schwägerin, Brenna u die Mutter sind noch mit mir hier; die gute Luft hier thut uns allen wohl besonders der armen Jette, die tief unglücklich ist aber ohne zu klagen. Sie u die andern grüßen Sie.

Wie lange werden Sie noch in Halle bleiben? u wo von da hingehen? Nicht recht denken kann ich mir weshalb Sie Reils Erlaubniß nicht benuzt hätten, wenn Sie aber glauben daß ich hätte böse werden können wenn Sie es gethan hätten so müßen Sie es [nicht] für Recht gehalten haben.

Die Bekandtschaft mit Steffens, der, wie Sie wißen werden mit Schleiermacher in Berlin war, gehört zu den intereßantesten u liebsten meines Lebens – einen sehr lieben Menschen habe

ich in ihm gefunden u von so großer Einfachheit u kindlichem Enthusiasmus wie ich es nie geglaubt. Sehr merkwürdig war es ihn mit Humboldt im Gespräch zu sehen u zu hören. Leben Sie wohl Louis u sagen Sie mir recht bald etwas von sich.
Es ist noch möglich, daß ich im 7 br. nach Dresden reise, übrigens wohne ich bei Friedlaenders in Charlottenburg.
Adieu.

Sie haben ja wol Moriz gekandt – dem geht es sehr gut in Rußland, er ist äußerst thätig u zufrieden.

105.

Halle, den 26. July 1806

Mit tausend Freuden, liebe Mutter, ergreife ich die Feder, um Ihnen, nachdem ich so lange geschwiegen habe, wieder etwas von mir zu sagen, von meinem Seyn, und von meinem Werden. Doch zuförderst wünsche ich, daß Sie sich wohlbefinden mögen, wie ich mich wohlbefinde. Ich denke eben dran, wie Sie längst davon sprachen, einmal nach Halle zu kommen. Wird dieses denn geschehen, und wenn? Wenn es doch würde, weil ich noch hier bin, und nicht zu meinem Mißgeschick, später. Auch werde ich nur noch ein Jahr in Halle bleiben, ich habe mir's so vorgesetzt. Mir ist überhaupt das Bewußtseyn sehr übel bekommen, daß meines Vaters Vermögensumstände es mir verstatten würden, so lange als ich nur will, auf der Universität zu bleiben; es hat mich sehr faul gemacht. Denn wenn es auch wahr ist, daß den innern Trieb zur Thätigkeit nichts äußeres ersetzen kann, da wo er fehlt, so sieht man es doch täglich, wie vielen der Gedanke der nahebevorstehenden Prüfung ein Sporn wird zum Fleiße, der sie auch würklich zum Glücke treibt, weil sie ferner auf dem *gewohnten* Wege fortfahren. Und darum habe ich mir eine Zeit bestimmt. Und dann hinauszutreten in das stürmende Leben, gewappnet und

gerüstet, und drein zu schlagen mit allen Gliedern des Leibes und des Geistes, daß man wisse, daß ich da bin, ich in Nord und Süd, in Ost und West, so ist mein Wille und meine Lust. Doch was bin ich, der ich so zuversichtlich hoffe, was bin ich Ohnmächtiger, daß ich trotze. – O gute Mutter, was bin ich, und was könnte ich seyn. Wenn ich vor den Spiegel trete, mein sieches Antlitz betrachtend, und die Blüthenfarbe der Jugend, der Stärke und des Muths, in einer Schaamröthe über deren Verlust, auf einen Augenblick sich mir mahnend vorstellt, o wie zerknirscht trete ich dann zurück, und alle böse Geister rufen in mir: Du kriechst ewig in dem Staube. Wenn ich höre von der Tyrannei des einzig Großen, und von dem Sclavensinn der Vielen, Vielen wenn die Kriegshörner an mein Ohr schlagen, und die Trommeln mein Innerstes aufrühren, wie oft zuckt da mein glühend Herz nach dem Schwerdte, aber der welke Arm sinkt kraftlos zur Erde nieder, und spottet meines siechen Willens. So bin ich oft thöricht genug, es nicht zu begreifen, wie so viel Widerstreitendes ist, in meinem Wesen, so viel feindliches in meinem Geschick. Muth ohne Kraft, Liebe ohne Gegenstand, Wünsche und kein Ziel. Sterbend [Strebend?] doch ungesucht, schmachtend doch unbefreundet, kennend und ungekannt. Hundert Arme streckte ich aus, doch keiner reichte mir seine Hand, von allen die da kamen. Viele habe ich geprüft, die meisten verachtet, doch fand ich sie alle zu schlecht. Wie mir ekelt vor dem unschmackhaften Volke, das mich umgiebt, daß ich keine Augen haben möchte zu sehen ihre Gräul, und keine Ohren ihre Mißtöne zu vernehmen. Und wenn ich erst sehen muß, wie der Eine, den ich liebe, mich den Kranken darum verachtet, daß er die Kraft nicht hat nach dem Kraute zu laufen, das ihn heilen könnte, unbedenkend, daß Schwäche und Unbeweglichkeit ja selbst der Krankheit Wesenheit sey, dann ist es aus mit meiner Hoffnung und

Sehnsucht. Doch auch mit meiner Furcht und Qual. Wie lange war ich nicht der gutherzige Narr, wenn kein Freund mir begegnen wollte, die Schuld auf mich allein zu schieben, meiner Hypochondrie es zuzuschreiben, und wenn ich damit nicht ausreichte, meiner Grobheit. Ich bin jetzt klüger worden. Und viel bequemer scheint es mir und angenehmer, mich von meinem erhabenen Misthaufen herunter zu blähen, und zu denken: ich bin der Einzige unter euch. O käme einst die Kraft mir bei, zu können was ich wollte, und der Muth, zu wollen was ich könnte, hätte ich einen Arm von Eisen, und eine Brust von Stahl, das Philistervolk sollte vor mir zittern, wie es mich jetzt belächelt. Niederdonnern möchte ich sie alle, die da thronen in ihrer jämmerlichen Allmacht, einen Eselknochen als Scepter in den Händen, um den frech sich schlingelt der buhlerische Witz. Man braucht wenig zu wissen von dem Bau des menschlichen Leibes, um rasend werden zu können von der folgenden Betrachtung. Schlägt mein Herz nicht so stark wie das ihrige, sind meine Glieder nicht so mächtig wie die ihrigen, ist mein Hirn schlechter wie das ihrige, steht mein Geist dem ihrigen nach, und sie sind die Herrn und ich der Sclave? – Hier ist ein Punkt, wo man das Menschengeschlecht könnte verachten lernen, (unsers Zeitalters) und hier habe ich es gelernt. Da schleicht es dumpf und traurig hin in dem schmalen Bette, das *ein* mächtiger ihm gegraben; froh wenn es an seinem Ufer faule Trümmer findet, die es verschlingen kann, glücklich wenn es den Leichnam eines lebendigen Wesens findet, mit dem es ungeahndet spielen darf; – es schleicht und schleicht und schleicht, daß einem Angst wird bei dem Anblick. Und Tugend nennen sie ihre faule Trägheit, Gerechtigkeit ihren feigen Sinn. Wie beneidenswerth finde ich mich und alle Jünglinge, daß wir in einer Zeit geboren worden, wo wieder Götter auf Erden walten, und kein Zufall unser

Herr ist. Ja glücklich fühle ich mich, daß ich sagen darf: ich *bin*, was ich *will*.

O mir ahndet, es werden herrliche Zeiten kommen (schwer und theuer nennen sie Philister), wo das Schaaf nicht mehr wird weiden dürfen mit dem Wolfe, wo der Esel nicht mehr wird herrschen über den Löwen, wo ich werde erkämpfen müssen das Brod das ich esse, mit meinem Blute erkaufen das Mädchen, das ich liebe. Meine Zähne will ich schärfen, meinen Arm will ich stählen, das Haupt im Sturmwinde baden, und die nackte Brust dem Blitze darzubieten mich erkühnen lernen, daß ich würdig werde dieser kommenden Zeit. Ich will – liebe Mutter, kennen Sie das Ding, was man *gutes Herz* nennt? Auch ich habe ein solches Ding, doch einen Finger meiner Hand gäbe ich drum, ich hätte es nicht. Es ist wahrlich nicht gut, gut zu seyn unter den Bösen; es ist nicht klug, klug zu sein unter den Dummen; es ist nicht schön, unter Häßlichen schön zu seyn. *Sie* können das nicht wissen, liebe Mutter, Sie können das nicht *fühlen*, so wie ich, weil Sie kein *Mann* sind. Den Frauen macht man nie die Herrschaft streitig, weil man sie nicht fürchtet, ihnen huldiget alles, weil sie die Stufen sind, die zum Gipfel führen. Darum kann Ihnen nie die Bosheit der Männer und ihre Selbstsucht so stark erscheinen, als sie würklich ist. Wer kann unbedeutender sein als ich, in der bürgerlichen Gesellschaft? – Jung, wie ich bin, und ohne Stand und Würde, wer hätte nöthig mich zu fürchten? Und doch giebt es der Bösen genug, die mich necken, weil sie meine Zurückhaltung für Feigheit halten; Thoren genug, die mich hassen, weil sie meinen Spott fürchten, genug der Dummen, die mich belachen, weil sie mich dumm und lächerlich finden.

Kommen sie dir jetzt schon so, wirst du jetzt am Ufer schon so gedrängt von den lasttragenden Eseln, von dem Schiffsvolk und dem ganzen Troß? – Wie wird dir's erst

auf offnem Meere gehen, wo unter dir der Boden wankt, und über dir der Donner kracht, und alle Blitze auf dich zielen. Wenn sie erst kommen und dir sagen, daß du ein Jude bist, wenn sie den Mauschel beohrfeigen, daß man sich kranklachen möchte. O, wenn ich dies bedenke, wie ein Sturm braust es in meinem Innersten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhaus stürzen, und sich den Leib eines Löwen suchen, daß sie den Frechen begegnen könnte mit Klaue und Gebiß. – – – So weit hat sich mein weiches Gefühl dem Sturme meiner Seele nachgeschleppt; ach, das arme gute Herz sinkt jetzt entkräftet nieder, es kann nicht mehr hinter dem rasenden Troß. Es ist ja noch nicht lange, daß ich ihn pflege, diesen weltklugen freudetödtenden Sinn. Wie träumte ich sonst so süß von Tugend und von stillem Glücke, doch die Lösung aller meiner Ahndungen war nicht für diese Welt. Abgebrochen ist die Brücke, die mich aus dem Garten der Unschuld in das wilde Land der Weltgedanken führte, und ich kann nicht zurück. Scheu verschließ' ich meine Augen dem milden Schein des Mondes, der mir vergangene Gefühle zurückzaubert, furchtsam verstopf' ich mein Ohr dem Gesange der Vögel, der mich in den alten süßen Schlummer hineinlullen will.

In der Mittagsgluth des Tages, wo es recht wild ist um mich her, wo Waffen klirren, Schneegestöber und Wind um mich toben, da ist mein Element, da fühl' ich Harmonie, ich erkenne, daß das Leben ein Kampf ist, da darf ich's denken; auch ich will leben, auch ich will kämpfen. So wäre denn in mich hineingekommen, was meine Gönner in mir vermißten – Ehrsucht – o, ich werde Ehre haben, man soll von mir sprechen, und so wäre ich ja gebessert zu Aller Freude! –

Und nun noch etwas von meinen Studien. Ich fange jetzt an, mich mit der praktischen Medicin zu beschäftigen, und habe so viele Lust daran, daß ich mich oft des Lä-

chelns darüber nicht enthalten kann. Erstens, wenn ich überhaupt bedenke, wie *ich* und die *Praxis* zusammenkommen, und zweitens wenn es mir einfällt, daß mich das liebe Brod nicht wenig anfeuert, nämlich die Lust es zu verdienen. Das Ding fällt mir aber gar nicht schwer, und ich hoffe ein guter praktischer Arzt zu werden, wenn ich mir Mühe gebe. Woran es mir nur fehlt, das ist der Muth. Sie wissen gar nicht, wie hypochondrisch und furchtsam ich bin, ich zittre immerfort für mein Leben und für meine Gesundheit, und das ist schlimm für einen, der sich täglich der Ansteckung aussetzen soll. Doch hoffe ich, daß ich auch diesen Fehler beseitigen können werde, durch Gewohnheit und durch Willenskraft. Reil ist ganz das vollkommenste Muster eines Arztes, so, daß er in der Tath mehr mich niederschlägt, als aufmuntert, wenn ich bedenke, daß ich die Höhe mit aller Anstrengung nicht werde erreichen können, auf der er steht. In meinen Augen ist er ein wahrer Gott, und meine Achtung für ihn wächst täglich. Ich habe in den 3 Jahren, daß ich ihn kenne, auch ihm nicht einen Fehler absehen können; denn die er hat, sind mit seinen Tugenden so verwebt, daß sie ganz harmonisch werden. Und wenn er auch wirklich welche hätte, die ihn befleckten, so ist es doch schon Größe genug, so wenig sich zu vergessen, daß sie nie dem Auge eines beständig Lauernden, wie mir, offenbar worden sind.
Ich grüße alle Ihre Lieben herzlich und tausendmal.

Louis.

106.

Halle, den 16. December 1806

Liebe Mutter!

Ich bin nun wieder hier mit meinem französischen Hut, mit meiner französischen Kokarde, und meinem franzö-

sischen Schnurrbart; aber nicht mit leichtem französischen Sinn. Vielmehr bin ich recht traurig, denn ob ich zwar die Aussicht habe, mich wieder hier zu gewöhnen, so kann ich mich doch nicht daran gewöhnen, mich mit einer Aussicht zu trösten. Ich halte mich immer an die Gegenwart. Auch die schöne Erwartung ist mir zu Grunde gegangen, daß die Philister und vorzüglich mein Hauspräpara[n?]t sich sehr drollig benehmen würden in ihrem Malheur, zu meiner Ergötzung und Belustigung. Allein das geht alles so gemein her. Daß doch diese Menschen in nichts excelliren können, als nur in der Gemeinheit! Ich hätte mögen ein trojänisches Pferd in die Stadt bringen, voll von lauter kleinen Mücken, die, losgelassen, den Leuten Nase und Ohr kitzelten, damit sie wenigstens Gesichter schnitten zu meinem Amüsement. — Ach, die Straße, worin ich wohne, kam mir in den ersten Tagen so enge vor, daß mir däuchte, das Diminutiv von meinem Herzen doppelt über einander gelegt, würde sich nicht durchdrängen können, und ich nahm jedesmal einen Umweg, um zum Markte zu gelangen. Und dieses große Herz, von dem ich spreche, ist so voll von Liebe für Berlin, daß nicht einmal so viel Raum drin übrig bleibt für ein Paar ganz kleine kleine Mischemischinnichen, meiner guten Stadt Halle zum Gedeihen. — Denken Sie nur, gleich den ersten Mittag hier hatten wir bey Tische einen gebratenen Engel. – Hätte mir jemand gesagt: Lieber Freund, Du wähnst eine Gans vor Dir zu sehen, aber Du irrst Dich, Du bist toll, es ist ganz was anders, ich hätte geantwortet: Du hast Recht, Guter, ich bin nicht bei Verstande, ich will mich bessern. Das hätte ich gesagt, ohngeachtet ich mir so viel auf meinen Verstand einbilde, wie mir manche Leute so manches mal vorgehalten haben. Denn die Gans war eine gar zu große Hypothese. Und doch bei allem dem war es eine. Und zwar was für eine? Nicht etwa eine solche melancholische wie jene aus

der Sonne, sondern ein recht lustiger, fröhlicher, ein wahrer Wildfang von Gänsebraten. Meine 32 Zähne hatten sich mehr denn 10 Minuten mit ihm herumgebalgt und konnten ihn nicht bezwingen, so daß sie oft zum Waffenstillstand, und endlich gar zur Capitulation sich entschließen mußten. – Zu meinem Unglück ist auch die Gouvernante nicht mehr im Hause, sie war noch die einzige, der ich klagen durfte, weil sie selber zu klagen hatte. Aber sie war in diesen diätetischen Zeiten eine zu theure Speise für den Kopfmagen der Reil'schen Kinder, und darum mußte sie fort. Und mein liebes Rieckchen – ach ich könnte rasend werden. Sie sollten sie nur einmal sehen, diese Himmelblauen Augen, wie sie hinter ihren wilden blonden Locken so scheu und so diebisch hervorblicken, als fürchteten sie von ihrer vorigen Herrin entdeckt zu werden, der sie entlaufen sind. Denn gewiß sind sie gestohlen, wie käme denn ein solches wesenloses unbedeutendes Geschöpf zu solchen Augen, ein Mädchen, das die Erlaubniß *nichts* zu seyn, die ich ihr als der Tochter ihrer Mutter so in vollem Maaße zugetheilt habe, so undankbar mißbraucht. – Wollte ich doch lieber unter Bären leben, als unter solchen Fleischklumpen. Nicht mit dem besten Herzen, nicht mit der größten Demuth kann ich diese Menschen erträglich finden. Ich habe es gesehen, wie leicht es mir fiel thätig zu sein den ganzen Tag, wenn mir der Abend bevorstand der mein Lohn seyn sollte. Aber hier! Gestern Abend sprang ich wie wüthend vom Stuhl, und hob meine Hände flehend empor zu der Reil und ihren Kindern, und sprach: ich bitt' euch um Gotteswillen, amüsirt mich ein bischen. Sie hätten nur sehen sollen, was die für Gesichter machten, so daß ich gar nicht aus dem Lachen herauskommen konnte, und nun wirklich amüsirt ward. Mir ist nur immer bange, daß es mir beim Spaziergehen einmal einfällt zu desertiren. Ist nicht meine glückliche Lage bei allem dem nur eine

Stümperei des Zufalls, die ich vor vielen voraus habe? Ich bereue es sehr, daß ich mich von Reil habe übertölpeln lassen, und mit ihm hierher gereist bin. Steffens, den ich dann und wann besuchen wollte, geht auch weg. Nicht für immer, aber doch für diesen Winter. Er geht nach Coppenhagen. Ich bin ein verlassenes Schaaf ohne Weide. Meine Rede an die Juden habe ich hier wollen drucken lassen, die Censur ließ es aber nicht passiren. Der Professor Maas, ein friedliebender Mann, ließ dem Buchdrucker sagen, es wäre ohne dies schon alles in Gährung, er möchte das Ding ja nicht drucken.
Die Lebenmittel sind hier wohlfeiler als in Berlin. Manches, z. B. das Getreide, ist nicht so theuer als in Friedenszeiten. Ich setze einige Artikel her.

1 Pfd. Butter	12 gr.	1 Pfd. Zucker	16 gr.
1 Pfd. Schweinefl. ...	4 gr.	1 Pfd. Talglicht ...	8 gr.
1 Pfd. Kaffee	22 gr	1 Mdl. Eyer	8 gr.
1 Pfd. Kalbfl.	2 gr.	1 Pfd. Rindfleisch	3 gr. 6 Pf.

Wenn Sie mich mit Ihren Bestellungen beehren wollen, so werde ich Sie auf's promptste bedienen.
Ich werde mit Reil's Händel suchen, damit ich nur aus dem Hause komme. Einem Dürstenden wird die Qual nur vermehrt, wenn er Wasser vor sich sieht, das er nicht genießen kann, weil es faul ist. Ich werde sie so lange schickaniren, bis sie mich gehen lassen. Wie beneide ich den Grossing, daß er der Träger meiner Leiden ist.
Adieu, liebe Mutter. Grüßen Sie Brenna. Ach ich wollte, ich brauchte sie nicht zu grüßen. *Louis.*

Die Ströme Bluts, die neulich hier vergossen worden sind, haben mir auch allerlei Stücke von meinen zurückgelassenen Sachen weggeschwemmt, als Tücher, Westen u. dgl. Allein, ich kenne den Ocean in meiner Wirthin Kammer, wo alle diese Dinge hingekommen sind. Ihre Briefe, meine liebe Mutter, werden in meiner Einsamkeit

meine einzigen Freuden seyn. Ach daß ich doch ein Schulbube wäre, der seit gestern das a b c lernt, damit ich an einem nur so lange zu lesen hätte, bis wieder ein anderer kömmt.
Einige Weiber hier haben französische Liebhaber. Das ist das Neueste aus der *Chronique scandaleuse* unsrer Residenz.

107.

Halle, den 6. Januar 1807

Liebe Mutter!

Der Reil hat, auf seine Vorstellung, die er meinem Vater gemacht, daß ich diesen Winter hier in den Lazarethen practisiren soll, Antwort erhalten. Mein zu gütiger Vater hat alles bewilligt, und sich erbothen, mir die nöthigen chirurgischen Instrumente von Wien kommen zu lassen. Hat er Ihnen nicht geschrieben, und *Was*? Nun giebt mir der Reil den Rath, ich sollte den künftigen Sommer nach Göttingen gehen, doch zuvor hier promoviren. Das Erstere werde ich thun, das Andere nicht. Er hat zwar handgreifliche Gründe, es zu wünschen, und seine Frau lange Finger, diese Gründe zu ermessen; aber ich habe noch solidere, es nicht zu wollen: Sie kennen seine, und werden meine leicht errathen. Ich habe keinen Brief von meinem Vater erhalten. Grossing schreibt mir, er werde bald das Glück haben, Schach mit Ihnen zu spielen. Ich lebe auch immer noch von der Erinnerung unserer Schachspiele, und ich werde mit dieser meiner einzigen Nahrung so haushälterisch umzugehen wissen, daß sie mir reicht, bis ich wieder nach Berlin komme. Tapfer wie Pallas Athene haben Sie mich oft besiegt, doch tapferer, wenn Sie sich besiegen ließen, um meinen kranken Muth vom Tode zu retten. Hier spiele ich mit der Langeweile Schach, und verliere aus Ungeduld. Zwar habe ich es ver-

sucht, meinen Haustöchtern das Spiel zu lehren, aber alles umsonst. Ihre Köpfe sind so geistreich und so vollgefüllt mit Gehirn, daß nichts mehr hineingeht. Sie verdrehen die Spielregeln auf eine sehr witzige Weise, ja sie sind so pfiffig darin, als nur je eine Pfeife es wagte zu seyn. Z. B. sie wollen den Ritter ziehen, den lassen sie *so* springen, und machen so lange Zickzack, bis er wieder auf dasselbe Feld zu stehen kömmt, von dem er ausgegangen war. Und dergl. mehr. Wahrhaftig, ich muß Ihnen einmal die Zeichnung eines Schachbretts schicken mit erklärenden Anmerkungen, um zu zeigen, wie meine Schönen die Steine ziehen. Die Sache ist sehr ergötzend, und hat ein physiologisches Interesse in der Verdauungsstunde. In unserm Hause wird jetzt viel französisch gesprochen. Das klingt wie Holzsägen. Wenn man es mit der Zunge hören könnte, so müßte es schmecken wie Mehlbrei von vorgestern. Ich spreche zwar selber schlecht. Jenes aber ist so kleberig und faserig, daß es selbst mir im Ohre hängen bleibt, und gar nicht herunter will. Da übersetzen sie's Ihnen, wie sie's deutsch denken, so Wort für Wort in's Französische mit der größten Freymüthigkeit, daß man es gar nicht aushalten kann. Was meine Wäscherin betrifft (so nenn' ich die R., weil sie meine Wäsche vor dem Schmutze bewahrt) die spricht *oui* regelmäßig *woy* aus. Von allen Dingen, denen sie überhaupt ein Prädicat beilegen will, sagt sie, sie wären *drôle. C'est un drôle de moutarde,* dies ist scharfer Senf. *C'est un drôle de tems,* das Wetter ist veränderlich. Und endlich gar: *C'est un drôle de chien,* der Hund stinkt. Meine arme Zungenspitze wird immer dafür bestraft, für das, was Reil seine Zungenspitze vergeht, denn ich muß mir immer das Lachen bis zum Blute verbeißen, wenn ich ihn französisch reden höre. Sie wissen doch von jenem Riesen, der ein Bett hatte, worin jeder sich passen mußte, wer zu lang war, dem wurden die Beine abgeschnitten,

wer zu kurz, wird gereckt. So macht es Reil mit dem Französischen. Er hat ein Ding, worin alles sich schicken muß. Die langen Silben werden kurz, die kurzen lang gemacht. Das ist höchst rührend und sehr grausam. – Ich bitte Brenna um die Erlaubniß, ihr schreiben zu dürfen. Nicht etwa, daß ich fürchtete, sie könnte so grausam seyn, mir dieselbe zu versagen. Sondern weil ihre Erlaubniß zu schreiben, einer Aufforderung es zu thun, einigermaßen ähnlich sehen würde, so gebrauche ich diese feine List, um mir dadurch eine Antwort auf meinen Brief zu sichern.
Leben Sie wohl. Ich küsse Ihnen die Hände mit vielem Anstande und freue mich auf Ihren Brief.

Louis.

108.

Den 7. Jenner 07

Einen schöneren Sonnenaufgang habe ich nie gesehen als der am ersten Tage des neuen Jahres, möge er glückbedeutend für alle u für jeden einzelnen Guten sein. Viel böses hat das Ende des lezten Jahres über uns gebracht u noch ist keine Hoffnung der Änderung. Zeit bringt endlich zu der Ruhe die eigne Lage mit schlechteren zu vergleichen u dann erträgt man mit Hoffnung oder Resignation was über einen verhängt worden. So lieber Louis geht es mir – ich warte ob was geschehen wird u ist der Augenblik da in dem ich mich entscheiden muß so bin ich auch meines Muthes u meiner Thätigkeit gewiß.
Ich höre hier daß für Reil u Gilbert (welche Zusammenstellung!) von französischer Seite etwas geschehen soll, vielleicht wird die Lage in Ihrem Hause dadurch wieder auf alten Fuß gebracht u Sie also nicht in neue Unannehmlichkeiten u gewiß werden Sie für Ihre Studien dann unter R. allein den größten Nuzen haben. Wie leicht lieber L. erträgt sich nicht eine Unannehmlichkeit deren Ende man voraussieht u die eben weiter nicht tiefer eingreifen kann ihrer Natur nach; sie kömt mir vor wie ein momentanes schmerzhaftes Mittel gegen ein tieferes Uebel – ein ordentlicher Mensch verzieht nicht einmal das Gesicht dabei, während ein jämmerlicher sich ungebändig spreizt.

Alle Gemeinheit u Langeweile die Sie jetzt ertragen müßen sehen Sie als ein solches Mittel an u werfen auch nicht die Instrumente zu Boden u treten sie mit Füßen die dazu gebraucht werden, denn was können die Armen dafür sie müßen ja ihrer Natur nach das sein was sie sind – eine Mauer umgiebt ihre eigne Leere, eine feste undurchdringliche Mauer durch die nichts dringen kann es nähere sich ihr in welcher Gestalt es wolle. So nun, mein guter Louis, meine ich, daß *wie Recht* auch manche Leute haben Ihnen die Einbildung auf Ihren Verstand vorgehalten zu haben, sie Ihnen doch wieder so viel wirklichen Werth geben u zugestehen daß Sie sich wundern wie Sie nicht ganz sich abschließen können von jenen Gemeinen selbst ohne es sie merken zu laßen u so um bald heraus zu kommen alle Kräfte anstrengen um nur recht viel zu arbeiten u zu erlernen, was Sie zum Zwecke führt. Wenn Sie zum freien Menschen sich gemacht so können Sie ja hin wohin zu gehen Sie Trieb u Lust haben u es recht u gut ist. Sie müßen doch immer noch als das beste erkennen daß Sie mit R. zurü[ck]gegangen u daß Sie dadurch gethan was Ihrem Vater Recht ist u ihn allein aussöhnen kann.

Wir leben hier noch immer in der vorigen Lage, doch sehr ruhig u still u die Dummheit und Unwißenheit in der wir uns bewegen verhindert fast auch alle innere Unruhe. Was geschehen wird weiß Gott allein. – *Kein* Mensch weiß es.

Großing hat mir Ihren Brief gebracht, ich lud ihn ein wieder zu kommen, er war aber noch nicht wieder hier. Wo soll ich mir das französische Lexicon wieder fordern laßen das ich Ihnen geliehen? Sie vergaßen mirs zu geben u ich zu fordern, ich bitte Sie recht ernstlich es in Ihrer Antwort nicht zu vergeßen.

Leben Sie wohl Louis.

Hat Ihr Vater Ihnen noch nicht geschrieben? ich habe noch keine Antwort. Sie hatten Unrecht in seinem Sinne u wir sind darin einverstanden daß er nicht anders als böse sein konnte u deshalb muß es Ihnen lieb sein daß er sich aussöhne.

Adieu Louis der Himmel gebe Ihrem Willen Kraft auszuführen was er für das beste erkennt.

Schreiben Sie mir bald wieder. *H.*

109.

Halle, den 12. Januar 1807

Ich habe Ihren Brief erhalten, liebe Mutter, und mich recht innig darüber gefreut, obgleich mit Bedacht. Denn weise war's zu bedenken, ob ich mich jetzt freuen soll, und *wie*, da meine Lage mich stets ermahnt, mehr dem strengsten Stoizismus mich zu ergeben, als der Rührung von Lust und Unlust, weil letztere größer ist als erstere. Daher hab' ich es vermocht, mit einer Catonischen Kälte Ihr Schreiben durchzulesen. Doch da ich Ihre liebe Namensunterschrift erblickte, obgleich nur die Morgenröthe davon, da entfloh ich alsbald der finsteren Stoa, um mich in dem schönen Lichte zu sonnen, welches meine unterirrdische Wohnung erleuchtet, hier in der Salzstadt. Ich habe wie Sie, den ersten Januar als die Schwelle einer grausen Zukunft mit Schauer betreten, doch es war ein heiliger, unvermischt mit Furcht. Wer doch so viel Muth im Wehe hätte, daß er sich aller Wehmuth erwehren könnte zur bangen Zeit! O wie ist der selig, vor dessen Felsenbrust die Pfeile des Geschicks entkräftet niedersinken, die er lächelnd in seinen Köcher steckt, um sie einst dahin zurückzuschleudern, woher sie gekommen. Die Zeit ist aller Jünglinge Braut, mit der vermählt sie einst ihre Thaten sollen zeugen. Beglückter Jüngling, der die schwangere Mutter so zu wahren wußte vor jedem tükkischen Einfluß, daß die Kinder das Gepräge offenbaren von des Vaters Kraft. Wär' ich ein solcher. . Ach warum gab uns die Natur so lange Augen und so kurze Arme, daß wenn jene sehefähig bis über die Sonne reichen, diese selbst zu klein sind, um nur die Hälfte zu ermessen von unserm kleinen Daseyn. Warum wurde mir vergönnt des Himmels geheime Wonne zu erspähen, wenn ich ewig soll im Staube kriechen? Es ist schändlich, so feige zu seyn, 70 Jahre nicht auf's Spiel zu setzen, um

tausende der Unsterblichkeit zu gewinnen. Ich, ich bekenn' es, wenn die Brust der Wünsche Wiege ist, so wird nie der Doktorhut so nahe meinem Kopfe kommen, als meinem Herzen ist ein Thron. Die besser sind als ich, denen will ich gerne dienen, aber die Philister dieser Erde möcht' ich zu meinen Füßen sehen. Denn unorganisch wie sie sind, wirken sie feindlich auf mich ein, ich muß sie verschlingen, sonst werde ich von ihnen verschlungen. Wie manchmal sprach ich nicht zu mir selber: Du kennst die Eitelkeit der Menschen, doch nicht die Deinige. Und so viele, die unter Dir sind; und die Du für gemein hältst, sie sind besser als Du, und darum verkennst Du sie. So sprach ich, und dankte es meinem Kopfe, mir einen Weg gezeigt zu haben, auf dem mein Herz sich retten könne. Sie wurden beide betrogen. Wenn ich die Dummheit sah, ließ ich sie für Satire gelten, und wohl war es auf meine Augen eine Satire, die so schlecht gesehen. Wo ich die Einfalt hörte, mocht' ich es für Witz halten; doch wie wurden meine Ohren gewitzigt, daß sie so die Einfalt verhört. Fühlte ich die Tücke ihrer Herzen, ließ ich's gern für kluge Kälte geschehen; doch mein Gefühl erstarrte, weil es die Tücke verkannt. Doch genug davon, es ist ein altes Lied mit veränderter Melodie, und einer *Cadence* der Laune. Von keinen gedichtet, von manchen gesungen, von vielen gehört, von wenigen verstanden.

Daß Reil und Gilbert ihren Gehalt wieder bekommen, das ist wahr. Ersterer verdient es, und vom letzteren nimmt mich's auch nicht Wunder. Ist er doch voller Gehalt hinten und vorne, und auf allen Seiten mit guter Hoffnung umgeben. Er ist überhaupt ein exellenter Kerl – ich wollte sagen ein ex–tra elender. Besonders auf dem Catheder. Sein Stimmchen naht sich so leise und so geistermäßig aus weiter Ferne her, daß sich auf der besten Secundenuhr nicht genau bestimmen läßt, wenn er eigentlich angefangen hat zu sprechen. Das Ohr hört, weiß

aber nicht, wo es angefangen hat zu hören. Nun hat er die Gewohnheit, seine Gedanken auf einzelne ungeheftete Blätter zu schreiben. Die kommen nun natürlich oft aus der Ordnung, da er nun auswendig kein Wort hersagen kann, so stockt es. Er räuspert sich, macht einigemal *hem*, und vervielfältigt das letzte m so sehr, daß man tausend Mamas mit versorgen könnte. Findet sich indeß das verlorne Blatt noch nicht, so wird er verlegen. Seine Augen werden warm und roth, sein Gesicht kreideweis, das sieht denn aus wie ein Brief mit zwei Siegeln. Die rothen Augen will er nicht sehen lassen, er setzt daher Daumen und Zeigefinger als zwei Petschaft drauf, bis sie kalt geworden sind. Er zieht immer auf die Naturphilosophie los; aber es bleibt beim Ziehen, denn der Degen kömmt nie ganz aus der Scheide, mit dem er ihr was zuleide thun könnte. Er hat der Reihe nach um alle Mädchen in Halle geworben, aber doch nur um die schönsten. Dieses that er nicht etwa aus Eitelkeit, sondern aus Demuth, um seine Häßlichkeit um so abstechender zu machen. Er trägt eine scharlachrothe West, um seine Gesichtsfarbe zu erhöhen, was aber von Natur zu hoch bei ihm ist, das bedeckt er mit dunkler Farbe, um es in Schatten zu stellen. Einigemale im Winter bittet er sich Damen zum Thee und Abenbrodt, wobei er seine Thermolampe leuchten läßt. Sie brennt ganz herrlich, da seine Unterhaltung es an Wasserstoffgas nicht fehlen läßt. Uebrigens glaubt er witzig zu seyn; aber auf mein Wort, wenn Witz und Wärme einen gemeinschaftlichen Gegensatz hätten, so müßte er auf der Sonne Schlittschuh laufen, und sich ein Haus aus Quecksilber bauen können. Das französische Lexikon, das Sie mir geliehen, versprach mir Grossing gleich den andern Morgen zu überbringen, nach dem Tag meiner Abreise. Ich hätte es für meine Pflicht gehalten, es Ihnen eigenhändig zurückzugeben, ich habe aber dem Grossing Gelegenheit geben

wollen, zu Ihnen zu gehen. Ich begreife nicht, warum er's Ihnen noch nicht gebracht hat. Wenn er Ihnen diesen Brief bringt, können Sie ihn darnach fragen. Sollte er Ihnen aber den Brief durch einen Boten zukommen lassen, und ihn nicht selbst überbringen, so bezeichne ich hier seine Wohnung, damit Sie sich daselbst nach Ihrem Buche erkundigen können:
Große Hamburger Straße Nr. 7. 2 Treppen hoch.
Bei der verwittweten Kammersekretairin Blum.
Leben Sie wohl. *Louis.*

110.

Den 21. April 7

Aergerlich, verdrießlich, wehmüthig u geängstigt da haben Sie meine Stimmung in der ich seit mehreren Wochen fast unverändert bin. Das erste bin ich über mich selbst das zweite über die ewigen Nekereien des Schicksals, das dritte über Entfernung u Tod meiner Freunde u das lezte von mancherlei Nahem und Fernen.
Eine recht böse Zeit habe ich wieder verlebt. Br. u Sara hatten das Scharlachfieber u in der vierten Woche kam Sara nieder u am 7. Tag des Wochenbettes bekam sie ein kaltes Fieber – jezt ist sie eigentlich beßer aber ungeheuer schwach. Br. erholt sich nur sehr langsam u seit 6 Wochen habe ich nichts gethan als die Schwestern gewartet u gepflegt, u an Ruhe ist noch auf keine Weise für mich zu denken. Es geht gewiß wenigen Menschen so gut u schlecht im Leben wie mir, deshalb bin ich auch oft so ganz ausgelaßen lustig u so tief gebeugt, so laut heiter u so still sentimental. Meine Stimmung ist so ungleich u unharmonisch wie mein Schiksal – das innere wenigstens, mein Charakter aber wie das äußere. Ich werde endlich anfangen müßen auf eine gute Natur mehr zu halten als auf etwas Gebildetes. Die Leute loben so Vieles an mir wofür ich gar keinen Dank verdiene, ich thue oder unterlaße es eben weil mirs so kömt, gar nicht aus großen Grundsäzen, die ich mir vorhalte u darnach handle, wäre die Welt nicht u ihr Lob ich wäre viel unbesonnener aber auch viel beßer. Sie sehen ich

bin nicht faul mich zu loben, aber auch andere lobe ich gerne u. viel Freude würde mirs machen wenn ich Sie loben könnte. Laßen Sie mich Ihnen mit dürren Worten wieder sagen was ich von Ihnen gehört: Louis führt sich sehr gemein auf. Sie wißen es nicht Louis wie weh es mir thut, daß Sie so ganz zu Grunde gehen, daß ich einen edlen Menschen voll Sinn fürs beßere, voll Verstand in Ihnen verloren sehe. Ich weiß recht wohl daß nichts Sie retten kann, was nicht aus Ihnen selbst hervorgeht u hätte auch das wenige nicht sagen sollen was ich gesagt habe, man spricht ja aber oft mit sich selbst laut – u weiß es doch gewiß vorher. Ich hoffte noch immer daß der beßere Sinn in Ihnen die Oberhand gewinnen würde, hoffte aber umsonst u werde nun bald aufgeben müßen was ich gerne fest hielt. Genug.
Wie lange werden Sie nun noch in H. bleiben? ich glaubte Sie wollten auf Ostern fortgehen. Wie es Ihnen geht u wie Sie in der Welt sich einrichten wird mir immer intereßant bleiben zu hören wenn ich schon nie billigen werde wie schlecht Sie mit sich verfahren und wie Sie sich verschleudern. Ich muß aufhören sonst muß der Brief liegen bleiben.

H. Herz.

111.

Heidelberg, den 9. May 1807

Ihr lieber Brief, meine Mutter, hat mich nach so langer Fastenzeit wieder sehr erquickt. Es hat mir geschmeichelt, Ihre schöne Seele so zu begreifen, daß die Erzählung Ihrer erduldeten Leiden nicht fähig war, bei mir das zu erregen, was man Mitleid nennt. Denn ich weiß wie sie Schmerzen ertragen können, und sie wirklich ertragen. Zwar ist es falsch, wie manche meinen, daß der Geistesstarke von keiner Widerwärtigkeit gerührt werden müsse. Warum sollte es hier denn anders seyn, als mit dem Leibe, dessen Gesundheit, auch die allerhöchste, anerkannt von bösen Einflüssen gestöhrt werden kann? Der Kräftige aber wird sein widerstrebendes Geschick so umzugestalten wissen, daß er es als ein Gesundes in sich

aufnehmen, und seinem Geiste so verähnlichen kann, daß es gleich und eins wird mit ihm. Ich hoffe, daß die Kranken jetzt werden hergestellt seyn, und grüßen Sie sie herzlich von mir.
Wo ich jetzt bin, das werden Sie erfahren, aus dem ersten Worte meines Briefes, aber *wie*? – das hören Sie ferner. Die neuen Verhältnisse, in die ich nun getreten bin, haben mich nicht verändert. Und das macht mir viele Freude, weil es Bürge ist der Klarheit meiner Ansicht, der die Mannigfaltigkeit der Fernen nicht vermag die Einheit des Wesens zu verhüllen. Sonst wenn ich meine Lage wechselte, bin ich selber mit gewechselt, so daß das vorhergegangene mühsame und schmerzreiche Streben, mich kennen zu lernen, nun vergebens war, denn ein Andrer geworden, mußte ich die Arbeit von neuem beginnen. Aber hier bin ich Gottlob geblieben, wer ich war, immer noch der Louis von Halle. Und das, könnten Sie spöttischer Weise meinen, ist gar nicht viel. Ja du lieber Gott, da weiß ich freilich nichts anders zu erwiedern darauf, als ein selbstisches Lächlen, welches mich schadlos halten muß für das Lob aller Welt. Aber wissen möchte ich doch, wer das ist, der Ihnen von mir erzählt hat, daß ich mich gemein aufführe. Ich weiß nicht wer, auf dessen Aussage Sie Gewicht legen, Ihnen so was hat sagen können. Uebrigens ist es mir immer unerklärlich geblieben, wie manche Leute in Halle – ich kann sagen, viele – sich die Mühe genommen haben, mich zu bekritisiren, und mich schlecht zu finden. Denn es ist bei jenen Menschen nicht der Fall wie bei Ihnen, daß sie mich meiner Kraft nach beurtheilen, und mich tadelten, weil sie meinen, es wäre schade um den Louis. Denn sie erkennen schlechterdings nichts Gutes an mir. Ich hatte sonst geglaubt, die Hallenser hielten mich wenigstens für klug, und könnten mich blos meiner Sonderbarkeiten, und der Sucht wegen, die sie mich andichten, sonderbar zu *schei-*

nen, nicht leiden. Allein auch darin betrog ich mich. Ein Student (der gar kein übler Mensch war), mit dem ich mich kurz vor meiner Abreise gezankt, und nachher ausgesöhnt hatte, versicherte mir auf sein Ehrenwort, ich Louis Baruch sey in der ganzen Stadt als ein halber Narr, und in der halben Stadt als ein ganzer Narr – (welches ist schlimmer?) – bekannt. Wahrhaftig nicht erschrocken, aber ganz verwundert war ich darüber.

Die Herrlichkeit der Gegend um Heidelberg und das hübsche Leben überhaupt, das man hier führt, kann ich nicht genug beschreiben. Ich bin erst hergekommen und noch nicht ganz arrangirt. Nächstens schreibe ich Ihnen viel, und etwas Neues von mir. Adieu.

Ich bitte Sie, den inliegenden Brief an Grossing zu besorgen. Es ist mir daran gelegen, daß er ihn gleich bekomme, und ich weiß seine Adresse nicht. Ich habe in Frankfurth eine Stelle für ihn geworben, die sehr gut ist, und ich muß darüber schleunige Antwort haben, ob sie ihm genehmig ist. – Ihren letzten Brief habe ich erst vor 8 Tagen in Frankfurth erhalten. Man hatte ihn von Halle dahin geschickt.

Meine Adresse: *An Herrn Baruch,* logirt in der *Schiffsgasse,* beim Schreiner *Crall.*

Louis.

112.

Brl. den 15. Juni 7

In Heidelberg also u so plötzlich daß niemand etwas wußte u Sie selbst mir kein Wort vorher davon sagten, nun viel Glük dazu. Jezt stehn Sie ja ganz allein, wie thut Ihnen denn das? Wenn die neue Lage auch keine Veränderung in Ihnen hervorgebracht so muß Sie Ihnen doch eine Art von neuem Gefühl gegeben haben, denn so frei als jezt waren Sie noch nie, so ganz sich selbst überlaßen u wenn der Louis hier zu Grunde geht ist es noch viel mehr Schade als es vorher war weil es nun seine Schuld ganz allein ist, doch darüber wollen wir nicht mehr

sprechen Sie gehn zu Grunde weil Sie es wollen, denn mit klarer Ansicht kann man allein nur wollen u da jeder seine eigne hat, so wird es nach der meinen nie aufhören mir leid zu thun daß Sie so wollen.
Ich lebe jezt so vergnügt als ich leben kann, Schleiermacher ist hier u liest *Collegia*, ich wohne bei Reimers im Thiergarten u Schl. wohnt bei Reimer in der Stadt, wir sehn uns täglich, gehn spazieren u sprechen mit einander von u über alles, mehrere Hallenser kommen oft hinaus zu Schl. u dort höre ich denn was kluge Männer sprechen u freue mich wenn ich verstehe wie sie es meinen. Schl. ist die Wünschelruthe von allem was in mir ist, er weiß es hervorzuziehen mit Einem Streiche u unvermerkt.
Meine Kranke sind alle so ziemlich hergestellt u Brenna wird, um völlig hergestellt zu werden, nach Prenzlow gehen, ich werde dann sehr allein sein u viel im Thiergarten wo ich meine Bücher u meine Menschen habe; wie lange ich diese schöne Freiheit noch genießen werde ist ungewiß denn wenn nicht sehr bald Friede wird muß ich Berl. verlaßen u irgend wo ein Unterkommen suchen um nicht wie ein Feuerländer da zu sizen u mich nicht bewegen zu können, ich werde wol irgend wo etwas finden das mir behagt u auf kurze Zeit ist es auf jedem Falle nur, nach dem Kriege bekomme ich meine Freiheit wieder. Jezt glaube ich mir Muth genug die Trennung von meinen Verwandten zu überstehen mit Leichtigkeit, meine vier Phäle in denen ich Herrin war mit Ruhe verlaßen zu können, ich fürchte aber daß wenn das Ganze mir näher tritt es mich all meine Kräfte kosten wird um Aufrecht zu bleiben. Mit mancher Aufopferung habe ich mir meine Freiheit erhalten, es wird mir nicht leicht werden sie aufzugeben – noch schreien meine Freunde daß ich Berlin verlaßen will, ich werde aber thun, was ich thun zu müßen glaube.
Ihr Heidelberg soll eine ganz göttliche Lage haben u ordentliche Menschen sind ja auch drin, was kann Ihnen also fehlen. Wenn Sie die Hofräthin Seckel einst sehen so grüßen Sie sie von mir, noch kenne ich Caroline Rudolphi u Voßens – Bök kömt auch zu Michaelis hin –.
Sind Sie jezt fleißiger? oder sind Sie auch hierin der alte Louis? Ich thue jezt nichts eigentlich außer daß ich versucht

habe ein paar kleine Geschichten zu machen die mir ziemlich gut gelungen sind, ich werde sie nun lange liegen laßen u wenn sie mir nachher noch gefallen sie bekandt machen.
Warum warten Sie auf diesen Brief bis Sie mir das Neue schreiben was Sie mir von sich verkünden?
Wie haben Sie Frankfurt u wie Ihren Vater gegen sich gefunden? Wie machte sichs daß sie von Halle gingen u haben Sie vorher promoviert?
Ihren Brief an Großing habe ich besorgt.
Leben Sie wohl u schreiben Sie mir bald wie es Ihnen innerlich u äußerlich geht.
Br. u Sara die einen hübschen Jungen hat, die Mutter u Jette grüßen Sie.

Adieu. *H.*

113.

Heidelberg, den 25. September 1807

Liebe Mutter!

Nun, da ich beginne zu schreiben, frage ich mich, warum ich es so lange nicht gethan habe, und kann es nicht begreifen. Vielleicht darum nicht, weil mir die Zeit so schnell vorübergeflossen, die Tage wie Stunden, und dieser Sommer wie ein Tag. Oder war es unterblieben; weil ich die schöne Natur, die mich umgiebt, und mir so nahe liegt, meiner Trägheit fröhnend an die Stelle setzte der Entfernten? Aber ich blicke jetzt herab auf meinen alten zerrissenen Ueberrock, den ich mir in Berlin habe machen lassen, und ersehe, daß es noch nicht so lange her ist, daß ich dort war. Denn weil die Theile desselben noch einige Anhänglichkeit zu einander haben, so schließe ich daraus in meiner Cynischen Philosophie, daß der Freundschaftsbund noch kein Jahr kann alt seyn. Und so ist es auch, denn der October ist noch nicht da. Wissen Sie noch, wie Sie mich damals zum Beschützer haben nehmen wollen, um, wenn Ihr Haus geplündert werden sollte, die große

Armee zu verjagen? Weinen möchte ich doch, daß keine Gelegenheit kam, meinen Heldensinn aufzuthun. Und dieser Wunsch ist nicht grausam, denn nicht blos hätte ich Sie allen Gefahren sicher entrissen, sondern Sie würden sich auch in meiner Gegenwart nicht einen Augenblick gefürchtet haben. Nun, liebe Mutter, wie haben Sie indeß gelebt, während dem Wochenbette der Zeit? Ja, ja, ich weiß es, man mußte leise auftreten, um die zarte Kindbetterin nicht zu stören. Aber bei Gott, ich hätte Pathe seyn mögen, einem Kinde meinen Namen geben; und ich hätte die herkulischen Säuglinge nicht gefürchtet, die schon in der Wiege Schlangen erwürgen. Das Berlin muß doch künftig einen traurigen Anblick darbieten, so ganz leer wird es seyn an Genüsse der Gegenwart, an Freuden der Erinnerung und an Hoffnung. Die Patrioten werden bluten, und die es nicht sind, und es auch nicht scheinten, werden geneckt werden, oder doch in stetem Argwohn leben. Die Reichen können ihren Reichtum nicht vermehren, und die Armen werden Hunger sterben. Man wird es ja nicht wagen, ein fröhliches Gesicht zu machen, aus Furcht den Trübsinn des Hofes zu beleidigen. Ich habe gelesen, daß alle Pensionen abgekürzt werden, darf ich Sie fragen, ob Sie davon auch getroffen werden? Was wird denn nun aus dem Hallischen werden? Wissen Sie nicht wo Reil hinkömmt, und wo wird Schleiermacher bleiben? Wenn man bedenkt, wie doch alles sich geändert hat, daß wer vor einem Jahre die Augen geschlossen hätte und sie jetzt wieder öffnete, die Welt doch gar nicht erkennen würde. Die Zeit hat wie ein Erdbeben alles unter einander geworfen, dieses erhöhet, jenes erniedrigt, und vieles in einen fremden Raum gesetzt. Wie folgereich ist es nicht für viele, die auch nur ihre Situation haben wechseln müssen, ohne sonst vom Unglück einen Stoß zu erleiden. Und auch diese kleineren Veränderungen sind einflie-

ßend auf die ganze Welt, denn es ist eben so wichtig, daß Schleiermacher seine Ethik wird hier lesen und nicht dort, als nur die neue Regentschaft irgend eines Reiches. Die Madeweis möchte ich sehen als Postministerin, so eine hallische Exellenz stelle ich mir gar komisch vor. Ob sich wohl Reil wird von seinem neuen englischen Garten trennen können? Es ist doch gar häßlich, wie kalt ich dessen Haus verließ, worin ich beinahe vier Jahre gelebt habe, und wie kalt ich entlassen wurde. Was wäre wohl aus mir geworden, wenn ich einige Jahre früher in dieses Haus gekommen wäre, als mein Leben noch keine Richtung hatte. Ich habe noch vor einiger Zeit von der Reil einen Brief erhalten. Die finstern pädagogischen Begebenheiten haben doch vieles gebessert, aber nicht ihre Orthographie. Der Brief fängt an mit: „Teurer Herr Luis", und schließt: „Ihre von Ihnen lang gequelde Freundin."
Ich befinde mich übrigens sehr wohl hier, und mir würde noch besser seyn, wenn nicht allerlei possierlich Malheur meine Situation etwas zweideutig machte. Nämlich da ich nahe an der elektrischen Atmosphäre der Frankfurter Judengasse wohne, so kömmt mir dann und wann von dorther ein Gewitter über den Hals. Das heißt: mein Vater, der bald zufällig, bald absichtlich, hierher kömmt, benutzt die Gelegenheit, seinen Herrn Sohn die Revue passiren zu lassen. Da nun aber die Taktik neuerer Zeit und die meinige, von der älteren meines Vaters sehr abweicht, so folgt natürlich, daß er immer mit mir unzufrieden ist. Nun schleudert er Blitze auf mich herab, die nicht eher nachlassen, bis sie mich erschlagen haben. Um sie nun um so eher los zu werden, stelle ich mich sehr bald an, als hätten sie mich getroffen, das heißt, ich fange an rührende Thränen zu vergießen. Aus Koketterie thue ich es nun wahrhaftig nicht, denn der Spiegel hat mir gesagt, daß ich mich, wenn ich weine, gar erbärmlich

ausnehme. Sondern ich weine, weil dieses mein Vater für Reue ansieht Sie müssen aber nicht denken, daß die väterlichen Predigten blos auf Geldverschwendungen Bezug hätten, denn über solche hätte ich mich gar nicht zu beklagen, aber er mischt sich in mein Studiren, welches mir sehr lästig ist. Denn nicht so thut er es, daß er sich überhaupt darum bekümmerte, ob ich fleißig sey oder nicht, denn dagegen könnte ich doch auch nichts einwenden. Aber er mischt sich darin, *wie* ich studire, und giebt mir allerley gute Lehren. Weil ich jetzt nämlich außer Obhut bin, so meint er, ich verstünde es nicht, meinen Studienplan mir selber einzurichten. Als ich in Frankfurth war, mußte ich Gott weiß bei wie vielen Doktoren herumgehen, um sie zu fragen, was ich in Heidelberg hören solle. Wenn ich nun meinem Vater vorstellte, daß ich das so gut verstünde, wie nur irgend ein Doktor, fängt er an zu zanken. Ferner examinirt er mich zuweilen, nicht aus Wißbegierde, sondern um zu sehen, ob ich meine Sache verstünde. Da soll ich ihm nun sagen, was man in der Wassersucht brauche? was der Galvanismus sey? Natürlich antworte ich, was mir zuerst einfällt. Aber es macht mir viele Verdrießlichkeit.

Ihren Gruß an die Hofräthin Seckel habe ich überbracht. – Haben Sie nicht einen gewissen Julius gekannt, der aus Hamburg ist, und bei Feßler im Hause lebte, gerade zur Zeit als auch ich in Berlin war? Dieser studirt jetzt hier. Es weiß aber keiner ausser ich, daß er ein Jude ist. Es studiren einige Juden hier von guter Familie, es ist aber merkwürdig, wie ängstlich es diese Menschen zu verbergen suchen, daß ihr Ahnherr gehinkt hat. Mann sieht nie zwei Jüden mit einander gehen, oder auch nur sprechen, welches bei andern vermögenden Studenten gar nicht vermieden werden kann, da die Vergnügungsörter sie alle zusammenbringen.

Ich habe Ihnen, während ich zuletzt in Berlin war, einen

Traum erzählt, wie mir eine Todtengestalt erschienen sey, mir mein nahes Ende verkündigt habe und mir versprochen, 8 Tage vor meinem Tode mir ein Zeichen zu geben. Vor einiger Zeit, gerade ein Jahr nach dem Traume, erschien mir dieselbe Gestalt, und sprach: nun ist es Zeit, und erwürgte mich im Schlafe. Ich hielt dieses für das versprochene Zeichen, und erwartete mit aller Ergebenheit, die einem Nichtchristen möglich ist, meinen nahen Tod. Um indessen der Gestalt jeden Vorwand zu benehmen, ihr Versprechen zu erfüllen, hielt ich mich in allem sehr mäßig. Ich trank viel Wasser, um meine Einbildungskraft abzukühlen, und studirte Reimarus Logik. Und so kam es denn, daß ich nicht starb als die Zeit heran kam, welches mir sehr lieb war. Diese Geschichte sollte in den Reichsanzeiger kommen, und würde sehr zum Troste gereichen der nervenschwachen Menschheit.

Ich will jetzt schließen. Grüßen Sie Brenna von mir. Wissen Sie noch meine Adresse, ich will sie noch einmal hersetzen. *L. Baruch.*

Beim Schreinermeister Crall in der Schiffsgasse.

114.

Berlin den 14. Jenner 8

So wie nichts in der Welt ganz gut u ganz schlecht ist so sind es auch die Menschen u die Zeiten nicht. Kummer u. Elend hat man geglaubt müße in Berlin herrschend werden u noch ist es nicht so, man sieht noch viel fröliche Gesichter obschon die meisten Menschen klagen, im ganzen wird man arm u im einzelnen reich, äußerst wenige können ihre Reichthümer vermehren aber keiner stirbt eigentlich Hunger, man geht spazieren u man tanzt u doch ist jezt schon viel Elend, wird aber noch viel mehr werden; es hält sich alles eine Zeit lang aus u während des Aushaltens wird es oft beßer oder es hält sich nicht aus, nun dann ist es vorbei.

Von Henriette

Was die öffentlichen Blätter Ihnen gesagt haben ist wahr, viele Pensionen werden gar nicht die meisten halb u keine ganz bezahlt zu den mittelsten gehört die meine u deshalb muß ich so lange Berlin verlaßen bis sie wieder ganz bezahlt wird. Ich gehe mit dem frühesten Frühjahr nach der Insel Rügen, wo ich, wie Sie wißen Freunde habe, zu einer Freundin ins Haus u warte dort ab was über mich ergehen wird, ich lebe kostenfrei u mache mich dafür ihren Kindern nüzlich die ich mancherlei lehren will, lebe bei Menschen die mich viel mehr lieben als ichs verdiene u die ich nicht genug lieben kann.
Ihre Briefe können Sie übrigens doch immer nach Berl. schiken, meine Adresse an meine Mutter abzugeben, oder umgekehrt.
Wenn das schöne Project wirklich noch ausgeführt wird daß in Berlin eine Universität errichtet werden soll so kann noch sehr viel Gutes von hier ausgehen – u wenn wir erst vor allen Gästen befreit sein werden, das [dan?] kömt es gewiß zu Stande.
Bis jezt sind Wolf, Schleiermacher, Schmalz u Froriep hier, die drei lezten lesen *Collegia* die des ersten sind nicht zu Stande gekommen weil er sie zu hoch im Preise hält u man hier kein Geld hat. Reil hofft man noch immer soll kommen, doch weiß man es nicht, da besonders jezt die hallische Universität wieder hergestellt wird u Niemeier beständiger Director u Canzler ist.
Die falschen Thränen die Sie weinen finde ich sehr viel häßlicher als daß Sie kalt aus Reils Haus schieden, diese Menschen waren Ihnen nie etwas u Sie ihnen eben so wenig. Gewohnheit ersezt nur dann Anhänglichkeit wenn diese nicht durch positive Dinge gehindert wird, was indeß hier der Fall war. Sehen Sie lieber Louis ich sage Ihnen hier mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit daß man Sie lieb haben muß um Sie leiden zu können u daß man manches Äußere oder vielmehr manche Äußerungen ganz abrechnen, ganz vernichten muß, um Sie lieb zu haben. Es ist eine sonderbare Disharmonie in Ihrem Wesen, Sie haben etwas Tiefes, fast melancolisches in Ihrem Blik, etwas Schweres in Ihrem ganzen Sinn u doch haben Sie die Eigenschaften eines solchen Characters nicht, weder Stätigkeit noch Fleiß, noch Mäßigkeit u gar nicht vorher sehen kann ich es wie wunderlich sich das alles in einer späteren Zeit an u in Ihnen gestalten wird – noch immer kann ich die Hoffnung

nicht aufgeben daß Sie doch noch etwas Gründliches lernen werden, u nicht meinen werden mit dem Anfang schon das Ganze zu haben.
Ich bin gesund u all die Meinen. Brenna ist fortwährend in Prenzlow wo sie sich beßer als in Berl. befindet. Nathan der sich reich liefert ist auch mit Frau u Kind dort, ich werde sie alle sehen denn ich reise über Prenzlow.
Leben Sie wohl u sein Sie nicht so karg u pünktlich im Schreiben.

H. Herz.

II

Billets an Jeanette Wohl

1817–1830

[1817 bis 1819]

1.

Mit Goethes Faust.

Ihn trieb ein heißes freudedurstig Sehnen
Weit vom Friedenswahn der stillen dunklen Brust
Ins ferne Land der Wahrheit und der Tränen;
Dort fand er Schmerzen statt der gesuchten Lust.

Es ist ein schwarzes Los dem Mann beschieden,
In des Lebens Kampf siegt er verblutend nur;
Doch ohne Schwert genießt das Weib den Frieden,
Als hohe Fürstin der menschlichen Natur.

Von ihrem Mond sanft-dämmernder Gefühle
Die heitere Lust ihr still und labend blinkt,
Wenn *er* ermattet von des Tages Schwüle,
Aus dem Freudenbecher neue Gluten trinkt.

Wie heißt die Seltne, der beides ward geschenkt,
Des Mannes Klarheit und der Frauen Milde,
Die so weiblich fühlet, aber männlich denkt? –
Ich forscht' – und fand es unter Deinem Bilde.

Ich habe mir dieses Gedichtchen schlau ausgedacht, um dem kleinen Geschenke, das es begleitet, *neben* ihm einen Wert zu verschaffen, und ich wäre zugleich erfreut und betrübt, wenn der Schatten des einen nicht stark genug sein sollte, um das andere herauszuheben. Vollkommene Beruhigung erwarte ich nur von der Nachsicht Ihrer Freundschaft für beides. Vergessen Sie nicht, wie liebenswürdig Sie sind, und lassen Sie meiner Pünktlichkeit in Bezahlung aller Schulden Gerechtigkeit widerfahren.

Ihr Freund
Dr. Baruch.

Frankfurt, den 20. März 1817

2.

Der Geist des Weibes soll Blüten tragen und nicht Früchte. Das Streben nach dem *Nützlichen* ist des Mannes ernste düstre Bestimmung; aber das Weib, das sich solchem ergibt, entadelt seine Natur. Das Aufsuchen des *Vorteilhaften* ist eine Verrichtung des Hasses, der Mensch fühlt sich die Natur feindlich gegenübergestellt, er zieht zu einem Eroberungskriege gegen sie aus und findet seinen Gewinst in der Beute, die er dem Feinde entreißt und in sich aufnimmt. *Lernen* ist jener Kampf und *Wissen* diese Beute. Das Weib als solches darf eines Zwiespaltes zwischen sich und der Welt sich nie bewußt sein. Das Reich des Schönen, dessen Bürgerin es sein soll, ist das der Liebe, wo alles eins ist und ungeteilt. Sie darf nicht suchen das Schöne und Gute, was sie außer sich erkennt, in sich aufzunehmen, sondern sie soll in dasselbe eintreten und sich mit ihm verschmelzen.
Ich will nicht sagen, daß das weibliche Geschlecht sich nicht gleich dem Manne zu unterrichten suchen soll, aber es darf, wenn es so tut, darin nur einem blinden Naturtriebe und nicht einem kalten und deutlichen Befehle des Verstandes folgen. Das Weib, das eine *Leere* in seinem Geiste fühlt, wird dieses Gefühls nie ledig werden, und wenn sie alle Wissenschaft erschöpfte; sie ist verdammt, das Faß der Danaiden zu füllen.
Ich kam auf diese Sätze, als ich es mir deutlich zu machen suchte, warum ich mit so vieler Unbehaglichkeit es ansehe, mit welchem großen Eifer eine meiner Freundinnen liest und lernt. Nicht *daß* sie dieser Neigung, aber etwas in der Art, *wie* sie sich ihr hingibt, stört mich ganz unaussprechlich. Es ist dasselbe unbehagliche Gefühl, mit welchem ich ein Frauenzimmer essen und lesen sehe. Lernen ist ein Essen des Geistes, und in beiden, in jener körperlichen wie in dieser Seelenverrichtung, spricht sich der

Egoismus aus, welchen die Weiber vergessen machen sollen. Man darf nur erst erfahren, daß ein Weib ein *für sich bestehendes*, von der Natur abgesondertes Wesen ist, wenn man sie mit Händen angreift; das Ohr soll sie nur als Musik, welches die Weltsprache ist, und das Auge nur als eine Blume wahrnehmen, die, in der Erde wurzelnd, eins ist mit ihr.

An Madame Wohl
Hochwohlgeboren
Dahier

3.

[Aus einem Kollektivbrief, abwechselnd mit Jeanettes Freundinnen Rosette und Fanny Ochs geschrieben.]

Guter Gott, ich will Ihnen schreiben, und der Schmerz, Sie nicht zu Hause gefunden und heute noch gar nicht gesehen zu haben, raubt mir alle Gedanken. Ich habe nur noch die Finger zu meinem Gebrauche, und mit diesen hoffe ich auszureichen, die beiden dummen Mädchen neben mir, denen ich preisgegeben bin, in Ordnung zu halten. Versichern Sie Ihrer Schwester, daß ich sehr betrübt über ihre Unpäßlichkeit bin. Gute Nacht, liebe Jeanette, – liebe Madame, wollte ich sagen, verzeihen Sie mir. Dr. Baruch.

– – – – – – – – –

Daß ich für alles das, was ich heute entbehren muß, nur wenigstens Ihre liebe Handschrift sehen und küssen dürfte! Ach, schicken Sie nur ein einziges Wort zurück, es braucht nicht einmal an mich gerichtet zu sein! Nur Ihren Namen.

4.

Auch gestern kamen Sie nicht, und Sie hatten uns doch das Glück, Sie wiederzusehen, so sicher hoffen lassen.

Ach, teuere Freundin, wie mich diese Trennung von Ihnen schmerzt, ich will es auch nicht einmal versuchen, dieses mit Worten auszudrücken. Wenn ich nur wenigstens Abschied von Ihnen hätte nehmen können. Und besuchen kann man Sie nicht bei Ihrer Schwester? Nicht eine kleine Minute? Nicht auf so lange, als ich Zeit brauche, Ihnen meinen Kummer und meine Freude zu zeigen? Nur ein einziges Wort von der lieben Hand geschrieben, die ich so lange nicht habe küssen dürfen, wie glücklich hätte es mich gemacht. Sie wollten es nicht, und vielleicht hatten Sie recht, es zu unterlassen, es hätte mich doch nicht gesättigt. Liebe Freundin, ich habe es in diesen Tagen Ihrer Abwesenheit mit Schrecken erfahren, wie unentbehrlich Sie für meine Ruhe geworden sind — mit Schrecken, denn ist es nicht töricht, sein Glück an ein Gut zu binden, das nicht unser gehört und uns in jedem Augenblicke entzogen werden kann? Und wenn dieses so ist, bin ich dann nicht auch ein Tor? Ob ich ein Tor sei oder nicht, möchte ich es in den Blicken meiner Freundin lesen, wenn ich sie wiedersehe! Aber wie undankbar ich bin. Mit welcher Milde und Gutmütigkeit haben Sie nicht schon meine Freundschaft und ihre Ausdrücke geduldet, und nun dringe ich Ihnen vielleicht das peinliche Gesetz auf, meine wärmere Neigung von sich abweisen zu müssen — Ihnen, himmlische Seele, die Sie nicht einmal einen Sprachlehrer zu verabschieden über sich vermögen, — ach vergeben Sie meine Offenheit meiner Verwirrung. Nur der Schmerz, von Ihnen getrennt zu sein, gab mir auch den Mut, diesen Schmerz in seiner ganzen Größe zu schildern. Darum eilen Sie zurückzukehren, Sie werden auch dann zwar nicht weniger geliebt, aber mit solchen Geständnissen weniger beunruhigt werden. Sie sehen, daß Ihr Vorteil hier mit dem meinigen verknüpft ist. Ach wäre es immer so!

Wenn Sie auch heute nicht nach Hause kommen, und

wenn ich nicht zu Ihnen kommen darf, könnten Sie Ihrem Freunde den Trost einer einzigen Zeile versagen? Ich küsse in meinem Herzen tausendmal die Hand, von der ich mein Glück zu empfangen oder meine Verzeihung zu erbetteln habe. Dr. Baruch.

An Madame Wohl
bei Hrn. Reinganum

5.

Ein junger Künstler hat auf seiner Durchreise nach Italien nachstehendes aus dem Stegreif komponiert. Die Gegenwart einer großen Künstlerin, die ihn begeisterte, hat viel dazu beigetragen, diesem Versuche einen Wert zu geben. Hr. Schmitt wird um sein Kennerurteil ersucht. Aus der Oper *„Der eifersüchtige Zuckerbäcker“* von Rossini.

[Folgen einige Noten; darunter: O schocolado Plezio. Caro amico—co—co—co.—ad libitum.]

6.

Mein Bedienter ist heute unglücklicherweise vor 9 Uhr nicht zu mir gekommen, so daß mein Billett S. [vermutlich: Schmitt] nicht mehr zu Hause getroffen hat. Ich werde Mittag bei Ihnen anfragen, ob ich etwa um 2 Uhr zu ihm nach Sachsenhausen gehen soll.

7.

Liebe gnädige Frau!

Sie wünschten sich Schillers Werke. Könnte ich ruhig schlafen, solange Sie einen Wunsch haben, den ich erfüllen kann? Ich habe die Bücher bekommen. Nehmen Sie sie von mir zum Geschenke an; ich will auch recht artig

sein, Ihnen alle Tage etwas vorlesen und Ihnen alle mögliche Freuden zu machen suchen. Auch will ich Sie dafür sehr liebhaben, noch 6 Wochen länger, als ich mir es vorgenommen.

An Madame Wohl
Wohlgeboren
Dahier

8.

Wenn die Sonne sich mit Wolken überzieht,
Das schmerzet nicht; denn es geschieht
Des erdbefruchtenden Regens willen
Und um der Menschen Hunger zu stillen.
Doch verbirgst du mir dein Angesicht
Und deiner Augen süßes Licht
Und deine Worte, die mich nähren,
Was gibst du mir für dies Entbehren?

9.

Möchte doch meine Schrift, die Ihnen so lieb ist, die Ihnen so manche frohe, mir so manche glückliche Stunde gemacht — möchte sie nur dieses Mal ihre Wirkung nicht verfehlen! Sie haben oft dem Schreibenden verziehen, was der Sprechende vergangen, tun Sie es jetzt wieder! Warum mußten auf die ersten drei Tage, wo ich so unaussprechlich glücklich war, daß ich selbst keinen Dank für Sie fühlte, denn alles schien mir nur ein Traum zu sein — warum mußten so viele schmerzliche darauf folgen? Es ist gleichviel, wer das verschuldet, Sie oder ich, ich wäre ruhig, wenn ich wüßte, daß ich es hätte. Ich verliere nichts dabei, weder in meinen noch in anderer Augen, mich einmal mehr fehlerhaft gezeigt zu haben; aber Sie verlieren dabei, und das ist es, was mich schmerzt.

Wäre ich wert, Ihr Freund zu sein, wenn ich Ihrer Verzeihung nicht würdig bin? Sie klagen sich selbst an, wenn Sie keine Nachsicht für mich zeigen.
Vergeben Sie mir, was ich gefehlt habe, und was Sie nicht vergeben können, vergessen Sie.
Überwinden Sie sich, Ihre Güte ist so groß als mein Kummer. Zürnen Sie nicht länger, Sie zerreißen mir das Herz.
Nur weil ich gar nicht daran zu denken brauche, Ihre Wünsche zu erfüllen, bin ich so unglücklich, ihnen manchmal entgegenzuhandeln.

10.

Verschmähen Sie das kleine Geschenk Ihres Freundes nicht, und wenn Sie es auch nur mit dem hundertsten Teile der Lust annehmen, mit welcher ich es gebe, dann bin ich schon glücklich genug.

Am 1. Juni 1818 Börne.

11.

[Aus einem Kollektivbrief mit Rosette, Süßchen und Fanny Ochs, deren hier zuerst gegebenen Beitrag Börne auch verfaßte.]

Da ist auch mein Gruß, liebe Jeanette. Ich mußte mich aus einem eignen Grunde der Hand eines Sekretärs bedienen. Diesen Vormittag nämlich war ich, wie alle, beschäftigt, Kuchen zu backen. Als ich nun einen süßen herrlichen Teig geknetet, steckte ich aus Leckerhaftigkeit drei Finger in den Mund, um sie abzulecken, und ging dabei mit so vieler Hast zu Werke, daß ich mich blutig biß und mich daher zum Schreiben unfähig machte. — Nach der Hochzeit schreibe ich Dir weitläufiger. In Deinem Briefe, den wir heute erhielten, sind mehr Fehler,

als Du selbst hast, nämlich *einer*. (Reißen wird nicht mit ß, sondern mit einem s geschrieben.) Wenn das Dein Lehrer, der Dr. Börne, erführe, er hätte den größten Ärger daran. Lebe wohl und amüsiere Dich recht sehr. – In der größten Verwirrung grüße ich noch Juste und Gette.

12.

D. 14. Juli 1818

Die Freude, Ihnen zu schreiben, liebenswürdige Freundin, darf ich mir nicht lange gönnen, denn ich habe heute alle Hände voll mit dem Ausgeben meines Journals zu tun. Möchten Sie doch recht vergnügt sein. Ich habe gedacht, ich würde nächsten Freitag nach Schwalbach reisen dürfen, aber jetzt fürchte ich, daß es nicht gehen wird, denn ich möchte zuvor mein 2tes Heft vollenden, welches bis dahin nicht fertig sein wird. Vielleicht 8 Tage später. Wie leid tut es mir, daß meine Schrift Ihnen wenig Unterhaltung geben kann, da das wenige Angenehme darin Ihnen schon bekannt ist. Ich grüße meine lieben Mädchen und Ihren Schwager. Adieu. Kommen Sie bald wieder. Mit Ihnen ist auch mein Geist abwesend, erbarmen Sie sich meiner Abonnenten, die für 3 fl. 45 kr. gute Einfälle von mir zu fordern haben.

Adieu, liebe Freundin. Dr. Börne.

Die Fanny hat mir noch folgenden Auftrag gegeben. Ihr Dienstmädchen hat sich von ihr den Wochenbetrag des ihr von Ihnen bestimmten Kostgeld[es] *vorausbezahlen* lassen. Sind Sie damit zufrieden?

13.

Ich möchte verrückt werden. Ich könnte Sie sehen morgen abend und muß statt Ihrer ein Gespenst sehen. („Die

Ahnfrau" in der Komödie.) — Der Schmitt reist in Gesellschaft der alten Samson und ihrer Töchter, da bekommen Sie gute Gesellschaft: ein Schmidt mit Hammer und Amboß. — Kommen Sie in dieser Woche zurück? Ihre Schwester habe ich täglich besucht, sie aber nicht immer zu Hause getroffen, so war es gestern und heute der Fall. — Haben Sie mit Ihrem Freunde die Briefe Müllers zu Ende gelesen? Werden Sie eine Rheinreise machen? Einen Ersatz (einen kleinen) können Sie mir dafür gewähren, daß ich morgen nicht nach Wiesbaden komme — Bewundern Sie mich, daß ich es nicht tue. — Die Fanny will auch noch auf dies Papier schreiben, ich werde ihr die andere Seite überlassen. — Ich elender, geplagter, miserabeler Mensch, ich grüße Sie äußerst herzlich und Ihre beiden Trabanten und Ihren Schwager.

Dr. Börne.

[18. Juli 1818]

14.

Da ich bestimmt vorherweiß, daß ich heute abend um 9 Uhr in große Verzweiflung geraten werde, so will ich vorsichtig sein und mir, zur Verminderung der Gefahr, den unausbleiblichen Schmerz freiwillig inokulieren. Der Mensch sollte es mit allen seinen Leiden so machen, ja mit dem Tode selbst, dessen ganzes Übel ja nur in der Vorstellung u. in der Furcht besteht. Ich nehme daher eine feine Lanzette in die Hand und bringe mir damit folgende Kuhpockenmaterie bei, indem ich an der Stelle der Haut, welche das Herz bedeckt, eine kleine Wunde mache.

Der Vorhang fällt; dir klopft das Herz von vergangner quälender Langenweile u. kommender Freude. Welcher Teufel treibt dich fort, oder welcher Engel zieht dich an? Du hast noch niemals den Vorhang fallen sehen, denn

während er in der Luft schwebt, hast du dich aus dem Hause gedrängt. Glaubte nicht neulich jemand, du seist der Portier am Theater, weil du jedesmal die Türe aufriegelst, welche nur beim Weggehen den Leuten geöffnet wird! Du hast es genau, gewiß auf einen Schritt ausgerechnet, welche Diagonallinie über den Paradeplatz die kürzeste zur Katharinenpforte sei. Du kriechest unter den Ketten durch, um eine Minute u. drei Schritte zu gewinnen. Bist nun endlich am Eingange deines Edens angekommen (Deine Hand ist früher vor der Schwelle als dein Fuß, um vorauszuklingeln) wie vermehrt sich da erst deine Ungeduld, ob du schon dem Ziele nahe bist. Du lehnst dich mit dem Rücken an die Tür, um es gleich zu fühlen, wenn sie aufgeht, da es sich schon zugetragen, daß du dieses weder gesehen noch gehört u. dadurch eine ganze halbe Minute Seligkeit verloren hattest. Du konntest dich niemals entschließen, dir die Zeit zum Abbürsten der Stiefel zu nehmen. Endlich bist du an der Türe, sie ist verschlossen. Madame Wohl ist ausgegangen u. kommt nicht zum Tee, sagt das Mädchen. Sie hat Dich gewarnt, warum hast Du nichts geschrieben? Du siehst, daß sie Dich lieber hat als sich selbst, sonst würde sie ja Deine Gesellschaft, welches ihre Freude ist, nicht deinem Wohle aufopfern? Tröste dich, Freund. Es ist wahr, du kannst heute vor Mitternacht nicht einschlafen, du wirst drei bis vier qualvolle Stunden verbringen, aber gehen diese nicht vorüber, u. ist nicht morgen alles vorbei? Gehe nach Hause, weine, tobe, aber tröste dich; es ist ja alles Deine Schuld. — —

Der Teufel soll mich holen, wenn ich heute etwas anderes zu schreiben fähig als dieses. Liebe, gute, angebetete Freundin, haben Sie nur dieses Mal noch Nachsicht mit mir. Mein Leib ist in Europa, aber mein Herz in Amerika; dessen Sonne geht abends erst auf. Ich weine drei Tassen voll Tränen u. trinke sie statt Tee u. ohne Zucker

hinunter, wenn Sie sich mir diesen Abend rauben. Ich erwürge Sie, wenn Sie es tun, aber wenn Sie mir Gnade erzeigen, nur diesmal noch, werde ich Ihre Hände mit Dankbarkeit und Rührung ganz aufküssen.

15.

Guten Morgen, Ihr Grazien auf der Pfingstweide!
Das Gedicht, welches ich zu diesen Blumen gemacht habe, ist noch nicht fertig; es wird aber sehr schön, und ich werde es noch im Verlaufe dieses Sommers nachliefern.
Vormittags 10 Uhr Dr. Börne.

An Frau *Wohl*
Dito Mademoiselle *Wohl*
Dito Dito *Rindskopf*

16.

Teure Regina!
Durch das Rasseln der Wagen und das tobende Geschrei aller der habgierigen Krämer, welche die gegenwärtige Messe auf den Straßen versammelt, klingt mir der freundliche Zuruf meiner sanften Regina süß in das innere Ohr meines Herzens. Ach, was ist das Leben des Menschen! Ein Traum nur; aber welch ein Traum, ein Heidelberger Traum, voller Frühlingslüften, Düften und grünenden Triften. Und die kleine Julie, wie geht es ihr? Ja, wohl haben Sie recht, daß Sie sagen, im Leben sei Ihnen eine neue heitere Musik aufgegangen. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch ich bin eine Virtuosin.

[Von Jeanettes Hand: Scherz, fingierter Br.]

17.

Ich gehe heute abend ganz sicher ins Theater. Gestern habe ich Sie nur eine halbe Stunde, nur bei unfreund-

lichem Talglichte, nur unter andern gesehen, wo wie immer nur die Brosamen Ihrer Freundschaft mir zuteil wurden. Sie nötigten mich sogar früher als gewöhnlich wegzugehen. Ich bin hungrig, aber tränenvoll schlafen gegangen. Darum schenken Sie mir doch jetzt eine Viertelstunde freundlichen Gesprächs. Ach ich Unglücklicher! Soweit meine Erinnerung zurückgeht, vieles Glück habe ich bei Ihnen genossen, aber alles habe ich Ihnen abstehlen, abzwingen müssen, freiwillig und ungebeten gaben Sie mir nichts. Lassen Sie mich, liebe Freundin, nur noch diese, wer weiß wie wenige, Tage froh sein. Mein Kummer entgeht mir nicht. Ich betrüge Sie diesmal nicht; ich gehe heute gewiß ins Theater und sehe Sie den Abend, wie gestern, vielleicht nur eine Viertelstunde. Kommen Sie. Andere brauchen Sie nicht so nötig als ich, sie haben mehrere Freuden im Leben; aber ich habe nur ein Glück, und nur einen Schmerz, sie ruhen in Ihnen.

18.

Meine gute Freundin

Nichts hätte mir mehr Freude machen können als Ihr Brief, denn ich habe nie aufgehört, an Sie [zu] denken und mich dankbar der freundlichen Aufnahme zu erinnern, die ich in dem Kreise Ihrer liebenswürdigen Familie gefunden hatte. Ich zweifle gar nicht daran, daß Sie zur nächsten Messe nach Frankfurt kommen werden, Sie sind zu gut und zu vorsichtig, als daß ich glauben könnte, Sie hätten eine so schöne Hoffnung in mir rege gemacht, ohne gewiß zu sein, daß sie auch erfüllt werde. Brauche ich es erst zu sagen, daß Sie, Ihr Bruder und Ihr Vater bei mir wohnen müssen! Da ich ganz allein bin, so werde ich dann, von Ihnen umgeben, mich leichter als Ihr Gast, als Ihre Wirtin denken. Aber bringen Sie Ihre ganze Sommergarderobe mit; denn ich lasse Sie nicht eher wieder fort, als bis es Ihnen bei uns friert. Ich habe

alle Ihre Freunde gegrüßt; sie freuen sich Ihres Andenkens. Adieu, liebe Freundin, und bleiben Sie mir so gut, als ich es Ihnen bin.

[Von Jeanettes Hand: Scherz, fingierter Brief.]

19.

Liebe Freundin

Es ist möglich, daß ich Mittag nicht kommen kann. Den besten Teil des Essens genieße ich auch, wenn ich wegbleibe: Ihre freundliche Einladung dazu. Vergnügen Sie sich; das ist der herzliche Wunsch Ihres Freundes. B.

20.

[Ein im Format der „Zeitschwingen" gedrucktes Blatt.]

Seiner Freundin und Prüferin,
der Frau
Jeanette Wohl,
bittend und dankend geweiht.

„Gib mir bescheidenen Sinn, der mein Urteil vor Stolz bewahre; verleihe mir Anmut, daß meine Reden mild werden, gewähre mir Freundlichkeit, welche Schwächen vergibt, und den klaren Blick, der das Verworrene löst."
So flehte ich zum Himmel, und da rief eine Stimme herab: „Opfere der Bescheidenheit, der Sanftmut, der Huldgöttin, der sonnenhellen Verständigkeit, und du wirst erhört werden."
Offenbach, am 22. August 1819

Dr. Ludwig Börne.

21.

Sie ahnden wohl nicht einmal, liebe Freundin, in welcher Sympathie ich mit Ihrer Schwester stehe, sonst würden

Sie Mitleid mit mir haben. Seitdem sie krank ist, bin ich es auch. Werden wir bald gesund werden? Ihre Schwester beklage ich nicht, denn sie wird von Ihnen gepflegt, aber wer tröstet mich Ärmsten? Ich kenne Ihr teilnehmendes edles Herz und weiß gewiß, daß Sie an dem Bette einer Leidenden nichts anregt, was sich sonst in der Welt begibt, es müßte in der Welt der Freundschaft und der Liebe sein. Nun, einer Begebenheit aus *dieser* habe ich soeben beigewohnt, und ich will Sie Ihnen mitteilen; aber ich setze voraus, daß Ihr Gefühl meinen trocknen kurzen Bericht erfrischen und beleben wird. — Heute war Dr. Reiß' Geburtstag. Rosette ließ ihm diesen Morgen von unbekannter Hand Blumen zuschicken. Der Lieblose ratet nach allen Seiten herum und läßt sich nicht einmal einfallen, wem er dieses Zärtlichkeit atmende Geschenk zu verdanken habe. Er kömmt zu Rosetten, bleibt nur kurz bei ihr und ist überaus kalt und empfindlich, daß diese ihn nicht bedacht habe. Er läuft zu Henrietten in der Meinung, daß von ihr die Blumen kommen. — Soeben jetzt kehrt er zu Ochs zurück, erzählt abermals die Geschichte, und wie ihm die Geberin erst hintendrein in den Sinn gekommen sei. Rosette weint einen Strom von Tränen, und ich, der nicht schwimmen kann, rette mich so schnell als möglich aus dem Zimmer. — Von anderer, aber wirklich unerratener Hand, hat Reiß ein silbernes Schreibtäfelchen bekommen. — Wenn, teure Freundin, wird man Sie wiedersehen? — Oder wenn es länger dauert, kann man Sie und Ihre Schwester nicht besuchen? Dr. B.

22.

Kurzer Unterricht für meine Tochter Jeanette, wie sie sich bei dem ihr bevorstehenden Mittagsessen zu verhalten habe, um den Ruf eines wohlerzogenen Frauenzimmers zurückzulassen.

Liebe Tochter!

Da Du jetzt in die Jahre trittst, wo ein Mädchen anfängt, die europäische Aufmerksamkeit zu erregen, und wo man ihr jeden Schritt nachmißt, so wirst Du von Deinem besorgten Dich zärtlich liebenden Vater gewiß mit Dank die Regeln aufnehmen, die er für Dich bei Deinem heutigen öffentlichen Erscheinen entworfen hat. Ich kann nur kurz sein, aber da wo meine Rede der Erläuterung bedarf, wirst Du sie bei Deinem Freunde, dem Dr. Börne, finden. Diesem lieben jungen Mann kannst Du Dich überhaupt in allen zweifelhaften Lagen des Lebens anvertrauen. Er liebt Dich, er achtet Dich, und ich wäre der glücklichste Vater, wenn Deine Neigung meinen Wünschen entspräche.

Zuerst sei auf Deinen Putz bedacht. Man kann auf die schönste der eigenen körperlichen Gestalt entsprechendste Art angezogen sein und dennoch in einer Gesellschaft auffallend erscheinen. Jede Versammlung von Frauenzimmern hat ihre Tonleiter, man kann nach Gefallen hoch oder niedrig auf derselben stehen, man kann einfach oder glänzend gekleidet sein, man kann aber, ohne Mißklang zu erregen, nicht in einer andern Tonart auftreten, man darf kein Mollkleid anhaben, wenn die übrigen in Dur dasitzen. Dieses abgerechnet steht Dir am besten an, was Dir zuerst als das Beste einfällt; sobald die Eitelkeit zu wählen anfängt, wird das Gefühl fürs Schöne stumpf und der Sinn fürs Schickliche verwirrt gemacht. Ein himmelblaues Kleid müßte Dir schön anstehen, die Farben, die man trägt, sollen etwas Vaterländisches haben.

So geputzt darfst Du nicht allein über die Straße gehen. Ohne die Einfassung eines Mannes würdest Du aussehen wie ein verlorner Demant, den jeder glaubt finden zu dürfen. Wenn Du Dich gegen den Dr. Börne mit mehr Aufmerksamkeit und Schonung betragen hättest, so wür-

de er sich gewiß ein Vergnügen daraus gemacht haben, Dich zu begleiten [im O: bekleiden!]. Aber Du hast diesen lieben jungen Mann schon so oft gekränkt, daß ich sehr daran zweifle, daß er sich dazu verstehen wird: Indessen kannst Du es versuchen. Du mußt es aber dahin zu bringen suchen, daß er Dir auf der Straße den Arm reicht. Es sieht sehr häßlich aus, wenn ein Doktor und ein Engel getrennt nebeneinander herlaufen.

Da bei dem Feste gewiß alles sehr glänzend wird eingerichtet sein, so sei nur auf Deiner Hut, daß Du beim Eintreten ins Gesellschaftszimmer nicht ausrufst „Ach wie schön!" Zwar wirst Du dies von manchem, der später kommt als Du, sagen hören, allein das hat eine andere Bedeutung.

Suche es zu vermeiden, daß Du nicht zwischen zwei Herren am Tische zu sitzen kömmst. Ein so gutes und artiges Mädchen wie Du muß sich in dieser Lage nur peinlich fühlen; denn sie wird gegen jeden gleich aufmerksam sein wollen, und da es unmöglich ist, sich nicht von einem mehr angezogen zu fühlen als vom andern, so wird man zwischen Neigung und Pflicht, wie beim Fahren auf holperigem Wege, beständig hin und her geworfen. In allem, nur nicht hierin, darfst Du den Dr. Börne zu Rate ziehen. Befrage vielmehr Deine eigenen noch ganz jungen Erfahrungen hierüber; sie werden Dir sagen, daß man in einem solchen Kampfe nicht siegen könne, daß man ihm darum ausweichen müsse.

Esse nicht zu viel, liebe Tochter; das ist Dein einziger Fehler, Du bist eine große Fresserin. Ein gesittetes Frauenzimmer soll nie Hunger zeigen. Dem Manne ist Essen ein sinnliches, dem Weibe darf es nur ein ästhetisches Vergnügen sein. Nur einige Leckerbissen darf sie zu sich nehmen. Das gemeine Bedürfnis soll sie in der Einsamkeit befriedigen. Wenig Rindfleisch, nichts Gesalzenes, keinen Senft! Das macht Durst. Es gibt nichts Wider-

licheres als ein dürstendes Frauenzimmer. Verschmachte lieber, ehe Du zu trinken forderst, und erfahre dabei, was es für ein Gefühl ist – verschmachten.
Esse nicht von solchen Speisen, die Du nicht ganz verzehren kannst, und von welchen Du gewisse Teile, als Knochen, Gräte, zurücklassen mußt. Hinter einem mit Überbleibseln unverdaulicher Sachen angehäuften Teller wird auch das zarteste Geschöpf sich wie ein Husar ausnehmen.
Wenn Du noch einmal Blumenkohl essen möchtest, aber siehst, daß keiner mehr auf der Schüssel ist, so frage den Dr. Börne, wie man sich in diesem Falle zu verhalten habe. Für mich Ungelehrten ist diese Aufgabe zu hoch.
Teile keine Bonbons mit Devisen an Deine Nachbarn aus, man kann nicht wissen, was darin steht.
Knüpfe keine neue Bekanntschaften an, damit Du die älteren Schulden Deines Herzens pünktlich bezahlen kannst.
In der Unterhaltung sei fein und witzig. Dein Nachbar könnte Dir sagen: Mademoiselle, ich habe viel gegessen, aber mit vollerem Herzen als Magen verlasse ich den Tisch; darauf erwidere *Du*: Das leicht gesättigte Herz verdient nicht, daß man es sättige. *Er*: Eine so reizende Köchin wie Sie findet immer hungrige Gäste. *Du*: Der Hunger ist der beste Koch. *Er*: Wie meinen Sie das? *Du*: Ich bitte Ihnen. *Er*: Aber Mademoiselle . . . *Du*: Lasse Se mer main' Menuche. *Er*: Befehle Se an Stückche Kuche?
Biete den Zahnstocher, den Du selbst gebraucht hast, keinem andern an und stecke keine silberne Löffel ein: das schickt sich nicht.
Komme abends zur gehörigen Zeit nach Hause, um die Gegenfüßler des Wollgrabens zu beleuchten. Dein amerikanischer Doktor wartet mit der größten Sehnsucht auf Dich. [Vgl. Nr. 13]
Lache nicht, lächle; esse nicht, essele.

In Gegenwart anderer darf ein Frauenzimmer nur zum Trocknen der Tränen das Schnupftuch gebrauchen.
Rede mit Männern nur immer von Dingen, die Du nicht verstehst, denn das, was ein Frauenzimmer versteht, interessiert keinen Mann.
Sei nicht zu liebenswürdig. Tod ist Tod; ob einer in Wasser oder in Madera ertrinke, das ist alles eins.
Liebe denjenigen am meisten, der Dich am meisten liebt.
Hat Dein Nachbar die Ungeschicklichkeit gehabt, das Salzfaß umzustoßen, so sei artig und sage ihm: Man muß es Ihnen verzeihen, Sie verbrauchen viel davon zu Ihrer Unterhaltung. Sagt er darauf: Mademoiselle es kommt *Ihnen* nicht zu, mich einen Verschwender zu nennen, dann sagst Du: Daß ich nicht wüßte!

[Winter 1819/20 bis 1830]

23.

Ich habe kein Hemd mehr, das ich als Muster schicken könnte. Die kürzesten Kragen müssen noch kürzer gemacht werden, doch mit Vorsicht, die überhaupt in diesen kriegerischen Zeiten nie zu vernachlässigen ist.

24.

Ich komme erst gegen 3 oder 4 zu Ihnen. Ich bin sehr verliebt, aber sehr fleißig.

B.

Verlieren Sie das Koscherzettelchen nicht.

25.

Man bittet keine Hunde mitzubringen und nicht zu rauchen.

26.

Ich werde wohl vor 3 Uhr nicht zu Ihnen kommen, weil ich im Arbeiten bin u. erst um 4 esse. Bleiben Sie zu Haus.

B.

27.

Die nach West und Osten wohnen,
Blumen, Menschen aller Zonen
Früchte Nord- und Südgeboren,
Rote Wangen, krause Mohren.
Süßer Schlag der Nachtigall,
Der Hyäne grimmer Schall,
Strenger Ernst, Liebgekose,
Hohe Palm', süße Rose.
Sarg und Wiege, Tod und Leben,
Was sie nehmen, was sie geben.
Schlacht-Gefahren, weich gebettet,
Hier verloren, dort gerettet;
Wie sich Glück zu Mut gesellt,
Der Feige stürzt in seinem Zelt.
Judentücke und Christenlist,
Was Mensch gewesen, was er ist.
Kampf der Freiheit, Ehrbegierde,
Männerschmach und Männerzierde.
Der Liebe Glück, der Liebe Kummer,
Wache Klagen, Friedensschlummer.
Finstrer Eifersucht Gefahren,
Liebende die sich entpaaren.
Gift und Dolche, Zungenstich,
Der Verleumdung Natterschlich.
Bettlerhütte, Schloß und Turm,
Talesstille, Bergessturm,
Schmerzgelächter, Lustgewimmer,
Kronen-Rost, Veilchen-Schimmer.
Weise Narrn, tolle Weise,

Flink im Schlaf und lahm zur Reise.
Schicksals Schwert und Zufalls Spott,
Engel, Teufel, Höll' und Gott.
Mitleids Trän' in Herzensnot,
Tröstung gegen bittern Tod.
Lustgeschwätz zu frohen Tagen,
Schneller Witz auf alle Fragen.
Was den Menschen treibt und hindert,
Freuden und was Schmerzen mindert;
Narrenreden, kluge Sprüche,
Mutters Segen, Vaters Flüche.
Hellen Geistes offne Briefe,
Kranker Schwärmer Rätseltiefe.
Greises Locken, Mädchenwangen,
Winterschnee und Mai-Verlangen.
Wie es euch gefällt so tut,
Ende gut ist alles gut.
Der Komödie Irrungen,
Des Trau'rspiels Verwirrungen,
Still zu Tod, Lärm um nichts,
Leer hält's Eis, betreten bricht's.
Lust'ge Weiber, Handelsmänner,
Die und die der Ware Kenner,
Fruchtlos alle Müh' der Lieb',
Dem Bettler Tür, G'schenk dem Dieb.
Wintermärchen, Sommernachtstraum,
Was ihr wollet, schafft Zeit und Raum.
Schiffbruch, Sturm und Sonnenschein,
Kühlend Wasser, Feuerwein.
Bittre Lieb' unerhört,
Falsche Lieb' die betört,
Der Geliebten süßer Kuß — —
Alles — Shakespeares Genius!
Und des Freundes stets gedenk',
Der Dir bringt so reich Geschenk.

Morgens 6 Uhr am 4ten des Monats, worin Sie am wenigsten geliebt werden. 1821.

28.*

Liebe Mutter, kannst du mir vergeben,
Daß ich hart gegen dich gewesen?
Ich werde ernstlich mich bestreben,
Von meiner Grobheit zu genesen.

Erlaube mir, daß ich gehe
Ins Kaffeehaus der tausend Säulen.
Ich werde bald auf flüchtiger Zehe
Wieder heim zu dir eilen.

O süße himmlische Jeanette,
Du meines Lebens höchste Lust,
Darf ich, eh ich gehe zu Bette
Mit Eis kühlen meine heiße Brust?

29.

Liebe Schwester

Ich freute mich sehr, daß Du wieder einmal Veranlassung gefunden, mir zu schreiben. Ich höre gar nichts von zu Hause, und auf einige Briefe, die ich schon längst geschrieben, habe ich keine Antwort erhalten. Ich habe mit Mad. Wohl u. Demois. Hirsch wegen Deines Antrags gesprochen. Sosehr sich letztere auch durch Deine gute Meinung und Dein Zutrauen geschmeichelt fühlt, kann sie sich doch nicht entschließen, eine Stelle als Gouvernante anzunehmen, da ein solches Verhältnis mit ihrer Neigun nicht übereinstimmt. Ihr Wunsch u. Streben ist, als Gesellschafterin eine Anstellung zu finden. Wenn Du, liebe Schwester, diesem sehr empfehlungswürdigen Frauenzimmer vielleicht dazu beförderlich sein könntest, so

* [Nr. 28–31 vermutlich Paris und Montmorency 1822–24]

würdest Du ein gutes Werk stiften. Mad. Hirsch wäre es besonders wünschenswert, nach München zu kommen, weil dort ein bayrischer Offizier wohnt, dem sie ihr Herz geschenkt. Mad. Wohl, die bald Deine Schwägerin sein wird, läßt sich Dir bestens empfehlen. Sie bittet Dich, auch den Vater dazu zu bestimmen, daß er mir einige 1000 fr. schenkt, weil ich u. Mad. Wohl es sehr nötig brauchen. Die Garderobe für Frauenzimmer ist hier gar zu teuer. Adieu liebe Schwester. Grüße den Vater u. die Mutter u. die Herren Brüder herzlich.

Ganz Frankreich spricht davon, was der Vater für ein reicher Mann sein soll. Ich sage aber allen Leuten, ich könnte das unmöglich glauben. Hast Du nicht vielleicht eine goldne Uhr u. Kette zu entbehren? Meine Braut quält mich, ich soll ihr eine kaufen. Wie bereue ich's, daß ich mich in diesen Schwindel mit Mad. Wohl eingelassen habe.

[Unten auf dem Blatt von Jeanettes Hand: Scherz zum Necken]

30.

Die 10 Gebote

1. Du sollst zu Hrn. und Madame Flammand gehen und ihnen fordern, was noch fehlt, Sekretär Tisch etc.

2. Du sollst nicht ängstlich werden, auch wenn ich erst spät, um 8, 9, 10, 11, 12 oder gar erst um 1 Uhr zurückkomme.

3. Du sollst auf heute abend für Brot besorgt sein, denn ich werde hungrig sein, da ich für das wenige Geld, das Du mir gegeben, mich nicht satt essen kann in der Stadt.

4. Du sollst dem Mädchen sagen, daß es mir künftig sobald es aufsteht, und wäre es auch vor 5, Wasser zum Tee beistellen soll.

5. Du sollst während meiner Abwesenheit mit keinem Manne auch nur ein Wörtchen sprechen.
6. Du sollst das Buch von Lascasas fertig lesen.
7. Nimm Gründe an
8. Du sollst Gründe annehmen
9. Du sollst Gründe annehmen
10. Nimm Gründe an.

31.

[Das folgende Zettelchen kann kaum an Jeanette gerichtet sein; vielmehr könnte es Reinganum während seines Pariser Besuches 1823 gegolten haben.]

Meine Frauenzimmer sind so hungrig wie die Wölfe und haben mich verhindert, auf Sie mit dem Essen zu warten.
Übrigens wären wir doch nicht zusammengeblieben, da Sie heute abend in die Oper gehen. Sie brauchen nicht früher als 6 Uhr dahin zu gehen.

B.

32.

Morgens 6 Uhr im Bette
1ster Tag nach der Sündflut

Sie haben gewiß geschlafen wie eine schuldbewußte Sünderin, und ich habe geschnarcht! So wird die Tugend belohnt! Froh war ich, daß Sie ausgezogen, die Flut war fürchterlich. Bis zur halben Treppe stand das Wasser. Unsere Arche war vollständig mit allerlei Vieh versehen, immer ein Männchen und ein Weibchen: Ich und Pauline, Herr Weber und seine Frau, Lisette und Herr Müller, Hannchen und Georg. Mir war nur angst vor Ihrer Angst um uns. Haben Sie gestern auch gehört von dem umgeworfenen Nachen? Ich weiß nicht, ob alle gerettet worden. Die Weibsleute sahen das Unglück aus Ihrem

Schlafzimmer mit an und schrien und weinten wie Wahnsinnige. Ich habe so etwas in meinem Leben nicht gehört. Geben Sie meiner Taube ein Oelblättchen mit. Adieu. Ihr

Noah

[Unten auf dem Blatt von Strauss' Hand: In Heidelberg nach der großen Ueberschwemmung. 1825]

33.

[Mit verstellter Schrift:]

Teuerste Mutter!

Heute ist mein 40ster Geburtstag, heute verlasse ich die Kinderjahre und trete in das Jünglingsalter. An diesem feierlichen Tage danke ich der Vorsehung mit gerührtem Herzen, daß sie mir eine so gütige Mutter geschenkt. Möchte Sie der Himmel noch viele Freude an Ihrem Kinde erleben lassen, dieses ist der sehnlichste Wunsch Ihres gehorsamen Sohnes

Ludwig Börne

An Madame
Madame Wohl
Dahier

[Darunter in der Handschrift Jeanettes: Rüdesheim 6ten Mai 1826]

34.

[Frühjahr 1828, vermutlich mit einem Geschenk nach der Rückkehr von Berlin.]

Horch' dem Ring von Eisen!
Verrät'risch entdeckt er Dir
Den Wunsch, den stillen leisen,
Den er gelockt aus mir.

„Ach wär' der Ring nur kleiner
„Und wär' er doch von Gold,

„Wär' ich es und sonst keiner,
„Dem Deine Seele hold.

„Daß er an Deine Hand
„Um Deinen Finger schlüpfte,
„Und würde so das Band,
„Das unsere Herzen knüpfte!

„Wie wär so göttergleich
„Mein Leben und mein Tod;
„Ich lebt' im Sonnenreich
„Und stürb' im Abendrot.

„Doch hart ist Eisens Klang,
„Es dient den Schmerzen bloß, –
„Herz, hemme deinen Gang,
„Du lebst ja hoffnungslos."

Ob auch Dich er nicht umfing'
Er bindet *mich* – und niemals bricht,
Stark von Eisen ist der Ring,
Wie er so meine Treue nicht.

35.

Es geht zwar etwas besser, aber des Balles wegen will ich ein Narr und vorsichtig sein und heute zu Hause bleiben.
Wenn Sie mich besuchen und nicht allein kommen wollen, sondern mit Pauline, bestellen Sie doch den Dr. Reinganum auch und bringen Sie eine Spielkarte mit.

B.

36.

Ich werde heute wahrscheinlich nicht kommen. Ich habe mir einen Zahn herausnehmen lassen u. muß mich warmhalten.

B.

An
Madame Wohl

37.

Wenn Sie besser geschlafen, als Sie es verdient haben, und muntern Geistes sind, dann bitte ich Sie, den Überbringer dieses, meinen neuen Bedienten, mit prüfenden Blicken zu betrachten und mir mündlich Ihre Meinung über ihn zu sagen. Ich hoffe, er gefällt Ihnen und Sie sagen: wie der Herr so der Diener.
Ich habe zwei Bücher draußen stehen, grau gebunden, „Valerius Maximus", aus dem Lateinischen übersetzt. Geben Sie die ihm mit.

B.

An
Madame Wohl
bei Herrn Kramm
auf der Bornheimer Heide

38.

Ich werde heute nicht ausgehen. Es ist ein prächtig Leben, ich brauch mich nicht zu waschen. Schicken Sie mir doch durch den Ueberbringer etwas Tee, u. in einem großen Glase (worüber ein Papier zu legen) 6 Löffelchen Rum. Der im Hause ist schlecht.
An meiner Krankheit sind Sie schuld.
Erstens der Splitter in der Hand.
Zweitens der Pelz
Drittens das Nichtrauchen
Ich möchte es nicht auf meinem Gewissen haben. Die Sidonia habe ich angefangen. Ich und die Sidonia haben noch viel auszustehen, ehe das Buch zu Ende.
Die Schoppenhauer [sic] ist ein weitschweifig Oos.
Es fehlt mir weiter nichts als ein bisschen katarrhalisch Kopfweh. Die Uebligkeiten seit einigen Tagen sind nicht mehr da, u. ich bin gesunder als vorher. Ich glaube, daß ich die nämliche Krankheit wie die Kinder gehabt u. daß

sie mich angesteckt. Vielleicht bekomme ich auch den [ein Wort ausgeschnitten.]

(a) . . . . *Der Ihrige* (a)

39.

Ich bin fast ganz wiederhergestellt, aber ich habe keine Courage und werde wahrscheinlich heute noch zu Hause bleiben. Sie sollen mich aber nicht besuchen, wenn Sie noch Ihr Gänsehalschen haben. Ich bin ruhiger, wenn Sie gar nicht kommen. Die Zeit wird mir mit Marmontel nicht lang.

Ihr Zuckerwasser ist ein herrliches Mittel, meine Heiserkeit ist ganz weg.

Lassen Sie mir durch die Lene *ein Päcktchen Tabak holen.* Geben Sie ihr Geld, und schicken Sie mir sie *sobald als möglich.* Ich habe keinen Tabak mehr.

Adieu Bärbelchen
B.

III

Briefe an Jeanette Wohl

1.

Donnerstag, den 16. Juli 1818, morgens 5 Uhr

Ich stehe etwas früher auf als gewöhnlich, um Ihnen zu schreiben und das wenige mitzuteilen, was ich von Röschens gestriger Hochzeit weiß, das interessiert Sie, und Sie werden es selbst von mir gern hören. Aber was ich nur will, ich weiß ja fast gar nichts. Ich hatte um 1/2 6 abends Ihre Schwester Fanny abgeholt, wir gingen zu Ochs zusammen. Einige Herren waren noch dort, die Weiber spielten. Die Mädchen waren mißvergnügt; sie sagten, beim Mittagsessen wäre es ganz jüdisch hergegangen: ungebetene Gäste hätten sich eingefunden, die gestört hätten. – Mit dem Essen habe man geeilt – das Dessert habe man seiner lieben Familie nach Hause geschickt usw. – Röschen hat ausgesehen wie ein Engel, einen Finger meiner Hand würde ich gegeben haben, hätte ich mich nur eine einzige Viertelstunde als ihren Bräutigam denken können. – Fanny gab mir Ihren Brief zu lesen. In meiner Einfältigkeit hatte ich alles für Ernst gehalten, was Sie schrieben, und mich gefreut, daß Ihnen Menschen begegnet waren, die Sie befriedigen konnten; aber als man mir sagte, es sei alles nur Scherz, war ich traurig darüber, daß Ihre Wirklichkeit von den Phantasiegemälden Ihrer Wünsche so weit abstehe. – Abends nach dem Spazierengehen, da ich wieder zu Ochs kam, war alles vorüber, alles fort, selbst die Neuvermählten schon. Die Glücklichen! Ihr Geld, ihr Essen, so manches können Menschen, wenn sie froh sind, dem Darbenden mitteilen, nur nichts von den Freuden ihres Herzens, nicht einen einzigen Tropfen, und wenn der Bettler, welcher vor ihren Augen verdürstet, auch ihr Freund wäre.

Denken Sie nur, gestern mittag kömmt ein langer junger Mensch zu mir, der mich sprechen will. Es war der Sänger Hillebrand, der mich heftig zu Rede setzte, weil ich ihn in meinem Theaterberichte so sehr getadelt hatte. Ich sagte ihm, er könne sich meines eignen Journals bedienen, um sich zu beschweren gegen das Urteil, und es stände ihm frei, sich, soviel er nur wolle, über den Berichterstatter lustig zu machen. Wäre ich nur gut gelaunt, daß ich Ihnen unsere Unterredung, die sehr komisch war, schildern könnte. Er hatte, ehe er zu mir kam, einem meiner Bekannten gesagt, er wolle mich totschlagen. Davon ließ er sich zwar bei mir nichts merken, denn er war zwar heftig, doch artig. Wie ich aber den langen Kerl vor mir stehen sah, fiel mir bei: wenn er dich prügelte, und ich war so gescheit, ihn zum Sitzen bringen zu wollen, und bot ihm hundertmal einen Stuhl an. Er blieb aber in Positur und setzte sich nicht.

Sonntag war ich in Darmstadt, und sah *Trajan in Dazien*, Oper von Nikolini. Ich werde in meinem Journal von der Aufführung sprechen.

Haben Sie mein Heft, das ich Ihnen geschickt, erhalten? Lassen Sie mich es durch irgendeine dritte Hand wissen! Nicht ein Wort, nicht eine arme Silbe wollen Sie mir schreiben; vielleicht täten Sie es, wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich machen würde. Ich weiß nicht, welches Unglück größer ist, einen Freund nötig haben oder einen entbehren; denn ich leide diesen doppelten Schmerz. Freiheit, Ruhe, wer gibt sie mir zurück? wer tröstet mich, wer muntert mich auf, wer liebt mich? Ich sehe mich täglich von reichen Menschen umgeben, die lieben und geliebt werden, und ich bin der Bettler unter ihnen. Ich hatte einen schönen Traum von einem satten Herzen, der schwebt mir vor und wird mich noch lange, vielleicht immer unglücklich machen.

Ich hatte Herrn Schmitt zugesagt, Sonntag mit ihm nach

Wiesbaden zu reisen, aber ich kann nicht, vielleicht ein andermal. Die Ochsen kommen auch nicht. Sie kommen doch? — Ihre Schwester besuche ich, sooft ich kann, sie sehnt sich sehr nach Ihnen zurück. — Die Fanny (Ochs) hat mich abends schon manchmal geneckt, ob sie mir noch eine Tasse einschenken solle?

Ich wollte Ihnen ein Tagebuch mitteilen, habe es auch mehrere Tage fortgeführt, aber wieder aufgegeben. Ich kann Ihnen nicht so trocken schreiben, als es sich schicken will; lieber gar nicht. Kommen Sie bald zurück? Amüsieren Sie sich recht in Wiesbaden. — Soll ich Ihnen neue Bücher schicken? Wenn Sie mich es vor Sonntag noch wissen lassen, könnte ich Ihnen ja solche nach Wiesbaden schicken. — Ich muß aufhören. Wie gerne schriebe ich noch fort! Ich habe keine Zukunft, was gibt mir Ersatz für die verlorne Gegenwart, und warum opfere ich sie? — Seien Sie froh, teure Freundin, und glücklicher als ich. Verzeihen Sie mir meine Grämlichkeit; ich habe wirklichen Gram, und der Kampf mit ihm ermüdet mich. Dulden Sie die Ausdrücke meiner Freundschaft und meiner unaussprechlichen Verehrung.

Dr. Börne.

Gruß an Ihren Schwager, an Guste und Jette.

Hrn
M. M. Schnapper aus Frankfurt
in
Langenschwalbach
(für Mad. Wohl)

2.

Darmstadt, den 3. August 1819

Nicht allein das Reisen, auch das Abreisen ist mit Gefahren verknüpft. Hören Sie, wie es Ihrem Freunde erging. Schläge und Blitze sind so nahe an mir vorübergegangen, daß ich mich ängstlich zu erinnern suchte, ob ich mit Rührung von Ihnen Abschied genommen und ich ein Vorgefühl gehabt hätte, daß ich Sie nicht wieder sehen würde. Die Traurigkeit meines Herzens, als ich auf der Bank ausgestreckt lag und Ihnen ins liebe Angesicht schaute, fiel mir bei, und ich klagte mit Egmont: „Schönes Leben, süße freundliche Gewohnheit, dich zu sehen und zu lieben, von dir soll ich scheiden?“ Aber die Not ging vorüber.

Ich hatte mir bei einem Darmstädter Retourkutscher im „Goldenen Löwen“ einen Platz bestellt. Als ich zur bestimmten Stunde hinkam, fand ich die Vorderplätze schon von andern besetzt. Ich sagte ihm, rückwärts könne ich nicht fahren, denn da der Wagen nur halb gedeckt und das Wetter trüb sei, so wäre ich im Falle eines Regens nicht geschützt. Der Kutscherkerl bestand auf das bedungene Fahrgeld, und da ich mich dazu nicht verstehen wollte, hielt er mir gewaltsam meinen Mantelsack zurück. Der Schuft von Wirt, der mich von der Polizei her haßt, weil er mir einigemal angesehen, daß ich ihm angesehen, daß er ein Spitzbube, ließ es geschehen, daß mich ein Fremder in seinem Hause auspfände. Ich suchte dem Kutscher den Mantelsack zu entreißen, und wir wechselten einige leichte Stöße. Vergebens; ich war nicht stark genug. Da sagte ich zu mir: Du miserabeler Doktor, würdest du jetzt nicht für einen halben Schuh längere Länge, auch nur unten an den Füßen angesetzt, deinen halben Geist hingeben? (Aber nicht dein Herz, weil etwas darin wohnt, das zehen Goliathshöhen nicht bezahlen.) Ver-

gebens suchte ich mich über meine Stengelgläschen-Figur zu trösten und sagte: wenn der Herbst gut sei, fehle es an Fässern; mein Mantelsack schmerzte mich. Ich lief auf die Polizeiwache, um Hülfe zu rufen; da konnte ich keinen finden. Eine Wache ohne Besatzung! Die Polizei soll es mir büßen in den nächsten „Zeitschwingen". Ich lief zum „Goldenen Löwen" zurück und erneuerte den Streit. Die Leute liefen zusammen. Da schickte mir Gott meinen Bruder. Eben hatte mir der Kutscher den Mantelsack abermals aus den Händen gerissen; „leidst du das, Bruder?" rief ich aus. Dieser packte ihn bei der Brust und sprach: „Will Er hergeben?" Noch hielt er ihn fest. Da nahm ich meines Bruders Stock und schlug dem Kerl auf die Finger. Da wollte er nach mir treten; aber ich machte einen geschickten hohlen Leib, der Narr stieß nach der Luft. Endlich ließ er fahren, ich gab meinen Mantelsack einem tauben Schiebkärcher, ließ ihn auf den Postwagen tragen und fuhr mit diesem fort. Während der Prügelei verglich ich mich scherzweise mit Schmelzle und meinen Bruder mit seinem Schwager, dem Husaren, und dachte: dem Kauz war es eine Freude, sich für mich herumzuschlagen.

Die Gesellschaft im Postwagen war, wenn ich mich so ausdrücken darf, langweilig. Auf der ersten Hälfte des Weges wußte ich noch nicht gewiß, ob Hr. Schwab aus Darmstadt ein jüdischer Passagier sei. Sein reines Deutsch machte mich zuerst aufmerksam. Ich schnuffelte, bekam aber nichts heraus. Endlich, in einem Dorfe hinkt ein Bettelbub' herbei; und mein Hr. Schwab sagt: *„Er schnappt"*. Da hatte sich mein Jud' verschnappt, ich schnappte nach ihm mit meinen physiognomischen Fangscheren, erschnappte nach und nach alle seine hebräischen Züge (meinen mnemonischen Gruß an Wilhelm Schnapper), hielt ihn fest, und jetzt mochte er reden, was er wollte, so erkannte ich ihn; und jedes seiner Worte mußte,

wenn es durch mein Ohr ging, den Judenleibzoll bezahlen. Da er in der Folge immer sagte: „Es blitzt *als* noch“, konnte ich nicht begreifen, warum ich so dumm gewesen. Aber wie blitzte es!

Ein fürchterliches Wetter überfiel uns auf dem Wege. Wir waren in Wolken eingehüllt; das Wasser drang in den Wagen. Eine Frau, die neben mir am Schlage saß, wurde ganz durchnäßt. Ich hätte meinen trocknen Platz ihr abtreten sollen, dachte aber, die ... und ließ sie naß werden.

Um halb zehen Uhr kam ich nach großen Beschwerlichkeiten hier an. Ich setzte mich an die Wirtstafel und aß viele gute Sachen, gar nicht aus Appetit, sondern aus Bosheit, weil ich wußte, daß Sie um dieselbe Zeit nichts zu essen hätten als Kartoffeln in groben Mänteln.

Das Gewitter hatte uns ohnweit Langen getroffen. Das gewaschene Frauenzimmer neben mir fragte in der Angst einmal übers andere: „Habe wir noch *lange nach Langen, lange nach Langen?*“ so daß diese Worte wie ein Brei zusammenflossen und mein Ohr ganz schwindlicht davon ward. Ich wette, Sie können nicht schnell sechsmal hintereinander sagen: Lange nach Langen; ich hab’s probiert.

Nach Tische um halb 11 Uhr machte ich noch einige Gänge durch die Stadt und dachte über mancherlei nach. Nur mit Mühe fiel mir etwas Sentimentales ein, das ich Ihnen schreiben könnte.

3.

Nr. 1 *Mainz, Samstag, den 11. Sept. [1819]*
Abends 8 Uhr

Geschwind, liebe Sanftmut, mich zu Ihnen wenden, damit ich aus meiner Tollheit herauskomme. Da kehre ich von einem Gange durch die Stadt zurück; ich hatte mich gleich bei meiner Ankunft sehr vorteilhaft und christlich benommen, jeder, mit dem ich sprach, bezeigte mir schon die größte Hochachtung. Nun trete ich in die Wirtsstube, fliegt mir laut aufmauschelnd ein [...] in die Arme, drückt mir die Hand: „Wie geht's? Wenn sind Sie gekommen? Wollen Sie mir die Ehre schenken zu einem Glas Wein? Heut abend zum Essen?" Diese Bestie, was wollte sie von mir? Es war der alte Würzweiller aus Mannheim. Erst vor drei Tagen saßen wir in der Harmonie nebeneinander und sprachen uns nicht, konnte er mich in Mainz nicht auch ruhig lassen? Und mich in Gegenwart von zwanzig Menschen als Herzensbruder zu begrüßen! Ich war ganz wild geworden, aber jetzt ist's vorüber, mein Gebet hat gewirkt.

Sie liebe unabonnierteste meiner Leserinnen, soll ich Ihnen über meine Reise hierher berichten? Sie erhalten eine Beschreibung davon auf Postpapier, die andern nur auf Druckpapier und später und mit hundert Druckfehlern.

Die Gesellschaft im Marktschiffe war so auserlesen, daß ich. kaum in das Schiff getreten, eine Pfeife in die Hand nahm, weniger um zu rauchen, als um zu räuchern. (Soeben wird zum Abendessen geschellt, aber ich komme nicht. Wie rauh klingelt das gegen die andere Schelle, die ich um diese Stunde zu hören gewohnt bin! Wird jetzt zum zweiten Male aufgegossen? Ach wäre ich nur schon wieder dabei!) Die Vornehmen saßen oben auf dem Verdecke, das gemeine Volk unten, und so bildeten wir ein wahres Ober- und Unterhaus. Der Bauer- und Hand-

werksstand war in letzterem besonders stark repräsentiert. Ein Jude ganz allein stellte die Kaufmannschaft vor; er handelte, pfiff, benahm sich sehr unbefangen und befleißigte sich einer guten sachsenhäuserischen Sprache. Das kam daher, weil er sich kürzlich in das Christentum hatte hineinheppen lassen. Was mir an mehreren Handwerkspurschen besonders gefiel, war, daß sie ihre Trauben in den Schnupftüchern eingewickelt hatten. Dieses freundschaftliche Verhältnis zwischen Mund und Nase als Wandnachbarn sollten wir Gebildeten auch einzuführen suchen. Ein Engländer las beständig und aufmerksam in einem Buche, warf dabei oft den Blick auf die umliegende [Gegend] und lächelte dabei, auch glaubte ich ihn seufzen zu hören. Ich näherte mich ihm, warf einen Blick ins Buch – und was war's? Raten Sie doch, ehe Sie das Blatt umwenden . . . . . . ein Dictionnaire de poche français-allemand! Während der ganzen Fahrt lag das Buch aufgeblättert vor ihm. Das nenne ich empfindsam reisen.
Bekanntschaften habe ich keine gemacht auf dem Schiffe; es reizte mich niemand dazu. Ich teilte meine Zeit zwischen Schreiben, Lesen und Denken. Ich schrieb bleistiftne Notizen; (an Futterkräutern für reisende Tiere war eher Überfluß als Mangel, und ich hätte mit Herzenslust herumgrasen können, wenn nicht meine Schreibefreiheit beschränkt geworden wäre durch die Ellenbogen meiner Nachbarn); ich las in Goethes „Altertümer am Rhein", und woran dachte ich? Ein Student, der mich schreiben sah, war halbsilbig, als ich mich ihm näherte, um eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, und antwortete mir nur in Vokalen. Wahrscheinlich fürchtete er, ich wollte die Geheimnisse seiner Burschenschaft erforschen. – Wäre es Ihnen nicht auch aufgefallen, liebe Freundin, wenn Sie gehört hätten, was ich gehört, nämlich, daß ein Schiffsmann, der sich mit einem andern zankte, diesem

zugeschimpft: „Eh, du Rammelochse!“ Und hätten Sie sich nicht gleich mir gewundert, daß Wasserleute sich solcher Kontinentalflüche bedienen? Sagen Sie mir das offenherzig, teuerste Freundin!
In Höchst lauerten ein Karpfen und ein schwarzer Bär, um die aussteigende Schiffsmannschaft zu verschlingen. Es gibt nichts Komischers als die beiden Wirtinnen, deren Gasthäuser gegen einander über liegen, an der Türe stehen und sich, je nach ihrer Gäste Zahl, neidische oder schadenfrohe Blicke zuwerfen zu sehen. Mich verschlang der Bär, der aber so fromm war, mir für den nicht getrunkenen Wein keine Bezahlung abzunehmen; das erste Beispiel solcher Großmut, das ich in einem Gasthause je erfahren.
Zwischen Höchst und Mainz las ich in Goethes schon erwähntem Buche ein Kapitel: „Herbsttage am Rhein“. Behagt mir nicht! Seine Bilder kalt wie Marmor, seine Empfindung nur künstlerisch, so vornehm lächelnd, so herablassend zu den Gefühlen unserer niederen Brust! Ich habe ihn nie leiden können. In seinem Werther hat er sich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben.
An der Tür des Schiffes war ein Zettel angeschlagen, worauf geschrieben stand: „Hantlung von Gebrüder Heb Heb in Frankfurt“. Ich sah mit Freude, daß die Juden keine Feinde mehr unter den Gelehrten haben.
Bei der Stelle, wo der Main in den Rhein fällt, stand ich am Maste gelehnt (oder *geliehen*, wie muß es heißen?) und war gerührt. Ich sah lange den Strom hinauf, der mich mit euch verband. Lebt wohl, ihr Wellen ... Doch nein! ich will ein Mann sein!
Als ich in Mainz ankam, ging ich sogleich hinaus am Rhein, um die Militärmusik zu hören, es wurde aber heute nicht gespielt. Ich tröstete mich bald; denn eigentlich war ich mehr aus Furcht vor Ihnen hinausgeeilt und um Ihre Vorwürfe zu vermeiden.

Das erste Haus am Rheinufer ist eine „Ecurie"; davor stand eine *österreichische* Schildwache. Ich habe sie etwas gefragt, nur um wieder die österreichische Mundart zu hören; es liegt etwas Gutmütiges darin, das mir wohl tut. Die preußische Soldaten hier tragen ganz leichte lederne Käppchen, die österreichischen schwere Tschakos. Das ist der Unterschied ihres Geistes und der Abstand zwischen der Konsequenz der einen und der andern Regierung.
Sie haben mich daran gewöhnt, um 10 Uhr schläfrig zu werden, und auch in der Entfernung bleibe ich Ihnen gehorsam. Gute Nacht! Jeden Abend schreibe ich Ihnen, was ich den Tag über gesehen, gehört, aber nicht, was ich gedacht, weil Sie mir dieses verboten haben. Gruß Allen und Jedem! Morgen mache ich Besuche und sehe die Merkwürdigkeiten der Stadt. Ach, mein Ostern, die Zeit meines ungesäuerten Brodes, wäre sie doch schon vorüber!

Dr. Börne
Reisender Journalist.

4.

Nr. 2 Mainz, Sonntag, den 12. Sept. [1819], abends 10 Uhr

Gebe ich Ihnen nicht so genaue Berichte auf Minute und Schritt, gleich einem Feldwebel? Sie sind aber auch immer mein lieber genädiger Hauptmann gewesen. Mein Tagewerk ist nun vollbracht, das war aber alles nur Vorspiel, die Freude beginnt erst jetzt. Gott weiß es, und Sie wissen es, daß ich nicht von der Stelle käme und wie ein Blinder herumtappte, müßte ich Ihnen nicht Rechenschaft geben, wie ich die Entfernung von Ihnen ausgefüllt.
Die Mainzer Morgenstunde, liebe Freundin, hätte für Sie mehr als Gold, sie hätte Essen im Munde, köstliches. Beim Frühstücke gedachte ich Ihrer zweifach, einmal für das Gewöhnliche, und einmal außerordentlich, wegen der herrlichen Eierwecke, von welchen man *zwei* Stücke zum

Kaffee bekömmt. Mürber, balsamischer, süßer, einschmeichelnder gibt es nichts auf der Welt. Sie haben nie geliebt, aber den Pfeilen dieser Wecke hätte Ihr Herz nicht widerstanden. Nachdem ich mit ihrer Hinrichtung und ihrem Begräbnisse fertig war, trug ich meinen Brief an Sie auf die Post. Der Klotz von Postschreiber nahm mir ihn aus den Händen, als wäre es ein anderer, und ich, wie gern hätte ich mich in einen Buchstaben des Alphabets, Konsonant oder Vokal gleichviel, verwandelt, um Ihnen nur unter die Augen zu kommen.
Darauf besuchte ich den Professor Metternich, welcher Verfasser eines in den „Zeitschwingen" stehenden Aufsatzes ist. Ich weiß nicht, ob Sie sich dessen erinnern. Metternich ist ein langer hagerer, wohl sechzigjähriger Mann. Seine grauen Haare bedecken einen feuerigen Kopf. Rasch und jugendlich in seinen Reden, glühend für Freiheit. In den Tagen der Französischen Revolution galt er für das, was er noch ist, für einen Jakobiner. Mehrere Jahre lang schleppte er sich von Kerker zu Kerker fort und hat darum die Anhänglichkeit für eine Sache, für die er gelitten, in sein Greisenalter hinübergebracht. Er spricht viel, gern und schön. Ich konnte und wollte nicht zu Worte kommen. Fernere Arbeiten hat er mir zugesagt.
Er führte mich in die Lesegesellschaft ein, wo alle meine Journale gehalten werden. Sogar das siebente Heft der „Wage" war schon angekommen, welches ich mir nicht anders erklären kann, als daß es durch eine besondere Estafette mußte hierhergeschickt worden sein. Das erste, was ich dort las, war ein langer, heftiger Aufsatz von Lindner in Stuttgart gegen die „Zeitschwingen", wegen einiger Worte, die ich gegen die württembergischen Minister gesagt hatte. Ich werde ihm antworten, ob er zwar mit ausdrucksvollen Worten bemerkt hat, daß er die größte Hochachtung für mich hege. Professor Lehne,

Herausgeber der „Mainzer Zeitung“, den ich besuchte, war abwesend. Darauf ging ich zum Dr. Levita. Er küßte mich so zärtlich, daß ich ihn mit Füßen hätte treten mögen. Ich will lieber einem Hunde in den Schwanz beißen als mich von einem Manne küssen lassen. Auch drehte ich mich dergestalt, daß er mein elfenbeinernes Genick zwischen die Zähne bekam.
Mir wurde hier weder ein Paß noch selbst im Wirtshause mein Name bisher abgefordert. Hier kam mein Polizeihaß und meine Freiheitsliebe etwas in Verlegenheit, und jeder Minister hätte seine Freude daran gehabt. Loben mußte ich, daß man hier ungestört und unbelauert reisen könne, aber es hätte mir doch wohl getan, man hätte an der Wirtstafel meinen Namen gewußt und süß herauf- und herabgemurmelt. Der beliebteste Schriftsteller in der Döngesgasse saß am Tische, als wäre er nichts als ein reicher Kaufmann. In einer Festung sollte doch strengere Polizeiaufsicht sein! – Nach dem Essen schon wollte ich Ihnen schreiben, aber ich taumelte zu sehr, denn ich hatte den feurigsten Rüdesheimer in Menge – trinken sehen. Da stehe ich so empfindungslos und nüchtern, vor der Pforte des großen Bacchustempel! Mir Ungläubigen sollte der Eingang verwehrt bleiben. Ach warum darf ich keinen Wein trinken! Doch, ich will mich trösten. Es gibt auch einen Rausch der Nüchternheit, der dauernder ist und ohne Kopfschmerzen endet.
Spaziergang auf der Brücke. Einem schwachen Auge erschiene die Wasserfläche grenzenlos wie ein Meer. Was ist unser Mainchen dagegen, ein Zuber. Welche Kühle, welche Luft, wie hätten Sie, liebe Freundin, sie hinabgestürzt. Warum waren Sie nicht da, warum sah ich nicht Ihr Trinken, warum komme ich Ungeschickter nur höchstens mit meinem Einsatze heraus, warum wird mir nie ein hoher Treffer? Warum? Ich Undankbarer, sind das Leiden, die man *Ihnen* klagen darf? Und täglich!

Ich besuchte den Dom. Marmorbilder auf Grabsteinen; am meisten Fürsten. Ich liebe die Zeit nicht, wo die Vergänglichkeit von Tausenden die Ewigkeit eines Einzelnen bilden mußte. Diese Kurfürsten mit ihren fetten Wangen, sie waren guter Dinge, ihr Leben lang. Aber ihre Völker hatten keine andere Lust als die des Mastviehes im Stalle – reichliches Futter. Man wolle jetzt nichts Dauerndes, nichts Großes mehr haben, sagen die Götzendiener der alten Zeit. Keine reichbegabte Stiftungen, keine weiten Landgüter, keine Kirchen und Klöster. Aber Pyramiden und Dome können nur gebaut werden, solange es Sklaven und Bettler gibt. Freie und wohlhabende Untertanen hätte man zu solchen großen Werken nie bezahlen können. In der Domkirche liegt *Heinrich Frauenlob*, ein Minnesänger, der vor fünfhundert Jahren lebte und liebte. Im Jahre 1318 starb er, die Mainzer Frauen trugen ihn dankbar zu Grabe. Es lohnt sich wohl der Mühe, die Weiber zu loben, um von ihnen unter die Erde gebracht zu werden! Das tun sie jetzt den Männern am liebsten, die ihnen nicht gefallen.
In der Nähe der Stadt eine alte römische Wasserleitung und ein Kirchhof, wo römische Soldaten von der Welteroberung ausruhen, Grabstein an Grabstein. Auf einigen so deutliche Inschriften, als wären sie gestern erst eingehauen. Der 22sten Legion gehörten die meisten hier liegenden Soldaten zu. Diese war im Jahr 70 von Jerusalem hierhergekommen, das sie unter Titus' Anführung erobert und zerstört hatten. Ich legte meine Hand auf eines dieser Grabmäler, so feierlich wie zum Schwure, und dachte: hier unter diesem Steine modert vielleicht ein Krieger, der einen deiner Urahnen, von dem du in grader Linie abstammst, mit seinem Schwerte erschlagen; oder die Hand, die den ersten Feuerbrand in Salomons Tempel geworfen. Ein österreichischer Artillerist ging vorüber, eine Schneiderfigur. Als Völkerunterjocher hasse ich

die Römer so sehr als unsere neuen Wachtparadenmänner. Aber dort war es das Naturrecht der Kraft, des vorherrschenden Geistes, der Staatsklugheit. Sie besiegten nur verweichlichte, rohe oder einfältige Völker, und die Besiegten waren Knechte der Freien. Aber bei uns, die wir in Europa, alle von gleicher Stärke und Bildung, wir schlagen oder werden geschlagen durch Knüffe und Spione, und wenn wir unterliegen, werden wir Knechte von Knechten. Nicht weit vom römischen liegt luftiger der Mainzer Kirchhof, der erst vor wenigen Jahren angelegt worden. Alter Tod, neuer Tod. Die Toten sind gleich alt.

Mein Berliner mit seiner Frau ist nachmittag angekommen. Wir nehmen uns morgen ein Schiff und fahren bis Rüdesheim und Bingen, den Tag darauf nach Koblenz. Sie reisen mit 2 Kindern, einer Tante, 3 Domestiken und zwei Wagen. Ich wüßte nicht, daß sie sonderlich reich wären. Ich habe die Zeit des Abendessens bei ihnen zugebracht und meinen Tee auf ihrem Bratentisch gegessen. Die Leute gefallen mir. Er und die Frau sind einfache verständige Menschen. Ich habe sie noch nicht die kleinste Berliner Grimasse sagen hören. Er versicherte mir, eine so anständige Gesellschaft wie unsere Harmonie fände man unter Berliner Juden nicht, und dies habe ihn um so mehr überrascht, da er die schlechteste Meinung von ihnen nach Frankfurt gebracht. Sie dulden nicht, daß in Gegenwart der (schon 8jährigen Kinder) von Juden gesprochen werde. Sie sollen das Wort gar nicht kennen.

Ich war drei Minuten im „Sargines", auf dem Sechsbatzenplatz. Eine Bestie sägte eine Arie unter starkem Beifallklatschen. Das Haus ist schön, die Dekorationen sind es auch. Vielleicht frägt Sie jemand, unter welcher Adresse man an mich schreibt. Antworten Sie, Sie wüßten es mehr aus der Theorie als aus Erfahrung, daß man unter der Adresse: *Eskeles in Bonn* an mich schreibe. Von

Koblenz den nächsten Brief, also übermorgen. Adieu, schöne Dame.

Dr. Börne.

Grüßchen, wegen Mangel an Papier.

5.

Nr. 3 *Koblenz, Donnerstag, den 16. Sept. 1819*

Nun endlich, liebe Freundin, darf ich meine Sehnsucht stillen und mit Ihnen plaudern. Die Reise, das Bergebesteigen, Müdesein, unverzögerliche Arbeiten nach Offenbach und endlich, da ich Zeit gewann, ein Wespenstich, der mir die Hand auf einen halben Tag unbrauchbar gemacht hatte, schlugen sich gegen meinen Wunsch, und mein heißes tapferes Herz mußte unterliegen. Ich hatte mir so sicher vorgenommen, Ihnen täglich zu schreiben.

Von Mainz, aus dem mein letzter Brief war, habe ich Ihnen noch einiges nachzuholen. Da ich über die Straße ging, kömmt mir zum zweiten Male eine Bestie von Vetter in den Weg, der aus einem Hause, ohne Hut, wie toll herausrennt, auf mich zustürzt, meine Hand erobert, sie preßt, sich halbtot freut, mich zu treffen (warum gibt es so viele halbe Freuden im Leben?) und mich aufs zärtlichste frägt, warum ich ihn noch nicht besucht hätte. So ruhig und kalt wie eine Leiche antwortete ich: „Morgen komme ich sicher." Es ist zum Erstaunen, wie Leute, die mich zu Hause kaum kennen, mir in der Fremde so gut sind. Ich wollte darum, Sie wohnten im Auslande, liebe Freundin.

Ich hatte mich der Berliner Familie angeschlossen. Ein Schiff wurde gemietet, und um halb 8 Uhr Montag morgens wollten wir abreisen. Die Frauenzimmer waren auch wirklich schon um halb elf fertig. Wir Männer haben Euch einen großen Schmerz und eine große Tugend zu

verdanken, nämlich die Ungeduld und die Geduld, die ihr beide erfunden habt. Ein wahres Wettschleichen hatten die Berlinerinnen angestellt. Als ich in ihre Stube kam, um zu fragen, ob sie in's Teufels Namen noch nicht fertig wären, fand ich den Teufel im Ernste losgebunden. Mann und Frau hatten sich gezankt, und in meiner Gegenwart zänkelten sie sich. Ich lachte sehr ins Fäustchen, denn eheliche Zwistigkeit ist meine Traubensäure, die mich Fuchs abkühlt und erfrischt. Um mich aufzuklären, nahm mich die Frau Preußin beiseite, schälte mir den Zankapfel, zerschnitt ihn in kleine Stücke und teilte mir ihn vertraulich mit. Nämlich die Tante war schuld am Lärm. „Man soll sich nie mit einer alten Jungfer einlassen", sagte mir die junge Ehefrau ins Ohr. Sie hatten sie nämlich auf ihr dringendes Bitten mit auf die Reise genommen und durch sie all ihr Vergnügen eingebüßt; denn sie ist die Unverträglichkeit selbst und keift und brummt den ganzen Tag. Das nämliche Murmeltier hatte der Herz angeboten, wenn sie sie mit nach Italien nehmen wollte, die Reisekosten allein zu tragen, welcher Vorschlag aber abgewiesen worden. Dabei war sie nervenschwach und ein wahrer hysterischer Drache. Aus Ängstlichkeit für ihr Wohlbefinden führt sie ihr eignes Bett nach, welches im Wirtshause auf einem Sofa gelegt werden muß; denn sie schläft auch niemals in einer fremden Bettstelle. Auch ein Fußschemelchen sah ich unter ihrem Gepäck. Diese Teufelei nun war schuld am Aufenthalte; weil das Schiff zu klein war, sollten Effekten, darunter auch das altjungfräuliche Bett, zurückgelassen werden. Dann ward sich eine halbe Stunde erkundigt, ob in Rüdesheim, wo wir übernachten wollten, ein Sofa zu finden sei, und hundert andere Bedenklichkeiten bildeten Ringe zu einer Hemmkette, die mich fast toll machte. Endlich ward fortgesegelt. Durch vieles Reisen wird man grob oder höflich; da ich nun etwas, aber nicht viel gereist

bin, betrug ich mich höflich-grob gegen meine Gesellschaft. Herr Eberty und seine Frau sind gute Leute, stehen aber nahe an der Grenze des Gewöhnlichen, sie haben mir weder Langeweile noch Kurzweile gemacht. Ich sagte ihnen gleich anfänglich, daß ich meine Reise drucken lassen würde (ich tue es aber nicht, sie hat mir nicht Stoff genug geboten), und dieses war nicht ohne Einfluß auf ihr Betragen. Wenn ihr wilder Knabe es zu arg machte, drohten sie ihm damit, ich würde alle seine Unarten beschreiben und drucken. Mein Büchelchen hatte ich beständig in der Hand und schrieb nieder, was ich sah und hörte; ich trank die Milch warm von der Kuh; das heißt, ich nahm meinen Leuten die Worte frisch vom Munde weg. Es waren vier Frauenzimmer in der Gesellschaft. Zwei davon trugen Strohhüte mit künstlichen Rosmariensträußen und hatten grüne Schleier herabhängen. Als wir das steile Ufer hinunter nach dem Schiffe gingen, wollte ich artig sein und einer derselben den Arm reichen. Mein feiner Instinkt der Grobheit rettete mich diesmal; denn es war das Dienstmädchen gewesen. – In Bieberich das neue Schloß besehen. Auf dem Wege dahin blieben wir auf einer Sandbank sitzen. Der Schiffer zog sogleich seine Strümpfe aus, sprang ins Wasser und hob das Schiff weg. „Der hat présence d'esprit", sagte ich; „nein, er hat présence de pieds", sagte der Berliner. Ich kassierte den Witz ein.

Das Wetter war mir bisher sehr günstig, weil es ein Kind ist. Hieße es *der* oder *die* Wetter, so hätte es sicher geregnet auf meiner ganzen Reise. In Ellfeld aßen wir zu Mittag. Gegen Ende der Mahlzeit kömmt der Junge mit blutbedecktem Gesichte heulend ins Zimmer. Fürchterliches Geschrei, der Vater erblassen, die Mutter schluchzen. Das Kind war auf einer eisernen Stange gefallen. Es war schrecklich anzusehen. Gesicht, Hände, Kleider, alles mit Blut bedeckt. Hin- und Herrennen, Lärm, Chirurgus,

Aufenthalt von einer Stunde. Der Knabe ist ein Teufel, die Mutter zu gut, der Vater schwach. Es hat mich oft verdrießlich gemacht.

Die Ufer rücken immer näher, aber ich bin alt geworden und habe, wenn auch nicht die Tiefe, doch die Breite der Empfindung verloren. Es ist nicht Raum in meinem Herzen für mehr als ein Gefühl und eine Bewunderung. Abends bestiegen wir den Johannisberg. Die Umgegend ein Paradies, aber man steht nicht darauf, die Landschaft liegt tief unter unsern Füßen. Die Berlinerin war entzückt und nahm mir alle Adjektive weg, so daß mir keine Worte blieben als schweigende. Johannisberg gehört dem Fürsten Metternich. Auf dem Schlosse liegt ein Fremdenbuch, worin sich die Reisenden einzeichnen. Den Anfang machte der österreichische Kaiser, der im vorigen Jahre oben war. Er hat sich eingeschrieben: *Franz von Wien.* Dann kommen andere Prinzen und wenigstens drei Dutzend Minister: Metternich, Hardenberg, Marialva usw. „Die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können", stand im Buche.

Wir hatten uns verspätet und kamen erst in der Nacht nach Rüdesheim, so daß wir von der Gegend nichts sahen. Ich bestieg bald mein hohes Thronbett und entschlief unter dem schönsten Gedanken, dessen ich fähig bin. Morgens bei früher Dämmerung stand ich auf, ging hinaus und weckte die Sonne. Schon aus meinem Zimmer auf jeder Seite, an jedem Fenster, wohin ich nur den Blick warf, lag die herrliche Landschaft, offen wie ein Weibergeheimnis. In Rüdesheim wollte ich Trauben für Sie kaufen. Aber erstens müssen sie einen Tag früher bestellt werden, weil niemand ohne Erlaubnis selbst in seinen eignen Weinberg gehen darf, und zweitens sagte man mir, daß, wenn ich nicht selbst den Korb begleitete, sie durch Herumwerfen verdorben gingen. Ich werde also warten bis auf dem Rückwege. Die Weinlese beginnt erst

in drei Wochen. Darauf können Sie nicht warten, liebe Freundin, kommen Sie doch bald. Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß diese Hoffnung, die mich stets begleitet hat, getäuscht werden sollte. Lassen Sie mich nach Bonn wissen (Eskeles), welchen Tag Sie in Bingen sein wollen. (Dort logieren Sie im „Weißen Roß".)
Wir bestiegen den Niederwald. Ein Kabinettskurier, der einem Bundestagsgesandten in Frankfurt Instruktionen zu überbringen hatte, war von unserer Gesellschaft. Kaum oben angelangt, kömmt von einer anderen Seite Schleiermacher und Professor Welcker, die ich beide früher kannte und mit welchem erstern ich in warmer inniger Verbindung stand. Alt geworden, er und ich, ruhiges Wiedersehen.
Ich kann nicht reine Luft einatmen, ohne zu träumen, wie sich Ihre Brust erheben würde, ich kann nichts Schönes sehen, ohne Ihrer zu gedenken, was auch Vrints-Berberich dazu sagen mag. Wie hätten Sie diesen Himmel, diesen Strom, diese Berge und Wälder, als fröhliche Zechschwester, erst geschlürft und gekostet, dann hinabgestürzt und verschlungen. Ich darf nicht daran denken, ich wage meinen Verstand dabei zu verlieren oder mein Herz zurückzugewinnen. Oben steht ein Tempel, die Säulen vollgeschrieben. Ich zeichnete mit Bleistift folgende Hieroglyphe: „J. W. 13. Sept. 1819" und sonderte es durch eine viereckige Mauer von allem Unheiligen ab. Ich hoffe, Vrints-Berberich enträtselt sie nicht. Die Frauenzimmer waren in einem Wagen den Niederwall hinaufgekommen, ich setzte mich hinten auf den Tritt. Rückwärts ging es wie ein Blitz, den steilen steinigten Berg hinab. Da hätten Sie mich sollen sehen. Es wurde *Strappe-Strulches* mit mir gespielt. Ich hatte eine höllische halbe Stunde auszuhalten. Mit beiden Händen mußte ich mich festklammern, um nicht herunterzufallen; den Hut mußte ich zurückdrücken wie Jakobchen,

damit er festsitze, das Maul mußte ich aufsperren, daß ich mir nicht auf die Zunge bisse; dem Kutscher zurufen zum Stillehalten, dazu konnte ich nicht kommen; und jetzt denken Sie sich meine erbärmliche Figur, wie ich in die Höhe geworfen wurde, wie ich den Staub mit der ganzen Mundbreite einschlucken mußte. Mein Todfeind hätte Mitleid mit mir gehabt. Meine Rührung am Bingerloche war groß, aber ich habe sie noch nicht ausgearbeitet; eines Reisebeschreibers Empfindungen sind selten in der Wolle gefärbt. – *Risches* herrscht am Rhein so stark wie bei uns. – Als ich beim Echo von Oberwesel vorüberfuhr, verhöhnte mich jemand vom Ufer herüber und rief: Ette, Ette, Ette, wohl zwanzigmal. Ich weinte schier.

Der Berliner hatte auf dem ganzen Wege für mich mitgezahlt. Es war auch gar nicht einzurichten, ihm meinen Teil zu ersetzen, da die Ausgaben, die ich mehr verursachte, unbedeutend waren, da er für Schiff, Sehenswürdigkeiten, Führer usw. ohne mich ebensoviel hätte verwenden müssen. Da dachte ich schon, es ist schön, daß ich ganz umsonst bis nach Koblenz reise, und schrieb in mein Buch: „Die ganze Reise hat mich nicht einen Kreuzer gekostet, sondern zwei, die ich zu verschiedenen Zeiten an Bettler geschenkt." Aber was geschah? In Rüdesheim holt mich der Teufel, daß ich die Berliner eine Viertelstunde früher abreisen lasse als ich selbst (sie wollten eine Burg besehen, und ich sollte mit dem Schiffe nachkommen); da hatten sie mehreres im Wirtshause zu bezahlen vergessen, und ich entrichtete vier bis fünf Gulden für sie, welches mir um so weher tat, da sie dieses gar nicht erfuhren und dachten, sie hätten mich kostenfrei gehalten. Denn Berliner Aufschneider waren sie in ziemlichem Grade. Sie sprachen immerwährend davon, wie hoch ihnen ihre Reise käme, und glaubten überall geprellt zu sein. – Nach Bingen sind wir gar nicht gekom-

men, welches mir aus einem besonderen Grunde leid tat. Nämlich der Wirt zum „Weißen Rosse" daselbst heißt *Soherr.* Da hatte ich mir nun vorgenommen, ich wollte ihn in ein solches Gespräch verwickeln, daß ich ihn fragen könnte: „*Wie so, Herr Soherr?*" Daran hätte ich meinen Spaß gehabt. –

Wir kamen Dienstag abend im Dunkeln hier an. Unser Ausschiffen war mit den größten Unannehmlichkeiten verbunden. Durchsuchen von der Douane, keine Laterne am Ufer, kein Logis, nicht einmal Kerls zum Forttragen der Sachen. „Das sind ja gar keine Menschen hier, das ist halbes Vieh", sagte mir ein Preuße beim Aussteigen ans Land, als er sah, daß viele Jungen herumstanden, ohne uns beizuspringen. Mehrere Herren, die ich seitdem gesprochen, haben die Koblenzer sehr herabgewürdigt. Sie sagten, man müsse die Rheinländer gar nicht nach diesen beurteilen, es wären schlechte und rohe Menschen. Da es aber Preußen waren, die dieses Urteil fällten, so traue ich nicht recht, – denn sie sind hier wie am ganzen Rhein sehr gehaßt.

Gestern morgen besuchte ich Görres. Dort traf ich Schleiermacher, Welcker und den Professor Benzenberg, einen bekannten Journalisten. Görres ging mit uns auf die Berge, dann aßen wir bei ihm zu Mittag. Von 10 bis 4 Uhr waren wir beisammen, und während dieser ganzen Zeit hat Görres nicht einen Augenblick geschwiegen. Das wäre ein Mann für Sie! Belehrend, sich verständlich machend, wie eine Gemse von der Spitze jeder Betrachtung zur andern springend, und wenn auch der tiefste Abgrund dazwischen läge. Scherzend, tausend Geschichtchen. Wenn Sie ihm zuhören können, ohne vor überspannter Aufmerksamkeit den Atem zu verlieren, so will ich den Kopf verlieren. Ich habe nicht sonderlich darauf geachtet. Er meint, Bilder müßten an öffentlichen Orten, in Kirchen, Palästen, hier und da, aber nicht beieinander hängen.

„Wissenschaftliche Werke (Bibliotheken) können nicht genug gesammelt, Kunstwerke nicht genug zerstreut werden." Die Boisseréesche Sammlung habe in Heidelberg der Kunstphilisterei den Hals gebrochen, und er wünschte darum, sie zöge in ganz Deutschland umher. G. ist der altdeutschen Malerschule nicht allein, sondern auch der altdeutschen Poesie und dem Leben und Treiben jener Zeit ganz zugetan. Er hat in seinen Zimmern viele Stücke, die gut sein sollen, wie mir die Herz sagte. Diese Gemälde auf Goldgrund behagen mir nicht.
Görres ist einige vierzig Jahre alt, aber jugendlicher und lockerer Haltung. Lämmermayerischer können Sie sich nichts denken. Zerrissene Stiefel, bestaubter, altdeutscher Rock, ohne Weste, die nackte Brust durchs auseinander geworfene Hemd zeigend. Er, so gekleidet; Schleiermacher, eine kleine buckelige Person mit schon grauen Haaren, ein Satyrgesicht, schwarze lange Hosen und ein altes tuchnes Mützchen auf dem Kopfe; ich, wie Sie mich kennen; so wir drei nebeneinander spazierengehend, hätten jeden Pariser Schneider in die Unterwelt geschickt durch Tod aus Lachen. Denken Sie sich, Verstand, Geist, Gemüt, Schlauigkeit, festen Charakter, edlen Sinn, Freundlichkeit, Gewandtheit, tief philosophische und Geschäftstätigkeit, ungeheueres Wissen, französische Leichtigkeit und deutsche Gründlichkeit, Plato, Sokrates und den Spötter Lucian – dieses alle zusammen findet sich in Schleiermacher vereinigt. Es war etwas Großes darin, daß er immer nur kleine Sachen bei Tisch sagte. Ich sprach wenig. Welcker scheint mir ein gewöhnlicher Kopf. Er dehnt seine Gedanken und Reden ganz unausstehlich. Und dieser Mann war auch unter denen, die man in Bonn als Verschwörer in Verdacht genommen. Man braucht ihn nur sprechen zu hören, abgesehen von dem Inhalte seiner Worte, und man erkennt bald, daß er nichts Arges im Sinne führt. Görres' Frau scheint verständig, nimmt an

ernster Unterhaltung teil und spricht das ihrige mit. Die Tochter ebenso, fast noch ein Kind, sehr schön. Auch ein Sohn ist da. So saßen wir sieben an einem kleinen runden Tische, woran zwei Liebende bequem Platz gehabt hätten. Die Wirtschaft. Messer wie Schuhmesser, die Klinge so schwarz, daß man sie mit dem Stiel verwechseln konnte. Görres schnitt Brot vor und warf jedem sein Stück mit einer Schleuderbewegung zu, mir ohne Umstände an den Kopf. Die Tochter und eine alte Magd wechselten mit Servieren ... Jetzt ward plötzlich der Himmel flammenrot ... Die Luft ward brennend heiß ... Die Tiere winselten ... Die Vögel flogen ängstlich hin und her ... ein Donnerschlag ... die Erde wankte ... *Ich trank Wein!* Die Natur feierte einen großen Tag.

Abends führte mich Graf Schlabrendorf, den ich in Frankfurt kennenlernte, ins Kasino. Dort fand ich das zweite Heft der „Wage" auf dem Tische; die „Zeitschwingen" aber nicht. Auf Erkundigung sagte mir einer, sie sei zu teuer. Übrigens kennt sie jeder, und man erzählt sich von gewissen „wunderschönen Aufsätzen", die darin stehen sollen.

Morgen früh nach Bonn, wenn ich dort einen Brief fände! Gruß der Jette, Guste, dem Doktor Stiebel und Reiß, der Doktorin, den Ochsen und allen meinen lieben Tieren. Ich bringe jedem außer mich noch etwas anderes mit.

Ich küsse Ihre liebe Hand. Ewig der Ihrige. Vrints-Berberich müßte ein Vieh sein, wenn er nicht merken sollte, wie wir miteinander stehen.

Dr. Börne.

6.

Nr. 4 *Bonn, den 17. September 1819*
Freitag abends 8 Uhr

Nicht ohne Ursache, liebe Freundin, bezeichne ich genau die Stunde, in der ich allein mit Ihnen bin. Sie soll mit

keiner andern gewöhnlichen des Tages verwechselt werden. Um fünf Uhr bin ich glücklich hier angekommen. Glücklich? Ja, wie man zu sagen pflegt, das heißt: ohne den Hals zu brechen. Da sitze ich nun im „Goldenen Stern“, trinke Tee und schreibe dabei. Ich mußte mir den Tee wohl mit etwas anderem versüßen als mit Zucker, denn davon hat mir die Wirtschaft nicht mehr als sieben kleine Stückchen geschickt. Kaum aus dem Schiffe gestiegen, ging ich zu meinem Vetter Eskeles, um nach Briefen zu fragen. Es waren deren zwei angekommen. Daß ich keinen von Ihnen fand, das war meine getäuschte Hoffnung nicht, denn wenn ich redlich sein will, muß ich bekennen, daß ich mir eine so große Hoffnung nie vorgeschmeichelt habe. Aber was waren das für Briefe? Liebe beste Frau, was waren es für welche? Ich hatte Beiträge zu den Zeitschwingen erwartet, die mir jetzt sehr willkommen wären. Nun, es war eine Meßrechnung vom Schneider Bahrd und eine Anfrage von einem Frankfurter Buchhändler, ob die zweite Auflage der Wage noch nicht fertig wäre. Beide Briefe waren nach Offenbach geschickt und von dort, meinem Auftrage gemäß, mir zugesendet worden. Ich hätte des Teufels werden müssen, hätte mich mein guter Engel nicht gar zu fest gehalten.

Aber jetzt zuerst von dem Wichtigsten, von dem Schönsten, von dem Herrlichsten, wohin ich nur hinaufschwindeln kann. Kommen Sie nach Bingen? Ach wenn Sie kämen, wer wäre glücklicher als ich? Sie, gute Seele, wenn Sie mein Glück sehen. Wie ich Ihnen schon geschrieben, auf die Weinlese ist nicht zu warten. Sie reisen mittags von Frankfurt ab, bleiben die Nacht in Mainz, von wo den Morgen um 6 Uhr die Wasserdiligence abgeht, und um 12 Uhr sind Sie in Bingen, wo Sie ins „Weiße Roß“ einkehren. Am Ufer stehe ich und weine und lache.

Am 18., Samstag morgen

Gestern abend mußte ich aufhören zu schreiben, weil meine dicken Haare Schatten aufs Papier warfen. Diese Unbequemlichkeit muß ich nun auf meiner ganzen Reise ertragen, denn was würden Sie lärmen, wenn ich Ihnen nur eine einzige Locke entzöge! (Vrints-Berberich wird Augen machen, jetzt weiß er alles!)

Die Gesellschaft auf dem Schiffe von Koblenz hierher war gut. Frauenzimmer von Stande (worunter 3 mit einer Summe von 160 Jahren), ein Professor der Malerakademie in München. Dieser letztere sprach lang und viel mit einem Koblenzer Hofrat, der Kunstfreund ist und eine Sammlung hat, über den Gegenstand ihrer Liebe. Mit welcher Begeisterung! Und der Mann hatte graue Haare. Mich ärgerte es diesmal ganz im Ernste, daß mir doch aller Sinn und alle Empfindung für bildende Künste abgehe, und ich nahm mir vor, sobald ich nach Frankfurt komme, ein Kunstenthusiast zu werden. Sie werden gewiß so freundlich sein, mir von meinen Gefühlen etwas herauszugeben.

Der Professor erfreute mich mit der Äußerung, daß Goethe in seinem „Kunst und Altertum am Main" gezeigt habe, wie er von der Sache wenig verstehe. Sammlungen und einzelne Gemälde ganz ohne Wert habe er aus Unkenntnis oder aus Artigkeit gegen deren ihm befreundeten Besitzer angepriesen. Ich liebe diesen Mann nicht und höre ihn gern tadeln. Er ist der Sänger des Fruchtbringenden, aber darum auch des Alltäglichen und überall Sichtbaren, für jeden, der Augen hat. Er gibt uns Brot, freilich gesundes ausgebackenes Brot, aber ich will Kuchen haben. Er erhebt mich nicht, er führt mich nur in der Breite weiter. Dr. Clemens, in seiner an Goethes Geburtstag im Museum gehaltenen Rede, die ich gedruckt mit auf die Reise genommen, hat dieses, obzwar anpreisend, ziemlich gut auseinandergesetzt. Er nennt ihn den

Dichter der Wahrheit. Jünglingen und Weibern sagte er nicht zu. Allein, wer anders als ...! solche sind die Urteilssprecher des Dichters!
O Freude, o Glück, o meine arme Zunge, sie kann Ihnen nicht danken! Wer gab mir die Kraft, den Satz auszuschreiben, in dessen Mitte ich Ihren Brief erhielt? Erst nippte ich daran, dann zeigte ich ihn zum Fenster hinaus, den Leuten auf dem Markt, und trank ihn allen Bauernweibern zu, dann las ich ihn, wenn ich fertig bin mit diesem Briefe, werde ich ihn zerlesen. Ich glücklicher Mensch! Ach ja, mein Kind, ich hatte unrecht, ich bin ein Verleumder, Sie essen ja fast gar nichts, sie pippen ja nur wie eine Lerche.
Zurück zu meiner Reise! Auf dem Schiffe war eine bejahrte Dame mit einem zwölfjährigen Mädchen. Es war die Großmutter und ihre Enkelin aus Wetzlar. Sie erzählte von einem Todesfalle in ihrer Familie, die sie am Rheine besuchen und trösten wollte. Ich hörte wenig darauf, aber als wir zu Linz anhielten, um Mittag zu halten, fiel eine Szene vor, die mir fast das Herz auflöste; außer in Romanen und Schauspielen hatte sich mir noch nie so etwas gezeigt. Am Ufer standen zwei Frauenzimmer, ein jüngeres und ein älteres, in tiefer Trauer, erwartend. Ich war zuerst aus dem Schiffe gestiegen, nach mir das kleine Mädchen. Das eine Frauenzimmer fragte mich, ob keiner aus Wetzlar mitkäme. Ich zeigte auf das neben ihr stehende Kind und sagte: „Diese da, die andere ist noch im Schiffe." Da stürzte sie sich über das Kind her, umklammerte es wie eine Verzweiflungsvolle, zerquetschte es fast, Ströme von Tränen entstürzten ihren Augen, sie ließ es los, sah ihm jetzt erst ins Gesicht, das ein Strohhut bedeckte, drückte es wieder mit zuckenden Händen an ihre Brust, jammerte laut auf, ließ es zwanzigmal fahren, um es wieder an sich zu drücken, und sah und hörte die vielen Menschen nicht, die sie umgaben. Sie stand allein

in der Welt mit ihrem Schmerze. Wir Reisenden alle waren wie die Felsen drüben am Ufer, sie achtete unserer nicht. Es war ihre eigene Tochter; als kleines Kind hatte sie sie zu ihrer Mutter nach Wetzlar geschickt. Ihr Mann war kürzlich gestorben, sie ließ das Kind zurückkommen. Ich wartete eine Viertelstunde lang am Ufer, daß die Großmutter aus dem Schiffe stiege; aber diese, wahrscheinlich vom Gefühle überwältigt (sie ist bejahrt), hatte nicht die Kraft herauszusteigen. Ich ging zu Tische, wir Zecher alle waren guter Dinge. –

Soeben schlägt's 8 Tage, daß ich Sie nicht gesehen, halb zehen Uhr.

Ein junger Engländer, der mit uns reiste, kam gestern abend mit einer deutschen Grammatik zu mir und bat mich um einigen Unterricht wegen der Aussprache. Ich verstand mich dazu. Es war zum Totlachen. Das j und ch konnte er nicht herausbringen. Mit dem j hatte ich eine halbe Stunde Geduld und er lernte es. Aber jetzt dachte der Narr, mit dem ch würde ich es auch aushalten. Ich lachte und sagte: „Good night, Sir." Geprellt war er.

Görres hat ein neues Buch, das grade aus dem Drucke gekommen, mir geschenkt: „Deutschland und die Revolution". Ich werde davon sprechen. Ganz herrlich! nämlich das Buch.

Ich muß aufhören, weil die Post und mir der Stoff abgeht, nämlich über solide Dinge, wie sie Vrints-Berberich lesen darf; von andern wüßte ich noch viel zu schreiben. – Sie vergaßen doch nicht Herrn und Frau Ochs von mir zu grüßen? Dem Dr. Stiebel danken Sie für seinen Brief; hätte ich so viele Zeit als Lust, würde ich ihm gleich antworten. Ich habe für mein Blatt zu arbeiten. Was machen meine guten Kinder, die Zeitschwingen? Ich bin und bleibe der Ihrige, auch war ich es immer, nur kannte ich meine Gebieterin nicht beim Namen. Gesegnete Mahlzeit, Lerche.

Dr. Börne.

7.

Nr. 5 *Bonn, Montag, den 20. September 1819*

Ich komme doch nicht zu oft mit meinen Briefen, liebe Freundin? Lesen Sie sie immer nicht, aber schreiben muß ich, das ist mein Nordlicht in dieser langen Nacht. Wie ich mir närrisch erscheine, daß ich dahier am Rhein sitze und fast das Zimmer nicht verlasse und fleißig für mein Blatt arbeite, das glauben Sie kaum. Ich betaste mich und frage meinen Kerl: Du Narr, hättest du das zu Hause nicht bequemer tun können? Sonderbar ist, daß ich gar nicht vor- noch rückwärts kann und ich, wie ich mich zu Frankfurt aufs Herreisen vorbereiten mußte, ich hier arbeiten muß, um nach Frankfurt zurückreisen zu können. Ich sehe mit Begierde Ihrer Antwort entgegen, ob Sie nach Bingen reisen, und wohl auch, ob Sie nicht kommen, damit ich mich nicht vergebens hier im Lande aufhalte; denn dieses ist doch eigentlich das einzige, was meine Ungeduld bisher beruhigte.

Mein Vetter Eskeles ist hier mein Cicisbeo und Cicerone und führt mich in der Stadt und auf dem Lande herum, nämlich solange es *ihm* wohlgefällt. Denn jeden Abend, wo er wahrscheinlich etwas Apartes vorhat, läßt er mich allein und sagt: er wisse recht gut, daß ich fürs gesellschaftliche Leben keinen Geschmack habe und lieber studiere. Er ist ein großer Judenfeind und kennt nichts Himmlischeres als mit saubern Christen umzugehen. Einen Onkel habe ich hier, der als Ältester der Familie Majoratsherr, Oberlehnsherr und Rechnungsführer aller der großen liegenden und fahrenden Güter der Widerlichkeit ist, mit welchen der Himmel unsere Familie so reichlich beschenkt hat. Wir andern sind gleichsam nur seine Vasallen und werden von ihm pensioniert oder apanagiert. Er begegnete mir auf der Straße, und in der großen Verlegenheit, ob er Du oder Sie zu mir sagen solle,

fragte er mich: „Wenn sind *wir* angekommen?“ und dann zur Abwechslung: „Wenn reisen *mir* wieder ab?“ Ich antwortete: „*Uns* sind gestern angekommen, und *ihm* bleibt einige Tage hier.“

Meine Briefe an Schlegel und Arndt habe ich gestern abgegeben. Schlegel ist, wie ich mir ihn dachte und er mir geschildert worden. Ein an Leib und Gemüt gedörrter Mensch. Sehr elegant gekleidet und ebenso im Hause eingerichtet. Eine geschmeidige Köchin meldete mich dem Kammerdiener und dieser dem Herren, und so ging es wieder zurück. Er ist artig, spricht aber sehr langweiliges und unbedeutendes Zeug. Sie wären recht geprellt gewesen, wenn Sie mit offenem Mäulchen, wie gewöhnlich, den gebratenen Tauben seines Gesprächs entgegengesehen hätten. Unsere Unterhaltung war wie ein Schachspiel; wir zogen langsam und bedächtig hin und her und hörten auf, weil wir plötzlich merkten, daß wir beide schon längst matt waren. Als ich fortging, bemerkte er mir sorgfältig, daß die Türen und Gänge neu geölt wären, gewiß mehr, damit ich sie nicht beflecke als umgekehrt. Der genialische Mensch ist er nicht mehr, der er ehemals gewesen. Schleiermacher erzählte mir, daß, als er in Jena mit den Brüdern Schlegel studiert, eines Abends Friedrich ein kluge Bemerkung gemacht. „Der Einfall ist göttlich“, sagte Wilhelm, „ich will dir ihn abkaufen.“ Friedrich erwiderte, er brauche grade ein Nachtkamisol, und so ward der Handel geschlossen. Der Käufer ließ auch wirklich später den Gedanken unter seinem Namen drukken. – Arndt ist ein ganz andrer Mann, oder nein ein Mann. Als ich zu ihm kam, saß er noch bei Tische und hatte sein Kind auf dem Schoße, das er ungemein liebkoste. Das Waterloo-Männchen ist ein garstiges grünes Ding. „Bist du nicht wohl mein Söhnchen? Ein Stück Käs und Brot und ein gut Glas Wein darauf, das ist das Beste.“ Arndt sieht aus wie ein Pächter und spricht auch

so. Die Hand wurde mir beim Kommen und Gehen gar zu altdeutsch gedrückt. Er spricht geradeheraus, so unbesonnen habe ich noch keinen reden hören. Der ist mir unausstehlich, der ist ein schlechter Kerl, sagte er mir ganz unaufgefordert. Die Tat Sands erscheint ihm auch als etwas Großes (wie auch dem Görres), meine Nüchternheit ist verwundert und zuckt die Achseln. Seine Frau ist bloß schmachtend, hat veilchenblaue Augen und bewegt ausdrucksvoll Arme und Schultern, wie Sie es an der Herz bemerkt haben. Es mag wohl berlinisch sein. Schleiermachers Frau, die mit ihren Kindern (alle häßlich und winzig, wie sie so ein armer Gelehrter hat) auch da ist, gleicht ihrer Schwägerin. An beiden Weibern gewahrte ich eine seltene mütterliche Zärtlichkeit, wie gemalt, wie in Romanen. Die Wände des Zimmers hängen voll alter Kurfürsten mit langen Perücken und den dazugehörigen Prinzessinnen. Auf dem Tische, der auch etwas Lämmermayerisch aussah, stand eine silberne Dose mit zwei Kammern und zwei Deckeln darauf, damit es nicht hineinregnet, mit zwei verschiedenen Salzsorten gefüllt. Altdeutsch, bürgerlich.

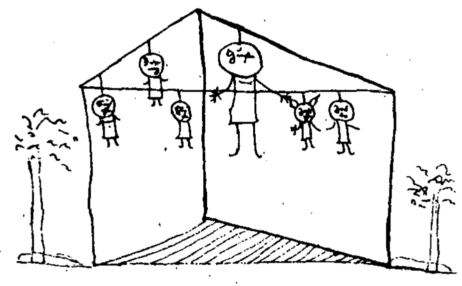
Meine Dukaten fangen an und werden alt, sie bekommen weiße Köpfe, es versilbert sich einer nach dem andern. Ich schäme mich vor mir selbst. Erst gestern las ich im Bonner Wochenblatte von einem böhmischen Naturforscher namens Siebert, der mit 100 Dukaten, die er zusammengebettelt, vor zwei Jahren eine Reise nach Ägypten und Griechenland antrat. Ich müßte 10000 dazu haben.

In Koblenz erzählte Görres bei Tische, Goethe habe gesagt: Gott habe dem Menschen Nüsse gegeben, aber er knackt sie nicht auf. Ist das wahr, liebe Nuß, und läge es bloß an meinen schlechten Zähnen?

Das Buch Görres', von dem ich Ihnen geschrieben, ist von der Polizei konfisziert worden. Sie haben recht, es ist eine zermalmende Kraft darin. Welch eine Schreibart!

Ich habe auch einen blühenden Stil, wie Ihr sagt, aber ich bin eine Nelke in eines Schneidergesellen Knopfloch, und er ist ein großer herrlicher Blumengarten.
Vorgestern abend war große Bestürzung hier unter den Juden, und die Notabeln wurden zusammenberufen, um zu [. . .] und zu beratschlagen. Ein russischer Student war hier angekommen und hatte auf der Wasserdiligence, wo es Juden mit angehört, gesagt, er sei derjenige gewesen, der zu Sommerach im Würzburgischen den Auflauf gegen die Juden und die Zerstörung der dortigen Synagoge (die Zeitungen haben davon gesprochen) veranstaltet, und er wolle sein Haupt nicht eher niederlegen, als bis ganz Israel niedergemetzelt. Nun Anzeige bei der hiesigen Polizei, den Kerl nicht hier studieren zu lassen, und viel au Weih! geschrien. Hundertundfünfzig nach jüdischem Blute dürstende Studenten, sagten sie, wären hier angekommen.
Ich habe mir einen starken Strick gekauft, und wenn ich nach Frankfurt komme, binde ich mich an Ihnen fest, bis ich all das Verlorene wieder ersetzt habe.
Ich denke morgen nach Köln zu gehen und dann mich auf dem Rückwege noch etwas umzusehen. – Der Geheimrat Willemer hat mich bis hieher mit einem langweiligen Aufsatze verfolgt. Die Frau des Eskeles (eine Baruch), Sie müssen sie wohl kennen, fragte mich, wie es der Otten ging. Ich sagte: Ich kenne sie nicht. – Was hier überall über den [. . .] geklagt wird, kann ich Ihnen nicht genug sagen. Sie reden alle von seiner unerträglichen Arroganz. Man kam mir mit dem entgegen, was wir schon wußten und besprochen haben; nämlich, er hat sich lächerlich gemacht durch die Lüge, er könne hier eine Professorstelle haben. Dann hat er vor mehreren Menschen erzählt, ich zeige ihm alle meine Sachen, ehe ich sie drucken ließe, zum Verbessern, folgte aber seinem Rate nicht immer. Haben Sie während meiner Abwesen-

heit die *Zeitschwingen* regelmäßig erhalten? Mein Bruder hat mir versprochen, sie Ihnen jedesmal zu schicken. In Frankfurt sagte ich Ihnen davon nichts, wegen des Vrints-Berberich. – Grüßen Sie herzlich alle die, welche auf nachstehender Tafel stehen.



Ihr getreuer Henker Dr. Börne.

8.

Nr. 6 *Aachen, Donnerstag, d. 23. Sept. 1819*

Nummerchen Sechschen müßte es heißen, denn ich habe nicht mehr Zeit, liebe Freundin, Ihnen zu schreiben, als daß ich keine habe. Gestern abend kam ich nach Köln, wo ich einen Tag bleiben wollte. Kaum ausgestiegen, fällt mir ein Postwagen in die Augen, der eben angespannt werden sollte. Ich fragte, wohin? Nach Aachen, und morgen früh sei man dort. Ich steige ein und bin hier. Eigentlich war es meine Freude, noch weiter von Ihnen wegzukommen; denn ich finde eine eigne Würze darin wie der treue Eulenspiegel, der froh war und sang, wenn er bergauf ging. Morgen früh reise ich wieder zurück und werde Mittwoch in Frankfurt sein, wenn ich nicht etwa in Bonn einen Brief vorfinde, der mir meldet, daß Sie nach Bingen kommen. Ich muß endigen, sonst habe ich den weiten Weg umsonst gemacht und sehe nichts. Adieu. Gruß an alle. Dr. Börne.

9.

Nr. 7 *Köln, Freitag, d. 24. Sept. 1819*

Ich schreibe Ihnen noch einmal, liebe Freundin, ob ich zwar gleichzeitig mit diesem Briefe, vielleicht früher noch, Ihre Hand küssen werde. Aber ich will in Frankfurt nichts mehr zu erzählen haben, ich will nichts tun als glücklich sein.

Meine Reise nach Aachen hat mir Freude gemacht. Herrliche Landschaft! Ich habe sie schöner gesehen, aber nur eine solche nicht. Wie ein Lustwald, so weit das Auge reicht. Die warmen Quellen und Bäder merkwürdig. Die Stadt etwas Vornehmes, was der unsern mangelt. In der Kirche das Grab Karls des Großen — ich trat es mit Füßen; sein Stuhl — ich setzte mich darauf; aber ich bin immer noch, der ich war. Abends bei Kerzenschein einer musikalischen Messe beigewohnt. Mit zwei wunderschönen phantastisch geschmückten zwölfjährigen Mädchen ward irgendeine religiöse Einweihung vorgenommen. Die Beleuchtung, die Orgeltöne, die Meßknaben, berauschende Räucherungen, allgemeine und innige Andacht — ich verstand den Mortimer.

Vor einer Stunde kam ich hier an. Ich eilte nach dem Dom, es dämmerte schon. Ich wandelte allein in dieser Welt. Die Seligkeit der eignen Vernichtung lernt man hier kennen. Ich bin ein Heide, auch betete ich nicht, aber ich sehnte mich, beten zu können. Es bedarf keiner Gottheit in dieser Kirche, der Tempel ist selbst der Gott. Wandeln wir unter der freien Sonne, unter dem Sternenhimmel, so erhaben dieser Anblick ist, drückt er uns doch nicht zu Boden; denn wir fühlen uns nicht einsam, wir denken uns mit andern Menschen, mit Tieren, Pflanzen, Bergen, mit der Luft und allem, was auf Erden ist, vereinigt, und dieses Ganze schrumpft auch gegen die Erhabenheit des Himmels nicht zusammen. Aber hier, das

dem Auge unerreichbare Gewölbe bildet den erdwärts gezogenen, verkörperten Himmel. Diese Riesensäulen sind wie die Stützen des Weltalls; und wenn wir nun in diesem Gotteshause stehen und Mauern uns von der übrigen Welt sondern, so verlieren wir uns darin, und das Gefühl unserer Niedrigkeit drückt uns ganz zu Boden und macht uns noch niedriger. Lieber auf einem Kirchhofe und allein möchte ich die Nacht verweilen als hier selbst mit mehreren Menschen. Man kriecht hier wie eine Mücke umher. Was diesem göttlichen Werke die Vollendung gibt, ist — daß es unvollendet dasteht. Dieser Mangel legte die letzte Hand an ihn. Soviel an der Vollendung des Kunstwerkes fehlt, hat unsere Bewunderung für den Künstler gewonnen: wir haben keinen Maßstab mehr für die schöpferische Kraft; wir hätten ihn, wenn die Schöpfung fertig dastünde. Ich möchte den Spötter sehen, der hier unbeschämt von dannen ging. Alle Worte sind leer, wenn man den erhabenen Eindruck nicht selbst empfangen hat; hat man ihn, noch leerer.

Einige Rückstände von Bonn. Arndt habe ich ein zweites Mal besucht. Ich plauderte mit den Weibern, bis er nach Hause kam. Erst sah er mich, dann fragte er die Mutter, ob der Siegerich *heiter* gewesen, dann grüßte er mich. Das Frauenzimmer dort im Hause ist sittig, altertümlich, so aus der Niederländischen Schule. Er auch, geht viel in die Kirche, ein dickes Gebetbuch unter dem Arme. Im Herzen? Ich zweifle. Mit seiner Politik, auch mit der des Görres, kann ich mich nimmer und nimmer befreunden. Gediegene Menschen, aber gar nicht zu hämmern. Nichts Griechisches in ihnen — Heiligenschein und eckige Figuren. *Franzose* und *ruchlos* ist ihnen so gleichbedeutend wie zwei und zwei. Religion bis in Essen und Trinken. Alles soll festgegründet sein, nichts Wandelbares; darum suchen sie die alten und tiefen Wurzeln, darum lieben sie das *historische* Recht, nicht das frische, lebendige, was

täglich neu — nicht geboren, aber gestaltet wird. Wenn sie herrschten, stünde es schlimm mit deutscher Sache. Sie haben nur eine Zentnerwage. Ich meine, der Menschheit gebühre des Lebens Ernst (und dafür sorgt das Schicksal), den Menschen aber Lust und Liebe und Fröhlichkeit.

Mit dem Studenten Sichel habe ich eine schöne Tagreise nach dem Siebengebirge gemacht, zu Fuß und im Schiffe. Erst im Nebel und dann unter dem blauesten Himmel. Haben Sie den Drachenfels bestiegen? Herrlich! ich mag nichts mit Worten verderben. Aber der Geist meiner Jugend war mir erschienen. — Wir zwei Mischmadim brachen auf dem Berge Trauben ab, wurden erwischt, von einem Spieße zum Bürgermeister geführt und bestraft. Engel, ich möchte Sie in der Mitte sehen, zwischen Furcht und Begehrlichkeit, zwischen dem Schütze und den süßesten Trauben. Sie ertrügen es nicht. „O Götter, endet meine Qual."

In Königswinter, einem Flecken am Fuße des Berges, sah ich etwas, was wirklich sehenswert war. Auf einem freien, aber entlegenen Platze standen vier Haufen Knaben, jeder von etwa zwanzig Köpfen und wie Soldaten geordnet. Einer stand vor der Fronte und buchstabierte und rechnete, die andern nach. Kein Lehrer war gegenwärtig. Den Ernst, die Freudigkeit beim Lernen, fast den Ärger, von uns gestört zu werden, dieses alle beobachtete ich mit Erstaunen. Ein anderer Trupp lernte marschieren. Vor dem Schulhause stand ein Knabe mit einer Lanze Schildwache. Es schlug zehen, da rief er „abgelöst". Das alle war nicht etwa Spielerei, kein Lächlen wurde man gewahr. So ernst wie in einem Feldlager. Ein Bube, der uns das Wirtshaus zeigen sollte, fragte bei einem Kameraden um die Erlaubnis an. Was wir sahen, war ein Bild der Lancasterischen Methode des wechselseitigen Unterrichts. Damit hatte der Lehrer (ein tüchtiger Mann, wie sie im

Orte sagten), das Turnen verbunden. Er war abwesend, und ich bedauerte, ihn nicht sprechen zu können. Aber sein Werk sprach für ihn. Selten hat mich etwas mehr überrascht oder war mir neuer erschienen als diese Schule im Freien, wo die Schüler ihre eigenen Lehrer und Aufseher und wo Ernst und Lust so miteinander verbunden waren.

Hätte ich mich zu Bonn in meinem Wirtshause auf den Kopf gestellt, so wäre mir zwar das Geld aus der Tasche gefallen, sie hätten mich aber doch nicht anders genannt als: *Herr Baruch.* Was Wunder? Meine Familie hier und ihr Spitzbubengesicht sind so bekannt als der Kirchturm. Die Bonner Bürger klagen sehr über den Geist der Ständesonderung, der, seit die Franzosen weg sind, sich hier eingeführt. Bei diesen waren Gelehrter, Soldat, Bürger einträchtig und freundlich zusammen. Es war kein Unterschied. Jetzt aber trennt sich das Militär vom Professor, und dieser sich vom Handelsmann. Ich kenne meine lieben Deutschen, sie lassen nicht von Art. Die französischen Offiziere haben die Welt erobert, aber im Vaterlande waren sie nur Bürger. Sie wollten und durften sich für nichts anderes geltend machen. Die Preußischen stellen sich überall an die Spitze, und man läßt sie willig da stehen.

Reisen muß man, liebe Freundin. Der Rausch macht taumeln, aber auch das Taumeln macht berauscht. Darum muß man reisen, um so weiter, um so öfter, je älter und nüchterner man ist. Jetzt schreibe ich es Ihnen noch, bald sage ich es Ihnen, wie sehr ich Sie verehre und wie ergeben ich Ihnen bin.*

Dr. Börne

* [Vgl. Brief 3–9 mit dem im „Morgenblatt" erschienenen Reisebriefen „Aus meinem rheinischen Wanderbuche" im Anhang dieser Ausgabe.]

10.

Nr. 1 *Paris, den 21. Okt. 1819*

Von meiner Ankunft wissen Sie schon, durch die Zeilen, die ich in Straßburg vorausgeschrieben und gestern hier auf die Post gegeben habe. Meine Vorsicht war glücklich berechnet, ich hätte Ihnen gestern mit aller Anstrengung nicht schreiben können. Nicht wegen Müdigkeit, sondern wegen einer Unruhe, wegen einer Spannung, die mich nicht still auf dem Stuhle hätte sitzen lassen. Da bin ich nun, meine Freundin, nicht neu belebt für eine neue Welt, sondern mit dem Gefühle eines Robinson, der Schiffbruch gelitten und auf eine unbewohnte Insel geworfen worden. Paris erscheint mir als ein menschenleeres Land. Dieses Toben, dieses Donnern, dieses Zischen, dieses Drängen – ich sehe und höre nichts darin als ein Ungewitter, als das Rauschen und Wogen des leblosen Meeres. Da die Bewegung überall und ohne Ende ist und nirgends ein stiller Ort sich findet und niemals eine Zeit der Ruhe eintritt, so zeigt all dies Tun weder Freiheit noch Zweck. Die Menschen treiben nicht, sie werden getrieben. Paris ist ein Strudel nicht im bildlichen, sondern im buchstäblichen Sinne des Wortes, der alles unaufhaltsam fortreißt. Noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt forderte mir der Kondukteur des Postwagens ab, was ich noch an Trinkgeldern und sonstigem zu zahlen hatte. „In Paris", sagte ich. „Dort ist's zu spät", erwiderte er. Ich verstand das nicht; aber der Mann hatte recht. Wir kamen an, und kaum war ich aus dem Wagen gestiegen, so war Posthaus, Reisegesellschaft, alles, wie durch ein Zauber meinen Blicken entrückt, und ich befand mich plötzlich eine halbe Stunde weit vom Absteigeort entfernt. Wie ein Strohhalm vom Sturmwinde, so ward ich fortgeschleudert, da ich wegen Mangel an Gepäcke gar kein Gewicht noch fesselnde Aufmerk-

samkeit hatte. Das Palais Journal [sic] ist der Magnetberg, der alles unaufhaltsam an sich zieht. Ich frug zwar darnach, aber als ich es tat, war ich schon bewußtlos dahin getrieben und stand dabei. Ich ging in ein Kaffeehaus, und nach Verlauf einiger Stunden fiel mir erst bei, daß ich auf eine Herberge bedacht sein müsse. Ich fand diese, aber meine Haltung habe ich bis jetzt noch nicht gefunden, so daß ich selbst Ihnen nur mit der größten Anstrengung schreiben kann. Ordnung und Ruhe werden Sie in meinen ersten Briefen vergebens suchen.
Bei der Rosine war ich gestern und heute, habe aber noch keine Briefe von Euch vorgefunden. Um Gottes willen schreibt mir doch, wie es in Frankfurt aussieht, und was die Leute zu meiner Flucht sagen. – Briefe an mich sind immer noch durch Halphen zu besorgen, weil ich nicht weiß, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalte. – Ich habe mehrere Besuche gemacht. – Die Redaktion eines der ersten hiesigen Blätter hat, sobald sie meine Ankunft erfuhr, schon zu mir geschickt und mich zum Mitarbeiten eingeladen; die Sache wird in Ordnung kommen. Mehrere Pariser Blätter haben schon seit acht Tagen davon gesprochen, daß ich hierher kommen werde. Auch enthalten sie Auszüge der *Zeitschwingen*. Daß sie verboten worden, melden sie gleichfalls, selbst der offizielle Moniteur enthält diese wichtige Nachricht.
Meine Reise hierher war nicht angenehm. Schlechte Gesellschaft. Eine Bäuerin aus dem Württembergischen, die ihre Tochter in Paris besuchen wollte, welche, wie sie sagte, an einen Minister verheiratet wäre. Das Weib hatte stinkenden Handkäse, nicht bloß für die Hin-, sondern auch für die einstige Rückreise mitgenommen und verpestete die Luft von Straßburg bis Paris. Dann Schweizerinnen, lauter Weibsbilder aus der niedrigstländischen Schule. – In Heidelberg besuchte ich den Dr. Zimmern und erzählte ihm von meiner Taufe, damit sie in Frankfurt bekannt

werde. In Mannheim war ich bei der Würzweiler. Ihrem Töchterchen, ich: „weißt du, daß ich dein Onkel bin?" Sie: *„Der Onkel Schmitt?"* (Nämlich die Betty Stiebel ist dort.) Wie ich von Ihnen fortkam, teuerste Freundin, das weiß ich noch nicht; es ist mir alles wie ein Traum. Die Besorgnisse, welche meine Abreise begleiteten, habe ich meinem gütigen Geschicke zu verdanken, denn diese zerstreuten mich und betäubten meinen Schmerz der Trennung. Ihre schöne Seele sollte ich dabei erst kennen lernen, nie hätte ich meine Unwissenheit hierin geahndet, und nie hatte mich eine Belehrung glücklicher gemacht. Warum habe ich nicht einen Freund außer Ihnen und Ihnen gleich, dem ich dieses alle beschreiben kann! Nie hatte ich eine Vorstellung davon, daß auch das Herz seinen Witz und seinen Scharfsinn habe, als bis ich erfuhr, wie Sie in den wenigen Minuten unseres letzten Beisammenseins alle die Freundschaft, die Sie für mich haben, durch hundert unnachahmliche Zeichen und Worte anzudeuten wußten ..... Soeben erhalte ich Ihren Brief. Wie glücklich machen Sie Ihren Freund. Sie waren besorgt für mich! Man ist beneidenswert, in Ihrer Nähe unglücklich zu sein, und man kann Ihren Trost und Ihre Teilnahme nicht zu teuer erkaufen. Ich schwöre es Ihnen, daß ich alles tun werde, um zu erreichen, was mir möglich ist, und zu verdienen, was ich nicht erreichen kann. Ich verehre Sie unaussprechlich. Schreiben Sie mir oft und viel. Ihre Briefe ermutigen mich ungemein. Der Dr. Goldschmidt tut mir unrecht. Es ist wahr, ich habe die *Wage* schlecht besorgt; daß es aber nur des Gegengewichts einer Verpflichtung bedarf, um meine Trägheit zu überwiegen, das habe ich doch bei den *Zeitschwingen* gezeigt. Wenn ich hier eine solche Verpflichtung finde, was, wie ich oben bemerkt, schon eingeleitet ist, so werde ich ihr ohne Anstrengung und Unterbrechung treu bleiben. Was er sagte, wie ich es von Tag zu Tage aufschieben werde, das ist

eine Narrheit, eine psychologische Pedanterie. Wenn ich träge war, so war ich mir's bewußt, und Sie werden nie gehört haben, daß ich meine Faulheit zu bemänteln gesucht und etwa gesprochen hätte, wie im Lesebuche steht: Morgen, morgen, nur nicht heute. — — —

Den Ochsen schreibe ich ganz gewiß in einigen Tagen. — Den Schlüssel schicken Sie meiner Mutter. — — Dem Dr. Stiebel danke ich sehr für seine freundliche Bemühungen. Er möge mir von Zeit zu [Zeit] schreiben, was von politischen Dingen vorgeht; aber vorderhand mit einem Couvert unter der Adresse à Mr. Schubart, rue des petits Augustins No. 1, à Paris, oder unter „Halphen". — — Das Ihnen wohlbekannte, gut verwahrte seidene Beutelchen ist bis jetzt noch ungeöffnet geblieben, ob ich zwar reichlich gelebt habe. — — — Ich besinne mich eben eines Bessern. Schreiben Sie mir den nächsten Brief unmittelbar unter meiner Adresse: *Rue du Hazard No. 5 Hôtel des Etrangers*. Das Wort *Hazard* muß delikat auszusprechen sein, denn sooft ich auf der Straße nach meiner Wohnungen frage, versteht mich keiner.

Ich habe Ihnen (oder dem Dr. St.) geschrieben: von Darmstadt; von Mannheim; von Karlsruhe; von Straßburg; von Paris. Haben Sie alle diese Briefchen erhalten? — Eben wieder habe ich in mehreren hiesigen Blättern von den *Zeitschwingen* und mir gelesen, Wahres und Falsches. Ich bin begierig, ob morgen von meiner Ankunft darin die Rede sein wird. — — Zwei Franzosen, sagte mir vorhin mein Wirt, wären während meiner Abwesenheit mich zu sehen gekommen, sie hätten aber ihren Namen nicht angeben wollen.

Alle die Herrlichkeiten, die ich bis jetzt gesehen habe, überraschten mich wenig; aber es muß eine Freude sein, sie gewissen guten Freundinnen zeigen zu können. An Beschreibungen derselben soll es nicht fehlen, bin ich nur erst einmal ruhiger geworden.

Es ist wahr, die Franzosen ranken nur so über den Boden weg; die Deutschen wurzeln tief. Jenen fehlt die Dauer und die Frucht, diesen der Wechsel und die Blüte. Aber beide Nationen sind auf dem Wege, sich zu vervollkommnen. – „Wo brennt's?" würde jeder Frankfurter die Leute auf der Straße fragen, würde er plötzlich nach Paris versetzt. Aber, lieber Gott, es ist gar nichts vorgefallen, es geht alles seinen gewöhnlichen Schritt. Ich möchte am Jüngsten Tage hier sein, ich begreife nicht, wie das Durcheinanderrennen wilder werden könnte. Die Leute sind alle toll. Sie laufen nicht, um irgendwo hinzukommen. Sie gehen die Straße [hin]auf, um wieder zurückzukehren. Es muß viel dazu gehören, die Aufmerksamkeit der Pariser nur auf 8 Tage zu fesseln, und ein gewöhnliches Talent, in welchem Fache es auch sei, kann durchaus sich nicht geltend machen. Nicht etwa, weil sie nur das Bessere schätzen, sondern weil sie nur das Neue lieben, und das Mittelmäßige ist stets alt und bekannt. Adieu, liebe Freundin! Die Tränen der Freude und des Dankes über Ihren großen und baldigen Brief haben dieses Papier benetzt. Sie müssen solche Tränen ja nicht trocknen. Dr. Börne.

11.

Nr. 2 *Paris, den 23. Okt. 1819*

Es ist jetzt Samstag abends halb sechs Uhr. Wenn Sie meinen Brief erhalten, liebe Freundin, so denken Sie zurück, ob Sie wohl um diese Zeit auch an mich gedacht haben, so wie ich mich jetzt mit Ihnen beschäftige. Ich habe alles dazu aufs schönste angeordnet: ein stilles Zimmer, ein freundliches Kaminfeuer und ein Herz und ein Sinn, aus dem ich alles verjagt, um Ihnen allein Platz zu machen. Nun zuerst von etwas, woran mir viel gelegen ist. Die Briefe, die ich Ihnen vom Rhein geschrieben, hatten Sie manchen mitgeteilt, ja sogar in die Hände gege-

ben. Da es meine Freunde waren und die Gegenstände, von welchen ich sprach, nur allgemeine Beziehungen hatten, so beunruhigte mich das nicht sehr. Jetzt aber ist das Verhältnis anders. Ich könnte manchmal Dinge zu schreiben haben, die meine eigene, Ihre und eine andere Persönlichkeit betreffen, und ich möchte nicht, daß außer Ihnen noch ein anderer solche zu Gesicht bekäme. Es ist nicht einer unter unseren Freunden, zu dem ich nicht das unbegrenzeste Zutrauen hätte, aber Sie kennen eine mir eigene Schüchternheit; Sie wissen, wie peinlich es mir ist, mich vielen mitzuteilen, und Sie werden sich erinnern, wie oft ich ein Gespräch mit Ihnen, auch nur wissenschaftlichen Inhalts, wenn ich es mit Wärme geführt, plötzlich unterbrochen habe, sobald ein Dritter dazukam. Darum bitte ich Sie, ja ich muß dringend darauf bestehen, niemals meine Briefe aus der Hand zu geben, sondern unsern Freunden, die es wünschen, nur das daraus vorzulesen, was sich dazu eignet.
Morgen werde ich zum ersten Male einen Artikel in ein hiesiges Blatt, das mich zum Mitarbeiten aufgefordert hat, einschicken. Wie es nun mit der Bezahlung und mit der Hauptsache gehen wird, davon schreibe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe. – Die gestrigen und heutigen Blätter sind alle voll von meiner Ankunft. Darin werden nun allerlei närrische Sachen gesagt. Ich hätte mich geflüchtet, um das Schicksal Görres' zu vermeiden etc. Ich werde die Sachen sammeln und sie Ihnen abschriftlich schicken. Hier wird nun alles gleich zur Parteizwistigkeit. Vor einigen Tagen sind vier Jenaer Studenten hier arretiert worden, wahrscheinlich weil sie sich heimlich aus Deutschland entfernt hatten und darum ohne Pässe gekommen waren. Nun sagt heute ein Ultra-Blatt: Il paraît que la France va devenir le quartier général où se donneront rendez-vous les Radicaux de Londres et les Teutoniens d'Allemagne, et les grégoriens de tous les pays;

déjà trois élèves de l'Université de Jéna ont été arrêtés il y a quelques jours, et voici que le Constitutionnel nous annonce la prochaine arrivée de Mr. Goerres et de Mr. Bœrné et du conseiller de Justice Martin d'Jéna; l'honorable Hunt ne tardera probablement pas aussi à se mettre en route. Vielleicht werde ich gegen diesen Herrn da etwas zu Felde ziehen. Ich freue mich schon auf meinen ersten Feind... Eine andere Zeitung nennt mich Docteur Israélite – – Vor dem jungen S[...] war mir schon in Frankfurt bange, er möchte mir hier zur Last fallen, und jetzt wollte es mein Unglück, daß ich mich zufällig in das nämliche Haus einlogiere, worin er wohnt. Ich kann ihn schon jetzt nicht mehr los werden. Er war mir immer der langweiligste Mensch von der Welt, auch ehe er noch seine schlechten Streiche begangen hat, jetzt ist er mir verhaßt und zum Ekel. Ich werde nur seinetwegen mir eine andere Wohnung suchen müssen. Der Mensch ist nichts mehr als ein Knochengerippe; so wenig er mich interessiert, so schwer fiel es mir doch, mich der Tränen zu enthalten, da ich ihn zum ersten Male sah.
[...] Da erhalte ich eben ein Billet von dem alten Halphen, der mir schreibt, seine Schwiegertochter habe ihm gesagt, ich wolle meine Briefe an sein Haus adressieren lassen. Nun sei er aber unterrichtet worden, daß ich Deutschland pour affaires d'opinions verlassen habe, und er fürchte, meine Briefe möchten geöffnet werden, und da erscheine es ihm sehr gefährlich, wenn sein Name darauf stünde. Er bittet mich darum, ihn damit zu verschonen usw. Also wie ich in meinem vorigen Briefe bereits gebeten, lassen Sie die Briefe an mich unmittelbar an mich adressieren; oder vielmehr, da ich wirklich befürchte, sie möchten geöffnet werden und dadurch mancher verloren gehen, so ist's am besten, wenn man sie unter Couvert an meinen Wirt schickt: nämlich *à Mr. Saussine, Hôtel des Etrangers, rue du Hazard No. 5.*

Da ich an französischen Blättern nun wohl werde engagiert werden, so hängt mein ganzes ökonomisches Fortkommen davon ab, daß ich aus Deutschland Neuigkeiten erfahre. Bitten Sie doch darum unsere Freunde Stiebel, Reiß, Goldschmidt, mir unter der Adresse, die ich soeben angegeben (couvertiert), alle Neuigkeiten mitzuteilen, es mag nun gegründet oder nur Gerücht sein. In Paris braucht alles nur die Dauer eines Tages zu haben. Die Briefe brauchen mit keiner Namensunterschrift versehen zu sein, ich kenne ja ihre Handschriften. – – Wenn nur meine Sachen nicht ausbleiben, ich habe sie heute Sonntag den 24. noch immer nicht.
Wenn ich erst mit meinen persönlichen Verhältnissen in Ordnung bin, dann schreibe ich Ihnen und unseren Freunden, was sich über Paris etwa sagen läßt; für jetzt ist mir dieses noch unmöglich, ich habe weder Zeit noch Ruhe dazu. Auch den schriftlichen Abschied von den Ochsen muß ich noch aufschieben; ich grüße sie einstweilen aufs herzlichste.
Das Durchkreuzen der Kutschen auf den Straßen sollten Sie nur mit ansehen; sooft ich ausgehe, bin ich Ihrentwegen in Angst, ich würde überfahren werden. (Habe ich mir nicht schon französisches Selbstvertrauen angeeignet?)
Heute bin ich bei einem Grafen Schlabrendorf eingeführt worden, einem Deutschen, der schon viele Jahre hier wohnt. Suchen Sie sich doch die *Zeitgenossen* zu verschaffen, wo das Leben dieses Sonderlings, etwa vor einem Jahre, beschrieben worden. Er ist sehr reich, kömmt aber nie aus dem Hause. Alles kömmt zu ihm. Ein Mann von siebzig Jahren, mit noch jugendlicher kräftiger Stimme und einem langen Barte. Sie können sich keinen geistreichern, interessanteren und malerischern Kopf denken. Seine Unterhaltung ist äußerst belehrend, er spricht stundenlang, ohne aufzuhören. Als er meine Ankunft erfuhr,

hat er mich einladen lassen, zu ihm zu kommen. Es war zwischen 12 und 1 Uhr mittags. Außer mir waren noch 2 andere da. Schlabrendorf saß in einem grünseidenen Schlafrocke, mit breitem schwarzem Gurte. Er holte vier Suppenschüsseln herbei, die zu Tassen dienten, und machte diese selbst, mit seinen Fingern, ohne Hülfe einer Serviette, äußerst rein. Darauf machten die zwei andern Herren, die aber gleich mir nur Besuchende waren, den Tee zurecht. Kein Bedienter oder Aufwärter war im ganzen Hause zu sehen.
Mit dem Essen hier ist es eine sonderbare Sache. Zwischen 10 und 2 Uhr wird in den Speisehäusern gefrühstückt und zwischen 4 und 9 Uhr zu Mittage gegessen. Aber ich schlauer Kopf habe täglich die ganze Stadt Paris hierin zum besten. Ich gehe um 1 Uhr zum Restaurateur und fordere ganz laut à déjeuner, und die Narren glauben es mir auch, ob ich zwar in meinem Herzen weiß, daß es mein Mittagessen ist.
Die Große Oper habe ich vorgestern besucht. *Ferdinand Cortez* und ein großes Ballett. Bis Mitternacht dauert hier so etwas. Ich Kind bin schon um halb 11 Uhr im Parterre eingeschlafen. Das ist nun freilich alles besser, besonders schöner als bei uns, aber sonderlich überrascht hat es mich nicht. Ich habe hier überhaupt noch nicht die Augen aufgerissen. Von dem eigentlichen Großen, den herrlichen Kunstsammlungen, habe ich freilich noch nichts gesehen.
Einen alten Universitätsfreund habe ich hier gefunden, ein geborner Franzose, der Unterricht im Deutschen gibt. Er ist mir nützlich durch Aufklärungen und Zurechtweisungen.
Einige deutsche Mitarbeiter an hiesigen Journalen, die ich kennengelernt habe, sind keine sonderliche Lichter, und wenn man mich um so viel mehr schätzt, als ich wirklich werter bin als sie, so muß ich gute Geschäfte

machen. Die Hauptsache ist, daß mir meine Bekannte in Frankfurt Neuigkeiten mitteilen. Bitten Sie doch den Dr. Reiß, daß er deswegen mit Göntchen spreche, daß auch *er* mir zuweilen schreibe.

Ich werde wohl jetzt noch lange warten müssen, bis ich Nachrichten von zu Hause erhalte, da Sie mir in Ihrem Briefe sagen, Sie werden mir nicht eher schreiben, als bis Sie meine Ankunft in Paris erfahren haben werden. Warum wollten Sie so lange warten? Sie können es sich nicht vorstellen, liebe Freundin, wie wehe es einem ist in fremdem Lande, wenn man von den Seinigen gar nichts erfährt. Ich empfinde das jetzt schon. Verlassen Sie mich armen Menschen nicht und befolgen Sie in Ihrem Briefwechsel die Art, die ich selbst befolge. Sie müssen nicht den Tag abwarten, bis Sie den Brief abschicken wollen und dann erst ihn zu schreiben anfangen; sondern ihn anfangen, ihn, sooft Ihnen etwas beifällt, fortsetzen, und wenn der Bogen vollgeschrieben ist, ihn auf die Post legen. So habe ich es auch mit diesem Briefe gemacht. Und dann müssen Sie das Datum am Ende des Briefes setzen, damit ich weiß, wenn er auf die Post gelegt worden ist. – Treiben Sie doch ja alle unsere Bekannten an, daß sie mir schreiben. Am meisten verlasse ich mich hierin auf meine liebe Ochsen. Diese geben mir gewiß über alles vollständigen Bericht. Hätte ich meinen Brief an sie nur schon fertig. Er wäre es schon, dürfte ich ihnen im Negligé schreiben, aber ich weiß es, sie verlangen, er soll aufgeputzt, interessant sein, und dazu habe ich bis jetzt nicht kommen können.

Ich glaube wohl, daß ich mich wohlfeil hier werde einrichten können, allein es wird einige Zeit und etwas Geld kosten, bis ich mir die nötigen Erfahrungen einsammlen kann. In den ersten Tagen kostete mich mein Essen 3, 4, ja sogar 6 Franken, und ich bin kaum satt geworden. Jetzt habe ich schon einen Tisch zu 2 fr. gefunden. Mein

Logis kostet mich täglich 1 1/2 fr., welches ungeheuer viel ist; indessen gehe ich noch heute ein anderes zu suchen. Von den schönen Napoléons mußte ich neun Stücke dem Schneider hingeben, welches mir sehr wehe tat. Auch hierfür hätte ich wenigstens drei sparen können, wüßte ich, was ich jetzt weiß. Die Rosine hat mir den Kerl empfohlen, der mich geprellt hat. Sie können sich vorstellen, der Schneider ist ein Franzose, ein Pariser und ein Jud' zu gleicher Zeit.

Meine unaussprechliche Freundin, wenn Sie von all der vielen Zeit, die ich Ihnen sonst geraubt, nur täglich eine halbe Stunde verwenden, mir zu schreiben, so käme eine unermeßliche Summe von Glück für mich heraus. Aber vergessen Sie nicht, daß die Briefe einen langen Weg zu machen haben und daß Sie darum, wenn der eine Brief fort ist, gleich den andern wieder anfangen müssen. — Grüßen Sie Stiebel seine Frau, die Doktoren, Ihre Schwester und deren Mann, auch den Wilhelm, alles von mir. — Grüßen Sie auch die Jeanette von mir und sagen Sie ihr, sie möchte mich nicht vergessen, und daß mein ganzes Glück in ihren Händen läge, in den Händen, womit sie mir schreibt, und daß ich auf der Stelle nach Frankfurt zurückreisen würde, wenn ich 8 Tage ohne Nachrichten von ihr bliebe. Bin ich denn wirklich hier? So weit von Ihnen? Noch ist mir alles wie ein Traum. Ich weiß meinen Kopf nicht zu finden, aber wo mein Herz liegt, wußte ich nie klarer als jetzt. Dr. Börne.

25. Okt.

12.

Nr. 3 *Paris, den 26.—30. Okt. 1819*

Meine teuere und innigst verehrte Freundin! (Warum darf ich das Beiwort nicht nachschreiben, das mir mein Herz vorsagt?) Es bedarf zwar keines erklärenden Antriebes, warum ich Ihnen schriebe, es ist dieses meine

größte Freude und meine einzige Linderung; aber daß ich grade in diesem Augenblicke die Feder ergreife, das hat seine Ursache. Ich bin auf eine lustige Weise an Sie erinnert worden, wenn ich ja zweihundert Stunden von Ihnen entfernt etwas lustig finden kann. Nämlich hier hat, wie bei uns die Gasthöfe allein, so jeder Laden sein Schild oder Name. Nun ging ich eben über die Straße, einen kleinen Spaziergang zu machen; da fällt mir ein Modeladen in die Augen. Wie hieß dieser Tempel der Modegöttin? A la petite Jeanette. Ich augenblicklich nach Hause zurückkehren, damit ich es nicht vergesse, und mich hinsetzen und es Ihnen schreiben. Wenn in der kleinen Jeanette Zimmer zu vermieten sind, wird morgen hineingezogen, und dann müssen Sie auf der Adresse Ihrer Briefe an mich Ihren eignen Namen zur Bezeichnung meiner Wohnung schreiben, und was wird dann Vrints-Berberich dazu sagen, der gleich merken wird, was vorgeht?

Mit meiner hiesigen Journalistik ist noch nichts ins reine gekommen. Die Sache verhält sich wie folgt. Ich hatte gleich nach meiner Ankunft die Bekanntschaft zweier Deutschen gemacht, die beide an verschiedenen hiesigen Blättern arbeiten. Den einen besuchte ich, der andere war zu mir gekommen. Dieser letztere sagte mir, er habe von einem hiesigen Zeitungsredakteur den Auftrag, mich zu engagieren und ich solle ihm gleich einen Artikel geben, den er, da es mir noch an der gehörigen Übung mangle, übersetzen und einrücken wolle. Wegen der Bedingungen wolle er mir das Nähere sagen. Bis jetzt habe ich aber nichts weiter erfahren, ob ich meinen Unterhändler zwar täglich spreche. Es liegt ganz oben an, daß diesen meinen Herren Landsleuten, die noch dabei nicht von Bedeutung sind, meine Ankunft und meine Konkurrenz bei ihrem Brotgeschäfte nicht willkommen sein kann. Sie verrieten dieses sehr bald; der eine durch zurückhaltendes Wesen,

der andere durch seine Zudringlichkeit, durch seine Bemühung, mich und meine Korrespondenz nach Frankfurt auszuholen, und besonders durch seinen wiederholten Rat, die *Wage* fort[zu]setzen, natürlich in der Absicht, von der Teilnahme an hiesigen Blättern mich abzuhalten. Zu dem allem muß ich nun natürlich ein Hammelgesicht machen, und ich darf mein Mißtrauen nicht äußern. Indessen können sie mir nicht lange in dem Wege stehen, da ich hier in großem Rufe stehe und die Zeitungen bis jetzt noch nicht aufgehört haben, von mir zu sprechen, ich auch andere Bekannte habe (wie Graf Schlabrendorf), auf deren Teilnahme ich zählen darf.

Gestern habe ich an Cotta in Stuttgart und nach Weimar an die Herausgeber des *Literarischen Wochenblattes* geschrieben. An Cotta schrieb ich: da er mich früher zur Teilnahme an seinen Werken habe einladen lassen, so böte ich ihm meine Dienste an, um von hier aus für ihn zu arbeiten. Was das Honorar beträfe, so wünschte ich jährlich mit etwas Bestimmten angenommen zu werden. Ich zerstreute mich nicht gern, und wenn er mich engagierte, so wäre es mir am liebsten, daß ich alle meine Tätigkeit für ihn allein verwenden könnte. Ich brauchte hier nun jährlich 3000 Gulden; er solle mir also sagen, ob er für diese Summe, oder für welchen Teil derselben, Beschäftigung geben könne. Auch wäre ich in der Folge wohl geneigt, mich in Stuttgart niederzulassen, wenn er glaube, daß unter den jetzigen Verhältnissen etwas dort zu machen sei. Endlich hoffte ich, daß, wenn er geneigt wäre, mit mir in Verbindung zu treten, er Zutrauen genug zu mir haben würde, mir ein Quartal des von ihm zu bestimmenden jährlichen Honorars voraus anzuweisen, da ich dieses hier, weil ich [in] Deutschland plötzlich aus meinem literarischen Verkehr gerissen worden und großen Verlust erlitten hätte, sehr nötig bedürfe. Auch stellte ich seinem Gutdünken heim, ob mit der *Wage* etwas

zu machen wäre, in welchem Falle ich ihm sie in Verlag geben wollte ... Nach Weimar schrieb ich, von dem früher mir gemachten Anerbieten, fürs *Literarische Wochenblatt* zu arbeiten, wolle ich jetzt Gebrauch machen. Sie sollten mir aber bestimmen, für welche Summe sie jährlich von meinen Waren kaufen wollen (den Bogen zu 5 Louisdor), und dann bäte ich gleichfalls für eine vierteljährige Vorausbezahlung. Wir wollen nun sehen, ob einer dieser Fische anbeißen wird.
Bei der [...] komme ich fast täglich, um nach Briefen zu fragen, sobald diese aber unter meiner eignen Adresse ankommen werden, bleibe ich weg. Sie können sich nichts Langweiligeres und Jüdischeres denken, als es dort im Hause zugeht. Dieses abscheuliche Gemisch von Deutsch und Französisch Sprechen und das Jüdeln in beiden Sprachen ist mir wirklich zum Ekel. Ich habe mich noch immer nicht entschließen können, eine Einladung zum Essen bei ihnen anzunehmen. Auf den kommenden Samstag habe ich endlich zusagen müssen; und denken Sie sich, dabei herrscht noch die alte Manier, daß der Samstag und Freitag zusammengehört, also zweimal hintereinander werde ich mich langweilen müssen.
Soeben erhalte ich meine Sachen von Frankfurt. *Vierzig Gulden* habe ich Fracht zahlen müssen. Ich habe den größten Verdruß davon; meine Kasse ist sehr dadurch zusammengeschmolzen. Der ganze Inhalt des Koffers ist auf Ehre keine 100 fl. wert. In meinem Hause sind sie ganz verrückt; alle alte Lumpen haben sie eingepackt, einen *Stiefelzieher* sogar. Mich wundert, daß sie mir Tisch und Stühle nicht auch mitgeschickt haben.
Heiter bin ich nicht, ich bin es gar nicht, liebe Freundin. Wenn ich nur nicht Heimweh bekomme und ihm nachgebe! Ich müßte mich ja schämen. Solange ich mit meinem Vorhaben noch nicht in Ordnung bin, werde ich in einer Spannung bleiben, die mir wohl tut. Ist dieses aber

einmal abgetan, dann, fürchte ich, beginnt erst meine Unruhe. Ich wollte recht lange, ohne Schmerzen, von Ihnen entfernt sein, wenn ich nur aus Laune reiste, weil es alsdann in meinem Willen stünde, wenn ich zurückkehren wollte. Aber auf diese Weise, wie ich hier bin, kann ich das Ende ja gar nicht berechnen und abmessen. Ich habe es immer noch nicht genug gewußt, teuerste Freundin, wie nötig Sie zu meinem Glücke sind. Entziehen Sie mir die einzige Erleichterung nicht, die mir Ihre Briefe geben können. Ich weiß, daß Sie mir gern schrieben, oft und viel. Könnten Sie wegen irgendeiner Bedenklichkeit sich davon abhalten lassen? Wollten Sie sicht selbst Gewalt antun, um mich zu peinigen? Nicht bloß die Entfernung von Ihnen, auch die von unseren Freunden, ja die vom deutschen Vaterlande tut mir weh. Ich hätte es selbst nicht gedacht, daß ich im heimatlichen Boden so eingewurzelt wäre. Gehe ich über die Straße und höre Deutsch sprechen, dann bin ich jedesmal hocherfreut. Es ist noch etwas, das mich nach Hause zurückzieht, allein ich fürchte mich, Ihnen davon zu sagen. Sie würden dann wieder, wie manchmal, mir das Herz in den Magen schieben und behaupten, meine Sehnsuchtstränen entsprängen aus einer Indigestion, und ich solle nicht so viel essen, um mein Heimweh zu verlieren. Nämlich ich kann hier nicht rauchen, weil der inländische Tabak abscheulich ist und der ausländische nicht eingeführt werden darf. Wenn Sie einmal Gelegenheit fänden, mir von Frankfurt welchen zukommen zu lassen (z. B. durch Rothschild, wenn er Estafetten herschickt, die ihn leicht einschmuggeln können), würden Sie mich ganz glücklich machen. — Ich habe mir vorgenommen, an Rothschild zu schreiben, damit er mir an seinen Bruder hier Empfehlungen schicke, ich habe es aber von Tag zu Tage aufgeschoben. Ich weiß, die Leute sind mir nicht gut, und darum ist es mir unangenehm. Aber dennoch gebe ich es

nicht gern auf, weil mir die Leute hier sagen, es würde mir nützlich sein, wenn ich hier mit Rothschild bekannt würde. Sie könnten wohl durch Schnapper oder Ihre Schwester Stern ausforschen lassen, ob man mich freundschaftlich und ohne Hinterlist hier empfehlen würde.
Paris, das in den ersten Tagen, als Masse, wenig Eindruck auf mich machte, wird, wie ich jetzt schon nach und nach erfahre, in seinen einzelnen Teilen, wenn ich sie kennen lerne, meine Aufmerksamkeit nützlich, vielleicht auch angenehm beschäftigen. Man kann hier die menschlichen Leidenschaften studieren in den Anstalten, die zu ihrer Befriedigung getroffen sind. Das Palais Royal ist die vollständigste Seelenlehre und Anatomie des menschlichen Körpers. Während bei uns nur für die Forderungen der fünf oder sechs armen Sinne gesorgt ist, wird hier jedem Nerven, jeder Blutwelle, jeder Wallung, jedem Gedanken und jeder Empfindung eine besondere Freude dargeboten. Jedoch glaube ich, daß durch diese zahllose Menge und unendliche Verschiedenheit der Genüsse die Begehrlichkeit weit weniger aufgeregt wird als bei uns, wo die Wahl kleiner ist und darum ein Wunsch schneller entsteht und heftiger werden kann. Man kann hier doch nicht alles kaufen, man mag noch so reich sein, und eine Begierde wird durch die andere verdrängt. War ich über den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der ohne Unterbrechung aneinandergereihten Warengewölbe erstaunt, so verwunderte ich mich noch mehr, neben den entbehrlichsten Prachtgegenständen zugleich die unentbehrlichsten Lebensmittel, neben den Kostbarkeiten, wie sie nur Fürsten besitzen können, die verwerflichsten Bettelsachen zu finden. Gibt es manchen Laden im Palais Royal, der unsern ganzen Braunfels bezahlt, so finden sich aber auch Dinge, die bei uns keiner auf der Straße aufhebt, zusammengehäuft und zum Verkaufe angeboten.
Die Leonore Wertheim wohnt auch hier. Nur um etwas

Vaterländisches zu sehen und mein Heimweh zu liebkosen, besuchte ich sie gestern. Guter Gott, wie hat sich die Frau geändert, und wie ist sie häßlich geworden. O ihr armen zerbrechlichen Weiber. Ich beschwöre Sie, Frankfurter Freundin, verwahren Sie mir nicht bloß, bewahren Sie mir auch Ihr liebes Gesicht. Komme ich zurück und finde es nicht, wie ich es verlassen, ich müßte mein Herz von Ihnen abwenden, und sollte es Blut kosten. Ich bin allerdings die treueste Seele von der Welt; aber die Seele ist unsterblich und hat viele Jahrtausende zum Lieben und Anbeten. Doch die Augen, die vergänglichen Augen, sie haben keine Zeit zu verlieren.
Ich habe schon erfahren, daß man ohne festen Vorsatz hier nicht sparsam leben kann. Das Geld läßt sich so angenehm, ja so nützlich verwenden, daß ich bei den größten Ausgaben mir nichts weiter vorzuwerfen hätte, als meine Mittel nicht berücksichtigt zu haben. So holten mich gestern Abend vier Bekannte zum Essen ab. Junge Männer. Wir brachten drei Stunden bei Tische zu. Ich unterhielt mich sehr. Da ward politisiert; das ist nicht wie bei uns, das hört nicht auf, das ist Leidenschaft. Aber die Zeche betrug für jede Person etwas mehr als fünf Gulden nach unserem Gelde ... Das Theater kostet, mit dem für mich unentbehrlichen Buche, mehr als zwei Gulden.
Ich hatte diesen Morgen an Hrn. v. Rothschild geschrieben und ihn um Bestimmung der Stunde gebeten, wenn ich ihm meine Aufwartung machen könne. Er hat mir soeben sehr artig geantwortet, ich möchte ihn den kommenden Sonntag besuchen. Indessen werde ich dennoch nicht versäumen, mir von seinen Brüdern in Frankfurt Empfehlungen an ihn schicken zu lassen.
Es sind jetzt acht Tage, daß ich keine Nachrichten von zu Hause erhalten habe. Ihr Brief war der einzige, der mir von dort bisher zugekommen ist. Wenigstens im Anfange, wo ich der Beruhigung am meisten bedarf, sollten

Sie mehr an mich denken. Auf meine liebe Ochsen habe ich am meisten Vertrauen gesetzt. Diese verlassen mich sicher nicht und schreiben mir alles, was in dem Häuschen Frankfurt vorgeht, wenn ich nur einmal ihnen geschrieben. Schreiben Sie mir ja nicht mehr unter Halphens Adresse, sondern unter meiner eignen, rue du Hazard, Hôtel des Etrangers, Nr. 5.

Die Franzosen sind ungemein aufmerksam und gefällig, und das kann nicht bloß nichtswürdiger Wortkram sein, es muß aus einer echten Gutmütigkeit entspringen. Denn das Volk der untersten Klasse steht dem gebildeten hierin nicht zurück. Trete ich auf der Straße zu einem Haufen Tagelöhnern, Wasserträgern und dergleichen Menschen, die doch von ihrer Handarbeit leben und denen jede Minute, die sie versäumen, Geld kostet, und erkundige mich bei ihnen nach etwas, so ist dieses ein Wetteifer, mich zurechtzuweisen, und jeder sucht den anderen zuvorzukommen, als würden sie dafür bezahlt. Ich will mir auch ein Exempel an ihnen nehmen und ein ganz artiges Bürschchen werden, so daß Guste und Jette ihre Freude an mir haben sollen. — Das doppelte Datum oben über meinem Briefe bezeichnet, wenn ich den Brief angefangen und geschlossen habe.

Mich fror es hier, bei der Großen Oper, bei der französischen Artigkeit und bei all dem Glanze des Palais Royal. Da führte mich der väterliche blinde Trieb, der die Zugvögel in warme Länder zieht, in die Antikengalerie. Wie wohl ward mir da! Der Himmel ward blau über mir, es kam wieder Sonne in meine Adern, wahrhaftig meine Augen wurden naß. Die ernsten römischen Kaiser, die hohen Götter Griechenlands, die stillen schauerlichen Sphinxe und andere ägyptische Heiligenbilder. Künftig oft davon. Dort will ich überwintern, dort werde ich verweilen, sooft ich Ihrer gedenke, teuere Freundin, und mich meine Sehnsucht schmerzt.

Ich habe die vorigen Briefe unter Ihre Adresse geschickt, ich werde es immer so tun. Sie sind doch nicht böse darüber? Ich schreibe so gern *Jeanette Wohl*, ob ich zwar noch einen schönern Namen weiß. Wie viele Güte hat der Himmel für mich, daß er mir alles von Ihnen gegeben, worüber er schalten konnte, Ihr Bild, Ihre Freundschaft, meine Liebe und meine Verehrung für Sie.
Noch einmal, teuere Freundin, vergessen Sie nicht, daß Sie mir alles sind und daß mein ganzes Leben in Dunkelheit liegt, wenn Sie es nicht beleuchten. Lassen Sie mich oft in Briefen Ihre Stimme hören. Und schreiben Sie nicht so weitläufig, sondern, wie ich, mit kleinen Buchstaben, damit viel auf dem Bogen gehe; denn ich weiß, ist der Bogen voll, Sie fangen keinen zweiten an. Ich grüße alle unsere Freunde herzlich und beneide alle, die Ihnen nahekommen — Adieu. Aber bin ich nicht ein rechter Tor, daß ich Sie verlassen habe um der guten Sache willen, was mir keiner dankt? Hätte ich mich in die Zeit geschickt, über gewisse Dinge geschwiegen, über andere gesprochen, wie man es verlangt, ich hätte auch in Frankfurt durch Schriftstellerei das Nötige erwerben können. Die Freiheit und Sie! Das Herz des Menschen ist so eng. Warum muß man wählen?
Ich fürchte, ich ertrage es nicht lange. Eines Abends geht die Tür auf . . . Noch eine Tasse . . . O Glückseligkeit!

Dr. Börne.

13.

Nr. 4 *Paris, den 5./6. November 1819*

Sie sind mein liebes Kind, an dem ich Wohlgefallen finde, der Himmel überschütte Sie mit seinem reichsten Segen! Wie glücklich machen Sie mich durch Ihre Briefe! Mein letztes Schreiben zeigt Ihnen, wie kleinmütig ich war. Ich glaubte nicht genug an Ihrer himmlische Güte,

aber dennoch schäme ich mich dessen nicht; denn Ihre Güte ist nicht zu ermessen. Sie werden mich nicht verlassen, Sie mein Licht und meine Wärme. Ich bin ein armes leeres Glas, zerbrechlich und ohne Wert, wenn Sie mich nicht erfüllen. Und wie fein Sie schreiben! Mein Kopf verstünde Sie nicht immer, aber mein Herz erratet Sie. Doch der neidische Rand, der seitwärts in Ihrem vorletzten Briefe, und die unfreundliche Leere, die am Schlusse Ihres letzten steht, haben mich sehr betrübt. Das dürfen Sie nicht mehr tun. Ich habe wie ein Geiziger berechnet, zu wieviel beglückenden Worten noch Platz gewesen wäre und wie dieses meinen Reichtum vermehrt haben würde. Nun wohlan, ehe ich von mir ausgehe, will ich erst erwidern, was in Ihren Briefen etwa zu beantworten ist. – Was Sie mir von der Besorgnis meines Vaters mitteilen: ich möchte meine Pension *verschreiben*, gibt mir Anlaß, Ihnen eine Seite derjenigen Gesinnung aufzudecken, die sich hier in mir gebildet hat. Zuvörderst, freimütiger als ich zu Hause unsere Stadt sowohl als andere Regierungen beurteilt, vermöchte ich doch nicht zu tun; denn ich habe nie meine Empfindung gemildert und nie einen Tadel im Hinterhalte versteckt. Aber auch in diesem Tone fortzufahren bin ich hier nicht gesonnen. Es widerspricht bestimmt und laut meinem Gefühle, jetzt, da ich den Gesetzen meines Vaterlandes unerreichbar bin, über dessen Einrichtungen mich rügend zu äußern, es hinter dem Rücken zu verspotten und kränkende Wahrheiten zu sagen, wo es ohne Mut geschehen kann. Ich werde darum nicht heuchlen und nie gegen meine innere Überzeugung reden, ich werde aber über manches schweigen. Komme ich einmal zurück, dann will ich die versäumten Grobheiten gewiß nachholen.

Sie schreiben mir, daß so viele Ehen bei uns geschlossen werden. Mir wird angst, es wird doch wohl noch ein Mädchen für mich übrigbleiben? Ich verlasse mich hier-

in ganz auf Sie, Sie müssen dafür sorgen. Sollte ich einst keine mehr finden, dann ist es Ihr eigner Schade. Ach, wenn man keine Frau hat, ist man doch gar kein Mensch! ... Man ist ein Gott, können Spötter sagen — Spötter, aber ich halte mich genau ans Wort.
Meinen Taufschein glaubte ich eingepackt zu haben, doch konnte ich ihn bis jetzt nicht finden. Was liegt daran? Gott weiß doch, welchen Glauben ich habe. Sie können sich wohl denken, daß ich gedruckt mich hierüber nie äußern würde. Sie scheinen es nicht zu billigen, daß ich dem Dr. Zimmern von meiner Religionsveränderung gesagt habe. Hätte ich das nur früher gewußt. Ich habe den Fehler fortgesetzt. Auch der Rosine O. und dem Samson hier habe ich die Sache mitgeteilt. Ich dachte, es wäre gut, wenn man zu Hause während meiner Abwesenheit hierüber zur Gewißheit komme. Habe ich unrecht gehandelt? Überlegen Sie das mit unseren Freunden und schreiben Sie mir darüber. Ich werde hierin ganz Ihrem Rate folgen. — Können Sie mir Empfehlungen schicken, so tuen Sie es immer. Was verliere ich dabei? Stehen mir die Bekanntschaften nicht an, so brauche ich sie ja nicht zu benutzen. Die junge liebenswürdige Fulderin, soll ich sie denn wirklich sehen und unglücklich machen? Ich kann ja ihre höchst wahrscheinliche Liebe ganz gewiß nicht erwidern. — Dem Steinthal werde ich schreiben und ihm die goldensten Versprechungen geben. — Auf jeden Fall schreibe ich noch das eine Heft der *Wage*. Ob eine Fortsetzung, weiß ich noch nicht. — Wie es mit meinen Plänen wegen Mitarbeit an einem hiesigen Blatte steht, schrieb ich Ihnen in meinem letzten Briefe. Mein Argwohn hat sich bestätigt. Die genannte Person spricht gar nicht mehr mit mir von der Sache und von meinem eingeschickten Artikel. Jetzt haben sich aber Franzosen, die eine neue Zeitung anfangen wollen, sich *unmittelbar* an mich gewendet. Ob die Unternehmung zustande-

kömmt und wie meine Teilnahme dabei, entscheidet sich in einigen Tagen. Von Weimar und Stuttgart werde ich unterdessen auch Antwort erhalten. Für die *Wage* habe ich schon einiges gearbeitet.

Nein, teure Freundin, Paris wird sich nie in ein Paradies für mich umwandeln. Mein Himmel ist nur, wo Sie sind. Aber wegen der freundschaftlichen Teilnahme, die Sie für mich haben, muß ich Ihnen die Beruhigungen geben, daß meine Unzufriedenheit in keinen besondern Verhältnissen Grund hat, sondern daß ich sie vorhergesehen habe. Ich kann nicht froh sein, entfernt von Ihnen. Ich hatte im Umgange mit Ihnen so sehr jede andere Zeit und jeden anderen Ort vergessen, daß ich die Vergleichung verlor und gar nicht daran dachte, wie glücklich ich war. Jetzt erst fühle ich es. Ich verzeihe es Ihnen, wenn Sie mir das jetzt noch nicht glauben. Aber ich werde Bekanntschaften machen, sie können mir nicht fehlen, sobald ich mich darum bemühe; ich werde vielleicht liebenswürdige Menschen kennenlernen und werde dann zuversichtlicher meine Klagen wiederholen. Und wenn ich auch wirklich durch Zerstreuungen (selbst von den unschuldigsten und sinnvollsten zu reden) Sie schmerzloser entbehren lerne, ist denn das ein schönes, vernünftiges, wünschenswertes Ziel? Ich will lieber Sie selbst verlieren als den Wunsch nach Ihnen. Der Trunk auf dem Lethe verjagt den Durst, aber stillt ihn nicht. Ich sage es Ihnen offen, wie lange ich mich bezwinge. Sobald ich Geld genug erworben habe, daß ich meine sämtlichen Schulden in Frankfurt abtragen kann, kehre ich dahin zurück. Da dieser Weg so bestimmt und abgemessen ist, so stärkt mich das ungemein auf meiner Wanderung.

Die Briefe von der Herz habe ich in Frankfurt zurückgelassen. Mein Bruder schrieb mir, er hätte alle meine Papiere zusammengepackt und aufbewahrt. Ihren Brief? Sie Unfreundliche, wie können Sie nur zweifeln, daß ich

ihn mitgenommen habe! Jetzt habe ich deren vier. Das sind meine vier Bücher Mosis, in denen ich täglich lese und bete. Wie freue ich mich auf das 5te Buch! – Von der Herz habe ich einen Brief erhalten, er ist mir von Frankfurt zugeschickt worden. Sie bittet mich, ihr für einen bedürftigen Freund eine Übersetzung aus dem Französischen bei einem Frankfurter Buchhändler zu verschaffen. Sonst schreibt sie mir nichts von Bedeutung. Seien Sie unbesorgt, liebe Freundin, ich werde nicht zu anstrengend arbeiten. Selbst Paris zu sehen befleißige ich mich nicht sonderlich, denn das auch ist mir nur wie ein Studium, dem ich mich des Nutzens und der Pflicht wegen ergeben muß, woran ich aber keine besondere Freude finde.
Der Samson hat gar kein Ehrgefühl mehr. Ich jage ihn alle Tage aus meinem Zimmer, und er kömmt doch alle Tage wieder. Ich wollte, er dürfte seine Schwester heiraten, damit er nur von hier wegkäme. – Die Ochsen solle ich mir aus dem Kopfe schlagen, sagt die Fanny, – aus dem Kopfe, ja, aber nie aus dem Herzen. Wie oft habe ich mich nach ihnen und mitten im Palais Royal nach ihrer Stube zurückgesehnt, wo ich so oft Freude gefunden und manchen Kummer verloren hatte. Nur ja alle herzlich von mir gegrüßt.
Vorigen Samstag aß ich bei Halphen. Alles wie bei uns. Kugel, Bohnen, Birn auf der Schüssel, sämtlich mit aufwärtsstehenden Stielen, die mir ein treues Bild von einem Walde von Mastbäumen und einem Seehafen gaben. Von den Bohnen sagte man mir: „Sie haben nicht gut geort." – „Nein", sagte ich, „man kann eine Tochter mit ausgeben." Es wurde von nichts als der *Gemore* gesprochen. „Sans la *Gemore*, on ne peut rien faire", sagte der alte Halphen, und dann fragte er mich um meine Meinung, ob man das Hebräische nach der üblichen Weise oder, so wie es das hiesige Konsistorium soeben entschie-

den hat, nach der reinen alten Art aussprechen soll. Das Gespräch ward interessant. Ich sagte: „Ich hätte es nie anders ausgesprochen als wie unsere Vorfahren in Palästina, und rezitierte: *Breschid Bara Elohim, ed Haschamajim weed haarez.* Dann spielte Rosine mit ihrem Kinde. Faites *Batsche-Kuche*, faites *Batsche-Kuche*, ma petite bonne fille . . .

[. . . . .] Nachdem Sie mir geschrieben, Sie hofften, daß ich *nur* um des Geldes allein willen nicht schreiben würde, setzten Sie hinzu: „Ihre Feinde hoffen Ihnen Blößen abzulauern." Stiebel schrieb mir auch so etwas Ähnliches. Ich verstehe das aber nicht recht. Sagen Sie mir doch deutlich, was darunter gemeint war! – Liebe Freundin, warum soll ich denn meine Briefe an Sie nicht frankieren? Soll denn nichts frei sein, was Ihnen unter die Augen kömmt? Wahrhaftig Sie sind eroberungssüchtig geworden. – Der Samson fängt seit heute an, das Gesicht zum Geldfordern zu machen. Er sitzt traurig da, seufzt, will gefragt sein, was ihm fehlt. Ich wette, daß ich Ihnen in meinem nächsten Briefe schreibe, er habe ein Anleihen bei mir machen wollen. Daß ich es ihm abgeschlagen habe, werde ich Ihnen wohl nicht zu schreiben brauchen. Ich wollte dem jungen Menschen alle seine Lüderlichkeit verzeihen, wenn er nur nicht dabei so leer und langweilig wäre. Denken Sie nur, jetzt will er Schulmeister werden. Hier werden die Trivialschulen als Gewerbsgegenstände mit der Kundschaft veräußert. Nun ist ihm eine für 800 fr. angetragen worden. Und er ist der Narr, daß er nicht allein sich einbildet, zum Kinderlehrer Talent und Lust zu haben, sondern ist noch der größere Narr, daß er seiner Mutter schreibt und von ihr die 800 fr. verlangt, den Kauf abzuschließen!

Wenn ich so gut Französisch schreiben könnte, daß ich nicht nötig hätte, meine Artikel erst übersetzen zu lassen, Sie glauben nicht, welch ein Glück ich hier machen könn-

te. Ich wäre, ohne Übertreibung, in zwei Jahren ein reicher Mann, der von seinen Interessen leben könnte. (Natürlich würde ich mich eines besseren Stils befleißigen als in diesen letzten drei Zeilen, wo dreimal *könnte* vorkömmt.) Ich glaube es den ersten Schriftstellern hier gleichtun zu können, wenigstens rücksichtlich derjenigen Seite ihrer Darstellung, wodurch sie auf die Franzosen Eindruck machen und worin nun grade ihre höchste Würde nicht besteht. So aber werde ich wohl ein Jahr nötig haben, um im Französischen die nötige Fertigkeit zu erwerben, und bis dahin müßte ich meine Sachen übersetzen lassen, und das ist schlimm; denn dabei geht viel verloren und also auch vom Beifall, den ich erlangen könnte. Übrigens stehen die Deutschen, die ich bis jetzt kennengelernt habe, wenigstens diejenigen, die sich zum Übersetzen gebrauchen lassen würden, auf so einer niedrigen Stufe, daß ich nichts von ihnen erwarte.
Bekanntschaften habe ich noch gar keine gemacht. Sie werden sich wohl leicht denken, daß in einer so ungeheuern Stadt wie Paris ein Fremder sich darum bewerben muß und man ihm darin nicht zuvorkömmt. Man hat zwar drei Wochen lang täglich in den Zeitungen von mir gelesen, aber das geschieht hier oft von Sachen und Personen, und man wird darum doch nicht aufgesucht. Es ist indessen gar keine Frage, daß ich, wohin ich mich auch wende, würde freundlich empfangen werden. Doch gehe ich langsam und sondiere den Boden. Es ist hier erstaunlich nötig; denn all das Volk, das, sei es nun des Nutzens oder des Vergnügens willen, in meinen Lebenskreis gehört, ist höchst spitzbübisch. Zum Glücke kontrollieren sie sich einander selbst, und ein Spitzbube warnt mich vor dem andern. Es ist ganz unmöglich, in Paris den ehrlichen Mann herauszufinden, und es bleibt einem nichts übrig, als keinem zu trauen. Indessen muß ich mich diesem oder jenem zur Leitung hingeben, wenn

ich auch mißtraue. Wie ist es zu ändern? Die Hauptsache ist, daß ich in Bewegung komme; führt mich jemand auf den unrechten Weg, so werde ich mich wohl wieder zurechtfinden. Mein schwarzes Beutelchen ist noch auf derselben Stelle und wird täglich noch ebenso sorgfältig angebunden als damals, da ich von Frankfurt abreiste. Daran kömmt mir also keiner, und meine arme Seele, denke ich, die gehört ohnedies dem Teufel. (Im zukünftigen Leben nämlich, denn in diesem gehört sie einem Engel.) – Aber Sie haben mir von Ihrem Leben nicht genug gesagt. Wie sind Ihre Abende? Wer kommt zu Ihnen? Ich bitte, teuere Freundin, ganz genau hierüber. Sie glauben mir es sicher nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich manchmal schon, wie gestern und vorgestern, um halb 10 im Bette lag. Einige Male war ich im Theater, habe aber darin nie länger Geduld gehabt als bis 10 Uhr. Numerieren Sie doch auch Ihre Briefe, damit ich mich überzeugen kann, daß sie alle richtig ankommen. – In der italienischen Oper sah ich vor einigen Tagen *Figaro*. Das ist prächtig, Spiel und Gesang. Das Kerlchen von Pagen sollten Sie sehen. Bin aber doch in der Hälfte nach Hause gegangen.

Das Essen hier schmeckt mir durchaus nicht. Ich habe es mit den einfachsten und mit den köstlichsten Speisen versucht. Alles so gesalzen, so überwürzt. Ich verschmachte den ganzen Tag vor Durst. Der Wein ist schlecht, oder man müßte vom teuersten nehmen. Wenn ich hier so gut und so viel essen wollte als zu Frankfurt im *Weißen Schwanen*, so würde mich die Mahlzeit ein Napoleon kosten.

Zu ordentlichen Beschreibungen von hiesiger Art kann ich es immer noch nicht bringen. Zu Sittengemälden würde es an Stoff nicht fehlen, doch wäre dieses geeigneter zur schriftstellerischen Behandlung als zu Briefen. Wenn ich das Leben der höhern Stände auch kennen-

lerne, das wird wohl nichts darbieten; denn das ist wie überall. Aber das Volksleben, die öffentlichen Lustbarkeiten, sind wohl des Pinsels wert.
Einen Roman, der hier kürzlich erschienen, von einem Schriftsteller, der unserem deutschen La Fontaine gleicht an Fruchtbarkeit und Abgeschmacktheit, habe ich gelesen und für mich zu Hause kritisiert. Den andern Tag las ich eine Beurteilung darüber in einem der besten hiesigen Blätter. Ich kann Sie versichern, daß meine Rezension, mit der andern verglichen, den Parisern sehr pikant erscheinen würde. Hätte ich sie nur im Französischen schreiben können! Doch, glaube ich, werde ich das vielleicht schneller lernen, als ich selbst denken mag. Ich habe einen guten Grund von französischer Sprachkenntnis, nur ist es alle aus Mangel an Übung wie eingefroren. Nach und nach wird es auftauen.
Vor einigen Tagen war ich zum ersten Male außer der Stadt im Freien. Das ist eine Reise, Ich war ganz glücklich. Hier ist alles so geschnitzt und fein, so ganz Kunst, daß es mich immer hoch erfreut, wenn ich etwas Natürlichem begegne: einem spielenden Kinde, einem Hunde, einem Buckligen, einer schwangeren Frau. Ich müßte, um Vergnügen zu finden, an der hiesigen so merkwürdigen Welt einen humoristischen sentimentalen Kameraden haben, der in meiner Art die Sachen ansieht. Allein wo ihn suchen? Kein Lot Herz in der ungeheueren Stadt, nur Geist und Sinnlichkeit. Wenn ich so in meiner Weise (Jean-Paulisch) Französisch schreiben könnte, ich glaube, man müßte dieses hier, der Neuheit wegen, sehr anziehend finden. Man soll über nichts urteilen, worüber man keine Erfahrung hat. Noch vor 14 Tagen habe ich über die Herz, über Arndt, Görres gespottet, weil sie die Franzosen *ruchlos* nannten; jetzt kann ich selbst kein anderes Wort finden, um das Volk zu bezeichnen. Doch darüber künftig mehr; das würde eine Abhandlung werden. Wol-

len Sie sich von den jetzigen Sitten der Franzosen unterrichten, so lesen Sie von *Jouy, l'Hermite de la Chaussée d'Antin.* Eduard Ellissen in Frankfurt besitzt es eigen. Ein treues Gemälde; für das neue Paris, was Merciers bekanntes Werk für das alte war. Durch einen der Doktoren können Sie sich's ja von Ellissen (oder besser von seiner Frau, die sich ein Vergnügen daraus machen wird, es Ihnen zu leihen) verschaffen. – Jetzt sehe ich wieder einem Briefe von Ihnen entgegen. Ich hoffe doch, daß Sie mich als einen guten Christ jede Woche *meinen* Sonntag werden feiern lassen.
Wenn Sie Sichel sehen, grüßen Sie ihn von mir. Es wäre mir lieb, wenn Sie machen können, daß er Sie besucht. Sie würden von ihm manches über mich hören und könnten durch ihn bewirken, daß Rothschild mich hier seinem Bruder und andern empfiehlt. – Tausend Grüße meinen lieben Tieren, Guste, Jette, Ihrer Schwester, allen. – Schreiben Sie mir doch, den wievielten Tag und um welche Stunde Sie meine Briefe erhalten, damit ich genau erfahre, wenn Sie sich mit mir beschäftigen. Adieu ma bonne amie, je vous aime de tout man cœur. Ich werde etwas später Tanzstunde nehmen. In meinem blauen Frack bin ich zum Küssen. War mein Bruder vorgestern bei Ihnen, Sie, wie ich ihm aufgetragen, zu grüßen?

Dr. Börne.

14.

Nr. 5 *Paris, 9. Nov. 1819*

Heißen Sie der *5. November*? So war Ihr letzter Brief unterschrieben, Ihren Familiennamen hatten Sie vergessen. Nennen Sie sich malerischer *den 1. Mai,* weil dieser Tag Ihrer Huld und himmlischer Freundlichkeit am nächsten steht. Sagen Sie dem fünften November, daß ich ihn mehr liebe als den schönsten Sommertag, und

daß ich mich in seinen Strahlen ganz glücklich gesonnt habe... Doch mir fällt ein, daß Sie ein Frauenzimmer sind, neugierig wie alle, und daß Sie daher früher das hier einliegende Papier als meinen Brief lesen werden. Darum von dessen Inhalte zuerst. Cotta hat mir geantwortet, und erwünscht, wie Sie sehen. Ja, er gibt mir ein gut Stück Geld voraus, und wenn ich das Wort *Inzwischen* recht verstehe, ist der Wechsel von 1500 fr. schon auf dem Wege. So hätte ich also auf dieser Seite allein jährlich 6000 fr. Da das *Literarische Wochenblatt* wahrscheinlich auch mit mir eingehn wird und Teilnahme an hiesigen Blättern mir früher oder später zufallen muß, so denke ich es bald auf 12000 fr. jährlich zu bringen. Das wäre nun hinreichend für ein Stückchen Brot, für ein Stückchen Fleisch und ein Gläschen Wein. Hilft mir nun der liebe Gott zu noch etwas, oder vielmehr, befreit er mich von etwas, nämlich von dem Briefwechsel mit Ihnen, der mir täglich lästiger wird, so will ich ihm sehr gut sein und ihn in die Pariser große Welt einführen, wo er bis jetzt keinen Eingang fand. Was die Frankfurter da schwätzen mit 3000 fr. jährlich, für die ich an der *Renommée* engagiert, sein soll! Ein gewöhnlicher Übersetzer wird hier weit besser bezahlt, das ist nicht wie bei uns. Denken Sie sich, das gelesenste hiesige Blatt (*Le Constitutionnel*) hat nahe an 15000 Abonnenten; das Abonnement zu 72 fr. jährlich kann Ihnen jetzt eine Berechnung geben, was gewonnen wird und wieviel daher an Mitarbeiter verwendet werden kann. Wie ich Ihnen schon geschrieben, haben sich die Unternehmer eines neuen Blattes an mich gewendet und mich zur Teilnahme eingeladen. Binnen 8 Tagen wird die Sache auf die eine oder andere Weise entschieden sein. Wegen meiner Verbindungen mit Cotta, die mir einen anständigen Gewinn zusichern, kann ich dem Ausgange des andern Geschäfts ruhig entgegensehen. Ich werde große Bedingungen machen. Der

Umstand, daß ich meine Artikel übersetzen lassen muß, vermindert sehr meine Lust, an französischen Blättern zu arbeiten; denn ich werde höchst unwahrscheinlich einen Deutschen von Talent finden, der mir meine Gedanken ungeschwächt wiedergibt. In den besten hiesigen Zeitungen finde ich in den Übersetzungen aus deutschen Blättern, die nur trockne Nachrichten enthalten, die lächerlichsten Fehler. Wie wird es erst gehen, wenn Ideen von tieferem Sinne darzustellen sind! Sie ersehen aus dem Gesagten, liebe Wohltäterin, daß ich nicht Not leide. Aber Ihre Unruhe hat mir eine unendliche Freude gemacht. Das ungerechnet, was ich von Stuttgart zu erwarten habe, besitze ich noch Geld auf lange – für eine Ewigkeit nach der Rechnung meines Herzens, welches die Zeit nach der Dauer der Trennung von Ihnen abmißt, – nach der Rechnung meines prosaischen Magens noch für 6 Wochen. Überhaupt war ich hierüber nie in Sorgen, denn ich habe in Frankfurt viele gute Freunde (wie Guste und Jette), die, wenn sie hören, daß ich aus Mangel an Geld zurückkommen muß, gern, wenn auch nicht ihren letzten, doch ihren vorletzten Kreuzer hergeben, um meinen Aufenthalt in Paris zu verlängern. Es gehört hierher, daß ich von dem Frankieren unserer Briefe spreche. Ich bin fest entschlossen, Ihnen auf keinen frankierten Brief zu antworten. Ich bin reicher als Sie; denn ich habe Sie in der Not, aber Sie haben mich nicht (das wertlose Papiergeld meines guten Willens ungerechnet). Sie machen mir im Ernste großen Verdruß, wenn Sie sich hierin nicht nach meinem Wunsche richten. Wenn ich meinen Wechsel von Cotta bekomme, welches ohngefähr 700 Gulden beträgt, so werde ich gleich mit meiner Schuldentilgung anfangen und zuerst Wenner und Steinthal bezahlen (400 fl. zusammen), vielleicht kann ich noch in diesem Winter meine sämtlichen Schulden bezahlen, und dann säume ich gewiß nicht, Sie zu besuchen. In der unge-

wöhnlichen Gestalt eines unschuldigen Menschen erkennen Sie mich vielleicht nicht mehr. Ich werde dann genötigt sein, Ihnen meine alten Sünden in Erinnerung zu bringen. Und komme ich nach Hause, wie will ich mich herausputzen! Die neuesten Pariser Moden bringe ich auf meinem Leibe mit; der Schneider Barth soll nach mir schicken. Ich werde natürlich meinen Eltern von meinen Geschäften schreiben, und da es ihnen Freude machen wird, den Brief des Cotta zu lesen, so will ich meinen Bruder zu Ihnen schicken, um ihn sich geben zu lassen. Es ist Ihnen doch nicht unangenehm?

Was Sie mir alle sagen, über Laune, Unbeharrlichkeit und daß ich ein Kind sei, Spielzeuge wegwerfend, die ich erst heftig verlangt, und daß ich mich nicht unterstehen solle, eine Tasse Tee bei Ihnen zu trinken, – darüber lache ich nur. Bin ich einmal bei Ihnen, höre ich Ihre liebe Stimme, darf ich Ihnen die Hand drücken wie vor, dann mag man mich verspotten, tadeln, wie man will, in meinem Himmel höre ich solche irdische Reden gar nicht. Es bleibt dabei; ist meine Unschuld gänzlich hergestellt, dann besuche ich Sie, und sollte es im tiefsten Winter sein, es wird mir nicht kalt auf solchem Wege. Nein, liebe Freundin, Ihre Briefe sind mir keine hinreichende Belohnung für meine Ausdauer. Das sind nur Wechselbriefe, mit denen ich mich nur eine Zeitlang begnüge. Bares Geld ist meine Freude.

Mit meinen unbedeutenden Landsleuten hier treibe ich mich wenig herum. Ich benutze sie nur, um die Wege und Stege kennenzulernen. Zu Benjamin Constant und andern kann ich täglich kommen. Ich habe es mit gutem Grunde bis jetzt verschoben. Das wird sich alles schon machen.

Sie haben über Graf Schlabrendorf im Lexikon (wahrscheinlich Konversationslexikon) gelesen. Darin steht wahrscheinlich nicht viel davon. Die *Zeitgenossen* müssen

Sie sich zu verschaffen suchen. Ich habe vor einigen Tagen von Frankfurt anonyme Briefe erhalten mit politischen Neuigkeiten. Vielleicht von Göntchen. Sind sie von ihm, so lassen Sie ihm durch Dr. Reiß in meinem Namen herzlich danken. Doch hat er sich die unnötige Mühe gegeben, mir auch Auszüge aus deutschen Blättern zu schicken. Ich brauche diese aber nicht, da ich hier sämtliche Zeitungen lese. Es wäre mir lieb, wenn er sich eines Zeichens statt des Namens bediente, damit ich wüßte, von wem die Nachrichten kommen.

Haben Sie denn nicht erfahren, aus welchem Grunde mir bei der Frankfurter Polizei einige Tage der Paß vorenthalten wurde? Ich möchte dieses gar zu gern wissen.

Meine Arbeiten für *Cotta* werde ich mit dem *Morgenblatte* beginnen. Ich denke so etwa Briefe, nicht allein *über*, sondern *aus* Paris, in denen ich von allem schwätze im Charakter meines Standpunktes. Da ich immer ein halbes Dutzend hypochondrische Grillen habe, so leide ich jetzt an der Ängstlichkeit, ich möchte meinen Verstand verloren und das Schreiben vergessen haben. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß ich noch mit Laune und Geist über etwas zu reden vermag. Sie schreiben mir, ich hätte Ihnen über Paris einige druckenswerte Betrachtungen mitgeteilt. Im Ernste, ist das wahr? Sagen Sie mir offenherzig Ihre Meinung. Sind meine Redensarten noch so zierlich, als Sie sie sonst gefunden? Meine Briefe, dachte ich, hätten bis jetzt keine andere Fülle gehabt, als die ihnen die Freundschaft gab. Ja, Ihnen meine Bosheit zu gestehen, mit großer Schadenfreude hatte ich sie jedesmal vor dem Zusiegeln überlesen und mich an dem Gedanken gelabt, daß Sie und die Mitleser sich wohl auf Pariser Neuigkeiten gespitzt und sich mit der Versicherung meiner Ergebenheit und Liebe mußten abtrollen.

Man soll doch nichts vernachlässigen, nichts geringachten und nichts aufschieben. Sie wissen, daß ich einige Zeit vor

meiner Abreise die Bekanntschaft des Herrn von Varnhagen gemacht habe. Er erbot sich mir Briefe nach Paris zu geben. Ich sagte, so bald käme ich doch nicht hin, und bat ihn, sich nicht zu bemühen. Seine Frau hatte mir ein Schreiben an eine Mademoiselle Mendelssohn hier, die Erzieherin beim General Sebastiani ist, schon zugesiegelt. Ich vergaß es mitzunehmen und ging nicht wieder hin, weil ich dachte, das steht noch in weitem Felde, daß ich davon Gebrauch machen kann. Einige Wochen darauf war ich hier. Jetzt sagen mir mehrere Bekannte, Mademoiselle M. wäre eine sehr interessante Person. Da ich nun an Varnhagen nicht schreiben kann, erstens weil ich seine Adresse nicht weiß, und zweitens weil er mir dieses aus politischen Gründen ausdrücklich untersagt hat, so ist dieses auf immer versäumt. Nehmen Sie sich eine Lehre daraus, liebe Tochter. Sie sind auch so eine leichtfertige Tollköpfin, die nichts überlegt, was sie tut, und in den Tag hineinlebt.
Gestern war ich zum zweiten Male in der italienischen Oper. Man gab Cimarosas *Matrimonio segreto.* Ich darf es Ihnen nicht sagen, wie viele Freude ich gehabt, Sie lachen nur dazu. Ich hatte während der ganzen Vorstellung an Sie gedacht, aber das zerstreute meine Aufmerksamkeit nicht, das erhöhte sie nur. Ich genoß für Sie mit. Kömmt nicht diese Musik dem *Figaro* nah, in Form und Gehalt? Daß ich Sie nicht herzaubern konnte! Aber würden mir in diesem Punkte jedesmal meine Wünsche erfüllt, dann erginge es mir wie dem Goetheschen Zauberlehrling. Über die allzu große Dienstgefälligkeit der beschwornen Geister würden Sie zugrunde gehen, also auch ich. Müßten Sie all die schönen Hüte tragen, die ich im Vorübergeben bei den Putzläden für Sie auswähle, alle die Schals, die ich Ihnen umhänge, müßten Sie die Düfte aller der Blumen ertragen, die ich um Ihnen her stelle, und die Musik anhören, mit der ich Ihr Ohr er-

fülle, dann hätte ich bald Ihren Tod zu beweinen. Das italienische Opernhaus ist kleiner als unser Frankfurter Theater. Man findet dort immer die auserlesenste Gesellschaft. *Nur* echte Musikfreunde kommen dahin. Auch sind die Plätze teuer. Der niedrigste kostet 3 fr., der höchste 7. Es ist hier, wie alles in Paris, eingerichtet, daß der Genuß vollkommen sei. In den gedruckten Operntexten steht neben dem Italienischen die französische Übersetzung, für solche, die ersteres nicht verstehen. Ich glaube es Ihnen schon geschrieben zu haben, daß, wer hier nicht Grundsätze hat oder durch Alter und Erfahrung nüchterner Überlegung geworden ist, unmöglich einen Kreuzer Geld in der Tasche behalten kann. Man kann hier jede Laune wie jedes Bedürfnis zu allen Zeiten und an allen Orten befriedigen. Es reicht nicht hin, Gelegenheiten zum Aufwande zu vermeiden, man muß sie mit Anstrengung abweisen. In Frankfurt hat man wenigstens abends um 11 Uhr seine Kasse in Sicherheit gebracht, und bis den andern Tag ist man zur vernünftigen Überlegung gekommen und unterdrückt eine unzeitige Begierde. Aber in Paris gehen die tausend Lockungen nie zu Bette. Da ich zum ersten Male im Theater war, tat es mir leid, kein Perspektiv zu besitzen. Ich hätte mir eins kaufen sollen, dachte ich. Nun desto besser, dachte ich weiter, daß du es vergessen, so hast du wenigstens für dieses Mal dein Geld gespart. Ja sparen! Kaum den Gedanken gehabt, stand schon ein Kerl mit Gläsern in meiner Loge. Sie werden hier in allen Theatern vor dem Stücke und in den Zwischenakten herumgeschrien. Ich kaufte eins. So werden auch nicht allein die Operntexte, sondern auch jedes Schauspiel, das gegeben wird, im Theater selbst feilgetragen, welches sehr angenehm ist. Denken Sie nur, was das einem dramatischen Dichter für Geld einbringt! Die Gesetze sichern ihm einen großen Teil an der Einnahme zu, die bei der Vorstellung seines

Stückes jedesmal abfällt. Und dann verkauft er das Manuskript für 4 bis 10000 Franken. Und hier ist natürlich nur von Schriftstellern des zweiten Ranges die Rede. Sobald nur ein Buch von einigem Interesse erscheint, so wird die ganze Auflage von mehreren tausenden Exemplaren schon in den ersten Tagen verkauft. Ich dürfte mir schmeicheln, daß wenn ich solche Theaterkritiken, wie ich sie in der *Wage* geliefert, hier im Französischen und mit dem höhern Interesse, welches der reichere Stoff gewährt, schreiben könnte, ich in Paris allein zehentausend Abonnenten sicher erhielte. Nach Verhältnis dessen, was man hört und sieht, sind die Schauspiele eigentlich nicht teuerer als bei uns; denn es wird zweimal solang gespielt. Zwei große Opern, zwei Schauspiele von Molière hintereinander. Von kleinern Stücken vier, oft fünf. Haben Sie sich satt gesehen und gehen in der Mitte heraus, so können Sie Ihre Contre-Marque, wenn Sie sie nicht verschenken wollen, an dem Eingange verkaufen, wo eigene Leute dieses Gewerbe treiben, die dann die Billette an andere, die später hineingehen, mit Gewinst wieder verkaufen. Leute von gutem Ton besuchen hier jeden Abend mehrere Theater. Das Gedränge vor dem Hause, wenn ein neues oder beliebtes Stück gegeben wird, ist gar nicht zu beschreiben. Es wird aber strenge Polizei gehalten, es dürfen nur immer *zwei* Personen nebeneinander stehen. Dadurch wird nun eine unendliche Reihe gebildet, durch ganze Straßen, viele hundert Schritte weit. Das nennt man *faire queue*. Vor dieser an den Häusern und Wänden sich herziehenden Menschenschnur steht alle 10 Schritte ein Gendarm, damit keiner sich vordränge. Es gibt kein[en] sonderbarer[en] Anblick. Es sieht aus, als würde ein Trupp Gefangener bewacht. Aber wer zu spät kömmt, gerät darum nicht in Not. Denn wieder eine andere Klasse Menschen treiben das Gewerbe, daß sie sich frühzeitig an der Kasse postieren und jedem gegen ein Trinkgeld

sein Billett nehmen. Als ich gestern an der Oper das Gedränge schon vorfand, wollte ich die Dienste eines solchen Kerls benutzen und verlangte ein Billett von ihm. Er wies mich aber ab Er sagte, daß er nur Billette der trois premiers ordres besorge. Natürlich, weil er darnach die Bedeutung seiner Leute und seines Trinkgeldes berechnet. Ich hatte aber einen Platz der 4ten Ordnung* (für 4 fr.) gefordert. Das sind nobele Gesinnungen! Ich hatte aber doch den deutscher Grobheit so ungewohnten Franzosen mit meinen Ellenbogen so sehr imponiert, daß ich alles wegdrängte und einer der ersten im Hause war . . . aber ich Narr, ich merke eben erst, daß ich erzähle wie ein Mädchen . . . Verzeihen Sie mir.

Wichtige politische Ereignisse sind hier im Gären. Es scheint, daß eine Ministerialveränderung bevorsteht. Die Ultras können wieder einmal siegen. Man hat vielleicht von Deutschland aus hieher gewirkt; denn alle Beschlüsse des Bundestages wären vergebens, wenn Frankreich sein liberales System beibehielte; doch schlösse sich letzteres an, vielleicht noch vergebener. Es wäre ein Unglück für die Welt.

Beschäftigen Sie sich mit irgendeiner Lektüre? Mit welcher? Ich möchte jede Bewegung Ihres Körpers und Ihres Geistes erfahren, auf die Ihres edlen Herzens weiß ich zu schließen. — Wie einförmig ich bis jetzt hier gelebt habe, würden Sie nicht erraten, wenn ich es Ihnen nicht sagte. Mit diesem Briefe war ich des abends zwischen 6 und 10 beschäftigt, zu einer Zeit, wo ich in Frankfurt nie zu Hause war. Wenn ich nur jeden Abend in einem Zauberspiegel sehen könnte, wie es bei Ihnen aussieht und wer bei Ihnen ist! — Wenn ich nur Ihr Füßchen hier hätte, man hat so wunderschöne Pelzschuhe und andere. Wenn ich eine Zeitlang recht brav und fleißig und fromm war und ich überzeuge Sie davon, nicht wahr, dann schicken Sie mir zur Belohnung das Maß von Ihrem Füßchen?

Dieses wäre mir ein Maß Ihrer Freundschaft. Und Hüte sieht man hier! Ihr gelber Strohhut ist gewiß schön, wird aber von jenen noch übertroffen. Haben Sie sich diesen Winter noch nicht geputzt? Haben Sie das Chemisett angehabt, worin Sie so lieb aussehen?
Ich versprach Ihnen, nichts zu verschweigen von dem, was ich tue und erfahre, Gutes oder Böses. Nun, so nehmen Sie mein Geständnis an, daß ich mich seit 3 Tagen nicht gewaschen habe. Des Morgens, wenn ich aus dem Bette steige, ziehe ich mich eilig an und gehe in ein nahegelegenes Kaffeehaus, um zu frühstücken (ich könnte dieses zwar zu Hause, aber um der Zeitungen will[en] tue ich jenes lieber. Dieses ist hier üblich). Um mich zu waschen, hätte ich mich wieder auskleiden müssen; aber da ich, wie Ihnen bekannt, so geizig auf die Zeit bin, unterließ ich es. Ich will mich aber gewiß bessern.
Ich werde Sie jedesmal davon benachrichtigen, wenn ich ins *Morgenblatt* oder sonst in ein anderes etwas einschicke, damit Sie es lesen. Hätte ich einen Abschreiber, so würde ich Ihnen meine Sachen handschriftlich zuschicken. Doch hat es für mich wieder einen eignen Reiz, wenn ich, gleichsam verstohlen, gedruckt mit Ihnen korrespondieren kann. Denn alles ist doch immer in Gedanken an Sie gerichtet. Doch drückt mich immer die Besorgnis, ich möchte nichts Ordentliches zustande bringen. Sie waren die Hälfte meines Geistes, und diese Hälfte ist von mir gewichen. Ach, was ersetzt mir die innigste Freude, die ich jedesmal genoß, wenn ich Ihnen von meinen Arbeiten vorlas und Sie mir Beifall bezeugten? Nichts und keiner vermag es. Nur die Hoffnung, Sie wiederzusehen, erheitert meine unfreundliche Gegenwart. Nur das Bemühen, Ihrer Freundschaft würdig zu werden, beschäftigt mich angenehm. Adieu. Meinen herzlichen Gruß an Herrn und Madame Ochs, an die Kinder, die Doktoren und alle. Wenn Sie Sichel sehen

und seine Frau, grüßen Sie sie doch von mir. Vergessen Sie nicht künftig, Ihre Briefe zu numerieren und den Empfang der meinigen nach der Nummer anzuzeigen.

Dr. Börne.

15.

Nr. 6 *Paris, 14. Nov. 1819*

Mein voriger Brief, den Sie durch meinen Bruder erhalten haben werden, war vom 9. Nov. datiert. An diesem Tage hatte ich ihn angefangen, aber erst am 11ten geendigt und auf die Post gegeben. Ich bemerke Ihnen das, liebe Freundin, damit Sie nicht etwa glauben, der Brief wäre aufgehalten oder zurückgehalten worden. Cotta hat mir unterdessen 1500 fr. wirklich hier angewiesen, und ich habe auf der Stelle achthundert fr. davon meinem Vater geschickt, um davon den Wenner und den Steinthal zu bezahlen. Ich hoffe, letzterer wird meine edlen Gesinnungen gehörig ausbreiten, um mir bei meinen übrigen Gläubigern einen guten Namen zu machen und ihnen Vertrauen einzuflößen. Auch von Weimar habe ich Antwort erhalten. Meine Anträge hat man mit Freuden angenommen; und wie freudig! Sie wollen mehrere Mitarbeiter gleich abschaffen, um mir Platz einzuräumen. Auf meine Frage: für wieviel Geld sie mir wohl jährlich Beschäftigung geben können? antworteten sie mir: bestimmen ließe sich das nicht für jetzt, doch bis 800 Taler (1440 Gulden) könnten sie mir zusichern. Auch wurden mir vierzig Louisdor Vorschuß angeboten. Ich habe ihnen aber geantwortet, daß ich jetzt kein Geld brauchte. Hätten Sie vor 4 Wochen gedacht, liebe Freundin, daß ich so etwas ausschlagen würde? Wegen meiner französischen Zeitung ist immer noch nichts beschlossen. Die Herrn hatten vor einigen Tagen von meinen *Zeitschwingen* und *Wage*-Heften sich einige ausgebeten, um mich darnach zu beurteilen. Die werden viel herausverstehen! Im Deutschen

sind sie grade nicht stark. Aber wenn sie sich nun wirklich mit mir verbinden wollten, so könnte ich wahrhaftig ohne den größten Leichtsinn gar nicht darauf eingehen. Wie will ich alle die Arbeit fertigbringen? Ich habe schon mit den zwei deutschen Blättern genug zu tun. Meinen Sie nicht auch? Beantworten Sie sich das, ehe Sie weiter lesen ... Nun, wenn Sie dieses meinen, sagen Sie mir (aber werden Sie nicht böse), warum soll ich in Paris bleiben? Kann ich dieselbe Arbeit nicht auch in Frankfurt verrichten? Sie haben ja selbst aus Cottas Brief gesehen, daß er von meinem Aufenthalte hier gerade keinen besondern Vorteil zu ziehen weiß. Es waren gestern 4 Wochen, daß ich von Ihnen entfernt bin. Nun ich will noch vier Wochen hierbleiben. Ist das nicht genug? Wenn Sie mir von Unbeharrlichkeit reden, so tuen Sie mir unrecht oder Sie machen mir einen Vorwurf, den alle Menschen so gut als ich verdienen. Es ist jedem das ernsteste, das wichtigste Geschäft, glücklich zu sein, dem er alles aufopfert. Ich kann es nicht sein, entfernt von Ihnen, ich habe hier erst eine frohe Stunde genossen, und diese war nicht rein, ich hatte mich bei Tische fröhlich getrunken. Sagen Sie aber, mein Zweck sei, zu arbeiten, so ersehen Sie ja aus dem oben Gesagten, daß ich dazu in Frankfurt nicht weniger Gelegenheit habe. Den Herausgebern des *Literarischen Wochenblatts* habe ich nicht grade angetragen, die Redaktion des ganzen Blattes zu übernehmen, aber im Vorbeigehen zu verstehen gegeben, daß ich mich gern damit ausschließlich beschäftigt hätte. Vielleicht fassen sie es auf und verstehen sich bereit dazu. Denn ihre sämtlichen jetzigen Arbeiter sind gar zu erbärmlich, wie sie mir in ihrem Briefe selbst sagten. Sie können mir dann nicht weniger als 5000 Gulden jährlich bieten, und ich würde es in Deutschland, und wenn auch nicht in Frankfurt, doch in Ihrer Nähe schreiben. Noch einmal, ich fühle mich sehr unglücklich hier, und weil ich Ihnen

die Wahrheit sagen muß, ich habe zwar etwas gearbeitet, aber fleißig war ich noch nicht. Glauben Sie nicht, daß ich umherlaufe und mich zerstreue. Ich bin fast den ganzen Tag zu Hause, und gewöhnlich auch des Abends, wenn ich nicht ins Theater gehe. (Meine Briefe an Sie sind meistenteils um diese Zeit geschrieben.) Aber da gehe ich die Stube auf und ab und träume. Bekanntschaften zu suchen habe ich durchaus keinen Trieb. Sie kennen mich ja hierin, und wie wenig Freude mir fremde Menschen machen. Was hiesige Gelehrte, zu denen ich kommen könnte, Interessantes für mich hätten, suche ich lieber in ihren Schriften. Vielleicht habe ich unrecht, daß ich Ihnen mein Mißvergnügen nicht verhehle und Ihnen Verdruß mache. Aber ich weiß, daß Ihre Freundschaft dieses willig aufnimmt, ja es fordert. Wären Sie hier bei mir, so wünschte ich mir keinen andern Aufenthaltsort als Paris. Mit Ihnen alles zu sehen, zu hören und zu genießen, ist der Traum, der mir viele trübe Stunden aufheitert. Aber das Glück, das mir Ihre Briefe geben, ist kein Traum, das ist die schönste Wirklichkeit, und von jedem derselben ernähre ich mich einen ganzen Tag. Schon zwanzigmal kam ich auf den närrischen Einfall, ob ich nichts tun könnte, daß mich die hiesige Polizei auswiese, damit ich nur mit guter Art fortkäme. Ich wollte, ich wäre ein schönes Mädchen, ich würde dann bald einen tollen Engländer auffinden, der mich nach Deutschland entführte.

17. November

Ich setze meinen Brief nach 3 Tagen fort. Ich fühle mich täglich unbehaglicher, und ich muß nach Hause zurück. Dazu bin ich auch fest entschlossen, und ich werde in wenigen Tagen abreisen. Wenn Sie diesen Brief empfangen, schreiben Sie mir nicht mehr. Doch sollte schon einer von Ihnen auf dem Wege sein, so hat das nichts zu sagen. Ich werde dafür sorgen, daß er mir von hier nach Frank-

furt zurückgeschickt wird. Der letzte, den ich von Ihnen erhielt, war vom 5ten November. Sie müssen unterdessen zwei von mir bekommen haben (Nr. 4 u. 5). Also ich komme zurück. Ich verliere ja nichts dabei. Aus der Zeitung ist nichts geworden, sie ist nicht zustande gekommen. Meine Arbeiten nach Stuttgart und Weimar kann ich in Frankfurt auch verrichten, und ich brauche dort weniger als hier. — Jetzt, da ich nun einmal zu einem festen Entschluß gekommen, nach Hause zu reisen, bin ich wieder vergnügt. Ich werde Ihnen auf jeden Fall noch einmal von hier schreiben. Dann auch auf der Reise selbst, Sie sollen ganz genau die Stunde meiner Ankunft in Frankfurt erfahren. Machen Sie mir keine Vorwürfe. Sie wissen nicht, wie unglücklich ich mich fühlte. Versäume ich denn etwas, indem ich von hier weggehe? Bereiten Sie die Leute darauf vor und erklären Sie die Sache so gut Sie können. Bin ich nur wieder einmal bei Ihnen, ich will gewiß alles gutmachen, ich will arbeiten wie ein Tagelöhner. Sie sollen mit mir zufrieden sein. Ich schreibe Ihnen heute nur einen halben Bogen; denn bekomme ich morgen Brief von Ihnen (es ist heute 9 Tage, daß ich nichts von Ihnen erfahren), schreibe ich morgen wieder. Ich werde meinem Bruder zwar schreiben, doch wenn Sie Gelegenheit hätten, ihn zu sprechen und durch denselben meine Eltern auf meine Rückkunft vorbereiten zu lassen, wäre es mir sehr lieb. Sie müssen auch die Sache plausibel darstellen (oder durch Dr. Stiebel es tun lassen), Sie müssen eine Tugend aus meiner Sinnesänderung machen. Sagen Sie, ich wollte in Frankfurt bleiben, weil ich in Paris zu viel Geld brauchte, mich auch die Zerstreuungen zu sehr vom Arbeiten abhielten. Werden Sie mir nur nicht böse. Sie sollen gewiß mit mir zufrieden sein. Ich lasse Sie den ganzen Tag Klavier spielen, ich schreibe den ganzen Tag. Abends komme ich auf ein halbes Stündchen zu Ihnen und lese Ihnen meine Arbeiten vor. Und

sonne ich mich dann wieder in Ihrer Freundlichkeit und fühle mich zurück, wie unglücklich ich hier war in meiner langen Nacht, so werde ich meinen Schöpfer preisen. Wenn Sie mich mit Vorwürfen empfingen, wie unrecht hätten Sie. Doch tun Sie es meinetwegen. Ich lache Sie und alles aus. Keinen Schritt entferne ich mich künftig mehr von Ihnen. Säße ich nur schon im Postwagen. Heute ist Mittwoch. Ich denke Samstag oder Sonntag abzureisen. Sie erfahren genau die *Stunde* meiner Ankunft; denn ich werde die letzten Stationen Extrapost reisen, damit ich zur bezeichneten Minute eintreffe. Wenn Sie mich mit Schmähungen empfangen wollen, sorgen Sie dann wenigstens dafür, daß Sie allein sind und ich nicht beschämt werde. Damit mich die Mädchen nicht auslachen, werde ich ihnen so viel Bonbons mitbringen, daß sie den Mund 8 Tage lang zu nichts anderem als Essen sollen gebrauchen können. Bekomme ich heute abend Brief von Ihnen, schreibe ich morgen wieder. Lassen Sie auf jeden Fall durch Dr. Stiebel meinen Bruder von meiner Rückkunft unterrichten, damit mein Zimmer in Ordnung gebracht werde, und bitten Sie Stiebel, meinen Entschluß zu rechtfertigen, er mag ihn nun im Herzen billigen oder nicht. Sagen Sie ihm, ich hätte ihm hier eine Professorstelle verschafft. Adieu. Zanken Sie, schelten, schlagen, hassen Sie mich. Ich bin doch der glückseligste Wurm, wenn ich wieder zu Ihren Füßen liege. Börne.

16.

Nr. 7 *Paris, den 18. Nov. 1819*

Es fällt mir eben bei, daß Sie auf meiner Rheinreise auch 7 Briefe von mir erhalten haben. Dieser siebente wird wahrscheinlich der letzte sein, man erträgt keine längere Trennung von Ihnen. Lassen Sie mich wenigstens hoffen, daß Sie mir die erste Stunde des Wiedersehens durch keine Vorwürfe verderben. Sonntag werde ich abreisen. Auf

dem Wege schreibe ich Ihnen noch einmal, und zwar unweit Frankfurt, wo ich es so einzurichten gedenke, daß ich die Uhr bestimmen kann, wenn ich zu Ihnen ins Zimmer trete. Ihr Schreiben Nr. 5 habe ich gestern erhalten. Mein Freund Oppenheimer hat recht. Es ist eine Freude, in Paris zu wohnen, aber die Engel machen den Himmel. *Meine* Jeanette ist Braut und bekömmt 20000 Gulden. Das kann beides nicht sein. Wenn meine Jeanette heiratet, bringt sie eine Million, eine Krone, ein Paradies zur Mitgift. Sie haben Ihren grausamen Spott mit mir armen Menschen getrieben. Es kann nicht sein; denn ich habe diese Jeanette so sehr geliebt. Nein, nicht sie, die Tugend, die Liebenswürdigkeit, die Anmut, die Engelsgüte habe ich in ihr geliebt. Ich hatte keinen andern Gedanken, keine andere Empfindung als das Sinnen und die Sehnsucht, wieder zu ihr zu kommen und ihre Hand an mein Herz zu drücken. Und jetzt sollte sie mich verstoßen, aufgeopfert haben um einen Menschen, an dem nichts brennt als das Haar auf dem Kopfe? Ich glaube dieses nicht von meiner Jeanette, und wenn ich es glauben müßte, so glaubte ich es nicht lange. Sie haben gelogen. Oder betrüben Sie mich nur so fort, es freut mich, wenn Sie mich für meine Schuld vorausbestrafen und mich dann freundlich und versöhnt empfangen.
Ich brauche jetzt keine anderen Empfehlungen als an Sie selbst. Sollten Briefe an mich schon abgegangen sein, so werde ich, wie ich Ihnen schon schrieb, dafür sorgen, daß sie mir nach Frankfurt zurückgeschickt werden. — Ich mag und kann mich auch (wegen nötiger Vorbereitungen zur Abreise) jetzt damit nicht aufhalten, Ihnen von Paris und mir zu schreiben. Bald erzähle ich Ihnen ja alles mündlich. In den ersten 8 Tagen darf kein anderer zu Ihnen ins Haus als der glücklichste aller Doktoren. Sind Sie viel gewachsen? Und wie freue ich mich auf die Pfeife Tabak, die ich bei Ihnen rauchen werde. Aber arbeiten

will ich zu Hause wie ein Pferd. Lauter elegante Sachen fürs *Morgenblatt.* Dann schreibe ich ein Frankfurter Theaterjournal. Jeden Abend bringe ich etwas zum Vorlesen mit. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht Wort halte. Eine Station vor Frankfurt wird Toilette gemacht, das heißt: das Halstuch, das Sie mir geschenkt haben, wird angezogen. Dann klopfe ich mit dem Glockenschlage der Stunde, die ich Ihnen bestimmen werde, an Ihr Zimmer, warte aber nicht, bis Sie „herein" gerufen haben, und sage: *da bin ich.* Sie werden zornig aussehen wollen, es wird Ihnen aber nicht gelingen. Sie sind schuld an allem, nicht ich. Erinnern Sie sich, wie oft ich Ihnen gesagt: ich fürchte, wenn ich reise, daß ich nicht lange Geduld habe und mich die Leute auslachen werden, wenn ich schnell zurückkomme. Sie sagten immer: reisen Sie nur erst.

Daß Sie mir nur die Einrichtung treffen, daß Sie allein sind, wenn ich komme. Sagen Sie keinem von dem Tage meiner Ankunft. Können Sie einem Besuche nicht ausweichen, so seien Sie um die bestimmte Stunde in Ihrem hinteren Zimmer. Ich muß den Brief schließen. Ich gehe eben mir eine silberne Uhr zu kaufen, um meine Ankunft darnach bestimmen zu können. Wie gesagt, ich schreibe Ihnen auf der Reise alles genau. Meinem Bruder hab' ich heute geschrieben, daß ich komme. Ich sagte, da ich an franz. Blättern nicht arbeite, so wollte ich hier nicht unnötig Geld verzehren. Er wird zu Ihnen kommen, Sie zu grüßen. Bearbeiten Sie ihn gehörig, sagen Sie, unter diesen Verhältnissen täte ich recht zurückzukommen, und zeigen Sie Ihre Verwunderung über meine ökonomische und solide Gesinnung. Adieu. Ich muß endigen, ich habe noch viel zu besorgen. Meinem Bruder sagte ich, ich würde Ihnen morgen schreiben. Wie Sie sehen, habe ich es aber schon heute getan. Börne.

17.

Nr. 1 Wiesbaden, Samstag, 27. Mai 1820. Abends 10 Uhr

Freundin meiner Seele!

Ich nenne Sie so, weil die Seele unsterblich ist. Ganz zerschlagen und schlaftrunken wie ich bin, will ich doch versuchen, was das Herz über die Hände und die Augen vermag. Aber wie Sie über die Nummer 1 erschrecken werden! Also es folgen mehrere Briefe? Also er bleibt länger weg? Es kann geschehen. Vielleicht gehe ich nach Rüdesheim und weiter, so weit meine Gulden und meine Stiefel reichen. Letztere sind geplatzt und haben eine fürchterliche Spalte. Zwei Gewitter haben mich überfallen, um 3 Uhr nachmittag und abends um 8. Ich darf mir wohl, ohne mir zu schmeicheln, vorstellen, daß Sie Angst um mich gehabt haben werden; denn auf ein bißchen Angst mehr kömmt es Ihnen bei solchen Gelegenheiten nicht an, doch ich war beide Male geborgen. Ich werde Sie, wenn wir wieder einmal nach Eppstein gehen, überreden, mit auf dem Marktschiffe zu fahren. Das geht recht gut an. Es waren mehrere Frauenzimmer von Stande darauf. Von Bekannten traf ich den Hauptmann Scherbius und den Maler Wendelstadt. Der erstere hat mir einen herrlichen Weg nach Wiesbaden bezeichnet, sonst wäre ich in meiner Dummheit wie ein Frachtwagen auf der Chaussee fortgerollt. Ein junger starker Mann, der auf dem Schiffe war, führte einen reich gepolsterten Lehnsessel mit. Wie lachte ich der Verzärtelung! Als er aber den Stuhl aufs Verdeck stellen ließ und ganz gemächlich darin saß und der Aussicht genoß, da dachte ich: der Mann ist klug. Wahrscheinlich macht er die Rheinreise auf diese Art. Wie schnell man bekannt wird auf einem Marktschiffe! Die trockne Welt ist aber auch gar zu groß, wie soll man einen Menschen lieben? Es sind ihrer so viele.

Ja, wenn man so auf der Reise, unter dem Gehen, Schiffen und Fahren arbeiten könnte, wenn sich die Gedanken, sobald man sie gedacht, von selbst hinschrieben, ganz fertig und gefeilt im schönsten Stile, dann wäre es eine Freude, Gelehrter zu sein. Aber zwischen vier Wänden auf der Döngesgasse – pfui! Mein Weg führte mich über Hofheim und unter der Kapelle vorbei. Als ich das herrliche Tal wiederfand, das sich wie Freundesarme öffnet, den Nahenden zu empfangen, und ich ihm tief ins Herz sehen konnte, da erinnerte ich mich so lebhaft, wie froh wir hier vor wenigen Tagen waren.

Morgens 6 Uhr. Es war zwei Uhr nachmittags, da ich von Hofheim weitergehen wollte. Als ich einige hundert Schritte über dem Orte hinaus war, kömmt mir eine unzählige Schar Bauern und Bäuerinnen, alle laufend, entgegen. Es waren Wallfahrer, die nach dem nahgelegenen Gimbach wollten. Sie sagten mir, ein fürchterliches Wetter sei im Anzuge. Ich hatte es früher nicht bemerkt und wäre ohne diese Warnung fortgegangen. Nach Hofheim zurück, wo sich das Wirtshaus mit Pilgern und recht sehr schönen Pilgerinnen anfüllte. Ihr Lärm überschrie den Donner. Sie aßen, tranken, lachten, scherzten, und hatte ja einer seinen Gott im Herzen, so war es ein lebensfroher Gott, der die Freudigen nicht störte. Ich ließ mir erzählen, daß sie in dem dem Wallfahrtsorte nahgelegenen Dorfe, wo sie heute übernachteten, alle Scheunen und Scheuern ausfüllten, Männer, Weiber, Kinder in bunter und in so großer Menge, daß sie nebeneinander kaum Platz haben. Die Pfaffen haben es verstanden, die spendende Andacht reizend zu machen. Ich nahm das Gebetbuch eines sehr schönen jungen Bauermädchens in die Hand, worin das Glaubensbekenntnis eines Katholiken den Anfang macht. Dieses Glaubensbekenntnis enthält so schreckliche als lächerliche Satzungen. Nachdem alle verflucht werden, die anders denken, heißt es: „ich glau-

be, was im Concilium zu Trient erkannt und beschlossen worden.“ Wenn ich mit dem Mädchen allein wäre — dachte ich — was wollte ich dem guten Kinde nicht weismachen, was alles das Concilium zu Trient erkannt und beschlossen habe. Zu Hofheim wurde mir beim Mittagessen eine ungeheuer dicke Forelle aufgetischt. Als ich sie aufschnitt — denken Sie sich mein Erstaunen —, da lag die Bouteille, die wir vor 8 Tagen in den Bach geworfen, dem Fische im Bauche. Die Pilger schrien „Wunder!“ und kreuzigten sich.

Um 7 Uhr kam ich hier an, kurz vorher, ehe das zweite Ungewitter losbrach. Einige hinkende Gäste sieht man schon hier und da. Zwei Frankfurter Maurermeisterinnen gingen gar stolz im Kursaale auf und ab. Das Wetter diesen Morgen ist trübe. Aus Ihrem Gange nach Bergen wird wohl auch nichts werden. Ich weiß nicht, was ich machen soll, ich kann mit meinen geplatzten Stiefeln weder vor- noch rückwärts. Bessert sich das Wetter, dann gehe ich nach Biebrich, wo nicht, zurück. Auf jeden Fall bleibe ich Mittag hier.

Auf der Landstraße waren alle Augen auf mich gerichtet. Nahe bei Wiesbaden fuhr eine vierspännige vornehme Dame vorbei, die ließ stillhalten und rief mir zu: „Glänzender Jüngling, wo wanderst du hin?“ — „Nach Zeilenmauken“, antwortete ich. Verirrt habe ich mich auch mehrere Male. Auf der breiten Landstraße, wo man den Weg nicht verfehlen kann, steht überall ein Wegweiser, aber auf Fußpfaden nicht. Die Welt, liebes Kind, ist nicht für uns Fußgänger gemacht. — Ich muß den Brief schließen, erstens weil die Post abgeht, und zweitens weil ich zu einem Schuhmacher gehen muß, meine verwun-
Weg“, sagte mir gestern abend ein weinlustiger Bürger,
deten Stiefel heilen zu lassen. „Das ist ein vergnügter
der sich auf einem Spaziergange zu mir gesellte. Ich wünsche Ihnen vergnügte Wege durch das ganze Leben.

Grüßen Sie das liebe Publikum. Von Venedig mein nächster Brief.

Ich küsse Ihre liebe Hand
Und bleibe bei Verstand und Unverstand
Zu Hause und im fremden Land
Der Ihrige wie bekannt.
Jetzt Punktum und Streusand. Dr. Börne.

18.

Nr. 2 *Wiesbaden, Sonntag, morgens 9 Uhr*
28. Mai 1820

Ich wollte Ihr Glück nicht dem guten Willen eines Bedienten anvertrauen und habe daher den Brief soeben selbst auf die Post getragen. Aber damit war auch die Geduld meiner Stiefel zu Ende, und sie wurden fürchterlich aufgebracht, so daß meine Strümpfe ans Fenster liefen und erschrocken fragten, was der Lärm bedeute? Ich habe meine Stiefel zum Schuhmacher schicken müssen, und wenigstens eine Stunde muß ich darauf warten. Da sitze ich nun gefangen und barfuß. Es ist doch schön, daß mein guter Engel mich überallhin begleitet und mir in der Not die Zeit vertreibt. – Soeben bricht die Sonne durch die Wolken; danken Sie ihr, dieses hält mich vielleicht einen Tag länger von Ihnen entfernt.
Gestern abend legte mir der Kellner das Fremdenbuch vor, daß ich mich hineinschreibe. Ich tat es. Er bemerkte mir, ich hätte meinen Charakter vergessen. Mit der Polizei ist nicht zu spaßen, man darf sich keine Lüge erlauben. Ich bezeichnete meinen Charakter: edelmütig, wohltätig, sanft, beständig, angestrengt tätig, aufrichtig, liebenswürdig, geistreich, treu, verliebt. Zwei Zehnteile Wahrheit, das ist ehrlich genug, und Ende gut alles gut. – Boucher, wie ich soeben aus dem Anschlagzettel ersah, hat gestern in Mainz Konzert gegeben. – Als ich gestern in meinen Gasthof trat, drehte sich sogleich ein Mensch

um mich herum wie eine Katze um den heißen Brei, flüsterte dem Wirte zu und schien mich sprechen zu wollen. Endlich faßte er sich ein Herz und fragte mich: „Haben Sie nicht in Heidelberg studiert und dort eine Schlägerei gehabt?“ Ich zitterte und dachte: jetzt kömmt wieder der Baruch heraus. Aber er hatte meinen Namen vergessen. — Sawel Götz hinkt auch hier herum. Gestern abend lud er mich ein, mit ihm in seinen Gasthof zu gehen. Ich dankte, weil ich einen Brief zu schreiben hätte. „Nun“, sagte er, „in zwei Stunden haben Sie einen Brief geschrieben.“ Das sollte soviel heißen: Sie brauchen nur ein paar Minuten dazu. Wenn er wüßte, daß ich fünfmal so lange an einem Briefe schreibe als er, er würde sich darüber wundern.

Der Weg von Hofheim nach Wiesbaden ist herrlich. Durch Wald, über Höhen. Ich machte ihn aber mit großer Mühe. Der Regen hatte den Boden durchgeweicht, und keuchend arbeitete ich mich die Berge hinan. So klein auch das Bündel war, das ich auf dem Rücken zu tragen hatte, es fiel mir doch schwer; denn es war das erstemal in meinem Leben. Ich habe meine Lasten nur immer auf der Brust getragen. Zu Hofheim schnitt ich mir sehr stark in den Daumen, und ein ganzer Strom meines unschätzbaren Blutes floß zur Erde. Soeben kommen meine Stiefel und endigen für jetzt mein dummes Geschwätz. — Mittags vor 1 Uhr. Noch einige Worte vor dem Essen. Dazu von Ihnen wegzueilen, verzeihen Sie mir zuerst: Sie kennen das menschliche Herz!

Den Hofrat Weitzel habe ich besuchen wollen, der wohnt aber in Johannisberg. Vielleicht sehe ich ihn dort.

Der Park, der den Kursaal umgibt, ist so labend und frisch, als Durstige wie wir ihn nur wünschen können. Ganz überquellend von Blumendüften, Nachtigallgesängen und kühlen Schatten. Da schlängelt sich der Weg längs einem meistenteils unsichtbaren, hinter dichten

Bäumen und Gebüschen murmelnden Bache wohl eine halbe Stunde weit. Überall Ruhebänke und tragbare Tische. Ach, hätte ich so etwas in Frankfurt, mit welcher Lust würde ich an solchen Tischen meine vier verschiedenen Monatsschriften, die Ihnen bekannt sind, ausarbeiten. Im Teiche des Parks ist ein allerliebstes Entendörfchen aufgebaut; jede Ente hat ihr eignes Häuschen. Es ist nicht so wie in Frankfurt, wo oft sechs Gänse in einem Zimmer zusammen sind. Am Ende des Parks liegt rechts eine Mühle, wohin die Kurgäste häufig hinken. Dann eine Viertelstunde weiter, sanft aufsteigend, liegt das Dorf Sonnenberg und über ihm die alte Burg gleichen Namens. So malerisch habe ich noch nie eine Ruine gesehen. Die meisten solcher alten Gebäude haben den Mangel, daß sie zu vollständig sind. Das Schloß Sonnenberg ist wirklich zerstört. Nichts hängt zusammen. Für Sitze und schützende Geländer hat die Kunst freundlich gesorgt, so daß man ohne Gefahr sich durch jede Öffnung hinaus-, über jede Tiefe hinabneigen kann.

Es ist jetzt Nachmittag vier Uhr. Ich schließe den Brief und wandere dann nach Bieberich. Dort oder in Ellfeld übernachte ich. Gehe ich bis nach Bingen, so können Sie erst in zwei Tagen den dritten Brief von mir erhalten. – Werden Sie in Bergen gewesen sein? Ich will noch einen Gang durch den Kursaal machen, ehe ich weitergehe. Adieu.

Hier an den Badhäusern ist *Bad* überall mit zwei a geschrieben, das kränkt mich sehr. B.

19.

Nr. 3 *Ellfeld, d. 28. Mai 1820*
Sonntag, abends 10 Uhr

Ich will genau sein, es ist jetzt morgens fünf Uhr. Der Wein, die Ermüdung und Sie hatten gestern abend meine Sinne so verwirrt, daß ich nicht mehr zustande

bringen konnte als vorstehende Worte. Wenn Sie redlich sein wollen, liebe Freundin, müssen Sie eingestehen, daß man am Ufer des Rheins angenehmer erwacht als beim Zinngießer Neef. Geht Ihr Himmel auch nur mit einem Streifchen unter der Serviette hinaus, mit der Sie ihn bedecken können? Als sich meine Äuglein auftaten, fielen sie auf ein herrliches, zwei Fensterscheiben breites Stück Landschaft, voll Bäume, Berge und Wiesen. Ich rückte höher zum Kopfkissen hinauf, und da sah ich das vorige noch einmal im Spiegel des Wassers. Ich setzte mich im Bette aufrecht, und der herrliche Strom, so still, so schweigend, so geschäftslos, wie schlafend, lag vor meinen Blicken. Die Schifferkähne recken sich wach und schleichen wie verdrossen langsam dahin. Das Plätschern der Ruder ist gar zu lieblich. Jenseits ein halb verstecktes Dorf. Links der goldgelbe Schleier der Sonne, rechts, nach Rüdesheim, so viele erst knospende Schönheit. Unter meinen Füßen ein stilles bescheidenes Blumengärtchen, auf das die Königin am Strome gnädig und lächlend hinabsieht. Jetzt stößt ein großes zweimastiges schwerbeladenes Schiff, das vor meinem Fenster übernachtete, vom Ufer ab. Die Leute arbeiten nicht; es schwimmt von selbst den Strom hinab, so majestätisch. Der Hirte treibt seine Kühe und Rinder ans Wasser. Sie gehen tief hinein, baden sich die Füßchen und trinken. Eine Kuh streckt die Schnauze durch das Fenster einer Jacht. Wie närrisch das aussieht! Sie stoßen recht freundschaftlich mit den Köpfen aneinander. Heute abend bleibe ich in Rüdesheim. Dahin über den Niederwald. Ja, liebe Freundin, der Niederwald ist es, der mich von Frankfurt lockte. Im vorigen Jahre hatte ich die Wallfahrt gelobt. Dort oben steht ein offener Tempel, an dessen Säulen einer ich damals einen mir teuern Namen geschrieben. Ich will sehen, ob er noch so frisch geblieben als in meinem Herzen, und wo nicht, ihn leserlicher machen und darunter schreiben

wie ein Weißbinder: *Renovatum 1820*. Nachdem ich mich in Bingen werde umgesehen haben, gehe ich zurück, und ich denke Mittwoch wieder in Frankfurt einzutreffen. Gern wanderte ich bis Koblenz, aber *Rosche macht lau*, d. h. ich habe nicht Geld genug. Wie glücklich sind doch die Bettler, die ohne Geld reisen können. Ich denke, barfuß zu gehen brächte uns schon mit der Natur in nähere Berührung. Die Strümpfe entfernen uns von der mütterlichen Erde.

Als ich gestern nachmittag 5 Uhr Wiesbaden verließ. quoll mir gleich vor dem Tore die Rheinluft entgegen. Im Garten zu Bieberich fand ich einen Baumplatz, wo es, nicht bildlich, sondern in buchstäblicher Wahrheit nur dämmert, fast nachtdunkel ist. So dicht verschlungen sind die Kronen der Bäume, daß kein Strahl des Tages durchfällt. Im Schlosse sah ich den Hof speisen. Welcher Aufwand. So viele Diener als Tischgenossen, und der letzteren waren wohl vierzig. Sie essen wie wir, mit dem Munde. Von da längs dem Rheine, der oft so nahe meinen Füßen (das Ufer ist hoch), daß ich daran denken mußte, nicht in Gedanken zu sein, um nicht hineinzustürzen. Allein muß ich wandern, um vergnügt zu sein, ich darf es nicht einmal mit Ihnen. Nicht einmal? Am wenigsten mit Ihnen. Ich sehe Sie überall in der ganzen Natur, aber mit Ihnen, die Natur nur durch Sie. Ich stand gestern abend wohl eine Stunde am Fenster, bis die Dämmerung ganz zur Nacht geworden war. Dann ging der Mond auf wie eine Blume, verblühte aber schnell wieder. Auch jetzt ist der Himmel bewölkt. Bekanntschaften habe ich weder gemacht noch gesucht. Nur gewöhnliche Menschen findet man schnell in der Fremde, so schnell — ich will häßlich reden und um so wahrer — so leicht, als man in fremden Häusern die Abtr . . . findet . . .

Jetzt will ich fragen, ob es hier ein Postchen gibt, um mein Briefchen aufzunehmen. Adieu, liebes Brennglas.

Was ich fühle, was ich genieße, was ich wünsche, hoffe und leide, alles trifft in einem Punkte zusammen. Sie machen doch ein Geheimnis daraus, daß ich künftig sechs verschiedene Monatsschriften herausgebe? Es ist mir daran gelegen, daß es jetzt noch keiner erfahre. Grüßen Sie mein liebes Publikum. Ich bringe allen ein flacon Rheinwasser mit und ein wenig Staub vom Niederwald. Es ist 8 Uhr. Ich mache mich auf den Weg. Die vorigen Briefe waren mit einem großen Taler gesiegelt. Jetzt brauche ich einen Sechsbätzner dazu. B.

20.

Nr. 3a Ellfeld, Sonntag [Montag] abend halb zwölf Uhr (29. Mai 1820)

Geliebte Seele!

Der Pygmäe Simon sitzt mir gegenüber am mitternächtlichen Tischchen und schreibt Ihnen auch. Fast beneide ich ihn um die Ruhe, mit welcher er Ihnen schreiben kann, der nur Ihr Freund ist. Mir aber liegt es wie ein Mord auf der Seele. Um 10 Uhr sind wir hier an[ge]kommen. Die Lage des Orts und des Gasthofs können Sie erfahren aus meinem vorigen Briefe, der auch von hier geschrieben. Nach dem Abendessen ließen wir uns in einem Nachen herüber- und hinüberschiffen. Stücke des breiten Vollmonds fielen durch schwarze Wolken. Die Luft so mild, das Wasser so still und spiegelhell wie Ihre Seele, wenn keiner Ihrer Freunde leidet. Alles so himmlisch, und da lag es wie ein Mord auf meiner Seele, da ich mich erinnerte, welche Freude ich Ihnen im vorigen Sommer zugrunde gerichtet. So ähnlich sind sich Haß und Liebe! (Seien Sie unbesorgt, der Simon liest kein Wort meines Briefes.)

Samstag mit dem Marktschiffe nach Mainz. Von da nach Wiesbaden. Außer meinem Bruder hält sich auch schon mehrere Tage mein Vater dort auf, was ich nicht wußte.

Heute vormittag, in der Nähe der Kursaals, fühlte ich plötzlich einen starken Stich im Daumen. Es war wie die böse Prophezeiung einer Zigeunerin. Was war's? Der Frankfurter doppelte Adler kam mir in den Weg geflogen (Simon und Adler mit seiner Frau), und mit ihnen – Elisa! Entzücken, Schwindel, Magenkrampf, Umarmung, Küsse. Die wollen auch morgen nach Rüdesheim. Abends 7 Uhr gingen wir von Wiesbaden zu Fuße weg. Morgen auf dem Johannisberg und Niederwald. Dort ist ein Häuschen, von dessen Altane man hinabschauert in das Binger Loch. (Sie kennen es). Ich aber werde hinab- und hinaufjubeln und auf meine Knie fallen und zwei Göttinnen anbeten, die Erinnerung und die Hoffnung. Grüßen Sie Dr. Reiß, der, wie ich hoffe, gesund ist oder nahe daran, es zu werden. Ich dachte Ihnen so viel zu schreiben, aber ich kann es nicht, Ihnen nicht, sowenig als beten, wenn noch jemand in meinem Zimmer ist. An nichts dachte ich den ganzen Abend als an Elisa, stehend morgen am schwindelnden Abhang des Niederwalds – vielleicht zeigt er morgen an ihr seine Schwindelkraft; ich rette sie. Einen Journalisten und Komödienschreiber, einen gewissen Herrn von Thumb, habe ich in Wiesbaden besucht. Denken Sie, die Bestie hat mir ihre Manuskripte vorlesen wollen. Wie andere aus Not lügen, habe ich aus Not die Wahrheit sagen müssen, nämlich, ich sei verliebt und zerstreut und könne nicht aufmerksam zuhören. In Wiesbaden, in dem neuen großen Wirtshause, wo wir logiert, haben heute mittag zweihundertvierunddreißig Gäste gespeist. Gewiß dreißig Gänse kamen auf den Tisch, und wohl hundert saßen daran. Ich saß neben einer alten, zähen – Madame *Uhden* heißt sie, aus Hamburg und in Frankfurt. Sie hat sich viel Mühe gegeben, mich ins Gespräch zu ziehen. Ich antwortete ihr aber nicht; worüber sie sich (wie mir ein Lauschender erzählt) bei ihrem Nachbarn sehr beschwerte. – Die Norweger

nennen das Mädchen ihrer Zärtlichkeit „Liebes *Dickwürstchen*"; die Neugriechen „*süßes Gänschen*"; die Deutschen „*teuere Freundin*". Also in allen Sprachen. – Gute Nacht, teuere Freundin; gute Nacht, gute Nacht, süßes Gänschen, liebes Dickwürstchen. Gruß an Guste und die Kinder. Börne, geb. Wohl.

21.

Nr. 4 *Frankfurt, den 31. Mai 1820*

In Ellfeld, im ganzen Rheingau, sowie auch auf der Seite von Bingen wäre vor Mittwoch abend keine Post abgegangen. Die Menschen in dieser Gegend ernähren ihr Herz wohl redlich im Lande; wie könnten sie sich sonst mit der seltenen Gelegenheit begnügen, sich mit geliebten Gegenständen nur zwei Male in der Woche zu unterhalten. Ich mußte Ihnen daher meinen Brief Nr. 3 selbst überbringen. Da ich Montag früh Ellfeld verließ, begegnete mir gleich vor der Türe des Wirtshauses das unfreundlichste Regenwetter, das dauernd zu werden drohte. Zum Glücke kam in dem Augenblicke die Wasserdiligence vorüber. Schnell führte mich ein Nachen hinzu, und ich stieg an Bord. Das Schiff war angefüllt. Nur durch freundliche Bereitwilligkeit der Leute konnte ich ein Plätzchen finden. Mich begrüßten Herrn, die mich kannten und, wie sie sagten, am Samstage mit mir zugleich auf dem Marktschiffe waren. Ein anderer Bekannter war Herr Bodenstorf, Frankfurter Kaufmann, der mit einer Tochter von Sinzheimer verheiratet ist; also ein zweiseitiger Glaubensvetter. Erinnern Sie sich, liebe Freundin, daß Sie mir einige Tage früher erzählten, mit welcher Schadenfreude die hiesige Krämerwelt die Trennung des Speyer von Bensa bespreche. Das habe ich selbst erfahren. Ich kam mit dem genannten Bodenstorf darüber in ein Gespräch, als die Veranlassung kam, daß er mir ein Landgut bei Rüdesheim zeigte, welches dem Bensa

zugehört und von seiner Familie jetzt bewohnt wird. „Ja", sagt er stechend, „wenn man in solchen Umständen ist, muß man keine Landgüter haben." Der Spötter selbst verriet deutlich genug, daß er gern reicher sein möchte, als er ist. Da ich – und ich freilich nur aus Kosmopolitismus – klagte, wie so wenige Menschen so viele Glücksgüter in Haufen besäßen und tausend andere darum darben oder, was oft noch schlimmer ist als das, darum nach Loten leben müßten, da seufzte mein Philosoph recht aus tiefer Brust. Ich fragte ihn, warum er, als Freund der Natur, sich nicht hier ansiedelte? worauf er antwortete: die Frankfurter Weiber wären luxuriös erzogen und wollten die Stadt nicht entbehren. „Lassen Sie Ihre Frau sitzen, da gewinnen Sie doppelt", erwiderte ich in meinem Herzen.

Eine andere Familie im Schiffe, Mann, Frau und Tochter, beschäftigte meine Betrachtung sehr. Sie schienen Sachsen zu sein. Die Mutter groß, stark, häßlich, die Hälfte des Gesichts und das eine, wahrscheinlich blinde Auge mit einem Tuche verbunden. Noch nie war ein Anblick mir widerlicher gewesen. Der Vater klein, bucklig, verwachsen, aschgrau. Die etwa zwanzigjährige Tochter mit einem erbärmlichen Höcker, und der tief versenkte Kopf lag zwischen den erhöhten geschnörkelten Schultern vergraben wie ein Apfel in einer Schüssel. Aber dieser Kopf mit dem reichwallenden blonden Haare, mit den guten glänzenden blauen Augen, und die Wangen mit Rosenschimmer – wahrhaftig, der Kopf war mit dem Rumpfe nicht zu teuer erkauft. Das Mädchen scherzte und lachte unaufhörlich, recht aus dem tiefen Brunnen des Herzens herauf. Es war so viel Rührendes in ihrer Fröhlichkeit. Es war, als sagte sie: Seht, die Natur hat mich schadlos gehalten für die bittere Kränkung, die sie in ihrem Unmute mir angetan. Wenn sie bei Tische nach einer noch so nahe stehenden Schüssel reichen wollte, mußte sie auf-

stehen, so unterwachsen war sie. Aber sie tat es jedesmal mit Ergebung, ohne Groll und Verlegenheit. – Die Frau des Professor Leidig, des bekannten Chirurgen aus Mainz, und mit ihr ein junges Frauenzimmer waren auch unter den Schiffenden. Sie reisen ohne männliche Begleitung nach Bonn.
Wir begegneten einem Flöz, und unser Schiff wurde, um den Leuten die Arbeit zu ersparen, daran befestigt und so fortgezogen. Von der Ausdehnung, von der kunstreichen Führung, von dem Geldwerte und der ganzen Einrichtung eines Flözes möchte ich Ihnen gern eine Vorstellung geben, doch die Beschreibung würde mich zu lange aufhalten. Ein andermal. Poetisch klangen meinen Ohren die Kommandoworte, die der Steuermann seinen Leuten zuruft. Soll links gesteuert werden, dann heißt es *Frankreich*, und wenn rechts *Hessenland*. Ich stieg aus dem Schiffe auf den Flöz hinab. Es ist ein ganz eigenes Behagen, auf einem Holzgrunde, der so groß ist wie der Römerberg, auf und ab zu gehen, wie auf festem Lande, und dabei weiterzuschwimmen. – Nun öffnete sich der Wasserkreis, den rechts und links Rüdesheim und Bingen begrenzen. Ein Sonnenblick hatte die Gegend erhellt, und um so schauerlicher erhoben sich im Vorgrunde die Berge der Nacht. Man glaubt am Scheideweg der Erde und der Hölle zu sein. Aber das Herz klopfte mir vor Freude, als ich rechts ober mir den Säulentempel auf dem Niederwalde erblickte, mein Wanderziel, wo ich meine Andacht erneuen wollte. – Zu Bingen im „Weißen Rosse“ zu Mittag gegessen. – Wenn Sie einmal dahinkommen, werden Ihnen, wie mir, die Karikaturen Unterhaltung und Freude geben, mit welchen die Wände der Wirtsstube behängt sind. Welch ein Unterschied zwischen den deutschen und französischen! Wie leicht, lebensfroh und anständig der Witz der Franzosen, der Deutsche aber, wie plump, gemein oder schüchtern! Die Deutschen ha-

ben keinen Witz, weil sie keine Hauptstadt haben und weil die Stände nicht nahe genug beieinander stehen. Lächerlich und daher der Karikatur Stoff gebend sind nicht die Sitten und Lebensverhältnisse, die dem Stande der Menschen, die jene Sitten haben und jenen Verhältnissen unterliegen, eigen sind, sondern nur solche, die außer ihrem Kreise liegen. Die Deutschen aber treten aus ihrem Kreise selten heraus, und sie haben daher den traurigen Vorzug, daß sie sich nicht leicht lächerlich machen können. Eine Hauptstadt gibt Stoff zu Karikaturen, der in kleinen Städten nicht zu finden ist. Die Gegensätze stehen dort näher beieinander oder folgen sich schneller. Paläste und Hütten, Anmaßung und Dummheit. Im Gewühle der Menschenmenge glaubt sich keiner bemerkt, und jeder zeigt unverhohlen seine Schwächen, die der lauernde Menschenbeobachter zu seinem Nutzen braucht. Es ist sonderbar, daß man die falsche Meinung hegt, in Hauptstädten herrsche am meisten Verstellung. Grade umgekehrt; dort ist am meisten Aufrichtigkeit.
Nach dem Mittagessen bestieg ich den *Klopp*. So nennt man die zahlreichen Trümmer eines alten Römerkastells, die auf einem Berge nahe bei der Stadt liegen. Drusus hat es gebaut vor 1830 Jahren. Er war Sohn und Bruder eines Kaisers. Wie viele Augen haben diese Feste gesehen und sich geschlossen! Erhabener als das schönste Bildwerk in Marmor oder auf Leinwand ist ein solches Grabmal der Völker und Zeiten. Alle diese neue Kunst kann doch nur künstlichen Herzen genügen. Drusus, gewiegt in den lauen Lüften Italiens, geboren im Herbste Roms, da Römer und ihr Reich schon zu faulen begannen, war zweimal in die rauhen Wälder Deutschlands gedrungen und als Sieger zurück[ge]kehrt. Noch nicht dreißig Jahre alt starb er. Ja, die Römer, man könnte sie hassen! Sie haben alle Kraft und Größe kommender Jahrtausende, sie allein, während ihrer Lebenszeit verschwelgt, und das darbende

schwache Geschlecht siecht noch immer an der Lust der Übermütigen! . . Der *Klopp* ist im Besitze eines Notars aus Bingen, der aus dem Berge eine herrliche Gartenanlage gemacht hat. Will man hinaufsteigen, ist es schicklich, den unten wohnenden Eigentümer um Erlaubnis zu bitten. Ich erhielt diese freundlich aus dem Munde eines schönen Mädchens. Über Weinberge, unter Laubgängen, an Blumenbeeten vorbei, bis an den alten Turm. Dann diesen hinauf. Oben ein Nelkenbeet. Der Anblick. Es gibt eine Folter der Lust. Ohne Sie hätte ich das Rückkehren vergessen und wäre den Hungertod gestorben. Dort wahrlich nicht bitter. Den Eigentümer bedauere ich, so etwas wie eine schöne Frau darf man nicht besitzen, um es voll zu genießen . . .

Ich ließ mich nach Aßmannshausen schiffen. Der Fährmann zeigte mir die Stelle, wo sich im vorigen Winter Mann und Frau in den Rhein gestürzt. Sie werden die Geschichte damals gehört haben. Sie hatten sich zwei Buben zu Schiffern genommen. Ein dritter, der einen Botengang zu machen hatte, bat, sich mit einsetzen zu dürfen, lange vergebens. Mann und Frau saßen auf einem Brettchen, das quer über dem Nachen lag, nebeneinander. Am Binger Loche stießen sie sich mit dem Ellenbogen an. Auf dieses Zeichen sprang sie rechts, er links hinein. Die Buben faßten sie fest; da erstach sich der Mann und wurde tot heraufgezogen. Das Weib kratzte den Jungen blutig, um sich loszumachen. Er hielt aber brav und rettete sie. Ohne die Hülfe des dritten Knaben, den sie durchaus nicht mitnehmen wollten, wäre die Frau untergegangen. Diese lebt jetzt ganz ruhig in Rüdesheim. Sie sagte: ihr Mann habe sie lange zu dem verzweiflungsvollen Schritte beredet, bis sie endlich eingewilligt. Die Leute waren nicht arm. Sie genossen eine Pension von Preußen. Er trug einen Orden. Fünf Kinder aus ihrer Ehe hatte der Vater gleich nach der

Geburt beseitigt; die Mutter hat nie erfahren, wo sie hingekommen. Vielleicht drückte ihn Blutschuld . . .
Von Aßmannshausen ließ ich mich auf den Niederwald führen. Beim Aussteigen aus dem Schiffe sagte ich dem Fährmann, in vierzehn Tagen würde ich mit Frauenzimmern wiederkommen. Aber dann müsse er einen größern Nachen nehmen; sie würden sich fürchten, sich hier hineinzusetzen. „Ach, da ist nichts zu befürchten“, antwortete er. „Der Jud’ sagt, wenn man Holz oben hat und Holz unten, kann einem nichts geschehen. Ja ein Jud’ ist gar ein schlaues Tier!“ – Wieder das Liedchen Marlborough! In einer halben Stunde nicht sehr steilen Wegs war ich oben im Schlosse. Aussicht, den Rhein hinab bis Bacharach. Beim Förster, feurigen Aßmannshäuser. Die Zauberhöhle: durch ein gemauertes Labyrinth in eine dunkle Halle. Die Fenster öffnen sich. Tag und Aussicht. *Rossel.* Dort überraschte mich ein fürchterliches Wetter. Wind und Regen. Schauerlich in den Rhein hinab. Der gespenstische Mäuseturm. Die Nahe, deren schmutzigrote Farbe sich mit dem klaren Rhein nicht vermischt. Bingen am Erdwinkel, von beiden Flüssen gebildet, so klein wie das eingewirkte Zeichen in dem Zipfel eines Tuches. Ehrenfels, sich am Abhange anklammernd, ängstlich, als fürchte er hinabzustürzen. Endlich trat ich in meinen Tempel. Eine halbe Stunde suchte ich vergebens die Weihstätte vom vorigen Herbst. Ich konnte mein Silbengebet nicht mehr finden. Vielleicht auch hatte der Regen es abgespült. Bis zu Tränen betrübte mich das. Ich mußte eilen fortzukommen. Ich zeichnete von neuem rätselhaft B. . . .

J. W.

und darunter Auf Berg, im Tal,
Im Wald, im Saal,
In Lust und Qual,
All, Überall!

22.

Nr. 5 *Frankfurt, d. 1. Juni 1820*

Verläßt man den Tempel, dann führt noch eine Strecke durch den kunstgeregelten Wald, und bald gelangt man dahin, wo zwischen Mauern und Rebhügeln der Weg nach Rüdesheim hinabführt. Gar steil ist der enge Pfad. Springt man aber kühn vorwärts, was man freilich in unsern glattgedielten Zimmern verlernt, so fühlt man sich leicht wie eine Kugel fortgeschoben, und halb fliegend kömmt man hinab. Der „Engel“, wo ich einkehrte, liegt am Strome. Gegenüber die Rochuskapelle schaut mir ins Fenster hinein. Es war spät gegen 8 Uhr, da ich mich überschiffen ließ, um den Rochusberg zu besteigen. Die Kapelle war verschlossen, nur jeden Freitag wird sie geöffnet. Es tat mir leid, das Bild nicht sehen zu können, das Goethe 1814 dahin geschenkt hat. Damals wurde die Kapelle, nachdem während des französischen Besitzes die Wallfahrten dahin lange unterbrochen waren, von neuem eingeweiht. Mehr als zehntausend Menschen nahmen an dem Feste teil, welchem Goethe selbst beiwohnte und das er in seinen Heften vom Rhein gut genug beschrieben hat. Die Sonne war im Untergehen, als ich hinaufstieg, und ich bat wie Josua, sie möchte gefälligst warten, bis ich oben wäre. Aber sie wartete nicht; auch verlor ich nichts dabei, denn nicht unter den Horizont, nur hinter den gegenüberliegenden höhern Niederwald sank sie unter.

Morgens um ½8 verließ ich Rüdesheim und trat meine Rückreise an. Die Rochuskapelle begleitete mich lange mit ihren Blicken. Im Wasserkessel zwischen Bingen und Rüdesheim sah ich jetzt ein böses Wetter kochen, Qualm und Rauch verfinsterte den Hintergrund, und die Suppe goß sich bald über mir her. Bald gab mir ein Dorf, bald eine Heiligenkapelle, die auch an mir Gottlosen die

Frömmigkeit der Stifter belohnte, Schutz gegen den Regen. Was von außen nicht abgehalten werden konnte, ertrug ich, vom gütigen Wein besänftigt, mit Gelassenheit. Bis Cassel Dorf an Dorf, Schenke an Schenke, es ist ein großer Weinkeller, 6 Stunden lang. Vor Geisenheim begegnete mir Dr. Döring zu Fuße, nebst seinen zwei durchlauchtigen Lumpen von Zöglingen. Wir wechselten einige Worte. Als der Hr. Hofrat mir sagte: ich wünsche Ihnen glückliche Reise, sagte die lumpige Durchlaucht: ich wünsche Ihnen glückliche Reise.
Um halb zwei Uhr kam ich nach Cassel und setzte mich im „Bären" an den gar köstlich bedienten Tisch. Darauf unter Regenwetter weiter bis Hochheim. Von dort genießt man noch eine herrliche Aussicht über den Rhein, Main und die Gebirge. Es regnete stark. Da kam zum Glücke eine Kutsche. Der Herr darin nahm mich ungern auf. Ich machte aber ohne Umstände den Schlag auf und hob mich hinein. Mit Unverschämtheit kömmt man oft weiter, wenigstens schneller ans Ziel. Als wir Frankfurt ansichtig wurden, sagte mein rothaariger Handelsherr: „Wie das schöne Frankfurt so majestätisch daliegt." Ich hätte ihm Ohrfeigen geben mögen, ob er zwar recht haben mochte. Aber wer hört gern seine Feinde loben?
Ich hatte auf meiner Wanderschaft oft das, was die Leute schlechtes Wetter nennen. Aber mir war es recht, ich hatte nicht mehr davon, als man Zitronensäure braucht zur Limonade. — Und so kam ich nach Frankfurt zurück. Seit meiner frühesten Kindheit habe ich immer nur mit beklemmter Brust diese mir verhaßte Stadt betreten. Aber seitdem sich zum abstoßenden Hasse noch die anziehende Liebe gesellt, hat sich meine Beklommenheit nur verdoppelt. Ach, warum gibt es keine Engel mehr, die Ihr Lorettohäuschen mit meiner Maria darin von hier weg nach einem schönern Orte führen!

Nachträge

Marktschiff. – Vorn stehen Körbe mit quiekenden Hühnern, Zwiebelhaufen, Gemüse aller Art. Zwischendurch gelangt man in den Schiffsraum. Da sitzen Handwerkspurschen, Bäuerinnen gedrängt nebeneinander, frühzeitig sich die Plätze sichernd. Dann kömmt die Kajüte, wo die vornehmere Welt sich hinzieht. Naturfreunde steigen aufs Verdeck. Durch lange Sehröhren von Pappdeckel, die sie wie Elefantenrüssel hin und her bewegen, schlürfen sie die Landschaft ins Auge. Eine alte Städterin, die mit der Brille auf der Nase sich mit einer Wichtigkeit, mit einer Andacht, Scheibe nach Scheibe den Rosinenkuchen zuschnitt und mürrisch verzehrte. Herren, die zu spät angelangt, laufen bis an den Grindbrunnen am Ufer entlang und gedenken das Marktschiff noch zu erreichen. Kein Frankfurter Nachen zeigt sich willig, sie nachzufahren. Mir selbst erging es einmal so. Aus welchem Grunde?

Hofheim. Im Wirtshause „Zur Krone". Der Wirt ist zugleich Krämer. Die Naturtreue Shakespearescher Schilderungen ersah ich wieder. Im ersten Teile Heinrich IV. spielt die Szene in der Schenke. Heinrich hält den Kellnerjungen durch Reden mutwillig auf; unterdessen ihm ein Gast zuruft, wo er „gleich, gleich" schreit und vor Verlegenheit nicht weiß, wo er hin soll zuerst. Der Ladenjunge „Zur Krone" spielt meisterhaft diese Szene. Die Wallfahrer riefen untereinander nach Wein; war der Junge auf dem Wege, ihn zu bringen, schellte die Türe des Ladens, und er mußte zurück. „Gleich, gleich", schrie er unaufhörlich. Das zappelnde Wesen des vorschriftsmäßig immer freundlichen Ladenpurschen hat Shakespeare meisterhaft gemalt.

Wie furchtbar ist der Anblick einer solchen Krämerei! Was der Mensch nicht alle braucht, selbst der Landmann! Solche hundert tägliche kleine Bedürfnisse machen die

Abhängigkeit drückender als ein einziges großes Bedürfnis. Die Herrschaft eines tyrannischen Königs fühlt man weniger schmerzlich als die der Hunderte von Unterdespoten. Mit tausend und tausend Fäden spinnen wir uns an das Leben an, damit der Tod um so mehrere zu zerreißen habe!

Wiesbaden. Die Fischerei der Spieler ist noch nicht erheblich; sie fangen nur erst Grundeln. – *Sawel Götz*. Mit welcher ruhigen Ironie sieht er den Menschen ins Gesicht hinein. Er ist echt komisch in seinen Bemerkungen und trifft mit Katzenpfoten am rechten Flecke. – Am Teiche im Garten liegt ein trauliches verstecktes Gärtchen; da haben sie einen großen steinernen Löwen ans Ufer hingelegt, der seine Tatzen bis an das Wasser streckt. Es sieht aus, als wolle er ein[en] Fußpfad gebrauchen. Warum ein Löwe in die Arkadische Landschaft? Und neben ihm zu beiden Seiten zwei weibliche Figuren. Werden sich Menschen einem wilden Tiere so nahe stellen?

Wachtparade. Es ist fürchterlich, welche Genauigkeit, welche Übereinstimmung in den Bewegungen. Haben diese Menschenleiber freie Seelen? Edle Gestalten, Römern gleich. Herrliche Kriegsmusik. Bleibt mir doch weg mit euerer Romantik überall! *Diese* Musik hat mich beherrscht, umgewandelt, zu ihrem Willen gelenkt, das Herz schlug mir hoch, und ich konnte mich einen Augenblick erfreuen an dem kühnen Gaukelspiel der Gewaltigen, womit sie sich seit Jahrhunderten den Rahm der Menschheit vorweggeschöpft.

Das neue Badhaus, geräumig. Sie sagten mir, der König von Frankreich habe hinkommen wollen, sei aber weggeblieben, da er vernommen, daß das Haus kein Wasser habe. Welch ein Verlust wäre das für den Ort.

In *Mosbach* ist ein Gasthaus „Zum Himmel". Der langgestreckte Ort zieht sich bis Biebrich hin. Immer mehr neue Häuser machen täglich den Zwischenraum enger.

1820

Biebrich. Das ist ein kleiner Fürst, und wie vieles besitzt er. Wie viele tausend Früchte von ihren Bäumen, die sie nicht verzehren können, verfaulen, verderben und werden von keinem genossen.

23.

Nr. 1 *Stuttgart, den 11. Nov. 1820*
Mittags halb 1 Uhr

Ehrwürdige Matrone!

Ich habe weder Zeit noch Stoff, Ihnen einen langen Brief zu schreiben. Ich will nur meine Seele benachrichtigen, wo jetzt ihr Körper ist. Um 10 Uhr ist er hier angekommen. Er traf seinen Vater hier, der morgen wieder nach Frankfurt reist. Nachdem ich mich sauber gewaschen, ging ich zu Cotta; ich gedachte den Geniestreich zu machen, noch heute alles zu beendigen, um dann morgen unvermutet und unerwünscht mit meinem Vater zurückzureisen. Aber der Himmel steht mit Ihnen im Bunde; fast zwei Stunden unterhielt sich C. mit mir über Politik, von unserem Geschäfte war aber mit keinem Worte die Rede. *Ich* wollte nicht davon anfangen, und so ging ich weg, mit dem Versprechen, morgen vormittag wiederzukommen. — Cotta unterhielt sich sehr eifrig mit mir, ich wäre noch da, hätte ich nicht abgebrochen. Es ist sonst seine Art nicht, einen Besuch freiwillig auszudehnen. Ein herrliches Ölgemälde von Sand sah ich bei ihm, im Gefängnisse gemalt. Er hat die Hand unter dem Rocke und ist im Begriffe, den Dolch zu ziehen. Schwarzes Kleid und blutrote Weste, so wollte es Sand selbst haben. Über den Ernst seiner Tat und seiner Lage mochte er doch nicht verschmähen, sich in einer romantischen äußern Gestalt den Augen der Nachwelt einzuprägen! Er hat ein herrliches anziehendes Gesicht, noch knabenhaft, die Kupferstiche, die wir von ihm kennen, stellen keinen Zug davon dar.

Meine Reisegesellschaft war ganz erbärmlich. Eine ehrbare Bürgerstochter aus Salzburg, die aussätzig war; sonst war nichts an ihr auszusetzen als ihre Dummheit. Ein Handwerkspursche, ein Unteroffizier und ein Wag-

nermeister. Ich habe mich fast zu Tod gelangweilt. Der Kaufmann aus Stettin, dessen Adresse ich Ihnen geschickt hatte, war nicht gekommen.
Soeben komme ich aus dem Zimmer meines Vaters, mit dem ich mich eine halbe Stunde lang über Östreich und Neapel sehr freundschaftlich unterhalten habe.
Ich fürchte, daß ich erst übermorgen dazu kommen werde, Ihnen einen ausführlichen Brief zu schreiben. Morgen habe ich die Galerie zu sehen, ins Theater, zur Frau von Kaulla und andern zu gehen, alle Beine habe ich voll zu tun. Der König und die Königin lassen Sie grüßen. Adieu. [...] Gruß an alle.

Dr. Börne.
Ihr Matron.

An
Frau Jeanette Wohl
in
Frankfurt a/M.
Döngesgasse
bei Hrn. Neef

24.

Nr. 2 *Stuttgart, Samstag den 11. Nov. 1820*
Abends 8 Uhr

Ach, es gibt doch kein größeres Glück als das Glück nicht gestillter, aber *beruhigter* Sehnsucht! Wie ganz anders ist mir's jetzt als im vorigen Jahre, da ich noch nicht bloß meine Entfernung von Ihnen, sondern auch die Ihrige von mir zu beweinen hatte. Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich fühle es, daß ich mein geliebtes Schäfchen ins trockne gebracht habe. Vorhin wollte mich eine Art Heimweh anwandeln (und ich habe keine andere Heimat als das Zimmer, in dem Sie sind), da trank ich aber einen Schoppen Wein und aß Kastanien dazu, und alles war vorüber.

Nachdem ich mein[en] Brief an Sie auf die Post gegeben, ging ich zu einem hiesigen Handelsmann, an den von Murhard ich eine Empfehlung hatte. Dieser nahm mich überaus artig und freundschaftlich auf und schlug mir gleich vor, mich ins Museum einzuführen. Dabei bemerkte er (horchen Sie auf!), er bedauerte sehr, mich nicht selbst dahin begleiten zu können, da er sehr beschäftigt sei, weil er vor einigen Wochen das Unglück gehabt habe, *seine Zahlungen einstellen zu müssen*; er wolle aber einen von seinen Leuten mit mir schicken. Diese Natürlichkeit und Unbefangenheit nahmen mich schnell für ihn ein. Er führte mich in seinem Hause herum; da ist alles voller köstlichen Gemälde, Bildwerke, Bücher. Er ist ein sehr kenntnisvoller Kunstfreund. Sein Bankrott war mir sehr erklärlich. Er will mich mit Haug, Uhland, der Herausgeberin des *Morgenblattes* und andern bekannt machen.

Die Lesegesellschaft nimmt ein sehr großes Lokal von, wie ich glaube, zehn Zimmern ein. Alle möglichen Blätter. Im *Morgenblatte* steht bis jetzt mein Aufsatz noch nicht. Die Madame Huber (erwähntes Herausgeber-Weibchen) soll eine kuriose Frau sein. Mein genialer Kunstfreund und Geldfeind erzählte mir ein langes, breites und dickes von ihr, konnte sie und sich aber nicht faßlich machen. Ich bemerkte: aus dem, was sie in meinen Aufsätzen für das *Morgenbl.* gestrichen, scheine sie eine *prude* zu sein. „Ja, ja", erwiderte er, „das ist das rechte Wort, so ist sie." Bei ihr lebt ihre Tochter, die sich von ihrem Manne, einem Sohne des berühmten Herder, der in München angestellt ist, hat scheiden lassen. Ich werde sehen, was an den Weibern ist. Geschiedene Ehefrauen liebe ich sonst sehr.

Über Cotta wird hier stark abgeurteilt. Sie sagen, es sei ein eitler Mensch, der gern Minister sein möchte und sich wirklich der Hoffnung überlassen habe, es zu wer-

den. Erst neulich habe er geäußert: er fände in Stuttgart nicht Spielraum genug, er wolle mit seinem Gelde nach Österreich ziehen. (Er hat anderthalb Millionen und zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Letztere soll nicht schön sein. Das wäre noch besser als mein Buckelchen.)
In Heilbronn (der Weg hierher führt durch) hatte ich ein höchst wundervolles Abenteuer, aber dessen verdrüßliche Folgen mich sehr beunruhigen. Ich bedarf Ihres Rates so sehr als Ihrer Teilnahme, liebe Freundin. Es war 8 Uhr morgens, als ich dort ankam. Mein Mantel war in der Naht fast eine halbe Elle lang durchgerissen, ich ließ mich daher zu einem Schneider führen. Der Mann, etwa ein Funfziger, sieht eher einem Landgeistlichen ähnlich, voller Würde und Milde im Gesicht. Das Wohnzimmer verriet Behaglichkeit. Er hieß mich sitzen, bis die Arbeit fertig sei. „Sie trinken wohl ein Gläschen Kirschwasser", sagte er, „die Nacht war kalt." Ich nahm es an. Darauf rief er die Küche hinab seiner Tochter etwas zu, das wahrscheinlich auf das Frühstück Bezug hatte. Herein trat ein 16jähriges Mädchen, so süß, so himmlisch, so duftend, wie sie wahrlich noch kein Dichter gemalt hat. Die Farbe ihres Kleides konnte ich nicht unterscheiden, denn es dämmerte noch etwas, aber ein schwarzer oder dunkler grüner samtner Mieder, geschlitzt auf altdeutsche Art, stand ihr gar zu lieb. Ihr Haar bedeckte ein gelbes Netze, und durch dessen Maschen waren die Zöpfe auf ganz eigne Weise geflochten. Einen zinnernen Teller mit Flasche, Glas und Brezeln in beiden Händen tragend, trat das Mädchen vor mir hin. Es machte mit niedergeschlagenen Augen einen Knicks und sprach: „Wohl bekomm' es, Herr." „Ich danke, liebes Kind", sagte ich und wollte zugreifen. Da fiel plötzlich Teller und alles zu Boden. Das Mädchen tat einen fürchterlichen herzzerreißenden Schrei und stürzte mit bleichen Wangen, gebrochnem Auge, wie leblos zur Erde nie-

der. Sie mochte wohl keine Mutter haben; denn auf das Jammergeschrei eilte sie nicht hinzu. Aber der Vater! Der alte Mann schluchzte wie ein Kind, warf sich an seiner Tochter Seite und krisch, daß sich Holz und Steine hätten erbarmen mögen: „O Jesus, Goldkind, was fehlt dir? Was hast du, lieb Käthchen?" ...

In diesem Augenblick trat der Postwagenkondukteur herein, der fluchend und brummend mich zur Eile zwang. Ich war entweder bestürzt oder auch schwach genug, an die wenigen Gulden zu denken, die mir die Versäumung des Wagens gekostet haben würde, nahm meinen Mantel und verließ die guten Leute in ihrem Jammer. Aber ich litt unsäglich in der Erinnerung. Des Vormittags 10 Uhr komme ich hier an. Ich konnte aus dem Posthause meine Sachen nicht gleich mitnehmen, weil sie noch nicht ausgepackt waren. Man versprach sie mir ins Wirtshaus zu schicken. Eine halbe Stunde später bringt sie mir der Postknecht. Ich bemerkte ihm, daß mein Nachtsack fehle, worauf er mit einem gar sonderbaren Lächlen erwidert, mein Bedienter hätte ihn aufgepackt und stände draußen wartend vor der Türe. Ich erschrak sehr und fürchtete einen Schelmenstreich. Ich trete vors Zimmer und finde einen Menschen in einem Mantel und rundem Hute, keuchend mit meinem Sacke belastet. Der Postbediente ging unterdessen weg. Mein Bedienter tritt ein, und – werden Sie mein Erstaunen erraten? – ich erkenne in ihm das Mädchen von Heilbronn. „Um Gottes willen", fragte ich: „was soll das bedeuten?" – „Herr", sagte sie, „ja, ich bin Käthchen von Heilbronn und Eure Magd, und ich will Euch treu bedienen." Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder weinen, und ich lachte mit tränenden Augen. „Ja, lacht nur Herr", sagte sie, „ich weiß doch, daß Ihr mich liebt und mich zur Frau nehmen werdet." Ich hieß sie mit geheuchelter Roheit sich fortbegeben ...

Sonntag, den 12. Nov.
Abends 9 Uhr

Ich habe Ihren Brief erhalten, himmlische Freundin. Ach, mit Schmerz erfahre ich es, meine Abwesenheit hat Sie begeistert, Sie sind aus Lust und Wonne zur Dichterin geworden; so konnten Sie nicht schreiben, da ich bei Ihnen war. Sie sind die reizendste Närrin auf der Erde, Sie machen die Tollheit ehrwürdig, und man wird das Klugsein künftig den Dummen überlassen. Ich zitterte, unter Ihren Phantasien zu finden, daß Sie mich lieben, und war ganz selig, daß Sie das zur Prosa zählen. Ich ließ Ihren Brief im *Morgenblatte* abdrucken (es ist nicht ein einziger orthographischer Fehler darin), aber ich bin zu eifersüchtig, irgend etwas, was von Ihnen kömmt, mit der Welt zu teilen.

Nun zu meinem vollbrachten Tagewerke. Heute morgen, während ich ausgegangen war, ist mein Papa abgereist. Er hat sich aus dem Staube gemacht, aus dem Goldstaube eigentlich, er ließ mich nicht dazu kommen, ein Anleihen bei ihm zu machen. Meinetwegen, ich werde ausreichen. Bei Cotta wäre es fast wie gestern gegangen. Er unterhielt sich mit mir anderthalb Stunden lang, von allem möglichen. Es scheint mir fast, als wolle er mich auskundschaften, wozu ich etwa zu brauchen wäre (nicht von seiten des Geistes, sondern von seiten des Charakters). Endlich ward ich müde und brachte das Gespräch auf das Ihnen wohlbekannte Wägelchen. Er bat mich, ihm schriftlich den Absatz usw. zu notieren und ihn morgen wieder zu besuchen. Was ich vermutet, war wirklich so. Er will seinen Namen nicht als Verleger herausstellen und sich darum der Tübinger Handlung bedienen. Er müsse sich genieren, sagte er. *In Wien hätten sie im vorigen Jahre sogleich erfahren, daß er mir nach Paris geschrieben.* (Halten Sie das aber geheim; denn daran war keiner schuld als Ihr Schwätzer in Frankfurt. Es

könnte wieder so gehen.) ... Allerlei Interessantes habe ich von ihm erfahren. Jean Paul soll der eitelste empfindlichste Mensch von der Welt sein. Im vorigen Jahre war die Frau von Humboldt zugleich mit Jean Paul bei ihm in Gesellschaft. Jene fragte diesen, wo er wohne. Dieses verstimmte Jean Paul so sehr, daß er den ganzen Abend kein Wort mehr sprach. Ich erinnere mich, daß die Herz, die auch gegenwärtig war, mir das nämliche erzählt hat. Rührt Sie das nicht eher, als daß Sie es lächerlich finden? Voltaire wohnte in einem Dorfe, und ganz Europa wußte, daß dieses Ferney sei. Cotta hat ein Buch von Jean Paul (grammatikalischen Inhalts) verlegt. Dieses ist im *Morgenblatte* von Müllner sehr getadelt worden. Darüber hat ihm J. P. heftige Vorwürfe gemacht, daß er dieses als Verleger des *Morgenblattes* geduldet. Das finde ich nun sehr schwach und lächerlich. Voß ist ebenso. Mit Brockhaus, der seinen Shakespeare verlegt, hat er sich entzweit, weil dieser etwas *für* Stolberg hat drucken lassen. Also hätte ich doch einen Vorzug vor den größten deutschen Schriftstellern: daß mir kein Tadel wehe tut (der Ihrige ausgenommen, weil Sie die Brotherrin meiner Seele sind).
Zu einem gewissen Prokurator Schott führte man mich, zu einem der Volksredner bei den Ständen. Er kennt auch meinen Vater, für den er Advokatengeschäfte führt. Als ich ihm erzählte, ich sei des Herrn Jakob Baruch Söhnlein, war er sehr erstaunt. Ich sagte ihm, ich führe einen andern Namen, weil ich die Religion meiner Vätern (ich lasse zu Ihrer Übung zuweilen orthographische Fehler stehen) verlassen habe. Darauf scherzte ich sehr angenehm und mannigfaltig über diesen Gegenstand. Schott gibt sich freundliche Mühe um mich. Er brachte mich zum Dichter Uhland. Der scheint jünger wie ich. Er sieht ohngefähr aus wie des Dr. Goldschmidt Vetter Student, der neulich bei Ihnen war, nur unbedeutender. In

der Unterredung setzte er uns von allem Weine seines Geistes auch kein Gläschen vor. Sie können sich nichts Langweiligeres denken. Als ich mich verabschiedete, sagte ich: „Ich freue mich usw." Das übrige in den Bart murmelnd. Das Gemurmel war aber nicht etwa: Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, sondern: von Ihnen wegzukommen, Sie „trockner Peter" (so bezeichnete ihn die Herz richtig).

Meine Empfehlung an die Rätin Kaulla habe ich abgegeben, die Frau gefällt mir recht gut. Sie hat ein feines anständiges Benehmen. „Mein Freund", sagte sie mir, „hofft, ich werde Ihnen während Ihres Aufenthaltes alles mögliche Angenehme erzeugen; in diesem Augenblicke kann ich mich Ihnen nicht gefälliger erweisen, als wenn ich meine Kusine da bitte, uns etwas zu singen." Das Mädchen, Karoline Kaulla, Tochter des in Hanau verstorbenen Kommerzienrates, sang, und wahrlich, sie hätte mir das Herz aus der Brust gesungen, wäre eins darin gewesen, comprenez-vous, Moppel? Schön ist sie aber gar nicht. Als sie fertig war, frug sie zweimal den Spiegel, ob sie mir gefiele. Wie gut wäre es für uns und euch, wenn ein Teil der Männer blind wäre, ein anderer Teil taub und ein dritter blind und taub zugleich; dann fände jedes Mädchen sei Schätzi. Ich erkundigte mich fein nach erwachsenen Töchtern der Frau Rätin, (Comprenez-vous, Moppel?) aber sie hat keine. Ihre älteste Tochter ist verheiratet, ihre Buben sind noch klein.

Dr. Schott zeigte mir das Haus, worin die Ständesitzungen gehalten werden. Das ist herrlich eingerichtet, ganz theatralisch. Wie gern hätte ich mich auf die Rednerbühne gestellt und herabgedonnert: Ihr Minister, ihr Schlingel, heißt das Regieren? Warum gebt ihr dem Dr. Börne keine Anstellung mit 12000 fl. Gehalt? Ist das Volk um eurentwillen da oder um des Dr. Börne willen? Geht mir aus den Augen, Schlingel!

Die Menschen hier gefallen mir sehr, und gar manches zieht mich an. Ich würde gern hierbleiben, aber Sie sind mein böser grauer Star, Sie würden mir die Sonne selbst verdunkeln, wenn ich ohne Sie darin wohnte.

Um Gottes willen, was fange ich mit Käthchen an? Das Mädchen liebt mich bis zum Wahnsinn. Soll ich sie verlassen, soll ich sie in die rohen Hände der Polizei geben? Sie folgt mir gewiß nach Frankfurt, was werden die Leute dazu sagen? In Heilbronn überhaupt scheint alles toll zu sein. Sie wissen, daß dort berühmte Bleichen sind. Ich kam abends im Dunkeln vor der Stadt an und fuhr an einer solchen Bleiche vorüber. Da nahm ich wahr, daß mehrere weißgekleidete Gestalten auf der Wiese, mit Laternen in der Hand, sich hin und her bewegten. Ich fragte den Kondukteur, was hier bei Nacht geschähe, und dieser erzählte mir zu meinem Erstaunen, daß die wandelnden Gestalten junge Frauenzimmer von Stande wären, die aus der ganzen Umgegend in Heilbronn zusammenkämen, um Sommerflecken oder sonst einen Fehler der Gesichtsfarbe wegbleichen zu lassen. Da sie sich nun bei Tage den Gaffern nicht bloßgeben wollten, gingen sie, sobald es dunkel würde, auf die Bleiche und blieben dort bis Mitternacht. In Zeit von 8 Tagen würde auf diese Art der häßlichste Teint schön gemacht. Aber schmerzhaft ist die Operation, denn das Gesicht wird dabei mit ätzendem Salzwasser übergossen. Ist das nicht toll, und seid ihr wert, daß euch der Teufel holt? So gut habt ihr's aber auch nicht, es holen euch nur Männer.

Die Liberalen hier suchen mich von Cotta abzuziehen. Sie sagen: ein Journal, das bei Cotta erschiene, habe schon darum einen übeln Ruf. Ich solle mich mit dem Manne nicht einlassen. Es wäre noch keiner mit ihm fertig geworden. Er umschnüre seine Leute und suche sie in Abhängigkeit zu erhalten. Indessen, das kümmert mich nicht. Ich bin so schlimm als er, und er wird Not

haben, mit mir fertig zu werden. Wenn wir nur über den Preis einig werden. Fast zweifle ich daran; er versteht sich zu gut auf seinen Vorteil.
In Ludwigsburg werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken. Die erste Erraterin dieses Rätsels bekommt etwas Schönes mitgebracht. Die Auflösung folgt unten.
Der Wagnermeister, mit dem ich auf dem Postwagen reiste, hat gesagt: „Rechtschaffenheit gibt Religion, aber Religion gibt nicht Rechtschaffenheit." Ist das nicht gut gesagt? — Zu meiner Satire über deutsche Postwägen habe ich viel gesammelt. — Der Mystizismus und Pietismus herrscht hier sehr stark. Große Sekten solcher Schwärmer haben sich gebildet. Der Gastwirt, bei dem ich wohne (ein junger Mann), gehört auch dazu. Der Mensch hat sich durch seine Narrheit alle Gäste vertrieben, so daß ich mit nur zwei Personen zu Mittage esse. Abends nach 10 Uhr gibt er keinen Wein mehr. Früher war der „Römische Kaiser" einer der ersten Gasthöfe. Er läßt zum Frühstücke aller Hausbewohner (auch der Fremden) Mürbes in Gestalt eines Kreuzes backen, so daß ich alle Morgen das Kreuz kriege. Ihr sollt auch so ein Kreuz bekommen, ich bringe eins mit.

Montag, den 13. November, Mittag

Ich war wieder bei Cotta. Er meint, es ließe sich gar nicht einrichten, weil der Band schon angefangen habe; ich solle ihm indessen meine Bedingungen schriftlich mitteilen. Dieses habe ich getan, und ich werde morgen die Antwort hören. Allerdings hätte die Übernahme der *Wage* für den Verleger Schwierigkeiten. Auf jeden Fall wird das C. zum Vorwande nehmen, wenn ihm mein Honorar zu hoch ist. Ich habe für zwei Bände jährlich 2000 Gulden gefordert und ein Douceur für meine Kopistin. Anders tue ich es nicht.

Wie es mit meiner Abreise steht, weiß ich noch nicht. Wahrscheinlich wird sie sich bis Freitag verschieben. Auf keinen Fall schreiben Sie mir ferner, der Brief würde zu spät kommen. – Sind Sie noch immer schön, haben Sie nicht verloren seit meiner Abwesenheit? Auch im heutigen *Morgenblatte* steht mein Brief nicht, wahrscheinlich wird er nicht aufgenommen. Ich werde die Frau Huber besuchen, es hat mir einer ihrer hiesigen Bekannten ein Billett an sie zugestellt. – Was macht mein liebes Vieh? Grüßen Sie sämtliches. Auch die Menschen darunter, Dr. Reiß und Stiebel.

Ein Empfehlungsschreiben an den Redakteur der *Neckarzeitung*, das ich von Frankfurt mitnahm, konnte ich nicht abgeben, da der liebe Mann jetzt einige Stunden weit von hier in der Festung eingesperrt sitzt, wegen Preßvergehen. – Die Boissereesche Sammlung habe ich noch nicht gesehen; ich ginge gar nicht hin, wenn ich nicht Ihre Vorwürfe fürchtete. Die Kunst, liebe Freundin, . . . hem . . . . das übrige können Sie sich leicht hinzudenken. Ich weiß, daß Sie hierin ganz meiner Ansicht sind. – Soeben fällt der erste Schnee. Jede Flocke ruft mir Ihr geliebtes Bild zurück. Wieso das? Ja, ich weiß es wahrhaftig selbst nicht.

Nicht 1½, 2 Millionen ist Cotta reich, wie ich soeben gehört habe, und wenn er meine *Wage* übernimmt, muß er es in kurzer Zeit zu 3 Millionen bringen. – Auf heute abend bin ich zum Tee eingeladen bei Prokurator Schott, auf morgen mittag bei Kaulla. Daß diese keine erwachsenen – Töchter hat, verdirbt mir alle Freude. Wie rosenrot waren meine Hoffnungen!

Auflösung des Rätsels: In Ludwigsburg werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken, denn der Ort hat nur Häuser auf einer Seite, auf der andern Seite ist ein Lustgarten. Wer hat es zuerst erraten?

Die Gegend um Stuttgart ist herrlich. Hohe Berge um-

geben die Stadt, bis an die Gipfel mit Wein und Häuserchen bepflanzt. Hier möchte ich wohnen. Und so gute Leute!

So artig bin ich, so fein, so superfein hier, und 11/4 breit, Sie glauben es nicht. Die Männer zittern vor mir, die Frauen beten mich an, die jungen Mädchen seufzen. Kann ihnen nicht helfen, bin schon versagt. Man nennt mich nicht anders, als den schönen Doktor. Bleibt mir noch zu mehrerem Platz übrig, als Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, anbete, verehre und um das Glück beneide, mich zu besitzen. O ja, ich habe noch Raum, Ihnen zu sagen, daß künftig eine ganz neue Einrichtung mit uns getroffen wird. Ich bleibe nicht länger als bis abends 8 Uhr bei Ihnen, dann wird gearbeitet. Ich schreibe alle Woche ein Heft. Rauchen werde ich auch nicht mehr bei Ihnen. Adieu Ihr Vergangener, Gegenwärtiger, Zukünftiger

Dr. Börne, geb. Wohl.

25.

Nr. 3 *Stuttgart, den 14. Nov. 1820*
Dienstag morgen 1/2 8 Uhr

Vielleicht sind Dir die Augen noch geschlossen, und ich sitze da und schreibe unverdrossen, habe mir die Finger mit Dinte übergossen und mein Frühstück schon längst genossen. An dem *Du* und den Reimen werden Sie merken, daß ich in Versen spreche, nur habe ich sie nicht untereinander gestellt, weil sie das Papier nicht wert sind, das rechts und links verloren geht. Aber Sie, sogenannte Freundin, sind auch des Papiers nicht wert, und wäre ich nur Teufel genug, ich holte Sie gewiß. Das Warum? sollen Sie später erfahren.

Ich habe gestern Frau Huber besucht, die Morgenblattlaus. Sie wohnt auf Dichterart dem Himmel näher als andere Menschen, im höchsten Stocke des Hauses. Ärm-

lich genug sieht es bei ihr aus. Sie ist eine Frau in den besten Jahren — für den Ehemann, wenn er jung ist, so zwischen sechzig und mehr, klein und hager, etwas quecksilbern und sehr jovialisch. Sie trägt eine Haube und darüber einen Schleier auf Nonnen- oder Matronenart. Ich habe mich eine Stunde lang recht angenehm mit ihr unterhalten. Sie hatte einen Husten, der sie und mich plagte, sie aber länger. Denn da sie leise sprach und ich sie oft nicht verstand, fragte ich „He?“, worauf sie sich anstrengen mußte und lauter sprach. Wenn die drei Arzneien, die sie zu gleicher Zeit einnimmt, nicht ihren Zweck erreichen, so hat sie mir ihren Tod zu verdanken. Sie ist ein satirischer — nicht Engel wie Sie — sondern Drache. Sie macht sich über alles und alle lustig, besonders über die Mitarbeiter oder Mitarbeitsuchenden beim *Morgenblatte*. Von denen hat sie mir nun freilich die lustigsten Dinge erzählt. Bald schickt ihr ein Dichter aus Hanau 80 Sonette, 200 Epigramme, ein Dutzend Erzählungen zum Abdrucke, bald kömmt ein alter Mann weinend zu ihr und klagt, er habe Frau und Kinder zu ernähren — und wolle angestellt sein —, und so ging es das ganze Jahr. Sie sprach mit mir viel über Juden, eigentlich *gegen*. Anfänglich konnte ich das nicht begreifen; denn ich merkte ihren Reden an, daß sie nicht im geringsten daran denkt, daß ich selbst einer sei. Nachher aber fiel mir bei, daß ihr meine beiden Frankfurter Berichte wohl Anlaß gegeben hatten, von jener Sache zu sprechen. So viel von der Mutter. Aber die Tochter, die geschiedne Frau v. Herder! Ich hatte schon voraus, noch ehe ich sie gesehen, die größte Hochachtung vor ihr. Denn wenn eine gewöhnliche Frau nur ein einfacher Engel ist, die ihren Mann beglückt bei der Heirat, so ist eine geschiedne Ehefrau ein Engel mit vier Flügeln, die einen Mann doppelt glücklich macht, einmal durch das Hinreichen und das andere Mal durch Entziehen der Hand;

der dritten Seligsprechung gar nicht zu gedenken, wenn ein solcher Doppelengel für einen zweiten Mann zum drittenmal ihre Hand bewegt. Also Ehrfurcht vor Frau v. Herder, und dann Bewunderung. Denn schön ist sie, beim Himmel sehr schön. Höchstens vierundzwanzig Jahr' alt, das Gesicht eine gefüllte Rose, Zähne wie weiße Rüben oder wie Rettich inwendig oder wie Vanilleneis oder wie Baumwolle oder wie Postpapier oder wiel Heilbronner Bleichleinwand oder wie das Dintefaß, das vor mir steht, oder wie der Gipfel des Montblanc oder wie der Brunnen in der Galluspromenade. Große, schwarze, feuerige, lebenslustige, herrschsüchtige Augen. Sie könnte wohl ein Bataillon Männer kommandieren; denn es scheint mir, sie hat zehentausend Teufel im Leibe. Sie sagte mir, ich sei ihr schon längst bekannt und zwar von daher: Im vorigen Jahre habe sie eine Zeitlang bei Bentzel-Sternau auf seinem schweizerischen Gute zugebracht, und dort sei oft und mit Teilnahme meiner und meiner Händel gedacht worden, die ich damals hatte. Als ich Abschied nahm, sagte sie mir mit einer schelmischen Präsentierung des alabasternen Zeigefingers: Grüßen Sie eine gewisse Madame Wohl! [. . . . . .] So stehen die Sachen.

Den gestrigen Abend habe, wie ich Ihnen prophezeit, ich bei Dr. Schott zugebracht. Da waren: Uhland, Professor List und andere. So liebenswürdig, so beredsam, so witzig war ich noch nie gewesen, ich war mit geübten Volksrednern zusammen, habe aber alles übersprochen. Ich habe ergötzt und war es also auch. Hier könnte ich nicht bloß *eine Rolle spielen*, wie ihr zu sagen pflegt, sondern wirklich viel sein, tun, erreichen und gelten. Ich könnte – wenn Sie nicht wären und darum, wie ich die Ehre hatte, Ihnen oben zu bemerken, Madame Wohl, soll Sie der Teufel holen. Präzis 8 Uhr war ich politisch und verließ die Gesellschaft früher als die andern, um Raum und

Zeit zu lassen, sich wechselseitig die gute Meinung über mich mitzuteilen. Aber Freitag ist alle meine Herrlichkeit zu Ende, da muß ich nach Haus, um Teestaub mit Ihnen zu trinken.

Abends 9 Uhr

Cotta habe ich heute gar nicht sprechen können, ich traf ihn nie zu Hause. Es wäre recht spaßhaft, wenn ich zurückkehrte, ohne meine Sache zu irgendeiner Entscheidung gebracht zu haben. Offenherzig gesprochen, es fällt mir selten ein, weswegen ich eigentlich hergekommen bin. Ich bin der Hans ohne Sorgen. Ich lebe und zeche nach Herzenslust. Mit meinem Gelde habe ich eine eigne Einrichtung getroffen, damit ich mich nicht verleiten lasse, es zu zählen und hauszuhalten. Ich habe es gelegt in meine Pelzmütze, welche liegt in meiner Kommode. Oben darauf habe ich gelegt eine Weste, dann die Albaneserin, dann einen Band des Konservationslexikons, dann ein Paket Tabak, oben darauf ein Schnupftuch. So kann ich nicht durchdringen, bare Ausgaben habe ich wenige (es wird alles auf Rechnung gesetzt), und so erspare ich mir die Überraschung, entweder des Mangels oder des Überflusses.
Das königliche Schloß habe ich gesehen, ich Narr! Nur um Ihrentwegen geschah es, damit ich etwas zu schreiben finde. An Stoff mangelt es mir nicht, aber Ihnen an Freundschaft, und so muß ich einen Rahmen gebrauchen, mein liebevolles Herz dazwischenzusperren. Ich war in Wien, Berlin, Dresden, Paris; nie kam es mir in den Sinn, einen Palast zu sehen. Anderthalb Stunden bin ich durch Zimmer gelaufen. Liebe Freundin, welche Pracht, welche Herrlichkeit – und Sie wissen, wie ich darüber denke. Meine Faust war geballt. Der Kastellan dachte, es wäre das Trinkgeld darin; aber nichts war darin eingeschlossen als mein Grimm gegen alle Fürsten, Großen

und Überreichen. Liebe Madame Wohl, wir beide, vereinigt, sind gewiß reich, aber in manchem Zimmer sind die Möbel so kostbar, daß wir sie nicht bezahlen könnten. Ich habe eine goldne Toilette gesehen, die wenigstens 50 000 Gulden wert ist. Ein Bett, für Napoleon verfertigt, worin er eine einzige Nacht geschlafen, mußte nach meiner Schätzung 4000 Gulden gekostet haben. Zwei der größten Seidenhandlungen in Frankfurt sind nicht so viel wert als der Samt und die Seide, die zu Tapeten verwendet sind. Ein einziger Kamin, in Paris gemacht, hat vierzigtausend Franken gekostet. Die Uhren sollten Sie sehen, die künstlichen, die musikalischen, die Wetteruhren. Ich trat in einen Saal, da sprang mir ein Spitz bellend entgegen. Es war ein Uhrwerk. Eine andere Uhr stellt eine porzellanene Frau vor in Lebensgröße und mit Lebensfarben. Der Mund steht ihr offen, und man sieht die zwölf Vorderzähne, die von 1 bis 12 numeriert sind. Des Morgens um sechs Uhr ist der Mund zahnlos. Mit der 7ten Stunde nimmt sie aus einem Toilettenkästchen den Zahn Nr. 1 und setzt ihn ein; so fort alle zwölf bis abends 6, wo der Mund voll ist. Mit 7 Uhr abends nimmt sie den Zahn 1 aus dem Munde und legt ihn in ein Kästchen links, und so fort alle. Morgens 6 Uhr ist sie wieder zahnlos. Die Uhr geht sechs Tage. — An einer Wetteruhr kömmt, wenn es Regen gibt, ein Männchen mit einem Schirm, wenn es schneien soll, mit einem Mantel, und wenn es ein Gewitter gibt, mit einem Gebetbuche zum Vorschein; und das 12 Stunden vorher. Eine andere Uhr stellt einen alten Mann vor, der jede Stunde eine Tabaksprise nimmt, und so oft nießt, als die Stunde macht. — Ein Exemplar von Buffons Naturgeschichte in 24 Foliobänden habe ich gesehen, die auf milchweißem Atlas gedruckt waren. Die Kupfer waren sämtlich in Seide gestickt. — Ein Saal, 50 Fuß lang und 21 breit, ist auf dem Boden mit einem einzigen Spiegelglase belegt. Es ist so

dick und haltbar, daß man darauf tanzen kann. Die verstorbene Königin von Württemberg hat es von ihrem Bruder, dem Kaiser Alexander, zum Geschenke erhalten. Der Spiegel hat 2 Millionen Rubel gekostet. – Nur wenige Zimmer (8), die der König mit seiner Familie bewohnt, werden nicht gezeigt. Ich kam bis an dasjenige, worin sich die Prinzessinnen aufhalten. Ich machte den Würmchen durchs Schlüsselloch eine Liebeserklärung. Ich sah sie Brei essen aus geschmolzenem Silber – *von* wollte ich sagen.

Mittag war ich bei Kaulla zu Gaste. Unter andern befand sich dabei der französische *Chargé d'Affaires*, ein Graf; gegenwärtig ferner: noch ein Kaulla und ein gewisser Dr. Börne aus Frankfurt. Ein närrischer Kauz ist der letztere. Das zweite Wort, das er spricht ist: Wohl! Auf jede Frage antwortet er nichts als: Wohl. Er ist zerstreut, wie ich noch keinen sah. Frau v. Kaulla fragte ihn: „Sie sind wohl immer in Gedanken?" Antwort: „Wohl". „Finden Sie denn bei allem was zu denken?" Antwort: „Wohl". „Was denken Sie zum Beispiele, indem Sie jetzt Gans essen?" Antwort: „Wohl". – Der Kaulla ist entweder ein Pfiffikus wie alle Hofjuden oder ein Narr oder dumm. Er spricht wenig, trocken und verzieht keine Miene. Die Frau Rätin aber ist eine Staatsfrau. Im Ernste und guten Sinne. Sie muß in ihrer Jugend schön gewesen sein. Viel Anstand und die Gabe vorzustellen, wenig Jüdisches, viel Hofton. Sie weiß alles zu fragen und alles zu beantworten. Es freut immer, schickliches Betragen zu sehen und sicheres Auftreten. Herrschsüchtig ist sie, und sie scheint gewöhnt zu befehlen. Aus der Art, wie sie mit den Bedienten umgeht, kann man schließen, daß der Mann unter dem Pantoffel steht. Da sie fein ist, macht sie auch fein. Sie schlug mir die Wahl vor, mit ihr den Abend ins Kasino zu gehen oder ins Konzert. Ich wußte mir nicht zu helfen und antwortete: „Ich werde da am

liebsten sein, wo ich Sie finde." Beim Weggehen verließ ich das Zimmer und vergaß meinen Hut. Ich wurde von ihr zurückgerufen. „Sie sehen", sagte ich, „daß ich von einem Gelehrten wenigstens die Zerstreuung habe". „Auch das andere", erwiderte sie. *Sie:* Ist es wahr, was ich gehört, daß Sie nach Stuttgart zurückkommen und hierbleiben werden? *Ich:* Ich werde hierbleiben ,wenn *ich* hierbleibe, bleibe *ich* aber nicht hier, so bleibe ich nicht hier. Das war der lieben Frau zu rund, denn sie konnte nicht wissen, daß Sie mein Ich sind. *Sie:* Wie gefällt es Ihnen bei uns? *Ich:* zu viel, daß es mir gefallen dürfte, zu wenig, daß es mir gefallen dürfen möchte, nicht genug, daß es mir gefallen dürfte möchte sein, und weder zu wenig noch zu viel, daß es mir gefallen dürfen möchte, geworden sein, gemocht haben. *Sie:* mit euch Gelehrten läßt sich gar nicht streiten, ihr behaltet immer recht. — Abends fuhr ich mit der Frau Rätin ins Konzert. Die Kutsche stieß an einen Eckstein und neigte sich etwas über. Meine Begleiterin ward ängstlich und fürchtete das Umfallen. „Beruhigen Sie sich", sagte ich, „das Rad wird doch seine eigene Frau nicht beschädigen." Sie lächelte sehr.

D. 15. Nov.,
morgens 4 Uhr

Ich lüge niemals beim Schreiben, aber diesmal liege ich doch, und zwar im Bette. Und nicht erst jetzt fange ich an zu schreiben, denn schon die sieben letzten Zeilen der vorigen Seite sind auf diese Weise geschrieben. Im Konzerte wurde aufgeführt: Drydens bekannte Kantate *Die Macht der Töne,* aber nicht mit der Händelschen Musik, sondern mit der von Winter. Gar nicht schlecht. Man hat schöne Singstimmen hier.

Die Odenheimers habe ich zwei Male besucht. Zwei schöne Töchter. Bleibt mir nur weg mit euerem Süßchen, mit

euerer Guste; es gibt hier Frauenzimmer, die sind zweimal zu schön. Verflucht naiv sind die Leute in Stuttgart. Die Frau Odenheimer hat mir auch geklagt, ihr Mann hätte schon früher Bankrott machen müssen, und jetzt käme die Reihe an die übrigen. Wie ich gehört, ist der Hähnlein in München, der auch eine Odenheimer zur Frau hat, ebenfalls zugrunde gegangen. Haben Sie, geliebte Seele, während meiner Abwesenheit in Papieren Geschäfte gemacht, und etwa schlechte? Wenn das wäre, ewig geliebte Teuere (es hat jeder für sich zu sorgen, daß er durchkomme im Hohlwege der Kasse), wenn das wäre, müßte ich mein Wort zurücknehmen. Aber ich bleibe Ihnen treu, und wenn Sie wieder zu Gelde kommen, komme ich auch wieder. Es ist 5 Uhr. Noch ein bißchen schlafen. Gute Nacht und guten Morgen, süßer Engel. Wie freue ich mich aufs Wiedersehen!
8 Uhr. Also Jean Paul gefällt Ihnen? Desto besser. Ich nehme immer gern mein Urteil vor dem Ihrigen zurück, dieses Mal am liebsten. Jean Paul war mein Geheimer Rat, bei dem ich in jeder Not Verstand suchte und fand, ich hätte ihn ungern seiner Stelle entsetzt. Der 2te Teil ist schöner als der erste und sehr unterhaltend.
Westheimer, wie Sie wissen, hat von der Regierung $2^1/_2$ Mill. vorgeschossen bekommen. Überdies hat ihm der König 1 000 000 Gulden von seinen Privatgeldern und 600 000, die den Prinzessinnen gehören, angeboten. Er hat aber erklärt, er braucht nichts weiter. Hier sagen sie, der Mann sei ehrlich und würde alles bezahlen, aber er ginge zugrunde, und es bliebe ihm wenig übrig.
Stellen Sie sich meinen Jammer vor, ich muß der Frau v. Kaulla, wenn ich Abschied von ihr nehme, die Hand küssen. Sie hat es gern, und es ist bei ihr ein sichereres angelegtes Kapital als bei Österreich. Ich muß mich dazu verstehen.
Ihre Phantasien auf der Bergstraße sind ein wahres Mei-

sterstück, oder eigentlich, da Sie eine Jüdin sind, ein *Probestück*, denn nach der neuen Judenordnung, die der Gesetzgebende Körper gemacht hat, wird die Probearbeit, die jüdische Handwerker, ehe sie das Meisterrecht erhalten, verfertigen müssen, nicht wie bei den Christen Meisterstück, sondern Probestück genannt. Im Ernste, liebe Freundin, ich will Ihnen nicht schmeichlen, aber Ihr ganzer Brief ist herrlich geschrieben. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß Sie ihn allein verfaßt haben sollen. Gewiß hat Ihr Hausgebieter, der Romanschreiber, daran geholfen. Schon in der Orthographie herrscht eine Vollendung, wie sie nur allein Goethe besitzt. Für den leeren Raum, den Sie in Ihrem Briefe gelassen, werde ich mich rächen. Sie sollen eine noch größere Lücke dafür erhalten.

Soeben komme ich von Cotta zurück. Die Sache ist soweit in Richtigkeit, daß er 2000 Gulden geben will für zwei Bände jährlich, und von 1000 Exempl. an weiter, für je 50 Exempl., die mehr abgesetzt werden, fünfzig Gulden mehr. Auch will er den Druck sogleich übernehmen. Nur soll ich bis zu Ende dieses Bandes die *Wage* auf meine Kosten fortsetzen. Er hat recht, die Einrichtung läßt sich nicht anders treffen. Auf jeden Fall erlange ich gleich zwei Vorteile. Erstens, daß die *Wage* hier mit einer sehr liberalen Zensur gedruckt wird, und zweitens, daß Cotta für den Absatz sorgt. Ein dritter Vorteil ist noch der: daß ich mit den Druckkosten nicht so sehr ins Gedränge komme. Cotta scheint große Zentnerstücke auf mich zu halten. Wir haben viel und oft mit einander gesprochen, er wollte mich nie fortlassen. Ich gab ihm die vollständige *Wage*. Er hat jetzt erst viel darin gelesen und großen Beifall gezeigt. Besondere Freude hat ihm die Kritik des *Quartierzettels* gemacht, weil der Verfasser des Stückes hier wohnt und er sich selbst über ihn lustig macht. Cottas Sohn habe ich kennen gelernt. Er ist schon seit

einem halben Jahre von der Frankfurter Gesandtschaft abberufen worden, weil sein Vater beim Könige in große Ungnade gefallen ist. Frau Huber, sagte mir Cotta, trage Bedenken, meinen letzten Bericht abzudrucken, sie fürchtet, die Frankfurter Frauen möchten es übelnehmen. Ich versicherte ihn des Gegenteils. Vielleicht erscheint der Aufsatz also doch noch. Habe ich nur einmal meine Schuld an Cotta abbezahlt, da schicke ich gewiß nichts mehr ins *Morgenblatt*. Da wäre ich ja ein Narr, wenn ich mich der Zensur einer alten Frau unterwerfen wollte. Ihre eigne Zensur, liebes Kind, lasse ich mir auch nicht länger gefallen, als bis Sie das 40ste Jahr erreicht haben. In Schwaben werden die Männer mit diesen Jahren erst klug, die Frauen aber überall haben nicht länger ihr bißchen Verstand, als sie lieben und geliebt werden. Ich bemerke das nur so im Vorbeigehen; denn unserem abgeschlossenen Vertrage soll deswegen kein Eintrag geschehen; ich werde Sie lieben, solange als möglich. Ich habe nur jetzt gar zu viel zu tun. Alle Wochen erscheinen zwei Hefte, damit ich in einem Monate mit dem Bande fertig werde. — Murhard wird durch meine Verwendung wahrscheinlich das politische Journal zur Redaktion erhalten. Wie wird sich der Geizhals freuen.
Freitag reise ich mit der Diligence ab; ich werde schwerlich noch Zeit finden, Ihnen zu schreiben. — Ich kann jetzt nichts mehr sagen; denn mein Mund ist nicht zu Hause. Er ist *ausgefahren*, wie mein Barbier sich ausdrückte, d. h. ich habe ein bös Maul. — Habe ich Ihnen schon geschrieben, daß Eßlair nicht mehr beim Theater ist? Er hat sich in München anstellen lassen. Der König, darüber erzürnt, hat ihm jetzt schon untersagt aufzutreten. Um 1 Uhr sehe ich die Boisseréesche Galerie. Heute abend gehe ich mit der Kaulla in die Oper. „Je toller, je besser“ wird aufgeführt, von Méhul.
Jetzt geht meine Rache an, die Dintenleere des Papiers.

(Die Gedankenleere begann schon früher.) Es ist aber nicht Bosheit von mir, es ist nur Dummheit, ich weiß nichts mehr zu schreiben. Comprenez-vous, Moppel, le Stich avec la *Dummheit*? – Doch mir fällt noch etwas bei. Die Kaulla schickt dem Könige häufig Gänselebern, die er sehr gern ißt. Sobald er sie sieht und sie schön findet, sagt er jedesmal: „die sind gewiß von meiner Rätin". So haben diese Menschen in Sitte, Gewohnheit und Wirtschaft immer einiges von den „Schnörkeln im Tempel Salomonis", wie Knigge sagt. Das Essen gestern war ganz jüdisch. Mehrere Sorten Knoblichbrüh. Die Tart war ganz schepp. Ich bitte Sie, liebe Madame Wohl, eine scheppe Tart! Rechts war sie eine Hand hoch und links nur zwei Finger dick. Ich nahm mir von der rechten Seite. Das hätten Sie auch getan.

O Gott, gib mir nur noch für zwanzig Zeilen Verstand, daß mein lieber Engel sieht, wie ich gar nicht rachgierig bin ... Der Himmel hat mich erhört. Grüßen Sie Herrn Ochs, der auf der Schnurgasse wohnt, an der Ecke von der Mörsergasse, und Madame Ochs, die an der Ecke von der Mörsergasse, auf der Schnurgasse in Frankfurt wohnt, und Demoiselle Rosette Ochs, wohnhaft auf der Schnurgasse, an der Ecke von der Mörsergasse, und Demoiselle Süßchen Ochs, welche an der Ecke von der Mörsergasse, auf der Schnurgasse wohnt, und Demoiselle Fanny Ochs, die auf der Schnurgasse, an der Ecke von der Mörsergasse in Frankfurt am Main wohnt, und Herrn Louis Ochs, der in Frankfurt am Main, auf der Schnurgasse, an der Ecke von der Mörsergasse wohnt, und Demoiselle Malchen Ochs, die an der Ecke von der Mörsergasse, auf der Schnurgasse in Frankfurt am Main wohnt, und Herrn Samuel Ochs, der in der freien Bundestadt Frankfurt am Main, in der Schnurgasse, an der Ecke von der Mörsergasse wohnt. Ferner haben Sie die Güte zu grüßen: Herrn Doktor Samuel Stiebel und die

Frau Doktorin Röschen Stiebel, geborne Ochs, deren Vater in Frankfurt am Main, auf der Schnurgasse, an der Ecke von der Mörsergasse wohnt und eine Seidenhandlung führt, wohnhaft auf der Döngesgasse, bei den Herren Gebrüdern Neef, Zinngießern. Dann: Demoiselle Auguste Wohl, wohnhaft auf der Fahrgasse, das letzte Haus an der Brücke, bei Herrn Weinhändler Dillenburger. Endlich Jette Rindskopf, Jette Worms, Elise Ulmann, Bernhard. Gott sei Dank, das Blatt ist voll.
Soeben kömmt mein Mund von meiner Spazierfahrt zurück. Er läßt Sie herzlich grüßen und küßt tausend- und tausendmal aufs zärtlichste Ihre liebe Hand.

Dr. Börne, geb. Wohl.

26.

Nr. 4 Stuttgart, Freitag, den – (ich glaube 17.) Nov. 1820

Wohlfeile Freundin!
Denn das Sprichwort sagt: was wohlfeil ist, ist teuer, also ist auch was teuer ist, wohlfeil. Heute nachmittag um 3 Uhr trete ich die Wandrung nach meinem Osten an. Man sagt mir, der Wagen hielte sich lange in Bruchsal auf, der Himmel mag also wissen, wenn die Postschnecke nach Frankfurt kömmt. Vielleicht erst Sonntag in der Nacht, wahrscheinlich aber früher. Daß Sie also sich nicht unterstehen, von mittag 12 Uhr an auszugehen noch einen von Ihren Bekannten ausgehen zu lassen. Ich werde vor dem Essen noch wenig mehr schreiben können. Das Wichtigste also zuerst: Sie und ich, wird sind beide einer großen Gefahr entgangen. Hören Sie. Gestern abend komme ich zu Odenheimer, mich zu verabschieden. Da fragt mich die Mutter: ... Wenn reisen Sie? ... *Ich:* Morgen. *Sie:* So! Ich hatte eine große Spekulation mit Ihnen. – Ich guter einfacher Mensch denke: was wird es anders sein, sie wollte mich zum Essen einladen! Also sage ich in meiner Unschuld: Sie sind zu gütig. Aber

was war es? Ich sollte ihre jüngere Tochter mit nach Frankfurt nehmen, ein 18jähriges schönes und gar gutes und liebes Kind. Ja, fuhr sie fort, wenn Sie bis Sonntag hiergeblieben wären! Ich — (der Platz auf dem Postwagen war schon genommen und bezahlt, ich sehnte mich zurück, ich hatte hier nichts mehr zu verrichten) — aber ich war göttlich groß, ein Strahl der Tugend fuhr durch mein Herz (wahrlich, es ist Ernst), ich bedachte, wie sich das Mädchen schon jahrelang auf die Reise gefreut, wie sich noch nie eine Gelegenheit gefunden, welchen Kummer sie einige Wochen früher gehabt, da, als sie schon im Wagen saß, um nach Frankfurt zu reisen, ihre Begleiterin plötzlich ein Hindernis bekam — ich bedachte das alle und antwortete: Wie gerne warte ich bis Sonntag. Nun Freundin, fühlen Sie meine Angst. Es ist himmlisch süß, mit der Geliebten zu reisen, besonders den Rhein hinab, sowohl auf dem Strome als an beiden Ufern; ja es ist eine Götterlust, mit der genannten Geliebten verschiedene Male nach Nippes zu fahren. Aber mit einem Mädchen zu reisen, das einem nicht bloß fremd ist, sondern auch bekannt, und gegen die man artig sein muß, und nicht einmal allein mit ihr zu reisen, sondern in Begleitung eines Kammermädchens, das ist zu viel für einen sterblichen Doktor. Aber der Himmel half. Entschieden war die Sache noch nicht. Das Mädchen hatte vor einiger Zeit einen Katarrh gehabt, und die Großmutter erlaubte nicht, daß sie bei diesem Wetter reise. — Es wird geklingelt. Adieu. Sagen Sie der Guste, sie soll am Fenster warten, Sonntag, und mich vorbeifahren sehen.

Dr. Börne, geb. Wohl.

An
Frau Jeanette Wohl
in Frankfurt a/M.
Döngesgasse
bei Zinngießer Neef

27.

Nr. 5 *Trübsal, den 18. November 1820*
Samstag vormittag 11 Uhr

Geliebte Seele!

Bruchsal heißt der Ort, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Witz gibt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder ein Kretin. Ich möchte aus der Haut fahren, hätte sie nur eine Öffnung, die groß genug wäre, mich durchzulassen; denn ich bin ganz geschwollen vor Wut. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Ich wünsche erstens, daß tausend Millionen Donnerwetter in das verdammte Nest einschlügen, und zweitens wünsche ich dasselbe noch einmal. Um 9 Uhr kam ich hier an. Ich wußte wohl und hatte es Ihnen auch geschrieben, daß der Wagen lange hier liegen bleibt, aber so lange, wer konnte das denken? Morgen vormittag um 10 Uhr geht er erst weiter, also ein ganzes Tägelchen von 24 Stündelein muß ich hier schmachten, und erst Montag abend komme ich nach Hause. Ich bin ein geschlagener Hund, so gab es noch keinen. Gesungen habe ich vor Ärger. Viel könnte ich Ihnen schreiben; denn Zeit habe ich genug, auch Stoff und Lust gewiß, aber ich bin gar zu schläfrig, bin die Nacht durchgefahren. Da ich von Stuttgart abreiste, hätte ich nicht gedacht, daß meine Freude, Sie wiederzusehen, noch größer werden könnte, aber sie ist es geworden durch die Zögerung. Von Boisserée, von Dannecker, von Stuttgart überhaupt, wie gut es mir dort gefallen, wie gern ich daselbst wohnte – mündlich.

Haben Sie in den neuesten Blättern der *Abendzeitung* gelesen, was von mir gesagt worden? Das poetische Vieh ist wahrscheinlich Bournye. Das Distichon hat keinen Sinn, und wenn ja einen, so ist es der: Ich wäre ein *Galgenstrick* ... Adieu, liebe Seilerin, denn wenn ich ein Strick bin, so sind Sie die Seilerin, die mich dreht und

wendet, wie sie will. Nicht einmal enden kann ich diese Seite nur. Ich lege mich schlafen und träume süß von mir selber, von

Dr. Börne, geb. Wohl.

28.

Nr. 1 *Stuttgart, Mittwoch den 22. Aug. 1821*

O Liebreiz!

Ich zweifle, daß ich Ihnen heute viel werde schreiben können; zwar geht die Post erst den Abend weg, und jetzt ist noch nicht 8 Uhr morgens (um 6 kam ich an), aber ich will sogleich ausgehen, mir ein Privatlogis zu suchen und sonst nötige Besuche zu machen. Ganz munter bin ich und gleiche einem jungen Menschen, der zum ersten Male das väterliche Haus verläßt mit den schönsten und kühnsten Vorsätzen. Ich weiß, wie Fehler und Tugenden zusammenhängen und sich nachziehen, und daß mir nichts fehlt als Sparsamkeit, und daß Fleiß und Ordnung, Geduld und Frau nur unter dem Deckel einer Sparbüchse mir verborgen liegen. Auch habe ich auf der Herreise schon einen guten Anfang gemacht und den Postillone kein größeres als das taxmäßige Trinkgeld gegeben. Das Schicksal strafte mich dafür und sagte: Schuster bleib bei deinem Leisten, d. h. Börne, bleib ein Baruch dein Leben lang, d. h. sei nicht ökonomisch; denn als ich nach Trübsal kam, bemerkte ich, daß ich meinen Hut verloren, und ich muß mir hier einen neuen kaufen, welches 8 bis 9 Gulden kostet.

Von Frankfurt nach Bruchsal begleitete mich diesmal eine wirkliche Französin, keine erdichtete wie in der Postschnecke. Sie sprach unaufhörlich und ist eine wahrscheinliche Gouvernante gewesen; denn nicht allein Vesuv und Ätna kamen aus ihrem Munde, zu welcher Bergeshöhe sich auch wohl andere Frauenzimmer erhoben, sondern auch das Wort Hekla, wovon selten ein Frauenzimmer etwas weiß, wie Sie es versuchen können mit der ganzen gelehrten Gesellschaft.

In Bruchsal mußten wir sieben Stunden liegen bleiben, und ich hatte dort trübselige Gedanken. Sonst sind wir

sehr schnell gefahren. Der nämliche Kondukteur aus der Postschnecke war beim Wagen, und der Narr hat mich nicht geprügelt!
In Darmstadt fand ich in der Wirtsstube den Katalog einer dortigen Leihbibliothek und darin, was folgt:

Nr. 3754. *Die Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Ludwig Börne.*
„ 3755. 2ter Band.
„ 3756. 3ter Band.
„ 3757. 4ter Band.
„ 3758. 5ter Band.
„ 3759. 6ter Band.
„ 3760. 7ter Band.

Hier war die Welt mit Brettern vernagelt, und da sehen Sie, mein gefülltes Täubchen, daß nur allein 7/13 meiner Schriften und meines Ruhms in Darmstadt fast eine ganze gedruckte Seite einnehmen! Blasen Sie die sieben Bände um, wenn Sie können.
In Heidelberg gesellten sich zwei Bonner Studenten zu uns. Als sie erfuhren, daß ich aus Frankfurt sei, fragte mich der eine: „Nicht wahr, der Börne ist jetzt wieder in Frankfurt?" Ich antwortete: „Nein, denn ich bin es selbst." Er ward ganz rot vor Überraschung. Er frug ferner, wie sich Madame Wohl befände, und ob es wahr sei, was Europa sagte, daß sie meine Muse wäre. „Mein Teufel ist sie", antwortete ich.
Dem Samuel wollen Sie sagen, daß er bei Adler den Lotteriezettel abholen könne, ich hätte schon mit ihm davon gesprochen. Wegen unserer übrigen Geschäfte würde ich ihm schreiben zu seiner Zeit.
Adieu. Bald wieder.

Dr. Börne, geb. Wohl.

Wenn in Frankfurt eine Dummheit oder Schlechtigkeit vorfällt, und Sie schreiben mir nichts davon, dann ist es aus mit uns. Ich brauche Zähne für meinen „Bullenbeißer".

Ich hatte vergessen zu schreiben, daß ich im *König von England* logiere und dahin die Briefe zu adressieren sind. Adieu Englische Königin!

Herrn
Jakob B. Rindskopf
in
Frankfurt a/M.
für Madame
Jeanette Wohl

29.

Nr. 2 *Stuttgart, den 23., 24. August 1821*

Liebe Freundin!

Cottas Frau liegt am Tode, das ganze Haus ist in Verwirrung, ich werde also in geraumer Zeit mit C. nicht von Geschäften reden können. Kaum daß ich ihn gesehen, er sitzt immer am Krankenbette, aber den Sohn habe ich länger gesprochen.

Beim Redakteur der *Neckarzeitung* war ich gestern. Als ich ein Wort fallen ließ, es könnte unter gewissen Fällen sein, daß ich wieder nach Paris ging, schlug er mir gleich ein Engagement vor, ohne sich jedoch ins Nähere einzulassen. Ich ging einstweilen darüber hinaus.

So schönes Wetter gibt es nicht in der Welt mehr, als ich seit meiner Abreise von Frankfurt genieße. Kein Wölkchen von der Größe meines Herzens, Himmel für Himmel, das ist schon viel, auch denke ich wenig mehr an Sie.

Gestern mittag nach dem Essen trat einer der Gäste zu mir mit den Worten: „Um Vergebung, nicht wahr, Sie

sind ein Geistlicher?" (wahrscheinlich weil ich schwarz aussah.) „Gerade das Gegenteil", vergaß ich ihm zu antworten, sondern ich sagte: „Nein, es ist ja sehr unbequem, ein Geistlicher zu sein", und wandte ihm und dem Gespräche den Rücken zu.
Ich nehme nicht gern Abschied und habe es darum auch bei Ochs nicht getan. Entschuldigen Sie mich bei ihnen und sagen Sie, ich nähme nur da gern Abschied, wo ich gern Abschied nehme.
Als ich abreiste, war Rosette nicht wohl, schreiben Sie mir, ob sie wieder gesund ist, auch vom Sichel. Ich glaube nicht, daß er aufkömmt.
Wenn ich von meinen Freunden in Frankfurt genaue Nachrichten über Theater und andere elegante Vorfälle erhielte, so könnte ich Berichte ins *Morgenblatt* liefern. So schreibt Müllner jeden Monat über das Berliner Theater im *Morgenbl.*, indem er die Notizen, die man ihm zuschickt, ausarbeitet. Schicken Sie doch jemand in meine Wohnung und lassen Sie sich die Briefe und Billette, die etwa an mich gekommen sein möchten, ausliefern; öffnen Sie dieselben und schreiben Sie mir kurz den Inhalt oder, wenn es nötig ist, schicken Sie mir sie. Wenn es sein kann, wäre das Postgeld zu ersparen.

25. August. Ich bin gestern viel nach einem Logis umhergelaufen und habe noch keines finden können. Gestern abend war ich in Kannstatt, ein Badeort, der eine kleine Stunde von hier entfernt liegt. Die ganze schöne Welt Stuttgarts fand ich dort. An der Familie Kaulla ging ich vorüber, als erkannte ich sie nicht wieder, und doch werde ich nicht unterlassen können, sie zu besuchen. Das ist mir sehr lästig. Ich möchte hier gern fremd bleiben, und sobald man mit Juden in Verbindung tritt, ist man beobachtet, geleitet, gehindert und hat eine liebe Verwandtschaft auf dem Halse.

Die „Wanderjahre“ habe ich zu Ende gelesen. Das Buch ist besser, als Sie meinen, und ich werde mich jetzt daranmachen, es zu rezensieren. Auch da ist es vortrefflich, wo es, wie im ganzen zweiten Teile, nicht mehr von Goethe spricht und man durch die geistreiche Bosheit des Verfassers nicht mehr verblendet werden kann. Ich habe über Kunst und Lebenskunst nie schönere Sachen gelesen. Der Verfasser war noch großmütig gegen Goethe, er hätte ihn vernichten können, wenn er gewollt hätte. Er hat nur das Rapier gebraucht statt des Schwerts. Der junge Cotta sagte mir, Goethe habe seinem Vater geschrieben, wen er als Verfasser des Buchs mutmaße, nannte mir ihn aber nicht. Der junge und der alte C. hören sehr gern auf Goethe losziehen, ich habe es auch leicht herausgebracht, warum sie ärgerlich auf ihn sind: er kostet ihnen vieles Geld. C. steht in alter freundschaftlicher Verbindung mit G. und muß ihm zahlen, was er fordert und wofür er es fordert. Das neueste seiner Werke (die Wanderjahre), sagte mir der junge C., sei nur eine Finanzspekulation gewesen; G. habe alles alte Zeug hervorgeholt, nur um das Buch anzuschwellen. – Daß ich grade in der Zeit herkommen muß, wo ich gar keine Aussicht [habe], selbst in mehrern Wochen mit C. von Geschäften reden zu können.

Die Frauenzimmer tragen hier allgemein weiße Sonnenschirme. – Ich bin gestern in die Lesegesellschaft aufgenommen worden, die Frankfurter werden schaudern, wenn sie es erfahren.

Es fallen Kanonenschüsse. Ich zähle sie, es sind nur zwanzig. Also die Königin ist mit einer Prinzessin niedergekommen. Man hat einen Kronprinzen erwartet, und dann wäre hundertundeinmal geschossen worden. Jetzt weiß das unglückliche Land immer noch nicht, wo es in dreißig Jahren einen Mensch findet, der so gefällig sein wird, es als König zu beherrschen. Aus meinem Fen-

ster (ich wohne in der Nähe des Schlosses) sehe ich die roten Hofbedienten laufen. Die Friseurs haben alle Beine voll zu tun und zappeln gewaltig. Welch ein schöner Perückenmacher-Morgen!
Ich habe endlich ein Logis gefunden. Zwei Zimmer, sehr schön, mit der Aussicht ins Freie, kosten monatlich nur 10 fl. In Frankfurt zahlte ich 15. Es ist aber freilich sehr natürlich, daß in der Stadt, wo Sie wohnen, alles teuer ist. Das Abonnement des Mittagstischs mit Wein, im besten Wirtshause, kostet 42 kr. (in Frankfurt 1 fl.). Ich werde also hier ein reicher Mann werden. Ich komme mir vor wie ein englischer Prinz, der auf Reisen geht, um zu sparen. Meine Adresse ist:

An Hrn. Dr. Börne, geb. Wohl
Charlottenstraße
bei Hrn. Fasetta in Stuttgart

[im O als Visitenkarte gezeichnet, in allen vier Ecken: J.W.]

Aber daß ich mich gleich mit Ihnen auf einen respektabeln Fuß setze — ich schreibe Ihnen nie eher, als bis ich auf meinen vorigen Brief jedesmal Antwort erhalten habe. Herüber und hinüber, das muß gehen wie im Dreschertakt. Sie müssen ja nicht glauben, daß Sie mir notwendig sind, ich kann hier die schönsten Leute haben. — Wie bedauere ich jeden, der in Frankfurt leben muß, und noch mehr den, der sich dort gefällt. Hier lacht mich alles an, und wenn Sie gar erst bei mir wären! Ach daß Sie kämen, daß es möglich wäre! Der Mensch vermag ja so vieles, wenn er nur will.
Meine Briefe liegen noch in den Windeln, sie werden aber schon wachsen.
Die andere Woche gehen zwei meiner Bekannten auf die Frankfurter Messe, in ihrem eigenen Wagen, ich könnte mit ihnen hin- und zurückreisen, ohne daß es mich einen

Kreuzer kostet, darf ich? Ich könnte diese Seite noch vollmachen, aber mein Herz würde darum nicht leerer werden. Darum schließe ich wie gewöhnlich

Ew. Wohlgeboren
geb. Wohl
Dr. Börne

NB.
Ich wohne heute noch im Gasthofe und beziehe erst morgen abend mein Logis.

30.

Nr. 3 *Stuttgart, den 26. August 1821*
27.
28.
29.

Geliebte Seele! Ihr Spitzgläschen von Brief ist mir in den Kopf gestiegen, aber ich weiß, Sie werden mich schon an das Trinken gewöhnen. Wenn Sie herrschsüchtig sind, hatten Sie recht, mich fortzuschicken; denn Sie haben aus der Ferne viel mehr Gewalt über mich als in der Nähe, jeder Ihrer Briefe ist wie ein Brennglas, der alle Strahlen Ihrer Liebenswürdigkeit in einem Punkte versammelt. Und Sie haben wirklich an die Postschnecke gedacht und waren besorgt um mich? Was hätte der zu fürchten, der Sie verläßt, das Schlimmste ist ihm schon widerfahren! Da Sie über den Verlust meines Hutes gelacht haben, so wage ich, Ihnen noch etwas anderes zu gestehen. Ach Mutter, meine schwarzseidne Weste ist so zerrissen, daß ich sie nicht mehr tragen kann. Die rohe Seide hing mir gestern am Leibe herab, daß ich aussah wie eine Lyoner Fabrik. Ist das aber auch ein Wunder? Trägt man eine so gute Weste auf dem Postwagen? Ach Mutter, und meinen guten Feuerstahl, den ich mir vor meiner Abreise bei Crede gekauft, habe ich auch verloren oder vielleicht

in Frankfurt liegen lassen. Ach Mutter, und mein Herz habe ich auch verloren, gestern im Schloßgarten – sie hatte aber auch gar zu große Ähnlichkeit mit Ihnen, sie hat sich vor zwei jungen Enten gefürchtet, die ihr nachgelaufen sind, und da habe ich husch! gerufen und habe ihren Füßen das Leben gerettet, da dankte sie mir mit tränenden Augen, ich konnte nicht widerstehen.
Wie ich erfahren, ist Cottas Frau unterdessen gestorben und heute begraben worden. Ich kann in den ersten 8 Tagen noch nicht zu ihm gehen. Eigentlich wüßte ich auch nicht, was ich ihm Bestimmtes zu sagen hätte, das kann alles nur nach und nach beigebracht werden.
Von Sichel haben Sie mir nicht geschrieben. Wenn es schlimmer mit ihm werden sollte, möchte ich nicht plötzlich erfahren, daß er gestorben ist, darum geben Sie mir Nachricht!
Heute morgen habe ich in Kannstatt mit der Rätin Kaulla gefrühstückt. Sie lebt dort im Bade. Ich kann Ihnen nicht genug beschreiben, wie schön es da ist.
Einen Frankfurter Monatsbericht für das *Morgenblatt* habe ich angefangen, aber ich kann noch nicht wissen, ob mein Stoff ausreichen wird. Vom „Bürgerkapitän" gedenke ich zu sprechen.
Gestern nachmittag begegnete mir im Freien ein Engländer zu Pferde, in der rechten Hand einen Teller tragend, worauf ein gefülltes Weinglas stand. Er hatte um hundert Napoleon gewettet, eine Stunde lang zu reiten, ohne einen Tropfen Wein zu verschütten. Da er langsam ritt, so folgten eine Menge Menschen hinter ihm her. Er verlor die Wette durch eine List seines Gegners. Dieser hatte nämlich veranstaltet, daß ein Esel mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe und Brille auf der Nase plötzlich über den Weg kam. Darüber mußte der Reiter lachen, und das Glas schwabbelte über. Die ganze Stadt ist entzückt von dieser Tollheit.

Es erscheinen zwei Bände Nachträge zum Konversationslexikon, worin auch *ich* vorkomme, wie mich ein Bekannter versichert, der das Verzeichnis der neuen Artikel in der Ankündigung gelesen hat. Was wird von mir gesagt werden? Ich freue mich auf jeden Fall, daß meine Biographie nicht von *Ihnen* verfaßt worden ist.

Gestern habe ich die Frau Huber besucht und ihr einen Artikel fürs *Morgenblatt* gebracht, ein ganz kleines Artikelchen. Es wegzuhauchen bedürfte es nicht einmal des Duftes Ihrer Rosenlippen, mit einem stillen Gedanken können Sie mein Artikelchen umblasen. Ich fürchte aber, es wird nicht aufgenommen, wegen einer politischen Neckerei, die darin steht. Aber sie hat wahrhaftig krumme Beine, die Frau v. Herder, und wie krumm! Säbelbeine, zwei echte Damaszener Klingen. Schon unter der Hüfte fangen sie an, sich zu nähern. Die Schlaue trägt zwar einen langen Rock und geht nur im Galopp durchs Zimmer, was hilft es ihr aber, krumm bleibt krumm. Die Alte ist eine recht angenehme geschwätzige Frau, auch geistvoll, soviel es eine Frau sein kann. Sie kömmt in alle große Zirkel wegen ihrer Unterhaltungsgabe, und sie wird von allen Fremden besucht. Über meine Artikel im *Morgenblatte* hat sie sich sehr lobpreisend ausgelassen; sie sagte, es wäre alles immer darauf gespannt gewesen, und ihr selbst hätten immer die Manschetten gewackelt beim Lesen. Den Epigrammatisten Haug habe ich bei ihr getroffen und kennengelernt. Es ist ein alter dicker Mann, und sie redete ihn immer an: Holdester Haug! Aber, o Schätzi, was ist mir geschehen! Ich frage die Huber nach Cotta, – fort ist er, ausgeflogen. Ich hatte vergessen, ihm Salz auf den Schwanz zu streuen; so fängt man die Spatzen. Am Begräbnistage seiner Frau ist er auf seine Güter gereist. Ich eilte schnell zu seinem Sohne, den ich beim Einpacken fand, denn er wird seinem Vater nachfolgen. Sie wollen nach der Schweiz reisen, und der

Himmel weiß, wo sonst noch hin. So trösten sich reiche Christen über den Tod einer Mutter und Frau! Aber was fange ich an, wenn ich Geld brauche? Und der Teufel hole alle Bescheidenheit, ich hätte am Sterbebette seiner Frau mit C. von Geschäften reden können, es hätte meinen Hals nicht gekostet. Wie es Ihnen geht mit Ihren Geschäften, will ich aber auch wissen; Sie schweigen ganz davon. Haben Sie die bewußte Sache durchgesetzt? Daß ich Sie nur einmal ruhig wüßte!

Jetzt ist die Stunde, wo die Frankfurter Post kömmt. Werde ich heute glücklicher sein als gestern, werde ich einen Brief erhalten? Sie müssen nicht immer warten, bis ein Brief von mir kömmt, und dann in der Eile darauf antworten am nämlichen Tage; denn auf diese Weise werde ich immer nur wenige Zeilen von Ihnen erhalten. Schreiben Sie täglich nur eine halbe Stunde, dann wird der Brief schon gehörig groß werden.

Ich habe schon mehrere Bekanntschaften mit Gelehrten gemacht und Einladungen erhalten, habe aber noch keinen besucht.

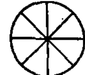
Weiß man in Frankfurt, daß ich nicht mehr zurückkomme, und was sagt man dazu? Ich habe mir geschworen, nicht eher zurückzukehren, als bis ich Ihnen 52 Briefe werde geschrieben haben, und auch dann nicht, wenn es sich einrichten läßt, uns an einem dritten Orte zu sehen. Warum ich grade bei Annäherung des Winters Sie verlassen habe! Schon lagern sich die Herbstnebel auf den Bergen, die ich aus meinem Fenster sehe, und nur bei Sonnenschein vergesse ich Sie zuweilen. Aber ich will arbeiten, bis ich ermüdet einschlafe, und im Traume gibt es keine Trennung.

Gelobt sei Gott und seine Heiligen! Da ist Ihr Brief. Unorthographischer Engel, schreiben Sie mir nur ja recht viele Fehler, wenn Sie mich glücklich machen wollen, aber immer nur solche, wo Sie Buchstaben zuviel statt

zuwenig setzen, wie hhhhhhhhhhhh *Rad*, dadurch werden Ihre Briefe größer.
Sie haben recht, Ihre Schahm darüber eine *falsche* zu nennen, denn *Scham* wird nicht mit einem h geschrieben, sondern im Gegenteil ohne h. Scham mit einem h, das ist zum Lachen. Ha! ha! ha! ha! – Ich habe den Namen derjenigen Person, die Sie besucht und Ihnen erzählt hat, daß ihr Mann den Jean Paul lese, mit aller Mühe nicht herausbuchstabieren können; Sie müssen deutlicher schreiben, Frau Adelung!
Daß ich ins Konversationslexikon komme, ist keine sonderliche Ehre. Ich habe gestern das Verzeichnis der neuen Artikel gelesen. Murhard und dergleichen Menschen kommen darin vor.
Vielleicht schreibe ich wirklich einen 2ten Teil der „Postschnecke". Aber inwiefern war jener ein Spötter, der sich gegen Reis darüber äußerte? Ich verstand das nicht recht.
Es täte mir leid, wenn ich jetzt ins Frankfurter Lesekabinett aufgenommen würde, wozu Dr. Elsässer Hoffnung gibt. Ich hatte mir vorgenommen, den Herrn den Text zu lesen.
Die Huber hat gewaltig losgezogen gegen die „Wanderjahre", ich aber war mäuschenstill, ich liebe das mündliche Widersprechen nicht. Die Frau v. Herder hat mich gefragt, ob ich die Salins [Salings?] kenne. Sie kennt sie nicht persönlich, hat aber von ihnen gehört. Wenn Schm. reist, lassen Sie ihn doch hierherkommen. Also Jeannette *Netter* heiratet? Alles heiratet, ach Gott! Hätte ich nur auch so eine Jeanette! Leben Sie wohl, werteste Frau Adelung! Grüßen Sie alle hehrzlich von mihr! Schreiben Sie bahld wiehder, Ihhre Briehfe sind meine Luhst. Bleiben Sie noch lange im Gahrten wohhnen? – Ihr Sie verehrender Freund

Dr. Böhrne, geb. Wohhhhhl.

Va. Aux. L'eau. Jus. Honneur. Roue.

 (ohne h.) (Mit einem h!)

[Im O: Zeichnung: Hand, vor die Augen gehalten, s. Brief v. 6. Sept. 21, hinter der Zeichnung:] (ohne h)

31.

Nr. 4 *Stuttgart, den 2. Sept. 1821*

Paß auf Dummkopf! ich will von Geschäften mit Dir sprechen, jetzt ist gar nicht Zeit zu spaßen. Aus dem anliegenden Briefe an meinen Bruder wirst Du sehen, wovon die Rede ist, von der großen Angelegenheit der 50 Gulden. Diesen Brief lese und präge Dir ihn gehörig in den Kopf. Ist das geschehen, nimmst Du eine Oblate zwischen Deine süßlächlenden Lippen, machst die Beneidenswerte naß und versiegelst den Brief. Nachdem dieses verrichtet, läßt Du den Samuel rufen, oder, da ihn jetzt die Messe sehr beschäftigt, wird es Deinen zarten Füßen gar nicht schaden, wenn Du um die Mittagsstunde selbst zu Ochs gehst, um den Prophet Samuel zu sprechen. Zuerst suchst Du ihn mit dem *Geiste* seines Geschäftes vertraut zu machen. Du sagst ihm, daß es darauf ankomme, die 50 fl., von denen mein Bruder glaubt, daß Schulden davon gezahlt werden, mir nach Stuttgart zu schicken. Hat er die Theorie der Sache gehörig gefaßt, dann machst Du ihn mit dem praktischen Teile bekannt, der in folgendem besteht. Du gibst ihm die anliegende Rechnung meines Wirts und sagst ihm, er solle sie bezahlen von dem Gelde, das ich ihm zurückgelassen. Der Wirt muß quittieren, und *das Datum, wenn die Bezahlung geleistet, dabei setzen.* Einen großen Taler gibt er dem Mädchen, das mir aufgewartet, als Messe. Über den noch vorhandenen kleinen Taler werde ich zu seiner Zeit ver-

fügen. Ist dieses geschehen, dann bringt er die quittierte Rechnung nebst dem Briefe an meinen Bruder und fordert die 50 fl., wobei er folgende Reden zu führen hat: „Ich habe gestern (oder heute) mit der von Ihrem Bruder mir zurückgelassenen Polizeiquittung 100 fl. eingenommen und davon die Rechnung seines Wirtes gezahlt, die mir der Herr Doktor gleichfalls zurückgelassen hat und die ich Ihnen, Herr Baruch, hiermit quittiert einhändige. Das von den 100 fl. noch übriggebliebene Geld und die 50 fl., die ich von Ihnen erhalten soll, Herr Baruch, soll ich zur Bezahlung einer geheimen Geldschuld verwenden." Hat nun Samuel die 50 Gulden erwischt, dann rollt er sie ein und schickt sie mir mit dem nächsten Postwagen. Meinem Wirt soll er sagen, daß ich noch einige Wochen ausbleibe, meine Sachen aber würden binnen einiger Tage abgeholt werden. Der Samuel darf sich nicht verschnappen, er muß meinem Bruder sagen, er habe *jetzt erst* das Polizeigeld eingenommen. Hast Du das begriffen? [...]

Ende des Geschäftsbriefs.

3. Sept., morgens 6 Uhr

Teuere Freundin!

Meine Berge glänzen in der Morgensonne und meine Augen in der schönsten Hoffnung, denn heute kann ich einen Brief von Ihnen erhalten; in wenigen Stunden werde ich glücklich sein. Ich habe wenigstens drei gute Tage in jeder Woche, den einen, an dem ich Ihnen schreibe, den zweiten, wenn ich weiß, daß mein Brief ankömmt, und den dritten, wenn ich den Ihrigen erhalte. Aber das soll nicht heißen, daß Sie mir alle 8 Tage nur einmal zu schreiben brauchen, selbst die Waisenkinder in Frankfurt werden zweimal in der Woche spazierengeführt. Doch vom Nötigsten. Ich platze nächstens. In meinem Testamente vermache ich Ihnen aber meine

schöne Leber. Die Spannung zwischen meinen Knopflöchern und meinen Knöpfen wird täglich größer, und ich sehe, daß eine förmliche Ehescheidung nicht ausbleiben kann. Die *geröste[te]n Spätzler* allein hätten das nicht getan, aber der *Träubcheskuchen* und die hundert andern Herrlichkeiten, die ich täglich in mein Fleisch und Blut verwandele! Was Shakespeare unter den Dichtern ist, was Sie sind unter den Frauen, das ist der hiesige Wirtstisch im „König von England" unter den Wirtstischen. In den 12 Tagen, daß ich hier bin, habe ich nicht einen Tag gegessen, was den andern. Die mannigfaltigsten Suppen, die ausgesuchtesten Mehlspeisen, das herrlichste Dessert, in steter Abwechselung. Es ist schon viel wienerische Sinnlichkeit hier, man sieht Dickbäuche und glänzende mit Butter geschmierte Gesichter. Auch viel südliche Lebhaftigkeit. Unter den etlichen dreißig Menschen am Tische ist ein solcher Lärm, als man in Frankfurt nicht hört, wenn viele hundert beisammen sind. Die schwäbische Mundart, die hier jedermann spricht, läßt mich gar nicht aus einer gewissen Täuschung kommen. Bei uns redet jeder gebildete Mensch Hochdeutsch; wenn ich mich nun hier mit Unbekannten unterhalte, die etwa wie Sachsenhäuser sprechen, nicht so schlecht, aber so eigentümlich in der Aussprache, dann wundere ich mich immer wieder von neuem, zu erfahren, daß es Gelehrte waren.

Ich bin fleißig, ein meisterhafter politischer Aufsatz wird heute geendigt, dann fange ich etwas anderes an. Noch in dieser Woche werde ich die ersten Bogen für die *Wage* nach Tübingen schicken. Ich lasse ein Doppelheft drucken, und womöglich nur eigene Sachen. Doch habe ich im Notfall eine sehr gute politische Abhandlung in französischer Sprache, die mir jemand in Frankfurt mitgeteilt und die ich, wenn ich sie übersetze, mit Noten begleiten werde. Gegen Goethe wird bei Gelegenheit der

„Wanderjahre“ losgezogen. Ich ärgere mich nur, daß Sie die *Wage* nicht früher als alle Welt werden zu lesen bekommen. Aber noch sechs Wochen kann die Geschichte währen.

Einen Professor Lindner habe ich kennen gelernt, der nächst Weitzel der beste deutsche politische Schriftsteller ist. Er sagte mir, Gentz in Wien habe ihm gesagt: „Einen einzigen politischen Schriftsteller habt ihr unter euch, der seine Sache versteht, der Dr. Börne.“ Und ferner habe Gentz gefragt, wer eine gewisse Madame Wohl wäre, von der man in den kaiserlichen Erbstaaten so viel spräche. Ich ward über und über rot.

Soeben lasse ich mir den 1sten Napoleon wechseln, und ich bekam nicht mehr als vierundzwanzig kr. Agio. In Frankfurt haben sie mich 37 kr. gekostet, ich werde also an 10 Stück, die ich habe, 2 fl. 10 kr. verlieren. Ich bin ein ruinierter Mensch! Hu, hu!

Mein verlorner Hut ist wieder da. In Bruchsal wurde der Postwagen gewechselt, und ich vergaß den Hut aus dem Wagen zu nehmen, als ich darnach sah, war der Wagen fort. Ich ließ im Posthause meine Adresse zurück, und vor einigen Tagen schickte man mir den Hut. Er war in Karlsruhe und Straßburg, und er hat mir die schönsten Neuigkeiten erzählt.

Morgen ist Kasinoball, ich habe aber große Lust wegzubleiben. Da ist eine Mamsell Kaulla, die hat sich ganz genialisch auf alle Tänze mit mir engagiert, wo sie keine andere Tänzer bekommen kann. Sie singt zwar prächtig, hat aber einen solchen Schnurrbart, daß man nur Seide darüberzuziehen braucht, um ein bequemes Kanapee zu haben. Mit *der* Trutschel soll ich tanzen? Nimmermehr. Lieber bleibe ich zu Hause.

Wenn kein Brief von Ihnen kömmt, werde ich pöbelhaft. — An meinem Tische habe ich einen Serviettenring von Pappe, mit meinem Namen von goldenen Buchstaben.

Wie heiße ich? *v. Born*, also Herr v. Born, merken Sie sich's.

Gestern sitze ich beim Essen neben einem holländischen Kaufmanne. Der fängt mit mir und seinen Nachbarn von Theater und Theaterkritiken zu reden an. In Amsterdam, sagte er, habe er Kritiken über das Frankfurter Theater gelesen, die ihm sehr gefallen hätten. Da besann er sich, worin er sie gelesen. „Ja, in der *Waagschal* glaube ich", sagte er. „Deren Verfasser ich selbst bin", sagte ich. Mein Krämer wird vergnügt, sagt: „Ich freue mich sehr", und frägt laut: „Ach! Sind Sie Herr Doktor *Bar*" ... „Dr. Börne", fiel ich ihm ins Wort. Ja so. Der Jude ist der Blutflecken der Lady Macbeth, er ist nicht abzuwischen.

Erst einmal war ich hier im Theater, im „Joseph". Da sang ein gewisser Bader aus Berlin. Der singt! Ich habe nie desgleichen gehört. Viel besser als Wild.

Da ist Ihr Brief! Sie können sich vorstellen, wie garstig die Briefträgerin sein muß, daß ich ihr nicht um den Hals falle und sie küsse. Und nun in Ordnung geantwortet wie ein Philister. Sie lernen Geographie und Geschichte? Sie sind Närrin genug dazu. Politik brauchen Sie nicht zu lernen, Sie verstehen die Regierungskunst nur gar zu gut. Ich lasse mich ja von Ihnen leiten wie ein Lamm. Mich wegjagen zu lassen, mich trennen zu lassen von dem einzigen Gute, das mir Zufriedenheit gibt! Ich würde mich schämen, wenn es einer erführe, wie sehr Sie mich beherrschen. Nein, eine Konstitution muß in Ihrem Lande eingeführt werden, Sie sollen nicht unumschränkte Königin bleiben, ich werde künftig nur den Beschlüssen einer Ständeversammlung Folge leisten. – Liebes Kind, Sie haben eine ganz falsche Ansicht von meinen Verhältnissen. Ich brauche ja keine besondere Hülfsquellen, um auch entfernt von Frankfurt leben zu können. Ich kann überall arbeiten, und meine Arbeiten

werden mir überall gut gezahlt. Ich würde in Paris nicht mehr Geld brauchen als in Frankfurt, und hier in Stuttgart brauche ich weniger. An der Abwesenheit Cottas verliere ich nichts, ich wüßte doch nicht, was ich mit ihm hätte sprechen sollen. Zuerst muß ich einige Hefte der *Wage* herausgeben, damit in C. die Ansicht von meinem Werte aufgefrischt werde. Mir Geld von ihm zu borgen, dazu würde ich mich schwer entschließen. Nach Paris zu gehen, wäre freilich für mich das Vorteilhafteste; denn solche Arbeiten, wie ich sie dort machen kann, sind hier nicht ausführbar. Bedenken Sie, daß mir C. für Korrespondenzen in seine Blätter vor 2 Jahren 3000 fl. jährlich zugesagt. Aber hier in Stuttgart kann ich natürlich nicht korrespondieren. Auch die *Neckarzeitung* will mich zum Korrespondenten in Paris annehmen, was ich neben Cotta betreiben könnte. Allein wo das Geld hernehmen zur Hinreise und für die erste Zeit? Die Herausgeber der Neckarzt. sind nicht so vermögend, einen Vorschuß zu leisten, auch würde ich keinen fordern. Auch von C. kann ich es nicht, und erst wenn ich einige Wochen in Paris wäre und ihm Arbeit zugeschickt hätte, würde ich antragen, unseren frühern Vertrag zu erneuern, und ich zweifle gar nicht, daß er ihn annehmen würde. Aber voraus kann ich nicht sprechen, weil er in mein Wort nicht gehöriges Vertrauen setzen kann. Dieses alles abgerechnet, würden in Paris selbst sich genug Hülfsquellen für mich finden. Ich habe hier die französischen Blätter, sowohl die politischen als die belletristischen, genau studiert und habe, ohne mir was vorzuschmeichlen, gefunden, daß ich besser schreibe als alle, wenigstens besser als die Liberalen (die Ultras haben wirklich größere Talente). Auch leben jetzt in Paris Franzosen von Einfluß, die ich von Frankfurt aus kenne und die vor zwei Jahren noch nicht dort waren und die mir, schon aus Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, mit der sie als ehemalige Verbannte

in Deutschland behandelt worden, aus allen Kräften forthelfen würden. Was mich aber am meisten reizte, nach Paris zu gehen, wäre die Idee, von der Sie mir sprachen, St[einthal] aus H[anau] dort zu placieren. Das scheint mir so ausführbar, daß ich fast dafür stehen würde, vorausgesetzt, daß er Talent besitzt. Vielleicht könnte man ihn zu Rothschild bringen, wozu mir Berger, der jetzt dort ist, wohl behülflich sein würde. Was ich ein Menschenfreund bin! An mich und Sie denke ich gar nicht dabei. Glauben Sie indessen nicht, daß, wenn ich genötigt sein sollte, hierzubleiben, ich nichts erwerben könnte, es ist ja das nämliche wie in Frankfurt. Es ist dumm, daß mein Vater nicht mit Geld herausgerückt ist.

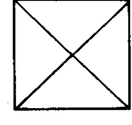
Also gestern hat der Bücherwurm Hochzeit gemacht? Alles heiratet, alles, alles! Hu, hu. — Ich küsse den dreijährigen Wilhelm und seine liebenswürdige Tante tausendmal in meinem Sinne, nämlich den Wilhelm 1mal und die Tante 999mal, macht zusammen 1000. Grüßen Sie die Schnapperin und die Schnapperin ohne „in" herzlich. Sagen Sie dem „ohne in", er solle ruhig sein, ich glaube nicht, daß es zum Kriege komme: er soll darum meine Lose nicht weggeben.

Sie haben Ihren Brief freigemacht, warum machen Sie mich selbst nicht frei? Ich liebe gewiß keinen mehr, wenn ich einmal mit Ihnen fertig bin. Ich könnte so vergnügt sein, wenn Sie mir nicht mangelten. Ich soll den ganzen Winter wegbleiben, und wann sollen wir uns wiedersehen? Wo? Aber keine leeren Versprechungen. Ich brauche ein festes Ziel, einen sichern Lohn. Adieu, Liebe, es geht mir auch wie Ihnen. Stuttgart bietet wenig Stoff zu Neuigkeiten dar, ich muß eine ganze Seite weiß lassen. Ihre Schwester wollte ja eine Reise nach Heidelberg machen, könnten Sie das nicht ausführen? Ich käme dann dorthin. Träume! Dr. Börne.

32.

Nr. 5 *Stuttgart, d. 6./7. Spt. 1821*

Es ist Vormittag, und da sollte ich eigentlich arbeiten — ich will aber noch den ordentlichen Menschen sehen, der, wenn er sich vergnügen kann, ohne sein Zimmer zu verlassen, nicht zuweilen seine Pflicht versäumte. Ich bin jetzt schon an Nr. 5 meiner Briefe, zittern Sie nicht, daß es der 7 zugeht, der bösen 7, über die hinaus ich es in Paris nicht habe bringen können? Als ich damals Nr. 5 schrieb, dachte ich noch sowenig ans Umkehren, als ich heute daran denke, und wer weiß, was Ihnen bevorsteht. Seien Sie ruhig, ich scherze bloß, so wehe werde ich Ihnen nicht tun, es bleibt bei 52. Sobald Sie diesen Brief erhalten, lassen Sie sämtliche Ochsen, Samuel, Bernhard und wer noch sonst von der Gesellschaft ist, zu sich kommen, setzen sie um den Tisch, geben jedem Papier und Bleistift und — hören Sie, was zu tun ist. Ihr könnt mir 1500 Franken schaffen, die ich brauche, um nach Paris zu reisen, ohne daß es euch etwas mehr kostet, als euch eine halbe Stunde den Kopf zu zerbrechen, woran wenig liegt. Ich habe nämlich gestern in einer französischen Zeitung gelesen, daß ein Freund der Wissenschaften einen Preis von 500 Fr. demjenigen zusagt, der *in einem Zuge und ohne zweimal den nämlichen Punkt zu berühren*, folgende Figur zeichnet:



Seid nur ein einziges Mal gescheit, löst mir diese Aufgabe — so hätte ich denn 500 Fr. Ferner hat ein Pariser Bürger einen jährlichen Preis von 1000 Fr. für denjenigen bestimmt, der innerhalb des Jahres die tugendhafteste Handlung im Departemente der Seine begeht. Am 1sten Juli 1822 wird dieser Preis zum ersten Male von der Akademie ausgeteilt. Kinder, seid nicht dumm, besinnt euch auf eine tugendhafte Handlung,

lie nicht übertroffen werden kann, ich eile nach Paris, egehe sie, und streiche meine 1000 Fr. ein. Da mir auf liese Weise die 1500 Fr. sicher sind, so wird sich wohl emand in Frankfurt finden, der sie mir einstweilen vortreckt. Welch ein Glück, daß ich diese wichtigen Sachen n der Zeitung nicht übersehen habe!

Vorgestern war ich auf dem Kasinoball, den man wegen ler Geburtstagfeier der Königin gab. Ich Narr hatte ine blauseidne Unterweste angezogen und mich eines weißen feinen Halstuches statt eines Schnupftuches bedient! Sie sehen, es hilft nichts, Ihre Nähe zu meiden, man kann auch anderswo den Verstand verlieren. Getanzt habe ich wie ein Gott. Der himmelblauen Weste konnte kein weibliches Herz widerstehen. Ein Hof-Fräulein der Königin hielt mich die ganze Nacht durch fest, und als ich mich auf einige Minuten entfernt hatte, um ein Glas Punsch zu trinken, frug sie den Herrn v. Schmitz-Grollenburg, der mich auch kennt: „Où est mon bijou de Francfort?" Da ich mit ihr von Ihnen sprach, sagte sie: „Votre bonne amie doit avoir beaucoup d'assurance ou peu de modestie de vous avoir laissé partir." Ich erwiderte: „Elle est trop modeste pour mettre un grand prix à ce que lui appartient." — Haben Sie meine Artikelchen im *Morgenblatt* gelesen? Mir sind fast die Tränen in die Augen gekommen, es ist das erste, was ich habe drucken lassen, ohne es Ihnen vorher zu zeigen. Es muß doch etwas in meinen kleinen Schriften sein, was Talent zu einem Romane verrät; der Dichter Haug hat mich auch gefragt, warum ich keinen Roman schreibe. Wer nur Zeit, nämlich Geld, hätte!

Vergessen Sie doch nicht, von Zeit zu Zeit in mein Haus zu schicken, um nachzufragen, ob keine Briefe gekommen sind. — Ich lebe hier wie ein Anachoret. Um 5 Uhr wird aufgestanden und bis 7 Uhr gearbeitet, dann eine Tasse Tee ohne Zucker und Milch getrunken, dann ge-

arbeitet bis ein Uhr, dann ein Löffel Suppe genommen. Nach Tische gehe ich eine Stunde ins Museum, dann wird gearbeitet bis 5, von 5 bis 7 Uhr gehe ich in den einsamen Wegen des Schloßgartens spazieren und trinke irgendwo ein Glas Bier, dann nach Hause und gearbeitet bis Mitternacht, worauf ich ein paar Stündchen schlafe.
Der Himmel segne Dich für alle die Güte, die Du mir erzeigst. Das ist schon wieder ein glücklicher Tag, und wahrhaftig, ich habe heute nicht einmal einen Brief erwartet. Aber wer kann auch Ihre göttliche Seele berechnen? Wenn nur die Post nicht grade Vormittag käme, ich gestehe, es stört mich im Arbeiten. Ehe der Brief kömmt, peinigt mich der Durst, und ist er da, zerstreut mich der Rausch. Soll ich arbeiten und an Not denken, während ich selig bin. Fahren Sie nur so fort, liebe Seele, das Glück ist auch eine Tugend, machen Sie mich tugendhaft.
Gekritzelte Possen nennen Sie meine geistreichen Zeichnungen? Ich will sie Ihnen erklären und Sie erröten machen. Va. aux. l'eau, jus. heißt soviel als va au logis. *Geh' Heim!* Honneur: er *Roüe Rath.* In summa: *Geheimer Rath* (wird mit einem h geschrieben). Das andere stellt einen Kopf vor, mit einer Hand vor den Augen, welches die *Scham* sinnbildlich darstellt, sotane Scham ohne h geschrieben wird. Ein anderesmal seien Sie nicht so naseweis, über Dinge abzuurteilen, die Sie nicht verstehen! Solche Possen bringen Sie mit der ganzen gelehrten Gesellschaft in Ihrem Leben nicht zustande.
Der Einfall Sichels mit der Gliederpuppe ist sehr gut. Das ist aber eben das Schrecklichste, bei vollem Witze dahinzuschwinden. Nur ist mir unbegreiflich, wie einer, der Sie geliebt hat und noch liebt, an der Wassersucht sterben kann.
Ja, meine liebe Madame Wohl, Ihr letztes Stündlein hat geschlagen. Jene Madame Pfeifer ist eine Tochter der Rätin Kaulla. In einigen Tagen kömmt sie hierher, und

ich werde sie kennenlernen. Reiß hat wahrscheinlich mit ihr zusammen bei Feist gegessen. Sie sehen, ich weiß alles. Da ich ein Flötist bin, also auch eine Art von Pfeifer, so wird die Tugend der jungen schönen Frau nicht gleich anfänglich schüchtern gemacht, sie wird mich freundlich aufnehmen, und für das übrige lasse ich ihre und meine Langeweile sorgen. Adieu, Madame Wohl, leben Sie recht wohl und seien Sie überzeugt, daß ich in jeder Lage meines Lebens mich Ihrer mit Teilnahme erinnern werde. Ich erwarte meinen Schiller zurück, und Sie sollen Ihren Tabaksbeutel wiederhaben; es geht nicht anders in meinen jetzigen Verhältnissen ... Wir wollen wieder gut werden.

Auf den *Beck* bin ich abonniert, ich muß ihn also bis zu Ende des Jahres behalten. Sehen Sie nach, ob nicht vielleicht die *Wage* darin rezensiert ist. Auf dem Umschlag jedes Heftes ist ein alphabetisches Verzeichnis.

Sein Sie ruhig, Ihre Briefe soll niemand zu lesen bekommen, nicht meine Schwester, kein Engel und kein Teufel. Aber verbrennen kann ich keinen davon; denn sie sind unverbrennlich. Wenn sie Feuer fingen, müßten sie während meinem Lesen in Rauch aufgehen, weil ich dann immer voll Liebe, Dankbarkeit und Freude über und über glühe.

Der jungen Kaulla habe ich unrecht getan. Sie hat keinen Schnurrbart und ist überhaupt kein unleidliches Mädchen. Singen tut sie, wie ich es noch nicht gehört, aber nichts als Rossini; sie sagt, bei den Mozartschen Sachen fiele ihr das Accompagnement zu schwer.

Der Neustädtel ist ein Narr oder etwas Schlimmeres. Eine alte Frau Kaulla, die in Hanau wohnt und jetzt hier zum Besuche ist, sagte mir, wahrscheinlich hätte N. nach dem skandalösen Betragen seiner Braut von ihren Eltern ein gut Stück Geld bekommen, sonst würde er sie nicht geheiratet haben.

Die Fanny wird früher recht behalten, als Sie meinen. Sehen Sie nur nach der Nummer meines heutigen Briefes, schon fünfzig – also noch zwei! Juchhei! Und daß Sie mich nicht so empfangen wie vor 2 Jahren! Wissen Sie, wir wollen in Neu-Isenburg zusammenkommen, das wär göttlich, der Ort liegt zwischen Stuttgart und Frankfurt, oder auf der Sachsenhäuser Warte, oder auf der Brücke?

Arbeiten, die ich gleich bezahlt bekomme, habe ich noch nicht. Vielleicht kann ich für die *Neckarzeitung* Beschäftigung bekommen, aber der Haupteigentümer des Blattes ist jetzt abwesend, wird aber täglich zurückerwartet. Doch ist die Frage, ob mich die Leute gehörig werden bezahlen können. Die Zeitung trägt zwar viel ein, es leben aber auch vier Familien davon.

Liebe Frau Adelung, Sie haben wieder ein ganz klein Fehlerchen gemacht, so klein wie Ihr Öhrchen. Sie schreiben von [...] und das auch nicht deutlich, und da habe ich gelesen [...] und habe das nicht verstanden [...] muß es heißen.

Von meiner Unwandelbarkeit erwarten Sie erst noch Beweise? Die Freundin Methusalems konnte wohl eine hundertjährige Probezeit fordern, es blieb dann dem Liebenden noch acht Jahrhunderte des Lohns übrig. Aber wir, die wir es höchstens bis zu 70 bringen! Ist denn die Ehe eine Oper, bei der man um drei Stunden der Aufführung willen ebenso viele Monate Probe hält? Ich bin nicht wandelbarer als der Mond, der, wenn er auch abnimmt, doch immer wieder voll wird. Kommen Sie nach Heidelberg und wandeln Sie im Silberlichte Ihres Vollmondes.

Die Bildergalerie habe ich noch nicht gesehen. Ich reiste mit einem jungen Manne hierher, gegen den ich mich unter anderm etwas spottend über Boisserée, über dessen Scharlatansweise, mit der er den Fremden die Bilder er-

klärt usw. geäußert habe. Vor einigen Tagen treffe ich auf dem Kasino diesen Mann und erfahre von ihm, daß er Zeichner, bei Boisserée im Hause und dessen Gehilfe ist. Man kann sich auf Postwägen nicht genug mit Reden in acht nehmen.

Das Wetter ist auch hier so warm und heiter als im höchsten Sommer. Wir wollen das eine und das andere sein. Die Welt ist nicht so dumm, als sie aussieht, ich aber liebe Sie mehr als ich scheine, mehr als Sie glauben, aber weniger, als Sie es verdienen. Ich bin mit ganzer Seele

Dr. Börne, geb. Wohl.

33.

Nr. 6 *Stuttgart, den 11. Sept. 1821*

Geliebte Köchin!

Ich streiche mir den Bauch vor Behagen, und der Mund wässert mir nach Ihrem leckern Brief, den ich in einer Stunde erwarte. Was werden Sie mir schreiben? Welche neue Knospe der Liebenswürdigkeit werde ich aufbrechen sehen? Sie haben eine Genialität des Herzens, von der die Welt gar keine Vorstellung hat, Sie sind der Raphael der Freundlichkeit. Wenn Sie mir schreiben: „Mein lieber Freund" oder andere solche süße Worte, dann überkömmt mich so die Dankbarkeit, daß ich mir schwöre, Sie erst nach tausend Briefen wiederzusehen. Ja, Sie sind meine Welterschaffung, meine Erbauung Roms, meine Olympiade, meine Christi Geburt, meine Hegira,* mein Jahr der Freiheit, ich rechne meine Zeit nur nach den Briefen, die ich Ihnen schreibe und von Ihnen erhalte. Aber sehen Sie, süßer Engel, wie gelehrt ich bin, mein Herz hat mehr gelernt als mein Kopf. Doch ich will nicht ungerecht sein. Gestern habe ich den ersten Aufsatz für meine *Wage* geendigt, 3 meiner Bogen aufs engste

* Anfang der mohammed. Zeitrechnung 622 n. Chr.

geschrieben – denken Sie, denken Sie! Wenn die Briefträgerin kömmt, werde ich ihr Ehre erzeigen und ihr sagen: „Guten Morgen, Mamsell!" Sie Närrin machen Ihre Briefe frei, ich habe nur einen Kreuzer Botenlohn für jeden zu zahlen, und da muß ich immer lachen, wenn mir beifällt, daß mich das langweiligste Buch mehrere Gulden kostet und einer Ihrer Briefe nicht mehr als einen Kreuzer! Wenn Sie nicht aufhören, Ihre Briefe zu frankieren, schwöre ich Ihnen, daß ich der Briefträgerin jedesmal 3 Batzen schenken und also Ihre Absicht, mir Geld zu sparen, doch vereiteln werde.

In Müllners *Literaturblatt* steht die Rezension von Hohenlohe abgedruckt, die Sie schon im Manuskripte gelesen. Was sagen die Leute zu meiner unerschöpflichen Tätigkeit? Die Toren, sie dachten wohl, der Löwe sei gestorben, weil er nicht brüllte!

Gestern abend hörte ich die „Diebische Elster" von Rossini. Wird diese Oper in Frankfurt nicht gegeben? Wahrhaftig, sie ist schön, trotz der Ouvertüre, worin ärger getrommelt wird als bei der Frankfurter Torsperre.

Habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich ein sehr sauberer Mensch geworden bin? Schon sechsmal habe ich mich hier gebadet. Ich sehe aber auch aus, über und über, man könnte Billardkugeln aus mir drehen. Liebes Kind, was macht mir meine Wäsche für Kummer, und wie unglücklich ist man doch, wenn man keine Frau hat! Nie habe ich meine Wäsche selbst besorgt, und jetzt muß ich sie bei der Ablieferung zuzählen und aufschreiben und beim Empfange nachzählen, daß ich rot werde und glaube, die Musen kichern zu hören. Und was man mich prellen wird! 9 Halstücher, 1 Paar Strümpfe und 4 Hemden haben mich 1 fl. 27 Kr. zu waschen gekostet, jedes Hemd 12 Kreuzer. Ist das nicht zuviel? Nein, geheiratet wird, und das bald. Ich habe es Ihnen vorhergesagt, kommen Sie mir nicht hinten drein!

Da ist Ihr Kreuzerbrief! Zuerst bitte ich Sie, die Oblate, mit der Sie siegeln, so anzubringen, daß beim Aufmachen keins Ihrer kostbaren Worte verloren geht. Nun weiter. Sie können sich darauf verlassen, daß ich ohne die reiflichste Überlegung aller Vorteile und Nachteile nicht nach Paris gehen und daß ich auf jeden Fall alle meine Gründe und Berechnungen zuvor Ihnen mitteilen werde. Paris scheint für meine Schriftstellerart und Geistesbeschaffenheit geeignet zu sein. Die schöpferische Kraft, die sich den Stoff selbst bildet, fehlt mir, ich muß einen Stoff vorfinden, und dann kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten. Oder, um nicht ungerecht gegen mich zu sein, ich könnte wohl auch etwas, was noch nicht da ist, aus mir hervorrufen, ich habe aber keine Teilnahme für Geschöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an, was schon lebendig außer mir besteht. Ich bin zu deutsch, zu philosophisch, zu empfindungsvoll, und so gäbe mir Paris außer dem Stoff auch die erforderliche Leichtfertigkeit im Denken und Schreiben. Zum Beispiel, ich schriebe mit Ernst und Fleiß auch nur die *Wage*; ich wüßte wahrhaftig nicht, mit den besten Vorsätzen zur Ausdauer, wie ich sie in Deutschland im Gange erhalten könnte. Theater? Literatur? Sitten? Alles Karikatur, nichts Großes, nichts Mannigfaltiges, selbst im Schlechten und Lächerlichen. Und soll man immer tadeln, immer spotten? Das ermüdet den Schriftsteller wie den Leser. Und gar die Politik? Man gewinnt in Deutschland keine richtige und klare Ansicht. Selbst ich, der ich doch besser bin wie viele andere, bin doch nur ein Metaphysiker in der Politik, den ein Franzose auslachen würde. Der Aufenthalt in Paris ist auch meiner Gemütsart gesund. Weil ich so sehr leidenschaftlich und reizbar bin, muß ich in einer Welt leben, die noch reizbarer und leidenschaftlicher ist als ich. Dieses Gewimmel von allen Seiten hält mich im Gleichgewicht. Wenn es recht lärmt und tobt um mich her,

dann bin ich am ruhigsten. Wenn ich in Deutschland lebe, lebe ich nur in Deutschland, und das nicht einmal, ich lebe in Stuttgart, in München, in Berlin. Bin ich aber in Paris, so bin ich in ganz Europa. Dort fühlt man eigentlich erst, daß man keine festgewurzelte Pflanze ist, sondern daß man Beine hat. Glauben Sie nicht etwa, daß mich Paris in der Art lockt, wie es andere zerstreuungssüchtige Menschen anzieht; ich habe nie stiller, eingezogener und sittsamer gelebt als dort. Mich fesselt jenes tolle Leben wie schöne Gegenden den Landschaftsmaler, weil er sie mit künstlerischem Auge auffaßt. Das ist übrigens nur eine Theorie, die meinen Entschluß nicht leiten soll. Ich werde bei allem, was ich tue, mit Zahlen rechnen.

Liebes Kind, Ihr gutes Herz hat Ihnen den Plan mit St. vorgespiegelt, der aber in der Art, wie Sie ihn entworfen, gar nicht auszuführen ist. Sie wissen, daß ich bei Rothschild wenig gelte. Ich habe Sie zwar selbst auf seine Verwendung für St. aufmerksam gemacht, allein dabei setzte ich voraus, daß ich selbst in Paris sei, Zeit habe, mich bei ihm zu insinuieren, ihm nach und nach St.['s] Verhältnisse und Brauchbarkeit beizubringen und durch Berger auf ihn einzuwirken. Allein von hier aus an Berger zu schreiben, würde durchaus nicht helfen. Ihm eine Anstellung auf einem Bureau zu schaffen, dieses habe ich selbst schon als das zweckmäßigste und ausführbarste geachtet. Es gibt dort einträgliche Bureaustellen in tausend Arten, nicht bloß für den Staatsdienst, sondern für Privatunternehmungen, Zeitungen, Intelligenzanstalten, Buchhändler, Tontinen usw., wo ein Ausländer, der fremden Sprache wegen, um so leichter ankömmt. Wenn St. ein spekulativer Kopf ist, so kann er sogar als selbständiger Handelsmann in Paris Glück machen. Kein regelmäßiger Handel wird eigentlich dort nicht getrieben; darum wissen die Leute dort oft nicht, wie sie ihr Geld verwenden

sollen, darum spekulieren sie. Es ist kein Plan so abenteuerlich, zu dem man nicht Teilnehmer und Geldunterstützungen fände. Wenn St. nur vorderhand sein Auskommen in Paris fände, würde ich ihm raten, gleich hinzugehen, Gelegenheit sich zu verbessern findet sich dann leicht.

Sie schreiben mir ein Wort bei Gelegenheit des Lotterieloses, das ich nicht lesen kann.

Liebes Kind, ich kann Ihnen kein *Morgenblatt* schicken, besonders da Cotta nicht hier ist.

Ich kann mir denken, wie langweilig Weils Rezension der „Albaneserin" ist; er heißt nicht ohne Ursache Weil und ist lang. *Sie* wollen sich lustig machen über mein Schreiben, Sie Lump? Wie wird Rath, wie Scham, wie Judenpack geschrieben? He?

Ich merke, meine 50 fl. bekomme ich nicht, ich werde mich zu trösten wissen.

An Müllner werde ich antworten und für den Bogen 5 Karolin fordern. Ist das genug? Auch werde ich ihm raten, dem Cotta vorzuschlagen, daß er das *Literaturblatt* vermehre und wöchentlich vier Blätter herausgebe, in welchem Falle ich mich dann zur regelmäßigen Teilnahme verpflichten wollte.

Sie sind aber nicht ein bißchen gescheit, das kömmt daher, wenn man nicht boshaft ist wie andere Weiber. Warum haben Sie dem Sichel nicht zugewinkt, bei Ihnen abzusteigen? Das hätte schöne Szenen gegeben mit seiner Frau. Wahrscheinlich ist er zu Speyer gefahren. Warum sind Sie nicht mit aller Ihrer Liebenswürdigkeit hinter ihm her zur Speyer? Sie hätten die beiden eiteln Närrinnen mit *einer* Pille vergiftet.

Wer hat sich den Almanach aus Karlsruhe angeeignet? Wer anders als Sie Vielfraß. Ich will meinen Almanach wiederhaben, ich will wenigstens den Begleitungsbrief haben, damit ich mich bei Braun bedanken kann. Sie

sollen den Almanach durchaus nicht behalten; schicken Sie ihn durch meine Schwester. Sie äußern so große Ängstlichkeit über meine mögliche Tollheit zurückzukehren, daß es mich beleidigt.
Sie sind rein verrückt mit Ihrem Almanachsplan, der noch in diesem Jahre zur Ausführung kommen soll. Wissen Sie, daß jeder Almanach schon 4 Monate vor Neujahr fertig gedruckt sein muß, um Abgang zu finden, und daß daher die Buchhändler ein ganzes Jahr vorher schon alles Manuskript fordern? Heute erhalten Sie wahrscheinlich nur 2 Seiten; ich bin gestört worden, ich will auch sagen, durch wen. Die Angelegenheiten der hiesigen Juden sind jetzt bei den Ständen zur Verhandlung gekommen. Eine aus Juden des ganzen Landes bestehende Kommission beschäftigt sich, der Regierung Gutachten mitzuteilen. Man fordert meinen Rat und hat mich durch Kaulla auf heute Abend zur Konferenz einladen lassen. Ein Rabbiner, der auch von der Kommission ist, sagt mir Kaulla, hätte so viel Gutes von mir gehört und hielt so viel auf mich. Vielleicht läßt sich dabei etwas verdienen. Es sind zwar im ganzen Lande nur 8000 Juden, die werden nicht viel blechen können. Die Juden sollen aber geprellt werden soviel wie möglich. Kann nicht mehr, als nur noch diese Seite herunter. Es ist schon Mittag. Daß ich nicht schon gestern den Brief angefangen, beweist Ihnen, daß ich fleißig war.
Reiß könnte Ihnen wohl auf den Abend das *Morgenblatt* aus der Harmonie mitbringen. Ich hätte nicht geglaubt, daß jemand was Schönes an meinem Berichte finden würde. Ich habe viel Glück, nur nicht mit Ihnen. Auf *Chonje* darf ich doch nach Frankfurt kommen? Grüßen Sie alles von mir! Dieses gilt ein für allemal. Ich bete Sie an, dieses gilt nur für jetzt. – Die Mehlspeisen, die es hier gibt, dürfte ich nur davon sprechen, ohne Sie zu beleidigen! Adieu Frau Doktor Börne! Ihr Louis.

Herrn
Samuel Ochs Sohn Aelterer
in
Frankfurt a/M
für Madame
Jeanette Wohl

34.

Nr. 7 *Stuttgart, den 13. Sept. 1821*

Wir wollen ein bißchen plaudern, liebe Kamerädin. Sie haben Müllners Briefchen gelesen. Machen wir uns nicht wechselseitig sehr artige Komplimente? Ich hatte ihm geschrieben, in bezug auf die sanfte Weise, mit der er von der *Wage* gesprochen: „Milde war immer die Beglaubigung der Kraft." Und er schrieb mir, ich gäbe einen neuen Beweis, „daß ein geistreicher und gewandter Gegner der beste ist". Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es heraus. Ich liebe, liebe, liebe Dich . . still! Aber Sie sind auch kein Wald, sondern ein Blumengarten. Die Antwort auf Müllners Anfrage wegen des Honorars liegt noch vor mir. Ich forderte 5 Karolin für den Bogen. War es recht so, Tochter Israels? Das sind meine Worte: „Ich weiß, daß dieses mehr ist, als gewöhnlich bezahlt wird, und daß meine Arbeiten nicht so viel wert sind. Ich schreibe aber sehr langsam. Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn Sie wüßten wie schwer mir alles fällt, ja sogar wenn ich witzig bin, bin ich es gegen alle Psychologie, im Schweiße meines Angesichts." Wir wollen sehen, was er antwortet. Auch habe ich ihm vorgeschlagen, Cotta zu bewegen, daß er das *Lit. Bl.* um einige Blätter wöchentlich vermehre.

Lesen Sie die *Postzeitung* vom 9. September, was unter dem Artikel „Bremen" von den Griechen erzählt wird. Es gibt nichts Rührenderes, das hat mich in der tiefsten Seele erschüttert. Lesen Sie es ja.

Ich schrieb Ihnen von dem hiesigen Judenvorstande, der sich mit mir beraten wollte. Am bezeichneten Tage führte man mich zum Haupte der Vorsteher, der Pfeifer heißt und Vater desjenigen Pfeifers ist, dessen Frau dem Dr. Reiss so sehr gefiel. Der alte Pfeifer lebt in Weigersheim, ist jetzt bloß wegen der jüdischen Angelegenheiten in Stuttgart und wohnt im Hause seines Sohnes. Als wir kaum von unserer Sache zu sprechen angefangen hatten, geht die Türe auf, und die junge Frau, die eben von ihrer Reise zurückgekommen war, tritt ins Zimmer. Ich hatte mir schon, sobald Sie mir von ihr geschrieben, vorgenommen, sie nach allen Regeln der Kriegskunst zu belagern, und ich eröffnete sogleich den Feldzug. Ich stellte mich ganz verblendet und betäubt und spielte so gut, daß ich wirklich nichts sah noch hörte und nicht urteilen kann, ob sie wirklich so schön ist, als auch hier die Leute sagen. Um die Familienszene des Willkommens nicht zu stören, ging ich gleich fort und wußte mich so geschickt zu betragen, daß ich im Vorbeitaumeln das Lieblingskind der Mutter umwarf, welches heftig weinte. Ich dächte, der Anfang war gut. Armes Dorchen! (So heißt sie) 21 Jahre, einen vierzigjährigen Witwer, Stiefmutter, sechs Wochen auf der hohen Schule der Bäder, und meine Augen! Armes Dorchen; arme Jeanette! Wenn Sie meinen, es sei besser, nicht nach Paris zu gehen, so will ich hierbleiben, ich folge Ihnen in allem.

14. Sept. Gestern mittag komme ich zu Tische, sitzt da der Dr. wie auch Rat Zimmern. Er kömmt von Karlsruhe und hat sich dort taufen lassen. Aber der Mensch kann auch gar nicht fertig werden, davon zu sprechen, er meint ganz Europa würde erstaunen. Was sie in Heidelberg, Frankfurt, Hanau nur dazu sagen werden! Dieses zu erfahren, brennt er vor Begierde. Seine Eltern waren damit einverstanden. Er will den Winter in Hanau blei-

ben. Kömmt der Narr gestern zu Kaulla, die er früher gar nicht kannte, und wo er nur an die Tochter einen Brief abzugeben hatte, kömmt hin und sagt gleich beim Hereintreten ins Zimmer ganz ernsthaft: ich muß Sie prevenieren, daß ich getauft bin, Sie könnten es vielleicht hinterher erfahren . . . Ich habe etwas die Honneurs machen und ihn gestern herumführen müssen, und er hat mich ziemlich ennuyiert. Er sagte mir, die Briefe der V.* in der *Wage* hätten seinem Vater gut gefallen, und als ich ihm bemerkte, in Frankfurt hätte man sie langweilig gefunden, sagte er: ja, *die* wollen immer Witz haben! Das war auf mich gestichelt. Denken Sie nur, das Spottgedicht** auf mich und Müllner, *Die Zauberflöte*, das im *Freimütigen* stand, ist von Robert. Er hat Zimmern schon

* Rahel Varnhagen, Wage II, S. 1–28.
** *Der Freimütige*, Jg. 1821, Nr. 98:

Duett aus der Zauberflöte

Wenn in seiner Wage Börne
Feig, geschraubt und gar nicht gerne
Müllner hoch gewichtig zeigt,
So daß man kaum wissen kann,
Ob er sinkt, der hohe Mann,
Oder ob der wicht'ge steigt,
Und wenn Müllner drob zum Lohne,
Daß ihn der so preisend neckt,
Halb geschmeichelt, halb erschreckt,
Mit gewaltigem Respekt,
Ja, fast mit Gemüt im Tone,
In dem Morgenblatte Börne
Auch feig lobt und auch nicht gerne,
Kommt mir *Jener* wie der Moor,
Der wie Papageno vor,
Wie sie furchtsam um die Wette
Beide schreien im Duette:
„'s ist der Teufel sicherlich!
Hab' Erbarmen! Schone mich!"

vor einigen Monaten die darin dargestellte Idee mitgeteilt.
Die Dr. Neustädtel in Hanau, schrieb man hierher, fiele dort ihrem Manne alle Augenblicke um den Hals und küsse ihn, darüber spottet man, und man schilt die Heuchelei. Eine Frau, die mich nicht leiden könnte, hätte aber für mich etwas Pikantes, die könnte ich zu Tode ärgern. Aber eine Frau, die ihren Mann liebt und nicht liebenswürdig ist, das ist schrecklich.
Unter den Büchern, die ich Ihnen zurückgelassen, ist auch eine Sammlung Operntexte. Wenn Ihnen an der Vollständigkeit der Sammlung etwas liegt, so lassen Sie sich von Alois Schmitt diejenigen zurückgeben, die ich ihm geliehen habe. Es sind die Mozartschen Opern.
Vor einigen Tagen lernte ich einen gewissen *Weisser* kennen, einen bekannten Dichter. Wir sprachen von Goethe und den falschen *Wanderjahren*. Er nickte mir Beifall zu und war sehr aufmerksam. Ich, geschmeichelt, gerate in Feuer und rede eine ganze halbe Stunde, über und gegen Goethe. Er gab mir in allem recht. Endlich merke ich, daß er stocktaub ist, er hatte mich kein Wort verstanden.
Ein Frankfurter Dichter namens *Distling* hat mir gestern ein Gedicht zugeschickt, das soll ich in das *Morgenblatt* befördern. So bin ich schon durch mehrere mit unnützen Briefen belästigt worden.
15. Sept. Samstag. Sei mir gegrüßt, heiliger Sabbat, der du mir Ruhe und Freude bringst! Regne nur immerzu. In einer Stunde geht meine Sonne auf. Wenn der Brief kömmt, General der Engel, dann wird geklingelt wie bei der Lotterieziehung vor einem großen Lose. Nicht wahr, unser Briefwechsel geht wie am Schnürchen? Aber diese Ordnung ängstigt mich Ihrentwillen. Wenn auch Ihr Brief einmal am bestimmten Tage ausbliebe, so würde ich darum nicht besorgt sein. Höchstens würde ich den-

ken, Sie hätten Verdruß, weil irgendeinem armen Teufel in Lappland der Finger weh tut. Aber ich bin keine so gute Seele, das wissen Sie, und wenn ich einmal zur gewöhnlichen Zeit nicht schreibe, möchten Sie denken, ich sei krank, oder es wäre mir sonst etwas Unangenehmes begegnet. Seien Sie nicht gleich so unruhig, wer kann denn alle Hindernisse vorausberechnen? Aber bei der eingeführten Ordnung, daß am Tage, wo wir einen Brief empfangen, auch sogleich die Antwort wieder abgeht, wollen wir beharren. Überraschung ist schön, aber Gewißheit ist schöner. Wenn Sie keinen bestimmten Tag einhielten, wenn ich täglich Briefe von Ihnen bekommen könnte, so würde mich das zu unruhig machen und mich am Arbeiten hindern. Sie Törin haben mich gar nicht verstanden. Ich sprach von 52 Briefen, die ich abwesend bleiben wollte, und Sie dachten, ich zählte bloß *meine* Briefe. Ich rechne aber die Ihrigen und die meinigen zusammen. Das ist eine lange Zeit; denn es kommen 5 Tage auf jeden Brief. Übrigens wenn ich von Rückkehr spreche, so meine ich Frankfurt nicht. Will ich mir das Wiedersehen recht schön ausmalen, dann denke ich an einen dritten Ort, wo wir zusammenkommen. Gewinne ich aber in der Lotterie, so gilt alles nichts, es wird dann eine ganz neue Einrichtung getroffen.
Ein schon früher angekündigtes Buch von Görres: *Europa und die Revolution,* ist, soviel ich merke, vor einiger Zeit erschienen; es wird aber geheimgehalten, und ich konnte nichts Gewisses darüber erfahren. Sagen Sie doch dem Dr. Reiß, er solle sich bei Eichenberg darnach erkundigen. Die Stunde der Post ist vorüber, und ich habe keinen Brief. Hat also wirklich ein Lappländer etwas Kopfweh? Ach, mein schöner Feiertag. Ich mache Ihnen aber keine Vorwürfe, Sie sind nur zu gut gegen mich. Sie haben mich verwöhnt. Doch nein, Rache, fürchterliche Rache! Der Himmel selbst hat sie mir zugeschickt. Da besucht

mich soeben ein jüdischer Hofmeister, der mich zu seinem Mäzen erkoren hat, und bringt mir Gedichte. Die sollen Sie mir alle herunterwürgen. Kein Erbarmen.

Ei, rätst du's nicht?

1. „Flapsens Kopf ist seicht",
Heißt es allgemein.
„Sollte das gegründet sein?
Er urteilt doch so leicht."
Eben drum: ei, rätst du's nicht?
Weil er von allem spricht.

[Folgen 5 Verse in dieser Art]

7. „Ach, du quälst mich mit Gedichten,
Trautester, sag' mir doch an,
Willst du mich denn ganz vernichten?
Sprich, was hab' ich dir getan?
Ei, Heuchlerin, du rätst es nicht?
Ist kein Gedächtnis dir geblieben?
Das ist Gottes Strafgericht,
Weil du mir heute nicht geschrieben."

Schmeckt's Liebchen? Nr. 7 ist von mir. Er wollte die Gedichte wieder einstecken, da sagte ich ihm, ich schriebe soeben einer Freundin, die solche Gedichte sehr liebe, ich wollte sie ihr mitteilen. Der Bacher ward feuerrot vor Vergnügen und ganz taumelnd. Er sagte mir, er wisse recht gut, daß er als Hofmeister nicht an seinem Platze sei. — Die schönsten Sachen könnte ich Ihnen noch schreiben, aber jetzt schreibe ich alles der Madame Speier, Sie bekommen kein Wort mehr von mir. Es ist abscheulich! Wie bin ich so vergnügt aufgestanden! Adieu böser Mensch.

Dr. Börne, geb. Speier.

35.
Nr. 8 *Stuttgart, Sonntag, 16. Sept. 1821*
Vielleicht bin ich heute glücklicher als gestern, und ein Brief kömmt. Ich sollte wohl auch nur keinen jüdischen Feiertag halten, welches sich nicht mehr ziemt für mich, und darum wurde ich in meiner Erwartung betrogen. Aber wie haben Ihnen die Verse gefallen? Mir haben sie erstaunlich viel Freude gemacht. Es war ein Glück, daß ich betrübt war, sonst wäre es mir nicht möglich gewesen, das Lachen zurückzuhalten. Ich habe den Bacher aufgemuntert, fortzudichten ... Kling, kling, kling! Da ist er. Guten Morgen, Herr Brief. Lassen Sie sich einmal ansehn, wie groß Sie sind. Nur 4 Seiten. Der Teufel soll Sie holen! Wo sind Sie wieder den ganzen Tag herumgelaufen? Geschäfte gehabt, in die Oper gegangen? Doch ich will Ihnen antworten, daß Sie mir aus den Augen kommen. Ich habe es Ihnen gesagt, ich habe das meinige getan. Jetzt lachen Sie, hinterher werden Sie weinen. Ich kann meine Wäsche nicht selbst besorgen. Noch 4 Wochen warte ich. Überlegen Sie, was Sie tun. Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache, und bin ich auch keine Taube, so bin ich doch ein Tauber.
Ich habe Sie wegen St. nicht mißverstanden, ich habe es nicht anders gemeint, als daß an Berger zu schreiben sei, und eben dieses habe ich für zwecklos gehalten. Berger erzeigt mir wohl ein Gefallen, allein dieses ist mehr als das. An Rothschild oder sonst seine Bekannten in Paris wird ihm mehr gelegen sein als an mir. Wie sollte er für einen Mann wie St., den er gar nicht kennt, oder für mich, mit dem er doch eigentlich wenig umgegangen ist, die Verantwortlichkeit übernehmen, die immer mit Dienstempfehlungen verbunden sind? Es geht nicht. Können Sie glauben, daß ich zu träge wäre, einen Brief zu schreiben, wo das Glück eines Menschen davon abhängt? Allein dieses wäre nicht allein vergebens, son-

dern sogar schädlich, weil bei einer unausbleiblichen abschlägigen Antwort mir die Gelegenheit genommen würde, später, wenn ich etwa nach Paris käme, die Sache in Anregung zu bringen. Hier habe ich mich wegen einer Stelle schon umgesehen, aber bis jetzt ohne Erfolg.

Sie sind wie alle verrückten Leute, Sie lassen sich von Ihrer fixen Idee mit dem Almanach nicht abbringen. Liebes Weib, wovon willst Du leben nach meinem Tode? Du hast Dich bei mir an Glanz und Fülle gewöhnt, und es wird Dir schwer fallen, Dich wieder einzuschränken. Ich habe gedacht, meine Briefe und andere zu hinterlassende Schriften sollten Dir einst ein standesmäßiges Auskommen verschaffen. Aber ich erkenne Deine böse Gesinnung, Du bist willens, Dich zum dritten Male zu verheiraten, und darum liegt Dir nichts daran, wenn ich jetzt schon meine Briefe drucken lasse ... Der Einfall der Guste ist herrlich, und ich küsse sie dafür: Sie würden sich begraben lassen, um mir ein paar hundert Gulden zu verschaffen. O sterben Sie! Sind Sie tot, dann bin ich auch versorgt, dann brauche ich kein Geld mehr. Wenn Sie glauben, die kleinen Sachen, die Sie von mir besitzen, wären des Druckens wert, so lassen Sie dieselben immerhin auf die angegebene Art abschreiben; auch die Pariser Briefe. Dann müssen Sie aber ja nicht vergessen, mir Schreibers Rheinbuch (das ich Ihnen zurückgelassen) mitzuschicken. Vielleicht läßt sich aus diesen und neuen Kleinigkeiten ein „kleines Neujahrgebinde" zusammenstellen. Aber wie wenig wird das einbringen! – Jetzt habe ich noch Geld, aber wenn der Monat vorüber ist und ich meinen Tisch, Logis, Aufwartung etc. bezahlt haben werde, wird nichts übrigbleiben. Ich schreibe Ihnen dann. Früher schicken Sie mir nichts! Daß ich Sie doch immer ausplündern muß! Wenn auch mein Vater herkömmt, ich fordere kein Geld von ihm, lieber wollte ich Hunger sterben.

Aus meinem gestrigen Briefe werden Sie ersehen haben, daß ich mit den hiesigen Juden wegen ihrer Angelegenheit noch nicht recht zur Sprache gekommen; ich weiß also noch nicht, ob etwas zu verdienen sein wird.
Kömmt denn meine Schwester nicht hierher? Geben Sie ihr den Almanach und Gernings Buch mit, damit ich sie rezensieren kann. Schicken Sie aber die Bücher nicht in mein elterliches Haus, ohne der Abreise meiner Schwester gewiß zu sein, sonst werden sie dort behalten. Auf jeden Fall aber machen Sie Papier darüber und meine Adresse darauf.
Sind meine Bücher noch nicht aus meinem Logis geräumt? Ich habe von meinem Bruder noch keine Antwort erhalten. Mein ältester Bruder hat mir schon 2mal geschrieben wegen einer Nachfrage in einer Prozeßsache, die ich hier halten sollte. Jeder Brief hat volle 3 Zeilen, und es hieß immer, ich solle ihm „*umgehend*“ antworten.
Ob ich des Weils Aufsatz werde drucken lassen, weiß ich noch nicht. Auf jede Weise nur im Falle der Not. Das Ding ist langweilig, obzwar sonst nicht schlecht.
Ich lebe sehr einförmig. Die Lesegesellschaft besuche ich viel. Die Anstalt ist vortrefflich; alle mögliche Zeitungen, Journale und Bücher. Letztere könnten mir zu Rezensionen dienen, man darf aber nichts mit nach Hause nehmen. Das habe ich doch in Frankfurt nicht gehabt; ja, das wenige von Journalen, was sich in der Harmonie befand, konnte ich nicht benutzen, weil die [. . . .] so lärmten, daß es mir nicht möglich war, mit Aufmerksamkeit zu lesen. Hier hört man unter hundert Menschen kein leises Wörtchen. Die vielen Journale, die ich durchlaufe, geben mir eine bessere Einsicht in politischen Dingen, als ich vorher hatte. Alle Tage geht in meinem Kopfe ein Licht mehr auf, wie an einem Chanjeeisen. Ach, wie dumm sind die deutschen politischen Schriftsteller, mit den französischen verglichen! Wenn ich nur

nicht so schrecklich unwissend wäre, mehr von Geschichte, Statistik, Staatsrecht wüßte, ich wollte den Leuten zeigen, wie man Politik schreiben muß. Zum Glücke habe ich einen Instinkt wie ein Vieh, der mich das Gehörige auffinden läßt. Ich schreibe oft über Dinge, die ich gar nicht verstehe, wie im magnetischen Schlafe. Ist die Sache fertig und ich überlese sie im wachenden Zustande, begreife ich gar nicht, wie ich dazu gekommen bin. Aber die übrigen politischen Schriftsteller, die keine Nachtwandler sind, bleiben immer auf ebener Erde, und wollen sie sich einmal erheben, purzeln sie herab.

Eine wunderbare magnetische Geschichte, die sich vor einigen Jahren hier ereignet hat und von einem Dr. *Römer* beschrieben worden ist, bin ich im Begriffe zu rezensieren. Ich habe schon viel Dummes in der Art gelesen, aber das übertrifft alles. Das junge Mädchen macht in den Mond, die Juno und andere Sterne lange Reisen und erzählt sie. Darüber ein dickes Buch. In der Juno ist es prächtig, aber im Monde hat es ihr nicht gefallen. Da schreit sie immer: Wau, wau, hu, hu! Ich will mich gehörig darüber lustig machen.

Ich habe hier empfunden, wie es dem Murhard zumute ist. Überall lausche ich, ob es nichts Neues gibt, um es Ihnen zu schreiben. Aber es ist ein gar kleiner, stiller Ort. Sie müssen sich begnügen. – Wenn ich die *Iris* regelmäßig bekommen könnte, wenn mir jemand über die neuen Stücke, die in Frankfurt gegeben werden, über die Merkwürdigkeiten der Messe ausführlichen Bericht erstattete, wäre ich imstande, einen Artikel für das *Morgenblatt* zu schreiben. Darauf kömmt jetzt alles an, daß ich soviel wie möglich für Cotta arbeite, damit ich im Notfalle schicklicherweise Geld von ihm fordern kann. Ich habe noch so wenig von meiner Schuld abgearbeitet.

Könnten Sie nicht einmal an einem schönen Tage nach Neu-Isenburg gehen? Ich käme dann hin, und wir sprä-

chen ein bißchen miteinander. Lassen Sie sich diesen Winter keine neue Kleider machen? Doch für wen sollten Sie sich putzen? Bleiben Sie noch lange im Garten? Das Wetter hier ist jetzt meistenteils schlecht.
Die Kaullas hier, die *Herrn*, sind alle fromm. Der eine, der einen Orden hat, reist neulich mit noch einem Juden im Österreichischen und kehrt zum Mittagessen in eine jüdische Garküche ein. Es wird gut aufgetischt, unter anderm auch Knackwurst. Sagt mein Kaulla leise zu seinem Reisegesellschafter: „Hört e mal, ehe, *die* Worst komme mer verdächtig vor, die sin user nit kauscher!" Darauf teilt er seinen Verdacht dem jüdischen Wirt mit. Dieser schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. „Schma Iesruel, weil Se trage ein Orde, hab' ich gemant Se wäre e Guhj, un hab' in Wirtshaus treife Esse fer Sie hole lasse. Schma Iesruel, exkusiere Sie mich!" Meine Juden haben sich müssen kaschern lassen.
Als ich hierherkam, dachte ich, die Pest müsse in der Stadt sein; denn das 10te Frauenzimmer wenigstens ging in Trauer. Später erfuhr ich, das sei eine Modeeitelkeit. Weil schwarz gut kleide, trauerten hier die Mädchen und Weiber um den entferntesten Verwandten.
Dieses Mal bekommen Sie zwei Tage hintereinander Briefe von mir. Und über die gefährliche 7 wäre ich auch hinaus. Freuen Sie sich. Jetzt habe ich noch 18 Briefe zu schreiben; dann komme ich.
Wenn Sie meine Rheinbriefe und andere Sachen abschreiben, dürfen Sie die Stellen, die Sie betreffen, wie auch sonstige, die sich zum Drucke nicht eignen, dennoch nicht auslassen. Denn solche geben mir Erinnerungen an Situationen und Gefühlen, die ich bei der Ausarbeitung benutzen kann.
Sagen Sie mir, um wieviel Uhr erhalten Sie meine Briefe? Die Post wird in Frankfurt gegen 10 Uhr ausgegeben; da Sie aber im Garten wohnen, geht wohl eine

längere Zeit darauf. Oder lassen Sie sie holen? Ich kann mir nicht denken, daß Sie Geduld haben bis Mittag, wenn die Lene das Essen bringt. Das wäre schrecklich: Dadurch würde auch die Zeit zu kurz, noch am nämlichen Tage zu antworten, wie es sich gebührte. Ich erhalte Ihre Briefe um 9 Uhr. Mittwoch fängt die Lotterieziehung an. Wenn ich gewinne, verliere ich den Verstand und fange meinen Brief mit folgenden Worten an: Wau, wau! Hu hu! Ich küsse Dich, süßer Heringskopf. Wau, wau! Hu, hu! Dr. Lump, geb. Lumpin.

36.

Nr. 9 *Stuttgart, d. 20. Sept. 1821*

Es ist erschrecklich, was man für Mühe hat, Ihnen etwas begreiflich zu machen! Die Hälfte von 52 macht 26. Von 26 9 abgezogen, bleiben 17. Also noch siebzehn Briefe, oder in sechs Wochen komme ich nach Frankfurt. Punktum, Streusand drauf. Wer weiß, ob nicht früher. Die württembergische Armee ist heute ausgezogen und wird acht Tage lang große Manövres halten. Wenn das Wetter gut bleibt, laufe ich ihr nach, erstrecke meine Wandrung bis Heilbronn, welches 8 Stunden von hier ist und auf dem Wege nach Frankfurt liegt, und wenn Sie mich dann nicht anziehen, sind Sie wahrhaftig ein rostiger Magnet. Gestern abend habe ich eine Visitenkarte von Cotta vorgefunden; also er ist wieder hier, ich werde ihn heute besuchen.

Auf meine Schwester hätte ich lang warten können. Gestern sagt mir eine Frau, sie habe einen Brief von München bekommen, worin man ihr schreibt, daß meine Schwester wieder dort angekommen sei. Wie bekomme ich jetzt meine Sachen hierher, besonders meine Bücher, die ich sehr nötig brauche? Nicht einmal geantwortet hat mir mein Bruder, es ist abscheuliches Volk! Mein Vater

kömmt bestimmt auch nicht; denn der Mann, mit dem er Geschäfte hier hat, ist jetzt in Frankfurt. – Vorgestern war ich zu einem großen Tee bei der Kaulla eingeladen. An Herrn Stadtdirektoren, Oberzahlmeistern des Königs, Herrn von Schwarz, schönen Weibern, gutem Wein hat es dort zwar nicht gefehlt, aber an Unterhaltung ziemlich. Die Frau Pfeifer ist gar nicht so schön, als man mir erzählt, sie gefällt mir nicht, und da mir daher nichts daran liegt, sie zu erobern, war ich sehr freundlich und artig gegen sie.
Gefällt Ihnen die hier herrschende Sitte, daß man verheiratete Frauen, und wären sie noch so jung und schön, auf öffentlichen Bällen nicht zum Tanze auffordert? Ich schließe daraus, daß es hier schwer ist, ein Mädchen an den Mann zu bringen, und sich darum die Mütter des Tanzens enthalten, um die Berührungen ihrer Töchter mit Herrn nicht noch seltener zu machen. Darunter muß nun alles leiden, was eine Haube trägt. Ich habe auf dem letzten Kasinoball bemerkt, daß die Frau Pfeifer, die doch erst 20 Jahre alt ist, sitzenblieb. Ich neckte sie damit, und sie lachte. An öffentlichen Lustbarkeiten ist hier kein Mangel, winters und sommers geht kein Tag leer aus. Viermal in der Woche Theater, einmal Konzert, einmal Damenunterhaltung im Museum. Letztere besteht in einem The dansant, der nur bis 10 Uhr dauert. Es ist dabei die artige Einrichtung getroffen, daß größere und kleinere Zirkel an besonderen Tischen Tee trinken, wozu die Wirtin ihre Bekannten einladet, gleichwie im Hause. Alle einige Wochen ist großer Ball. Das Theater wird von Männern und Frauen unausgesetzt besucht, was mir schon lästig war; denn an Theaterabenden findet man niemand zu Hause, und ich weiß dann nicht, was ich tun soll. Ihren Briefen habe ich eine Equipage angeschafft, sie fahren überall herum. Was sagen Sie dazu?
Also auch heute keinen Brief! Und ich hätte schon gestern

einen haben sollen. Daß Sie wüßten, wie mir zumute ist, wenn ich einen Briefbogen vornehme, zu schreiben anfange und mich darauf freue, daß ich bald werde unterbrochen werden, und fünf Minuten nach fünf Minuten gehen vorüber, und es kömmt nichts. Es ist gar zu traurig. Ich habe meinen Kopf hingelegt, um meine Ungeduld zu verschlafen, aber ich wurde nicht aufgeweckt. Anfänglich waren Sie fleißiger. Haben Sie keine Zeit für Ihren Freund, keinen Stoff? Schreiben Sie mir das Abc, daß ich mich nur überzeuge, daß Sie wohl sind und an mich denken. Auf zwei Briefe sind Sie noch Antwort schuldig. Das ist nun wieder ein trüber Tag mehr.

21. Sept. Es soll alles vergeben und vergessen sein, wenn heute einer kömmt. Cotta reist wieder auf seine Güter, wird aber bald zurückkommen. Ich habe ihn nur in Gegenwart von andern gesprochen. Er fragte mich, ob ich keine Lust hätte, das hiesige Theater im *Morgenblatte* zu kritisieren. Das habe ich aber aus dem Stegreife abgeschlagen. Soll ich mir neue Feinde machen? Von neuen Stücken zuweilen zu reden, erbot ich mich, daran schien ihm aber nicht viel gelegen.

Mein Freund Robert aus Karlsruhe will hierherkommen. Er hat mein Hiersein erfahren, und da hat er einen Plan ausgeheckt, mit mir und noch einem eine Art Almanach, ich glaube einen politischen, herauszugeben, und um darüber zu sprechen, will er herkommen. Gehorsamer Diener! Er erzählte jemanden, ich hätte ihm einen Brief von nur wenigen Zeilen geschrieben, aber voller Witz. (Ich hatte ihn gelobt darin.) Was nur seine Schwester, die Varnhagen, sagen wird, daß ich ihr nicht geantwortet? Und die Herz? *Sie* sind an allem schuld, Sie haben mich gleichgültig gegen die Welt und grob gemacht. Ich will es aber auch den Leuten erzählen. Der Robert heiratet nächstens auch. Hu! hu! hu!! — Auf heute mittag bin ich eingeladen zu Milchding.

Ach, was sind Bücher für eine Wohltat! Man lernt sie, wie die Gesundheit, erst schätzen, wenn sie einem fehlen. In der ersten Zeit mangelte es mir daran, jetzt aber habe ich welche, und nach meinem Geschmacke.
Jetzt fängt bald die trübe Zeit an, zwischen Einheizen und nicht Einheizen, und wenn diese gar, wie bei mir, mit der Zeit zwischen Geld und nicht Geld zusammenfällt, so ist das noch betrübter. Aber wir haben jetzt sicher schon in der Lotterie gewonnen. Gestern, Donnerstag, juckte es mich stark an der Stirne, und das bedeutet immer Glück; außer der Ehe, daß man Geld gewonnen, und in der Ehe, daß man eine Frau verloren hat. — Ich armer Schelm bin lustig, wie ich merke, aber ich war es gestern auch und habe mit Tränen geendigt. Der Lateiner sagt *Nemo ante obitum beatus*, das heißt, es ist keiner glücklich, ehe die Post gekommen. — Kling, kling, kling. Ungeheuer! Erst in einem Jahre soll ich Sie besuchen? Lesen Sie nur die ersten Zeilen meines Briefes noch einmal. Da steht es geschrieben, wenn ich komme, und dabei bleibt es. Nur alle 8 Tage wollen Sie mir schreiben? Ich weiß nicht, ob ich darauf eingehen soll. Was ich dabei verliere, ist klar, aber ich gewinne auch dabei. Ich gewinne, daß ich nicht gleich so ängstlich werde, wenn der Brief einen Tag länger ausbleibt. Tun Sie, was Sie wollen, aber machen Sie keine Regel aus der Wöchentlichkeit, und viel, recht viel. Sie sind wirklich nach der Stadt gegangen, um meinen Brief zu holen? Sie sind und bleiben mein liebes Kind, an dem ich Wohlgefallen finde. Nein, an Berger zu schreiben, würde von meiner Seite zu gar nichts führen, ich wüßte auch nicht, wie mich dazu anstellen. Das hieße die Täuschung, die Ihnen Ihre Gutherzigkeit gibt, nur hinhalten. Wenn einer helfen könnte, so wäre es Sichel. An den wenden Sie sich.
Sie undankbare Tochter der Natur, Sie klagen, daß Sie nicht liebenswürdig schreiben können? Liegt nicht Ihre

Seele und Ihr ganzes Herz in Ihren Briefen? Sie wünschen mir eine einäugige Julie an den Hals und eine noch schlimmere Mariane, der an jeder Nervenspitze ein Auge sitzt und der, wenn der Wind ihre Blüten abgeschüttelt haben wird, keine Wurzel bleibt, um neue hervorzubringen? Bedanke mich gehorsamst. Sie sind ein gesundes deutsches Weib, das ganz für den Dr. Börne geschaffen ist, Ihr Magen ist so gut als Ihr Herz, und haben Sie auch Launen, so wird sich das schon verlieren, wenn ich Sie nur erst ein paar Male bei Wasser und Brot werde in Ihr Zimmer eingesperrt haben. Nicht wahr, meine Mehlspeisen, die behagen Ihnen? Weil wir gerade von Essen sprechen, – acht Tage lang saß mir am Wirtstische ein Fremder gegenüber, dessen Art zu essen ich in einem kleinen Aufsatze geschildert habe. So ein merkwürdiger Esser ist mir noch nicht vorgekommen, ob ich zwar das Glück habe, Sie zu kennen. In einigen Tagen erhalten Sie die Schilderung, sauber abgeschrieben. Sie werden das Papier nicht hinter den Spiegel stecken, wie man zu sagen pflegt.

Der Müllner muß mir 5 Karolin zahlen. Wenn er nicht will, soll er es bleiben lassen. Ich schreibe durchaus nicht wohlfeiler. Eben die Schuldforderung Cottas hindert mich, dieses ins reine zu bringen, sonst wäre sie mir nicht lästig. Er gäbe mir bestimmt noch mehr, wäre ich nur erst frei, daß ich trotzen könnte.

Sie verstehen viel vom Rechnen. Alle Briefe, die Sie von mir haben, betragen noch keine drei Bogen. Tut aber nichts, ich werde dazufügen. Schreiben Sie sie nach Gutdünken ab; es eilt aber nicht so. Schicken Sie mir die Papiere erst, wenn alles fertig ist, und bei dieser Gelegenheit auch diejenigen meiner Bücher, die ich nötig brauche und die ich noch näher bezeichnen werde. Seien Sie nur ganz ruhig, es soll niemand erfahren noch merken, daß die Briefe an Sie gerichtet waren. Ich werde sie nen-

nen: „*Briefe an ein dummes Frauenzimmer.*" Eigentlich erscheinen sie ja erst nach Ihrem Tode; denn mit Ihrer Ängstlichkeit sind Sie ganz wie verrückt, und die Tollen werden im bürgerlichen Leben als tot angesehen. Soviel sage ich Ihnen vorher, und ich versichere Sie dessen auf Ehre, daß in den Rheinbriefen der ganze Streit beschrieben wird, den ich mit Ihnen gehabt auf unserer Reise. Die Leser sollen urteilen, wer recht hatte.

Wenn Sie Ihre neue Wohnung bezogen haben werden, muß mir der Samuel eine illuminierte Zeichnung von Ihrer Stube, mit Tischen, Stühlen, Sofa und allem, was im Zimmer ist, verfertigen, damit ich als guter Christ lerne, wie es im Himmel aussieht.

Es ist aber recht schlecht von den Ochsen, daß sie mir noch gar nicht geschrieben haben. Sagen Sie ihnen das. Schöne Freundschaft!

Für die *Wage* beschäftigt mich noch immer die Übersetzung eines großen französischen Aufsatzes, dann kömmt sie in den Druck. – Ich habe Cotta sehr gebeten, mir gelegentlich ein französisches Werk zum Übersetzen zu geben. Anmerkungen dazu. Das würde mir wirklich viele Freude machen. Ich lasse das Buch in Schweineleder binden und schicke es Ihnen. Dann können Sie blasen wie der Nordwind, daß Sie aussehen, wie die Posaunenengel in der Kirche – es fällt doch nicht um. Wie will ich lachen!

O Wonne meines Lebens, was entdecke ich! Forderung haben Sie mit einem *pf* geschrieben. *Pforderung.* Juchhei! Das ist mir lieber wie zehn Gulden. Also: 1. *Rath,* 2. *Schahm,* 3. *Judenback,* 4. *Pforderung.* Ich will eine Erzählung daraus machen. „Auf meiner Reise nach Stuttgart brach ein Rath an meinem Wagen, so daß ich mich einen ganzen Tag länger aufhalten mußte. Darüber kam ich mit meinem Gelde zu kurz. Ich ging zu mehrern Juden, um eine kleine Summe zu borgen, aber das Juden-

back blieb taub. Nur *einer* bot mir zehn Louisdor auf acht Tage, gegen zwanzig Gulden Interessen an. ‚Elender Jude', sagte ich ihm, ‚welch eine Pforderung! Habt ihr Leute denn gar keine Schahm?'" Gut erzählt? Sie sehen doch, Spötterin, daß meine Augen gefährlich werden können: Hätte ich ohne Sie Ihren Vehler gevunden? Sehen Sie den Sichel nicht? Sagen Sie ihm oder lassen Sie ihm sagen, daß ich ihn herzlich grüße. Wenn ich wüßte, daß er nicht mehr wässerig wäre, ließ ich mich mit ihm in einen Briefwechsel ein. – Milchding ist ein bös Ding, aber ich habe es einmal versprochen zu kommen, und es ist Zeit, daß ich mich anziehe. Adieu Du Rath meines Lebens, die Du es in Bewegung setzest; Du bist schöner als die *Schahmröte* der Unschuld; das *Judenback* kann stolz sein, daß Du eine Jüdin bist; Du erfüllst alle Pforderungen meiner Einbildungskraft.

Dr. Börne.

37.

Nr. 10 26
10
16 *Stuttgart, den 26. Sept. 1821*

Mama, Sie nehmen sich gut aus in der Kutte, ich habe Sie wahrhaftig nicht erkannt. Sie predigen wie ein leibhaftiger Kapuziner. Warum haben Sie mir nicht gleich Ihren Strick geschickt, daß ich mich daran aufhänge? Ich bin so ein ordentlicher Mensch geworden, daß ich mich oft vor den Spiegel stelle und hineinfrage: Bist du es wirklich? Und Sie lesen mir den Text, als wäre ich der verworfenste Bösewicht. Ihr Text ist zwar immer mit Noten versehen, die eine himmlische Melodie bilden, Sie bleiben ein Engel, auch wenn der Teufel aus Ihnen spricht. Aber meine liebste Frau Pastorin, was habe ich denn eigentlich verbrochen? Was konnte ich denn mit

Cotta abmachen in der ersten Unterredung, die nicht einmal ohne Zeugen stattfand? Habe ich Arbeiten fertig, die ich ihm verkaufen kann? Darauf kömmt es an. Was habe ich versäumt? Sie widersprechen sich. Sie sind überzeugt von meiner Fähigkeit und verzweifeln doch an mein Fortkommen. Cotta geht in alles ein, was ich ihm vorschlage, das weiß ich sicher. Aber ich muß mich ihm zuvor durch Arbeiten wichtig zu machen suchen. Darum habe ich mich mit Müllner eingelassen und sehe seiner Antwort entgegen. Das *fixe* Einkommen für literarische Beschäftigungen hängt nur von meiner *fixen* Tätigkeit, nicht von Cotta ab. Über Murhards *Annalen* zu sprechen ist noch lange Zeit, denn hiermit könnte eine etwaige Veränderung doch erst beim neuen Jahre vorgenommen werden. Und was kümmert mich Murhards Journal? kann ich nicht ein neues ähnliches unternehmen? Unser ganzer Streit, holde Gegenpartei, läuft darauf hinaus: *Sie* wollen, ich solle kein Bedenken tragen, mir von Cotta Geld geben zu lassen; *ich* aber finde es sehr unschicklich und sehr unklug. Ich habe zusammengerechnet, für wieviel ich bis jetzt in seine Blätter gearbeitet. Es beträgt erst 100 Gulden, und dieses nach *meiner* Rechnung, wobei ich 5 Karolin für den Bogen angesetzt. Ich muß notwendig erst noch einige Bogen für ihn schreiben, ehe ich ihm Geld abfordern kann. Sie haben mir Ihre Meinung über das Theaterkritisieren für das *Morgenblatt* nicht gesagt. Ich bin immer noch nicht entschlossen, ob ich es tun oder unterlassen soll. Geschieht es nicht im *Morgenblatt*, so denke ich wenigstens in den nächsten *Wage*-Heften etwas über das hiesige Schauspiel zu sagen. Ein neues Stück von Houwald, das ich aufführen gesehen, „Fluch und Segen", hat mir Stoff und Lust gegeben.

Ängstigen Sie sich doch nicht, wenn ich in meinen Briefen von der Heimkehr spreche. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich ohne Ihre Bewilligung nicht kommen werde. Warum

nehmen Sie mir meine Scherze so übel, warum mißgönnen Sie mir meine Träume? Soll ich von einem Glücke, das ich nicht genießen kann, nicht wenigstens schwärmen dürfen? Und doch, wenn ich schwärme, male ich mir mein Glück ganz anders aus. Sie wiedersehen, verlöre den halben Reiz für mich, wenn dieses in Frankfurt geschähe, das mir so verhaßt ist. Unsere Zusammenkunft müßte an einem andern Orte geschehen.
Wenn ich die Rheinbriefe drucken lasse, so erhalten sie Almanachformat. Sie sollen so klein werden, daß Sie Ihr Herz damit bedecken können. Wie hart ist Ihr heutiger Brief! Lachen wir, mein Kind; Wage, Almanach, Annalen, Literaturblatt, Morgenblatt, politischer Almanach... wenn ich nur die Titel aller der Werke drucken lasse, die wir beide schon ausgeheckt, so gibt das ein schönes Buch! Alle diese Versplitterungen machen mir wenig Freude. Wenn ich Zeit, das heißt Geld hätte, schriebe ich einen Roman. Dazu hätte ich eine wahre Wut. Während dem Essen beschäftige ich mich immerfort, die vielen Fremden, die ich am Tische kennenlerne, einen nach dem andern, in meinem Sinne abzumalen. Und das geht ganz herrlich. Nur zu sentimentalen Charakteren hätte ich keine Fähigkeit, mehr zu humoristischen, obzwar mit dem Lachen nichts näher verwandt ist als das Weinen. Doch ginge das vielleicht auch. In der Welt ist alles so voller Widersprüche, zwischen unsern Verhältnissen und Wünschen, zwischen unsern Sitten und Staatseinrichtungen, zwischen unserm Geiste und Charakter, zwischen unser Wollen und unser Können ist so viel Uneinigkeit, daß alle Menschen im satirischen Lichte erscheinen. Das Unglück selbst ist lächerlich. Nur Jugend und Liebe geben sentimentalen Stoff, aber der Romanschreiber, der sie auffassen will, muß selbst ein glücklich Liebender und einmal jung gewesen sein. Ich war weder das eine noch das andere, ich bin mit einem behaarten Herzen auf die

Welt gekommen, und in einer stinkenden Judengasse. Seit einigen Tagen sitzt ein Knabe von 16 Jahren mir bei Tische gegenüber, neben ihm sein bejahrter Vater oder Hofmeister, mit dem er wie mit einem Kameraden spricht und roten Wein trinkt. So ein Gustav im Jean Paul. Schön, liebenswürdig, reich, selig lächlend und zitternd vor Überkraft des Lebens. Ach, Mama, vieles ist schön in der Welt, die Schönheit, Sie, die Macht, Italien, der Reichtum, die Weisheit, selbst die Entsagung; aber das schönste ist doch die Jugend. Der Genuß dieser ist mit einem spätern Leben voll Not und Schmerzen nicht zu teuer bezahlt.

Was nur mein Vater mit Murhard zu tun hat? Wahrscheinlich läßt er ihn in Judensachen arbeiten. – Sie werden sich doch mit dem Abschreiben meiner Papiere nicht so sehr anstrengen? Es eilt ja gar nicht so. – Die Bücher, die ich haben möchte, will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe bezeichnen. Ihre Absendung geschieht doch wohl nicht so bald, und vielleicht bringt sie mir mein Vater mit.

27. Sept.

Ich fahre heute fort. Die Abschrift des Jean Bien hat mich verhindert, Ihnen gestern schon zu antworten, wie ich es bisher gewohnt war. Erquicken Sie sich am Eßkünstler. Nicht einen einzigen Zug habe ich erfunden. Das Original, das mir zu meiner Schilderung gedient, hieß Hr. v. Rath, ein Beamter aus Augsburg.

Was sind das für Menschen, die sich einbilden, ich könnte hier eine Anstellung bekommen? Es ist alles so überladen, daß die jungen Leute, wenn sie das Gymnasium verlassen, einer strengen Prüfung unterworfen werden, und nur den fähigsten wird erlaubt, auf Universitäten zu gehen.

Daß ich es nicht vergesse, auch *Vogts* Rheinbuch müssen

Sie mir mitschicken. Armes Kind, weine nicht, Du sollst es wiederhaben. Aber ich kann manches darin benutzen. Die Handknöchel tun mir weh vom Abschreiben, ich werde die Seite nicht herunterbekommen. Seien Sie doch in Ihren Briefen nicht so schauerlich, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Eine weiße Gestalt ist vor mein Bett getreten und hat gerufen: „Wehe, wehe, wehe! Verschaffe Dir ein sicheres Auskommen, handle wie ein Mann, oder Du bist des Todes!"
Ich habe gestern Cotta gesprochen. Er meint, ich solle nur einen kurzen Monatsbericht über das hiesige Theater für das *Morgenblatt* schreiben. Das ist also eine Kleinigkeit, ich mag es tun oder unterlassen.
Kann nicht mehr. Adieu, Frau Pastorin. Zu Ihrer Kirchweihe besuche ich Sie. Könnten Sie mir wohl einen Topf Birnmus überlassen? Der Wein will heuer nicht recht geraten, aber der Hanf steht gut. Unser gnädiger Herr hat mir zwei prächtige Stück Schweizer Ochsen in den Stall gegeben.

Wir verbleiben der Frau Pastorin

gehorsamster Diener
Dr. Börne,
Verfasser des Jean Bien und
Verehrer seiner Frau Schwester.

[Zwischen Nr. 10 und 11 ließ Börne das Manuskript des Eßkünstlers (s. Bd. 1, S. 920) Jeanette als Brief zukommen mit folgendem Vorblatt:]

Jean Bien

Eßkünstler
ein artistischer Versuch
von

Dr. Ludwig Börne, geb. *Wohl*

1821

Vor Dieben schützt der Riegel
Vor Regen schützt das Dach;
Doch vor diesem Spiegel
Wahrt Dich nicht O! nicht Ach!

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1821

38.

Nr. 11 *Stuttgart, d. 30. Sept. 1821*

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief. Alles wird milder, wenn es durch Ihre Hände geht, selbst der Tod. Ich habe geweint, aber ich bin nicht außer Fassung gekommen. Ich beklage den Sichel, weil er mir wert war, und er war mir wert, weil ich ihn immer beklagenswert fand. Die Natur hatte ihn grausam behandelt, und die Menschen sind hierin wie die Höflinge, sie ahmen das Beispiel der Majestät nach. Er stand dem Bessern nahe, nahe der Tugend, der Kraft, dem Geiste, aber er konnte sie nicht erreichen. Der helle Strahl des Guten, der in alle seine Fehler drang, machte diese um so sichtbarer. Darum kam er zu kurz in dem Urteile der Menschen. Man fand seinen Neid um so häßlicher, weil er zugleich freigebig war, man schalt seine Eitelkeit gemein, weil er auch die Vorzüge zu achten verstand, die wahren Ruhm geben, und man fand ihn boshaft, weil er oft ein weiches Herz zeigte. Der ist nun abgemacht, und nichts hatte er vom Leben als den Schmerz, es verlassen zu müssen. Ich möchte lieber nicht geboren, ja ich möchte eher der gemeinste niederträchtigste Kerl als Sichel gewesen sein. Reine Charaktere sind selten glücklich; für sie gibt es nur *ein* Stand der äußerlichen Dinge, in dem sie zufrieden leben können. Da nun die Welt sich immer ändert, schweben

sie in beständiger Gefahr. Gemischte Charaktere sind glücklicher, weil sie anschmiegender sind. Sichel war zwar von zusammengesetzter Gemütsart, aber die Stoffe, aus welchen diese bestand, waren nicht gemischt, sondern nur gemengt. Seine Fehler und Vorzüge wirkten nicht gleichzeitig und halfen sich einander aus, sie folgten aufeinander, sie rennten gegeneinander und traten sich wechselseitig auf die Füße. Eine Wetterfahne, die der tollste Wind herumpeitscht, war eine Mauer gegen Sichels Herz. Ich habe ihn in einer Minute weinen sehen über den Mangel an Geld und lachen hören über die Sucht zum Gelde. Ich habe ihn mit gleichem Neide von Rothschild und von meinen eignen Vorzügen reden hören. Welch ein glückliches Los ist mir dagegen zugefallen, ich finde keinen beneidenswert als mich selbst. Ich habe so die rechte Mischung von Fehlern und Vorzügen, wobei man sich behaglich fühlt. Sie vollkommenes Geschöpf haben keine Vorstellung davon, wie einen Fehler glücklich machen können, und doch ist es so. Jeder Fehler ist freilich eine Pforte, durch welche das Unglück eindringen kann, aber durch die nämliche Pforte kann sich ein Schmerz auch flüchten. Der Leichtsinn, der in Gefahren stürzt, rettet auch aus Gefahren. Lichtenberg sagt irgendwo etwas sehr Wahres, zwar ohne daß er es will; denn er spricht an jenem Orte aus Ironie. Er bemerkt nämlich, es wäre doch sonderbar, daß man einen gringen Grad in jeder Tugend Laster nenne. Zum Beispiel wenig Tätigkeit – Faulheit, wenig Mut – Feigheit. Hat der Mann nicht recht? Wenn ich mein ganzes Leben durchgehe, finde ich, daß mir meine Fehler ebensoviel Freuden gemacht als meine Tugenden. Mein flatterhaftes Herz schützte mich und andere vor unauflöslichen Verbindungen; meine Trägheit vor eiteler Ruhmsucht und Geldgierde; meine Kränklichkeit vor dem Tode, denn bei meinem leidenschaftlichen Treiben wäre ich schon längst

vermodert, wenn mich nicht meine Hypochondrie ängstlich gemacht und mich vor den größern Ausschweifungen bewahrt hätte. So gleicht sich alles aus. Geld kann man im Lotto gewinnen, aber nicht Zufriedenheit. Ich danke der Natur, daß sie mir diese gegeben. Und eine Tugend habe ich, die alle meine Fehler gutmacht – Sie, Ihre Freundschaft. Ich dürfte wohl etwas stehlen und morden, der liebe Gott würde es mir nicht zu hoch anrechnen. Flüchten Sie in der Not zu meinen Schwächen, ich will, bedrängt, bei Ihrer Vollkommenheit Hilfe suchen. Sichels Tod – wie nahe liegt bei dieser Trauer auch wieder das Komische. Wenn ich mir die lächerliche Verwirrung im Hause denke! Mitten in der Messe, die gemeinen handelsjüdischen Brüder [. . .] voll Neid, Habsucht, Mißtrauen! Sie wird wohl geweint haben, aber ich will nicht Ihr Freund sein, wenn sie nicht mit tränenden Augen zu Gerson hinüberschielte. Und Sichels Frau? Ich will ihr nicht unrecht tun, sie ist Mensch und Weib und hat auch wohl Verstand genug, zu begreifen, daß sie an Sichel wenigstens einen wohlerzogenen und gebildeten Mann verloren. Aber wenn Zeit und Stärke der wahren Trauer vorüber sind und die künstliche beginnt, und wenn sie dann ihre vieljährigen Koketterieproben im Ernste anwenden wird, um einen neuen Mann zu bekommen, – das muß eine wahre Komödie werden. Sie müssen mir das zu seiner Zeit alle schreiben.

31. [sic] September. Ich habe heute dem Briefe entgegengesehen, den Sie mir gestern zugesagt, aber er kam nicht. Doch danke ich Ihnen herzlich für das Versprechen. Ihre gute Seele ist leicht zu durchschauen; Sie wollten mich durch etwas erheitern. Auch hat es seine Wirkung getan, und noch einmal, ich danke Ihnen. Mein Bruder Philipp hat mir endlich geschrieben. Er meldet mir, mein Vater würde heute, Montag, hier ankommen. Dann schreibt er: „Die fl. 50 werden, sobald der Vater weggeht (denn er

will nicht), an Handwerker bezahlt, und für Deine geheime Schulden, die *ich* nicht, aber *Ochs* wissen darf, werden sie nicht angewendet, worauf Du Dir auch keine Rechnung machen kannst, schicke mir also alle Deine Rechnungen." Sie sehen, daß keine Liebe von Eifersucht frei ist, selbst die brüderliche nicht. Ja, den will ich sehen, der einen Jud in Geldsachen anführt. Das hat mein Herr Bruder gemorken, was ich mit den 50 Gulden machen wollte. Ich glaube, am besten ist, ich zahle zuerst den Steinthal, weil dessen Rechnung grade 50 fl. beträgt. Wollen Sie daher diese Rechnung meinen Bruder (durch Ochs oder unter Couvert) zustellen lassen? Finden Sie eine andere Schuld dringender, so überlasse ich Ihnen die Wahl. Ein Bekannter (Herr v. Meseritz) hat mir alle Zettel von den verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Messe von Frankfurt geschickt. Auch die einer neuen Oper: „Der umgeworfene Postwagen", mit der Bemerkung, sie wäre ausgepfiffen worden. Sie ist von Dr. Döring bearbeitet. Wäre es gar nicht möglich, mir die *Iris* und sämtliche Zettel von den während meiner Abwesenheit aufgeführten neuen Stücken zukommen zu lassen? Das kostet durch den Postwagen nicht mehr als 24 kr. Dann bemerken Sie, was Sie über das Theater und andere Dinge gehört. Ich hätte Spaß daran, von hier aus über Frankfurt zu berichten. Haben Sie die abgerichteten Flöhe nicht gesehen, die eine Kanone losschießen? Und den Schwiegersohn des Königs der Wilden?

„Sie sollten die Geschichte Ihrer Zeit in einem Romane beschreiben, wie Swift die seinige, das kann keiner in Deutschland als Sie." . . . Das habe ich mir wieder gestern von einem sehr geistreichen Manne müssen sagen lassen — und kein Geld! Und dann war ich in des Königs Privatbibliothek und habe einen ganzen Nachmittag über einem herrlichen Kupferwerk, die Florentiner Gemälde- und Antikengalerie enthaltend, zugebracht, daß mir das

Herz schwoll vor Sehnsucht nach Italien – und ach, kein Geld! Ich sehe [in] dem Dinge kein Ende. Sagen Sie nicht: das ist Ihre Schuld, ärgern Sie mich nicht. Hätte ich mehr Fleiß, so hätte ich auch mehr Kälte, dann kein Gefühl, dann keine Lust nach Italien, dann keine Phantasie, dann keine Kraft, einen Roman zu machen. Ich möchte mich dem Teufel verschreiben, aber der Teufel kann Leute meinesgleichen umsonst haben. Was fange ich an? Und doch scheint eine Reise nach Italien so ausführbar. Zwei junge Männer haben neulich die ihrige beschrieben. Von Schlesien bis Neapel sind sie gegangen, zuweilen gefahren. Acht Monate sind sie weggeblieben und haben zusammen nur 400 Taler gebraucht. Nach Italien, sagen sie, müsse man nur den Geist mitbringen, nur geistige Genüsse suchen. Die jungen Herrn verstehen das nicht. Eben, um nur mit dem Geiste zu genießen, muß man die Sinne beschwichtigen, und dazu gehört Geld. Wenn nur das Stehlen erlaubt wäre! es ist eine dumme Welt. Ach, was wollte ich Ihnen vom Krater das Vesuvs für schöne Ach's und O's schicken! Das Donnerwetter soll hineinschlagen. O Heilige, bete für mich. Wenn ich sicher wäre, ewig ein Lump zu bleiben, ich tröstete mich vielleicht, ich wäre Narr und Philosoph genug dazu. Aber wenn ich mir denke, daß ich vielleicht in meinem funfzigsten Jahre ein reicher Mann werde, dann, wo einem durch späte Augen alles herbstlich erscheint, selbst Italien, möchte ich mich in einem stinkenden Bache ersäufen. Himmlische Seele, laß Dich von mir verkaufen. Du schöne Sklavin bist eine Million wert. Ich verhandle Dich dem Pascha von Janina, und dann komme ich mit den Griechen und befreie Dich. Wie, Sie wollen nicht? Nicht so wenig wollen Sie mir gefällig sein? So wende ich mich an die Guste, die tut's gewiß. Nun adieu. Ich werde im Lande bleiben und mich redlich ernähren müssen wie ein Philister. Sich ernähren! Es ist ein abscheuliches Wort,

sich zu mästen für die Schlachtbank des Todes! Von dem Werte eines einzigen Wagens, den Rothschild oder sonst so ein hündischer Generalpächter des Menschenglückes in der Remise verfaulen läßt, könnte ich alle meine Wünsche befriedigen. Es muß anders werden. Gehe zu Bette Gräfin Lavagna, morgen wecke ich die Herzogin.

Dr. Börne.

39.

Nr. 12 *Stuttgart, Freitag, d. 5. Okt. 1821*

Leben Sie recht wohl, Madame Wohl, es hat mich sehr gefreut, Ihre werte Bekanntschaft gemacht zu haben. Wenn Sie einmal nach München kommen, schenken Sie mir die Ehre Ihres Besuchs, mein ganzes Haus steht zu Ihren Befehlen. Ich reise Samstag abend oder Sonntag morgen ab, in Gesellschaft des Herrn Baruch aus Frankfurt, der mir durch seinen Sohn, den Dr. Börne, empfohlen worden. Suchen Sie doch ja die Bekanntschaft dieses meines Freundes zu machen, es wird Sie nicht gereuen. So viele und so mannigfache gute Eigenschaften habe ich noch nie in einem Menschen vereinigt gefunden (ich rede natürlich nur von Männern). Wenn Sie ihn kennenlernen, suchen Sie ihn aufzuheitern, denn sitzende Lebensart und angestrengtes Studieren haben ihn in eine tiefe Schwermut gestürzt. Es wird Ihnen gewiß gelingen, verehrte Frau, ihn zu überreden, daß er sich denjenigen Zerstreuungen hingebe, die seinem jugendlichen Alter angemessen sind. Seien Sie aber zurückhaltend mit Ihrer Liebenswürdigkeit, damit Sie ein achtungswertes Frauenzimmer nicht unglücklich machen, die meinem Freunde leidenschaftlich ergeben ist. Es kann sein, daß ich später von München nach Wien reise, doch wo ich auch sein werde, werde ich mich Ihrer, verehrungswürdige Frau, mit Teilnahme erinnern ... Ach, mein Gott, ich scherze, und das Herz pocht mir vor Angst. Ich fürchte, die weiße

Gestalt erscheint mir wieder und ruft: Wehe! Mütterchen, sei nicht bös. Mein Vater, der hier angekommen ist, reist nach Wien. Natürlich bitte ich ihn, mich mitzunehmen. Er wollte es aber durchaus nicht tun, denn er fürchtete, die Östreicher ließen mich nicht ins Land. Und da ist es denn dabei geblieben, ich solle mit ihm nach München, einstweilen dort bleiben und ihm von dort meinen Wunsch schreiben, Wien zu besuchen. Diesen Brief wolle er an Gentz zeigen und hören, was er dazu sage. Werden Sie mit mir zanken, liebe Seele? Ich werde nicht ruhig sein, bis ich Ihren nächsten Brief erhalte. Wenn Sie nicht bös sind, fangen Sie Ihren Brief mit den Worten an: Der Teufel soll Sie holen! Wenn er nicht so anfängt, lese ich ihn gar nicht, sondern werfe ihn ins Feuer und benetze seine Asche mit meinen Tränen. Meine Mutter wird auch in 14 Tagen nach München kommen. Mein Vater ist, wie immer in der Fremde, sehr freundlich gegen mich. Diese Freundlichkeit soll ihm teuer zu stehen kommen, ich werde mir etwas Geld von ihm ausbitten. Ich habe ihn schon gestern um 5 Gulden geprellt, bei Ankauf von Büchern, die er mit nach Wien nimmt.
Sie glauben gar nicht, wieviel und vorteilhaft ich durch meine Schriftstellerei bekannt geworden bin. Menschen aus allen Gegenden Deutschlands und von allen Ständen, Kaufleute nicht weniger als Gelehrte, suchen eifrig mit mir ins Gespräch zu kommen. Mein Wirt, bei dem ich esse, unterrichtet immer denjenigen Fremden, der neben mir zu sitzen kömmt, was er für einen merkwürdigen Nachbar an mir habe, so daß ich anfänglich, ehe ich dieses Verfahren des Wirtes wußte, gar mir nicht erklären konnte, woher dieser oder jener Fremde meinen Namen wußte, ohne mich vorher gesehen zu haben. So redete mich gestern ein gewisser Herr von Scheerer an, der Akademiker und Bibliothekar in München ist. Ein sehr interessanter Mann, der drei Jahre in Griechenland

war. Von meiner *Wage* erinnerte er sich noch der Einleitung, und er lobte mich dermaßen, daß ich habe rot werden wollen, ich konnte es aber nicht zustande bringen. Er fragte mich, ob ich verheiratet wäre? Ich seufzte, schwieg und aß Wildbretsragout.
Rasend möchte ich werden. Mein Vieh von Mädchen sagt mir heute erst, daß schon gestern vormittag ein Paket von der Post an mich gekommen wäre, der Träger aber, da ich nicht zu Hause gewesen, habe es wieder mitgenommen. Ich schicke den Morgen um 9 Uhr hin, und jetzt ist halb 12, und ich habe es noch nicht. Wird es nun endlich kommen, dann werde ich keine Zeit mehr haben, auf den Inhalt Ihres Briefes zu antworten. Schon 3 Stunden gehe ich wie verrückt im Zimmer auf und ab. Ich habe so mancherlei noch zu besorgen und darf nicht ausgehen. Ich glaube, die Kerls wollen sich rächen wegen der Postschnecke.
Jetzt um 4 Uhr nachmittags erhalte ich erst das Paket, welches Montag von Frankfurt abging. *Mittwoch* vormittag war der Wagen schon hier, *Donnerstag* (gestern) nachmittag 4 Uhr ward mir das Paket gebracht, und weil ich nicht zu Hause war, wieder mitgenommen, und *heute* erhalte ich es erst. Jetzt werden Sie besorgt sein, weil meine Empfangsanzeige so lange ausblieb. Danken Sie all den Engelskindern, die sich mit der Abschrift meiner Papiere so viel Mühe gegeben. Jede von ihnen erhält ein Prachtexemplar des künftigen Almanachs. Daß meine Reise nach München an diesem unserem Plane nichts ändert, versteht sich von selbst. Soll ich den *Jean Bien* nicht auch mit abdrucken? Den nächsten Brief erhalten Sie von München. Schreiben Sie mir aber sogleich nach München Post Restant, ohne meinen Brief abzuwarten. Und nicht zu vergessen: Der Teufel soll Sie holen! Der Ihrige.

Dr. Börne,
geb. Wohl.

40.

Nr. 13 26 / 13 / 13 *Stuttgart, Samstag, 6. Okt. 1821*

Ganz betrübt bin ich, wenn ich bedenke, daß Sie zwei Tage über die Ankunft des Pakets oder, wenn auch darüber beruhigt, über das Ausbleiben meines Briefes werden besorgt gewesen sein. Ich werde einen grimmigen Nachtrag zur „Postschnecke" machen. Zittert, ihr Elenden! Meine Schreibereien zu lesen, habe ich heute keine Zeit mehr. Sie sollten mir aber die Engelskinder nennen, die sich dabei bemüht haben, denn ich werde sie alle belohnen. Sie scheinen zu zweifeln, ob die Pariser Briefe Interesse genug haben? In ihrer Ausdehnung gewiß nicht. Ich meine aber, um den flüchtigen Eindruck zu schildern, den Paris in den ersten Tagen macht, dazu reichten sie hin. Zum Beispiel, ich sagte: „Um mich mit meiner lechzenden Neugierde durch einen Vortrunk abzufinden, habe ich Paris, dieses Riesenprachtwerk, in den ersten Tagen nur durchblättert, und wie bei Almanachen mich flüchtig an den Kupfern erfreut. Später will ich es aufmerksam lesen." Ich überschreibe die Briefe: *Die ersten drei Tage in Paris.* Was das Tagebuch betrifft, so wird sich das Taugliche darin mit den Rheinbriefen verschmelzen lassen. Aber das reicht alle noch nicht hin, einen Almanach auszustatten; Mannigfaltigkeit wird gefordert. Welchen Stoff soll ich bearbeiten? Ich erwarte Ihre Befehle. Der Almanach wird den Titel bekommen: „Die vier Jahreszeiten. Taschenbuch für das Jahr 1823. Ohne Kupfer und ohne Beiträge der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller." Ich bin das phantasierende Milchmädchen, werde es wohl auch zu keiner Kuh bringen.

Das neue Werk von Görres, von dem ich schon lange habe munkeln hören, ist endlich erschienen. Es ist hier

gedruckt. Schöne Sachen darin, aber teuer! Alles vergoldet, selbst das Brot. O die Deutschen! Um Schwimmen zu lehren, fangen sie von der Sündflut an. Zu bilderreiche Sprache und oft mehr Rahmen als Bild. Es ist keine rechte Frische; das Buch riecht wie der Laden einer Putzmacherin, zuweilen wie eine Apotheke.
Auf München freue ich mich sehr. Die einzige Bildergalerie! Ich werde mich für die Kunst zu erwärmen suchen. In zwei Tagen ist man von dort in Italien. Das kleine Beyfüßchen reist mit meinem Vater nach Wien. Es hat gestern die Boisseréesche Sammlung gesehen und große *Hanuhe* davon gehabt. Mit ihm und meinem Vater habe ich gestern zur Feier des Eref Jomkipper in einer jüdischen Garküche essen müssen. Ein Barchkopp und eine Barchköppin haben aufgewartet. Ich konnte kein Bissen essen und lief von Tische weg. Hingel haben sie gehabt und Barches. –
Das sehr angenehme Leben, das ich hier geführt, denke ich in München fortzusetzen. Wie ist das Frankfurt abscheulich! Ihr, meine Rosen, hätte ich euch nur von dem Misthaufen weg! – Ich soll Cotta den Almanach vorlesen, Sie sind doch gar zu ängstlich. Cotta ist nicht hier, ich konnte nicht Abschied von ihm nehmen. Fürchten Sie, ich werde kein Verleger dazu finden? Hier ist ein Buchhändler, ebenderselbe, der Görres' Buch verlegt, der schätzt sich glücklich, wenn ich ihm etwas gebe und geht um mich (oder um mir) herum wie die Katze um den Brei. Bin ich nicht ein süßer Brei, mein Kätzchen? Wissen Sie, daß München sehr hoch liegt? Ich weiß nicht, wie hoch über der Meeresfläche. Und wissen Sie, daß die Bergluft dem Verstande sehr zuträglich ist? Verrückte Menschen haben die Alpen oft geheilt. Ich zittere. Klugheit wäre mir so lästig als ein Nachtlicht im Schlafzimmer.
Heute abend reisen wir ab, und morgen abend sind wir

schon in München. Schreiben Sie mir doch ja gleich, und nicht zu vergessen: Der Teufel soll Sie holen! – Danken Sie dem Samuel in meinem Namen für alle die Dienste, die er mir geleistet, ich werde ihn fürstlich belohnen. Ach, hätte ich nur schon Ihre Antwort und wüßte ich, was Sie zu meiner Reise sagen. Ich muß jetzt schließen, ich habe einzupacken. Adieu, süßer Malaga.

Dr. Börne, geb. Wohl.

41.

Nr. 14 *München, Dienstag, 9. Okt. 1821*

Tun Sie mir den Gefallen und lesen Sie *München* nicht, wie's gelesen werden muß, sondern das ch hart, gleich in dem Worte, womit die Juden ihren Nachmittagsgottesdienst bezeichnen – ich hätte meine Freude daran. Es klingt so ironisch und paßt vielleicht zu der Stimmung, worin Sie jetzt gegen mich sind. Musikalisch dazu geseufzet, wie Sie pflegen, süßes Saitenspiel, und dann allen Groll in ein allerliebstes „Ach!" ausgehaucht ... So, jetzt ist es gut. Wir – Sie und ich, denn Sie sind immer bei mir – sind gestern Nachmittag 3 Uhr hier angekommen. Wir aßen bei meiner Schwester zu Mittag, und gleich nach dem Essen setzte mein Vater seine Reise nach Wien fort. Beim Abschiednehmen umringte ich ihn, nicht wie die Mücke das Licht in immer engern, sondern in immer weitern Kreisen; denn mit jedem Pulsschlage ward mein Stolz, Geld zu fordern, größer. Da half mir meine Schwester aus. Sie fragte den Vater, ob sie mir für seine Rechnung Geld geben dürfte; er bewilligte eine unbedeutende Summe und auf weitere dringende Vorstellungen *unbestimmt mehr*. So wäre ich nun einigermaßen geborgen, und ich hätte *carta bianca*. Sie soll ihre Unschuld nicht lange behalten. Da bin ich nun! Es war grade Zeit, daß ich von Stuttgart wegkam, mein Heimweh,

oder, daß ich es mit dem rechten Worte nenne – mein Wohlweh, fing sich wieder an zu regen. Ich war Ihnen zu nahe. Jetzt trennen uns hohe Berge. Ihre Pfeile erreichen mich nicht mehr. Sie können Felsen verwunden, aber nicht mich. Von hier gibt es mehreres zu berichten als von Stuttgart, das geht schon ins Große. Zwei beständige Theater und winters italienische Oper. Der Direktor des Kinderballetts in Wien, wovon Dr. Reiß so viel erzählt hat, ist hierher berufen. Die Metzger bei der deutschen Oper soll jetzt die erste Sängerin sein. Ich werde sie Freitag im „Titus" zum ersten Male hören. In drei der hier erscheinenden Blättern wird das Theater kritisiert; da kann man also ein Wort mitreden. Zwei Kasinos – ich bin gestern in beide eingeführt worden. War ich schon in Stuttgart erfreut über die gute Einrichtung der dortigen Lesegesellschaft, so bin ich es hier noch mehr. Zwischen Moskau und Lissabon wird kein dummes Wort gedruckt, das ich nicht erfahren könnte. Sogar die *Iris* habe ich gefunden, worüber ich einen großen Jubel gehabt.

Ich wohne noch im Wirtshause, werde mir aber ein Privatlogis suchen. Schreiben Sie mir unterdessen Post Restant. Hätte ich nur schon Ihren Brief, und hätte mich nur schon der Teufel geholt!

Außer der berühmten Gemäldegalerie, einem Antikenkabinette, der Glyptothek des Kronprinzen und andern Kunstsammlungen gibt es hier auch eine vollständige Sammlung von Gipsabgüssen *aller* alten Kunstwerke Italiens. Ich will mein Frankfurter Herz so durchheizen, daß Sie es nicht sollen aushalten können.

Man gewinnt durch einiges Reisen eine Fertigkeit, sich überall zu Hause zu fühlen, die wohl tut. Da sitze ich im Schlafrock und Pantoffel, als wäre ich seit je hier gewesen, so bequemlich. Auch ist der Unterschied nicht groß. Der Himmel wechselt überall zwischen blau und

grau, wie die Erde zwischen grün und schwarz; die Weiber haben ihre Augen, und die Männer sind blind, hier wie dort.

Mein Vater ist ein sehr lieber braver Mann, doch auf Reisen weniger lieb. Natürlich; fällt der Apfel nicht weit vom Stamme, so muß auch der Stamm nahe beim Apfel stehen. Doch hatten wir uns beide als erfahrene Männer mit Geduld und Höflichkeit gesalbt, und die Reibung war gelinde. Mein Vater hatte Ursache zum Mißbehagen. Er hatte mich gefragt, ob ich viel Sachen aufzupacken hätte? Ich war politisch und sagte: „Ein ganz klein klein Mantelsäckchen." Nun blieben mir aber nach meinem Koffer, den ich auf den Postwagen gegeben, noch übrig: 1. ein großer Mantelsack mit Kleidungsstücken; 2. ein großer dito ganz mit schweren Büchern gefüllt; 3. ein kolossaler majestätischer Nachtsack; 4. ein Ränzchen; 5. ein Hut. Nun waren Samstag mein Vater und Beyfuß in der Jomkipperschul, und diese Zeit benutzte ich, um mit Hülfe der Bedienten jener Herrn mein Gepäck aufzuladen. Nr. 1 und 4 brachte ich auf des Beyfuß Wagen, die übrigen auf meines Vaters seinen. Als dieser nach Hause kam, mußte abends bei Lichte alles umgepackt werden; denn der Mantelsack mit Büchern war so aufgeladen, daß er den Wagen sehr hätte beschädigen können. Der scharfkantige Mozin drohte mit Bohren und Schneiden. Da kam alles ins Innere des Wagens, so daß wir nicht sitzen konnten. Mein Vater brummte und sagte mir Anzüglichkeiten. Wir seufzten beide im stillen und dachten wahrscheinlich: Einmal ist keinmal. Das Beyfüßchen ist ein sauberes Kerlchen. Eine Art Bonbonnière führte es bei sich, angefüllt mit weißen Halskragen, und wie man von Zeit zu Zeit Pfeffermünzkügelchen einnimmt, nahm es mehrere Male im Tage einen Kragen heraus. Es sagte, es könne nichts Unsauberes an sich dulden. – Zwischen Ulm und Augsburg fragte mich

mein Vater: „Was ist denn die Otten für eine Frau?" Ich sagte: O, sie ist 50000 Gulden wert, ohne die Ausstaffierung. Es war Nacht, und ich wollte noch allerlei sagen, aber denken Sie, da kam der Erlkönig und wollte mich von der Seite meines Vaters reißen; da mich dieser gleich losließ, ward der König gerührt und tat mir nichts zuleid'.

Auf meiner Ofenplatte ist ein Hautrelief von Eisen, darstellend eine Tänzerin, die das Tambourette spielt. Sie ist so schlank wie Sie und sieht Ihnen auch im Gesichte ähnlich. Wie hold sie mich anlächelt, die schwarze Schöne! Adieu, meine Wohltuerin. Ich nenne Sie so, denn nicht bloß für Guttaten bin ich Ihnen verpflichtet, ich bin Ihnen alles schuldig. Sie sind meine Speise und meine Luft, mein Ohr, mein Auge und meine Zunge; Sie genieße ich in allem und alles nur durch Sie. Bleiben Sie treu, nicht mir, sondern sich, dann bin ich geborgen. Ich schreibe nicht weiter, weil ich nicht säumen will, mir eine Wohnung zu finden, es scheint teuer zu sein im Wirtshause. Hätte ich nur schon Ihren Brief und den süßen Fluch gelesen: Der Teufel soll Sie holen.

Eßlair, jetzt der größte deutsche Schauspieler, ist beim hiesigen Theater. Das wußten Sie vielleicht nicht. Wenn Sie gleich Sonntag geschrieben, kann ich morgen Mittwoch Ihren Brief haben, wenn Montag, übermorgen. Ich warte ihn ab, ehe ich wieder schreibe.

Sehr vergnügt war ich in Stuttgart, ich denke es wohl hier auch zu sein. Ahmen Sie mir nach. Die Zufriedenheit kömmt von innen. Die Erfahrung stumpft die Reizbarkeit ab, und das Alter überzieht unsere Empfindungen mit wohltätigem Fett. Nicht der Schlaf, aber das Einschlafen ist süß. Zwischen Schlafen und Wachen, morgens wie abends, ist das Herz am glücklichsten.

B., g. W.

42.

Nr. 15 *München, 12. Okt. 1821*

Hu, hu, hu! Der Lausbub! Er war noch auf der Schulbank, da war ich schon Doktor. Und schon nach 6 Wochen Hochzeit! Der braucht sich nicht erst in alle vier Weltteile auf die Probe schicken zu lassen. Hu, hu! Wie unglücklich bin ich! Geschieht mir aber recht. Warum habe ich meinen Blick so hoch gewagt, warum habe ich nicht gewählt unter den Töchtern der Erde, die sechs Wochen nach der Wahl Hochzeit machen! Komme ich in der andern Welt wieder zu meinem Herzen, dann will ich's besser machen. Ich segne Sie für Ihren Fluch. Aber was ich ein Tor war, besorgt gewesen zu sein um Ihre Zustimmung! Ich hätte es wissen können, daß Sie mir alles verzeihen, nur nicht das Rückkehren. Weit, recht weit weg. Hundert Stunden trennen mich von Ihnen; aber Utzschneider hier verfertigt Teleskope wie keiner in Europa, und ich bin Ihnen so nahe als sonst. Ich sehe Sie vor Behagen sich die Hände reiben und zufrieden lächlen wie ein Kind. Sie müssen ganz glücklich sein, daß Sie Ruhe haben vor meiner Unruhe. Ich gönne Ihnen Ihr Glück, wahrhaftig ich freue mich darüber.

Gedacht habe ich daran, daß Sie der lange Tag wegen der späten Ablieferung der Briefe, die mir bekannt war, ungeduldig machen würde; aber das war mir recht. Denn am Samstage hätten Sie doch keinen Brief von mir erhalten, und es war für Ihre Beruhigung besser, daß Sie die Verzögerung dem Feiertage zuschreiben durften. Sie Göttin der Ängstlichkeit! Man sollte Sie malen mit Ketten an den Händen, die Sie sich selbst angelegt, damit Ihnen im Schlafe die Hände nicht gestohlen werden. Sie wissen, das Päcktchen ist angekommen, und jetzt fragen Sie noch, ob nichts darin gefehlt? Um Sie zur Verzweiflung zu bringen, rechne ich den Inhalt nicht her. – Es nicht zu

vergessen – meine Adresse ist: *Max-Joseph-Platz Nr. 41, bei Herrn Königshöfer.* – Ihr Gespräch mit dem Dr. Goldschmidt war ganz lakonisch, Sie sind eine wahre Spartanerin, bis auf die schwarze Suppe, mit der sich meine Eßkünstlerin wohl nie befreunden wird.
Ich werde mir alles sehr genau ansehen, was sehenswürdig ist in München. Einiges wird heute und morgen für dieses Jahr zum letzten Male gezeigt. Ich muß mich darum eilen, und meine nächsten Briefe können nur kurz sein. Lesen Sie mir es nicht an, daß ich zerstreut bin? Wie könnte ich auch ruhig schreiben. Ich wohne auf einem großen Platze, den eben jetzt die schönste Sonne bescheint. Es ist des Königs Namenstag. Unter meinen Fenstern glänzende Wachtparade mit der herrlichsten Musik. Mir pocht das Herz vor Lust, sooft ich so etwas sehe und höre, ob ich zwar glühend hasse diese Werkzeuge der Tyrannei. Wie schön ist die Macht, auch noch im Mißbrauche schön! Die Kraft des reinen Willens erquickt mich nicht, das ist Gottes Kraft. Will der Mensch sich seines eignen Willens erfreuen, dann muß er der Regel spotten und willkürlich sein; nur frech kann er sich frei fühlen. Ich wäre so ein schlimmer König, als ich ein schlimmer Untertan bin. Wie erträgt man's nur, kein Fürst zu sein? Man muß Sie lieben.
Ich muß mich ankleiden, um 11 Uhr hält die Akademie öffentliche Sitzung, das geschieht jährlich nur 2mal. Vielleicht morgen schon mehr. Ich will München genau kennenlernen, daß ich darüber schreiben kann. Heute abend ist „Titus", und wie ein Kind freue ich mich schon die ganze Woche darauf. Das neue Schauspielhaus soll überaus glänzend, das Orchester das beste in Deutschland sein.
Für alles das, was ich vergesse, Ihnen zu schreiben über München, oder was sich nicht dazu eignet, habe ich angefangen, ein Tagebuch zu führen. Mit den Rheinbriefen

wird sich dieses gut zusammengesellen. Fangen Sie nur gleich an, meine hiesigen Briefe abschreiben zu lassen. Brief nach Brief, das ist leichtere Arbeit, als sie zusammenkommen zu lassen.

Meine Schuld an Adler wird mit der letzten Klasse wohl mehr als 25 fl. betragen, und es ist doch besser, daß er die Forderung ganz erhalte. Den Rest mag Steinthal nehmen. Ich will meinem Bruder schreiben; heute kann ich es nicht, auch nicht morgen. Den Lotteriezettel soll ich wohl aufheben. Wie Sie wollen.

Wenn ich den *Jean Bien* drucken lasse, geschieht es am besten in den Almanach. Ich werde ihn anders benennen. Es soll keiner der Konsonanten, die Jeanette Wohl enthält, im Namen vorkommen. Aber die Vokale werden Sie mir doch erlauben? Sonst blieben mir ja bloß i und u übrig, und ich müßte den Eßkünstler *Fitzli Butzli* taufen.

Es macht mir Verdruß, daß ich nicht weiterschreiben kann, ich darf aber nichts versäumen. Ich opfere mein Vergnügen der Not auf. Ich muß sehen, um zu beschreiben, beschreiben, um Geld zu gewinnen, und Geld gewinnen, um ... nun ja, um es zu verzehren. Es ist hier teurer als in Stuttgart, zwar nicht teurer als in Frankfurt; es gibt aber hier mehr Gelegenheit als dort, Geld zu brauchen. Wollen Sie nicht in den Vorschlag eingehen, den ich Ihnen neulich gemacht, sich verkaufen zu lassen an den Pascha von Janina? – Adieu, morgen oder übermorgen.

Dr. Börne, geb. Wohl.

43.

Nr. 16 *München, den 13. Okt. 1821*

Ich fühle mich beschämt, denke ich daran, daß ich Ihren Brief so spät beantworte, – ich fühle mich beschämt, denn, ist es eine Ehre mit einem Frauenzimmer umzu-

gehen, das (außer der Mittagsstunde) gar nicht weiß, in welcher Zeit es lebt? Ihr letzter Brief war am *7ten September* ausgestellt. Wahrhaftig, diese 5 Wochen sind mir so schnell als 5 Tage vorübergegangen. Ich möchte Sie die Zeitlose nennen, aber ich habe keine Naturgeschichte bei der Hand und weiß nicht, ob dieses eine schöne oder häßliche Pflanze ist. In andern Dingen sind Sie sehr gründlich in Ihren Briefen. Sie schreiben *Va banc*, und nicht wie das seichte Volk, *banque;* denn das Wort Spielbank kömmt von Sitzbank her, welche im Französischen *banc* heißt. Aber, liebes Kind, mit den Wölfen muß man heulen, schreiben Sie künftig *va banque*! Wir wollen wieder einmal abrechnen. 1. Rath, 2. Schahm, 3. Judenback, 4. Pforderung, 5. *banc*. In 8 Wochen nicht mehr als 5 Fehler. Sie sind ein Wunder der Literatur. Die einzige Frau seit Erschaffung der Welt, die gar keine orthograhische Fehler gemacht hat, war unsere Mutter Eva, denn diese konnte noch nicht schreiben.

Der Baron von Eichthal (Seeligmann) hier und seine Kinder und Schwiegerkinder (welche letztere alle getauft sind) gehören zu den ersten Häusern in München. Forschen Sie doch aus, ob die Betty Speier, welche mit dieser Familie nahe verwandt ist, mit derselben in gutem Vernehmen steht. In diesem Falle würde ich ihr schreiben und sie um Empfehlungen bitten.

Ich habe gestern abend den „Titus" gesehen, worauf ich so begierig war. Das Schauspielhaus wurde erst vor anderthalb Jahren vollendet, es ist groß, bequem und prächtig. Zur Feier des Namenstags des Königs war es von unten bis oben beleuchtet. Die Dekorationen sind herrlich und würden mich noch mehr überrascht haben, wenn nicht die Dekorationen grade zu dieser Oper auch in Frankfurt zu den vorzüglichsten gehörten. Den Glanz und Reichtum des Kostüms, die Fülle und Menge bei den

Aufzügen kann ich Ihnen nicht beschreiben. Das Orchester übertrifft noch das unsere, was es außer seiner größern Zahl wohl auch seiner architektonischen Einrichtung verdankt: das Orchester selbst ist ein Instrument. Die Spieler sitzen so viel tiefer als das Parterre, daß sie, selbst stehend, mit den Köpfen nicht über die Scheidewand vom Parterre hinausragen und sitzend gar nicht gesehen werden. Auf diese Weise werden Resonanzwände gebildet, die zur Stärke und Fülle des Tons sehr viel beitragen müssen. Die Sänger sind gut, einige derselben vorzüglich. Und doch habe ich Langeweile empfunden! Mozart hat Zahnschmerzen gehabt, als er diese Oper schrieb, oder, ich wollte wetten, sie war eine bestellte Hofarbeit, die der Künstler mit übler Laune verfertigte. Gestehen Sie, daß nur allein der Marsch, der doch in einem Stücke, wo sich römischer Kriegsprunk entfaltet, bedeutend sein soll, sehr abgeschmackt ist und daß er weit unter dem der „Vestalin" steht, der doch auch kein Meisterwerk genannt werden kann. Der König war nicht im Theater, aber der Kronprinz. Als dieser eintrat, ward er mit Vivat und Trompeten empfangen, er zog sich aber gleich zurück. Endlich begann die Ouvertüre. Nachdem diese zum Teile abgespielt war, trat der Kronprinz mit seinen Brüdern wieder in die Loge. Abermals Vivat, die Trompeten mischen sich hinein, und die unterbrochene Ouvertüre mußte wieder von vorn angefangen werden. Einem Demokraten wie mir konnte das nicht gefallen. Aber das dumme Volk gab mir eine kleine Schadenfreude. Wenn so ein Elefant zart sein will! Sonst sind sie wie toll hier mit Beifallklatschen und Herausrufen; heute aber unterließen sie es, weil sie den Prinzen applaudiert hatten. Sie unterdrückten aber ihre Lust mit so sichtbarer Anstrengung und riefen so drohend und emsig still, wenn sich einer oder der andere Luft machen wollte, daß diese Ehrfurcht – wenigstens mich beleidigt hätte. Ein

Fürst ist nichts anderes als ein Komödiant, nur daß er bloß tragische Rollen spielt und sich teuerer bezahlen läßt als ein anderer.

Gestern hielt die Akademie öffentliche Sitzung, ich konnte aber nicht mehr in den Saal kommen, er war zu voll. Daran ist nichts verloren, es wird eine Rede gehalten, die später im Drucke erscheint. – Die *Iris* brauchen Sie mir nicht zu schicken, sie wird hier im Museum gehalten.

Von Sehenswürdigkeiten habe ich erst besucht das Kabinett der Naturalien, der physischen, optischen, mathematischen u. mechanischen Instrumente; weil es für dieses Jahr geschlossen wird, machte ich hiermit den Anfang. Bei solchen Anschauungen lernt man und erfährt man nichts, als wie groß die Wissenschaft und wie klein das Wissen ist – nämlich meines. Ich habe mich gewundert wie ein Hottentotte. Krokodile, Kolibri und Elektrisiermaschinen ausgenommen, war mir alles unbekannt, und keiner fand sich, der mir Erklärung geben konnte. Es ist niederdrückend.

Jener Esel hatte es viel besser als ich; der stand doch nur zwischen zwei Heubündeln. Mich aber necken zwanzig. Wozu soll ich greifen? Soll ich die in Deutschland einzigen Kunstwerke, die sich hier finden, gehörig sehen, gehörig kennenlernen, um sie dann gehörig zu genießen? Das würde alle meine Zeit rauben. Soll ich mich mit Fleiß an den Almanach machen? Zuerst müßte die *Wage* fertig sein. Soll ich in hiesigen Blättern über Theater schreiben, um mich bekannt zu machen, auch einen Notpfennig zu gewinnen? *Ma bonne*, was soll ich tun? Aber nicht raten, befehlen müssen Sie Ihrem Esel!

Meine Schwester hat einen herrlichen Jungen von 15 Jahren, der studieren soll. Geist und Fleiß. Da habe ich nun eine Not mit seinem Vater. Der Junge wendet allen seinen Ernst auf alte Sprachen, Mathematik und andere solche gediegene Sachen. Der Vater sagt, er solle sich fürs

Leben bilden und sich mehr mit neuen Sprachen beschäftigen. Ich soll ihm vorpredigen. Er hat nicht ganz unrecht, aber ich denke, in den Alten ist der wahre Grundbesitz, zu Geld und Münze kann man immer kommen, wenn man Land hat. Mein Neffe liest die schwersten griechischen Tragiker wie wir den Kotzebue. Er hält mich für einen breiten Gelehrten, und ich lasse ihm seinen unschuldigen Wahn. Gestern verstand ich irgendwo eine alte Inschrift nicht. Ich ließ mir nichts merken und sagte zu meinem Schulbuben mit Lachen: Nun Junge, ich will einmal sehen, ob du etwas gelernt hast, übersetz' mir das. Er tat es, und jetzt wußte ich, was ich wissen wollte. Dabei kam ich mir vor wie Don Ranudo di Colibrados, der vorgeblich aus Spaß, aber eigentlich aus Hungerleiderei dem Bauer den Käse wegißt. Die Schule hier hat eine vortreffliche Einrichtung, bei den Schülern durch Wetteifer den Fleiß zu unterhalten. Halbjährlich werden in einem Programm die Schüler in der Ordnung ihrer Tauglichkeit öffentlich genannt. So steht mein Neffe als der 4te unter 59 Schülern seiner Klasse angeführt. Über diese Anregung des Ehrgeizes brummt mein Schwager, weil dadurch sein Sohn vom Französischen und Englischen abgezogen wird.

Ich habe ein kleines, aber sehr schönes Gedicht gemacht, ich teile es Ihnen mit.

Weinlied

Ein Land ohne Wein,
Nein, nein, nein.

Dr. Ludwig Börne.

Der Wein ist hier sehr teuer; denn im Lande wächst keiner. Das würde mich nun nicht abhalten, welchen zu trinken, aber er ist auch schlecht. Ich trinke also Bier wie alle Welt, welches hier vortrefflich. Es ist komisch zu

sehen, wie reiche Leute meinesgleichen Bier trinken. Ich fühle mich schon so schwer wie ein Elefant. Von Jean Paul habe ich erzählen hören, er könne Bayreuth nicht verlassen des dortigen Bieres wegen. Es ist wirklich das stärkste Band, welches die Bayern an ihr Vaterland knüpft, und wenn sie singen: „Das glückliche Volk am Isarstrande unter Max Josephs mildem Szepter" – so meinen sie ihr Bier. Es haben mir Leute hier gesagt, daß sie auf Reisen in Weinländern krank würden, daß ihnen die Adern wie austrockneten und daß sie nach ihrer Rückkehr erst beim Bierkruge wieder auflebten.
Lesen Sie im *Morgenblatte*, etwa vom Anfange Septembers und so fort bis in den Oktober hinein, *Rückerts* Gedichte aus Neapel. Die sind herrlich, und ganz eigentümlicher Art!
Wenn Ihnen, Ihres Freundes wegen, daran gelegen ist, München kennenzulernen, suchen Sie sich zu verschaffen: „München unter Maximilian Joseph I. von Dr. Christian Müller." 2 Bände. Es ist in Mainz herausgekommen vor 3 Jahren. Sollte keine Leihbibliothek das Buch besitzen, so lassen Sie bei Dennert etwa durch Samuel darnach fragen und es ihm in meinem Namen empfehlen; dann schafft er es an. In Mainz bei Kupferberg ist es erschienen. – Sie nennen sich „Schwester des bekannten Kapuziners" und wissen nicht einmal, daß Kapuziner nicht heiraten dürfen. Wie dumm!
Sonntag, d. 14. Sie betragen sich schön, an Ihnen erlebe ich viele Freude. Ich habe gestern meinen Brief noch zurückbehalten, weil ich hoffte, heute einen Brief von Ihnen zu erhalten. Haben Sie wieder Besuche gehabt? – Ich habe noch keine Bekanntschaften gemacht, morgen will ich damit anfangen. Ungern tue ich es, ich möchte meine Zeit schonen. – Sie haben mir noch kein Wort von den Ochsen geschrieben. Wird viel an mich gedacht? – Ziehen Sie bald in Ihre Stadtwohnung? Dann wird wohl die

Adresse meiner Briefe an Sie geändert werden müssen? Sie werden mich zu seiner Zeit davon unterrichten.
Sie wollen wissen, wie ich in Stuttgart meine Tage zugebracht? Das würde kein Buch ausfüllen. Ich bin mit einigen verständigen Leuten umgegangen, ich habe viel gelacht, viel getrunken, viel getanzt, viel gelesen, etwas geschrieben und beständig an Sie gedacht. Es sieht nicht aus, als würde es mir hier so gut werden, obzwar München an äußern Vorzügen nicht hinter Stuttgart zurücksteht. Aber es geht mancher Stadt wie manchen Menschen: man findet sie liebenswürdiger als andere, ohne für die Vorliebe zu ihnen einen Grund zu finden. Ich habe in Stuttgart einen gebildeten Berliner kennengelernt, der seit 4 Jahren in Europa herumreist, in Italien allein sich 2½ Jahre aufgehalten hat, und der sagte mir, in München habe er es nicht acht Tage aushalten können. In Stuttgart lebte er schon 6 Wochen und konnte sich nicht losreißen. Er überredete sich, er wolle sich dort von den Beschwerden seiner langen Reise ausruhen. Das Bier in München wirkt nicht gut auf das gesellige Leben. Es gibt den Leuten, auch von Geist und Bildung, eine gewisse Klebrigkeit, die den Fremden nicht aufmuntert, sich ihnen anzuschließen. Bacchus lebe! Adieu Blondchen.

B., g. W

44.

Nr. 17 *München, d. 18. Okt. 1821*

Der Teufel soll sie holen! . . Sie waren schon wieder zu voreilig; ich meine ja nicht *Sie*, sondern *sie* — die Post. Was ich mich geängstigt habe! Ihr letzter Brief war vom 7ten, und bis heute morgen, also seit 12 Tagen, hatte ich keine Nachrichten von Ihnen. Also 6 Tage wurde der Brief aufgehalten. Ach, ich wollte, Sie wären mir so gleichgültig als eine trockne Semmel. Man hat ja kaum

die Kraft, sich selbst genug zu lieben, und doch ist man so töricht, seine Neigung nach außen zu wenden! Eine ganze schwarze Bildergalerie ging vor meinen Augen vorüber, was Ihnen begegnet sein mochte! Reils Fieberlehre und alle Leiden der Ortenbergischen Familie erschöpften meine Angst nicht. Nun, jetzt ist es gut. – Sie sagen, jetzt sei eine Zentnerlast von Ihrer Brust genommen ... ich bedanke mich, Madame, für die fünfzig Pfund, die auf mich kommen. Ich ersehe mit Vergnügen daraus, daß nicht einmal die Hälfte meines Wesens Ihnen zur Last war, denn ich wiege mehr als 120 Pfund. Das vom Verfasser der *Wage*.

Wenn die Ängstlichkeit überlegt und beratschlagt, dann wird sie vollends blind. Was Sie mir von Wien reden! Nicht vor den Übeltaten dieser Herren, vor ihren Schmeicheleien wäre mir bange. Sie würden suchen, mich in ihr Netz zu ziehen, sie haben schon andere Vögel, die gepfiffen haben wie ich, kirre gemacht. Sie beobachten einen, sie erforschen jede zugängige Seite, sie erfahren jede Sekunde der Schwachheit. Und meine Tugend reicht nicht weiter, als daß ich mit Ernst die Versuchung fliehe. Ich werde also nicht nach Wien [gehen], am wenigsten solange mein Vater dort ist. Übrigens, was mich hinzöge, wäre nur der Forschungstrieb. Österreich ist ein merkwürdiges Land, das europäische China. Ich habe das Meer noch nie vom Ufer aus gesehen – ich meine das politische, und das sieht man nur in Wien. Angenehmes Leben, was man darunter versteht, würde ich da nicht suchen, wo man für nichts Höheres Sinn hat und, was noch schlimmer ist, zeigen darf als für die feinern und gröbern Genüsse der Sinne. Doch müssen Sie nicht denken, daß die österreichische Regierung eine türkische sei. Das Schlimmste, was mir widerfahren könnte, wäre, daß man mich aus dem Lande jagte. Willkommen romantischer Stoff, du würdest meinen Almanach zieren!

Nach Graf Bubna will ich mich erkundigen, aber an *Mandl* kann ich nicht schreiben, ich weiß seine Adresse nicht, auch würde er plaudern. Mit meines Vaters mir zugesagten Unterstützung hat es nicht viel zu bedeuten. Meine Schwester sagt mir, er habe ihr nur zu 5 *Karolin* Vollmacht gegeben, sie wolle es aber bis zu 10 treiben. Das ist alles! Indessen wird das bis zum Monate Dezember ausreichen, wo ich meine Pension einnehme.
Sie haben also gelacht über meine Verbindung mit einem Rödelheimer Mädchen? Wie froh bin ich! Ich war so angst, Sie möchten sich darüber grämen. Als ich vor drei Jahren in Rödelheim war, ging ich eines Abends von dort nach Hausen. Da hörte ich hinter mir eine Stimme, welche rief: „Sie verlieren Ihr Schnupftuch." Ich kehrte mich um, gewahrte in der Warnerin ein wunderschönes Mädchen, und mein Dank ward um so wärmer. Wir wurden bekannt miteinander, aber nicht genug, und darum heirateten wir uns. Dankbarkeit schloß diese Verbindung, Liebe kam erst später dazu. Jetzt, verehrte Freundin, lassen Sie ein vernünftiges Wort mit sich reden! *Ich* bin versorgt und muß jetzt für Sie Sorge tragen. Ich habe Ihnen hier einen Mann ausgefunden, einen prächtigen Mann: *Dr. Breslau,* Hausarzt meiner Schwester. Wir haben zusammen in Halle studiert, er erkannte mich gleich wieder, ich aber erinnerte mich seiner nicht. In meinem Alter, höchstens 2 bis 3 Jahre mehr als ich. Dr. Breslau ist der selige Dr. Oppenheimer, wie er in frühern Jahren gewesen sein muß – eine Ähnlichkeit zum Erschrecken. Meine Schwester schrie laut auf vor Freude, als ich ihr die Bemerkung machte; denn sie selbst hatte das auch gefunden. Die Gestalt, die Sprache, die Gestikulation, das Neckische, die Bravheit, ja sogar den schwankenden Gang. Letzteres kam dem Dr. Breslau aus dem russischen Feldzuge, wo er sich die Fußzehen erfroren hat. Er diente mehrere Jahre als Militärarzt bei den Franzosen, war bis

Moskau, lange in Paris, noch bei der Schlacht von Waterloo. Erst drei bis vier Jahre praktiziert er hier und hat als Militär-Spitalarzt ein gewisses sicheres Einkommen. Meine Schwester sagt mir, sein jetziges Einkommen beliefe sich jährlich über 2000 Gulden, es werde aber steigen, denn er sei geschickt und angesehen. Ich habe mich nach seinem Charakter erkundigt, er wurde mir gelobt. Den einzigen Fehler hat er, daß er bei Veränderung des Wetters mürrisch wird, weil ihm dann seine Narben schmerzen. Er hat alle seine Fußzehen verloren, welches ihn aber im Gehen nicht hindert, er läuft schneller als ich. Mir gefällt er ungemein. Nichts vom Philister. Er hat mir gesagt, ich sollte ihm eine Frau mit Geld schaffen. Es sei ihm hauptsächlich darum ans Heiraten gelegen, damit er einen Klotz an die Füße bekäme, denn er fürchte, daß er bei der ersten Gelegenheit wieder in die Welt hineinlief. Kind, verscherze Dein Glück nicht, auf mich darfst Du Dir keine Rechnung machen, denn ich lebe mit meiner Rödelheimerin, die Gott sei Dank eine dumme Gans ist, sehr glücklich.

Müllner hat mir nicht geantwortet. Tut nichts. – Mit Ihrem künftigen Herrn Gemahl und seiner unverheirateten Schwester, (merken Sie was?) war ich vorgestern in Nymphenburg, das ist jetzt die Sommerwohnung des Königs. Der Garten wie der Schwetzinger mit Wasserkünsten usw. Ich habe die königliche Familie speisen sehen. Wahrhaftig, diese Götter essen mit dem Munde wie wir auch. 24 Gäste hatten etwa 30 Bediente zur Aufwartung! Die meisten in weißseidnen Strümpfen, mehrere aber in schwarzen. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Ein Zeremonienmeister, mit Degen und Hut unter dem Arm, ging im Zimmer auf und ab. Alle Teller von Silber. Vor *jedem* Gaste stand eine bedeckte silberne Schüssel; was darin war, weiß ich nicht. Kein Wort wurde gesprochen, zuweilen nur lispelte der König und die Königin.

Die Langeweile wurde gefüttert. Etwas in Nymphenburg hat mir viele Freude gemacht. Ein berühmter Mechaniker in München, Herr v. Bader, hat vor einigen Jahren einen *Wasserstuhl* erfunden. Man setzt sich hinein und darauf wie in einen Lehnsessel, hat ein Tischchen vor sich, worauf man ein Buch legen kann, und ohne Ruder, nur durch eine leichte Bewegung der Füße schifft man sich auf dem großen, mit Inseln besäten Teiche des Gartens hin und her. Sie können sich die Lust nicht denken, so ganz ganz allein und ohne Anstrengung herumzuschiffen und an die Inseln zu landen. Der Mechanismus ist einfach. Zwei luftleere Kasten erhalten den Stuhl über dem Wasser, und die Bewegung geschieht durch eine Vorrichtung, die den Entenfüßen nachgeahmt ist.

Soeben kömmt der Dr. Breslau und ladet mich zum Mittagsessen ein. Beim Teufel, wie die Rätin Oppenheim den sähe, das gäbe ein Unglück! Sie fiele ihm um den Hals – „ja du bist mein seliger Mann, ich lasse dich nicht los, ich bin deine Frau, ich will es nicht untersuchen, warum du mich verlassen hast, alles sei vergessen, komm nur wieder in meine Arme."

Gestern habe ich die Bibliothek besucht. In 54 Sälen und Zimmern stehen 300000 Bände, ohne die Doubletten zu rechnen. Handschriften, die 1300 Jahre alt sind, dummes Zeug! Ein Hospital, die herrschenden Krankheiten des menschlichen Geistes beherbergend, ein anatomisches Kabinett, alle die mißgestalteten Auswüchse der Seele in Weingeist verewigend – das ist so eine Bibliothek. Und der Wahrheiten sind so wenig unter den Irrtümern als der gesunden Wächter im Krankenhause.

Heute abend ist die erste italienische Oper. Das soll eine Wonne sein, sagen die Münchner. Sie sind wie toll mit ihrer Musik. Auch spricht alle Welt italienisch. – Eine Ungebundenheit herrscht hier im Leben, die gar nicht zu beschreiben ist. Bei uns ist das Lockerste doch wenig-

stens broschiert. Treue, Beständigkeit, Sitte, Anstand, das hängt an keinem seidnen Faden. Die Lüderlichkeit ist hier so feste Regel, daß sie ohne Leidenschaft ist und gelassen bleibt. Das macht die katholische Religion, und das macht, daß jährlich zwei Monate lang öffentliche Schule der Sittenlosigkeit gehalten wird – das Karneval. Wie wahnsinnig gebärdet sich da alles in bacchantischer Lust. Von Morgen bis Abend, durch die Nacht; kein Haus ist unzugänglich, alle Straßen voll, alle Stände vermischt. Da werden unter den verschwiegenen Masken die Liebeshändel für das ganze Jahr geschlossen. In Deutschland findet sich so ein Treiben nicht mehr, es ist wie in Italien. Ich habe mir das alle erzählen lassen. Ich danke Gott, daß ich vom Apoll nichts habe als eine Saite seiner Leier.
Am vorigen Sonntage war ich auf einer *Freinacht*. So nennt man hier die Bälle für Bürgermädchen wie etwa in Frankfurt hinter der Rose. Bis 2 Uhr bin ich geblieben und habe mich ungemein ergötzt. Aber Leute meines Standes tanzen dort nicht, man macht nur den Zuschauer. Ich horchte aber auch. Wenn ich auf einem zweiten Balle noch mehreres gesammelt, beschreibe ich das Leben, nach Art des Eßkünstlers. – Ein Jouy fände hier Stoff genug, ich will versuchen, was ich vermag. Auch in Kirchen treibe ich mich viel umher. Sie sind gewöhnlich offen für den Heiligen – Götzendienst. Jedes Mütterchen hat seinen eigenen Patron, zu dem es betet. An den Kapellen hängen Votivtafeln. „Die Jungfrau Maria hat mir geholfen in der schweren Krankheit meines Kindes. Den 30. Sept. 1821“ und dgl. Man lernt katholisches Wesen kennen und – nicht achten, aber schätzen. Eine 45jährige Frau von Stande, mit Spuren großer Schönheit, sah ich vor dem Bilde der reuigen Magdalena knien. Die Meßpfaffen plärren den ganzen Tag. Es ist so lästig, immer zu Fuße zu gehen! Ein armer Teufel, den die katholische

Kirche eingeschläfert, träumt wohl zuweilen, er fliege. Vielleicht werde ich noch einmal katholisch, man muß von allem kosten.

Ein junger Mensch in Frankreich wohnte mit seinem Weibe in einem Garten. Er pflegte sich im Pistolenschießen zu üben, und die Türe eines verlassenen Treibhauses war das Ziel. Die Türe hatte den Kugeln noch immer widerstanden. Kürzlich schießt er wieder, da dringt ein gellender Schrei in sein Ohr. Er fliegt hin, und seine Gattin sinkt ihm mit den Worten: *Jules, tu m'a tué* sterbend in die Arme. Ich las das gestern, und man muß sich so etwas mitteilen, denn wenn man gewahrt, wie entsetzlich zwar der höchste Jammer, aber wie selten er auch ist, lernt man die Widerwärtigkeiten des Lebens ruhig ertragen. Wir müssen gerecht sein, das Unglück spielt doch lange, ehe es einmal Ernst treibt.

Adieu, Madame Breslau.

Dr. Börne, geb. Wohl, verehel. Breslau.

Ich freue mich, daß S[chmitt] verreist und daß Sie den Winter ruhiger zubringen werden. Ich wollte, er wäre in meine Gegend gekommen. Ich begreife diesen Menschen nicht, er liebt und ist ein Künstler und reist nach Norden! Lehren kann er dort viel, aber nichts lernen. Seiner Liebe und seiner Kunst, ich traue beiden nicht viel. Aber Sie, gute Seele, täuschen sich wieder. In dem Betragen der alten W[ohl] ist nichts, was eine veränderte Gesinnung anzeigte. Man ändert sich nicht in solchen Jahren. Sie wird auch wissen, daß S. verreist, und die Hoffnung, die sie daraus schöpft, macht sie nachgiebig. Die G[uste] von Frankfurt wegzubringen, davon würde ich mir immer noch viel versprechen; Sie glauben nicht, was neue Verhältnisse tun. Hierher sollten Sie kommen, und ich bürge dafür, in 6 Monaten soll es nur noch die Treue sein, die sie an S. fesselt.

45.

Nr. 18 *München, d. 22. Okt. 1821*

Ach, der schöne breite Brief! Anfänglich erschrak ich über dieses Zeichen guter Hoffnung; denn ich dachte, er wäre von einem andern, weil Ihre Briefe gewöhnlich sehr niedlich sind. Aber die Grobheit und die Unsymmetrie der Adresse gossen Freude in mein Herz. Warum schreiben Sie mir nie *Wohlgeboren?* Bei mir ist das doch kein leeres Wort; denn ich bin doch wirklich, wie ich mich unterschreibe, ein Wohl-Geborner. Über Ihre Besorgnis, daß ich in der Zerstreuung einmal diese Umschrift auch gegen Fremde gebrauchen möchte, habe ich lachen müssen wie die seligen Götter im Olymp. Denn gewartet, gewartet habe ich darauf, Sie würden einmal kommen mit dieser Angst. O Sie! Sie dürfen mit größerem Rechte sagen, was Shakespeare den großen Cäsar sprechen läßt, ohngefähr das: „Ich und die Gefahr, wir sind Zwillinge, doch ich bin der ältere, und wohl weiß die Gefahr, daß ich noch gefährlicher bin als sie.“ Gefährliche Freundin! Ihr Esel wird beide Bündel essen, die Sie ihm vorgeworfen, die *Wage* und den *Almanach*. Aber ein eignes Blatt kann ich hier nicht schreiben, denn die Erlaubnis dazu ist so schwer zu bekommen als Geld von den Buchhändlern. Auch Artikel in die hier erscheinenden Blätter würden mir nichts eintragen, da deren Herausgeber zu der Familie Lump gehören. Die Theaterkritiken werden schon regelmäßig in zwei Zeitungen besorgt, und das ziemlich gut. Die Verfasser aber werden, wie es mir scheint, nicht dafür bezahlt, sondern erhalten nur freien Eintritt.

Wer hat Ihnen verraten, daß ich bei einer Schauspielerin wohnte in Stuttgart? Wer? Und ich frage noch? . . . Die Eifersucht. Aber beruhigen Sie sich, die Frau *Fasetta* hat schon einige Enkel, und es gibt wenige Frauen, die, gleich Ihnen, auch als Großmutter gefährlich wären. Ich habe

Ihnen nicht geschrieben, daß es mir hier nicht gefällt; nur so gemütlich ist München nicht als Stuttgart, welches ländlichen Reiz mit städtischen Vorzügen verbindet.
Wenn ich auch nach Wien reise, so kann das nicht so bald geschehen, denn ich habe hier noch vieles und dieses Viele oft zu sehen, wenn ich von meinem Aufenthalte in München Belehrung ziehen will. — Mein *Buckelchen* ist schon verheiratet, wenigstens versprochen — hu, hu, hu! Aber über der Sichel Erklärung, nicht heiraten zu wollen, lache ich — ha, ha, ha! Das kenne ich; sie geht nur zurück, um einen Anlauf zu nehmen.
Ich überlasse es Ihnen, meinem *Eßkünstler* einen Namen zu suchen. — Ich habe vorsätzlich blasse Tinte genommen, als ein Verehrer des *ganzen* weiblichen Geschlechts. Jetzt darf ich ohne Gefahr schreiben: Ich liebe Sie ewig — schon nach einem Jahre können Sie mir es nicht beweisen. Hätte ich nur alle meine Schwüre weiß auf weiß geschrieben.
Sie mögen sagen, was Sie wollen, am „Titus" ist nichts schön als das zweite Finale, weil damit die Oper zu Ende geht.
Ja, ich danke Gott, daß ich nicht in Frankfurt war während Ihres Einzugs, und Sie mögen ihm auch danken, wir hätten uns wechselseitig zur Verzweiflung gebracht. Jetzt haben Sie auch Zeit und Gemütsruhe, mir oft und viel zu schreiben, und ich werde sehen, ob Sie noch meine liebe Tochter sind. Ich freue mich über Ihre Briefe, daß es eine Sünde ist. Sie sind doch auch nur ein Menschenkind. Gott weiß, wie es gekommen, daß Sie mich so umzaubert, Sie rächen Ihr Geschlecht an mir; aber die Rache ist süß — mir süß.
Vorigen Freitag ward die erste italienische Oper aufgeführt, eine von Paccini. Schrecklich, schauderhaft langweilig, Handlung wie Musik. Aber Sänger und Sängerinnen, auch deren Spiel, vortrefflich. — Mit der Gemäl-

degalerie habe ich den Anfang gemacht, das heißt, ich bin sie einmal durchlaufen. Ein großer Teil derselben befindet sich in Schleißheim, einem königlichen Lustschlosse, das einige Stunden von hier entfernt ist. Dahin wanderte ich mit meinem griechischen Neffen vor einigen Tagen. In der Galerie habe ich 4 Stunden zugebracht. 42 Zimmer und Säle durchrennte ich, 1500 Gemälde flogen an meinen Augen vorüber, daß mir schwindelte. Das nennen sie sehen. Es ist grade, als wollte man anderthalbtausend Bücher durchlesen in so kurzer Zeit. Die sentimentalen lyrischen Gemälde verstand ich nicht, die tragischen schreckten mich ab, weil ihr Stoff aus der widerlichen Mythologie der Christen genommen; am meisten zogen mich die humoristischen an, die in großer Zahl sich da fanden, nämlich die niederländischen. Aber man hätte bei einem einzelnen solcher Gemälde einen ganzen Tag zubringen können, um es in allen seinen Teilen zu betrachten. In der hiesigen Galerie, wo das Edelste sich befindet, war ich gestern. Da sie mir täglich offen steht, kann ich mit Ruhe alles betrachten. Einige Wärme glaubte ich in mir zu fühlen, und ich hoffe, daß mir Gott gnädig sein und mir Herz und Auge öffnen wird. Ich konnte Kunstkenner zu Führern haben, ich mag sie aber nicht, ich will allein den Weg machen. Wenn ich Zeit und Geduld hätte und schriebe: „Geheimes Tagebuch eines Kunstignoranten, geführt in München", das müßte lustig zu lesen sein. Die Herrn Kunstkenner scheinen mir oft so unwissend zu sein als ich. Ein Gemälde von Raffael wird gezeigt, das von einigen für Original, von andern für eine Kopie von einem neuern bayerischen Künstler gehalten wird. So schwanken sie. Gemälde, die mit mehr als 20000 Gulden bezahlt wurden, erklärte man später als Kopien. Da in München große Kunstliebe herrscht, wütet auch große Kunsteifersucht. Die Tonangeber dissonieren stark unter sich. Genug.

Habe ich Ihnen schon erzählt, daß Friedrich Schlegel in Wien ein Pfaff und seine Frau, die Mendelssohn, eine Nonne geworden ist? O Zeiten, o Sitten!
Hier ist doch schon ein großes und bewegtes Leben, wie es Frankfurt nicht hat, wo, wenn der Handel nicht lärmt, alles schweigt. Und das katholische Wesen lobe ich mir. Seitdem ich den Kirchendienst kennengelernt, sehe ich ein, wie die katholische Religion nichts ist als das Heidentum der Griechen und Römer, nur unter einer andern Form. Darum gefällt sie mir. Sie ist der Wein, der die niedergedrückte Menschheit die Leiden und Entbehrungen vergessen machte, die durch die Zertrümmerung der alten Welt ein unabwendbares Geschick über sie gebracht. Sie ist Wein für männliche und Milch für kindliche Naturen. Hätten die Fürsten nicht vor Pfaffen gezittert, dann wäre nach zweitausendjähriger Gewaltherrschaft die Welt nur noch eine Wüste. Der Katholizismus ist auch nicht so freudezerstörend, als ich mir immer vorgestellt, es gibt nichts Lustigeres. Reue kann nie das Herz eines katholischen Missetäters zerfleischen; denn jede Sünde findet Ablaß. Die Feiertage sind der Freude und nicht, wie bei den Protestanten, der Langeweile gewidmet. Hier sind Sonntags alle Läden geöffnet, es wird mehr gehandelt als in den Wochentagen. Gestern war sogar großer Jahrmarkt. In England darf sich an Feiertagen keine Musik hören lassen. Glauben Sie aber nicht, daß der Protestantismus ein Verderben der Menschheit sei, er führt zu ihrem Glücke. Bürgerliche Freiheit kann mit der katholischen Religion nicht bestehen. Nur ist jetzt noch in protestantischen Ländern eine traurige leere Zwischenzeit. Das alte Gebäude ist niedergerissen, und man zögert mit der Aufführung des neuen. Der wüste Bauplatz ist unerfreulich, und man stolpert jeden Augenblick über alte Balken und neues Bauholz. Der Glaube ist zerstört, und die Fürsten wollen den Verstand der Völker

nicht aufkommen lassen – so haben sie gar nichts. Auch wollen sie das neue Haus auf das alte Gewölbe, freie Staaten auf das Christentum gründen – ein Wahnsinn, der noch viele Jahrhunderte des blutigen Jammers über die Welt bringen wird ... Was ich schwätze!

Ich lese jetzt zum ersten Male ein Werk von Swift, und es ist mir klar geworden, warum mich schon viele Leute mit ihm verglichen haben. Wir haben viel in der Form der Darstellung und in der ironischen Art, von der Politik zu reden, gemein. (Aus diesem letzten Satze können Sie lernen, wie man *nicht* schreiben darf; das Wort *gemein* schleppt sich mühsam hinterdrein.) – Sie schreiben mir nicht, was Sie lesen, womit Sie sich beschäftigen. Gewiß sitzen Sie den ganzen Tag müßig, nähen kattunene Mäntel und stecken Ihre Hüte um. Ich fürchte, bis ich nach Hause komme, sind Sie wieder so unwissend, als Sie waren, da ich Sie kennenlernte auf der Friedberger Chaussee. Dann ist es aus mit uns. Wie viele Mühe hat es mich gekostet, Sie so weit zu bringen. – Was macht mein Regenschirm? Heraus mit der Sprache. Gewiß vertauscht? Wehe Ihnen, wenn es sich so findet!

Erinnern Sie sich, daß ich vor einigen Monaten ein Trauerspiel von München zugeschickt erhielt (ich glaube es hieß „Die Zwillinge". Und wenn ich mich nicht irre, habe ich es Ihnen gebracht). Der Verfasser heißt v. Schmets oder so ungefähr. Nun quält dieser Herr Dichter meinen Schwager, den er kennt, ihm meine Bekanntschaft zu verschaffen; ich aber weiche dem aus. Dabei ist das Lustigste, daß wir an *einem* Tische essen und er mir grade gegenüber sitzt. Ich kenne *ihn*; denn ich habe ihn bei seinem Namen rufen hören, er aber kennt mich nicht, und ich habe bei Tische noch nicht eine Silbe gesprochen. Bekanntschaften könnte ich wohl machen, aber es liegt mir vor jetzt noch nichts daran. Ich will erst die *Sachen* kennenlernen, dann die Menschen.

Mein Weibchen aus Rödelheim schmollt, weil ich nicht zu Tische komme; ich mache ihr eine Faust und sage: „Halt's Maul, dumme Gans, ich will noch das Blatt voll schreiben!" Sie sehen daraus, wie Sie sich in mir geirrt und daß ich ein zärtlicher Gatte bin.

Neulich besuchten mich zwei junge Leute, die erst auf Akademien gehen wollten. Sie kamen, den berühmten Verfasser der *Wage* kennenzulernen. Nachdem wir uns lange unterhalten, gestanden sie mit Stottern, sie hätten gemeinschaftlich ein Trauerspiel geschrieben und würden sich die Freiheit nehmen, es mir vorzulegen. Seitdem, sooft einer an meiner Türe klopft, zittre ich, die schreckliche Melpomene möchte eintreten. Auch heute morgen hörte ich mit Angst klopfen, aber es war nicht Melpomene allein, es waren alle Musen und Grazien zugleich, es war Ihr Brief. — „Halt's Maul, dumme Gans, ich bin gleich fertig" . . . Der Ehestand ist ein Wehestand. Ach, warum habe ich geheiratet! Jeden Augenblick hält sie mir vor, daß ich ohne ihren Beistand mein Schnupftuch verloren hätte. „Ich werde mich noch damit erwürgen" — sage ich ihr dann. — Bei Ihrem zukünftigen Gemahle, dem Dr. Breslau, habe ich neulich vortrefflich gegessen und noch vortrefflicher getrunken. Das ist ein Mann! Ich werde gewiß sein treuester Hausfreund. Schreiben Sie mir nur bald Ihre Meinung, ob Sie die Hauptstadt von Schlesien werden wollen.

Grüßen Sie mir Ihren Hausherrn und Ihre Hausfrau mit aller möglichen Freundlichkeit und schreiben Sie mir genau, was ihr bei Ochs von mir gesprochen. — Das Wichtigste hätte ich bald vergessen. Vorgestern tritt ein Soldat in mein Zimmer (man gebraucht hier die Soldaten zu allerlei Botendienste) und bringt mir ein Billett folgenden Inhalts: „Mein Herr! Es gäbe Ihnen nicht mehr Aufklärung, auch wenn ich meinen Namen unterschriebe; denn man könnte Ihnen keine Auskunft über mich

geben, da ich erst 8 Tage hier bin und in der Vorstadt wohne. Ich suche bei Menschen keine Hülfe mehr; denn ...
(Fortsetzung folgt.)

An
Frau Jeanette Wohl
bei Hrn. Dr. Medic. Stiebel
an der schönen Aussicht
in
Frankfurt a/M.

46.

Nr. 19 *München, d. 24. Okt. 1821*

„Wie ein Hirsch nach frischen Quellen schmachtet, so schmachtet meine Seele nach dir" — so sang David, ich weiß nicht, ob zu Gott, Jerusalem oder seiner Frauen eine. Aber der alte König verstand sich auf jedes Lieben. Nun ich bin zwar kein Hirsch, aber Du bist eine süße Quelle, der liebliche Born meines Glückes und meiner Lust. Heute sind es zwei Monate und zwei Tage, daß ich das Licht meiner Seele nicht gesehen habe. Die Schiffer der Nordpolexpedition hatten es freilich noch schlimmer, doch durften sie sich eines beständigen Nordscheins erfreuen; ich aber muß immer acht Tage auf jeden Ihrer Briefe warten, welche mein Nordlicht sind in dieser Winternacht der Trennung. Ich wollte, Ihre Briefe wären nicht himmlisch und vollendeten mit der Erde alle 24 Stunden ihren Lauf. Liebstes Herz, was haben Sie denn zu tun? was haben Sie Besseres zu tun, als mir zu schreiben von Morgen bis Abend? Oder brennt Ihre Lampe noch für einen andern? Ich erinnere mich, daß Sie vor einem Jahre einmal Ihr Zimmer verschlossen hielten, um an jemand zu schreiben, ungestört, — geschieht das jetzt wieder? Muß ich befürchten, daß Sie Ihre Zeit und Ihre Feder spalten? Vergessen Sie wenigstens über den Nord nicht völlig den Süden; ich muß es ja zufrieden sein, daß Ihr

Herz nach allen Weltgegenden ausstrahlt! Lassen Sie uns ein vernünftiges Wort miteinander sprechen. Was halten Sie denn von meinem Besuche? 19 von 26 abgezogen bleiben 7, also nach so viel Briefen darf ich kommen, das hatte ich mir gleich anfänglich zugesagt. Und doch ist meine Freude an den Gedanken nicht rein. Sie in Frankfurt zu sehen, das ist mir, als sollte ich die lang ersehnte Schweiz im Winter bereisen. Dort friert mich's immer. Es ist ein wahres Glück für mich, daß mir Frankfurt so zuwider ist; denn das Vergnügen, nicht dort zu sein, gibt mir selbst für Sie einigen Ersatz. Doch ich weiß es, Sie sind mir ja nicht gut genug, und Sie suchen mich nur immer hinzuhalten. Wenn ich bis zum Frühlinge warten wollte, kämen Sie dann nach einem dritten Orte, um mit mir zusammenzutreffen? Versprechen würden Sie es gewiß, das wäre aber auch alles. Und wollten Sie es auch ernstlich, so wird doch nichts daraus, ich sehe das alle schon kommen. Im Frühlinge kehren die Schwalben zurück, da haben Sie wieder alle Hände voll zu tun, und für mich wird keine Zeit übrigbleiben. Ich bin recht verdrüßlich bei dieser Vorstellung; denn ich kann mich nicht täuschen, und das Traurigste ist, daß Sie nicht mich allein, daß Sie auch sich dabei aufopfern. Wären Sie nur zufrieden, ich würde es auch. Sie können mir es glauben, ich habe das genau berechnet. Ihr Glück hängt von Ihrer Ruhe ab, Sie brauchen nichts mehr. Ein Mann ist ein Strom, der fließen, die Frau aber eine Quelle, die unbewegt sein muß, um klar zu bleiben. Ihr Herz ist zu zerstreut, die Liebe kann ihm nie eine Richtung geben, nur die Pflicht kann es. Es ist ganz gleich, von wem Sie sich diese Pflicht auflegen lassen, oder nein, es ist nicht ganz gleich, — ein Mann, den Sie nicht lieben, ist der tauglichste für Sie; denn ein solcher macht die Pflicht um so schwerer und hält Sie um so fester. Ein Anker von Eisen ist besser als einer von Gold. Und ich sage das

nicht, um mich zu empfehlen, denn der Männer, die Sie nicht lieben, gibt es genug. Lassen Sie sich belehren und leiten. Sie sind ein Mann, andern zu helfen; aber sich selbst zu helfen, sind Sie nicht einmal eine Frau, Sie sind ein Kind. Sie überreden sich vielleicht, es hätte Fälle gegeben, wo Sie mit Verstand und Ausdauer für Ihren eignen Vorteil gesorgt, aber Sie täuschen sich. In jenen Fällen war das Glück Ihrer Freunde mit Ihrem eignen verbunden, und dieses allein gab Ihnen die Kraft, für sich zu sorgen.

25. Okt. Ich habe gestern endlich die Rheinbriefe und die übrigen Abschriften gelesen. Mit den Pariser Briefen hatten Sie recht. Daraus läßt sich gar nichts machen. Der beste Beweis ihrer Untauglichkeit liegt darin, daß ich nicht Geduld hatte, sie auszulesen. Die Vorrede: *Ferienreise eines Journalisten* hat mir gefallen, wie auch die Rheinbriefe. In dem Tagebuche findet sich manches Gute, aber die Geschichte vom Erlkönig hat mir Langeweile gemacht. Alles zusammen macht höchstens 3 Bogen, und zu einem Almanach brauchte ich wenigstens zwölf. Aber was ist einem eisernen Fleiße gleich dem meinigen unmöglich?
Meinen Tischnachbar, den Herrn v. Platz, habe ich endlich so glücklich gemacht, mich ihm zu erkennen zu geben. Der hat das Maul aufgesperrt! Ich freue mich, den ersten Schriftsteller, den geistreichsten und witzigsten Kritiker Deutschlands kennen zu lernen. *Ich:* Ich bitte Ihnen. *Er:* Ja, so schreibt keiner sonst in Deutschland, das war mir immer eine Stilübung, so, habe ich oft gesagt, möchte ich schreiben können. *Ich:* Sie sind sehr gütig ... Sehen Sie, Frau erste Schriftstellerin, ich Anker bin doch nicht von gringem Eisen, und wenn auch nicht von Gold, doch dem Golde sehr ähnlich, wie Geißenheimers Crizot-Uhren.

Ich bin ein Kunstnarr geworden. Alle Narrheiten erschöpfen — so kömmt man auf den Boden der Weisheit. Ich habe mir in diesen vierzehn Tagen eine kleine Gemäldesammlung angelegt, die mich sehr viel Geld kostet. Einige Male bin ich betrogen worden. Daß ich den Dr. Goldschmidt nicht bei mir habe! Ein Engel, der auf dem Bauche schläft, so daß man das Gesicht nicht sieht, wurde mir für einen Raffael verkauft, ich habe 24000 Gulden dafür gegeben, und da fand sich, daß es eine Kopie war. Die „Perl'“ meiner Sammlung ist eine Laus von Leonardo da Vinci. Ein herrliches Bildchen! Es juckt einen, wenn man sie ansieht, man möchte sie grade knicken. 500 Dukaten habe ich dafür gegeben. Es ist nichts leichter als ein Kunstkenner zu werden. Zeigt man Ihnen ein Gemälde, so gehen Sie drum herum wie die Katze um den Brei, um das rechte Licht zu suchen. Dann treten sie näher und fahren mit den Fingern über das Gemälde her, den Konturen des Bildes, der Gewänder folgend. Sie murmeln dabei: Faltenwurf — Gruppe — markiger Pinsel — Lichter — Kolorit. Frägt Sie einer deutlich um Ihre Meinung, so lassen Sie sich ja nicht irremachen, sondern seufzen oder lächlen, oder Sie sagen: „Das ist eine Perl'“ und gehen weiter ... Aber es ist gottlos, daß ich bei einer so heiligen Sache spotte! Mich ärgert nur — nicht die *Heuchelei* der sogenannten Kunstfreunde; denn kein menschliches Herz ist dem Eindrucke des Schönen verschlossen — mich ärgert die Nichtverschämtheit, mit der sie ihre Gefühle offenbaren. Jede Liebe soll verschwiegen sein, und lautes Beten hat mich immer verdrossen. Auch mir hat manches Gemälde wie mit Strahlen der Frühlingssonne die kalten Adern durchwärmt, aber es wäre mir nicht möglich gewesen, meine Gefühle gegen Fremde zu äußern, ja es war mir unbehaglich, wenn in der Galerie mir jemand zur Seite stand, der meine Bewegung hätte belauschen können. Ich habe schnell gelernt, daß

die Malerei höher steht als Musik und Poesie. Die Musik ist zu flüchtig, die wahre, auch etwas Überirdisches, Geisterartiges, Schauerliches; die Poesie ist zu lästig, zu anspruchsvoll für die Freude, die sie uns gibt, sie will von allen Kräften der Seele empfangen sein, man muß zu viel dabei denken. Aber vor Gemälden kann man besinnungslos stehen; manches hat mich in völlige Vergessenheit gelullt, so daß ich fast davor eingeschlafen wäre. Glauben Sie nicht, daß man Kenntnisse haben müsse, um Kunstwerke zu genießen. Das Technische zu beurteilen (die Regeln des *Handwerks*), dazu gehören allerdings einige, und man erlernt diese nur, wenn man selbst zeichnet und malt. Das ist aber nur Nebensache. Genieße ich nicht ein dramatisches Werk, ja beurteile ich nicht dasselbe wie ein Kenner, ohne daß ich weiß (Ihnen im Vertrauen eingestanden), was Jamben oder Hexameter sind, und ohne daß ich unterscheiden kann, ob ein Vers zu kurz oder zu lang ist? In der Gemäldegalerie folgt mein Auge nur dem Zuge meines Gefühls, und dann urteile ich frei wie ein König. Um die Rangordnung der Kunstwerke, wie sie der Staats- und Adreßkalender des Katalogs aufstellt, bekümmere ich mich nicht viel. Gefällt mir ein Gemälde, dann erst suche ich nach, von welchem Meister es ist. Ich habe mir die Freiheit genommen, die Werke eines berühmten italienischen Malers, *Guido Renis,* sehr abgeschmackt zu finden. Tun Sie mir den Gefallen und sagen Sie das dem Dr. Reiß und Goldschmidt, damit sie sich darüber ärgern. Idee, Anordnung, Kolorit besonders, alles ist abgeschmackt in seinen Gemälden — sagen Sie, hätte ich gesagt.

26. Okt. Gestern wurde die „Zauberflöte" aufgeführt. Der berühmte Bassist Fischer sang den Sarastro. Er ist hier auf 10 Jahre angestellt und bekömmt jährlich 4000 fl. Er wird aber gar nicht geachtet. Seine Stimme

hat sehr verloren. Erst seit kurzem hat er es dahin gebracht, nicht mehr ausgepfiffen zu werden, und er wurde ausgepfiffen, weil er sich herausnahm, in der Arie „In diesen heiligen Hallen“ die zweite Strophe zu variieren. – Hier soll sehr viel musikalische Bildung herrschen. Kenner sagen mir, daß sich jeder Philister die Ohren zuhalte, wenn der leiseste falsche Ton fällt. Könnte ich Ihnen nur die herrlichen Dekorationen und Maschinerien beschreiben, die ich in der „Zauberflöte“ sah. Da kommen wie bei uns nicht bloß zwei schabige Löwen, sondern die ganze Naturgeschichte von wilden und zahmen Tieren: Elefanten, Gazellen, Affen, Dromedare, sogar Schafe und Flöhe.

27. *Okt.* Nun ja, auf diese Art kann ich den ganzen Kalender durchschreiben, wenn ich warten will, bis ein Brief von Ihnen kömmt. Zwar habe ich heute noch eine halbe Stunde Hoffnung. Es scheint mir, Sie fangen an, etwas lau zu werden. Im ganzen Monat Oktober haben Sie mir erst 3 Briefe geschrieben, und dieser der meinige Brief ist schon der 8te. Ich muß Sie auf etwas aufmerksam machen. Die Post von Frankfurt hierher und zurück geht eigentlich nur zweimal in der Woche, und dann kommen sie den 4ten Tag an. Versäumt man aber diese Tage, dann werden die Briefe oft sechs Tage aufgehalten. Wir haben das beide schon erfahren. Sie müssen sich also genau erkundigen, an welchen Tagen die regelmäßige Post nach München abgeht. Von hier aus schreibt man am Montag und Donnerstag. Dieser Brief, den ich heute, Samstag, abschicke, wird vielleicht 6 Tage auf dem Wege zubringen. Sie verdienen es nicht besser; denn Sie haben mich gar nicht mehr lieb. Wäre ich doch lieber nach Offenbach gereist, da könnte ich 2mal täglich Briefe von Ihnen bekommen. – Gestern ist meine Mutter hier angekommen. Schöne Sachen hat sie mir von Ihnen erzählt!

Ist es wahr, daß Sie reiten lernen? Meiner Schwester sagte ich, die Witwe Sichel habe beteuert, sie werde nie wieder heiraten. *Schon!* rief meine Schwester. Das ist gewiß sehr malerisch, und ich habe neulich viele Worte gebraucht, um diesen Gedanken auszudrücken. Meine Mutter fragte mich, warum ich die Sichel nicht heiratete. Ich erwiderte: *Philibert.* – Also heute wieder nicht! Jetzt weiß ich, warum Sie *lau* geworden sind und mir seltener schreiben als vormals. Sie sind schon eine halbe Bres*lau*. Was die Verzweiflung witzig macht!

Rosaliens Nachlaß, Roman von Jakobs, höre ich hier loben. Lesen Sie ihn, bilden Sie sich, nehmen Sie Unterricht, aber ja bei keinem jungen Maas, sondern bei einem alten. Können Sie mir nicht sagen, ob während meiner Abwesenheit kein neues Heft der *Wage* erschienen ist? – Fällt Ihnen abends 10 Uhr ein, sich zu fragen: Was mag jetzt mein geliebter Börne machen? so geben Sie zur Antwort: Er sitzt im Kaffeehause, raucht eine Zigarre und hat eine große Bouteille Bier vor sich stehen. Was hat er um 9 Uhr gemacht? Er hat ein wunderschönes Bürgermädchen aus dem Theater nach Hause geführt. Ist er auch mit ihr hinein ins Haus gegangen? Leider nein, denn die Mutter leidet das nicht. Sie sehen, was daraus entsteht, wenn Sie mich vernachlässigen und zur Verzweiflung bringen. Mein Herz ergibt sich aus Gram dem Trunke. – Es ist doch schlecht von den Ochsen, daß sie mir noch nicht ein einziges Mal geschrieben, ja mich nicht einmal haben grüßen lassen, aber . . . dis moi qui tu hantes et je te dirai qui tu es.

Dr. Börne, ehemals geb. Wohl.

47.

Nr. 20 *München, Montag, 29. Okt. 1821*

Kling, kling, kling! Das klingt so herrlich wie die Glöckchen in der Zauberflöte. Und auch wie jene fortlaufen,

möchte Ihr Sklave – zu Ihnen hin –, sooft Sie einen Brief spielen, aber er darf ja nicht! Er muß bis zum Sommer in einem Treibhause verkümmern. Machen Sie mir meine Winterstube nur recht warm, schreiben Sie mir oft! Die Einrichtung, mir jeden Morgen beim Frühstücke zu schreiben, ist ganz herrlich. Wenn Sie nur Wort halten! Aber Sie tun es gewiß, ich weiß ja, daß Sie mich halb soviel lieben, als ich Sie liebe, also ungemein, und daß Sie nur darum so oft von meinem Neffen reden, weil er meinen Namen führt. Sie schreiben sehr fein, es wäre unfein von mir, daß ich noch gar nicht an die Ochs geschrieben, denn eigentlich wollten Sie sagen *grob*. Aber fragen Sie Fanny und Süßchen, ob sie mich nicht oft versichert, sie würden keine Briefe von mir annehmen. Ohne diese Besorgnis hätte ich schon längst die süßeste aller Pflichten erfüllt.
Ich danke Ihnen für alle die schönen Neuigkeiten, die Sie mir gemeldet, Sie würden eine angenehme Zeitungsschreiberin werden. Der glückliche Anton Schnapper! So wohlfeilen Kaufes davonzukommen. Ich hätte in einem ähnlichen Falle mein letztes Kleid hingegeben. Lieber Engel, wollen wir nicht auch so einen Handel schließen? Zahlen Sie mir zehen Millionen, und ich entsage allen Ansprüchen auf Sie. Was reden Sie von Fuchs? Ich habe mit einem Fuchse keine weitere Ähnlichkeit, als daß ich oft geprellt worden bin. Ob die unverheiratete Schwester schön, jung und liebenswürdig ist? Was weiß ich! Was kümmert das mich! Ich liebe nur die abstrakten Ideen. Daß ein Frauenzimmer liebenswürdig sei, reicht nicht hin, mich zu gewinnen; ich kann nur die Liebenswürdigkeit lieben. Sind Sie etwas anderes als ein Fußklotz? Mir sind Sie noch etwas Schlimmeres. Sie halten mich, wie die Nadel einen Schmetterling, fest; jede Anstrengung, mich losreißen, würde mich töten, und so duften mir alle Blumen und Schwestern vergebens, und ich muß

mein junges Leben zwischen Bluten und Verbluten hinschmachten.
Sie melden mir, ich würde bald in den Ehestand treten. Nun, das freut mich, Sie müssen das am besten wissen. Was doch ein Frauenzimmer für verschämte Wege einschlägt, um zum Ziele zu kommen. Nachher will ich recht ordentlich und fleißig werden. Wir wollen leben wie die Engel im Himmel, nichts essen und nichts trinken, sondern nur uns liebhaben. Wenn Sie mich ernstlich fragen, wie es mit meinen Arbeiten stehe, so muß ich Ihnen ernstlich antworten, daß ich außer dem, wovon ich Ihnen schon geschrieben habe, noch wenig zu Ende gebracht. Woher die Zeit nehmen? Ich habe so vieles zu sehen, zu betrachten und zu bedenken. Ich verliere aber nichts durch mein Zögern, nicht einmal Zeit, denn mir kömmt an neuen Ideen und Stoff so viel zu, daß ich später werde rascher arbeiten können. Nur daß ich oft schwanke und wähle, ist schlimm. Das beste wäre gewesen, ich hätte alle meine Stunden zu Hause darauf verwendet, Ihnen zu schreiben und alles mitzuteilen, was mir von innen und außen zukam. Da hätte sich viel gesammelt, was zu brauchen gewesen wäre. Aber da tat ich mir Gewalt an, beschränkte meine Neigung, um zu förmlichen literarischem Tun zu schreiten, woraus denn immer noch nichts geworden ist. Ich werde wahrscheinlich diese Woche meinem Vater schreiben, doch zweifle ich sehr, daß er mir die Reise nach Wien verstattet; es läßt sich anerzogene Ängstlichkeit so schwer besiegen. In einem gewissen Sinne hatte Steinthal ganz recht zu sagen, ich hielte hier Quarantäne; ich werde wirklich durchräuchert und unschädlich gemacht nach Wien kommen. Von Politik hört man hier kein Wort sprechen, und ich selbst bin ihr fast entwöhnt worden; zwar lese ich hier alle Zeitungen, aber es ist nur das lebendige Wort, was aufregt. Wärme des Gesprächs verbreitet sich hier nur über Kunst, und da im

Sommer jedes Land Italien ist, so gibt man sich zufrieden. Nur Sonne; die Erde, worauf man steht, ist gleichgültig. Jede Leidenschaft, jeder Wind ist mir willkommen, daß ich nur fortgetrieben werde. Doch ein Gebiet gibt es im menschlichen Leben, wo ich zur Eisscholle erstarre, die kein Frühling schmilzt — der Handel. An meinem Schwager ist mir das so klar geworden. Das ist ein verständiger, gebildeter, ja geistreicher Geschäftsmann. Nun sollten Sie ihn reden hören, über Rothschild, über östreichische Anleihen und dergleichen. Mit Entsetzen höre ich ihn an. Diese Leidenschaftlichkeit, diese Glut, diese Lebendigkeit, dieses Mienenspiel, diese Begeisterung. Es ist nicht die Habsucht, von der er mir ganz frei scheint, die würde ich bedauerungswürdig, aber erklärlich finden. Er spricht von solchen Dingen wie ein Kunstfreund von einem Raffaelschen Gemälde, das er mit Entzücken anschaut, ohne daß der leiseste Wunsch, das Kunstwerk eigentümlich zu besitzen, seine Empfindung störe. Ist das nicht fürchterlich? Und so sind sie alle in Frankfurt. Und gar an Ihrer Seite dort zu leben, das wäre mir als Zugluft noch unerträglicher.
Ich danke Ihnen für das Versprochene, mir gleich zu schreiben, wenn Ihnen etwas fehlt, und Gott gebe, daß Ihnen nie etwas fehle als ich, denn da kann ich helfen. — Wir schönen Geister kommen uns in allem entgegen. In meinem letzten Briefe war auch vom Postenlauf die Rede. *Direkte, undirekte* Post, wir reden wie die Handelsleute. Die Einrichtung ist ganz gut. An den nämlichen Tagen, wo man hier schreibt, nämlich Montag und Donnerstag, kommen auch die Frankfurter Briefe an, so daß ich gleich darauf antworten kann. Wenn meine Briefe nach Frankfurt kommen, hatte ich in dieser Minute ausgerechnet, habe es aber schon wieder vergessen. Der Kopf schmerzt mich davon. Ich habe immer an St. gedacht, aber bis jetzt noch nichts ausfindig machen können.

Engel, welche Belohnung und welche baldige haben Sie mir ausgedacht? Ist es etwas Lebendiges oder etwas Totes? Hat es Hände und Füße? Wird es gegessen oder ißt es selbst, und zwar viel? Bis ich das alle erfahre, schwimme ich täglich auf dem Nymphenburger Teich herum. Meine Mutter ist hier angekommen. Denken Sie nur, sie trägt Haare, was sie in Frankfurt nie getan! Zwar nur falsche, aber die schönsten braunen Locken. Ich habe sie gefragt, wie sie es auf der Reise mit dem Essen gehalten hätte, und da hat sie gesagt, sie hätte Fische gegessen, und hat sich wahrhaftig über sich selbst lustig gemacht. O Sitten! o Zeiten! Muß ich das von meiner Mutter erleben! Jeden Sonntag esse ich bei meiner Schwester. Dort findet sich auch ein Professor Späth ein, der seit 12 Jahren keinen Sonntag fehlt. Vortrefflicher Kunstkenner, dessen Werk „Die Kunst in Italien" sehr gelobt wird. Er ist katholischer Geistlicher, ganz der französische Abbé wie in Fanchon und in den Memoiren. Welche Gewandtheit, wie versteht er geistliche Würde und pfäffische Heuchelei mit gefälligem Scherz und offener Lebenslust zu verbinden! Wenn er des Fürsten Hohenlohe Wunderkraft in Schutz nimmt, wenn ich ihm sage, „Ihr Katholiken seid Heiden, darum gefällt ihr mir" – dann sollten Sie sein Gesicht sehen, wie das zwischen Lächlen und Ernst dem Zuschauer unbeschränkte Wahl gibt. Jeden Sonntag zieht er die Spieluhr auf, lobt meiner Schwester sieben Kinder der Reihe nach, sagt meinem Schwager, er sei nicht dick, erzählt jedem Fremden, ich sei Verfasser der *Wage*, und frägt mit den Worten nach mir: „Wo ist mein Doktor?" Meine Schwester hat feine Spitzen in Kommission, – er läuft in der Stadt herum und sucht einen Käufer. Ist eine Speise mißraten, dann läßt er sich gewiß zweimal davon geben. Von dem könnte ich was lernen, nur müßte ich zuerst lernen, fremdes Essen so zu lieben wie er. Es schmeckt mir aber nur, wenn ich es be-

zahlt habe. Bei dem Prinzen Eugen hat er sich einzuschmeichlen gewußt und hat ihm die kostbarsten herrlichsten Kupferwerke ausgelockt. Ich habe an Späth wieder bestätigt gefunden, was ich so oft wahrgenommen: Um zu gefallen, muß man eitel sein; man lernt die Eitelkeit anderer nur an sich selbst schmeichlen. Wenn ich ihm erzähle, ich hätte seine Schriften loben hören, dann ist er ganz außer sich vor Freude. Der Prinz Eugen hat sich hier sehr beliebt gemacht, er ist ein schöner reicher und soll ein sehr kluger Mann sein. Seine Familie, das sollen alle Grazien vereinigt sein.
Was ein Rezensent geplagt ist! Manchmal verwünsche ich die Stunde, in der ich zuerst kritisiert. Von einem Herrn v. Platz habe ich Ihnen geschrieben, der ein Trauerspiel verfertigt, das er mir schon früher nach Frankfurt geschickt, das ich aber nicht gelesen habe. Dieser Mensch verfolgte mich, seitdem er mich kennenlernen, mit den schamlosesten Schmeicheleien. Jean Paul wäre ein Pudel gegen mir. Ich sah das Gewitter heraufziehen. Gibt mir vorgestern unser Dichter mit aller Untertänigkeit und Feierlichkeit seine Tragödie, die ich nicht allein lesen, sondern auch beurteilen soll „mit meiner gewöhnlichen Freimütigkeit“. Wäre sie ganz schlecht, hätte ich leichtes Spiel, ich könnte dann aus Ironie alles loben. Aber das Werk ist mittelmäßig, und nicht genug loben beleidigt mehr als unbedingter Tadel. Dabei ist Platz ein großer dicker Kerl, der täglich vier Maß bayrisch Bier trinkt. Wehe mir, wenn er Dr. Katzenbergers Badereise gelesen hätte. Ich habe mich schon darnach erkundigt, und zu meinem Glücke findet er Jean Paul langweilig. Ein wahrer Magister Lämmermayer! Ich wollte ihn besuchen, das verbat er sich aber, vorgebend, er sei den ganzen Tag nicht zu Hause; denn die Nacht sei sein Tag, dann arbeite er. Wahrscheinlich hat er keinen haltbaren Stuhl in seiner Dachstube. Es herrschen in der Stadt zwei verschie-

dene Meinungen über ihn. Die einen sagen, er hätte nie einen Gulden; die andern hingegen, er hätte nie 24 kr. in der Tasche.

Draußen vor der Stadt sieht man die Tiroler Berge, hinter ihnen liegt Italien. Gar nicht losmachen kann ich mich von der Vorstellung, daß ich in zwei Tagen den kalten Herbstnebeln dieses Landes entfliehen könnte, daß ich in drei Tagen einen neuen Frühling, in vier das Meer, in fünf Roms alte Götter, in sechs den Sommer und blühende Zitronenbäume finden könnte . . könnte . . könnte!

Dr. Müller, der Verfasser der Beschreibung von München, die ich Ihnen neulich empfohlen, war Sekretär beim Prinzen Eugen, mit 2000 fl. jährlichem Gehalt. Er betrug sich nicht gut, und da schickte ihn der Prinz mit Manier zum Teufel, das heißt: er gab ihm 2500 Gulden und riet ihm, Italien zu bereisen. Das tat er, und jetzt macht Brockhaus, der die künftige Beschreibung in Verlag genommen, einen unendlichen Lärm von dem schönen Werke, dem die Welt entgegensehen dürfe. Die Proben, die ich im Literaturblatte gelesen, sind schlecht, der Mensch schreibt wie eine Köchin. Wie man in Italien keinen Stil haben könne, begreife ich nicht. Hätte ich nur auch schon einen fürstlichen Herrn; daß er mich zum Teufel jage, dafür wollte ich sorgen.

Das erste Finale im „Titus“ ist freilich schön. Habe ich es denn getadelt? Wenn auch Mozart nicht er selbst ist, so bleibt er immer noch genug.

„Ihre aufrichtige ergebene J. Wohl“, aus welchem Briefsteller haben Sie das abgeschrieben? Schreiben Sie doch „Ihre heißgeliebte und Sie desgleichen liebende Freundin“ — das klingt schöner. Das Ende an Ihren Briefen gefällt mir nie. — Der Himmel weiß, wie es geschieht, daß mein Verstand und meine Zeit in meinen Briefen immer zugleich aufhören. Es schlägt schon halb 2 Uhr, und ich wüßte Ihnen nichts Neues mehr zu schreiben.

Also Donnerstag bekomme ich wieder Brief. Wäre ich jetzt ein Türke, dann hätte ich wöchentlich 5 Feiertage. Sonntag für Christus, Montag und Donnerstag für Sie, Freitag für Mahomet und Samstag für Moses. Dann blieben mir noch zwei Wochen- und Arbeitstage: Dienstag und Mittwoch. Eine herrliche Einrichtung für einen Müßiggänger meinesgleichen. Ich will den Koran studieren. Allih, Allah! Der Prophet segne Dich, süßer Balsam von Mekka, duftende Rose Persiens. Aller Tau des Himmels komme über Dich!

Bajased, genannt der Blitz, geb. Wohl.

48.

Nr. 21 *München, Donnerstag, d. 1. Nov. 1821*

Schon wieder ein Brief? Nein, das ist zu arg, eine solche Zudringlichkeit ist mir noch gar nicht vorgekommen. Ei, Frau Wohl, Sie haben sich ja sehr verändert, Sie sind ja ganz erstaunlich mürbe geworden! Erinnern Sie sich gefälligst, wie Sie gewütet haben, da ich Ihnen vor 4 Jahren durch eine vertraute Köchin ein Zettelchen in Ihr[er] Schwester Haus geschickt. Bin ich der nämliche nicht mehr? Ist das nicht meine Handschrift? Hat sich mein Herz verändert? . . . Nein, teuere Freundin, es hat sich nicht geändert, und wie es damals für Sie schlug, wird es ewig für Sie schlagen. Aber mit meiner Klage ist es mir doch Ernst. Sie sollen mir nicht so oft schreiben, einmal jede Woche ist genug. Sie sind zu gut, Sie verzärteln mich. Wenn ich auch manchmal über das Gegenteil geklagt, so war das eine Schwachheit, die Sie mir verzeihen, aber nicht nachgeben dürfen. Wenn ich selbst häufig schreibe, so ist das etwas anderes; denn alles, was ich denke und fühle, ist in meinem Geiste und Herzen doch immer an Sie gerichtet, und an meinen Briefen habe ich nichts als die Adresse zu schreiben. Heute, liebes Kind,

kann ich diesen meinen Brief nicht abschicken; denn ich habe allerlei zu sehen und zu hören. Wir haben heute Feiertag, und überdies wird unser hochwürdigster Bischof eingeweiht. Große Kirchenmusik und hundert blauseidne Hüte ziehen mich fort. Auf Morgen denn.

2. *Nov.* Es ist doch nicht schön, daß wir so weit voneinander entfernt sind; die Briefe gehen zu langsam, man erinnert sich nicht mehr, was man geschrieben, und Frage und Antwort verwirren sich. Als Sie Ihren letzten Brief abschickten, waren meine letztern Briefe (Nr. 19 und 20) noch nicht angekommen. In Paris hat sich jetzt eine Gesellschaft gebildet, welche zum Vorteile des Handelsstandes telegraphische Linien nach allen französischen Häfen errichtet, so daß die Pariser Kaufleute in wenigen Minuten von der Ankunft der Seeschiffe benachrichtigt werden können. Ich ergötze mich an den Gedanken, daß bei dem immerwährenden Fortschreiten des menschlichen Unternehmungsgeistes nach einer Reihe von Jahren die Telegraphen so allgemein sein werden, daß gute Freunde auf diesem Wege sich schreiben können; dann können Sie mir von Frankfurt aus in drei Stunden Nachricht geben. Das müßte herrlich sein. Wenigstens bis dahin wollen wir uns gut bleiben, damit wir uns des Vorteils erfreuen.
In der Kirche habe ich gestern keinen Platz mehr gefunden, doch habe ich an diesem Tage das merkwürdigste Schauspiel auf meiner ganzen Reise gesehen. Ich erinnere mich nicht, Ihnen von dem hiesigen Kirchhofe schon geschrieben zu haben. Er ist äußerst merkwürdig. Wie der Mensch von der Sinnlichkeit beherrscht wird, wie keine Vorstellung der Seele, sie sei erhaben oder gemein, traurig oder freudig, selbständig ist, sondern von den Sinnen geschaffen, erweckt, erzogen, ernährt, eingeschläfert oder vernichtet wird — das kann man auf dem hiesigen Kirchhofe lernen. Es mag jemand noch so sehr

den Tod fürchten, er mag sich noch so ängstlich an das Leben klammern, er wird auf diesem Kirchhofe nichts von den Schauern fühlen, die der Anblick der Vergänglichkeit sonst zu erregen pflegt. Er ist ein freundlicher heller Garten, der wie jeder andere Spaziergang alle Tage benutzt wird. An den Mauern sind wohl niedere Pflanzungen, doch Bäume, die düstern Schatten geben, sind vermieden. Breite Wege, der Sonne ganz offen, führen nach allen Richtungen. Die Gräber sind symmetrisch, Reihe hinter Reihe, geordnet. Die meisten sind mit Grabmälern versehen, zu deren Errichtung die Hinterlassenen eine Aufforderung mehr in ihrer Eitelkeit finden, da diese Denkmäler der Liebe, der Achtung oder Dankbarkeit täglich der Betrachtung der Lustwandelnden ausgesetzt sind. Die leeren Grabstätten sowohl als auch diejenigen, welche kein Denkmal bezeichnet, sind mit numerierten Stäbchen versehen, so daß das ganze Feld das Ansehen eines botanischen Gartens hat. Auf der einen Seite wird der Kirchhof von einem halbzirkelförmigen, mehrere hundert Schritt langen bedeckten Säulengange umgrenzt. Wer da Ruhe sucht, kann sie auf marmornen Bänken finden. Ich habe aber noch niemanden darauf sitzen sehen, an einem solchen Orte mag sich wohl jeder seiner Beine erfreuen. Unter diesen Arkaden gelangt man in einige große Zimmer, die zwar mit einigen Zeichen der Trauer ausgestattet sind, ohne jedoch ein düsteres Ansehen zu haben. Darin werden diejenigen Toten, welche man aus Mangel an Platz oder aus andern Gründen nicht die verordneten drei Tage im Hause behalten kann oder will, in offnen Särgen ausgestellt. Die Zimmer sind zwar verschlossen, aber durch große Glastüren kann man alles sehen. Geputzte Kinder, blumenbekränzte Mädchen, Weiber in Nachthauben mit schwarzen Bändern liegen da mit entblößten Gesichtern, auf schiefrechten hohen Gestellen. Die aus Sonnen- und

Kerzenlicht zusammenfließende magische Beleuchtung gibt den Toten das Ansehen von Schlafenden. Das ist die Bühne, auf der ich gestern ein so merkwürdiges Schauspiel sah. Es war der Tag des Allerheiligenfestes. An diesem Tage wird für das Heil aller Verstorbenen gebetet, „damit sie um so bälder aus dem Fegfeuer befreit werden und zur Anschauung Gottes gelangen". Der Kirchhof war mit Tausenden von Menschen bedeckt. Alle Grabmäler waren mit Blumengirlanden umwunden oder mit Blumen in Töpfen umstellt. Bei jedem standen Lichter, entweder Wachskerzen auf hohen Kirchenleuchtern und zum Schutze gegen den Wind mit farbigem Papier umsteckt oder Öllampen in farbigen, gewöhnlich dunkelblauen Glaskugeln. Die Grabmäler snd mit eisernen Armen versehen, woran die Lampen gehängt werden. Zur Bewachung der Lampen, Blumentöpfe und anderer Dekorationen werden von den Hinterbliebenen, die ihren Toten diese Ehren erzeigen, alte Weiber bestellt. Ich habe nie so viele alte Weiber beisammen gesehen. Vor jedem Grabe steht ein Eimer mit Weihwasser, woraus vermittelst einer langen Bürste das Grab von Zeit zu Zeit benetzt wird. Fromme und Kinder, die damit ihr Spiel treiben, verrichten diese Benetzung im Vorbeigehen, auch wenn ihnen der Tote nicht nahe war. Die alten Weiber beten ihre Rosenkränze, die Männer mit entblößtem Haupte vor den Gräbern ihrer Angehörigen. Die Denkmäler sind nicht bloße Steine, sondern gewöhnlich architektonische und plastische Allegorien, manche von sehr guter Idee, obzwar, wie natürlich, von keinem großen Kunstwerte in der Ausführung. Ich habe an dieser Feier, die sehr poetisch ist und die ich aus Mangel an Zeit nur schlecht beschreiben konnte, nichts auszusetzen, als daß sie nicht im Frühling begangen wird. Es ist schwer, das schmerzliche Gefühl der Vergänglichkeit im Herbste zu beseitigen. Was die Einrichtung des Kirchhofs

betrifft, so meinen Sie gewiß, daß sie mir gefiele; sie gefällt mir aber nicht. Das heißt nicht wie die Griechen den Tod erheitern, das heißt ihn weglügen, ihn verbergen. Nur gedankenlose Schlemmer können sich auf diese Art betäuben lassen. Das heißt nicht wahren Mut geben gegen die Schrecken des Todes, das heißt uns, gleich Soldaten vor der Schlacht, durch Rausch die Feigheit benehmen. Dieser Kirchhof ist so lustig, daß man Ball darauf halten könnte. Man wird leichtsinnig gestimmt, der Genius mit der umgekehrten Fackel wird in einen Hanswurst verwandelt. Das ist nicht gut ... Genug gestorben, wir wollen zu den Lebendigen zurückkehren.
Das Wetter war gestern wie im Frühling, und wenn es bis morgen so anhält, werde ich mit meinem Neffen eine Fußreise ins Gebirge machen. Nach Tirol hin, 5 Stunden von hier, liegt der Starnberger See, der 5 Stunden lang und 1½ Stunde breit ist, eine reizende Insel in seiner Mitte. Dahin wandern wir auf zwei bis drei Tage. Wie ich mich freue, aus dieser Flachheit Münchens zu kommen. Es gibt hier nicht so viel Berg, daß man darüber stolpern kann.
Eines Ihrer holdseligen Worte, das hebräische, habe ich nicht lesen können. Heißt es etwa *Suhden,* Teufel? Von der oder dem Süßchen will ich nichts wissen. Es oder sie hat mir auf den Brief, den ich ihm oder ihr schon vor 6 Wochen Post restant geschickt, noch nicht geantwortet. – Ihr blauseidener Hut muß Sie herrlich kleiden. Das ist Ihre Farbe, die des Himmels. Wenn es regnet, werden Sie lieber den Hut verderben lassen, als meinen Regenschirm gebrauchen? Ich habe den größten Verdruß davon. Worauf wollen Sie ihn versparen? Ich wollte, den Trunkenbold Noah hätte der Teufel geholt, ehe er auch den Elefanten in seine Arche gerettet. Der ist schuld an allem, denn nur des elfenbeinernen Knopfes wegen gebrauchen Sie den Regenschirm nicht.

Lassen Sie doch dem Murhard weismachen, ich ging nach Wien und übernähme die Redaktion des *Östreichischen Beobachters,* aber ernsthaft; er würde es in der ganzen Stadt erzählen, und ich wette, man glaubte es.
Aus dem Dr. Zimmern wird nie ein *ordentlicher* Professor werden. Ich halte ihn für sehr geistlos, er kann wohl seine Schüler, aber gewiß nicht die Wissenschaft weiterbringen. Sie schreiben mir, Sie wären in der Promenade mit einigen Christen herumstolziert? Wer waren diese Christen? Sie wissen, daß ich sie nicht leiden mag.
Recht zum Narren habe ich mich von Ihnen halten lassen mit meinem Reisen. Ich glaube, Sie machen sich gute Tage und sind so vergnügt als ein Fisch im Wasser. Was führe ich hingegen für ein elendes Leben. Montag ist bei Havard Extratafel für Leckermäuler, Mittwoch bei Michel, Freitag bei Junnemann, dann Museum, dann italienische, dann deutsche Oper, dann ein Staberl, dann ein Rendezvous, ich möchte mir die Haare aus dem Kopfe reißen. Wenn sich ein anderer um 10 Uhr zu Bette legen kann, muß ich noch mit Herrn von Platz und noch einigen allerliebsten Gesellschaftern Billard *à la guerre* spielen. Wann werden meine Leiden enden!
Haben Sie mir doch *Wohlgeboren* schreiben müssen. Ich will Sie schon zurecht bringen, ich will noch eine ganz ordentliche Person aus Ihnen machen. Sie sollen mir tanzen lernen nach meiner Pfeife. Auf Ihren nächsten Brief schreiben Sie mir Hochwohlgeboren. Nicht gemuckst! – Gestern abend hatte ich einen Anfall von Heimweh, auf ein Gläschen Kümmel verlor es sich aber wieder; ich hatte mir den Magen verdorben.
Wer ein Land nur im Herbste und Winter gesehen hätte, dürfte der sagen, daß er das Land kenne? Nein. Ebensowenig kennt derjenige das Gebiet des menschlichen Geistes, welcher nur die Wissenschaft, aber nicht die Kunst innehat, – die Kunst, welche Frühling und Sommer ist.

Wie glücklich ist der zu preisen, der eine vollständige Erziehung genossen! Während ich beschäftigt bin, ein Zimmer in dem Gebäude meines Wissens auszumalen, dringt der Regen durch das unbedeckte Dach, und der Keller stürzt ein. Nirgends Festigkeit, nirgends Zusammenhang. Wenn ich nicht wahrhaftig demütig wäre vor Gott, meinem Schöpfer, ich könnte in Verzweiflung geraten. Was mir fehlt, kann ich nicht nachholen. Wer sich an Leinwand erfreut, kann sich Hemder draus schneiden, wer aber wie ich, Talent, Farben und Pinsel hat, nur keine Leinwand, darauf zu malen — wem das unterste fehlt, und der darum weiß, was ihm fehlt, der muß sich wie ich mit erschlichener Achtung und unverdienter Liebe begnügen. Daß meine Augen weiter gehen als meine Füße, das macht mich oft so mißmutig — Sie glauben es kaum. Hier ist so viel Talent und so allseitige Ausbildung bei vielen Menschen, daß man neidisch werden muß. Mein Stillschweigen ist mir schon manchmal für Bescheidenheit aufgenommen worden, und ich darf nichts dagegen einwenden. Neulich sagte ich jemanden, ich wolle mich hier auf Italien vorbereiten, denn mir fehle so viel: Kunstkenntnis, Altertumskunde (daß mir auch Geschichte und Sprache fehle, schämte ich mich zu gestehen); und da lächelte der Mann und sagte (ich hörte es ihm an, er wollte mir nicht schmeichlen): „Nun wenn *Ihnen* das fehlt, so weiß ich nicht, wer das sonst besitzen sollte!" Viele Leute waren dabei. Lieben Sie mich, wenn auch unverdient. Dr. Ignorant, geb. Ignorantin.

49.

Nr. 22 *München, d. 5. Nov. 1821*

Ich hatte kaum Ihren Brief zu Ende gelesen, da setzte sich unter meinen Fenstern der große Prunkzug in Bewegung, womit heute die katholische Priesterschaft das

Volk zum besten hält. Dieses Abwenden meines Blickes von mir selbst und meinen eignen Begehrungen auf die Menschheit und die ewige Lüge, welche sie beherrscht, war mir sehr heilsam — ich vergaß mich, vergab Ihnen und verschmerzte Ihren Brief. Sie können sich nichts romantischer und schöner denken, als dieser Zug war. Unser hochwürdigster Erzbischof gab heute den letzten Akt der Komödie, die er seit 8 Tagen spielt. Der Weg aus einer Kirche zu einer andern, mehrere Straßen durch, eine große Länge der Stadt, war mit Brettern belegt. Die Menge, Fahnen und Kreuze, Schuljungen und Meßbuben mit Körben, aus denen sie immerfort Blumen und Binsen streuten, Gesang, feiste Pfaffen, Tausende von Männern und Frauen mit Rosenkränzen in der Hand, laut ihr Ave Maria plärrend, Militär, Musik, Kirchendienerschaft, Wachskerzen auf hohen silbernen Leuchtern, der Bischof mit seiner Mütze unter einem Baldachin, rechts und links das Volk segnend mit einer Bewegung der Hand, womit man den Hühnern Futter streut, zwanzigstimmiges Glockengeläute ... da haben Sie einige Ingredienzen zu der aqua tofana, woran seit 1800 Jahren die Menschheit siecht. Ich glaube, daß solche heuchlerische Spiele nicht bloß gegeben werden, um zu betrügen, sondern auch, um neue Betrüger zu werben. Solange der Zug dauerte, hatte ich die größte Lust, ein Spitzbube zu werden, ich hätte das erste beste Schnupftuch ziehen mögen. Jetzt ist mit der Stille auch meine alte Ehrlichkeit zurückgekehrt, und mit dieser beantworte ich den wichtigsten Punkt Ihres Briefes. Sie schreiben: Sie hätten mich zu lieb, um den Dr. Br. zu heiraten. Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll. Heißt das, Sie können nicht heiraten, weil Sie Ihrem Manne glauben ein Herz bringen zu müssen, was ich schon besitze, oder heißt das, Sie könnten nicht heiraten, weil es mir Schmerz verursachen würde? In beiden Fällen irren Sie. Sie verkennen ent-

weder sich oder mich oder die Pflicht einer Gattin. Die Liebe, die Sie zu mir haben, dürfen Sie mit in Ihre Ehe nehmen und sie Ihrem Manne gestehen, und dürfen Sie das letztere nicht, so fehlt es ihm an Verstand oder Herz, und dann würden Sie ihn doch nicht wählen. Was das andere betrifft, so irren Sie auch, ich bin besser oder stärker, als Sie glauben. Als zuerst der Wunsch und die Vorstellung der Möglichkeit in mir aufkam, Sie mit Dr. Br. verbunden zu sehen, flossen Tränen des Entzückens aus meinen Augen. Ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott, daß, so heiß ich auch den Wunsch hegte, Sie zu besitzen, und sooft ich ihn auch ausgesprochen habe, ich immer mehr dabei an Ihr Glück als an das meinige gedacht. Meine Liebe zu Ihnen macht mich glücklich; was hätte mir die Ehe mehr geben können, da sie jene nicht vermehren konnte? Ja, ich war immer besorgt, wenn ich es Ihnen auch nicht gestand, die Ehe möchte unser schönes Verhältnis herabziehen in das Leben der gemeinen Wirklichkeit. Aber ich dachte mir, was ich noch denke, *Sie* würden dabei gewinnen, und dieses hätte auch mittelbar mein Glück erhöht. Es ist also nichts, was Sie abhalten sollte, eine Verbindung mit einem andern Manne zu schließen. Sie und ich, wir verlören nichts dabei. Lassen Sie sich durch eine lebhafte Vorstellung von meinem Schmerze, von meinen Tränen nur nicht irreführen. Das ist das niedere Gewölk der Seele, das sich über mich wie über jeden Menschen lagert, aber die Sonne des Geistes bleibt Siegerin. Ich würde weinen, wie auch ein Vater weint, wenn sein Kind das elterliche Haus verläßt, aber wenn Sie glücklich würden, wäre ich es auch. Ob Dr. Br. der gehörige Mann sei, daran zu zweifeln, hat sich mir bis jetzt noch kein Grund dargeboten. Auf das Gute, das ich von ihm gesagt, setzte ich keinen Wert; denn eine einzige böse Eigenschaft zieht zehen Tugenden herab. Von Fehlern frei zu sein, das muß einen Mann

zum Gatten empfehlen. Wie man sich kennenlernt, das weiß ich nicht, man könnte sich den Sommer in einem Bade treffen. Ob die Jette dem Br. gefallen würde, kann ich nicht bestimmen. Ich habe ihm scherzend gesagt, ich würde ihm eine Frau schaffen. Er äußerte: er müsse eine mit Geld haben, doch gab er dafür die bekannten, vernünftigen Gründe an. Dann sagte er: seine Frau müsse häuslich und einfach sein und nicht viele Ansprüche machen. An seinem Charakter habe ich ferner entdeckt, daß er ein weltkluger Mann ist und etwas lebenslustig. Ich hatte Ihnen geschrieben, er habe bei einem Spital eine Stelle. Das verhält sich aber eigentlich nicht so. Er ist nur in einem Stadtbezirk Armenarzt, welches mit keiner Besoldung verbunden ist, doch der Gesamtertrag seiner Praxis ist so, wie ich angegeben. Was schadet's, wenn Sie mit Jettens Eltern sprechen? Der Rindskopf war ja schon einmal hier, hat also wahrscheinlich Bekannte, die ihm über Br. Auskunft geben können. Ich brauche wohl nicht zu befürchten, daß man auf meine Empfehlung allein Gewicht legt; denn ich würde auf keine Weise in solchen Dingen Verantwortlichkeit auf mich nehmen.

Abends 7 Uhr. Ich konnte heute nicht dazu kommen, den Brief zu schließen und abgehen zu lassen. Also morgen mit der krummen Post. Frau Wohl, Sie sind geprellt, es wird nichts daraus, Sie werden ihn nicht haben, und die Jette wird ihn nicht haben. Ein anderer Teufel hat ihn schon geholt. Meine Schwester hat ihm ein Frankfurter Mädchen gekuppelt, und sie sagte, es sei so gut als richtig. Sie heißt: Jungfer *Ries* und hat 8000 Gulden Mitgift. Gott sei Dank, diesen Nebenbuhler wäre ich los, und meine Tugend kam mich wohlfeil zu stehen. Ich rede vom Dr. Breslau. Schöne Witwe, grämen Sie sich nicht, es gibt noch mehr artige Männer in der Welt, und ich selbst bleibe stets zu Ihrem Gebote. Jetzt wollen wir wie-

der allerlei angenehme Scherze treiben; es fällt mir gar zu schwer, lange ernsthaft zu sein. Sie sind so tückisch wie der Kaiser Caligula, der seine Gesetze so unleserlich schreiben ließ, daß man aus Unwissenheit sie übertreten mußte und in Strafe verfiel. Sie haben verordnet, ich dürfe nicht eher nach Frankfurt kommen, bis einige *Wagen*hefte und der Almanach im Drucke erschienen. Heißt der verrückte Schnörkel *und* oder *oder*? Oder heißt er *Und* und *Oder* zugleich, je nach Belieben? Und und oder, oder und, oder oder — erklären Sie sich bestimmt, woran ich mich zu halten habe. Sie dürfen nicht glauben, daß ich Ihr *Narr* bin. Sie beleidigen mich sehr, wenn Sie von *einem* Waghefte reden. Über eine solche Kleinigkeit sollte ich so lange Zeit zubringen? So etwas mache ich in 8 Tagen. Wenn ich mich mit solchen Dingen abgebe, so geht das ins Große — zwei oder drei Hefte auf einmal. Ich bin jetzt sehr dabei, und Sie werden erstaunen.
Die Nachbarn neben Ihrer Loge haben sich gewiß anders ausgedrückt, als „genaue gute Freundin". Gewiß haben sie gesagt: die Braut des Dr. Börne. Sie wollten mir nur nicht die Freude antun, mir es so wiederzuerzählen.

Den 6. Nov. Die Stelle beim Prinzen Eugen ist schon längst wieder besetzt. Ohne Frau, was soll mir eine Anstellung? Verheiratet müßte ich eine haben, damit ich nicht bei dem ersten häuslichen Zwiste desertiere. Ihnen, gute Seele, darf man gar keinen Wunsch mitteilen. Jetzt haben Sie schon Verdruß davon, daß ich nicht nach Italien reisen kann. Glauben Sie doch ja nicht, daß ich selbst Kummer darüber habe, ich war nie eines anhaltenden traurigen Gefühls fähig. Die Vorstellung einer italienischen Reise kann mich angenehm beschäftigen, und darum rede ich so oft davon. Sie wiederzusehen reizt meine Einbildungskraft noch weit mehr, und der Erfüllung dieses Wunsches steht nichts als Ihre Grausam-

keit im Wege, vor der ich mich wenig fürchte und mit der ich schon fertig werden will.

Die Herrnhuter duzen bekanntlich jedermann; sagt denn Dr. Passavant auch „Du“ zu seinen Patienten? Wenn so ein Frankfurter [...] romantische Streiche begeht, das ist grade, als wie wenn ein Esel die Laute spielt. Sie glauben gar nicht, was Ihr Frankfurt ein ekelhafter Ort ist, man muß in der Fremde sein und vergleichen, um dieses fühlen zu lernen.

Geschäfte. Bitten Sie den Samuel, er möchte auf die Polizei gehen vormittags. Dort sitzt ein Polizeidiener *Schulz* in der Paßstube. Diesen soll er beiseitenehmen und in meinem Namen ihm folgendes sagen: Ich bliebe noch zwei Monate in München; wie ich es zu machen hätte, um anfangs Dezember mein Quartal zu beziehen. Ob mir das Geld auf eine hier ausgestellte Quittung würde ausbezahlt werden? Ob ich ein Lebensattestat auszustellen hätte, oder was sonst zu tun sei. Er, Schulz, solle sich erkundigen. Was Ihnen Samuel berichtet, schreiben Sie mir. Es mangelt mir übrigens jetzt noch nicht an Geld. Meine Garderobe ist ganz miserabel, und ich werde bald wie ein Wilder nackt auf Eroberungen ausgehen müssen. Gibt es aber auch eine größere Bosheit als die des Schicksals, das einen armen Teufel dick werden läßt, so daß ihm seine wenigen guten Kleider zu eng werden? Die linke Klappe meines schwarzen Rocks geht nicht weiter als bis an die östliche Grenze meines Herzens. Die Knöpfe daran werde ich verkaufen, ich kann sie doch nicht mehr brauchen. Das verdammte Bier! Wenn das so fortgeht, habe ich in einem halben Jahre einen solchen Bauch, daß man sich seiner als Schreibpult wird bedienen können. Sein Sie doch barmherzig und ärgern Sie mich in Ihren Briefen sooft wie möglich.

Soeben fällt der erste Schnee. Wie das wirbelt! Habe schon einige Damen zum Schlittenfahren eingeladen.

Ihnen zuliebe werde ich sie umwerfen, Sie sollen diese Freude an Ihren Nebenbuhlerinnen haben.
Sie haben mir immer noch nicht Ihre jetzige Lebensweise beschrieben. Lassen Sie sich Ihr Essen wie vor bringen? Gehen Sie abends in Gesellschaft, und wohin? Oder bleiben Sie zu Hause, und wer kömmt zu Ihnen? Haben die Ochsen der Sichel eine Trauervisite gemacht, und was ist dabei vorgefallen? Wie geht es Ihrer Hausherrschaft? Grüßen Sie Röschen und ihren Mann und Sophie.
Ich gehe oft ins Theater, besonders wenn Carl seine Staberl spielt. Da lache ich mich bald buckelig. Mein Ihnen wohlbekanntes Buckelchen heiratet einen Advokaten Real aus Landau. Er wollte lange nicht in den sauren Apfel beißen, denn als ihr nächster Anverwandter wäre ihm doch einst das buckelige Vermögen zugefallen. Da hat sie ihm aber gedroht, sie würde den ersten besten armen Teufel heiraten, wenn er sie nicht nehme. Wäre ich nur ein Jahr früher hierhergekommen, hol' mich der Teufel, ich hätte sie geholt mit ihren dreimalhunderttausend Gulden, und dann wäre ich bei verschiedenen Weibern in die Schule gegangen, um zu lernen, wie man eine Ehehälfte unter die Erde bringt. Nachher hätte ich Sie geheiratet und hätte mich von Ihnen unter die Erde bringen lassen, und jenseits, da gibts wohl keine Buckel, da hätte ich mit meiner verklärten Frau ein zweites seligeres Leben geführt.
Unter den Büchern, die man mir nach Stuttgart geschickt, befand sich auch ein Band von Beckers Weltgeschichte. Der Himmel weiß, wie ich dazu kam, das Buch gehört nicht mein. Aber bei dieser Gelegenheit las ich diesen Teil. Ein ganz herrliches Werk, so ergötzlich als belehrend. Ein verfluchter Kerl dieser Becker, voller Ironie! Er läßt sich nichts weismachen, und die lumpige Geschichte der Erdenwürmer von höchstens 5000 Jahren kömmt ihm gar nicht so ehrwürdig vor als uns andern Schwachköp-

fen. Lesen Sie ja das Werk vom Anfang bis Ende. Das wichtigste ist zu lernen, daß nichts wichtig ist – Sie und ich ausgenommen. Sind Sie fleißig, machen Sie gute Fortschritte? Wo liegt Morea? Wie hat der erste Mensch geheißen? Wenn ein Pfund Käse 24 kr. kostet, wieviel kosten 13 Lot? Führe Dich gut auf, mein Kind, ich bringe Dir auch etwas Schönes mit. – Grüßen Sie Ihre Schwester und deren Mann, auch Wilhelm. Die Ochsen lassen mich nicht grüßen, so lasse ich sie auch nicht grüßen. Können Sie denn wirklich vergnügt sein in dem verfluchten Nest? Ich will lieber hier Stallknecht sein als in Frankfurt Bürgermeister. Kommt zu mir, alle meine Freunde, ich bin reich, ich will euch alle versorgen, verlaßt nur den abscheulichen Ort! – Wohin ist der Schmitt gereist? Warum ist er nicht hier[her]gekommen? Von Moscheles redet hier alles mit Entzücken, ich erzähle den Leuten, S. wäre weit mehr. Schade, daß Sie nicht hier sind, die ganze Stadt ist voller Musiknarren. *Für* oder *gegen* Rossini – man hört da manches vernünftige Wort. Neulich bei Tische wollte man meine Meinung hören. „Rossini", sagte ich, „gleicht, wenn ich mich so ausdrücken darf . . ." zum Glücke ließ der Kellner ein Glas fallen, das klirrte, zog die Aufmerksamkeit ab, und ich war gerettet.

Dr. Börne. [gestrichen:] geb. W.

50.

Nr. 23 *München, d. 12. Nov. 1821*

Schon viele Menschen sind aus Liebe wahnsinnig geworden, aber aus Menschenliebe ist es noch keiner. Nur Sie wären dazu fähig. Sie dachten daran, Ihr Klavier zu verkaufen, um mich nach Italien reisen zu lassen? Kommen Sie mir nicht mehr mit solchen Gedanken, welche die schmerzlichsten Gefühle in mir erwecken. Es ist ein Glück, daß Sie nie den Mann Ihres Herzens gefunden – Sie können ja den Wein nicht einmal unter Wasser ver-

tragen! Seien Sie ruhig, liebe Freundin, ich komme gewiß noch nach Italien; denn was der Mensch heftig und beständig wünscht, das erreicht er immer. (Sie zittern?) Ihr Plan ist gut, und er soll ausgeführt werden, nur mit einigen Veränderungen. Die drei Hefte der Wage sollen nicht bloß nacheinander, sondern zugleich erscheinen. Ich habe Vorrat genug dazu, und ich werde die Auszüge meiner Münchner Briefe, vielleicht nicht einmal die Rheinbriefe nötig haben. Sodann beginne ich einen neuen Band der Wage, den ich aber nicht heftweise, sondern auf einmal herausgeben werde. Das erstere zu tun, wie Sie vorgeschlagen, ist nicht zweckmäßig. Denn auch den Fall gesetzt, Cotta ließe sich darauf ein, so ginge doch die Hälfte der Freude und des Nutzens meiner Reise verloren, wenn ich die Verbindlichkeit auf mich nähme, während ihrer Dauer, und sei es noch so wenig, zu schreiben. Das ist eine Sorge, die allen Genuß stört. Dann würde meine Reisebeschreibung, die mir gewiß noch mehr als meine Reisekosten einbringen müßte, dadurch zerstückelt werden. Ich gebe also lieber ein ganzen Band heraus, und zwar auf Subskription. Wenn ich hier und in Frankfurt nur 500 Subskriptionen bekomme, so betrüge das (zu 3 fl. das Exemplar) schon 1500 Gulden. Die Freude, die ich Ihnen, teure Freundin, machen würde durch die Erstrebung meines Lieblingswunsches, wird mich gewiß stärken, daß ich mein Vorhaben ausführe. Bis zu Ende des Mai soll die Handschrift des ganzen Bandes fertig sein. Habe ich dann eine Zahl Subskribenten gesammelt, so werde ich die Wage an Cotta vorteilhaft verkaufen können. Eher will ich Sie nicht sehen, als bis ich das durchgeführt habe. Am 1. Juli reise ich nach der Schweiz, und von da im Herbste nach Italien. Den Juni bringe ich mit Ihnen zu. Sind Sie zufrieden?

Es fällt mir schwer, mich über meine Unwissenheit zu beruhigen, auch nach Ihrem freundlichen Troste. Ich

weiß wohl, daß ich das Höhere und Schönere besitze, aber das Niedere und Unschöne ist auch im Leben des Geistes das Notwendigere. Was ist gemeiner und notwendiger als das Essen? Bedenken Sie, was es mich stört und aufhält, daß ich von der italienischen Sprache soviel als nichts weiß. Wenn ich auch jetzt das nötige Geld hätte, könnte ich nicht eher nach Italien reisen, als bis ich noch einige Monate die Sprache studiert. Und wie wenig Zeit kann ich jetzt darauf verwenden, da ich die Wage schreiben muß.
Aus meiner Wanderung nach dem Starnberger See ist nichts geworden, das Wetter war zu rauh. – Gestern, Sonntag, ist Ihr ehemaliger Bräutigam Dr. Breslau nach Miltenberg gereist, welches auf der Münchner Straße noch 16 Stunden von Frankfurt entfernt ist. Dahin kömmt die Jungfer Ries (ehemals Rüsselsheim genannt) mit ihren Eltern, um sich beschauen zu lassen. Um 9000 Gulden ist der Handel geschlossen. Erzählen Sie aber in Frankfurt nichts davon, als bis Sie hören, daß die Sache richtig geworden ist. Meine Schwester würde wütend werden, wenn sie erführe, daß ich die Geschichte ausgeplaudert. Sie sind nun schön angeführt. Haben Sie sich schon recht viele Kleider machen lassen? Sie können sie für eine andere Gelegenheit versparen.
Nach Darmstadt haben Sie reisen wollen? Sie werden ja ganz wild. Wehe Ihnen, wenn ich das gewußt hätte. Darmstadt liegt auf meinem Wege, ich wäre vielleicht hingekommen. – [– – –].
Den Brief, den mir die Lübecker vor 4 Wochen geschrieben haben wollen, habe ich nicht erhalten. Wahrscheinlich hat ihn mein Bruder in Empfang genommen. Ich werde diese Gelegenheit benutzen, ihm zu schreiben. Glauben Sie doch nicht, daß diese Menschen empfindlich sind über mein Nichtschreiben. Sie stellen sich nur so an, um einen Vorwand zu haben, kein Geld herzugeben. – Ich habe einige Hoffnung, an der hiesigen Judenschaft

etwas Geld zu gewinnen. Bei der bevorstehenden Ständeversammlung wird auch ihre Angelegenheit zur Sprache kommen. Sie haben mich schon deswegen zu sprechen gewünscht, aber ich stelle mich im Einverständnis mit meinem Schwager etwas zähe und vornehm, damit sie auf meinen Beistand um so mehr Wert setzen lernen.

Was mir einmal in Stuttgart begegnet, habe ich hier abermals erfahren müssen, eine unangenehme Baruchsche Reminiszenz. Ein Herr, der bei Tisch gegen mir über sitzt, spricht: „Ich habe in Heidelberg mit Ihnen studiert; nicht wahr Herr Doktor – *Baruch?*" Und die zwanzig meiner täglichen Tischgäste, die mich als Dr. Börne kennen, sehen sich an. Das Vieh mit seinem verdammten Gedächtnis heißt Graf Frohberg und ist ein reicher Gutsbesitzer. Dem Kerl zünde ich noch einmal alle seine Scheuern an. Ich war in der peinlichsten Verlegenheit. Ich bin und bleibe der ewige Jude!

Schreiben Sie mir doch jedesmal, welches die letzte Nummer ist, die Sie bei Abgange Ihres Briefes von mir erhalten haben, sonst werde ich ganz irre. – Sie haben mir noch immer nicht ausführlich geschrieben, wie Sie leben, und ich möchte es doch gar zu gern wissen. Aber es scheint, Sie sind vergnügt. Sie sehen oft Gesellschaft, und ich bin ganz glücklich bei der Vorstellung, daß Sie frohe Tage haben. Was die Zeit verfließt! In 8 Tagen sind es schon 3 Monate, daß ich Sie nicht gesehen habe. Der Mensch hat eine glückliche Natur, er kann in allen Klimaten ausdauern, was kein anderes Tier kann.

Um nach meinem Plane, bis zu Ende des Mai mit einem Bande der Wage fertig zu sein, brauche ich täglich nur 3 meiner Seiten zu schreiben. Da wäre ich ja nicht wert, daß mich der Teufel holte, wenn ich nicht damit zustande käme. Gut oder schlecht, alle eins. Wird es schlecht, so erkläre ich offenherzig in der Vorrede, ich hätte gesudelt, weil ich zu einer italienischen Reise Geld ge-

braucht hätte, ein andermal wolle ich es besser machen. Vielleicht kann ich mir auch Beiträge verschaffen, und dann wird der Band um so eher fertig. Merken Sie sich's: Ich brauche zur Ausführung meines Planes 528 geschriebene Seiten, den neuen Band und die noch fehlenden Hefte des alten zusammengerechnet. In jedem Briefe werde ich Ihnen schreiben, wie viele Seiten ich seitdem zustande gebracht. Sie müssen das jedesmal auf ein Blatt setzen, Nummer unter Nummer, so daß sie zusammengezogen werden können. Dann können Sie übersehen, wie weit ich noch von meinem Doppeltziele bin, von Ihnen und Italien. Ich bin ein Kind, ich muß mir durch allerlei Spielereien die sauere Arbeit zu versüßen suchen.
Ich zittere, diesen Brief zu beendigen; denn da beginnt meine Arbeit und Besserung. Ich will mir nicht unrecht tun, es ist nicht bloß Faulheit, die mir das Arbeiten so sauer macht, sondern die Begierde, auch so gut wie möglich zu schreiben; ich glaube, und wenn auch noch mehr als Italien davon abhinge, ich könnte nicht eilen und schmieren. Schon 1 Uhr. Den ganzen Vormittag bin ich in der Stube auf und ab gegangen und habe hundert Titel zu hundert Aufsätzen ersonnen. Glücklicherweise muß der Mensch zu Mittag essen, der Mensch muß auch nachmittag spazierengehen, um gesund zu bleiben, und heute abend muß der Mensch in die italienische Oper gehen, um — die richtige Aussprache des Italienischen zu erlernen. Also morgen! „Morgen, morgen, nur nicht heute, sprechen immer faule Leute, morgen will ich fleißig sein."
Vorgestern sah ich ein neues Stück: „Staberls Wünsche"; wahrscheinlich kennen Sie diesen Charakter Staberl und haben Carl spielen sehen. Im ersten Akte macht er einen mißmütigen reichen Gutsbesitzer und beginnt mit einem Monolog in Art des Hamlets: „Was ist das Leben des Menschen? Aufstehen, sich rasieren lassen, schlafen und

sterben. Und ist der Mensch ein Frauenzimmer, aufstehen, sich nicht rasieren lassen und doch sterben.“ So geht es fort. Ein Geist erfüllt dem Staberl drei Wünsche. Er wünscht also erstens, daß sich alle Frauenzimmer in ihn verlieben, zweitens ein indianischer Prinz zu sein, und drittens in Don Juan verwandelt zu werden. Es ist köstlich, wie sich Staberl in allen diesen Verhältnissen beträgt! Mit ganz München bin ich in Streit über dieses Stück. Alle tadeln dasselbe; denn, sagen sie, Staberl trete aus seinem Charakter heraus. Ich sage ihnen: das ist ja eben der Spaß, daß Staberl nicht Staberl sein will, sie verstehen das nicht. Es herrscht hier viele Bildung, man merkt es aber doch den Leuten an, daß sie Parvenus sind; sie sind zu vornehm und bekrittelnd. Vor 20 Jahren waren sie noch in Dummheit verschlammt. Wir andern von gebildeter Herkunft sind herablassender gegen geringe Leute und sehen nicht soviel auf die Etikette.

Abends 5 Uhr. Ich komme soeben von einem Spaziergange zurück. Eigentlich geht die Post nach Frankfurt erst abends 8 Uhr ab, und die Briefe werden bis 7 Uhr und noch später angenommen. Ich habe aber nie gewagt, so lange zu warten, sondern aus Furcht, die Post zu versäumen, schon um 1 Uhr mittag den Brief abgegeben. Heute zum ersten Male weiche ich von der Regel ab. Ich bin so ängstlich als Sie, in Dingen, woran mir liegt. So können Sie auf den Adressen meiner Briefe bemerken, daß ich immer *Frankfurt am Main* schreibe, welches eine ganz überflüssige Sorgfalt ist, und worüber jeder Handelsmann lacht.
Schreiben Sie mir doch was des Dr. Breslau wahrscheinliche Jungfrau Braut für ein Mädchen ist, versteht sich im Vertrauen; denn es wird es keiner erfahren, wenn Sie mir etwas Nachteiliges von ihr schreiben sollen. Auf 24 Stunden kommen sie in Miltenberg zusammen, und

in dieser kurzen Zeit wollen sie sich kennenlernen! Ich kenne ein gewisses Frauenzimmer schon 4 Jahre lang, und ich getraue mich noch immer nicht, es zu heiraten, so sehr ich auch täglich darum gequält werde. Ein[em] Bräutigam, der mir sagte, er habe sein Mädchen gründlich kennengelernt und er sei ihrer Vortrefflichkeit sicher, würde ich erwidern, was Jakob Sichels Vater einst zu einem Juden sagte, der sich während der Sommermonate in Paris aufgehalten und nach seiner Rückkehr mit Französischsprechen großtat. Sichel sagte ihm: „Sagt mir einmal, wie *Schnee* auf Französisch heißt!" Du lieber Gott! In Petersburg ist es im Juli und August so warm als in Italien, aber schon im November frieren die Flüsse zu. Ungeheuer seid ihr, abscheuliche Natterbrut, schönfarbige heuchlerische Schlangen. Hu! wenn Dr. Breslau zurückkommt, und er erzählt mir, seine Verbindung sei geschlossen, lache ich ins Fäustchen und trinke eine Bouteille Wein auf die Gesundheit meiner Freiheit.

Adieu, himmlische Seele, Sie können diesen noch leeren Streif statt meiner ausfüllen mit all den Worten, die Liebe und Verehrung bezeichnen. Ich küsse tausendmal Ihre liebe Hand. B.

51.

Nr. 24 *München, 19. Nov. 1821*

Ihre Versicherung, daß Ihnen meine Briefe so große Freude machen, hat mir sehr wehe getan; es ward mir um so fühlbarer, welch ein abscheulicher Mensch ich bin, Ihnen so lange nicht geschrieben zu haben, seit 8 Tagen nicht. Wohl mag die Vorstellung, in der ich mich gefalle, Sie als meine Frau zu denken, daran schuld sein. Was Sie mir über Dr. Br. schreiben, darin haben Sie recht, jedoch beweist das nichts gegen ihn. Die Ehen ohne lange Wahl werden oft am glücklichsten, die Kühnheit belohnt sich

auch hierin. Und schlägt die Sache übel aus, so ist es tröstlicher, sich der Übereilung als des Unverstandes anzuklagen. Dr. Breslau ist von seiner Brautfahrt zurückgekommen, der Narr ist ganz verliebt, und auf die kommenden Hundstage ist die Hochzeit festgesetzt. [— — —]. Unter uns gesagt, der Dr. Br. läßt sich auch taufen, sobald er geheiratet.
Ich werde, weil Sie es wünschen, die Rheinbriefe ausarbeiten. Bis die 3 Hefte geschrieben und gedruckt sind, mögen vielleicht noch 3 Monate vorübergehen. Darum schwanke ich noch immer und überlege, ob ich nichts fertigmachen könne, was mir bald Geld einbringt. Ich fürchte sehr, daß mir mein Quartal nicht ausbezahlt werden wird, ob es zwar Schulz meint. In meinem nächsten Briefe will ich die Quittung übersenden. Schade, daß ich alles das, was ich über unsere gemeinschaftliche Rheinreise bemerkt hatte, verloren habe; das Taschenbuch, worin ich meine Bemerkungen niedergeschrieben hatte, ist mir in Stuttgart, als ich bei Gelegenheit eines Feuerwerks im Volksgedränge stand, zugleich mit einer Tabaksdose gestohlen worden. *Einzeln* kann ich die Hefte nicht herausgeben, weil ich dann größere Aufsätze trennen müßte. Überall, wo *Ihr* Herz mitspricht, verstummt Ihr Verstand. Sie meinen, 1500 fl. für einen Band der *Wage* wäre zu wenig? Das betrüge für den Bogen 62 Gulden. Sie sehen ja, daß mir Müllner, dem ich nur 5 Karolin gefordert, gar nicht geantwortet hat. — Bei Cotta ist für [. . .] gar nichts zu machen. Seine großen Geschäfte sind so vereinfacht in der Verwaltung, daß er nicht mehr als zwei Leute auf seinem Comptoir hat, und dieses Comptoir ist ein enges dunkles Stübchen, worin kein dritter. Platz hätte. Ich möchte auch keinen Freund bei ihm anstellen, Dienst und Herr sind beide hart und die Bezahlung schlecht.
[— — —]. Es ist närrisch, wieviel ich seit einiger Zeit vom

Heiraten spreche. Ich tue es vorsätzlich. Ich will das Heiraten so in Mode bringen, daß man sich ohne Unschicklichkeit nicht davon ausschließen kann.
Der Schmitt ist in Nürnberg? Er hätte von dort so nahe hierher, warum kömmt er nicht? Ein so kunstliebendes und kunstverständiges Publikum als das hiesige findet er außer Wien in ganz Deutschland nicht mehr. Wenn es noch Zeit ist, schreiben Sie ihm nach Nürnberg, daß er hierherkommen soll. Wie leicht könnte er hier eine Anstellung finden! Der König soll ein Engel von Güte sein, und einem seiner Untertanen schlägt er gewiß nichts ab. Wie der König und die Königin angebetet werden, kann ich Ihnen nicht mit Worten beschreiben. Man erzählt tausend Züge edlen Herzens von ihnen, die man ohne Rührung nicht anhören kann. Die Dankbarkeit und die aufrichtigste Liebe nennt ihn, wie andere Fürsten der Kanzleistil oder die Schmeichelei, „Vater seines Volkes". Er duzt jeden, den er nur etwas kennt. Er gibt so viel an Hülfsbedürftige, daß er manchmal seine Kasse erschöpft. Einer Offizierswitwe wollte er einmal 20 Louisdor geben, da fand sich, daß er nicht so viel Geld hatte; er schickte zur Königin, die hatte sie auch nicht, und so mußte er die Witwe auf den andern Tag bestellen, wo er ihr statt 20 40 Louisdor gab. Seine Vortrefflichkeit kömmt auch wohl daher, weil er in seiner Jugend durch Schmeichelei nicht verdorben worden. Er hatte keine Hoffnung zur Krone; erst durch das Aussterben der regierenden Linie ward er zur Herrschaft berufen.
An Empfehlungen an Seligmann ist mir grade nicht viel gelegen, wenn Sie Gelegenheit finden, mit der Speier davon zu sprechen, und diese sich willig findet, werde ich eine Empfehlung benutzen.
Gestern war eine herrliche Vorstellung von der „Schönen Müllerin". Nach dem Theater beim Bier war meine Gesellschaft ganz verrückt vor Entzücken. Diese Gesellschaft,

mit der ich mich jeden Abend zusammenfinde, besitzt, mein Vermögen dazugerechnet, wahrscheinlich keine 500 fl. bares Geld. Es sind aber gebildete Menschen, meistens Offiziere, alle von Adel. Darunter 4 Grafen, die zusammen 8 Bouteillen Bier trinken. – Heute fangen die abonnierten Winterkonzerte an. 6 werden vor, und ebensoviel nach dem Karneval jeden Montag gegeben. Was das wohlfeil ist. Ein gesperrter Sitz Parterre kostet im Abonnement nicht mehr als 30 Kreuzer. Heute läßt sich der Violinspieler *Grund* hören, ein Schüler Spohrs. – Das Wetter hier ist seit einigen Tagen schwül wie im Sommer, so daß ich meine Fenster geöffnet habe.
Ein Buch will ich Ihnen empfehlen, das ich erst kürzlich gelesen habe, ob es zwar schon über 20 Jahre alt ist: *La guerre des Dieux*; den Namen des Verfassers* habe ich vergessen, es wird in Frankfurt sicher zu haben sein. Gejubelt habe ich beim Lesen wie ein Betrunkener. Es wird gesungen, wie die christlichen Götter und Heiligen die heidnischen aus dem Olymp vertreiben und ihre Stelle einnehmen. Die christliche Religion wird ganz schonungslos und mit einer beispiellosen Kühnheit lächerlich gemacht. Es ist so arg, daß der Dichter [...] selbst während der gottlosen Revolutionszeit keine Stelle in der französischen Akademie bekommen konnte. Es sind Szenen darin, die gelesen zu haben kein Frauenzimmer gestehen darf. Lesen Sie und schweigen Sie! Das wahrste Wort spricht Jupiter. Als ihm erzählt wird, welche langweiligen, abgeschmackten, niederträchtigen und feigen Götter jetzt die Christen haben, sagt er ganz lakonisch: *Tel maître, tel valet* (Wie der Herr, so der Diener). Voltaire hat nie gewagt, so frei zu lästern. Die verjagten Götter ziehen sich auf den Parnaß zurück und meinen, man würde sie einst zurückrufen. Gott gebe es!

* Evariste Désiré Déforges.

Görres ist mit seiner Familie nach Paris gezogen. Mein Wunsch, mich dort niederzulassen, befestigt sich täglich mehr. Es ist in Deutschland nicht auszuhalten. Ich spreche jetzt gewiß nicht aus Mißmut und Überdruß; denn es hat mir in Stuttgart sehr gut gefallen, und auch in München lebe ich vergnügt genug. Aber außer Paris ist überall Einseitigkeit und, was noch schlimmer ist, Schwerfälligkeit. Dort *fährt* die Unterhaltung, hier geht sie zu Fuße. Ein Kritiker dürfte sich nicht unterstehen, anderer Meinung zu sein als der gebildete Teil des Publikums, etwa einen beliebten Sänger zu tadeln, alles würde über ihn herfallen. Das ist doch eine unerträgliche Kleinstädterei. Ich fühle den Zwang in der Unterhaltung, selbst mit billigen und vernünftigen Menschen, und – es betreffe Theater, Literatur oder Politik – ich kann nicht dazu kommen, ohne zu beleidigen, meine abweichende Ansicht mitzuteilen. Um die großen Interessen der Menschheit bekümmert man sich hier nicht. Über eine Arie der Metzger vergessen sie Griechen und Türken. Ich habe, seitdem ich hier bin, noch kein vernünftiges Wort gesprochen. Langeweile habe ich eigentlich nicht, was mich aber die Zeit vergessen macht, ist mehr eine Art Schlummer als eine rasche Bewegung des Geistes.
Wenn ich hier über Theater schriebe, so würden meine Kritiken zwar auffallen, aber schwerlich gefallen. Daß die Kunst Nachbildung der Natur ist, das vergessen die Leute ganz, und so vergessen sie über die Kunst das Leben. Wie ich nun auf meine Art beide in Verbindung zu setzen pflege, würden sie mir unzeitige Abschweifungen vorzuwerfen finden.
Was doch die Katholischen für eigne Komödien haben! Da zieht eben eine Leiche unter meinem Fenster her, wahrscheinlich eines vornehmen Mannes. Wohl zwanzig Pfaffen und Kirchdiener, in weißen Meßgewändern, Wachskerzen, Trompeten, Gesang, und der Sarg von

8 Livreebedienten umgeben, die brennende Fackeln tragen, am hellen Tage!
In der *Iris* finde ich jetzt zuweilen vollständige Theaterkritiken, die gar nicht übel sind. Z. B. neulich eine von Houwalds „Fluch und Segen". Ich bin dem Herrn v. Houwald auch noch Komplimente schuldig über diesen seinen neuen Unsinn, und ich gedenke sie ihm bald zu bezahlen.
Mit 3 Oblaten versiegeln Sie Ihre Briefe. Haben Sie noch immer Furcht vor Vrints-Berberich?
Nächstens wird Goethes „Tasso" aufgeführt. Da will ich mich recht *con amore* oder eigentlich *con odio* darüber hermachen. Da ist der ganze Goethe drin mit aller seiner Größe und aller seiner Niedrigkeit. Vielleicht läßt sich dabei schicklich anknüfen, was ich über die falschen Wanderjahre zu sagen finde.
Von den hier beiliegenden Lotterielosen verwahren Sie das eine 4tel für mich, das andere aber lassen Sie dem Adler durch Samuel zurückgeben und ihm bemerken: 1stens, daß ich für die Bezahlung des noch Schuldigen „Sorge tragen würde", und 2tens, daß er die folgenden Klassen mir nicht in Briefen schicken, sondern dem Samuel geben solle, und 3tens, daß ich bis Neujahr wieder nach Frankfurt kommen werde.
Woher bekommen Sie die *Postzeitung*? Haben Sie sich statt meiner einen andern literarischen Freund angeschafft? Aber die *Iris* lesen Sie wohl nicht mehr? Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie zwar ruhiger leben als sonst, aber doch eigentlich keine frohen Tage haben. Das schmerzt mich in der tiefsten Seele. Sie wären doch vergnügter, wenn ich bei Ihnen wäre, es hat Sie ja doch keiner so lieb als ich. Aber Sie rufen mich nie zurück, und Sie reden auch nicht davon, wie das künftig werden soll. Haben Sie denn gar keinen Plan, wie wir uns nahe sein können, aber fern von Frankfurt? In der Fremde bin ich viel liebenswürdiger als zu Hause, da würde ich Ihnen

auch besser gefallen. Geben Sie mir wenigstens Hoffnung und reden Sie wenigstens mit mir, wie dieser mein Lieblingswunsch möglicherweise ausgeführt werden könne. Ich kann ohne Schrecken nicht daran denken, wieder nach Frankfurt zu gehen, ich kann aber auch nicht glücklich ohne Sie leben. Sie haben keine Ahndung davon, was Sie selbst an Frohsinn gewinnen würden, wenn Sie nicht in Frankfurt wären, auch alle persönliche Beziehungen ungerechnet. Eigentlich ist in Frankfurt gar kein Leben, man bereitet sich dort nur zum Leben vor. Die Stadt ist eine große Kindbetterinstube. Man handelt und kömmt nie zur Ruhe, man kocht und ißt nie. Mir ist das Volk ein Greul. Wie doch jeder Mensch *seine* Sprache redet! Gestern sagte mir ein hiesiger Jude: „Ach, Frankfurt ist doch ein ganz anderer Ort wie München, hier ist ja gar kein Leben." Anfänglich verstand ich ihn nicht, aber bald fiel mir ein, daß er ein Jude ist, der unter Leben Handeln versteht. Ein Handelsmann ist ein Jude, ein Jud ist ein Gaul, und ein Gaul ist ein Schinnes! hat Aristoteles gesagt.

Vor einigen Tagen war ich auf einem Ball, im Kasino des 2ten Ranges. Es gibt nämlich zwei Kasinos und Lesegesellschaften, die ich beide besuche. Die Juden sind Mitglieder in beiden, ihre Frauen und Töchter, die jüdisch genug aussehen, tanzen lustig mit, und ich habe nicht im geringsten bemerkt, daß man sie auf irgendeine Art auszeichne. Ich habe das Wort Jude noch nicht aussprechen hören. Nur zuweilen im Billard oder in andern Spielen wird die 7 der *Jud* genannt, und die 14 ein *doppelter Jud.* Da können die Frankfurter noch etwas lernen.

Seien Sie vergnügt teuere Freundin, ich bin es auch. Machen Sie sich keine Sorgen. In höchstens 14 Tagen habe ich keinen Kreuzer mehr, mir einen Apfel zu kaufen, und ich lebe so ruhig, als hätte ich Millionen. Gott verläßt den Gerechten nicht.

52.

Nr. 25 *München, 22. Nov. 1821*

Heute sind es drei Monate, seitdem ich Ihnen von Stuttgart den ersten Brief geschrieben. Wie schnell mir diese Zeit vorüberging! Das kömmt aber daher, weil ich nicht, wie in Frankfurt, beständig nach der Uhr sehen konnte; denn Sie sind der Minutenzeiger meines Lebens. Ich fühle mich ganz glücklich, daß ich es schon halb sein kann ohne Sie, und, liebes Weibchen, ich liebe Dich mehr als je, seitdem Du mich nicht mehr beunruhigst. Ach, es gibt kein größeres Glück als die Ruhe des Herzens, und zerreißen sollte man euch Weiber, daß ihr sie uns so spät gibt, daß ihr uns so spät gewähret, was ihr uns doch endlich immer gewähret, wenn man nur standhaft bleibt im Fordern. Aber ein Männerherz, das majestätisch ausruht wie ein Löwe, ruhm- und beutesatt, das wißt ihr nicht zu achten, nur am Brüllen erkennt ihr die Kraft des Löwen. Wehe, wehe! Nun fürchten Sie sich nur nicht, ich tue Ihnen nichts zuleid', ich bin ja Ihr alter Bekannter. Sonst hatte ich wohl zuweilen einen grünen Donnerstag, jetzt aber ist er grau, wie der heutige Himmel, und nur mein blauer Montag ist mir geblieben. Ist das genug für mich faulen Gesellen? Ich glaube, ich Narr war großmütig und habe Sie selbst gebeten, mir nicht öfter als alle 8 Tage zu schreiben. Das habe ich schon längst bereut. Ach, wenn man nicht geboren ist für die Tugend, sollte man nicht stümpern darin, es ist gar zu lächerlich! Ich sollte eher suchen, mich zum vollkommenen Taugenichts auszubilden, das ist meine Bestimmung. Sichels Kommis, Hr. Völklein, ist seit 2 Tagen hier. Ich habe mir viel erzählen lassen von Sichels Tod und Krankheit und von dem Leben der Familie. Bettchen heiratet bestimmt Robin den Roten. Sehr gefiel mir, daß am Tage von Sichels Leichenbegängnis, ja ehe er noch

begraben war, seine Frau, Schwester und Mutter trotz ihrer Traurigkeit laut haben lachen müssen wegen dem Maler Böhmer, der sich an Culbs Fenster in seinem Ornate so drollig gebärdet. Dann erzählte er mir, es wäre bekannt, daß ich über Sichels Tod „einen so schönen Brief nach Frankfurt geschrieben", besonders hätte gefallen die Alte, die mit tränenden Augen zu Gerson hinüberblicke. Woher weiß man das alle? Ihnen soll man auch seine Gunst schenken! Verschwiegenheit ist die erste Pflicht der Liebenden ...

Es ist spaßhaft zu sehen, wie es hier von reisenden Handlungsdienern wimmelt. Schon zehen Bekannte habe ich gesprochen. Sie folgen sich auf den Fuß. Es ist ein lustiges Leben, und die Sommerseite des Handels. Meistenteils junge Leute, lassen sie sich's hier wohl sein.

Die abonnierten Konzerte, die am verflossenen Montag angefangen, sind sehr schön. In diesem ersten wurde gegeben: Symphonie von Clementi; Arien von Simon Mayer und Aiblinger (mit Chor); Flötenkonzert; Konzert von Spohr, gespielt von Grund; Haydns Gedächtnisfeier; Kantate von Cherubini (herrlich); Ouvertüre aus „Egmont". Anfang präzis um halb 7 Uhr.

Unter allen Merkwürdigkeiten Münchens hat mich das Krankenhaus, das ich gestern sah, am meisten angezogen. Was nicht der menschliche Geist vermag, wenn ihm das Herz beisteht! Es ist im Verhältnis der hiesigen Bevölkerung so groß, daß noch für einige hundert Kranke Platz übrigbleibt. Sehen Sie, ich bin nicht weich; denn ich weiß, daß am Leben das Leben nicht das Beste ist, es ist daher mir, wie der Welt und dem armen Teufel von Kranken selbst, oft ganz gleichgültig, ob er lebt oder stirbt; aber daß so ein armer Teufel, der in dieses Haus kömmt, durch sein Kranksein *gewinnt*, daß er eine Pflege, eine Reinlichkeit, eine Sorgfalt und eine Bequemlichkeit genießt, der er sich gesund nie zu erfreuen hatte;

daß ihm die Genesung nur Entschädigung gibt für das, was er verliert, wenn er das Haus verläßt — das hat mich gerührt. Diese Frische und Reinheit der Luft findet man bei keinem Reichen in seinem Wohlsein. Es ist zu wissen, daß die größten Mechaniker und Wasserleitungskünstler Europens, Bader und Reichenbach, beide hier wohnen. Dieser letztere hat im Hospitale eine für das ganze Haus wirkende Vorrichtung zur Reinigung der Luft ausgeführt, die durch ihre Größe und Einfachheit in Erstaunen setzt. Wir verstehen beide zu wenig von der Mechanik, ich, daß ich die ganze Einrichtung gehörig beschreiben, und Sie, daß Sie sie begreifen könnten. Ich sage Ihnen nur so viel: durch zwei Türme, die über das Haus hervorragen und deren sechs Öffnungen mit ledernen Klappen behängt sind, dringt der Wind hinein, von welcher Seite er auch wehe, gemauerte Kanäle leiten ihn in sämtliche Öfen des Hauses. Diese letztern haben einen äußern Mantel mit Löchern, die Luft strömt in den leeren Raum, den beide Wände bilden und von da durch kleine Öffnungen in die Krankensäle, so daß die Luft nicht bloß immer frisch, sondern auch gewärmt einströmt. Unaufhörlich, Tag und Nacht, wird auf diese Weise, ohne daß man das Fenster zu öffnen braucht, die Luft erneuert.

Sie müssen mir erlauben, auch von den Abtritten zu sprechen. Ich habe den Deckel aufgemacht und meinen Dickkopf hineingesteckt, so tief als möglich. Dort unten herrschte zwar eine schauerliche Dunkelheit, aber es roch wie bei Montanari. Wie ist das möglich? Das ist so möglich. Eine äußerst künstliche Einrichtung bewirkt, daß, sobald man den Deckel aufhebt, frisches Quellwasser zu strömen anfängt und in den Kanal hinabläuft. Solange der Deckel offenstehet, solange strömt das Wasser. Ich kann mir nichts romantischer denken als hier zu sitzen und dem Murmeln des unsichtbaren Bachs zuzuhören. Jeder Saal enthält 12 Kranke, deren Betten durch Wän-

de geschieden sind. Der Boden ist mit Marmor getäfelt. Jeder Kranke, der bei Besinnung oder in der Genesung ist, erhält zu seiner Erheiterung ein vollständiges Exemplar der *Wage*. Merkwürdig, besonders für Frauenzimmer, ist die Waschküche. Eine chemische und physische Einrichtung ist solcherart getroffen, daß die Wäsche nicht von Menschenhänden gerieben zu werden braucht, wodurch sie sehr verdorben geht, sondern daß sich das alle von selbst macht. Seife wird gar nicht gebraucht. In weniger als 3 Stunden ist die Wäsche bis aufs Trocknen fertig. Ich habe mir in diesen künstlichen Waschkufen die Hände gewaschen, und sie glänzen heute noch wie frisch gefallener Schnee. Die Hühner und Gänse für die Küche sind so abgerichtet, daß sie sich selbst schlachten und rupfen, und sie eilen alle freudig in den Tod. Ich habe selbst gesehen, daß sie sich um den Vorrang herumgebissen haben. Es gibt auch einen Krankensaal für Verliebte weiblichen Geschlechts, solange sie nicht ganz verrückt sind. Der Direktor des Hospitals, Obermedizinalrat Koch, der mich selbst herumgeführt, hatte mich darauf vorbereitet und mich ersucht, den Mädchen eine angemessene und eindrucksvolle Rede zu halten. Ich tat es mit großem Erfolg. Ich werde die Rede niederschreiben und sie Ihnen schicken. Kranke, die vermögend sind, können auch eigene Zimmer im Hause haben. Alle Pflege zusammen kostet täglich nicht mehr als 1 fl. 30 kr. Mein lüderlicher Freund, Herr v. Platz, der zuweilen an der Gicht leidet, kann es gar nicht erwarten, bis er wieder einen Anfall bekömmt; denn, sagt er, er spare täglich mehrere Gulden, wenn er im Spital lebe. Ein wenig Gicht wäre mir jetzt auch sehr wohltätig. Monatlich 45 Gulden, man kann nicht wohlfeiler leben. Ich will es aber erst mit dieser Quittung versuchen. Sie ist unterm 1sten Dezember ausgestellt, ich zweifle aber sehr, daß ich an diesem Tage schon das Geld werde haben können. Gewöhnlich

muß ich bis zur Mitte des Monats warten. Das wäre schlimm; denn, meine liegenden Gründe ungerechnet, habe ich nicht mehr als noch 7 große Taler. Auch mein Kredit ist erschöpft, und nichts ist mir geblieben als meine Tugend. Der Polizeidiener Schulz hat mir zuweilen gegen einige Gulden Provision auf meine Quittung das Geld vorausgegeben. Schicken Sie den Samuel mit diesem Antrage zu ihm. Tut er es wieder, dann gibt er ihm (er muß ihn beiseitenehmen) 2 fl. oder einen großen Taler, und dann schicken Sie mir das Geld auf den Flügeln der Liebe. In jedem Falle muß Samuel dem Schulz, auch wenn er das Geld nicht vorschießt, für die Einkassierung von der Rechnei, einen Gulden geben; so viel hat er immer von mir erhalten. Genug von solchen Gemeinheiten!

Dr. Breslau sagt mir, seine Braut wäre eine *Tabula rasa*; das heißt eine leere Tafel; das heißt, eine Person, aus der sich alles machen läßt; das heißt, eine Person, die nichts ist; das heißt, eine unbedeutende Person; das heißt, der Dr. Br. ist ein Narr; das heißt, ich beneide ihn; das heißt, ich liebe Sie; das heißt, ich bete Sie an. Nehmen Sie sich in acht, daß Sie auf dieser steilen logischen Treppe nicht ausgleiten.

Werde ich denn in Frankfurt gar nicht vermißt? Fehle ich keinem und nirgends? Ich freue mich sehr, wenn ich einmal nach Hause komme und das Mädchen, das ich ein Kind verließ, als errötende Jungfrau vor mir erscheint. Was sagen meine Gläubiger? So lange war ich seit meinen Universitätsjahren nicht von der Heimat entfernt. Überhaupt kehren die schönen Tage meiner Jugend zurück. Ich fahre auf dem Wasser herum und esse Konfekt; ich spiele Billard; ich gehe um 4 ins Theater und warte bis 6; ich bin galant, ich bin ein kleiner Baruch. Nach der Schopenhauer „Gabriele", die Sie mir empfohlen, habe ich soeben geschickt; sie war aber nicht zu

Hause. — Mein Bedienter nennt mich Ew. Gnaden, und meiner Schwester Bedienter küßt mir die Hand, wenn ich ihm etwas schenke. Für 600 Gulden kann man sich hier adeln lassen — soll ich, genädige Frau?
Man erzählt sich hier, Rothschild habe, als Metternich bei ihm gegessen, den Weg von Hanau bis an sein Haus mit Scharlachtuch belegen lassen. Ist das wahr? — Eine russische Gräfin Lieven hat zugleich mit Metternich bei Rothschild gegessen; ist diese Gräfin ausgezeichnet schön, liebenswürdig? Ich möchte das gern wissen, ich habe meine Ursachen; erkundigen Sie sich danach. — Haben Sie in Frankfurt den jungen Larsonneur gehört? Ich weiß nicht, spielt er Klavier oder Violin'? — Gefiel er Ihnen? — Adieu, liebes Weibchen, bleiben Sie mir gut. Ich küsse tausendmal Ihre Hand. Herzlichen Gruß an die Mutter der Drachen.

Dr. Börne, geb. Wohl.

53.

Nr. 26 52 *München, 25. Nov. 1821*
26
26

Ich will Ihnen entgegenkommen, da ich auf morgen sicher einen Brief erwarte. Das danke Ihnen auch der Teufel, lieber Engel, daß Sie mir alle 8 Tage einmal schreiben, das ist Ihre bittere Pflicht. Aber wie alles vorübergeht! Die 26 Briefe sind nun auch erreicht, und ich fange eine neue Zählung an, alles geht vorüber, nur meine Sehnsucht nicht. Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, wie Sie aussehen, und wenn ich nach Hause kehre, müssen Sie mir einen meiner Briefe zu Ihrer Beglaubigung vorzeigen, damit ich mich in der Person nicht irre. Noch jedesmal habe ich Sie reizender wiedergefunden, als ich Sie verließ, und das tat mir doppelt wohl, denn ich über-

redete mich immer, Sie hätten alle Ihre Liebenswürdigkeit für mich aufgespart. Seien Sie unterdessen nur recht garstig, recht grob, recht unausstehlich gegen die übrige Welt. Aber wenn Sie den Murhard sehen, dem legen Sie sich als Schlange in den Weg und beißen Sie ihn in seine dünne Beine. Haben Sie gelesen, wie er sich und sein Journal vor einigen Tagen wieder in der *Postzeitung* gelobt hat? Der niederträchtige Kerl! Seine *Uneigennützigkeit* hat er gelobt, hat sagen lassen, er, weil unabhängig durch seinen Reichtum, sei allein in der Lage, ein freisinniges Journal zu schreiben. Ich könnte den Kerl erwürgen. Und gar keine Möglichkeit, ihm was anzutun, da kein gelesenes Blatt in Deutschland ein Wort gegen ihn aufnimmt, weil er an allen arbeitet. Ich rücke ihm aber doch einmal auf den Leib, es ist gar nicht zum Aushalten. Beißen Sie ihm nur recht tief hinein. Weil ich gerade von Niederträchtigkeiten spreche, will ich noch eine andere erwähnen, die mir auch aufgefallen. Spontini, Sie werden es wissen, ist seit etwa 2 Jahren Operdirektor in Berlin. Allerdings hat er seine Verdienste, aber das hündische Geschmeichel, mit welchem sich alle Berliner Blätter an ihn drängen, bezeichnet recht das deutsche untertänige Sklavenvolk und das Berliner zerlumpte und doch hochmütige Gesindel. Selbst Hoffmann, der doch in seinen „Phantasiestücken" gezeigt hat, daß er Mozart und seine deutsche Kraft und Tiefe zu schätzen weiß, erhebt Spontini bei Gelegenheit seiner neuen Oper („Olympia") bis über die Sterne. Gewiß gegen seine eigne Überzeugung; aber Spontini ist bei Hof angesehen, ist ein weltkluger Pariser und gibt wahrscheinlich den Berliner Hungerleidern Geld und Wein. So las ich gestern im *Freimütigen*, daß „eine Gesellschaft Kunstfreunde" Spontini auffordert, er solle doch endlich einmal wieder mit seinen eignen Kompositionen beglücken, da er seit mehreren Monaten durch die Aufführung

von Glucks, Mozarts, Cherubinis u. a. Opern seine Unparteilichkeit und Bescheidenheit hinlänglich an den Tag gelegt. Über die Flachheit und Gemeinheit der Deutschen werde ich täglich in meiner Ansicht entschlossener. Ich dächte doch, ich wäre unparteiisch, alt und erfahren genug, um Vertrauen in mein Urteil setzen und fordern zu dürfen. Was man erhabene Menschen nennt, haben die Deutschen seit drei Jahrhunderten nur zwei gehabt, Luther und Mozart. Aber jedes Volk hat so viel große Männer, als es verdient. Der größte deutsche Dichter ist seines Volks, wie das deutsche Volk seines größten Dichters würdig. Sie wissen, ich achte Goethe wenig, ich liebe ihn gar nicht, aber doch empört mich die Art, wie sich Deutschland rücksichtlich seines Denkmals beträgt. Welch ein beleidigendes und schmutziges Hin- und Hersprechen, ob man ihm ein Denkmal setzen oder nicht solle. Da hat ein gewisser *Carové*, der noch dazu jung, der noch dazu ein deutscher Volksnarr ist, der noch dazu auf der Wartburg gepredigt hat – vorgeschlagen, man solle, Goethe zu ehren, ihm nicht ein steinernes Denkmal setzen, sondern für die deutsche Armut eine wohlfeile Ausgabe seiner Schriften veranstalten. Und Herr Goethe, was ist das für ein Mensch! Welcher Hochmut, welche Hoffart! Jetzt läßt er alle seine Handzeichnungen, wie sie jeder aus seiner Jugend aufzuweisen hat, wie sie Guste, Jettchen und Samuel wohl auch haben, im Kupferstiche erscheinen. Der verkauft noch seine Windeln spannenweise. Pfui! Und Ihr Börne ist auch gewaltig herabgekommen. Sein neuester Roman, besonders der dritte Teil, ist sehr langweilig. Unter den achtzig Bänden, die Börne geschrieben hat, sind höchstens nur dreißig, von denen man sagen kann, daß sie dem deutschen Volke zum Ruhme gereichen.

Morgen im Abonnementkonzert werden folgende Sachen gegeben: Ouvertüre aus der Oper „Der Freischütz“ von

Maria von Weber; Arien von Orlandi und Rossini; Violinkonzert; Duett von Simon Mayer; Klarinettkonzert; Ouvertüre aus „Ferdinand Cortez“. Anfang präzis halb 7 Uhr. Um 6 Uhr komme ich, Sie abzuholen, aber ich bitte mir’s aus, daß Sie nicht wieder ein so großes Gefolge mit sich führen.

26. Nov. Diesen Morgen beim Frühstück, da ich mit Sehnsucht Ihrem Brief entgegenharrte, sang ich leise vor mich hin: Klinge Glöckchen, klinge, bring’ mein Weibchen her. Da kamen Sie endlich, und ich hätte gern gesungen: klinge Glöckchen, klinge, schaff’ mein Weibchen fort, – wenn’s mich was geholfen hätte. Was Sie wieder schmälen! Und mit welcher Ungeduld eröffnete ich die *fünf* Siegel Ihres Briefes. Das müssen große Zärtlichkeiten sein, dachte ich, die man so sorgfältig verbirgt. Das kömmt dabei heraus, wenn man ein Narr ist und einem seine Gedanken mitteilt, die bei mir wie bei jedem andern herüber und hinüber schweifen. Ich sehe nicht ein, woraus Sie schließen, daß ich noch gar nichts gearbeitet. Ich will Ihnen aber auch künftig von meinen Plänen nichts mehr sagen; ist etwas *geschehen*, dann erfahren Sie es zeitig genug. Was mich aber wahrhaft geschmerzt hat, ist Ihr merklicher Vorwurf, daß ich mir die Gelegenheit für Jette hätte aus den Händen reißen lassen. Es hat mir leid genug getan, daß ich Ihnen zu einer Zeit Hoffnung gegeben habe, wo gar keine mehr war, denn schon als ich hierherkam, war die Sache mit Dr. Breslau in Richtigkeit gebracht, ich wußte das aber nicht. – Daß Dr. Br. von mir gesagt hat: schade, daß ich getauft wäre, erkläre ich mir so: er wollte, da er selbst mit dem Gedanken umgeht, sich taufen zu lassen, seine Leute auf diese Weise ausforschen, was sie von der Sache halten.
Grüßen Sie meinen alten Freund Stiefel tausendmal von mir, und küssen Sie ihn für mich einige Male weniger.

Es tut mir gar zu leid, daß ich jetzt grade nicht in Frankfurt bin. Was werden sich die Ochsen gefreut haben! Wenn Sie ihn sehen, fragen Sie ihn, ob er sich noch erinnere, wie wir uns eines Freitags Abends bei Ochs freundschaftlich mit Füßen getreten haben? – Nicht den 1sten, den 4ten Teil von Becker habe ich, der gehört Ihnen also nicht. – Lassen Sie den Lübeckern schreiben, daß ich gar nichts von dem Fortgange ihrer Sache erfahren habe und daß mir vom Bundestage nicht die geringste Mitteilung gemacht worden ist. Ich kann ihnen also keine Auskunft geben.
Ich habe gestern in der *Allgemeinen Zeitung* gelesen, daß, aus Rücksicht für Metternich, Frau v. Rothschild zum ersten Male in die Assemblee des Golz gekommen sei. Es ist ein Ekel, wie alle Blätter voll von der Geschichte sind, daß Metternich bei Rothschild gegessen. Kein anderer als Murhard hat diese Nachricht in Europa verbreitet. Der macht aus jedem Dreck Geld.
Also Sie haben „Die diebische Elster“ kennengelernt? Was sagen Sie zu dem Unsinn? Wenn es Ihnen so ging wie mir, so müssen Sie während der Vorstellung beständig gelacht haben. Rossini ist der Kotzebue der Musik, darum gefällt er, und darum muß er gefallen, denn in der musikalischen wie in der literarischen wie in jeder Welt ist die Menge dumm. Rossini versteht sich auf die Theatercoups, das muß man ihm lassen, und aufs Rühren. Selbst diejenigen hier, die Rossini weniger achten (eigentlich gering geschätzt wird er von keinem), preisen seinen „Othello“ und meinen, der wäre im strengen und ernsten Stil gut gehalten. In Wien wird jetzt ein böses Beispiel gegeben, das gewiß nachgeahmt werden und der deutschen Kunst gefährlich werden wird. Das Theater am Kärntner Tor, welches vom Staat unterhalten wird, hat der Kaiser der Leitung eines Italieners unterworfen, der will eine *Opera seria*, eine *Opera buffa* und ein glän-

zendes Ballett einführen, mit Hintenansetzung der deutschen Opern. In einem kleinen Gespräche, das ich über diesen Gegenstand niedergeschrieben, habe ich gesagt: „Die Kunst ist eine Polizeidienerin *." Hätten die Italiener mehr Konsonanten in ihrer Musik, wären die Neapolitaner nicht wie die Hasen davongesprungen. Deutsche Musik hat zu viel Männlichkeit. Mozart war ein Schwärmer und gefährlicher Sektierer, Beethoven ist ein musikalischer Riego, seine Ouvertüre zum „Egmont" eine sieggekrönte Verschwörung, den freiheitsjauchzenden Schluß kann kein getreuer Untertan ohne Murren anhören, usw.

Soeben war der Herr v. Platz bei mir. Er fragte mich: „An wen schreiben Sie da?" „An eine böse Stieffreundin", sagte ich, „die immerfort zankt."

Bei Cotta erscheint vom neuen Jahre an ein neues tägliches Blatt in Art des *Morgenblattes* unter dem Namen *Hesperus*. Der Herausgeber (André) wohnte früher im Österreichischen, wo die Zeitschrift heftweise erschien, verließ aber das Land der argen Zensur wegen.

Im Januar versammeln sich hier die Stände, da wird es etwas lebhaft werden.

Sie haben unrecht, wenn Sie von Dr. Breslau und seinem Bruder darum eine üble Meinung haben, weil sie dem Ries noch tausend Gulden ausgepreßt. Der wird ein [. . .] sein wie alle andere. Suchen sie nicht immer ihre Kinder so wohlfeil wie möglich an den Mann zu bringen, auch wenn sie Geld genug haben? So, höre ich, hat der Götz unter mehrern Bewerbern um Bettchen Sichel nur darum den Vorrang erhalten, weil er sich mit der kleinsten Mitgift begnügt. Genanntes Bettchen, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, ist doch das ordentlichste und liebenswürdigste Judenmädchen in Frankfurt. Unter einer rauhen Schale

* s. Bd. I, IV, Nr. 9.

verbirgt sie einen zarten Kern. Dr. Br. rühmt mir die Handschrift seiner Braut, sie schreibe wie in Kupfer gestochen.
Erfahren Sie nichts vom Oppenheimer in Petersburg? — Daß Sie mir nur ja alles genau schreiben, was sich mit meinem alten Freunde Stiefel in Frankfurt begibt. Daß ich grade abwesend sein muß! — Warum seid ihr denn verstimmt, was geht denn vor? Sie lassen mich darüber im Dunkeln. Warum leeren Sie Ihr Herz nicht aus? Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Oder trauen Sie selbst den *fünf* Siegeln nicht? Wie wird das enden? Folgen Sie meinem Rate, flüchten Sie diesen Winter noch nach Hamburg, oder wohin es sei. Warten Sie nicht wieder, bis es zu spät geworden. — Ich bin in großer Besorgnis, daß ich mein Polizeigeld zu spät bekomme; schreiben Sie mir doch ja bald, wie es damit steht. Wenn es Ihnen möglich ist, schießen Sie mir die 100 fl. vor. — Den Aufsatz wegen meiner Arretierung schicken Sie mir gelegentlich. —
Soeben komme ich von meiner Schwester und Mutter, die mir sagen, sie hätten heute nach Frankfurt geschrieben, und die Partie zwischen dem Bruder des Dr. Br. und der J. R. einzuleiten gesucht. [— — —]. Meine Mutter und meine Schwester haben auch ihre Schritte ohne mein Wissen getan. Übrigens würde sich Br. dazu verstehen, sich in Fr. zu präsentieren. Die Ehen werden im Himmel geschlossen; ich halte in solchen Fällen wenig auf Überlegung. Nur selten sind die Vorzüge oder Fehler eines Mannes so ausgesprochen, daß man mit Sicherheit vorhersagen kann, die Ehe werde glücklich oder unglücklich werden. Ich glaube, daß von zwei glücklichen Ehen die mit einem Gelehrten die glücklichere ist, ich weiß aber aus Erfahrung, daß von zwei unglücklichen Ehen die mit einem Handelsmann noch die erträglichste ist. Ein Frankfurter Judenmädchen gewinnt schon sehr viel, von Frank-

furt wegzukommen. Übrigens wissen Sie, wie sehr ich bei der Sache interessiert bin, und daß meinem Urteile nicht zu trauen ist. Jedoch werde ich Sie mit Wissen nie täuschen, sondern Ihnen die Wahrheit in allem sagen, was ich etwa über diesen Br. noch erfahren könnte. [– – –].

Adieu Stiefmütterchen. Machen Sie Ihren nächsten Brief mit 6 Oblaten zu, damit das halbe Dutzend voll werde. Der Briefträger muß meinen, es lägen Dukaten im Briefe. Tausend Umarmungen meinem lieben alten Freunde Stiefel. Besucht er Ochs fleißig? War [er] bei Ihnen? Hat er alle geküßt bei seiner Ankunft? – Einer der guten Schauspieler hier, *Urban*, noch ein junger Mann, ist ein getaufter Jude und war in Frankfurt ein Bacherchen. Haben Sie je etwas von ihm gehört? – Das Wetter ist hier immer noch gelind, wie im Frühling. Aber wo ist Frühling ohne Sie?

Ihr Sie verehrender Stiefsohn

Dr. Börne.

54.

Nr. 27 *München, 28. Nov. 1821*

Guten Morgen, liebes böses Stiefmütterchen. Haben Sie wohl geschlafen? Sind Sie bei guter Laune? Noch heute mit keinem gezankt? Da bin ich. Aber nein, diesmal werden Sie nicht mit mir zanken. Ich habe heute den ganzen Tag an so viele Arbeiten gedacht, die ich morgen anfangen will, daß mir die Brust davon wehe tut. Zittre Weib! Wenn ich einst mit abgemagerten Gliedern, mit bleichen eingefallenen Wangen, mit hohlem trübem Blick, matt, schwankend und schwer atmend vor Dich trete; wenn ich Dir mit düsterm Schweigen ein großes Buch überreiche; wenn Du vor meinem erbarmungswürdigen Anblicke zurücktaumelst und Dein schon ausgestreckter Arm entkräftet zurücksinkt, daß Du das Buch

nicht fassen kannst; wenn ich dann die Hand auf meine röchelnde Brust lege und Dir mit zweischneidiger bebender Stimme zulisple: „Nimm, nimm nur hin, es ist *Dein* Werk“; wenn Du dann den tränenden Blick vom Buche abwendest und aufjammerst: weg von mir, du röchelndes Gespenst, o barmherziger Himmel, gib dem Jüngling die Röte seiner Wangen, gib Freiheit seiner Brust, seinem Auge den Glanz zurück ... Doch nein, ich will Sie nicht länger quälen; noch ist es Zeit, noch kann ich meinem Fleiße Einhalt tun, aber eilen Sie, ehe es zu spät wird. Bis zu Ihrem nächsten Briefe will ich die Arbeit noch verschieben. Sie, wie soll ich Sie nur nennen? – Sie Erzweib, wie können Sie sich unterstehen, mit mir, mit einem Manne zu zanken? Ihr Weiber, was seid ihr denn? Noch weniger als die Blumen an euerer Brust. Diese sind doch nur in eurer Gewalt, ihr aber seid in der unseren. Da komme ich gestern zu meiner Schwester, sie sitzen noch am Tische, und eine Torte wird aufgetragen. Meine Mutter hatte damit meine Schwester überrascht, weil an diesem Tage die zwanzigste Jahresfeier ihrer Hochzeit fiel. Zwanzig Jahre! Wir sind ohngefähr von gleichem Alter, meine Schwester hat nur ein Jahr mehr. Vor zwanzig Jahren, was war ich da noch! Ich wußte mein Schnupftuch kaum zu gebrauchen, ich wußte noch kein Englisch, kein Italienisch, kein Lateinisch, kein Griechisch, nichts von Medizin, Jurisprudenz, Philosophie, Kameralwesen, nichts von Liebe, Geschichte, Politik, Mythologie, Geographie, Poesie, keine Mathematik, nichts von Musik, Tanz, Kunst, nichts von Finanzwissenschaft und Polizei, gar nichts wußte ich. Das alle und noch hundertmal mehr habe ich seitdem gelernt. Was habe ich geliebt, geweint, gelacht, gelitten, wie viele Freuden habe ich gehabt, wie viele Städte und Menschen gesehen, wieviel gesprochen und geschrieben, wieviel erfahren und vergessen. Und meine Schwester? Sie war schon vor zwanzig

Jahren so klug als jetzt, und was hat sie getan? Dreizehen Kinder zur Welt gebracht, tausendmal mit ihrer Wäscherin und siebentausendmal mit ihrer Köchin abgerechnet? Und Sie, Schwester meiner Schwester, werfen sich nicht in den Staub vor mir? Umgürte Dich mit allen Reizen, die Dir gehören, ich verachte Dich – *ein deutscher Jüngling!*

Gestern führte man mich zu Herrn v. Stich, Hofintendanten des Theaters, der meine Bekanntschaft machen wollte. Ein rechtschaffner, aber hypochondrischer, reizbarer Mann. Er gesteht es selbst, daß er ohne Zittern und Herzklopfen nie das hiesige Blatt in die Hände nehme, worin das Theater kritisiert wird. Mit ängstlicher Spannung lauschte er auf jedes Wort, das ich beurteilend über das Theater sagte. Der arme Mensch! Sein Vorgänger, noch ein junger Mann, mußte sein Amt aufgeben, weil er einen Blutsturz bekommen hatte vor Ärger, und er selbst hat auch schon einen Blutsturz gehabt. Nachdem ich ihn verlassen, ließ er mir ein Freibillett für die hiesigen Theater während meines Aufenthaltes anbieten, ich habe es aber ausgeschlagen. Sie sehen, ich bin immer noch ein ehrlicher Narr.

Changement de décorations! Soeben komme ich von meiner Schwester, die mich hat rufen lassen. Ich, ganz wütend (denn ich lasse mich vormittags in meinen Arbeiten ungern stören), eile hin. Was war's? Mein Vater hat geschrieben, wenn ich nach Wien wolle, solle ich hin. Ich hatte keine Lust und habe mich mit meiner Mutter sehr herumgestritten. Endlich willigte ich doch ein. Es werden aber wohl noch 14 Tage darüber hingehen; denn ich will vorher noch einmal meinem Vater schreiben. Von so einer bösen Stiefmutter wie Sie kann man nicht weit genug entfernt sein.

Hr. Bamberger, der Witwer, Bruder des Lord Schachtel, ist hier. Wir gehen miteinander um wie Kastor und Pol-

lux. Er ist fromm und geht in eine jüdische Garküche. Da hat er mich nun gebeten, ich solle einmal in seinem Wirtshause mit ihm zu Nacht essen, damit er Gelegenheit habe, etwas zu verzehren. Ich tat ihm den Gefallen, ließ gute Gerichte und eine teure Bouteille Wein auftischen. Mein Pollux aß aber nur gebackne Karpfen, und, wegen der Nähe der gefährlichen Gräten, nicht ohne sichtbare Gewissensangst.

Sagen Sie Ihrem Schwager Schnapper und an Moritz Getz: ich ginge nach Wien und würde dort die Papiere herabzudrücken suchen, ich würde contreminieren, wozu ich von einer anonymen Gesellschaft mit gehörigen Fonds versehen worden bin. Sie sollten sich jeder mit 10000 Gulden mit mir abzufinden suchen, sonst wäre es ihr Unglück. – Meine vorhabende Reise in eine glänzende Hauptstadt macht es um so dringender, Sie in einer äußerst wichtigen Sache um Rat zu fragen. Mir selbst zu helfen, haben mir bis jetzt alle meine Erfahrungen nichts gefruchtet. Seit etwa einem halben Jahre fallen mir immer die Strumpfbänder herab, und mit jedem Tage wird das Übel ärger. Ich mag noch so fest knüpfen, kaum bin ich 5 Minuten auf der Straße, gehen sie wieder los und ziehen hinten nach. Ich bin ganz in Verzweiflung. Versammeln Sie doch unsere ganze Gesellschaft und überlegen Sie mit ihr, wie mir geholfen werden könne.

29. Nov. Ein Briefchen mit nur drei Siegeln! Ach wie klein! Wenn Sie wüßten, wie hier die ganze Post von Ihnen spricht, und was erst gestern der Finanzminister, der über der Post steht, in einer großen Gesellschaft von mir gesagt hat, daß ich die artigsten Liebesbriefchen empfinge und daß jedesmal einige Dukaten drin lägen (wahrscheinlich wurden die Oblaten, die sich von außen fühlen, für Geldstücke angesehen) – wenn Sie das wüßten, Sie schrieben mir größere Briefe mit weniger Oblaten. Aber Ihr heutiges Briefchen ist so süß, daß ich

es mit meinem Tee hinabgetrunken habe. Glauben Sie doch nicht, daß ich die Herder heirate, Ihre Feinde sprengen solche Gerüchte aus, um Sie zu beunruhigen. Meine Frau muß einen schiefen Kopf und grade Beine haben. – Es ist mir recht lieb, daß die Leute nicht mehr wissen, wieviel Wagehefte ich ihnen noch schuldig bin. Ich werde, hierdurch aufgemuntert, die Sache weiter treiben und bekanntmachen, ich hätte ein Heft zuviel geliefert und müßte Geld herausbekommen.

Hat denn mein Freund Nimrod den Hirsch getroffen? Das ist die Hauptsache. Sie glauben nicht, wie leid es mir tut, daß ich nicht um ihn sein kann, ein ganzes Buch hätte ich über ihn geschrieben. Ich wette mit Ihnen, er fällt zu Wiesbaden gleich am Tage seiner Ankunft in den Kochbrunnen. Schlagen Sie ihm vor, er solle mir sein Tagebuch, das er geführt, während er in Preußen als Spion gefangen saß, sowie auch seine bisherigen Schicksale mitteilen, ich wollte sie bearbeiten und herausgeben; das Honorar teilen wir. Wenn er nur Süßchen recht abgeküßt hat! Hat er es getan? Sie sagen, Sie hätten Komödie gespielt – so? Also Sie wissen alles? Sie wissen, daß ich nicht Geschäfte habe? Vielleicht irren Sie sich, Madame. Vielleicht bin ich von einer großen Macht an mehrere deutsche Höfe abgeschickt, um eine gewisse äußerst wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Vielleicht habe ich über Millionen zu gebieten. Vielleicht erhalten Sie bald von meinen Briefen von den Ionischen Inseln. Vielleicht . . Doch, Weibern darf man nichts anvertrauen. Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Ihnen gesagt habe, ich habe nicht über Millionen zu gebieten, ich habe keinen Kreuzer, es war alles nur Scherz.

Lieber Engel, ich muß wissen was Anstett für [einen] Witz gemacht hat. Machen Sie die Augen zu und schreiben Sie mir alles. Das ist ein tüchtiger Kopf, der Anstett, und gar nicht so abgeflacht als sonst die Diplomaten. Er

kann Metternich nicht leiden, hat er sich etwa über ihn lustig gemacht? Ich könnte Ihnen Briefe von einer jungen, schönen und liebenswürdigen Gräfin zeigen, die Frau eines Geheimrats, Geliebte eines englischen Helden und Vertraute eines berühmten deutschen Schriftstellers ist ... kurz es gehen Dinge vor in der Welt, für die Ihr Köpfchen keinen Platz hat.

Gestern gab Madame Grassini, eine ehemalige berühmte Sängerin, jetzt aber eine alte Gurgel, ein Konzert eigner Art, nämlich „ein dramatisches Konzert". Es wurde nämlich die Oper „Die Horazier und Kuriazier" von Cimarosa im *Auszuge*, übrigens aber ganz förmlich auf der Bühne, mit Dekorationen, Kostüm, Chor usw. gegeben. Das ist eine herrliche Musik, die sich wohl unmittelbar nach Mozartscher setzen darf. Was mir daran auffiel und wohlgefiel, wie auch an Paesiellos „Müllerin", ist die Einfachheit, die man selbst bei Mozart nicht mehr findet. Jene ältere verhält sich zur heutigen Musik wie eine Zeichnung zu einem Gemälde. Ich weiß nicht zu entscheiden, welcher Weg der Kunst und Natur der richtige sei. Die Musik der alten Griechen, soviel wir aus den wenigen Überlieferungen urteilen können, war so einfach, daß man jetzt kaum mehr einen Sinn darin findet, und die sinnliche Empfänglichkeit der Griechen war doch viel ausgebildeter als die unsere. Was eine *alte Stimme* heißt, das konnte man der Grassini anhören. Ihrer Stimme fehlte es weder an Umfang noch an Höhe noch an Reinheit noch an Lieblichkeit, aber sie war schlaff. Diese Sängerin hat noch eine Merkwürdigkeit: Napoleon hat sie, da er noch Leutnant war, heiraten wollen, und – sie schlug ihn aus. Merken Sie sich das, ein Mann kann alles werden. „Gans", dumme Gans, wird nur mit *einem n* geschrieben. Zu Ihrem Glücke sind mir Ihre früheren Sünden alle entfallen, sonst hätte ich wieder mit Ihnen abgerechnet.

Wenn Sie glauben, ich würde diese Seite noch herabschreiben, dann irren Sie sich sehr. Wurst wider Wurst und Würstchen wider Würstchen. Sie haben einen kleinen Brief geschrieben, also schreibe ich Ihnen auch einen kleinen. Ich bin es müde, Ihr Narr zu sein. Doch noch ein Rätsel will ich Ihnen zu lösen geben, Sie sind doch nun einmal meine kluge Frau im Walde. Im Konversationslexikon, unter dem Artikel *Cimarosa* wird erzählt: „Gretry, der von Napoleon über den Unterschied zwischen Cimarosa und Mozart gefragt wurde, antwortete: *Cimarosa met la statue sur le théâtre et le piédestal dans l'orchestre, au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piédestal sur le théâtre.*" Was heißt das? Ist der Gedanke auch wahr, den ich zwar nicht begreife, so scheint mir doch dieser Witz auf jeden Fall verfehlt zu sein. Denn Statue und Piedestal gehören zusammen, und jene hätten also beide unrecht, sie zu trennen. Übrigens, was ist die Hauptsache? Man kann sagen die Statue, man kann aber auch sagen, das Piedestal als Stütze und Grund wäre die Hauptsache. (O weh, hätte ich mich nur nicht in diese langweilige Geschichte eingelassen, ich kann nicht mehr heraus!) Heißt es: Cimarosa setzt die Melodie auf die Bühne und die Harmonie ins Orchester, Mozart aber die Harmonie aufs Theater und die Melodie ins Orchester? Jener verwendet mehr auf den Gesang, dieser mehr auf die Instrumentierung? U. A. w. g.

Adieu Blümchen Stiefmütterchen. Sie wissen ja wohl, daß Stiefmütterchen ein allerliebstes Blümchen ist, welches auf lateinisch Viola tricolor heißt: Viola tricolor, ich küsse alle Ihre fünf Blätter. Dr. Börne, geb. Wohl.

55.

Nr. 28 *München, 2. Dez. 1821*

Liebe Getreue! Meinen freundlichen Gruß zuvor. Wahrhaftig, ich schäme mich; Sie schreiben mir die herrlich-

sten und lieblichsten Briefe — lauter Perlemutter mit Gold — und die meinigen sind so langweilig und nur von Holz dagegen. Aber es ist nicht meine Schuld, die Natur gab mir auch kein Herz, wie sie Ihnen eins gab, und das Herz ist der wahre Briefsteller. Ich habe nichts als Gedanken und Gedankenstriche! — — Der arme Thomas! Er war schon so fromm, und nun, da ihn der Himmel aus einer so großen Lebensgefahr befreit, wird er gewiß ein Mönch. Willemer muß am meisten darüber erschrocken sein, er ist gegen die, die ihm angehören, sehr weich. Ich habe Ihren Ausdruck: durch die *Türe*, nicht recht verstanden. Ist die Kugel, die den Polizeidiener getötet, durch das Holz der Türe gedrungen, oder war diese geöffnet? Da ich die meisten Polizeidiener noch von früher her kenne, so möchte ich wohl den Namen des Gemordeten wissen. Mir fiel bei dieser schrecklichen Geschichte sogleich der dazugehörige Spaß ein: Mein Freund *Murhard*. Über das, was Sie mir in zehen Worten vollständig erzählt haben, macht er die einträglichsten, längsten Zeitungsartikel. Wie viele Briefe hat er an diesem Montage zu schreiben gehabt! Und Sie sehen ja hier auch wieder, wie recht ich habe, das menschliche Elend zu den seltensten Dingen zu rechnen; das Schicksal hat zwar diesmal den Spaß etwas zu weit getrieben, aber Ernst gemacht hat es doch nicht. [......]

Aber vor den Stiefel war mir gleich angst. Er weiß hundert Dinge von mir, die am wenigsten Sie wissen dürfen, und jetzt läßt sich der dumme Kerl von Ihnen kirre machen und ausholen. Ich möchte aus der Haut fahren. Sie sind aber auch eine abscheuliche Person, daß Sie nach meinem frühern Leben so emsig herumstöbern. Aber lebte ich denn damals? Ich kannte Sie ja noch nicht, und was ich vor meiner Geburt getan und gesprochen habe, das werden Sie mir doch jetzt nicht anrechnen wollen? Das Vieh! Ich weiß mir gar nicht zu helfen. Ich würde

ihm gern schreiben und ihm Verhaltungsregeln geben, aber wenn man so einem Bären einen künstlichen Gang lehrt, dann gebärdet er sich um so plumper. Ich bitte Sie, schonen Sie mich. Der Stiefel übrigens, Sie müssen es gestehen, ist kein sonderlich scharfsinniger Beobachter. Geben Sie denn wirklich ihm zu Ehren einen Ball? Wollen Sie auch einen Pätz vor Ihren Triumphwagen spannen? Wahrscheinlich ist es der Strauß, der zu Ochs kömmt, welcher von der *tabula rasa* erzählt. Nun wird er eben dort dieses und jenes erfahren, was ich Ihnen über Dr. Br. geschrieben, wird vielleicht manches, wenn auch in keiner üblen Absicht, weitererzählen, so daß mir Verdruß daraus entstehen kann. Seien Sie doch vorsichtig und warnen Sie die Ochsen. — Da erhalte ich soeben ein Briefchen von einem gewissen *Schielin*, der, glaube ich, Kommis bei Eichenberg ist. Er verlangt den Abdruck oder die Rücksendung eines Manuskriptes über die *Kirchhöfe*, das er mir für die *Wage* mitgeteilt hatte. Ich weiß nicht, ist dieser *Schielin* Verfasser des Gedichts oder ist es ein anderer. Er schreibt mir, derselbe Verfasser habe die „Sachsenhäuser" geschrieben, ein Seitenstück zum „Bürgerkapitän". In Frankfurt glaube ich gehört zu haben, der Verfasser der Sachsenhäuser sei Dr. Döring, erkundigen Sie sich darnach. Dr. Reiß muß das wissen. Übrigens werde ich das Manuskript zurückschicken. Das Gedicht ist recht gut, aber der Gegenstand hat für das Ausland kein Interesse, und selbst die Frankfurter sind der Kirchhofsstreitigkeiten satt.

Soll ich oder soll ich nicht nach Wien? Ich bin noch gar nicht entschlossen und mehr geneigt, die Reise zu unterlassen. Unterdessen habe ich meinem Vater geschrieben und ihm einige Bedenklichkeiten wegen meines Passes mitgeteilt. Diese Antwort werde ich abwarten und auch Ihre Meinung, die Sie in Ihrem nächsten Briefe gewiß äußern werden. Es läßt sich viel dagegen und viel dafür

sagen. Ich habe dort gewiß Verdruß; zwar nicht in der Art, wie es Ihnen Ihre Ängstlichkeit hat ahnden lassen, aber doch immer in einer Art, die unangenehm ist und die man besser vermeidet. Sie wissen, ich bin nicht fanatisch, und meine Neigungen, besonders aber meine Abneigungen sind immer ruhig und halten sich an den Verstand. Nur gegen die österreichische Regierung habe ich einen wahren fanatischen Haß. Man braucht das Wort Österreich nur auszusprechen, und es ist grade, als würde der Hahn meines Herzens geöffnet, und ein Strom von Vorwürfen und Verwünschungen stürzt dann heraus. Das Wort *niederträchtig*, welches ich nie, weder schriftlich noch mündlich noch in meinen Gedanken, gebrauche (weil es zu leidenschaftlich und unphilosophisch ist), wende ich in meinem Sinne nur an, wenn ich über das Verfahren der Österreicher nachdenke, und nach meinem Gefühle hat die Sprache nur zu diesem Zwecke dieses Wort geschaffen. Es ist dort ein solches tiefes, dichtverwachsenes Wurzelwerk von aristokratischer Tyrannei, daß es mich zur Verzweiflung bringt, weil ich gar keine Möglichkeit sehe, es auszurotten. So haben jetzt erst alle Privaterzieher, alle Lehrer, die keine Österreicher sind, das Land verlassen müssen, und nicht allein die öffentliche Erziehung in Schulen, sondern auch die häusliche Erziehung wird den Händen der niederträchtigen Jesuiten anvertraut. Wenn nicht dort ein Erdbeben alles übereinander wirft, Tugend, Klugheit, Tapferkeit der Freigesinnten wird dort nie etwas ändern. Man fühlt dort seine Ohnmacht, aber die Ohnmacht schimpft, und darum werde ich auch schimpfen. Ich werde acht Tage, ich werde 14 Tage schweigen, aber am 15ten werde ich herausplatzen, und im gelindesten Falle wird mich die Polizei über die Grenze schicken. Glauben Sie nicht, daß es in Wien so leicht sei, sich ortgemäß zu betragen. Über Politik mich nicht zu äußern, das fiel mir wohl leicht,

aber dort ist alles Politik, denn alles geschieht durch die Regierung. Theater, Straßenpflaster, Beleuchtung, Brot, Bier, nichts darf ich kritisieren. Was dort der niedrigste Staatsdiener verrichtet, geschieht im Namen des Kaisers, und wenn ich mich über die Tanzpas eines Unteroffiziers lustig mache, habe ich ein Majestätsverbrechen begangen. Dann fürchte ich immer, mein Vater geht mit dem Gedanken um, mich in österreichische Staatsdienste zu bringen. Denken Sie nur mein Unglück, wenn ich mich etwa durch vorteilhafte Anerbietungen, durch schmeichelhaftes Betragen gewandter Männer, durch das Zureden meines Vaters mich in so einen goldnen Käfig locken ließe. Welche Schande für mich, für Sie, für die ganze liberale Partei. Auf der andern Seite aber habe ich wohl mehr Stärke, als ich mir zutraue, und ich würde wohl Verführungen zu widerstehen wissen und Ehre und Freiheit nicht verkaufen; auf der andern Seite hat Wien so viel Interessantes; Natur, Kunst, Volk, und eben die Staatsverwaltung haben so viel Eigentümliches, daß ich diese Gelegenheit, zugleich mit meinem Vater dort zu sein, an dem ich in jeder Not eine Stütze fände, vielleicht benutzen sollte.

Ach, liebe Seele, ich habe mich verspätet, es ist schon Abenddämmerung, und ich muß schließen. Ich hole es nächstens ein. B.

56.

Nr. 29 *München, 5. Dez. 1821*

Ich finde in Ihrem letzten Briefe noch einiges zu beantworten. Wenn Sie mir nicht alles bis auf das kleinste Wort mitteilen, was der verdammte Stiefel von oder über mich gesprochen hat, verlasse ich Sie auf das grausamste und hänge mich an das erste beste Mädel. Dumme Menschen, die fürchte ich am meisten. Den Stiefel hatte ich

immer zum besten gehabt; tausend und tausend Dinge habe ich ihm weisgemacht, die er alle für wahr angenommen, und jetzt ging er vielleicht hin und erzählte Ihnen alle die schönen Sachen. Also dabei bleibt es, ich drücke Sie solange, liebes Schwämmchen, bis Sie alles wieder von sich gegeben, was Sie vom Stiefel eingesogen haben. Wie können Sie nur an der Unterhaltung eines solchen Menschen Vergnügen finden?

Sie haben schon wieder Staatspapiere gekauft? Das macht mir immer den größten Verdruß. Erstens, weil Sie sich dabei in Gefahr setzen zu verlieren, und zweitens, weil mich das immer in die Klemme bringt zwischen zwei Lieben, der zur Freiheit und der zu Ihnen. Mit größerer Sehnsucht erwarte ich nicht, Sie wiederzusehen, als ich auf den Ausbruch des Krieges warte; soll ich nun um Ihrer tausend Gulden willen mit meinen Feinden Frieden schließen? Soll ich darum die armen Griechen aufopfern? Und was mich am meisten schmerzt, müssen Sie, wenn Sie Geld brauchen, zum Handel Ihre Zuflucht nehmen? Haben Sie keine Freunde, ist nicht mein Vermögen auch das Ihrige? Können Sie was dagegen sagen? Wie ich meine Leute kenne! Als ich Ihnen von dem neuen Blatte schrieb, das bei Cotta erscheint, wußte ich schon Wort für Wort, was Sie mir darauf erwidern würden. Köstlicher Engel, Sie sind ja voller Gift und Galle. Jede Ihrer spitzen Noten sticht mich gleich einer Nadel; ich kann es aber schon aushalten. Doch den André schätzen Sie nicht gering; das ist nicht etwa ein belletristischer Windbeutel, das ist ein ganz tüchtiger Mann, der bei seiner Schriftstellerei immer dahin strebt, „die Schule in das Leben einzuführen“. Sein Blatt war schon früher achtungswert, trotz der österreichischen Zensur, und wird jetzt gewiß vortrefflich werden.

Sie werden ja mit der Zeit ein ganz schlaues, spitzbübisches Weltkind. Weil Ihnen für die Jette die Partie mit

Br. nicht anstand, haben Sie deren Mutter bei ihrer schwachen Seite angegriffen und von der Taufe gesprochen. Lassen Sie nur nicht bekannt werden, daß Sie das von mir wissen, sonst bekomme ich hier auch Feinde.
Ubi bene ibi patria ist zwar ganz recht, man sieht aber doch, daß es ein Gänschen geschrieben. *Ubi* und *ibi* sind nur zwei Wörter, Sie haben aber vier daraus gemacht, u bi, i bi. Wahrscheinlich haben Sie die Worte unter Noten so abgeteilt gefunden. – Sie haben bei Moritz Götz Champagner getrunken tief in die Nacht hinein. – Das ist mir eine schöne Aufführung! Darum also wurde ich in die weite Welt geschickt, damit Madame um so ungestörter nach ihren Launen leben kann. Und an glänzenden Gesellschaften in unserm Hause wird es auch nicht fehlen. Ihr Ruf, der meinige, meine Ruhe, mein Vermögen, nichts wird geschont. Treiben Sie es nur so fort, ich werde mich schon dafür zu entschädigen suchen. Und noch gibt es Gesetze, die einen Mann von Ehre gegen die Unbesonnenheiten seiner Frau in Schutz nehmen. Prr!
6. Dez. Schon wieder ein Brief! Sie mißbrauchen meine Geduld. Aber das war immer mein Schicksal; ich bin viel zu gut, viel zu nachsichtig. Was wollen Sie schon wieder von mir? Habe ich Ihnen nicht neulich erst gesagt, Sie sollen mir nicht so oft schreiben? Meinen Sie, ich hätte meine Zeit auf nichts Besseres zu wenden, als Ihre abscheulichen Briefe zu lesen? Alle Woche sechsmal schreiben, – ich wollte sagen, alle sechs Wochen einmal, das ist ganz genug. Sie wollen Bibliothekarin werden? Daraus wird nichts, liebes Kind. Nicht wahr, das ist eine Zweideutigkeit, die Sie in Verzweiflung setzt, aber beruhigen Sie sich. Ich meine, *ich* kann nicht Bibliothekar werden. Das Herz ist doch gar zu dumm! Wie konnte es Ihnen nur im Traume einfallen, daß man auf meine Mitbewerbung auch nur im geringsten Rücksicht nehmen würde? Ich habe unter den Männern von Einfluß in

Frankfurt auch nicht *einen* Freund. Wie wäre das auch möglich? Mein ganzes Wesen, vom Kopfe bis zur Fußzehe, ist so unfrankfurtisch, daß mein bloßer Anblick für jeden Frankfurter eine Beleidigung ist. Glauben Sie denn etwa, daß mich Kirchner gern hat und sich mit Wärme für mich verwenden würde? Wie irren Sie sich! Der ist wie die übrigen, nur klüger, d. h., er ahmt durch Kunst nach, was die andern von Natur haben. Ich würde aber auch in Frankfurt keine Stelle annehmen. Nie werde ich mich dort mehr bleibend aufhalten, und selbst der Erfüllung meines höchsten Wunsches könnte ich meinen Widerwillen nicht aufopfern. Genug davon.

Das „Finkische Kaffeehaus" von Malß muß ganz was Köstliches sein. Wäre ich in Frankfurt, hätte ich Ihnen das Vergnügen, diese Posse zu lesen, leicht verschaffen können. Jetzt fällt es Ihnen vielleicht schwer, das Stück zum Lesen zu bekommen. Mir, auch wenn ich das Talent dazu hätte, wäre es unmöglich gewesen, über diesen Gegenstand ein Lustspiel zu schreiben. Der Inbegriff aller [. . .] Schlechtheit und Gemeinheit ist in jenem Kaffeehause, es hätte mir nur Stoff zu einer Tragödie gegeben.

Wie ich über meine Wiener Reise denke, wissen Sie jetzt aus meinem letzten Briefe. Ich weiß nicht, warum Sie sagen, dahin zu kommen wäre früher mein Lieblingswunsch gewesen, da ich mich doch nicht erinnere, Ihnen je so etwas gesagt zu haben. Und Sie auch, Sie können denken, ich wäre imstande, in gewisse Absichten, die mein Vater mit mir haben könnte, einzugehen? Sie lieben, Sie kennen und achten mich so wenig, daß Sie mich dazu fähig halten oder wünschen? Ich sollte in österreichische Dienste treten? Ich sollte freiwillig meinen Geist in einen Kerker bringen, wo ihm Licht, Nahrung und Bewegung fehlt? Sie kennen diese Menschen gar nicht, Sie sind zu ungeübt, zu arglos, um sie zu begreifen, auch wenn man sie Ihnen wollte verständlich machen. In Wien

ist der 10te Mensch ein Spion. Meine Reden, meine Mienen, mein Sprechen im Schlafe, mein Schweigen wird beobachtet. Es ist nicht möglich, sich der Auflauerei zu entziehen. Die neuesten Ereignisse in Spanien und Italien haben die Strenge der Regierung aufs äußerste getrieben. Sie zittert, und nichts ist gefährlicher als eine mächtige Regierung, die sich fürchtet. Ich glaube Ihnen schon geschrieben zu haben, welche neue Anordnungen dort getroffen werden, um schon das Kind im Leibe der Mutter zum Sklaven zu erniedrigen. Und ich sollte in einem solchen Lande wohnen? Ich glaube zwar nicht, daß man in Wien meine Dienste sucht, aber gewiß wird sich mein Vater darum bemühen, und dann gibt es Verdruß zwischen uns beiden. Jedoch, wie ich Ihnen schon geschrieben, und aus den Gründen, die ich Ihnen mitgeteilt, bin ich ebensowenig noch fest entschlossen, *nicht* auf *einige Zeit* nach Wien zu gehen. Ich will Ihnen sagen, wovon ich es werde abhängen lassen. Ich habe vor einiger Zeit mich der *Neckarzeitung* zum Mitarbeiten angeboten. Man hat mir auch gleich geantwortet: ich käme ihren Wünschen zuvor, und ich sollte nur das Honorar bestimmen. Ich forderte in einem zweiten Briefe 100 fl. monatlich. Darauf habe ich aber noch keine Antwort. Bewilligt man meine Forderung, so daß ich hier ein festes Einkommen diesen Winter habe, dann gehe ich *nicht* nach Wien. Im entgegengesetzten Falle aber gehe ich hin und lasse mich bis zum Frühjahre von meinem Papa [. . .].
Jetzt kümmert mich nur wieder, daß Sie mir erst in 8 Tagen wieder schreiben wollen, aus Furcht, Ihr Brief findet mich nicht mehr hier. Seien Sie doch hierüber nicht besorgt; die Zeit meiner Abreise hängt ja immer von mir ab, und ich werde jeden Brief, der von Ihnen auf dem Wege sein könnte, immer erst abwarten. Schreiben Sie mir so lange, bis ich Ihnen sage einzuhalten. — In dem, was Sie mir bei Gelegenheit des Kenilworth über Frauen-

würde sagen, kann ich Ihnen nicht beistimmen. Ihr Beweis ist falsch. Höflinge sind keine Männer, sie sind eine Art Ungeziefer. Der schlechteste König ist immer noch besser als der beste seiner Höflinge. Und hätte ich die Männer ihrer Würde wegen über die Frauen gestellt? Sie sind nur glücklicher, weil stärker und geistreicher als jene, nicht besser.

Ist denn zugesagt worden, daß am 31. Dez. die Quittung bezahlt werden soll? [— — —]. Vergessen Sie nicht, dem Polizeidiener Schulz sein gewöhnliches Trinkgeld (1 fl.) einhändigen zu lassen. Diesen Gulden stellen Sie mir auf Rechnung. Seien Sie nicht so ängstlich, Sie sollen ihn schon wiederbekommen. – Ich werde mich nach dickerem Papier umsehen, welches das Geschriebene nicht durchscheinen läßt. Bis dahin werde ich Ihre geistreiche Erfindung anwenden. Hätte ich Baumwolle bei der Hand, so würde ich solche unter die Adresse legen, das wäre das allerbeste.

Im *Morgenblatte* steht eine merkwürdige Kritik von Houwalds „Bild" von Müllner. Es würde Ihnen interessant sein, sie mit der meinigen zu vergleichen. Das Stück wird mit vielem Scharfsinne getadelt, in der zweiten Hälfte der Rezension aber, die ich noch nicht gelesen habe, soll Houwald sehr gelobt sein. Ich begreife nicht, wie ein so heftiger Tadel sich in Lob auflösen kann.

Frau von Fouqué, die bekannte Schriftstellerin, und ein Prinz von Mecklenburg in Berlin schreiben gemeinschaftlich einen Roman in Briefen; er die Männer-, sie die Frauenbriefe. Das ist ein sehr guter Gedanke, und wird ein Roman in Briefen geschrieben, welche Form ich verwerflich finde, so ist jene Art immer noch die beste. Wir beide sollten das nachahmen.

Ich lese jetzt die „Delphine" der Staël zum ersten Male, und mit großem Vergnügen. Die zwei ersten Bände habe ich schon durch. Das Buch ist noch lehrreicher als unter-

haltend, und ich bin sehr begierig, wie die Geschichte sich endet. Aber hundertmal – sooft ich nämlich wahrnahm, wie da überall die Weiber das Wort führen, die Handlung leiten, befördern oder aufhalten, wie überall die Männer im Hintergrunde stehen (natürlich, weil der Roman von einer Frau geschrieben ist) – hundertmal fiel es mir mit Lachen ein: Wenn die Katze nicht zu Hause ist, springen die Mäuse auf dem Tisch herum. Und dies Gleichnis fand ich um so passender, weil alle Frauen, die darin auftreten, die Männer nicht bloß als ihre Herrn und Meister, sondern auch als ihre Feinde anerkennen. Ich habe manches aus dem Buche gelernt. Ich habe immer geglaubt, die Weiber wären sich alle gleich. Jetzt erfahre ich aber, daß es nicht so ist. So bemerkt man mit Erstaunen, daß ein Schäfer die vielen hundert Schafe seiner Herde, eines von dem andern zu unterscheiden weiß, die dem ungeübten Blicke alle gleich erscheinen. Wahrscheinlich hat die Staël in der „Delphine" sich selbst geschildert und sich zu schildern geglaubt.

Lesen Sie im *Morgenblatte* vom 29. Novbr. die schauerliche Geschichte eines Lebendigbegrabenen. Sie mag insoweit erdichtet sein, als derjenige, der sie erzählt, der Lebendigbegrabene selbst ist; aber solche Dinge haben sich wirklich schon ereignet. Es wird einem kochend heiß, wenn man die Erzählung liest.

Wie ich merke, empört sich Ihr Stolz sehr gegen meine Art, die Frauen tief unter die Männer zu setzen. Das tut mir leid. Aber warum ärgern Sie sich und was verlieren *Sie* dabei? Ich Mann wenigstens mißbrauche meine Herrschergewalt nicht, Sie haben mich schon so zahm wie ein Lämmchen gesehen. Das viele Bier, das ich trinke, macht mich jetzt so männertrotzig und heldenmütig. Sie spotten meiner mit Unrecht, indem Sie sagen: „Sie erreichen es wohl noch, den größten Thron von Europa zu zieren, warum nicht? Sie sind ja ein *Mann*!" Ich frage auch:

warum nicht? An Ihrer Seite ist jeder Stuhl ein Thron, und Ihre volle Huld gäbe mir eine Majestät, die ich mit keiner königlichen vertauschte.
Haben Sie nicht gehört, ob sich meine Frankfurter Gläubiger nach meinem Befinden erkundigen? Die armen Leute sind wohl sehr um mich besorgt. — — Mein Freund, der Herr v. Platz mit seinem dicken Bauche, drückt mich auch schon wie der Alp mit seinen Besuchen. Eine ganze Stunde hat er mir entwendet. — Sie schreiben mir jede Woche zweimal, Sie setzen Wohlgeb. hinter meinen Namen, Sie siegeln mit nur drei Oblaten. Sie tun, was ich befehle, Sie sind eine gehorsame Schülerin. Jetzt merken Sie sich noch etwas; Sie pflegen auf der Adresse *München* mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Das könnte einmal Anlaß geben, daß der Brief an den unrechten Ort käme. Sie müssen München mit lateinischen Buchstaben wie das Wort Börme schreiben. O darin bin ich Ihrer Folgsamkeit gewiß.

Dr. Börne, geb. Wohl,
in
München.

57.

Nr. 30 *München, 8. Dez. 1821*

Heute Samstag ist Mariä Empfängnis; das geht uns aber nichts an. Wichtiger ist, daß ich das angenehme Manuskript mit dem langweiligen Gelde erhalten habe. Ich danke Dir, Geliebter! Was hatte ich doch gesagt, um zu erklären, warum mein vorletzter Brief so kurz war? Ich hatte die Wahrheit nicht gesagt; um Sie nicht zu ängstigen, verschwieg ich Ihnen, daß ich krank, recht sehr krank war. Erst gestern bin ich zum ersten Male wieder ausgegangen. Ich hatte eine heftige Hämorrhoidalkolik (ein schönes Wort, um sich daran in der Orthographie zu üben!). Doktor, Chirurgus und Apotheker, diese liebens-

würdigen Vettern der Atropos bekamen mich in ihre Gewalt. Ich hatte Fieber, mit welcher Ängstlichkeit fühlte ich meinen Puls! 90 mal in jeder Minute schlug mein Herz für Sie. Acht Blutigel stießen ihre Dolche nach mir; aber die elenden Memmen! sie wagten nur, mich rücklings anzufallen. Einem dieser Meuchelmörder hatte ich erst einige Tage zuvor das Leben gerettet. Die Tücke dieses Undankbaren schlug mich ganz darnieder. Ich rief schmerzlich: „Auch du mein Brutus?“ und verhüllte mein Antlitz. Mein schöner Bierbauch war weg, und ich sah ganz so aus, wie ich mich Ihnen erst neulich aus Scherz geschildert hatte. Jetzt aber bin ich wieder so munter wie ein Eichhörnchen. Knick, knack. Alle Viertelstunde sprang ich auf, um zu versuchen, ob ich noch die Kraft hätte, Ihnen zu schreiben. Meine Glieder waren auch nicht schwach, ich fühlte mich aber matt und verwirrt im Kopfe, und ich hatte über Nr. 28 vier Stunden zugebracht. Mein Arzt und Freund Dr. Breslau hielt mir nach meiner Wiederherstellung eine ernste Strafpredigt über meine verkehrte Lebensweise. Er stellte mir vor, wie töricht es sei, seine Gesundheit dem unmäßigen Studieren aufzuopfern. Er sagte mir, besonders in hiesigem Klima seien anstrengende Kopfarbeiten der Gesundheit gefährlich, und die emsigen Gelehrten bekämen hier alle die Hämorrhoidalkolik, das Scharlachfieber oder den Dippel. Ich habe es ihm feierlich zugesagt, mich künftig mehr zu schonen, aber ich weiß schon, wie weit ich komme mit meinen Vorsätzen. Einige Tage werde ich mäßig im Arbeiten sein und dann wieder in meinen alten Fehler fallen. Der Mensch kann nun einmal seine Natur nicht ändern!

Ihrer Verordnung gemäß habe ich in meinen letzten Brief ein Blättchen Papier gelegt, damit mein Herz nicht durchscheine; aber zu spät bemerkte ich, daß das Blättchen zur kurz war, so daß zwei Streifen unserer Geheim-

nisse sichtbar blieben. Ich brauche zu diesem Briefe anderes Papier, das dichter ist.

Montag, 10. Dez. Schlingel, abscheulicher! Also heute keinen Brief. Mit Ihrer ewigen Ängstlichkeit! Schreiben Sie mir nur so lange, bis ich es abbestelle. Auch auf diesen Brief antworten Sie mir. Ich habe ja noch nicht einmal Nachricht von meinem Vater. Wer weiß, ob er nicht Reue bekommen hat. Ich habe es in meinem Briefe an ihn einigermaßen darauf angelegt. Ich schrieb ihm: „Da ich jetzt in München alles gesehen, gehört und *beschrieben* habe, so will ich jetzt nach Wien reisen." Am Schlusse meines Briefes politisierte ich etwas über die Russen und Türken. Da nun mein Vater ebenso ängstlich ist als Sie, so mußte die Besorgnis in ihm erweckt werden, ich wolle Wien auch beschreiben, und die Furcht, daß ich mich dort des gefährlichen Politisierens nicht enthalten würde. Von Stuttgart habe ich keine Antwort erhalten; es scheint, daß die Redaktoren der *Neckarzeitung* nicht in meine Forderung eingehen können. Von dieser Seite hätte ich also nichts, was meine Reise nach Wien verhinderte. Ich hoffe, mein Herzchen, daß Sie sich über diese neue Art zu schreiben, wobei jede Zeile immer weniger Worte enthält, stark ärgern werden*. Das ist auch meine Absicht; denn ich will mich rächen, weil Sie mir heute nicht geschrieben haben. Meine vielen und lästigen Vorbereitungen, die ich jedesmal für Ihre Briefe zu machen habe, waren heute ganz vergebens. Mit diesen Vorbereitungen verhält es sich nämlich wie folgt: Da Ihre Briefe so fest und mannigfaltig verwahrt sind, so lege ich um die Stunde, wo ich weiß, daß die Post kömmt, große und kleine Scheren, große und kleine Messer zu-

* Börne hatte das Blatt in Form zweier aufeinander gestellter Dreiecke beschrieben.

recht. Es sieht grade aus, als hätte ich eine bedeutende chirurgische Operation zu unternehmen. Kömmt der Brief, dann wird mit aller möglichen Vorsicht geschnitten, damit keiner der edlen Teile verletzt werde. Sie sehen, mein Zorn hat abgenommen und meine Liebe zu Ihnen wächst wieder. Ach, für diese ist kein Papier breit genug!

Gestern abend war Museum-Ball. Da war ein Frauenzimmer, die hatte eine Ähnlichkeit mit Ihnen, eine solche Ähnlichkeit, daß ich eine ganze Stunde lang nicht an Sie dachte. Das Museumsgebäude ist ein kleiner Palast, der vormals einem großen Herrn gehörte. Es ist dort die schöne Einrichtung getroffen, daß nicht allein an Balltagen, sondern den ganzen Winter über täglich die ungeheuern Treppen und Vorplätze auch geheizt sind, so daß das ganze große Haus so warm ist wie ein Zimmer. Sogar die Keller sind geheizt, so daß der Wein in den Fässern kocht und man beständig Glühwein hat. Damit die Damen, wenn sie an der Musik vorübertanzen, sich an der Luft, die aus den Blasinstrumenten strömt, sich nicht erkälten, sind diese letztern in ihrem Innern mit kleinen Öfen versehen, so daß der Wind warm herauskömmt. Die Frauenzimmer hier lieben sehr die Wärme. An Wintertagen, wenn die Sonne scheint, tragen sie Samthüte, an deren Kopfdeckel große Brenngläser angebracht sind, damit die Strahlen sich sammeln und den Kopf warm machen. Die verheirateten Frauen lassen sich in der öffentlichen Promenade von ihren Liebhabern begleiten, damit die Angst, ihren Männern zu begegnen, sie in wohltuender Transpiration erhalte. Ich will doch froh sein, wenn ich nach Wien komme, damit ich meinen schönen Engel besser unterhalten kann. Meine Briefe, fühle ich, müssen sehr langweilig sein. München gibt grade keinen reichhaltigen Stoff. Bis zum Frühlinge, denke ich, werde ich doch wohl ein Bändchen kleiner

Reise-Beschreibungen gesammelt haben, die Rheinbriefe mitgerechnet. Wenn ich in Wien nur etwas fleißig bin, kann ich dort Bemerkungen genug zusammenschreiben. Und grade über diese Stadt haben sich die Reisebeschreiber noch nicht erschöpft. Es fällt mir nur immer so schwer, wenn ich an Sie schreibe, an den künftigen Druck meiner Briefe zu denken. Es ist so abgeschmackt, so lieblos. Und doch sehe ich nicht ein, wie ich auf eine andere Art zu vollständigen Berichten gelangen kann. Ich muß Sie wie mein Publikum behandeln. Sie zarte Seele ein Publikum, kumm, kumm! Wie rauh, wie abscheulich. Sagen Sie mir, ist denn in meinen Briefen von Stuttgart und von hier Stoff genug, um mit Hülfe der Erinnerungen etwas Ganzes daraus zu machen?

Wie angstvoll ich während meiner Krankheit war, kann ich Ihnen nicht genug beschreiben. Ohne Sie zu leben, ist schon traurig, aber ohne Sie zu sterben, das ist schrecklich. Ich dachte an Ihren Schmerz, wenn Sie meinen Tod erführen und weinte bitterlich. Ich dachte daran, mein Testament zu machen, aber dazu war ich zu abergläubisch; ist dieses geschehen, glaubte ich, müßte ich gewiß sterben. Und dann wußte ich nicht, da ich einen Teil meines Vermögens meiner Familie hätte hinterlassen müssen, welchen ich Ihnen geben solle, ob Sie meine Güter im südlichen Frankreich oder die am Rhein vorzögen. Auf meinem Bette liegend las ich die „Delphine“ und hatte dabei (wie es mir vorkam) so schöne und geistreiche Gedanken, in so blühenden Bildern, als ich mich ihrer sonst nicht fähig hielt; da bildete ich mir denn ein, ich läge in Fieberphantasien, und bat den Himmel flehentlich um meine alte Dummheit. Das Übel, das ich hatte, ist vielleicht an sich nicht lebensgefährlich; ich hatte aber zwei Tage gewartet, ehe ich den Arzt kommen ließ, und mir durch starken Wein zu helfen gesucht, den man sonst gegen Leibschmerzen anzuwenden pflegt.

Später, da nichts mehr für mich zu fürchten war, sagte mir mein Doktor, ich hätte mich durch das Weintrinken in große Gefahr stürzen können. Ihm selbst wären schon zwei Kranke, die, am nämlichen Übel leidend, sich auf gleiche Art zu helfen gesucht, binnen 48 Stunden gestorben, sie hätten eine Unterleibsentzündung bekommen. Ich eine Unterleibsentzündung! Hu! Entzündungen des Herzens kann ich schon eher aushalten. Mein einziger Trost war noch, daß ich an den Galgen gehöre. Aber meine schöne Gedanken über die „Delphine", die mir so große Furcht gemacht, habe ich rein vergessen. Jetzt muß ich Ihnen vorpredigen, daß, wenn ich einen Posttag aussetze oder wieder nur *eine* Seite schreibe, Sie nicht gleich denken, ich sei abermals krank. Ich habe mir vorgenommen, wenn ich wieder in einen solchen Fall kommen und längere Zeit zum Schreiben unfähig werden sollte, ich es Ihnen durch meinen Arzt werde wissen lassen.

Vor einigen Tagen gaben die Italiener wieder eine neue Oper von Rossini, „La donna del lago". Die Handlung ist aus Walter Scotts „Fräulein vom See". Zum Sterben vor Langeweile. Rossinis „Othello" wird ja in Frankfurt auch gegeben. Ist denn das wirklich so himmlisch? Leute hier, die sonst diesen Mann mit weniger Begeisterung loben, sagen: der 3te Akt des „Othello" sei etwas Außerordentliches ... Ein fremder und daher unparteiischer Musikkenner sagte mir neulich, das Frankfurter Orchester sei besser als das hiesige, dem es an Präzision fehle; das läge aber weder an den Mitgliedern noch am Direktor Fränzel, die alle ihre Sache verstünden, sondern daran, daß die Spieler nicht so sehr wie in Frankfurt vom Direktor abhingen, sondern vom Hofe feste Anstellungen hätten, und daher dem Kapellmeister nicht strenge Folge leisteten. [— — —].

Noch einmal, schreiben Sie mir nur immerfort. Ich werde nie abreisen, solange noch ein Brief von Ihnen auf dem

Wege sein kann. Ich bin ja darin mein eigner Herr. Es wurmt mich sehr, daß ich jetzt wieder bis Donnerstag warten soll. Ungeheuer!

Dr. Börne, geb. Wohl.

58.

Nr. 31 *München, Donnerstag, 13. Dez. 1821*

Asmodi soll Sie holen mit Ihren kleinen Briefen! Acht Tage lassen Sie mich hungern, und dann kommen Sie herbeigeschlichen mit Ihren Brosamen. Parturiunt montes nascitur ridiculus, mus, d. h. auf deutsch: Muß ist eine harte Nuß. Entweder schreiben Sie mir gar nicht oder gehörig viel, aut Caesar aut nihil. Mit Ihren Nummern machen Sie mich auch verwirrt. Sie bemerken Nr. 28, und Sie mußten doch, als Ihr Brief abging, schon Nr. 29 erhalten haben. Beruhigen Sie mich ja hierüber. Das Paket hatte ich damals noch nicht empfangen; wie konnten Sie denken, ich würde es Ihnen verschweigen? Mein Vater hat mir immer noch nicht geantwortet. Vielleicht konnte er die Erlaubnis, mich nach Wien kommen zu lassen, nicht erhalten. Das ist nicht unwahrscheinlich; denn wie ich erst gestern gehört habe, soll der hiesige österreichische Gesandte die Weisung erhalten haben, keinem Gelehrten einen Paß nach Wien zu visieren. Von Stuttgart habe ich Antwort erhalten wegen der *Neckarzeitung*. Sie können mir meine Forderung von 100 fl. monatlich nicht bewilligen, sie wollen erst abwarten, wie das Blatt geht. Unterdessen haben sie mir für den Bogen 6 Dukaten angeboten. Das ist ganz schimpflich wenig. Ein Bogen der *Neckarzeitung* enthält zweimal so viel als einer der *Wage*. Ich bin aber doch gesonnen, mich auf 4 Wochen um diesen Preis zu verbinden, damit ich nur wieder einmal ins Schreiben komme. Morgen schicke ich einiges ab. Schwerlich also werde ich jetzt nach Wien

reisen, auch wenn mich mein Vater dazu einladen sollte. Diese Woche ist München eine wahre Herberge vagabundierender Journalisten. Außer dem berühmten Verfasser der *Wage* befinden sich gegenwärtig hier: *Dr. Pfeilschifter*, der von Madrid kommt; *Dr. Heine*, Verfasser-Redakteur des Konversationslexikons und literarischer Agent des Brockhaus, und *Siewers* aus Paris, Korrespondent im *Morgenblatte* und in der *Musikalischen Zeitung*. Ich muß mir den Spaß machen, dieses zufällige Zusammentreffen in irgendeiner Zeitung zu verkündigen, damit sie in Wien glauben, es stecke was dahinter und die Beurlaubten einrufen. Dr. Pfeilschifter, der linke und linkische Flügel der *Zeitschwingen*, war ein Jahr lang in Spanien für Cottas Rechnung, der aber, unzufrieden mit ihm, ihn verabschiedet hat. Jetzt schimpft er gewaltig auf ihn. Wo dieser Mensch nicht schon alle war, was er nicht schon getrieben hat! Und doch ist er ein Vieh von der ersten Qualität, $^{11}/_{4}$ breit! Mit dem Siewers ist ein großer Spaß. Der kömmt hier nicht aus dem Erröten heraus und wagt keinem Menschen ins Gesicht zu sehen. *Bärmann*, der berühmte Klarinettist beim hiesigen Orchester, hat vor zwei Jahren in Paris Konzert gegeben. Mein Siewers schreibt ihm 2 Billette des Inhalts: daß wenn er ihm nicht eine gewisse Anzahl Napoleons schicke, er sein Spiel in den öffentlichen Blättern herabsetzen würde. Jetzt da Siewers hier ist, zeigt Bärmann diese Billetts in der ganzen Stadt herum. Der arme Teufel dauerte mich, und da er im Augenblicke das Geld nicht hatte, seine vorhabende Reise nach Wien gleich fortzusetzen, habe ich ihm 100 Dukaten geliehen. Wer weiß, ob ich sie je wiederbekomme.

Was wir Großen geplagt sind! Kömmt mir da ein langer Mensch über den Hals, Lieutenant Northing aus Berlin, der anderthalb Stunden mich martert, ohne mich umzubringen. Ein Schöngeist, ein Freund des Theaters, der

den Verfasser der *Wage* kennenlernen will. Gerechter Gott, was habe ich ausgestanden! Spricht mir der Mensch von Müllner, von Grillparzer, von Iffland, von antiker und moderner Poesie, daß ich hätte die Schwernot kriegen mögen. Um des Himmels willen, schreibe ich denn in einer Art, daß man glaubt, ich mache mir viel aus dem Theater und solchen Lumpereien? Sieht man mir denn nicht an, wie gleichgültig mir alle diese Sachen sind? „Sie hätten nur hören sollen, wie vor einigen Monaten der Reinhard den Valeros gespielt hat! Wie ein Kutscher ... Das Lustspiel in Wien ist einzig... O der Korn!... Eßlair als Theseus, Devrient als Falstaff, Carl als Staberl ... Grillparzer ist in die Antike geraten, das ist ein großes Unglück ..." Und dabei kam er in die höchste Begeisterung. Ich war wie erstarrt und machte Kalbsaugen, wie Wagenräder so groß. Als er fort war, mußte ich mir den Kopf mit Eau de Cologne waschen.

Wie man sich nur jetzt um die Bretterbühne bekümmern kann, begreife ich nicht. Die wahre Geschichte jedes Tages ist witziger als Molière und erhabener als Shakespeare. Ein paar Lampen angezündet und die Zeitung vorgelesen – was könnte Eßlair Besseres geben? Engelchen kleines, ich freue mich sehr auf das nächste Jahr, große Dinge gehen vor. Die Welt hat Leibschmerzen; wenn das losbricht, wird es ein schöner Spektakel geben. Mir Rosengerüche. O, daß mein Herz keine Knochen, mein Geist kein Fleisch hat, ich möchte vergehen vor Zorn und Scham! Aber einen Schnurrbart lasse ich mir wachsen, damit ich wenigstens grimmig aussehe. Die Kinder und die Türken sollen vor mir fortlaufen, auch Sie. –

[. . . . .]

Ich merke schon, dieser Brief wird auch nur eine Seite lang, wie d[er] Ihrige. Das ist mir eine schöne Liebe. Entweder unsere Herzen oder unsere Köpfe schrumpfen ein.

Wenn Ihr nächster Brief nicht sieben Meilen lang ist und eine Million Porto kostet, nehme ich ihn gar nicht an und schicke ihn zurück. Warum haben Sie meinen letzten Brief einen Tag zu spät erhalten? Vielleicht hatte ich ihn zu spät auf die Post gebracht, so daß er erst mit dem nächsten Felleisen abging. Wenn es mir nur mit diesem Briefe nicht auch so geht, es ist fast Abenddämmerung; ich werde gar zu oft gestört.

Heute abend ist die „Schuld", worauf ich mich sehr freue. Eßlair spielt den Hugo. Seit den 9 Wochen, daß ich hier bin, ist er in keinem Stücke von Bedeutung aufgetreten, und ich habe ihn noch gar nicht gesehen. Schreiben Sie mir das nächstemal ja recht ausführlich. Wie hat Ihnen die Zeichnung meines letzten Briefes gefallen? Ahmen Sie mir aber ja nicht nach in den weißen Dreiecken. – Sagen Sie dem Wimpfen und Steinthal, sie sollten mich, – sie sollten mich, – sie sollten mich mit Nachsicht behandeln. Verstanden? – Hunderttausend *Grüße* meiner holden *Elise*. Es tut mir recht leid, aber ich kann Ihnen für heute nichts mehr als einen freundlichen Gruß schreiben; recht bald mehr von Ihrem

Dr. Börne, geb. Wohl.

59.

Nr. 32 *München, d. 17. Dez. 1821*

Eine innere Stimme hatte mich deutlich genug gewarnt, ich solle Ihnen nicht schreiben, daß ich krank war. Aber ich folgte ihr nicht, ich wollte Ihnen die Freude machen, mich glücklich wiederhergestellt zu sehen, und beachtete nicht, wie teuer Ihnen diese Freude käme. Sie werden sich jetzt nicht beruhigen. Ich schwöre Ihnen bei allem, was uns wert und teuer ist, ich schwöre bei Ihrer Seele und Ihrem Leben, daß ich *vollkommen* wieder genesen bin und daß keine Spur von meinem Übel zurückgeblieben

ist. Lassen Sie sich das genug sein und stehen Sie davon ab, ein Zeugnis von meinem Arzte zu verlangen. Wir wollen uns nicht auslachen lassen. Auch im übrigen war ich in Stuttgart und bin hier viel gesünder als in Frankfurt. Ich leide weit seltener an hypochondrischen Anfällen, und ich brauche, um mich in Ordnung zu erhalten, nicht so strenge Diät zu halten, als ich es zu Hause mußte. Noch einmal, teuere Freundin, quälen Sie sich und mich nicht durch unnötige Besorgnisse. Und, was ich Ihnen schon einmal geschrieben habe, denken Sie an kein Unglück, wenn meine Briefe einmal länger als gewöhnlich ausbleiben. Die Fälle der Hindernisse lassen sich gar nicht vorhersehen. So mag die Ursache, daß Sie neulich einen Brief einen Tag zu spät bekamen, darin gelegen haben, daß ich ihn nicht wie gewöhnlich selbst auf die Post trug, sondern ihn durch mein Mädchen aufgeben ließ. Diese hatte den Brief wahrscheinlich zu spät besorgt, so daß er mit der Post dieses Tages nicht mehr abging.

Der Dr. Goldschmidt! O Qual, o Lust! Ich fühle mich gegen ihn wie Valeros gegen Hugo in Müllners „Schuld". *Bald möcht' ich mich in seinem Blute kühlen, bald zieht's mich hin, ihn zu lieben.* Ich werde zwischen Fluch und Segen hin und her geworfen. O Gott, warum hat er mir das getan, warum haben Sie mir das getan? Warum haben Sie Wünsche in mir erregt, die so fern von mir waren, warum Hoffnungen, die nicht erfüllt werden können? Die Bedingung, an welche mein Glück gebunden ist, wird nimmermehr eintreten. Die Juden hier sind noch schlimmer als die Frankfurter, denn sie lassen sich nicht einmal Geld kosten. Als ich herkam, sprach dieser und jener des Vorstands davon, mich zu brauchen, sie sind aber wieder davon abgekommen, und wahrscheinlich der Kosten wegen. Doch vielleicht hat das eine andere Ursache, vielleicht wollen sie nichts mit mir zu tun haben, seitdem sie etwa

erfahren haben, daß ich getauft bin. Ich will zu Marx und zu Hrn. v. Hirsch gehen und mit ihnen sprechen. Ich kenne zwar diese Leute gar nicht, ich werde ihnen aber begreiflich machen, daß mein Eifer für die Angelegenheit der Juden mich zu dem Vorschlage trenne [treibe?], den Dr. G. kommen zu lassen, und sollten sie mich fragen, warum ich das Geschäft nicht selbst übernehme, werde ich ihnen antworten, ich hätte keine Zeit dazu. Aber es führt zu nichts. Gott, ist es denn auf keine andere Art möglich? Eine solche Reise, wenn sie 3 Personen gemeinschaftlich machen, kostet weniger, als Sie glauben. Sie mieten sich zusammen ein Privatlogis, welches monatlich jeder Person nicht mehr als 10 fl. kostet. Für 24 kr. bekommt man ganz gutes Essen ins Haus gebracht. Wie wollten wir uns während des Karnevals amüsieren. Wie glücklich, glücklich wäre ich! 60 Karolin, diese kleine Summe könnte mich jetzt glücklich machen! Könnte Dr. G. nicht vom Frankfurter Vorstand auf das hiesige wirken lassen! Wenn der Frankfurter Vorstand gescheit wäre, würde er auf seine eigne Kosten den Dr. G. hierherschicken; denn die Entscheidung der Sache der hiesigen Juden wird auf die der Frankfurter den größten Einfluß haben. Sollte nicht wenigstens *Kaufmann* seinem Schwiegervater deswegen schreiben? Aber da kömmt mir eine andere Besorgnis in den Sinn. Sie haben zuweilen an der Brust gelitten, und das hiesige Klima soll für Personen von schwacher Brust sehr gefährlich sein. Wenn Sie sich auf dieser Seite nicht ganz stark fühlen, dürfen Sie nicht hierherreisen. Sollte die Sache wirklich zur Ausführung kommen, dann können Sie den Professor Sömmering in Frankfurt, der München in ärztlicher Beziehung kennt, darüber zu Rate ziehen lassen.

Sie himmlisches Herz! Sie haben mich durch Ihre gütige Teilnahme sehr beschämt. Mit einiger Bosheit, um mich mit Ihnen zu necken, schrieb ich Ihnen, ich wäre vom

vielen Arbeiten krank geworden, und Sie, ob Sie mich zwar kennen, hielten dieses für möglich! Oder haben Sie auch bloß gescherzt?
Mein Vater hat von Wien geantwortet auf meinen Brief (nicht mir selbst, sondern meiner Mutter). Er schreibt: er würde mir von Wien einen Paß besorgen, da der meinige nicht in gehöriger Form sei; ferner schreibt er, ich wäre ein *Windbeutel*, da ich ihm in Stuttgart schon gesagt hätte, es wären 2 Hefte der *Wage* im Druck, und bis jetzt noch nichts erschienen sei. Sie sehen, teuere Freundin, wie auf dieser Erde der Gerechte verkannt wird. — Wie ich Ihnen schon gemeldet, in jedem Falle bleibe ich noch einige Wochen hier, selbst in dem Falle, daß ich mich endlich doch noch zur Reise nach Wien entschließen sollte. Vielleicht kommen die Eigentümer der *Neckarzeitung* in die Lage, mir ein vorteilhafteres Anerbieten machen zu können. Ich habe einige Kleinigkeiten für das Blatt abgeschickt, fürchte aber, daß die Zensur vieles streichen wird. *Erstens* einen Brief von München, der anfängt: „Das Pastoralschreiben etc."; ich mache mich darin über den Erzbischof lustig. *Zweitens*: Miszellen. Ich kann Ihnen letztere nicht näher bezeichnen, weil die *Neckarzeitung* einen täglichen Artikel unter dieser Aufschrift liefert, aber meine Freunde werden schon am Stile erkennen, was mir gehört.
Heute bekam ich einen Brief von unbekannter Hand, und als ich die Oblate aufmachte, fand sich die Unterschrift so weggerissen, daß von dem Namen auch nicht eine Spur übrigblieb. Anfänglich dachte ich, er wäre von Dr. Goldschmidt; endlich fand ich den Ort *Wiesbaden*. Er ist von Dr. Stiefel. Ich muß Ihnen den Brief mitteilen: „Mein teuerster Herr Swift! — Seit ich Sie nicht gesehen, sind Sie ein so berühmtes Tier geworden, daß, wer, wie ich, nicht mehr ist wie ein Mensch, qui n'est plus qu'un simple bourgeois, sich kaum getraut, Ihnen zu schreiben.

Ihre Berühmtheit, von der Sie selbst keinen Begriff haben, geht so weit, daß Sie sich in der Tat für Geld sehen lassen und dadurch die Reisekosten nach Italien verschaffen könnten, was ich daraus schließe, daß in Sachsen die Mädchen, welche bekanntlich schön sind (daher ich auch hingegangen, mir eins zu suchen, und, nun ich eins gefunden, zurückgekehrt bin), als die Rede auf Sie kam und ich mich des Glückes rühmte, Sie zu kennen, ganz neugierig nach dero körperlichem Aussehen sich erkundigten, und als ich ihnen den Schlemihl schilderte, wie ich ihn ehemals kannte (jetzt werden Sie freilich hübscher geworden sein), mich einen Lügner schimpften (das hatte ich für meinen guten Willen), weil sie sich einen Schöngeist nur in einem Schönkörper denken können. Sie wissen, die Frauen sind etwas körperlich. Doch nun von Ihnen auf mich zu kommen – ein Sprung, von dem es Sie wundern wird, zu hören, daß ich nicht den Hals dabei gebrochen –, es hat mich gefreut von Mad. Wohl zu vernehmen, daß Sie nicht allein mich, sondern auch meine Fußtritte noch nicht vergessen haben, und um Ihnen zu beweisen, daß ich auch Ihrer und der Ihrigen (bitte aber nicht etwa an Ihre liebe Familie, sondern an Ihre Fußtritte dabei zu denken) mich erinnere, schreibe ich es Ihnen; zumal ich Mad. Wohl mit einem so prosaischen Geschäfte wie das Bestellen eines Grußes nicht belästigen wollte. – Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich es bedauert, Sie und Sichel nicht zu finden bei meiner Rückkehr; von beiden hatte ich während der ganzen Dauer meiner Abwesenheit nichts direkt gehört, den einen hatte mir der Tod, den andern sein unsteter Geist entführt. Murhard habe ich in Frankfurt gesprochen; der elende Kerl hielt sich auf über Ihre Trägheit, – wer so schreibt, wie der, kann freilich viel schreiben. Warum haben Sie diesem Wicht die Annalen zugeschustert? Sie dachten damals gewiß nicht an Ihren Freund.

Durch diesen trüben Kanal bin ich zu einer lautern Quelle gelangt. Er hat mir nämlich eine Empfehlung an Weitzel mitgegeben, den ich heute besucht habe, der mir einen Gruß an Sie aufgetragen und recht sehr bedauert, daß Sie, als Sie hier waren, so auseinandergekommen und er weiter nichts weiter von Ihnen gehört habe, bis auf den heutigen Tag; usw." Wegen der Annalen hat er ganz recht. Hätte ich damals an ihn gedacht, würde ich das Journal vielleicht übernommen haben. Er hätte mir alles Mechanische, alle Übersetzungen u. dgl. abgenommen und sein Glück dabei gemacht, da ich ihm gern 800 fl. vom Honorar abgegeben haben würde. Besitzt er auch nicht mehr Talent und wohl weniger als Murhard, so hat er doch mehr Sorgfalt und Ehre, und das Journal wäre auch schon durch seine Mitwirkung besser geworden, als es jetzt ist. Wie gefällt Ihnen sein Humor? – Anliegender Druck wird Sie über eine artige Lotterie belehren, die jährlich hier gezogen wird. Ich habe für Sie auch einen Zettel genommen. Was hätte ich für eine große Freude, wenn Sie etwas Schönes gewönnen. Morgen wird gezogen.
Meine letzten Briefe sind darum etwas kürzer als früher, weil ich viele Zeit auf dem Lesezirkel zubringe, um für meine Korrespondenz für die *Neckarzeitung* etwas zu erwischen. – Adieu, mein schöner Engel, mein schöner Engel, mein schöner Engel, mein schöner Engel.
Ihr gesunder, treuer, lustiger und fauler Freund

Dr. Börne, geb. Wohl.

60.

Nr. 33 *München, d. 20. Dez. 1821*

(Drandruhdel) Beste und zärtlichste aller Freundinnen – vor allem, ich bin so gesund wie ein Salm am Lurlei und so stark wie ein Löwe. Und jetzt seien Sie ruhig und ängstigen Sie mich nicht mit Ihrer Angst. Zweitens –

Träume sind Schäume. Sie und Dr. Goldschmidt werden *nicht* hierher reisen. Ein Glück, daß ich die Unausführbarkeit dieses Vorhabens gleich erkannte, sonst würde ich mich grämen. Ich habe mit dem Großmogul des jüdischen Vorstandes, mit *Pappenheimer* gesprochen; es ist nicht daran zu denken. Er sagte: die nötigen Schriften wären alle schon fertig, es wäre alles Nötige eingeleitet, und es ginge ganz prächtig. Übrigens (im Vertrauen) an den Dr. G. würde man sich am wenigsten wenden. Er ist hier gar nicht beliebt. P. sagte mir: er mag ein ganz gescheiter Mann sein; wenn man ihn aber sprechen hört, sollte man meinen, er wäre ein *Schode*. Auch Leuten aus dem Marxschen Hause habe ich abgehört, daß man ihn dort nicht leiden kann. Er mag sich wohl arrogant betragen haben. So erzählte man mir, als ich hierherkam: Dr. G. habe an der Wirtstafel einen lebhaften Wortwechsel mit einem Manne gehabt, der ihm derb die Wahrheit gesagt, weil er als Fremder, der Meinung so vieler Kunstkenner entgegen, sich herausgenommen, über die hiesige Gemäldegalerie abzusprechen. Man bemerkte ihm, um diese zu beurteilen, müsse man sie ein halbes Jahr studieren, und es sei nicht genug, wie von ihm geschehen, sie ein einziges Mal durchlaufen zu haben ... Gibt es denn keine andere Art, wie Sie hierher reisen können? Es war recht leichtsinnig von Ihnen, mich so in meiner Ruhe aufzustören. Tun Sie das ja nicht mehr.

Also, wenn Sie meiner Gesundheit gewiß sind, wollen Sie mir jede Woche nur *einmal* schreiben? Das wäre doch die Gesundheit etwas zu teuer erkauft! Aber es sei. Doch in diesem Falle werde ich Ihnen auch nicht öfterer schreiben. Sooft Sie also einen Posttag aussetzen, seien Sie gefaßt darauf, daß ich das nämliche tue. Unsere Briefe mögen dann um so größer werden. – Aha! Sie reden wieder von Geschäften; die Katze läßt das Mausen nicht. Vor jetzt, wie ich Ihnen schon geschrieben, habe ich mich

der *Neckarzeitung* auf einige Wochen verpflichtet, auf *einige Wochen* nur, das habe ich den Herrn ausdrücklich bemerkt und auch, „daß die Summe, die ich zu fordern genötigt sein würde, wenn sie mich auf die Dauer annehmen wollten, von dem, was sie mir angeboten, *weit* abstünde". Den Verlauf dieser Zeit muß ich also abwarten. Was Ihre übrige Fragen nach der *Wage* und den andern Unternehmungen meines rastlosen Geistes betrifft, muß ich antworten wie im Frag- und Antwortspiel, auf eine Art, die auf alle Fragen paßt: „Sie sind sehr neugierig ... Zeit bringt Rosen ... Verschonen Sie mich mit dieser Frage." Jetzt wissen Sie, woran Sie sind. Fragen Sie aber nach meiner sinnlichen Lebensweise, so kann ich Ihnen beteuern, daß ich weder im Scherze noch im Ernste etwas zu verheimlichen habe. Ich lebe einen Tag wie den andern. Zwischen 5 und 9 Uhr stehe ich auf. Frühstück, Lektüre, Schreibereien, Sehnsucht, Tobakrauchen, im Zimmer spazieren – damit fülle ich meinen Vormittag. Nach dem Essen gehe ich eine Viertelstunde zu meiner Schwester, dann spazieren. Abends bis 9 Uhr: Theater, Lesegesellschaft, auch oft zu Hause. Um 9 Uhr gehe ich ins Kaffeehaus, wo ich mich einem engern Kreise von Offizieren, Beamten und Künstlern, die mich alle sehr achten und freundschaftlich behandeln, angeschlossen habe. Bis 10 Uhr trinke ich Bier und spiele Schach, welches hier sehr in Mode ist. Von 10 Uhr an wird Billard gespielt (*à la guerre*). Gewöhnlich gehe ich um 12 Uhr erst nach Hause. Die andern bleiben noch länger und würfeln. Seit einigen Abenden werden wir aber schon um 11 Uhr von der Wache hinausgejagt. Es ist hier nämlich Polizeiordnung, daß alle öffentlichen Häuser um 11 Uhr geschlossen werden müssen. Nur das Kaffeehaus, welches ich besuche, genoß einer stillschweigenden Vergünstigung, weil es bekannt ist, daß sich dort nur gebildete ruhige Leute versammeln. Wahrscheinlich aber

haben die andern Wirte aus Neid uns angegeben, so daß die Polizei sich genötigt gesehen, auch gegen uns die gesetzliche Strenge eintreten zu lassen. Es ist spaßhaft. Um 1/2 11 kömmt ein Unteroffizier in den Saal und ruft mit lauter Stimme: „Meine Herrn, es ist 1/2 11, um 11 Uhr ist Feuerabend. Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit." Jetzt werden die Biergläser bis zum Überlaufen angefüllt, damit ja kein Tropfen des köstlichen Trankes zurückgelassen werde. Um 11 Uhr erscheint die Patrouille von 5 Mann und jagt alles fort.

Noch andere Fragen haben Sie mir gemacht, die ich mit gleicher Offenherzigkeit beantworten werde. Ich habe nicht eine einzige weibliche Bekanntschaft. Den Mädchen ist hier schwer beizukommen. Jede Mutter ist die Maut ihrer Tochter, sie lassen keinen Liebhaber durch. Nicht etwa, daß sie ihn zurückwiesen, aber sie konfiszieren ihn zu ihrem eignen Vorteil. Doch verheirateten Frauen den Hof zu machen, halte ich für sehr unsittlich. Die Sängerin Metzger habe ich besucht, weil sie mich durch Spiel und Gesang entzückte, die ist aber so häßlich wie die Nacht und gar nicht liebenswürdig; auch Männerbekanntschaften, nämlich in der Art, daß ich sie im Kreise ihrer Familie besuchte, habe ich nicht. Im allgemeinen ist man hier wenig gastfreundlich, doch haben manche ordentliche Leute den Wunsch geäußert, mich bei sich zu sehen. Zu faul und zu gleichgültig, habe ich das nicht benützt bisher. Doch von nun an werde ich mich darum bemühen, weil mir daran gelegen ist, für meine Korrespondenz nach Stuttgart Neuigkeiten zu erhaschen. Besonders da sich in einigen Wochen die Stände hier versammeln, werden mir Bekanntschaften nützlich sein. Vor einigen Tagen habe ich den Anfang gemacht und mich bei einem Staatsrat Hezzi einführen lassen. Er ist ein warmer Liberaler, Verehrer der *Wage*, reich und an eine Gräfin aus einer guten Familie verheiratet. Er hat mir förmlich während

meines Aufenthaltes sein Haus angeboten. Er sagte mir, in irgendeiner Zeitung gelesen zu haben, daß ich mich jetzt — hier oder in Stuttgart, das hatte er vergessen — aufhalte . . . Seit einigen Wochen ist jeden Samstag kleine Tanzgesellschaft im Museum, die ich auch besuchte. Der erste große Ball wird in der Silvesternacht gehalten. Werden Sie [sie] nicht auch in einer Gesellschaft zubringen? Ich habe mir vorgenommen, um 12 Uhr ein Glas Wein auf Ihr Wohl und auf das unserer Freunde zu trinken. Denket mit dem Glockenschlage an mich! Ich will mir alles genau merken, was mich um jene Zeit umgeben, was ich getan, geredet. Tun Sie das nämliche, wir werden austauschen.

Die Leiden des jungen Börne. 1ster Brief. München, 15. Dez. „Ich liebe, ich werde geliebt! O Natur, o Natur! Noch haben unsere Herzen nicht an einander geschlagen, noch haben wir keinen Laut der Empfindung gewechselt, aber unsere Blicke haben sich gesehen, sich verstanden, und unsere Seelen haben sich vermählt zu ewiger Treue. Ich komme vom Balle, ich habe nicht getanzt, gedankenvoll saß ich an einem entfernten Tischchen und aß Heringssalat. Da hörte ich mit einer Silberstimme hinter mir fragen: *N'avez-vous pas vu Belisle?* Ich wende mich um, und — o Götter! Wilhelm, der Vorhang, der mir mein eignes Leben verbarg, ist emporgerollt, und tausend Lampen erleuchten mein Herz. Ein Mädchen stand vor mir — nein, es war Amor selbst mit ausgebreiteten Fittichen — Toren nennen das Buckel! Sie heißt Straßburger. Sie soll einen Bräutigam haben, einen Dr. juris in Landau. Wilhelm, wie wird das enden? Lebe wohl."

Meine Mutter, was ich nicht wußte, weiß, daß ich getauft bin, und hat nicht den geringsten Verdruß davon. Vor einigen Tagen hat meine Schwester in ihrer und meiner Gegenwart scherzend davon gesprochen. Meine Mutter sagte zwar nichts dazu, aber sie schien nicht ein

bißchen beunruhigt. Wie sich die Zeiten ändern! Vor zwanzig Jahren noch hätten wir Geschwister alle sterben können, unsere Eltern hätten uns auch vom martervollsten Tode nicht durch die Taufe loskaufen mögen. Meine Mutter ist freundlicher und mütterlicher gegen mich als je. Als ich krank war, brachte sie mir unaufgefordert einiges Geld, ob sie zwar wußte, daß ich in diesem Augenblicke nicht Mangel daran hatte, nur um mir etwas Angenehmes zu erzeigen. Ja, wenn ich klar in ihre Seele blicke, scheint sie sogar stolz darauf zu sein, einen getauften Sohn und so viel Aufklärung zu haben, sich darüber hinauszusetzen.

Es kann mich rasend machen, ich könnte alle Fürsten und Pfaffen mit meinen Händen erwürgen. An denen, an unsern mißgestalteten Regierungsformen liegt es. Damit hundert Menschen schwelgen können in Herrschlust und Sinnlichkeit, müssen Millionen darben und sterben, ohne gelebt zu haben. Das weiß ich auswendig wie das Einmaleins. Solange ein Wahn *besteht*, habe ich nur Tränen des Mitleids, aber wenn er *aufhört*, aufhört, nachdem er ein Jahrtausend die Menschheit gepeinigt, da vergieße ich Tränen der Wut, und ich wünsche mir Kraft, Herz und Tatzen eines Tigers. Erst gestern Abend hörte ich eine traurige Geschichte erzählen, die sich 1785 in München ereignete und noch in der Erinnerung vieler Menschen ist. Ein 17jähriges Mädchen liebte. Es war das schönste der Stadt. Die Eltern waren ihren Wünschen entgegen. Weil sie eine andere Wahl getroffen? Nein, das wäre noch trostvoll. Sie waren Frömmler und wollten ihre Tochter zwingen, ins Kloster zu gehen. Eines Morgens ging das unglückliche Kind mit ihrem Kammermädchen in die Liebfrauenkirche, kniet nieder, betet lang und heiß und eilt dann mit schnellen Schritten den Turm hinauf. Die entatmete Begleiterin kann nicht schnell genug folgen. Von der höchsten Spitze des Turms stürzt sie

sich herab, bleibt mit dem Kleide am *Uhrzeiger* hängen, fällt dann tiefer auf ein baufälliges Haus, schlägt durch das Dach, durch den Boden und sinkt in die Stube und zu den Füßen eines dort wohnenden Geistlichen. Das Mädchen trug einen rosafarbnen seidnen Mantel. Sie steht vor meinen Augen. Ein noch lebender alter General ist gewohnt, täglich, wenn er am Turme vorbeigeht, hinaufzusehen, um seine Uhr zu richten. An jenem Tage, da er grade hinaufblickte, sah er das Mädchen am Zeiger hängen. Die Schwestern und Brüder des Mädchens leben noch alle und sind glücklich verheiratet. Jetzt gibt es keine Klöster mehr, aber wer sammelt den verwehten Staub, und wer belebt ihn wieder, jenes Schlachtopfers menschlicher Raserei? Habe ich nicht recht, möchte man nicht ein Tiger sein, um diese Hyänen zu zerfleischen? Erst 52 Jahre alt wäre jetzt das Mädchen und vielleicht glückliche Mutter vieler Kinder! Und jetzt wollen sie, nicht im Fieberwahne wie damals, sondern gesund und mit kaltem Blute, das teuflische Spiel von vorn anfangen. In Österreich, in Italien haben sie es schon begonnen, und in weniger als 4 Wochen werden Sie hören, wie alle die Pagen, welche der heiligen Allianz die Schleppe tragen, wie alle die nichtswürdigen kleinen Fürsten sich anschließen und hinterdreinstürzen. Es wird ihnen nicht gelingen, aber schon der Wille ist so schrecklich, daß die Tat das Verbrechen nicht vergrößert. Ich bin kalt, überlegt, berechnend, selbstsüchtig, aber träte mir jetzt ein Unternehmen vor die Augen, das wirkte, wenn auch nur zur Aufmunterung, ich wüßte nicht, ob ich sie [es?] unterließe.

Sagen Sie mir, warum Ihnen meine Garderobe so große Sorge macht. Kann mein edles Herz nicht auch unter einem zerrissenen Mantel schlagen? Ich danke Gott, daß ich darüber hinaus bin, und wenn ich Millionen hätte, ich trüge keine bessere Kleider, mein Kammerdiener

müßte mir denn die alten wegnehmen. In meinem schwarzen Röckchen sehe ich göttlich aus. An Galatagen suche ich wenigstens einen Knopf zuzubringen, und da kracht mir das Herz im Leibe.
Die *Iris*, worin der Kirchner gesprochen, habe ich noch nicht gelesen. Ich glaube doch es Ihnen oft gesagt zu haben, daß der Kirchner nicht ein bißchen Geist hat. Über Rousseau und Byron haben Sie vortrefflich gesprochen. Überhaupt schreiben Sie seit einiger Zeit die herrlichsten Briefe. Dabei gewinne ich zwar nichts; Ihre Briefe, wie sie auch seien, machen mir so viele Freude, daß sie nicht erfreulicher werden können. Aber ich bemerke doch mit einigem Stolz, daß Sie besser schreiben als noch im vorigen Jahre, und ich rede mir ein, Sie hätten sich etwas an mir ausgebildet. Ich beteuere Ihnen aufs heiligste, daß ich Ihnen nicht schmeichlen will, wenn ich sage, Ihre Briefe müssen jeden, auch den Sie nicht entzücken wie mich, im höchsten Grade anziehen. Manchmal bin ich ganz ärgerlich darüber, wenn ich gestehen muß, daß Sie mit viel mehr Leichtigkeit schreiben als ich. Ich schreibe wie ein Buch, ob ich zwar nicht darauf ausgehe; doch das ist ein großer Fehler. – Wie! einer meiner Briefe ist Straßenräubern in die Hände gefallen? Sie sehen, wie wenig er wert war, die Spitzbuben haben ihn nicht einmal behalten. Das ist sehr schimpflich für den Verfasser der *Wage*. – Also, Sie wollen mir schreiben, bis ich *halt* rufe! Nun: Halt! Rechtsum kehrt euch! *Marsch!* – Adieu mein schöner Engel, mein schöner Engel, mein schöner Engel, mein schöner Engel (bis)

Dr. Börne, geb. Wohl.

61.

Nr. 34 *München, d. 24. Dez. 1821*

Ungeratenes Kind, warum hast Du mir heute nicht geschrieben? Hätte ich wissen können, daß Du so eine Ra-

bentochter werden würdest, in der Wiege hätte ich Dich erwürgt. Nicht wahr, wenn Du ein neues Kleid, einen Hut brauchst, dann bin ich Dein lieber guter Papa. Ich will aber auch meine Hand von Dir abziehen, ins Kloster will ich Dich stecken. Bin ich nicht lustig? Ach, der Schein trügt. *Zum ersten Male in meinem Leben ist die Sorge bei mir eingekehrt.* Ich weiß nicht, ist man glücklich oder unglücklich, im 36sten Jahre des Alters so sprechen zu können. Hören Sie! Es wird mir immer sichtlicher und wahrscheinlicher, daß mein Vater mit dem Gedanken umgeht, mich in österreichische Dienste zu bringen. Er hat meiner Mutter wieder geschrieben, sie hat mir den Brief vorgelesen. Ich teile Ihnen seinen Inhalt wörtlich mit, soviel ich davon im Kopfe behalten. Merken Sie wohl darauf; denn ich werde Ihnen die Bedeutung der anscheinend gleichgültigen Scherzreden klarmachen. „Wenn der Doktor nach Wien reist, soll er sich nur in München beim österreichischen Gesandten melden, der wird ihm einen Paß geben. – Wasch' ihm Hände und Gesicht sauber, nehm ihm die Schnupftobaksdose weg – laß ihm ein schwarzes Kleid machen, Rock, kurze Hosen, laß ihm ein Paar Schuhe machen – wenn es ihm an Wäsche fehlt, so will ich ihm hier welche geben – geb ihm Reisegeld – er soll mir den Tag bestimmen, wenn er hier ankömmt, usw."

Mein Vater ist so *heines*, was er, obzwar im Herzen sehr zärtlich gegen seine Kinder, nie sonst ist, daß mir ganz wehmütig zumute wird. Er hat meiner Mutter einen bedeutenden Wechsel geschickt, um alle nötigen Ausgaben für mich zu bestreiten. Meine Mutter hat sich entschlossen, mir nicht bloß ein schwarzes Kleid, sondern auch noch einen blauen Frack, einen Überrock, einige Westen, einige Hosen, Schuhe und Stiefel und was weiß ich was noch mehr, machen zu lassen. Lachen Sie nicht über diese Kleinigkeiten, ich werde geschmückt wie zu

einem Opfer. Meine Mutter ist ökonomisch, und sie tut mehr, als ihr aufgetragen wird! Mein Vater, obgleich mich auf Verlangen zuweilen unterstützend, war doch niemals zuvorkommend großmütig gegen mich. Noch einmal, schon in mehrern Briefen hat er sich heines über mich geäußert, und ich kenne seine weltkluge Art; er sucht mich zu gewinnen. Daß der österreichische Gesandte *den Auftrag* hat, mir einen Paß zu geben, *mir* einen zu geben, er, der erst kürzlich (wie ich in die *Neckarzeitung* habe setzen lassen) von seinem Hofe den Befehl erhalten, keinem Gelehrten auch nicht einmal seinen Paß nach Wien zu *visieren*, das ist eine ausgezeichnete Gunst, die mich erschreckt. Warum liegt meinem Vater so viel daran, mich in Wien zu haben? Mir ist es so klar wie der Tag, daß ihm eine Anstellung für mich zugesagt worden. Wie ich darüber denke, wissen Sie; was ich bei diesem Gedanken fühle, wissen Sie nicht ganz. Wenn ich mich verführen [ließe], wenn ich aus Liebe zu meinem Vater nachgäbe, es könnte mich zum Selbstmorde bringen. Wie stark und offen habe ich nicht mündlich und schriftlich meine Ansichten ausgesprochen — mit welcher Wut ziehe ich nicht täglich an öffentlichen Orten gegen Österreich los! Ich tue es hier, ich habe es in Frankfurt und Stuttgart getan. Wenn ich jetzt zu meinen Feinden überträte, würden selbst meine Freunde glauben, ich sei immer ein geheimer Spion der österreichischen Regierung gewesen, und ich hätte nur gegen sie gesprochen, um die Leute auszuhorchen. Sie sind meine Freundin, Sie kennen mich, Sie wissen, daß ich nicht eitel bin. Vielleicht sind es trübe Grillen, vielleicht denkt man gar nicht daran, mich in Dienst zu nehmen, das mag sein, aber wenigstens ist es die Eitelkeit nicht, die mich verblendet und mir einflüstert, daß man in Wien so großen Wert auf mich lege.

Wie ich die Dinge klar erkenne, wäre, mich zu gewinnen,

für die Österreicher eine gewonnene Schlacht. Nicht zu gedenken, daß sie außer *Gentz* (der jetzt todkrank, vielleicht schon gestorben ist) keinen haben, der so gut schriebe als ich, ja daß ich in mancher Beziehung noch brauchbarer wäre, weil ich die Gabe des Witzes, wodurch man auf die Menge wirkt, besitze und ich besser als selbst die Ultras die schwache und lächerliche Seite der deutschen Liberalen kenne — so wäre in mir die ganze liberale Partei geschlagen. Es war eine solche Redlichkeit, eine solche Unbefangenheit in meinen öffentlichen politischen Äußerungen, daß ich, wie ich von mehrern Seiten erfahren, selbst den Wiener Ultras Achtung eingeflößt habe, obzwar keiner sich so feindlich als ich gezeigt hat. Sie mußten gestehen, daß ich es aufrichtig meinte, wenn ich auch irrte. Wem soll man ferner trauen, wenn ich die gute Sache verrate? Ich selbst traue keinem einzigen deutschen Liberalen, ich würde mit meinem Leben dafür bürgen, daß sie sich alle mit Geld erkaufen ließen. Wollte ich auch mit meinem Gewissen zerfallen, das wäre das größte, aber nicht das einzige Unglück, das mir in österreichischen Diensten bevorstünde. Man würde mir dort nie trauen, und ich lebte wie [in] ewiger Gefangenschaft. Gentz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgschaft geben seiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Gentz war schon viele Jahre, ehe er in österreichische Dienste trat, an England verkauft. Er ist sinnlich, verschwenderisch, der lüderlichste Mensch im Lande, er läßt sich jeden Vormittag einen Bouillon von 15 Pfund Fleisch kochen. Ich bin nicht derart; wenn ich in Wien nichts zu Nacht esse, werde ich schon für einen Karbonari gehalten. Liebe Freundin, was soll ich machen? Sie sind schon einmal ungeduldig geworden über diese Zweifel; Sie werden wieder sagen, nehmen Sie keinen Dienst an, oder gehen Sie gar nicht nach Wien. Das ist eben, was mir Kummer macht. Mein Vater will mein Glück be-

gründen, er ist auch ehrgeizig, und es liegt so viel Rührendes darin, wenn ein Vater sich in seinem Sohne geehrt fühlt, daß ich ohne Schmerz nicht daran denken kann, ihm diesen Genuß versagen zu müssen. Ich habe meinem Vater schon so viel Verdruß gemacht, nicht durch Bösartigkeit, aber durch meine eigentümliche Weise zu denken und zu handeln, daß ich mich glücklich schätzen würde, ihm etwas zu Wunsche zu tun. Aber hierin könnte ich ihm nicht nachgeben. Vergebens aber wären alle meine Vorstellungen, er verstünde mich so wenig als er das Bellen eines Hundes versteht. Eine vorteilhafte Anstellung auszuschlagen! – er würde mich für wahnsinnig oder für einen schlechten leichtsinnigen Menschen halten. Mein Vater ist ein Hofmann, hat von seiner Kindheit an unter Hofleuten gelebt, mit Fürsten verkehrt. Er ist so verstockt wie ein Minister. Wenn ich mich auch aller ihm schwärmerisch dünkenden Äußerungen von Freiheit, Redlichkeit, Unabhängigkeit gegen ihn enthalten wollte, wenn ich auch, um in *seiner* Art zu reden, ihm sagte, *es sei nicht klug*, es jetzt mit den Höfen zu halten, man müsse mit den Wölfen heulen, und die Wölfe wären heute die Liberalen: er würde lachen, aber mit Ingrimm lachen. Er glaubt so fest an die Fortdauer der jetzt bestehenden Dinge, wie er an Gott glaubt. Sie selbst, liebe Freundin, haben keinen Begriff davon, wie man jetzt verachtet und verfolgt wird, wenn man es nicht mit den Liberalen hält. In Frankfurt erfährt man das gar nicht. Ich bin der einzige, der Nachsicht mit den Ultras hat; es ist mir kein zweiter begegnet, der so duldsam wäre. Ich kenne schlechte und feile Menschen, die um Geld alles täten und schrieben, sie aber auch nehmen wenigstens den Schein des Liberalismus an, so allmächtig und verbreitet ist die Sitte. Der arme *Dr. Pfeilschifter*, der jetzt hier ist und der von Madrid kömmt, wird in allen Zeitungen verspottet, weil er in der *Allgemeinen*

Zeitung die Berichte im royalistischen Interesse abgefaßt. Dabei ist er ein aufrichtiger Ultra, nicht des Interesses wegen. Cotta gab ihm jährlich 1800 fl., weil er aber seiner Meinung treu blieb und nicht liberal schreiben wollte, gab er lieber seinen Gehalt auf. Er ist übrigens ein unbedeutender Mensch, und doch verfolgt ihn die öffentliche Meinung. Alle Zeitungen erzählen, er hätte eine Anstellung in Wien erhalten und fände jetzt die Belohnung seiner Anhänglichkeit. Es ist kein wahres Wort daran, ich habe ihn selbst gefragt, aber ein Pariser Blatt hat die Lüge in Umlauf gebracht, um ihn *verhaßt und lächerlich* zu machen. Herr von *Haller*, ein aufrichtiger Ultra und einer der geistreichsten Schriftsteller, wird auf die nämliche Art in den Blättern geneckt und von ihm erzählt, er habe einen Ruf nach Wien erhalten. Was würden sie von mir sagen? Schon eine bloße Lustreise nach Wien würde mich verdächtig machen.
Ich will Ihnen jetzt sagen, was ich zu tun beschlossen habe. Nach Wien gehe ich auf keine Weise. Hier bleiben kann ich aber auch nicht, ich muß aus der Nähe meines Vaters und meiner Mutter weg. Von meinem festen Entschlusse, nicht nach Wien zu gehen, habe ich meiner Mutter zwar nichts gesagt, aber so viel, daß ich erst nach einigen Wochen abreisen könne. Und da schon war sie verplüfft und verdrüßlich. Ich fürchte mich vor mir selber, ich fürchte, dem Verlangen meines Vaters, dem Einreden meiner Mutter und Schwester und meines Schwagers nachzugeben. Ich werde an die Redaktoren der *Neckarzeitung* schreiben, ob sie mir Geld vorschießen wollen, nach Paris zu reisen, um dort ihre Korrespondenz zu führen. Tun sie es, so reise ich nach Paris. Wo nicht, nehme ich die 100 fl., die Sie mir schicken wollen, und gehe, wozu die Summe hinreicht, nach Aarau in der Schweiz. Dort erscheinen einige Zeitschriften, die mir gewissen und schnellen Erwerb zusichern. Auf jeden Fall

besorgen Sie mir von Frankfurt einen Paß nach Paris. Lassen Sie durch Samuel einliegendes Zettelchen auf die Polizei an Herrn Schrambach, und wenn etwa dieser nicht mehr angestellt wäre, an denjenigen der Aktuare geben, welcher die Pässe ausstellt. Hat er den Paß erhalten, dann muß er ihn dem französischen Gesandten zur Unterschrift geben. Sie schicken mir ihn dann sogleich. Sie müssen aber Samuel das *größte Geheimhalten* dieser Sache abfordern. Gehe ich für Rechnung der *Neckarzeitung* nach Paris, so sage ich meinem Vater das Verhältnis der Sache, gehe ich aber nach der Schweiz, so mache ich ihm weis, ich wäre dahin gerufen worden, um an der *Aarauer Zeitung* zu arbeiten. Wie Sie aus dem beiliegenden Zettelchen ersehen, lasse ich den Paß nach *Frankreich und der Schweiz* ausstellen.
Halten Sie den Inhalt dieses Briefes vor jedermann geheim, mit Ausnahme des Dr. Reiß und Stiebel. Ich fordere besonders, daß Sie dem Dr. Goldschmidt nichts davon sagen, ich habe meine Ursachen. Mit den andern aber (unter Abfordern des Stillschweigens) überlegen Sie, ob ich nach Wien gehen soll. Schreiben Sie ausführliche Antwort. Wenn, was ich glaube, am Tage der Ankunft meines Briefes die Post abgeht und Sie zur Antwort nicht Zeit genug hätten, schreiben Sie mir gleich am andern Tage, ohne die regelmäßige Post abzuwarten, ich bekomme ihn dann doch 24 Stunden früher. – Der Paß muß *vormittags* bestellt werden und kostet 45 kr.
Von meinen Beiträgen in die *Neckarzeitung* ist ein Brief von München abgedruckt. Die Zensur hat *alles* gestrichen, was ich von Bemerkungen angebracht, so daß nichts als ein trockner langweiliger Bericht übriggeblieben. So wird es wohl mit allem gehen. Ich habe schon vieles geschickt und schicke heute wieder; wahrlich von den besten Dingen, die ich je geschrieben. Wie ich mich ärgere über die verdammte Zensur! Und doch werde ich fortfahren, um

des Geldes willen. Nie aber soll mich Geld verleiten, etwas zu tun, was mich Ihrer unwürdig machte. Adieu.

Dr. Börne, in Freud und Leid, aber nie in Schlechtigkeit, geb. Wohl.

62.

Nr. 35 *München, 26. Dez. 1821*

Diesen Morgen war mein Zimmer ein Lager. Offiziere, Kriegskommissäre, ab- und zugehende Ordonnanzen, welche rapportierten. Nämlich auf dem Platze, wo ich wohne, war zu Ehren eines Prinzen, der den hiesigen Hof besuchte, eine große glänzende Parade. Einige Offiziere meiner Bekanntschaft, die nichts dabei zu tun hatten, kamen herauf, meine Fenster zu benutzen, brachten noch andere mit, bis endlich die Stube voll. Eine Teufelswirtschaft. Ich in meinem Schlafpelz, zerrissene Wollschuhe an den Füßen, die Tabakspfeife im Munde, sah malerisch aus unter den vergoldeten, bebänderten Riesen. Hätte mich nicht mein innerer kecker Humor aufrechterhalten, wahrhaftig, ich hätte mich geschämt meiner gar zu erbärmlichen Magistergestalt. Meine Stube hat nur zwei Fenster, das Gesimse des einen dient mir zum Büchergestelle. Da verkündigte Trompetengeschmetter die Ankunft des Prinzen, das Fenster mußte schnell geöffnet, die Bibliothek weggeräumt werden. Was von Büchern auf die Erde fiel, blieb liegen, die übrigen warf ich aufs Bett. Ein Teil des Fußbodens und alle Stühle waren mit Wäsche überschneit, und der Schnee war etwas schmutzig. Zwanzigmal sagten sie mir mit der größten Ernsthaftigkeit: „Herr Doktor, knöpfen Sie sich ja vorn recht zu, damit Sie sich nicht erkälten." Ich, um die Unordnung nicht lächerlich werden zu lassen, karikierte sie und vermehrte vorsätzlich die Verwirrung. Alles warf ich untereinander. Sehen Sie, es geht wahrhaftig so nicht länger, ich muß heiraten. Kann ich ja keinen or-

dentlichen Menschen in mein Zimmer führen, ohne mich zu schämen. Ach, treues Herz, könnte ich nur eine Stunde mit Dir sprechen! Was hilft ein enger Brief? Das sind nur einige Tropfen, und mir ist die Seele so voll, daß ich zu Ader lassen müßte, um gesund zu werden. In welcher Beklemmung ich vorgestern war, da ich Ihnen den letzten Brief schrieb, in welcher Bewegung ich ihn geschrieben, Sie glauben es nicht. Ich selbst habe erst entdeckt, daß es eine wahre Leidenschaft ist, was ich sonst nur für eine ruhige Anhänglichkeit in mir gehalten. Es ist närrisch, die *neuen Kleider*, die ich haben sollte, waren es am meisten, die mich in eine fieberhafte Unruhe gestürzt! Meine Mutter hatte, dem Auftrag meines Vaters gemäß, unsern Familienagenten *Vohs* zu mir geschickt, um mit mir zu verabreden, was ich an Kleidungsstücken zu meiner Reise nötig hätte. Ich, im Herzen entschlossen, nicht nach Wien zu reisen, hatte die Schwachheit, mich der vielen schönen Kleider zu erfreuen. Die will ich mir auf jeden Fall machen lassen, dachte ich, und erst hinterher meine Gesinnung äußern. Ich schickte also den Vohs mit dem Verzeichnisse meiner Bedürfnisse zu meiner Mutter, die sich vorgenommen hatte, noch am nämlichen Tage alles einzukaufen. Da er fort war, fing sich mein Gewissen an zu regen. Ich konnte mir nicht verhehlen, es sei eine Art Betrug, wenn ich in diesen Verhältnissen die Geschenke meines Vaters annähme. Es trieb mich wegzueilen, um meine Mutter von ihrem Vorhaben abzuhalten, aber ich war mit dem Briefe an Sie beschäftigt, und ich hatte keine Zeit zu verlieren, die Post drängte. Ich litt an einer unbeschreiblichen Angst, ich fürchtete, daß meine Mutter unterdessen den Einkauf besorgen möchte. Endlich war der Brief fertig, ich rannte fort und erfuhr zu meinem Troste, daß noch nichts besorgt sei. Ich sagte meiner Mutter, da ich noch nicht ganz bestimmt wüßte, ob ich nach Wien reiste, sollte sie wegen der Röcke noch

abwarten. Sie hatte nichts dagegen. Meine Schwester und ihr Mann waren im Zimmer. Da fing nun letzterer an mir zuzureden, *ich solle mein Glück nicht verscherzen*, und gestand mir — nicht zwar, daß er etwas Näheres davon weiß, was vielleicht der Fall ist — aber wenigstens, er vermute allerdings, mein Vater müsse in Wien Aussichten für mich haben. Er fuhr fort, mir alles so glänzend als möglich auszuschmücken. Da fing ich an zu sprechen und ergoß mein ganzes Herz. Ich schilderte Wien, mich und unsere Zeit. Doch gewahrte ich, was Glauben und Begeisterung über Menschen von nüchternem Verstande vermögen. Meine Schwester ist eine sogenannte kluge Frau, mein Schwager ein Handelsmann, dem Geldhaben etwas Großes und Geldgewinnen das Größte ist, meine Mutter, was Sie sich denken können. Aber meine Rede hat großen Eindruck gemacht. Meine Mutter, die anfänglich lachte, ward still, mein Schwager zog sich zurück, meine Schwester schien sogar gerührt. Da ich erklärte, ich würde München verlassen, um jeder Versuchung auszuweichen, baten sie mich dazubleiben und versprachen mir, nicht mehr von der Sache zu sprechen. Aber ich fühle, daß ich unruhig bleiben werde, solange ich hier bin. Mein Vater hat gestern wieder von mir geschrieben, meine Mutter las mir den Brief vor. Ich habe nicht darauf gehört oder den Inhalt vergessen, aber in allen Worten drückte sich der lebhafteste Wunsch und das Vergnügen aus, mich bald in Wien zu sehen. Wie mir das wehe tut, und warum mir das so tut, können Sie sich in mich hineinfühlen? Ich werde mich auf keine Weise übereilen mit dem Weggehen von hier, aber den Paß schicken Sie mir auf jeden Fall, daran ist nichts verloren.

Ich schrieb Ihnen, ich würde von den Herausgebern der *Neckarzeitung* Vorschuß verlangen, um nach Paris zu reisen, ich bin aber von diesem Gedanken wieder abgekommen. Erstens werden Sie wahrscheinlich nicht damit

einverstanden sein; zweitens will ich mich in keine neue literarische Schulden stürzen; 3tens wird es jenen Herrn, wenn auch nicht an gutem Willen, doch vielleicht an Mitteln fehlen; 4tens und der Hauptgrund ist der: ich muß meinem Vater durch meine Abreise von hier meinen Widerwillen gegen seine Wünsche unzweideutig zu erkennen geben; gehe ich aber nach Paris, so kann er meine Weigerung, nach Wien zu gehen, auf eine andere Art deuten. Nach der Schweiz zu gehen, werden Sie auch abenteuerlich finden. Das beste ist, wenn ich München verlassen (wovon Sie mir gewiß nicht abraten werden, wenn Sie mich nur etwas verstanden haben), ich gehe wieder nach Stuttgart. Ich hatte einen Zettel in der Lotterie, deren Plan Sie mit meinem vorletzten Briefe erhalten haben, gekauft, um Ihnen mit dem Gewinste ein Geschenk zu machen. Der Zettel ist auch mit einem Treffer herausgekommen. Was haben Sie gewonnen? Eine kleine Suppenschüssel von schlechtem Steingut, 6 Batzen an Wert, eigentlich ein Nachtgeschirr mit einem Deckel darauf. Was bin ich geneckt worden! Ich habe das Schüsselchen meiner Schwester geschenkt, mit der Beteurung: sie könne es brauchen, wozu sie wolle, es würde mich gar nicht beleidigen.

Haben Sie das Werk der Frau von Staël, *De l'Allemagne* gelesen? Ich bin jetzt damit beschäftigt. Schlagen Sie die Kapitel über *Österreich* und *Wien* nach. Sie spricht mit der möglichsten Schonung von der österreichischen Regierung, sie will ihr guten Willen nicht absprechen, und doch, was sagt sie von diesem Lande! Eine Frau wie die Staël, von solchem Geiste, von dieser Berühmtheit, die glänzendste Gesellschafterin Europens, reich, der hohen Aristokratie zugehörend, Neckers Tochter. Damals als sie in Wien war (1808), gleich Österreich eine Feindin Napoleons und der französischen Regierung — Sie können sich denken, wie sie dort aufgenommen worden, wie ihr

alles entgegengekommen ist. Sie hatte sich gewiß nicht zu beklagen, und, noch einmal, lesen Sie ihr Urteil. Unter andern: „L'on trouve en Autriche beaucoup de choses excellentes, mais peu d'hommes vraiment supérieurs, *car il n'y est pas fort utile de valoir mieux qu'un autre, on n'est pas envié pour cela, mais oublié, ce qui décourage encore plus.* L'ambition persiste dans le désir d'obtenir des places, le génie se lasse lui-même; le génie au milieu de la société est une douleur; une fièvre intérieure, dont il faudrait se faire traiter comme d'un mal, si les récompenses de la gloire n'en adoucissaient pas les peines. . . . . On se fait presque un scrupule en Autriche de favoriser les hommes supérieurs, et l'on aurait pu croire quelquefois que le gouvernement voulait pousser l'équité plus loin que la nature et traiter d'une égale manière le talent et la médiocrité."

Diese Woche stand in Müllners *Literaturblatt* eine kleine Rezension, die Sie kennen, mit meiner Namensunterschrift. Schon vor 3 Monaten hatte ich sie eingeschickt. Es war damals, als ich ihm wegen des Honorars schrieb. Sollte Müllner vielleicht, da er endlich den Artikel abdruckte, meine Forderung von 5 Karolin bewilligen wollen? Sollte er mir vielleicht nach Stuttgart geschrieben haben und mir der Brief von dort nicht zugeschickt worden sein? Ich führe aber auch eine Lebensart! Cotta könnte die vorteilhafteste Pläne für mich haben, er weiß gar nicht, wo ich in der Welt zu finden bin. Ein sauberes Freundchen haben Sie an mir, meine liebe Madame Wohl!

Mit der *Neckarzeitung*, da habe ich einmal ein glänzendstes Glück gemacht! Daß sich Gott erbarme! Für einen Bogen, so groß wie Steinthals Nase, 6 Dukaten, und die Zensur streicht mehr als die Hälfte, so daß ich 2 Bogen fertigen muß, um einen bezahlt zu erhalten. Und was sind das für magere abgeschmackte Überreste, welche sie

drucken ließen. Ein gutes Geschäftsmännchen haben Sie an mir, meine liebe Madame Wohl!

27. *Dez.* Sie liebes, weiches Herz! Schon heute wieder einen Brief, und erst vor 8 Tagen haben Sie mir geschrieben. Das kann ich unmöglich annehmen. Es ist genug, wenn Sie mir alle sechs Wochen schreiben. Fühlen Sie diesen grimmigen Spott? Ihr Herz ist ein Drachenfels, zwar so schön gelegen als jener am Rhein, aber um so schlimmer. So viel Bosheit bei so vieler Liebenswürdigkeit! Und auch heute haben Sie mir nicht schreiben wollen? Weil ich *Halt* gerufen? Das habe ich zwar getan, ich hatte aber gleich *Marsch* hinzugesetzt, das übersahen Sie wohl? — Woher es kommt, daß Sie mir so offen und unbefangen schreiben? Die liebe Unschuld! C'est l'amour qui a fait ça!

Mein Bruder hat einen Brief an mich bekommen? Das mag schon öfter geschehen sein seit meiner Abreise, aber nie hat er mir einen zugeschickt. Ich ärgere mich auch gar nicht mehr darüber. Zweifeln Sie nur gar nicht, daß er meine Briefe nicht allein zurückhält, sondern sie auch öffnet. Das sind jüdische Chochmes, dabei stirbt ein Jude so ruhig, als hätte er eine Wohltat begangen.

Ich habe bis jetzt monatlich grade hundert Gulden gebraucht, und ich kann Sie versichern, daß ich gar nichts verschwendet habe. Doch habe ich seit meiner Entfernung von Frankfurt nichts für Kleider und Stiefel gebraucht, sonst hätte jene Summe nicht ausgereicht. Ich schrieb Ihnen, ich glaube in meinem letzten Briefe, von den hundert Gulden, die Sie mir angeboten haben. Es versteht sich von selbst, daß ich sie nur dann annehme, wenn Ihnen das Quartal von der Polizei ausgezahlt wird. Sollte dieses nicht geschehen, dann müssen Sie sich kein neues Opfer aufladen. Ich habe es so nötig nicht; meine Mutter, die, wenn ich nach Wien gegangen wäre, 300 fl. für mich hätte ausgeben müssen, wird sich nicht weigern,

mir einen Teil dieser Summe für die Reise nach Stuttgart zu geben, und dort werde ich das Nötigste von der *Neckarzeitung* erwerben können.
Gestern las ich den „Othello“. Schön werdet ihr Weiber beschrieben: „Ihr seid Gemälde außer Hause, im Zimmer Glocken, Katzen in der Küche, Heilige, wenn ihr beleidigt, aber Teufel, wenn man euch kränkt, Komödiantinnen in eurem Haushalt, Hausfrauen in den Betten.“ Zug für Zug, wie Sie sind. Und mit solchen Wesen pflege ich freundschaftlichen Umgang! Ich will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben. Adieu.

Dr. Börne, geb. Wohl.

63.

Nr. 36 *München, Sonntag, d. 30. Dez. 1821*

Ich habe große Furcht vor Ihrem Briefe morgen. Stiefmütterchen, sind Sie sehr schlimm mit mir umgegangen? Jetzt haben Sie meinen spätern Brief erhalten, und Sie wissen, daß ich von meinen abenteuerlichen Einfällen zurückgekommen bin. Zwar ist meine Neigung für Paris immer noch dieselbe, und ich werde ihr mit der Zeit doch noch nachgeben. C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur, sagt Frau v. Staël; also dort, meine Freundin, könnte ich Sie am ruhigsten entbehren. Aber für jetzt bleibt es bei Stuttgart. Ich denke kommenden Freitag, den 4ten Januar, ab[zu]reisen, ich müßte denn aus Ihrem Schreiben, das ich Donnerstag erwarte, ersehen, daß noch ein Brief an mich oder etwa Geld auf dem Wege ist, und dann verschiebe ich meine Reise noch auf einige Tage. *Also schreiben Sie mir nicht mehr und schicken Sie mir auch die 100 Gulden nicht.* Ich habe zwar mit meiner Mutter noch nicht gesprochen, aber meine Schwester hat sich verbürgt, daß ich das nötige Geld zur Reise bekommen soll. – Haben Sie meine Neu-

jahrskarte recht mit Angst geöffnet? Ich log Ihnen das vor, damit Sie achtsam zu Werke gehen; denn meine Freundschaft ist gar zu zerbrechlich. Freundschaft, *vergiß mein nicht*, wie ein schüchternes Mädchen bin ich verfahren. Geliebter, Du kennst das Herz Deines Mädchens, und was ich Dir gestand, verriet Dir wohl, was ich verschwieg.

Von Müllner habe ich heute Brief erhalten. Fünf Wochen ist der Brief in Deutschland herumgereist, er war in Frankfurt und in Stuttgart und wurde wie ein Ball hin und her geschickt. Meine ganze jüngste Zeitgeschichte steht auf der Adresse. Müllner bewilligt mir meine gemachte Forderung bis auf einen Gulden; er bietet mir nämlich für den Bogen 30 Taler an, welches 54 fl. beträgt. Aber er verlangt, daß ich „eine ernstliche Teilnahme an dem Unternehmen zeigen" soll. Das *Literaturblatt* wird auch vom 1. Jan. ausgedehnter, und es erscheinen zweimal so viel Blätter als bis jetzt. Also am Platz für meinen Ruhm wird es nicht fehlen. Wie ich arbeiten will! Uff! was tut mir die Brust weh! Ich tue es wahrlich nicht des Geldes willen – habe ich etwa Geld nötig? Ich tue es, pour plaire à vos beaux yeux. – Um des Himmels willen, sagen Sie doch allen Freunden, die es etwa von Ihnen erfahren haben, daß in der *Neckarzeitung* Sachen von mir stehen, daß ich auf die abscheulichste Weise verhunzt worden bin, nicht bloß durch die Zensur, denn diese konnte doch bloß streichen, sondern auch durch den Redakteur des Blattes, der wahrscheinlich, um die Artikel zu mildern, meine Ausdrücke geändert und meine Gedanken verkehrt hat. Die niederträchtigsten, gemeinsten Dinge hat man mich sagen lassen, und ich würde mich zu Tod schämen, wenn jemand glauben könnte, die Artikel wären ganz von meiner Abfassung.

Seit 8 Tagen erzählt man sich hier allerlei abenteuerliche Dinge von Wien: eine Verschwörung soll dort entdeckt

worden sein — Karbonarilogen — man habe in der Nacht sechs Menschen in Masken gehängt — nach andern: diese hätten sich selbst umgebracht. Reisende, die von Wien kommen, sagten aus: wenn dort 4 Menschen auf der Straße beisammen stünden, würden sie von der Polizei auseinander getrieben. Wenn Sie in Frankfurt von diesen Geschichten etwas Näheres gehört, teilen Sie mir es mit.

Montag, 31. Dez. Ich erhalte soeben Ihren lieben Brief, einige Stunden später als gewöhnlich, und übrigens habe ich heute noch allerlei Vorbereitungen zu meiner nahen Abreise zu machen. Danken Sie R. und St. für ihre Teilnahme; ich sehe, daß wir einverstanden sind. Aber meinem Vater offenherzig zu schreiben, aus welchen Gründen ich nicht nach Wien wolle, finde ich nicht rätlich, und ich bin hierin der Untrüglichkeit meiner Ansicht ganz gewiß. Ich würde ja eben dadurch bewirken, was ich soviel als möglich vermeiden möchte, nämlich meinen Vater zu kränken. Der erste Gedanke, nach Wien zu gehen, kam ja von mir selbst; es ist daher viel besser, wenn ich (was ich gestern bereits getan) meinem Vater schreibe: ich hätte in Stuttgart vorteilhafte Anerbietungen erhalten, und in diesem Falle wäre es leichtsinnig, „meinem Vergnügen so große Opfer zu bringen", als wenn ich mir merken lasse, daß ich seine Absichten mit mir kenne und ihn *wissentlich betrübe.* Darum muß ich auch eilen, von hier wegzukommen, ehe mein Vater von Wien Antwort schreibt und dann vielleicht deutlicher seine Absicht ausdrückt. Donnerstag schreibe ich Ihnen noch einmal. Den Pariser Paß, wenn er noch nicht abgeschickt, senden Sie mir in der Folge nach Stuttgart, damit ich ihn habe, wenn ich in die Lage komme, ihn zu brauchen.

Was Sie mir geraten, war bei mir schon beschlossen; mir nämlich von der *Neckarzeitung* meine verstümmelten Artikel zurückgeben und sie noch einmal drucken zu las-

sen. – Stiebel irrt sich in mir, in sich und in dem Menschen überhaupt, wenn er meint, wäre ich nur fest in meinen Grundsätzen, könnte ich ohne Gefahr nach Wien gehen und mich dort lustig machen. Wer die Folgen des Rausches meiden will, muß den Wein fliehen, und es gibt so viele Mittel, die Seele zu berauschen; denn jeder Nerve ist ein Mund. Ich wäre verloren, wenn ich nach Wien ginge. Ihr kennt die höllische Einrichtung der dortigen hohen Polizei nicht. Sie führt Buch und Rechnung über jeden Menschen in Deutschland, der ihr verdächtig ist, also auch über mich. Sie kennt mich besser als ihr, besser als ich mich selbst kenne. Sie weiß meine schwachen Seiten und Stunden, sie weiß, wenn sie da waren, wenn sie kommen werden, die Lust steht in ihrem Solde. Sie läßt mich mein Geld im Spiele verlieren, sie läßt es mir stehlen, um mich in Not zu bringen. *Wenn* ihr daran liegt, alle Minen springen zu lassen, entgehe ich ihrer Gewalt nicht, und warum soll ich ein Tor sein, es zu versuchen, *ob* ihr daran liege? Ich fliehe und sobald als möglich nach Frankreich, wo mich meine strengen Grundsätze keine Opfer kosten wie in Deutschland und wo man als freier und ehrlicher Mann Vorteil und Achtung findet.
Bereiten Sie Ihren nächsten Brief vor, daß er recht groß werde und mich erquicke. Ich berechne, daß Sie 10 bis 12 Tage dazu Zeit haben werden, bis mich Ihr Brief in Stuttgart fände. Danken Sie Stiebel und Reiß sehr für ihren freundschaftlichen Brief. Schicken Sie sie hinter Feidel und meine Brüder, daß sie womöglich noch etwas erfahren.
Ich habe, um meine Empfindungen über Wien auszuströmen, wieder ein Gedicht gemacht. Zwar sollte ich es Ihnen nicht mitteilen, denn von meinem schönen Weinliede, das, wie ich mir schmeicheln darf, mir sehr gelungen war, haben Sie auch mit keinem Worte gesprochen. Doch vielleicht gefällt Ihnen dieses besser.

Zweifel und Entschluß.
Nach Wie =
n? . nie
Dr. Ludwig Börne, Herausgeber der ehemaligen *Wage*,
wie auch geb. Wohl.

64.

Nr. 37 *München, den 1. Jan. 1822*

Liebes Herz, den ersten guten Morgen im neuen Jahre. Was ich Ihnen wünsche! Der Himmel soll Ihnen nur die Hälfte Ihres Verdienstes ausbezahlen, dann haben Sie so viel Glück, daß Sie die ganze Welt damit versorgen können. Schon wieder ein Jahr ist hinabgesunken in den Schoß der Zeiten, plump, da liegt es. Und so wird der Teufel eins nach dem andern holen und uns auch. Ich habe an diesem ernsten Tage viel nachgedacht über Tod, Unsterblichkeit, Schulden, Leibschmerzen und enge Röcke; ich habe einen Blick auf mein vergangenes Leben geworfen und gefunden, daß ich immer ein großer Taugenichts war. Ich will mich aber nächstens bessern. Arbeiten will ich wie ein Vieh, wenn ich nur nicht so eine schwache Brust hätte. Ich bekomme Stiche, wenn ich nur ans Arbeiten denke. Aber gleichviel. Ein ganz neuer Mensch will ich werden, Sie sollen mich gar nicht mehr kennen, und wenn ich nach Haus komme und Ihnen um den Hals falle, sagen: „Mein Herr, Sie sind unverschämt." Kind, bessere Dich auch, gehe in Dich und denke an Dein Seelenheil. Enthalte Dich des Fluchens und iß nicht so stark. Der Mensch muß essen, um zu leben, er lebt aber nicht, um zu essen. Hand in Hand wollen wir den Pfad der Tugend wandeln. Amen! Noch eins. An diesem feierlichen Tage will ich auch dem *Samuel* eine goldene Lebensregel geben; solange er sie befolgt, wird es ihm wohlergehen: „Jüngling, wenn Du eine Reise zu machen gedenkst, sage nie einem Juden ein Wörtchen

davon; denn, Du magst ihm noch so fremd sein, er gibt Dir ein Paketchen mit.“ Das habe ich erst gestern erfahren. Ich sprach einen Jud zum ersten Male in meinem Leben, und als er hörte, daß ich nach Stuttgart reise, bat er mich, ein Paket an seine dortigen Verwandten mitzunehmen.

Sind Sie in der vorigen Nacht wach geblieben? Haben Sie sich lustig gemacht? Ich lag schon um 10 Uhr im Bette und habe den glänzendsten Ball versäumt. — Ihre Briefe, als ich sie wegen meiner Reise einpackte, habe ich gezählt. Es sind 28. Welche Not hatte ich aber, bis ich sie alle zusammengebracht! Sie waren in der ganzen Stadt zerstreut. Meine Schwester und diese und jene gute Freunde quälten mich so lange, bis ich nachgab und sie ihnen lieh. Ich weiß, das ist Ihnen nicht unangenehm.

Donnerstag, 3. Jan. Liebes Kind, warum haben Sie mir heute nicht geschrieben? Nie war mir Ihr Stillschweigen verdrießlicher. Ich habe schon alles gepackt, der Wagen ist schon gemietet, morgen wollte ich abreisen, und jetzt weiß ich nicht, woran ich bin, muß hier bleiben und weiß nicht bis wenn. Ich begreife gar nicht, warum Sie mir nicht geschrieben haben. Haben Sie etwa die 100 fl. auf die Post gegeben? Nun, es gibt doch allerlei Fälle im menschlichen Leben, sogar der, daß ich mich ärgern kann, wenn ich Geld zu erwarten habe. Erstens habe ich es jetzt nicht nötig, wie ich Ihnen schon geschrieben; denn meine Mutter hat mir das Nötige gegeben. Zweitens der Aufenthalt, den ich nicht berechnen kann. Ich habe mich schon nach der Ankunft des Postwagens erkundigt, es kömmt morgen einer. Wenn aber der nichts mitbringt, dann muß ich wieder 5 bis 6 Tage bis zur Ankunft des nächsten, auf jeden Fall aber bis Montag warten. Ich kann nicht erwarten, bis ich hier fort bin, weil ich alle Tage befürchten muß, daß meines Vaters Antwort auf meinen letzten Brief kömmt, worin ich die Reise nach Wien abgelehnt,

und daß ich dann mit meiner Mutter über meine Weigerung neue Verdrüßlichkeiten bekomme. Es ist nun nicht zu ändern, und verlassen Sie sich darauf, daß ich warte, bis ich Nachricht von Ihnen bekommen habe. – Anliegenden Lotteriezettel, den ich heute erhalten, bitte ich mir zu verwahren.

Es hat mir jemand erzählt, daß vor einigen Tagen der König von mir gesprochen hat. Er soll gesagt haben: „Nun, es ist ja jetzt so ein gescheiter witziger Mann hier“, und, als man ihm erwidert: „Ja, er hat sich hier alles angesehen“, hinzugefügt haben: „Wenn er nur nicht schimpft.“ Jetzt ist mein Glück gemacht! Wollen Sie mir's wechseln? Ich bin so verrückt, daß Sie mir heute nicht geschrieben, wie König Lear. Bist du meine Tochter? Nach Stuttgart adressieren Sie Ihre Briefe in den „König von England“. Doch schreiben Sie mir nicht eher, bis Sie Nachricht von meiner Ankunft erhalten. – Ich habe mir einen Wagen ganz allein nach Stuttgart gemietet und fahre wie ein Prinz. Da ich die Nächte liegenbleibe, komme ich erst am 4ten Tage nach Stuttgart.

Was ich auf die *Neckarzeitung* wütend bin, was meine Schriftstellereitelkeit gereizt worden ist, Sie hätten Ihre Schadenfreude daran, wenn Sie das so recht wüßten. Nicht allein die Zensur hat die Hälfte gestrichen, nicht allein der Redakteur hat auf die dümmste Weise geändert, die Bestie hat sogar ihren eignen Witz und ihre unsinnige Gedanken hineingebracht, daß gar nicht herauszubringen ist, was mein oder sein gehört. So habe ich, von den Zeitungsschreibern redend, gesagt: „Wird ihnen ein *offizieller* Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen!“ jetzt hat der Mensch die Hyperbel steigern wollen und schreibt: „Wird ihnen ein *viertels*-offizieller Knochen usw.“ fühlen Sie recht lebhaft die gemeine Bestialität in dem Worte *viertels*? Es hat mich geschaudert, als ich das las. Sie sehen, jeder Mensch

ist in seiner Sphäre ein Marschall Kalb. Wie dieser als die wichtigste Sache erzählt, daß ihm beim Einsteigen in den Wagen, da er zum Fürsten fahren wollte, durch das Austreten der Pferde die seidnen Strümpfe beschmutzt worden, so wichtig rede ich von dem großen Unglücke, das mir durch das *viertels* widerfahren. Viertels-offizieller Knochen! Es ist schrecklich, diesen Schandfleck kann nur Blut abwaschen. – Soeben erhalte ich mein jüdisches Paketchen nach Stuttgart. Steht darauf: *per* bonté. Hätten Sie je gedacht, daß ich bonté hätte? Ich möchte einmal ganz nahe dabei sein, wenn so ein jüdischer Handelsmann Hochzeit macht, ob er da nicht auch seine Sprache führt: Valuta habe bar empfangen – leiste richtige Bezahlung zur Verfallzeit. Weh, weh, Jud!
Den inliegenden Brief hatte ich auch nach Stuttgart geschickt, habe ihn aber zurückerhalten. Das darf nicht gedruckt werden. Die württembergische Regierung steht unter russischer Herrschaft, die bayerische unter österreichischer. Schön Deutschland, prächtig Volk! Sie können sich den Brief abschreiben, aber Ihrem ersten Schreiben, nach Stuttgart, müssen Sie das Original oder die Abschrift beilegen, ich kann die Geschichte vielleicht noch brauchen. Erquicken Sie sich daran, wenn Sie können. Jedes Wort darin ist ein Dolch in Ihr Gewissen. Die Abhandlung ein Lungenmus von meiner eignen Lunge. Uff!
Ein viertels-offizieller Knochen! Und daß es jetzt Winter sein und der Himmel keine Blitze haben muß! Ein Viertels-offizieller! Abscheulich! Ungeheuer!

Dr. Börne, vormals geb. Wohl.

65.

Nr. 38 *München, Freitag, 4. Jan. 1822*

Der Postwagen ist heute morgen gekommen und hat nichts mitgebracht, Sonntag kömmt wieder einer. Sie tugendhafter Bösewicht, warum sind Sie so übereilig zu

jeder Guttat als andere zu Übeltaten? Warum schicken Sie Geld zur ungelegenen Zeit? Denn daß dieses geschehen, daran zweifle ich nicht. Aber warum haben Sie mir nicht geschrieben? Konnten Sie nicht berechnen, daß ein Postwagen 7 bis 8 Tage auf seinem Wege zubringt? Ungeratenes Kind, ich verstoße und enterbe Dich. Da sitze ich nun in meinem leeren Zimmer, alles eingepackt und festgeschnürt, kein Buch, kein Hemd, keine Geduld. Ist das die Art, einen Mann wie mich zu behandeln, vor dessen Tadel sogar Könige zittern? Mein Vater hat wieder geschrieben, wo ich so lange bleibe. Unterdessen erhält er meinen Brief und antwortet darauf. Diesem Verdrusse habe ich entfliehen wollen. Grausame Barbarin!

Sonntag, 6. Jan. Drache, Schlange, Klapperschlange, Riesenschlange, Eidechse, Skorpion, Tarantel, Hyäne, Krokodil, wilde Katze – es ist Ihr Glück, daß ich meine Naturgeschichte schon eingepackt habe, aber in Stuttgart will ich mir Zeit dazu nehmen, und da soll das Schimpfen erst recht angehen. Der heutige Postwagen hat nichts mitgebracht. Das ist mir zwar lieb, weil ich das Geld nicht brauche, aber ich hoffte, bei dieser Gelegenheit einen Brief zu bekommen. Um Gottes willen, warum haben Sie mir nicht geschrieben? Erst in dem Briefe, den Sie Donnerstag von mir erhalten, sagte ich Ihnen, Sie sollten nicht mehr schreiben, also hätte ich noch einen Brief erhalten müssen. Morgen früh reise ich von hier weg, Donnerstag komme ich nach Stuttgart, Freitag schreibe ich Ihnen. Ich bitte Sie aber, nicht zu warten, bis Sie meinen Brief erhalten, sondern gleich nach Empfange des gegenwärtigen mir nach Stuttgart in den „König von England" zu schreiben. Sollte gegen alle Erwartung noch ein Schreiben oder Paket an mich auf dem Wege hierher sein, so beunruhigen Sie sich nicht, denn ich habe dafür gesorgt, daß mir alles nach Stuttgart geschickt werde.

Mein Vater hat heute wieder geschrieben, meine Mutter hat mir den Brief zugeschickt und einen Dolmetscher, der mir ihn vorlas. Die Sache ist gelinder abgelaufen, als ich erwartet habe, aber mit der Anstellung hat es so ziemlich seine Richtigkeit. Mein Vater schrieb: „Daß der Doktor nicht hierherkömmt, tut mir sehr leid. Er hätte hier sein Glück machen können, ich hätte ihm vielleicht eine Anstellung verschafft. Er soll mir einen ostensiblen Brief schreiben, warum er nicht kömmt etc." Wenn mein Vater schreibt, *„vielleicht"*, so war die Sache schon in Ordnung. Welcher Gefahr bin ich entgangen. — Soeben sagt mir mein Kutscher, er habe erst kürzlich *Hebräer* nach Würzburg gefahren. O Sisyphus! — Adieu. Jetzt komme ich Ihnen näher. Schlange, wende Deinen Kopf weg, sonst, wenn es Deinen Atem fühlt, kömmt Dir Dein Vögelchen an den Mund geflogen.

Dr. Börne, geb. Schlange.

66.

Nr. 39 *Stuttgart, Freitag, 11. Jan. 1822*

Abendwolf, Abgottsschlange, Alligator, Alpenrabe, Ameisenbär, Armpolyp, Atzel, Auerochs — Bachstelze, Bär, Bartgeier, Basiliske, Bienenfresser, Bombardierkäfer, Brieftaube, Brillenschlange, Bruchschlange, Brummfliege, Butzkopf — Centconblatolli, Chamäleon, Curassaospinne — Distelfink, Dohle, Dompfaff, Dromedar, Drossel, Dudu — Eisbär, Elster, Ente (gemeine), Ente (türkische), Esel, Essigälchen — Faultier, Feuersalamander, Fischadler, Flußnymphe — Gänsefuß, Galgenvogel, Gans, Geier, Gimpel, Goldpuppe, Gottesanbeterin, Gutfisch — Habicht, Hammel, Hexe, Höllenfurie, Hofdame — Ibis, Jupujapa — Kakadu, Knurrhahn, Königsschlange, Krähe, Kräuterdieb — Lämmergeier — Mandelkrähe, Medusenstern, Meerengel, Meerschlange, Menschenfresser, Mül-

lerchen — Nachtigall, Natter (ägyptische), Natter (gehörnte), Natter (gemeine) — Otter, Otternköpfchen — Paradiesvogel, Pfefferfresser, Pfingstvogel, Prachtkäfer, Purpurschnecke, Quappe — Rhinozeros, Ringelnatter, Rohrdommel — Sardelle, Schakal, Schauerschlange, Schoßschlange, Siebenschläfer, Singdrossel, Sonnengeier, Spottdrossel — Tapezierbiene, Taubengeier, Teufelchen (formosanisches), Teufelskind, Trampeltier, Trotzkopf — Uhu — Vampyr, Verkehrtschnabel, Vielfraß — Wasserskorpion, Würger (grauer), Würger (rotköpfiger), Würger (tyrannischer) — Zaunkönig, Zeisig, Zibetkatze, Zuckertierchen — Schurke, Schuft, Schlingel, Spitzbub, Dieb, Mordbrenner, Fränzin Moor ... Ah, jetzt ist mir die Brust ganz leicht! Aber auch kein gutes Wort wird geschrieben, bis ich Brief von Ihnen bekomme, bis Sie sich verteidigt und gereinigt haben. Adieu.

Dr. Börne,
im „König von England".

Ich vermag es doch nicht über mich, den Brief so lieblos zu schließen. Und eben überfällt mich die Angst, wie, wenn es etwas anderes war als Nachlässigkeit, daß Sie mir nicht nach München geschrieben? Beruhigen Sie mich bald. Wie froh bin ich, daß ich meine Berge und meinen Wein wieder habe! Süße Turteltaube, trockne deine Tränen, es war so übel nicht gemeint.

67.

Nr. 40 *Stuttgart, d. 12. Jan. 1822*

Das war wieder ein herrlicher voller Becher! Süße Hebe, ich danke Dir für Deinen Nektar. Alle Flüche nehme ich zurück, und hat sie der Himmel schon gehört, sollen sie auf mich fallen. Aber eine Schlange bleiben Sie doch. Immer wie auch diesmal endigten unsere Streitigkeiten, daß ich Sie für Ihre Kränkungen noch um Verzeihung

bitten mußte. Ich bitte ganz demütig um Verzeihung, vergeben Sie mir, daß Sie mich geärgert haben. Ganz erstaunt bin ich darüber, daß Sie gar nicht ängstlich wegen Ihres Briefes sind. Nur diese Ängstlichkeit hatte ich gefürchtet, sonst hätte ich mich nicht einen Tag in München zurückhalten lassen. Der Brief kann mir erst morgen, vielleicht erst übermorgen zukommen, aber ich erhalte ihn gewiß. [— — —].

Ja wohl haben Sie recht, „also wieder nach Stuttgart, daß der Weg nicht ohne Narren steht!" Ich führe ein komisches Leben, ich bin ein reisendes Lustspiel. In München haben sie sich die Köpfe zerbrochen, was ich dort zu tun haben möchte. Gewohnt, vormittags zu Hause zu bleiben, tat ich so wichtig, daß ich mir in dieser Zeit alle Besuche verbat. Zu träge, mich anzukleiden, zögerte ich damit und kam später als die übrigen zu Tische. Mich bei dem Bier langweilend, wartete ich selten das Ende der Mahlzeit ab. Natürlich war alles überzeugt, daß ich ein großes Werk über München schreibe. Sie lächelten, sie drängten sich an mich, Schauspieler, Künstler, einige Schriftsteller, dieser und jener Vorsteher öffentlicher Anstalten, sie suchten mich auszuholen; ich lächelte geheimnisvoll und urteilte sehr bescheiden über alles. Meine Reise fiel in das strengste Wetter. Zwischen Ulm und Stuttgart liegt ein hohes Gebirge, die *Rauhe Alb* genannt; man braucht 5 Stunden, hinüberzukommen. Ich saß zwar in meinem mit Fenstern verschlossenen Wagen so warm wie im Zimmer, aber ich sah, wie der arme Teufel von Kutscher mit der grimmigsten Kälte, mit Sturm und Schneegestöber sich herumstritt. Eine Stunde, recht in der rauhesten Wildnis — ich hatte einen Krug Wein und herrliche Münchner Zwieback auf dem Schoße und rauchte meine Pfeife mit der himmlischen Gemütsruhe eines Gerechten — da mußte ich hell auflachen und frug mich mit lauter Stimme: Schlingel, was machst du denn im

Januar auf der Rauhen Alb? Ich antwortete mir: lieber Freund, das kann ich dir wahrhaftig nicht sagen, Gott mag es wissen. Der Kutscher sah in den Wagen hinein, er glaubte, ich hätte ihm zugerufen.
Cotta ist nicht hier, wird aber in einigen Tagen zurückerwartet. Er ist nach Genf gereist, um seine Tochter in eine Erziehungsanstalt zu bringen.
Ach liebe Seele, ich habe fast geweint vor Verdruß, da ich las, wie Sie glaubten, ich würde Sie mit der Herausgabe der Rheinbriefe überraschen. Ich darf Sie in dieser Täuschung nicht lassen. Es ist bis jetzt noch gar nichts damit vorgenommen worden, aber es geschieht doch noch einmal.
Was werde ich mit Briefen gequält! Wollte Gott, es könnte niemand auf der Welt schreiben als Sie. Als ich hier ankam, fand ich einen langen Brief von Robert in Karlsruhe, der *drei Monate* hier lag. Erinnern Sie sich des „Paradiesvogels"? Ich hatte ihn längst vergessen. Das Stück war mir vom Dichter in der Handschrift mitgeteilt worden, und ich hatte es lange in Frankfurt behalten. Diese Saumseligkeit zu entschuldigen, machte ich ihm weis, eine Freundin habe den „Paradiesvogel" im Käfig gehabt. In dieser Beziehung schreibt er mir: „Mein ‚Paradiesvogel' hat also in Frankfurt in dem Besitz eines geistreichen Frauenzimmers gelebt und Liebkosungen von ihr erhalten? Das hätte ich, ohne Anzeige, schon an dem Fädchen gemerkt, das er, wie der Goethesche Vogel, aus seinem Kerker mitbrachte: ich meine das Bändchen, womit die Rolle gebunden war und das sich unmöglich von Ihnen herschreibt." Und dann lud mich mein Dichter auf den *16ten Oktober* nach Karlsruhe ein, um der Aufführung des genannten Stückes beizuwohnen, ich solle bei ihm wohnen, essen, schlafen, und er wolle mich nach Stuttgart zurückführen lassen. – Mein Münchner Freund Plätz hat mir auch schon einen langen Brief geschrieben.

Ich schreibe Ihnen heute noch nicht viel, erstens, weil ich herumzulaufen habe, mir eine Wohnung zu suchen, und zweitens, weil ich, obzwar ganz versöhnt, mich immer noch beleidigt anstellen will, denn ich habe von Ihnen gelernt, meinen Zorn nur nach und nach verrollen zu lassen, gleich dem Donner.
Sie haben sich über meine Gedichte lustig gemacht; dafür bestrafe ich Sie, indem ich Ihnen ein französisches Gedicht, das ich gestern zustande gebracht und welches *Jeanette* überschrieben ist, vorenthalte. Das Refrain heißt:

Fi! des coquettes maniérées!
Fi! des bégueules du grand ton!
Je préfère à ces mijaurées
Ma Jeanette, ma Jeanneton.

Nur eine Stelle daraus:

Tout son charme est dans la grâce,
Jamais rien ne l'embarrasse;
Elle est bonne, et toujours rit.
Elle dit mainte sottise,
A parler jamais n'apprit;
Et cependant, quoiqu'on dise,
Ma Jeanette a de l'esprit. *

Adieu ma Jeanette, ma Jeanneton
Excusez mon impertinence.
Comme poète je ne suis qu'un piéton
Mais mon cœur va en diligence.
Et toujours à vos pieds prosterné
Vous trouverez votre ami *Boerne*.

* Bis hierher aus J. P. Bérangers Gedicht „Jeanette".

68.

Nr. 41 52
41
11 *Stuttgart, d. 15. Jan. 1822*

Ich habe Ihr Brieflein von München erhalten, und jetzt soll alles vergessen und vergeben sein. Da ist meine Hand — aber beiß mich nicht, Schlange! Es ist recht schade, daß mein Zorn nicht einen Tag länger gedauert hat; denn gestern las ich in der Reise des Prinzen von Neuwied nach Brasilien, wie in der Sprache der eingebornen Brasilianer die größte Schlange heißt. Das wäre ein prächtiges Scheltwort gewesen: Encarang-cuong-cuong-jipakin! Nun, es wird sich wohl noch eine Gelegenheit finden, es zu brauchen.

Ich habe eine Wohnung gefunden und werde morgen hineinziehen. Adieu, Jeanette, adieu Freundschaft, adieu Vergißmeinnicht. Weinen Sie nicht, keiner entgeht seinem Schicksale, und wie die Götter aller Weisheit, ja aller Tugend der Menschen spotten, das lernen Sie an mir. Vernehmen Sie das Entsetzliche, was mir begegnet ist. Gleich den Tag nach meiner Ankunft schickt die Odenheimer zu mir und läßt mir sagen: sie habe erfahren, daß ich Zimmer suche, sie hätte solche zu vermieten und ich solle zu ihr kommen. Das Haus hat eine angenehme Lage, die mir bestimmte Wohnung war mir bekannt und zwei Töchter, von welchen eine sehr schön. Und Blicke hat das Mädchen, man könnte den Winter damit schmelzen. Unter uns gesagt, sie hat eine Liebschaft gehabt mit einem Leibarzte Ludwig, die um so gewisser unglücklich endigen mußte, da mein Namensvetter wohl gar nicht ernstlich daran dachte, daß Mädchen zu heiraten. Sie wohnten in *einem* Hause. Meine Karoline hat sich gegrämt, und man sieht es ihrem schmachtenden Wesen an, daß sie gelitten. Konnte mir

etwas erwünschter kommen? Ich habe nichts zu tun, als mich besiegen zu lassen, denn die Weiber, ungleich den Zwiebacken, macht das zweite Feuer weich. Also ich schlug ein und nahm die Wohnung . . ., schwaches Weib, wie wenig kennst du das Herz eines edlen Mannes! Ich schickte den Bedienten mit einer unbestimmten Antwort fort, renne im ärgsten Wetter in der Stadt herum, sehe 10 Logis, immer eins schlechter als das andere, und wähle das schlechteste, nur weil die Wirtin eine Witwe von wenigstens 70 Jahren ist. Wie heiter war ich nach dieser Tat! Ach wie beseligend ist die Tugend! Gehorsamer Diener. Hören Sie, was weiter geschah. Abend bei Tische erzähle ich einem guten Bekannten, einem ganz jungen Arzte, ich hätte bei der Regierungsrätin Haselmeier Zimmer gemietet. Steigt dem jungen Menschen die Glut ins Gesicht. „Wissen Sie auch, daß Sie beim schönsten Mädchen in der Stadt wohnen?" Ich fühle mich erbleichen und mußte das Glas niedersetzen. „Aber mein Gott" — sage ich — „es ist nicht möglich, die Frau ist älter als 70 Jahre, sie kann keine so junge Tochter mehr haben." — — „Ja, die Sie gesprochen, ist die Großmutter; deren Tochter ist auch Witwe und selbst noch eine schöne Frau, und die Enkelin ist eines der schönsten Mädchen in der Stadt." Sie wohnen im 3ten Stocke des Hauses. Nun, Frau Wohl, da sehen Sie, was bei der Tugend herauskömmt. Ich habe gekämpft wie ein Löwe und habe doch nicht gesiegt. Weil es nun die Götter haben wollen, so will ich auch ein rechter Bösewicht, ein Mordbrenner will ich werden, in die böhmischen Wälder will ich gehen, heiraten will ich Sie. Jetzt ist mir meine Bestimmung klar, der Tiger soll sich mit der Schlange Encarang-cuong-cuong-jipakin verbinden, daß der Menschheit das Herz erbebe. Tiger-Gattin, schicke mir die 100 fl. in meine Räuberhöhle: Langenstraße, bei *Frau Regierungsrätin Haselmeier* —

An Jeanette

Haselmeier!
Voll Mordbegier
Nah' ich dir.
Naht der Schmerz,
Leicht wie Eier
Brech' ich dein Herz.

Arme Jeanette!
Dir zürnen die Sterne,
Leg' Dich zu Bette,
Weine und klage,
Seufzend entsage
Deinem Freund Börne.

Von den wichtigsten Sachen schreiben Sie mir nie. Ist meine *Freundschaft* unverdorben angekommen? Haben Sie sich nicht vor dem Knollen gefürchtet? Sagen Sie mir doch etwas Näheres von Schmitt! Wo ist er jetzt? Wohin reist er noch? Wenn kömmt er nach Frankfurt zurück? – Bethmann war sehr gescheit, daß er seine Frau nicht mit nach Wien genommen, er hätte sich dort zu Tode geärgert. Und dann hat er eine gute Gelegenheit, dem Metternich 3000 Bouteillen Champagner zu schenken, das ist auch etwas wert.
Also Sie schreiben dem Sch. wie mir, und er schreibt Ihnen wie ich! Das schmerzt mich doch. Nicht Sie tun mir wehe, aber die Verhältnisse. Wäre es nicht schöner, ich wäre Ihnen, was Sie mir sind? Eins und alles. Daß Ihnen der Sch. Freude macht, darauf bin ich nicht eifersüchtig. Der Mensch muß seine wenigen Freuden weit umher zusammensuchen. Aber alles Leid sollte Ihnen nur von mir kommen. Es ist so, ich muß es geschehen lassen.
Müllner hat mich falsch berichtet, das *Literaturblatt* ist nicht vergrößert worden. Cotta ist noch nicht hier, ich konnte über diese Sache keine Auskunft erhalten. –

Wenn ich erst eingezogen bin, dann schreibe ich Ihnen längere Briefe, und dann muß Ihre und meine Zukunft ernstlich zur Sprache kommen. — Ich habe Sie schon längst einmal nach Simon Oppenheimer gefragt, haben Sie nicht gehört, wie es ihm in Petersburg geht? Wird er dort bleiben, bald heiraten?

Meinem Vater habe ich auf die erforderliche Art nach Wien geschrieben. Meine Gesundheitsumstände, schrieb ich, hätten mir auf keine Weise verstattet, eine Anstellung anzunehmen, weil ich nicht immer imstande wäre, zu arbeiten, was doch von einem Beamten gefordert würde. Von den übrigen Gründen meiner Abneigung schwieg ich, damit mein Vater den Brief vorzeigen könne.

Dr. Börne, geb. Encarang-cuong-cuong-jipakin.

69.

Nr. 42 *Stuttgart, den 19./20. Jan. 1822*

Meine Trägheit, das, was Sie mein Leichtsinn nennen, Ihre Klagen darüber und meine Einreden, das alles hat mich wie Sie schon oft belustigt, aber auch mich wie Sie schon sehr gekränkt. Sie tun mir unrecht, oder, da Sie mir so gut sind, darf ich sagen, Sie treten sich zu nahe. Die physische Beschaffenheit meiner Seele und meines Geistes ist solcher Art, daß ich nicht fleißig sein kann. Das ist meine Schwäche, aber nicht mein Verbrechen. Sie sollten mir darüber keine Vorwürfe machen, Sie sollten mich eher trösten, oder vielmehr, Sie sollten sich freuen, daß ich keines Trostes bedarf und stark und bescheiden genug bin, mich trotz meiner Mängel glücklich zu fühlen. Die Schwäche meines Gemüts hängt mit der meines Körpers zusammen. Ich könnte vielleicht durch diese jene heilen, aber das ist ein Heldenunternehmen, das nur wenigen gelang, ein Unternehmen, das man bewundern mag, wenn es gelingt, das aber, wenn es fehlschlägt, kei-

nem Menschen zur Schande gereicht. Es ist keine Kleinigkeit, täglich auf dem Seile der Entbehrung herumzuwandeln und, sooft man auch herabfällt, immer unverdrossen wieder hinaufzusteigen und so fortzufahren durch das ganze Leben. Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß es bei mir darauf ankäme, daß ich mich anstrenge. Jede Anstrengung ist mir willkommen, aber sie führt mich zu nichts, mir fehlt es nicht an Beweglichkeit, mir fehlt es an Ruhe des Geistes; ich muß mich nur immer zu mäßigen suchen. Wein, Liebe, Ehre, Gewinnsucht, alles was sonst die meisten Menschen zur Tätigkeit antreibt, macht mich nur matt, weil ich schon zu viele innere Reize habe. Wie erklären Sie sich denn, daß ich so faul bin? Sie reden zwar von meinem Herumlaufen, aber ich hoffe, daß Sie nur scherzten. Ich habe Sie schon oft ernstlich versichert, daß ich gar nicht herumlaufe, sondern den größten Teil des Tages zu Hause bin. Und das befolge ich schon mehrere Jahre. Also Zerstreuungen sind es nicht, die mich vom Arbeiten zurückhalten, nur jene Schwäche tut es. Ich mache täglich den Versuch, ob diese Schwäche nicht zu überwinden sei, und da ich mich durch Niederlagen nicht abschrecken lasse, so wird es mir damit gehen wie mit andern Fehlern, denen ich so oft die Türe gewiesen, bis sie ungeduldig geworden sind und mich verlassen haben. Seien Sie ruhig, ich fühle in mir, daß ich mich noch machen werde. Fürchten Sie auch nicht, ich möchte darüber zu alt werden, denn, ob ich zwar freilich jetzt schon zu alt wäre, um *Neues* in mir zu schaffen, so wissen Sie doch recht gut, daß es darauf nicht ankömmt, da ich Kräfte genug besitze und ich nur nötig habe, sie nach außen zu wenden. Bringe ich es einmal zu anhaltender Tätigkeit, so werden sehr schnell ganze Bücher zustandekommen, da ich sie bloß aus dem Kopfe abzuschreiben brauche, und es wird sich am Ende finden, daß ich nicht einmal Zeit ver-

loren habe durch mein Zögern. Was die *Wage* betrifft, so kann ich Ihnen darüber keine Zusage geben, doch verspreche ich Ihnen, in Zeit vor 4 Wochen hier oder dort so viel drucken zu lassen, als der Inhalt eines *Wage*heftes ausmacht. Das Nötigste ist, daß ich sogleich für das Lit.-Bl. zu arbeiten anfange, damit ich im Notfalle von Cotta Geld bekommen kann. Zweitens gedenke ich einen politischen Aufsatz, wozu mir eine gewisse Veranlassung Stoff gab, als besondere Flugschrift drucken zu lassen.
Sollte ich wirklich einen dummen Streich gemacht haben, daß ich Ihnen die Briefe der Herz anvertraute? Das wäre Ihr Vergehen, nicht meines. Ich hätte nie gefürchtet, daß Sie daraus eine schlimme Meinung über mich schöpfen würden. Ich war damals noch sehr jung, aber keiner der Fehler, die mir in den Briefen vorgeworfen sind, ist mit meinen Jahren gewachsen, sie sind alle stehengeblieben, und mancher ist unmerklicher geworden.
Liebes Kind, hätten Sie nur ein bißchen Verstand in geographischen Dingen, so hätten Sie einsehen können, daß ich nicht auf einem *kleinen* Umwege zu Jean Paul hätte kommen können. Dieser Weg nach Stuttgart wäre um das Doppelte weiter gewesen, und den Aufenthalt in Baireuth eingerechnet, würde mein Geld nicht ausgereicht haben.
Sie halten mich beim Worte, und ich soll ernstlich von unserer Zukunft sprechen. Ich dachte dabei mehr an Sie als an mich. Was mich betrifft, den Göttern sei gedankt, ich nehme das Leben nicht so tragisch. Ich bin vergnügt, und wie der Moralist zu den Reichen und Mächtigen sagt: „Was hilft euch euer Reichtum und Glanz, ihr müßt doch sterben“, so sage ich zu mir: „Was schadet dir Armut und Niedrigkeit, das Grab bleibt dir gewiß, so gut wie den übrigen.“ Nur einen Wunsch habe ich – mit Ihnen zusammen zu leben, nicht bloß, weil ich Sie liebe, sondern weil ich Sie brauche, da meine Neigung zu Ihnen

das einzige ist, was meine Kräfte verbinden, mir Geist und Herz zusammenhalten und meinem Leben Einheit geben kann. Doch auch das beunruhigt mich nicht; denn jeder weise Wunsch gibt schon zur Hälfte das Glück, das dessen Erfüllung ganz gewährt. Nur unbefriedigte *Wünsche* machen unglücklich. Aber an Ihre Zukunft denke ich. Sie sitzen zu Hause und warten geduldig, bis der Frühling Ihren Kummer erneuere. Warum gehen Sie nicht früher von Frankfurt weg? Was hält Sie zurück? Ich traue Ihnen wohl die Stärke zu, sich zu retten, wenn etwas aufs Äußerste kömmt, aber das ist eben die Tücke des bösen Geschicks, daß es einen Menschen, den es plagt, nie aufs Äußerste bringt, wohl wissend, daß er sich dann zu helfen weiß. Das größte Unglück ist, daß man noch unglücklicher werden kann und es selten dahin kömmt, daß ein Schmerz unerträglich wird. Ich schreibe Ihnen das, ob ich zwar weiß, daß es keinen Eindruck bei Ihnen machen wird. Und Sie sollen mir antworten, nicht um mir, um sich selbst Rechenschaft zu geben, was Sie in diesem oder jenem Falle zu tun gesonnen sind. Sie haben sehr unrecht gehandelt, daß Sie dem Schm[itt] nicht geschrieben. Sie am meisten müssen sich hüten, unzeitig hart zu sein, weil Ihr gutes Herz immer damit endigt, Ihre Härte durch unzeitige Nachgiebigkeit zu bezahlen. Wenn Sie an Schm. geschrieben, hätten Sie Ihrer Meinung bestimmter und doch freundlicher äußern können als durch Schweigen [. . .]

Haben Sie die Briefe der Herz wirklich erst jetzt gelesen? Sie sind ja sehr wenig neugierig. Jung gewohnt, alt getan — warum haben Sie mir das nicht vorgehalten? Oder: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nicht nach? Sie verstehen sich nicht aufs Predigen.

Sie machen sich über meine Verse lustig, Unglückselige! Einen Dichter zu beleidigen ist doppelt gefährlich. Er kann sich an die Schönheit rächen durch Schweigen und

durch Reden. Meine Rache soll so groß sein als Ihre Schuld. Ich mache ein französisches Heldengedicht auf Sie in einigen tausend Gesängen, und in jedem Briefe müssen Sie einen Löffel von meiner Poesie einnehmen. Ich fange gleich an:

Jeanette,

Poème épique, en trois milles quatre cents treize chants.

I. Chant.

Mon orgueil se frotte les yeux
Saute du lit et bâille: grands Dieux,
Quel Demon m'a eveillé?
J'ai si doucement sommeillé!
C'est Jeanette, coquine, c'est toi,
Cruelle, que voulez-vous de moi?
Jeanette sourit et dit: „Mon cher,
Allez, faites-moi des vers."
Croyez-vous que cela m'embarrasse?
Après femmes et rimes quand on chasse,
L'on ne retourne jamais sans butin.
Toute la nuit du soir au matin,
Toute la journée du matin au soir
Ma chère amie, vous allez voir,
Je ferai des vers rimes ou blancs
Moi inépuisable comme un étang.
Je chanterai le fameux serpent
Qui est malin, mais qui est charmant.

Dans une obscure ruelle à Francfort-sur-Mein
Nacquit l'aimable Jeanette Bien,
Et aussitôt s'accomplit l'oracle;
Que l'enfant sera un miracle.
Dès le premier jour de son berceau
Jeanneton mangea de gros morceaux
Et s'exerça à gronder avec véhemence
Le futur auteur de la balance.

Continuation à la prochaine lettre.
Wir haben heute schlechtes Wetter.
Cette rime vraiment est fort drôle!
Dr. Börne, geb. Wohl.

70.

Nr. 43 *Stuttgart, d. 24. Jan. 1822*

Ihr heutiger Brief ist ja ein wahrer Markknochen voll Inhalts. Ich werde lange daran zu saugen haben. Zuerst: Das Päcktchen habe ich gestern erhalten, und Ihren Brief heute! Sie sind eine schöne Avisgeberin. Was Kassel betrifft, so sind Sie nicht klug. Das war nur so meine Meinung, halten zu Gnaden. Eine Anstellung dort wäre mir so zuwider als eine in Wien. Die hessische Regierung ist nur um so viel besser wie die österreichische, als sie nördlicher ist. Und überall die jämmerlichste Philisterei. Oder soll ich ein Hofschreiber werden? Denken Sie, ich alter Bär könne noch tanzen lernen? Und dann so ein abscheuliches Kartoffelland, ohne Wein und Sonne. Ich weiß recht gut, wie Sie auf diesen Gedanken kommen. Da Sie willens sind, mich bald von Ihren Fesseln frei zu machen, wollen Sie auf neue für mich bedacht sein. Über Zimmern werde ich Ihnen nicht eher meine Meinung sagen, als bis Sie mir die Ihrige mitgeteilt. Wollen Sie ihn heiraten?

Von meiner Zukunft soll ich ernstlich mit Ihnen reden, und ich habe noch auf länger als 4 Wochen zu leben! Das ist viel gefordert. Vor einigen Tagen hatte ich keinen Taler mehr in der Tasche, und ich dachte, mich innerlich ergötzend, an den Fall, daß ich das Geld nicht haben würde, um für das erwartete Paketchen das Porto zu bezahlen. Ich überlegte mit Wohlgefallen, daß ich das Päcktchen würde öffnen müssen, um von dem Gelde das Porto zu nehmen. „Aber was wird der Postkerl denken?..

Gut, ich werde mich stellen, als hätte ich den Schlüssel zu meiner Kasse verlegt... Aber Teufel, wie sind denn eigentlich die Rechte? Darf mir der Postbediente das Päcktchen zum Aufbrechen in die Hände geben, ehe ich das Porto bezahlt?..." So überlegte ich mit der größten Gemütsruhe, was in dieser verzweiflungsvollen und komischen Lage zu tun sei. Mir auf der Stelle einige Gulden zu verschaffen, dazu wollte mir gar kein Mittel einfallen. Aber es ist sonderbar, sooft ich noch in meinem Leben in Geldnot war, auch in der Fremde entfernt von Freunden und Verwandten, hat mir immer Gott geholfen. Ich Dummkopf nämlich hatte ganz vergessen, daß ich für meine Miszellen in der *Neckarzeitung* das Honorar zu fordern habe, ich eilte hin und ließ mir den Betrag auszahlen, welcher sich auf 25 fl. belief. Jetzt, Schurke, komme mir noch einmal mit dem Vorwurfe, daß ich in 5 Monaten nichts gearbeitet und verdient hätte! Die Herrn von der *Neckarzeitung* waren noch obendrein ganz glücklich, daß ich ihnen durch meine Forderung Gelegenheit gab, von meiner künftigen Teilnahme an dem Blatte zu sprechen; denn sie waren schon die ganze Zeit um mich herumgeschlichen und hatten gewartet, ich würde mit ihnen anfangen. Ich sagte ihnen: um diese Kleinigkeit, als sie mir für den Bogen bewilligten, könne ich ferner nicht schreiben, und ich zeigte ihnen den Brief von Müllner. Darauf boten sie mir jährlich 600 fl. an. Ich sagte, ich wäre das zufrieden, und ich wollte ihnen für 50 fl. jeden Monat einen Bogen schreiben. Das war ihnen nun freilich nicht recht, denn die Narren dachten, ich würde für dieses Geld den ganzen Tag zu ihrem Besten arbeiten. Ich beharrte aber dabei und sie entschlossen sich, es einige Monate zu versuchen. Da hätte ich also monatlich für Miszellen 50 fl., und hierin gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich das festhalten will, wenigstens so lange, bis ich außer aller Geldverlegenheit bin. Denn

nach Verhältnis der kleinern Bogen des *Literaturblattes* würde ich für einen Bogen der *Neckarz.* doch nur 40 fl. bekommen. Sobald ich also in keiner Geldverlegenheit mehr bin, wäre ich ein Tor, wenn ich für sogenannte 50 fl. einen Bogen der *Neckarz.* schriebe. Da ich für solche Miszellen nicht gerade viel Zeit brauche, so werde ich daneben noch viel für Müllner arbeiten können. Es ist komisch! Ob ich zwar so ein armer Schlucker bin, daß ich gejubelt habe, wie ich die Rolle mit 25 fl. (6-Kr.-Stücke) für Honorar einnahm, und wahrscheinlich jedesmal jubeln werde, wenn ich am Ende des Monats meine 50 fl. einnehme, so konnte ich mich doch kaum des Lachens enthalten, als der Redakteur der *Neckarzeitung* ganz pathetisch zu mir sprach: „*Wir können Sie jetzt gut bezahlen, wir wollen Sie ganz für uns gewinnen* – wir geben Ihnen jährlich 600 fl.“

Warum interessiert Sie Genf? Sie sind sehr vertraut mit mir, das muß ich sagen! Cottas Tochter ist erst 15 Jahr alt. Sie ist aber nicht in Genf geblieben, der Vater hat sie zurückgebracht und sie nach Mannheim in ein Institut geschickt. Sie ist ein verzogenes Mädchen, und sie wollte sich (ihre Mutter ist tot) nicht so weit von ihrem Vater entfernen. Da weinte sie ihrem Vater die Ohren voll. Aber ein anderer meiner guten Bekannten, ein hiesiger Professor, war zugleich mit Cotta nach Genf gereist und hatte seine eigne Tochter in das nämliche Institut gebracht, sie auch dort gelassen. Ich werde mich genauer nach den dortigen Verhältnissen erkundigen. So viel weiß ich, daß die Vorsteherin eine Dame von Stande ist, die in ihrem Vermögen zurückgekommen, und daß sie nur wenige Zöglinge hat. Aber noch einmal, was geht Sie das an? Wollen Sie sich in ein Institut geben? Das wäre herrlich, ich zöge mit an den himmlischen Genfer See. In Genf, Lausanne und andern Orten sind die berühmtesten Institute, man braucht nur zu wählen.

Ich getraue mich nicht, meinem Bruder die versprochenen 50 fl. abzufordern; denn ich habe diesen Winter schon viel Geld von meinen Eltern erhalten, was er erfahren wird. Da Sie mich nicht heiraten wollen und ich also keine Hoffnung habe, Sie als meine Frau zu plagen, so muß ich jede Gelegenheit, Sie als meine Freundin zu ärgern, sorgfältig benutzen. Ich glaube, wenn ich Ihnen eine Übersicht gebe, wieviel ich seit meiner Abreise von Frankfurt in diesen 5 Monaten eingenommen und ausgegeben habe, so wird Sie das in einen kleinen Zorn bringen.

Einnahme.

Von der Fee Purpurlippe	22 200 fl.	
Von der Polizei	100 „	
Von meinen Eltern:		
Bei der Abreise von Frankfurt . .	150 „	456 fl.
In München	121 „	
Ein Geschenk für Dr. Breslau . .	14 „	
Bar	22 „	
Unterhosen	6 „	
Bei meiner Abreise von München .	143 „	
Verdient! (Neckarzeitung)	25 „	
Summa Summarum	781 fl.	
In Kasse vorrätig	115 „	
Also in 5 Monaten gebraucht	22 666 fl.	

Ei, schau' nur einer einmal an! Die mystische Zahl 666! Das bedeutet etwas. Ich muß die Offenbarung Johannis nachlesen. Ich will Ihnen aber berechnen, wieviel ich bis zu Ende März zu verzehren haben werde:

In Kasse	115 fl.
Polizei-Quartal	100 „
2 Monate *Neckarzeitung*	100 „
Summa	315 fl.

Also auf ein Vierteljahr hätte ich keine Sorgen, und Gott wird weiter helfen. Wenn meine Mutter hier durchreist, gedenke ich ihr auch noch einige Karolin abzulocken. Aber meine Schulden? ... Der Gott, welcher die Raben speist und die Lilien auf dem Felde kleidet, wird sie schon bezahlen. Wenn aber meine Gläubiger keine Gläubige sind und nicht an die göttliche Vorsehung glauben, so mögen sie ihre Unruhe als verdiente Strafe tragen. Lassen Sie uns, teurer Zögling, aus obigen toten Zahlen die lebendigen Nutzanwendungen ziehen. Es ergibt sich daraus: *Erstens,* daß ich ein großer Taugenichts bin, indem ich fast 500 fl. gebraucht und nur 25 verdient habe. *Zweitens:* daß die Menschen komische Menschen sind. Hätte mir mein Vater gleich in Frankfurt 40 Karolin gegeben, wäre ich damit nach Paris gereist, hätte dort nicht mehr gebraucht und, wenn ich auch noch sowenig gearbeitet hätte, doch mehr verdient. *Drittens,* daß ich jährlich, Kleider mit eingerechnet, für die ich seit meiner Abreise von Frankfurt keinen Kreuzer ausgegeben habe, 2000 fl. brauche, die ich aber, da mir meine Pension und die *Neckarzeitung* allein schon 1000 Gulden eintragen, recht leicht verdienen kann, weswegen mich auch der Teufel holen soll, *daß* ich sie nicht verdiene. Quod erat demonstrandum, d. h. keine Ehre bringt Faulheit. — Prächtige Miszellen habe ich wieder gemacht, aber Gott weiß, was die Kerls wieder damit anfangen werden. Unter uns gesagt, meine Neckarleute sind so dumm wie Stroh. Und doch muß ihnen die Zeitung jährlich 16tausend Gulden reinen Gewinst eintragen. Auch leben vier Familien davon. Wenn ich diese Zeitung hätte! 6 Weiber wollte ich damit ernähren — Adieu, Pandektenweibchen.

Schon seh' ich Sie schimmern
Als Professorin Zimmern.
Wie werde ich wimmern!

Dr. Börne — und nichts weiter,
Das ist wahrlich viel gescheiter.
Herab von meiner Jakobsleiter!

71.

Nr. 44 *Stuttgart, 31. Jan. 1822*

Was soll ich denken? Ich denke nichts, aber ich fühle Ihr langes Stillschweigen und bin sehr betrübt. Gewöhnlich haben Sie mir jede Woche zweimal geschrieben, aber noch niemals während meiner ganzen Abwesenheit mich länger als 8 Tage ohne Brief gelassen. Und heute ist schon der 8te Tag. Täglich geht eine Post hierher. Mein Gott, was geht denn vor? Mir ist der Kopf verwirrt, nur diese wenige Zeilen schreibe ich Ihnen. Und was nützen Sie mir? was soll ich Ihnen sagen? Wenn Sie mir erst auf diesen Brief antworteten, darüber vergingen 5 Tage, und diese könnte ich nicht ertragen. Wenn auch morgen kein Brief kömmt, bin ich sehr unglücklich.

B.

72.

Nr. 45 *Stuttgart, den 1. Febr. 1822*

Sie haben mich aus der schrecklichsten Angst gerissen. Um Gottes willen, warum haben Sie mir so lange nicht geschrieben? Ich habe eine schlaflose, kummervolle Nacht zugebracht. Das ist auch vorüber. Ich werde Ihnen heute wenig schreiben können, ich bin viel gestört worden, und es ist gleich Mittag. Es macht mich ganz glücklich, daß Sie nun einmal ernstlich daran denken, von Frankfurt wegzugehen. Ich verspreche Ihnen aufs feierlichste, wohin Sie auch reisen Ihnen nicht nachzufolgen, wenigstens nicht eher, als bis Sie mir's erlauben.

An die *Wage* will ich denken, doch vor der öffentlichen Beschimpfung der Frankfurter fürchte ich mich nicht, ich

werde die Lacher auf meiner Seite behalten. – Grüßen Sie den Wiesbader Stiefel; ich werde nächstens seinen Brief beantworten. Ich könnte wohl noch einige Zeilen schreiben, Sie sollen aber für die Sorge, die Sie mir durch Ihr langes Stillschweigen gemacht, etwas bestraft werden. Hier heißt es allgemein, Sie hätten eine Liebschaft mit einem russischen Gesandtschaftssekretär, ich glaube das aber nicht. Pandektenweibchen, Gruß und Kuß, wenn es noch erlaubt ist. Nicht eher mehr, als bis Sie mir wieder geschrieben.

Dr. Börne, vor langer Zeit einmal geb. Wohl.

73.

Zu Nr. 45 *Stuttgart, 1. Febr. 1822*

Wenn Sie nach Bern gingen, wäre ich höchst glücklich; gingen Sie aber nach Hamburg, so wäre ich *nicht glücklich* – die traurigste Lage, in der man sich befinden kann. Nicht glücklich sein ist schlimmer als unglücklich sein, denn das erstere kann durch das ganze Leben dauern, das letztere aber nicht. Ich muß von mir selbst reden; denn ich will ehrlich zu Werke gehen und Sie in die Lage setzen, beurteilen zu können, wieviel mein eigner Vorteil auf den Rat, den ich Ihnen geben werde, Einfluß hatte. Gehen Sie nach Hamburg, so folge ich Ihnen (nach 3 Monaten), aber das wäre mir ein verhaßter Aufenthalt. Der Widerwille gegen Handelsleute und gegen Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen, seitdem ich, entfernt von Frankfurt, gesehen habe, was das eigentlich heißt, sein Leben genießen. Welche Freuden kann Ihnen Hamburg bieten? Sie kommen zu Menschen, die es gut mit Ihnen meinen .... Was heißt das? Meint es jemand besser mit Ihnen als Ihre Mutter, und möchten Sie darum mit ihr leben? Steinthal und seine Frau, und wenn sie Sie so sehr lieben als sich selbst, was nützt Ihnen das? Liebt sich denn ein jüdischer Handels-

mann? Lebt er denn nicht in freiwilliger Sklaverei unter seiner unersättlichen Habsucht, unter seinen unaufhörlichen Sorgen? Es gibt in Hamburg nicht gebildetere Menschen als in Frankfurt, und Sie werden Langeweile haben. Ihre Verwandte finden Sie da, wo Sie gleichgestimmte Geister und Herzen finden. Ich möchte, daß Sie das Leben einmal genießen, daß Sie für mannigfache Leiden einmal Ersatz fänden. Bern ist eine schöne heitere Stadt, die Einwohner sind gebildet. Was die Schweiz Großes und Herrliches hat, liegt in der Nähe. So eine Gelegenheit dahinzukommen findet sich vielleicht nie mehr für Sie. Sie brauchen ja darum Hamburg nicht aufzugeben. Machen Sie für jetzt nur den Plan, einige Sommermonate in der Schweiz zuzubringen, und reisen Sie mit der Meckel. Der Weg führt hier durch oder kann wenigstens über Stuttgart genommen werden. Wenn Sie wollen, begleite ich Sie von hier aus, doch wenn Sie das nicht wollen, bin ich es auch zufrieden. Es liegt mir nur daran, daß Sie einmal sich von Herzen freuen. Ich habe Bekannte in der Schweiz, in Aarau, Luzern, Basel, Zürich, in Bern selbst; wollen Sie und können Sie nicht bei Meckel bleiben, so ließe sich wohl eine andere Familie für Sie ermitteln. Bentzel-Sternau kömmt auch wieder hin. Kurz, sagen Sie Ihren Frankfurter Freunden, Sie wollten im Herbst nach Hamburg, diesen Sommer aber in der Schweiz leben. Ich wohnte in Bern bei Ihnen, bereiste von diesem Mittelpunkte aus die übrige Schweiz, soviel möglich, wenn sich noch andere weibliche Gesellschaft findet, mit Ihnen, oder allein, schriebe Ihnen Briefe, und bis zum Herbste wäre eine einträgliche Reisebeschreibung fertig ... Da Sie diesen Brief nicht vorzeigen wollen, schreiben Sie mir, was ich Ihnen nächstens *offen* über Hamburg sagen soll?

In Bern ist viel Buchhandel und literarischer Verkehr. Mehrere Zeitungen und ein sehr guter Almanach er-

scheinen dort. Brauche ich einige Karolin, so gehe ich zum Tor hinaus, besteige einen Berg und beschreibe meinen Spaziergang. Nur etwas tut mir leid, Sie werden dort meinen schönen Regenschirm nicht brauchen können, denn: „Im größten Teile der Stadt kann der Fußgänger unter Hallen gehen, sicher vor Regen, Kot und Wagen. Die sehr breiten und trefflich gepflasterten Straßen werden reinlich gehalten.“ Die Luft ist himmlisch. Fliehen Sie den Hamburger Nebel ... Ich bin heute durch den Hühneraugenoperateur und andere wirklich gestört worden. Schreiben Sie mir bald wegen Ihrer Reise und beachten Sie meinen Rat.

Süßchen war doch früher mit M. Steinthal versprochen. Wie hat sich denn das aufgelöst? Freundlich? Sie sollten mir das wohl im Vertrauen mitteilen. Seien Sie keine Pedantin. — Hätte Süßchen eine so große Abneigung, den Dr. Stiefel zu heiraten? Könnte er sie nicht ernähren? Er hat sie gern. Liebenswürdig ist er freilich nicht, aber ein ehrlicher Kerl. Es gibt kein liebenswürdiger Ehemann. Ich könnte ihm wohl durch Empfehlungen mancherlei Verdienste an Zeitungen usw. zuwenden. An Fleiß fehlt es ihm nicht, auch nicht an Routine in solchen Dingen.

B.

74.

Nr. 46 *Stuttgart, d. 6. Febr. 1822*

Sie sind Schuld, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, ich bin es nicht. Ich habe mir einige Male gefallen lassen, acht Tage auf Ihre Briefe zu warten, Ihren letzten Brief aber hatten Sie 9 Tage unter dem Herzen getragen. Es ist freilich wahr, daß meine eignen Briefe seit einiger Zeit sehr kurz und langweilig sind, aber das ist ein gutes Zeichen. Gar keinen Zweifel, daß wir uns bald heiraten. Liebes Kind, sträuben Sie sich nicht länger, beißen Sie in den sauern

Apfel. Ach, ich weiß recht gut, was Sie bei diesen Worten denken, denn ich kenne Ihre Bosheit – Sie werden denken: ein saurer Apfel ist er nicht, aber ein *fauler*. Wenigstens sollen Sie die Ehre des Witzes nicht haben, ich will mich lieber selbst verwunden. Wahrhaftig, die furchtbaren Zeichen am Himmel vermehren sich immerfort, ich gähne unaufhörlich über dem Schreiben. Es kann freilich daher kommen, weil ich erst um 5 Uhr von dem Maskenballe nach Hause gekommen bin und nur zwei Stunden geschlafen habe; es kann aber auch unsere baldige Hochzeit bedeuten. Einen Kapuziner habe ich gemacht, und ich sah ganz miserabel aus. Es war erschrecklich voll, über 1200 Menschen waren im Saal, der mit Bequemlichkeit nur 400 fassen kann. Der König, die Königin und der ganze Hof treiben sich da auch herum, und man konnte ihnen so nahe, als man nur wünschen mochte, in das Gesicht sehen.

Die Hindernisse, welche für Sie mit einer Reise nach der Schweiz verbunden wären, habe ich nicht übersehen, und fürchten Sie nicht, daß ich mich Schwärmereien hingegeben. Gegen das Fehlschlagen meiner Wünsche bin ich abgehärtet genug, und Ihnen am meisten habe ich diese stärkende Erziehung zu verdanken. Aber was wollen Sie von Genf, und was soll ich Ihnen davon schreiben? Nach Bern oder nach Genf, das ist ja ganz das nämliche, Sie kämen immer unter fremde Leute. Wie auch der Ort heiße, Sie müßten wagen hinzureisen und Menschen suchen, welchen Sie sich anschließen könnten und möchten. Auch hier vielleicht ließe sich ein schickliches Verhältnis für Sie finden, aber Sie würden ja doch keinen Gebrauch davon machen, da *ich* hier bin. Wenn Sie Bentzel-Sternau so kennte, wie Sie sind, dann bin ich überzeugt, daß der Graf und die Gräfin es sich zum Glücke rechnen würden, Sie in ihrem Hause aufzunehmen. Ließe sich das denn durch Dr. Goldschmidt gar nicht

einleiten? Er müßte sich freilich einen ganzen Tag dazu Zeit nehmen, den Grafen auf seinem Gute besuchen und ihm alle Verhältnisse aufrichtig mitteilen. Er brauchte ja anfänglich mit seinem Vorschlage nicht deutlich herauszurücken, G. müßte den Grafen fragen, ob er keinen schicklichen Aufenthalt an einem freundlichen Orte und in einer freundlichen Familie für Sie wüßte. Es wäre auch zu erwähnen, daß Sie Vermögen haben. Die Reise nach Hamburg, fürchte ich, bereuen Sie. Und doch sollte ich Ihnen das nicht sagen. Sie lassen sich vielleicht ängstigen und sich dadurch in Frankfurt zurückhalten, was das Schlimmste wäre. Nach Frankfurt zurück können Sie immer kommen, aber nicht zu jeder Zeit von dort weg... Warum muß es gerade Hamburg sein? Warum ist es nicht Stuttgart! Das ist ein gar zu lieber Ort. Von den Menschen will ich nicht reden, doch habe ich diese nirgends besser gefunden. Aber die freundliche, die so anmutige Gegend! Wo man auch aus der Stadt tritt und gleich bei den Toren Berge und Täler. Aber die Berge nicht so hoch und rauh wie am Rhein. Lieben Sie auch Berge so sehr? Wenn ich spazierengehe und sie sind mir im Rücken, blicke ich immer nach ihnen zurück, wie nach schönen Mädchen – ehemals. Auch hat die Kunst hier viel getan, den Genuß der Natur bequem zu machen. Ein englischer Garten führt fast eine Stunde lang von hier nach Kannstatt, dem sehr besuchten Badeorte in der reizendsten Gegend. Da man mit den Jahren doch immer etwas besonnener wird, so vergleiche ich auch Stuttgart mit Hamburg rücksichtlos der Kosten des Lebens. Wenn ich die Kleidung abrechne, welche, wenn wie bei mir, die Eitelkeit das Bedürfnis nicht steigert, doch zu den ungewöhnlichen, unregelmäßigen Ausgaben gehört (ich wollte mit meiner gegenwärtigen Garderobe, ohne meinen Stand herabzusetzen, noch ein ganzes Jahr meine Nacktheit verbergen), kann ich hier mit 50 fl. monatlich

alle meine Ausgaben bestreiten, Kost, Wohnung, Bedientenlohn und Wäsche. Und diese 50 fl. verdiene ich schon allein mit meinen lüderlichen Miszellen, wenn ich täglich nur eine Stunde darauf wende. In Hamburg muß ich mich putzen wie ein Narr, wenn ich nicht auffallen will. Und wie teuer sind die Lebensmittel! Ich bin durchaus kein Schlemmer, aber ich habe darum das Bedürfnis, den besten Gasttisch in jeder Stadt zu besuchen, weil ich das Bedürfnis habe, in der besten und feinsten Gesellschaft zu essen. Hier kostet mich die Mahlzeit im ersten Gasthofe, wo die vornehmsten Hofleute, die reichsten Offiziere und Bürger, die unverheirateten Beamten und Gelehrte hinkommen, mit Wein nicht mehr als 42 Kr. In Hamburg müßte ich in den ersten Gasthöfen einen Taler dafür bezahlen, wie ich ganz genau weiß. Und die Flachheit, der Nebel, die Kaufleute, die Juden! Schauderhaft. Mein Bedürfnis und meine Lust, wie auch die Ihrige, zuweilen kleine Reisen zu machen, können wir in Hamburg gar nicht befriedigen. Man hat 40 Meilen, bis man in ein freundliches Land kömmt. Und dann die langweiligen Judengeschichten, wovon man im südlichen Deutschland gar nichts weiß. [. . . . . .] Liebes Weibchen, da wir uns kurze und langweilige Briefe schreiben und unser trauriges Schicksal unabwendbar ist, so wollen wir uns wenigstens in einem schönen Lande zanken und ärgern und nicht nach Hamburg gehen.

Was ich treibe? Ich mache Miszellen; denn auf vier Wochen hinaus reicht meine Geduld. Auch habe ich für Müllner mehreres in Arbeit. Mit wem ich umgehe? Davon ein andermal. Der Schlaf trotzt auf seine Rechte, als Bruder und als Erstgeborner; Sie wissen ja wohl, daß die Nacht die Mutter des Schlafes und der Liebe ist.

Cotta ist gestern mit Sohn und Schwiegertochter nach München gereist und wird 14 Tage ausbleiben. — Vergangenen Sonntag war ich bei der jungen und schönen

Frau *Hofagentin* Pfeifer zu einem feierlichen Mittagessen eingeladen. Unter den Gästen war auch ein Frankfurter Kaufmann – *Stern,* Tobaksfabrikant. Mehr über Essen und Wirtin ein anderes Mal.
Wenn Sie mir noch einmal so einen kleinen Brief schreiben als Ihren heutigen, werfe ich ihn Ihnen an den Kopf; da ich aber Ihren Kopf nicht vor mir habe, werfe ich ihn dem gemalten Engel ins Gesicht, der über meinem Tische hängt. Das kann Ihnen aber nicht sehr wehe tun, es ist ein garstiger Engel. Die Augen fallen mir zu. Singen Sie ein Popeia. Ich weiß nicht mehr, was ich schreibe, ewig der Ihrige. B.

75.

Nr. 47 *Stuttgart, 10. Febr. 1822*

Ich hätte heute Ihre Antwort auf meinen letzten Brief haben können, also auch sollen, aber es scheint, Sie sind es müde, mein Glück zu sein – Sie ruhen sich nach jedem kurzen Wege, den Sie machen, gar zu lange aus. Und dabei haben Sie noch die Heuchelei, sich anzustellen, als wären Sie mit mir unzufrieden. Ich bin mir immer gleich geblieben, und ich schreibe Ihnen nicht seltner und nicht kürzer, als ich es früher getan. Sie aber fangen an zu kargen. Ist Ihnen das Herz ausgegangen? Wenn Sie so fortfahren, dann werde ich aufhören, Sie freiwillig zu lieben, dann wird es nur noch die Not sein, die mich an Sie bindet, die Not, ein menschliches Wesen zu lieben und keines finden zu können, das neben Ihnen noch liebenswürdig ist. Sie fragten mich in Ihrem letzten Briefe, mit wem ich umginge. Aber was nennen Sie umgehen? Seitdem ich Sie kenne, gehe ich nur mit Ihnen um. Ich begreife nicht, wie man auch nur zwei Freunde haben kann, ein *ganzer* ist oft zuviel, und schon manchmal hätte ich gern Ihrem Kopfe verschwiegen, was ich Ihrem Herzen anvertraut habe oder umgekehrt. Ich habe hier we-

nige Familien, die ich besuche. Das liegt freilich nur an mir, wie es doch wohl auch in Frankfurt viel an mir lag, daß ich so wenige gesellschaftliche Verbindungen hatte. Man muß sich darum bemühen, und das ist nun eben meine Sache nicht. Ich bin hierin so leichtsinnig wie bei den andern Lebensbedürfnissen. Manchmal abends wird mir die Zeit lang, und ich wünsche mir dann ein angenehmes Haus, aber am Morgen denke ich nicht daran. Professor List und Hauptmann Seybold, die Herausgeber der *Neckarzeitung*, besuche ich oft in ihrer Familie. Gute ehrliche Leute, aber nicht viel mehr. Zu einer Madame Kaulla komme ich auch oft – ein ganz gewöhnliches Judenweib, die schrecklich schreit und gern Geistesspiele mit mir treibt, denn sie glaubt, sie hätte viel Verstand. Bei ihr wohnt eine unverheiratete Schwester – ein ganz gewöhnliches Judenmädchen, so wie sie zu Frankfurt vor 20 Jahren waren, da sie anfingen Schinken zu essen und auch ach und o zu sagen. Ich besuche diese Leute, weil sie gleicher Erde wohnen und ich, wenn ich abends aus dem Wirtshause komme, an ihrem Hause vorbei muß. Sei einiger Zeit fange ich aber an, mich zurückzuziehen; denn einer meiner Bekannten, ein Künstler, hat sich in den Kopf gesetzt, ich mache dem Mädchen förmlich den Hof und würde es heiraten, mir auch die Versicherung gegeben, er wolle das in der ganzen Stadt ausbreiten. Das Frauenzimmer ist aber so unbedeutend, daß ich mich schämen würde, wenn die Leute im Ernste dächten, es gefiele mir. Die Frau Pfeifer hingegen zieht mich sehr an wegen ihrer reizenden Gestalt, ich besuche sie aber wenig; erstens, weil ihr Mann eifersüchtig ist, und zweitens, weil sie keine Lebhaftigkeit hat. Sie ist so kühl wie ein Borstorfer Apfel. Tanzen ist das einzige, was sie in Bewegung setzt, ob sie aber mit einem Adonis tanze oder mit mir, das gilt ihr alle gleich. Doch ist sie wohlerzogen, artig und freundlich gegen jeden, ohne gefallsüchtig zu

sein, und nicht ein bißchen jüdisch. Die übrigen Juden aber sind es im hohen Grade, und an diesen auch habe ich von neuem gesehen, was das abgeschmackte Volk voller Eitelkeit und Hochmut ist. Sie sind nicht ein wenig besser als die Frankfurter, und es gibt viele Juden in Frankfurt, die besser sind als sie. Sooft ich aber mit ihnen von Frankfurt gesprochen und erzählt hatte, wie schlimm es die dortigen Juden hätten und wie sie aus aller christlicher Gesellschaft ferngehalten würden, haben sie die Achseln gezuckt und gesagt: „Sie sind aber auch darnach!" ... Die Juden werden mir alle Tage mehr zuwider. Sie sind sich überall [gleich] in Gestalt, Sprache, Beschränktheit und Witz. Ach, ihr Witz! Vor einigen Tagen ging ich mit der Pfeifer und noch andern Judenweibern weit spazieren. Und da war auch eine alte Tante dabei, die der Weg anstrengte, und ein jüdischer Kommis. Ich hatte unaufhörlich die schönsten und witzigsten Reden geführt, obzwar mehr zu meiner eigenen Unterhaltung, denn ich merkte bald, daß man mich nicht verstand. Da sagte der jüdische Kommis in bezug auf die alte Tante und den weiten Weg, den sie heute gemacht: die hätte „eine Bravourarie gesungen". Und da haben die jungen und alten Weiber darüber gelacht eine Stunde lang und wollten gar nicht fertig werden, das göttlich zu finden. Mit meinem Schwager in München, der sonst ein ordentlicher Mann ist, sprach ich einmal vom türkischen Kriege, und da meinte ich, er würde auf jeden Fall losbrechen, wenn nicht heute, in sechs Monaten. Da sagte mein Schwager: „Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen? wie Elie Schloß! Kennen Sie Elie Schloß nicht? Der hat sich einmal mit jemand gezankt und nach allerlei wechselseitigen Schimpfreden seinem Gegner gesagt: ‚Du, was willst du habe? Du hast ja ä Bahn gebroche.' Der andere war ganz verdutzt und erwiderte: ‚*Ich* hab ä Bahn gebroche? Wenn hab ich ä Bahn gebroche?' Elie Schloß:

‚Nu, *host* du kan Bahn gebroche, *werste* noch ans breche!'"
In einem Ihrer letzten Briefe schrieben Sie, ich möchte womöglich mein nächstes Pensionquartal zur Bezahlung Frankfurter Schulden verwenden. Aber, liebes Kind, das wird nicht möglich sein. Ja ich bin schon ängstlich, daß ich die 100 fl. erst mit dem letzten März werde bekommen können und ich sie vielleicht früher brauchen werde. Meine Miszellen in der *Neckarzeit.* werden etwas langsam gedruckt, und ich bin nicht ohne Sorge, daß der Redakteur vielleicht bereut, monatlich 50 fl. für den Bogen zugesagt zu haben, und daß er für eine kleinere Summe und weniger abdrucken will. Es ist heute der 10te schon, und es sind erst 4½ Spalten aufgenommen, ich muß aber für 50 fl. 16 Spalten liefern. An mir liegt es nicht; denn Manuskript haben sie viel vorrätig. Lesen Sie die Miszellen? Da ich jetzt die *Neckarzeit.* unentgeltlich bekomme, so kann ich Ihnen gelegentlich die Blätter schicken, worin etwas von mir steht.
Neulich gab mir die Rätin Kaulla einen spaßhaften Brief von Feist in Frankfurt zu lesen. Unter anderm schreibt er: „Meine liebe Frau ist jetzt in andern Umständen — das heißt, sie ist *nicht* in andern Umständen! Denn nur, wenn sie *nicht* in andern Umständen ist — ist sie in andern Umständen!"
Malß aus Frankfurt, der mit Bethmann nach Wien gereist war, um die Einrichtung der dortigen Theater kennenzulernen, ist auf seiner Rückreise hier durchgekommen. Ich erzählte ihm, was Sie mir jüngst von Adler geschrieben, und darauf bemerkte er: jetzt ginge ihm ein Licht auf! Der Theaterdirektor in Linz habe ihm erzählt, vor kurzem sei ein Frankfurter Schauspieler, der sich *Stern* genannt und ein Jude geschienen, in einer bedeutenden Rolle des *Weidner* in Linz aufgetreten, sei aber gänzlich durchgefallen. Er habe eine gedruckte Kritik

vorgezeigt, worin er in jener Rolle, die er auch zu Frankfurt gespielt habe, sehr gelobt gewesen sei. Dieser Stern habe sich darauf nach Wien gewendet, mit dem Vorhaben, dort Sprachunterricht zu geben. Er (Malß) glaube, dieser möchte wohl Adler gewesen sein. Schreiben Sie mir: ob der Adler wirklich von Frankfurt weg ist?

11. Februar. Was das wieder ein kleiner Brief ist! D. T. s. S. h. [Der Teufel soll Sie holen.] Daß mein Vater nach Mailand gereist, hat mir gestern Dr. Euler aus Frankfurt erzählt, der sich seit einigen Tagen hier aufhält. Hätte mein Vater meine schwache Seite gekannt, hätte er mich durch diese italienische Reise nach Wien locken können. Wahrscheinlich hätte ich nicht widerstanden.

Suchen Sie auch das neuere Werk der Lady Morgan *über Italien* sich zu verschaffen; aber dieses dürfen Sie nur in der *französischen* Übersetzung lesen, nicht in der deutschen, weil diese ganz verstümmelt ist, denn das halbe Buch ist mit Politik, besonders mit Ausfällen gegen die österreichische Regierung angefüllt, die in der Übersetzung weggeblieben. Sie sehen, daß ich recht habe, Paris zu lieben, und *ich* sehe, daß ich unrecht hatte, Sie mehr zu lieben als Paris. Paris ist dankbarer als Sie und erwidert und belohnt die Neigung seiner Freunde. Ich habe Ihnen drei Jahre aufgeopfert, die ich bis jetzt (von 1819) in Paris verlebt hätte, und ich habe es doch nicht weiter mit Ihnen gebracht, als daß Sie ohne meine Erlaubnis keinen heiraten. Habe ich denn eine Tochter gesucht? — Mich ärgert auch, daß Sie sich gar nicht nach mir sehnen, ob ich zwar in einigen Tagen schon 6 Monate entfernt bin. Ich glaube, wenn ich 10 Jahre wegbliebe, Sie würden nur immer gesunder dabei.

Ehe ich zur *Wage* greife, muß ich erst für Cotta mehreres gearbeitet haben. Woher soll ich sonst den Mut und das Recht nehmen, Geld von ihm zu fordern, wenn ich welches brauche, was bald der Fall sein wird?

Ich wollte Sie schon länger auf etwas bedacht machen, es ist mir aber immer wieder entfallen. Hier sowohl als in München sind mir häufig Commis voyageurs aus Frankfurt in den Weg gekommen, die ich zwar persönlich nicht viel kannte, da sie aber junge Leute und meine Landsleute waren, hatte ich es für meine Pflicht gehalten, ihrer Unerfahrenheit durch mein Beispiel und meinen Rat zu Hülfe zu kommen. Daher war ich auf allen öffentlichen Vergnügungsörtern ihr Begleiter, um darauf zu wachen, daß die jungen Leute nicht auf Abwege geraten. Ich sage Ihnen das, damit, wenn dieser oder jener, nach seiner Zurückkunft, dieses oder jenes von mir erzählen sollte, Sie sich nicht etwa irremachen lassen, sondern verstehen, was das für eine Bewandtnis hatte.

Ich bin und bleibe, weil ich mir nicht anders zu helfen weiß,

Dr. Börne, geb. Wohl.

76.

Nr. 48 *Stuttgart, den 15. Febr. 1822*

Liebe Freundin, Ihr Scherz hat mir sehr wehe getan, und Sie werden ihn nicht wiederholen. Sie hätten daran denken sollen, daß ich von Ihren Briefen lebe und daß es gleich viel ist, ob Sie mir diese Nahrung aus Bosheit oder aus Mutwillen entziehen, mich schmerzt immer der Hunger. An den Tagen, wo ich Ihre Briefe erwarte, erwache ich eine Stunde früher als gewöhnlich, ich bin in der glücklichsten Unruhe, und nun das Schreiben schon in der Hand zu halten und sich getäuscht zu sehen! Mir sind die hellen Tränen aus den Augen geflossen. Oder sollten Sie sich vielleicht vorgenommen haben, mir nicht eher wieder zu schreiben, als bis die *Wage* erschienen? Das wäre schlimm für mich und für Sie. Ich würde mich im Anfange an mir selbst rächen und Ihnen auch nicht

mehr schreiben und könnte ich es nicht mehr ertragen, mich an Ihnen rächen und nach Hause kommen. Ich habe Ihnen die Ursachen geschrieben, warum ich mich jetzt nicht mit der *Wage* beschäftigen kann. Gedulden Sie sich noch ein wenig, liebes Herz, sobald als möglich will ich mich daran machen. Ich weiß es ja recht wohl, daß ich Ihre Freundschaft nur der *Wage* zu verdanken habe. Sehen Sie, was Sie mir angetan haben. Das war kein mündlicher Scherz, den man in der nächsten Viertelstunde wieder gutmachen kann, 10 Tage kostet er mich, in denen ich kein Wort von Ihnen erfahren. In einigen Tagen sind es 6 Monate, daß ich von Ihnen entfernt bin, und das ist der Lohn für meine Ausdauer! Nicht um es Ihnen zu vergelten, aber ich kann meines Verdrusses und meines Kopfes nicht Meister werden; und darum dieser Brief so kurz. Aber doch der Ihrige

Dr. Börne, geb. Wohl.

77.

Nr. 49 *Stuttgart, d. 19. Febr. 1822*

Habe ich das Kieselherz weich gemacht? da kann man stolz darauf sein, so einen harten Bösewicht wie Sie zu rühren! Es gehört erstaunlich viel Zeit und Stil dazu. Ich bin auch heute so zärtlich gegen Sie gestimmt, daß ich Ihnen auf kleinem Liebespapier schreibe, wie an jenem schönen Tage, da eine vertraute Köchin Ihnen mein erstes Geständnis brachte und Sie mir die Augen auskratzen wollten. Aber der genädige Gott hat Ihnen auf die Finger geschlagen; denn hundertmal seitdem habe ich Ihnen gesagt und geschrieben, daß ich Sie liebe, Sie anbete, und — ich sehe immer noch. Aber liebes Herz, seien Sie nicht so trübsinnig, geben Sie nicht so ganz die Hoffnung auf, mich in geregelter Tätigkeit zu sehen. Der Leichtsinn stumpft sich ab mit den Nerven, und

diese stumpfen sich ab mit den Jahren. Das ist grade nichts Erfreuliches; denn so schön ist die Jugend, daß, wenn man sie verloren hat, es noch ein Trost ist, ihre Fehler zu teilen. Woran es mir hauptsächlich mangelt, das ist *Geduld*. Um welchen Lohn ich auch arbeite, sei es Beifall oder Geld, glauben Sie, daß ich nicht tätig genug wäre, mein Tagwerk zu vollenden, wenn jener Lohn am nämlichen Abend ausbezahlt würde? Nun, das eben lernt man, daß Wochen und Monate wie Tage vorübergehen, und daß dann jedem wird nach seinem Verdienste. So einen leichtsinnigen Streich wie den ich zu Paris beging, wo ich für 3000 fl. jährlich gewiß nicht mehr als täglich 2 Stunden hätte zu arbeiten brauchen, wäre ich nicht fähig zu wiederholen. Da aber solche vorteilhafte Anerbietungen bei mir nicht bloß glückliche Zufälle sind, die, einmal nicht benutzt, nicht mehr wiederkehren, sondern da ich alle Tage die nämlichen Bedingungen erlangen kann, sobald ich mir nur angelegen sein lasse, mehr Zutrauen zu meinem Fleiße zu erwecken – kann alles noch gut werden, und wir wollen unsern Freund Börne nicht so schnell aufgeben.

In Berlin möchte ich wohl einmal ein halbes Jahr zubringen, ich hätte meine tausend Freuden dort, wohl auch ebenso viele Taler. Ich getraute mir zu, nicht bloß das Gespräch des Tages, sondern eines ganzen Winters zu werden. Ich wollte diese elegante Seelen wie ein Platzregen auseinander scheuchen. Es ist gar zu hochmütiges Volk; auf uns Südländer sehen sie mit der größten Verachtung herab. Und doch kömmt ihnen das ganze Jahr kein Bissen Fleisch in den Mund, sie ernähren sich von eingepökelten Ideen. Ganz dunkle Nacht ist eigentlich nie bei ihnen; denn sie haben Nordschein, aber sie tun auch gewaltig stolz mit ihrer Aufklärung, und sie schwören darauf, Phöbus sei ein Brandenburger Gott. Sie sind eine Art Franzosen, aber eingemachte. Denken Sie sich

das Heer von Schriftstellern, die Kritiker, die Dichter, die schönen Geister, die gelehrten Weiber, die näselnden jüdischen Elegants, die getauften Juden, die Deutschtümler, die Preußentümler, die frommen Lutheraner, die tausend Magister Lämmermayer, Hr. v. Schaden, Julius v. Voß, der besoffene Hoffmann, der vergötterte Spontini, Fouqué, Houwald, der „Freimütige". Aber Prügel bekäme ich genug. Ich wollte mit meinen Theaterkritiken die ganze Stadt in Aufruhr bringen. Ich schmeichle mir nichts vor, aber alle Parteien würden sich große Mühe geben, mich zu gewinnen.
Sind Sie denn ganz fest entschlossen, im Frühlinge von Frankfurt weg und nach Hamburg zu gehen? Und wie und mit wem? Ich fürchte, es wird nichts daraus. Schreiben Sie mir doch hierüber umständlich. Wollen Sie warten, bis S. zurückkömmt? Berlin ist ja das Ziel seiner Reise. Wie lauten denn seine Briefe an G.? Hamburg ist nur zwei Tagereisen von Berlin entfernt, und letzterer Ort wäre ein angenehmer Aufenthalt für Sie. Da ließe sich leicht eine Familie ausfindig machen, der Sie sich anschließen könnten.
Neulich laß ich in irgendeiner Zeitung, ich säße in München und *wetzte* schon meine Feder, um über den bevorstehenden Landtag zu schreiben. Mein Schleifstein muß nichts taugen; denn die Feder will nicht scharf werden. Das haben Sie zu verantworten; denn Sie sind eigentlich meine Federschleiferin. Sie müssen nicht so faul sein, Sie müssen mit mir zanken und das Rad drehen, zisch, zisch!
Von dieser Heirat meines Bruders hat man schon früher gesprochen, ich glaube es aber nicht. Das wäre ein großer Schimpf für mich, weil ich der ältere bin. Alle Welt heiratet, nur ich allein muß ledig bleiben. Hu, hu! Das Mädchen kenne ich.
Ist denn die Sache wahr wegen des Ausrufs: ein *Judenbub'* soll so spielen? Wer hat es gehört? Wer hat es von

Gerning gehört? Sind Sie Ihrer Sache sicher, dann schreiben Sie mir etwas genauer über das Konzert des kleinen Hillers, schreiben Sie ferner, was sonst seit Neujahr beim Theater Merkwürdiges vorgegangen ist, ziehen Sie gute Erkundigungen ein, auch über den Theaterbau, über Goethes Denkmal, und können Sie mir auf diese Weise Stoff zu einem Berichte geben, dann will ich im *Morgenblatte* wieder einmal unter diese Hunde fahren.

Vor einigen Tagen habe ich auch einen 12jährigen Knaben ein Klavierkonzert spielen hören. Bewunderungswürdige Fertigkeit! Er heißt *Schunke*, sein Vater ist beim hiesigen Orchester und soll ein vortrefflicher Waldhornist sein. Beide haben gestern eine Kunstreise angetreten, und sie werden auch in Frankfurt spielen, da können Sie Schunke mit Hiller vergleichen. Sollte ein gewisser Posaunenbläser von Kassel, dessen Name ich vergessen habe, in Frankfurt Konzert geben, so versäumen Sie ihn ja nicht. Er hat mir hier auf seinem Zimmer vorgespielt, das ist ganz was Erstaunliches. Die Kavatine aus dem „Tankred" mit Variationen so zart und fertig, wie man sie nur singen hört.

In der *Neckarzeitung* vom 16. Februar habe ich unter andern Miszellen auch eine über die jüdischen Papierhändler. Eigentlich gut gemeint, aber die Juden werden das nicht verstehen und gewiß über *Risches* schreien. Lesen Sie das. – Lesen Sie auch das *Morgenblatt* von gestern (18. Fbr.). Darin wird neuerdings in einem Pariser Berichte von dem berüchtigten Balle gesprochen, den Rothschild im vorigen Jahre dort gegeben. Lustig zu lesen. Das Salz wollen sie auch pachten. Ihr Juden werdet am Ende alle totgeschlagen um der Rothschild wegen. Ich habe es vorhergesagt. Ihnen aber soll nichts geschehen, Sie haben Füße unter dem Tisch, ich bin Ihr Freund,

Dr. Börne, geb. Wohl.

78.

Nr. 50 *Stuttgart, d. 24. Febr. 1822*

Liebes Butterherz (es ist von der süßesten Maibutter) glauben Sie ja nicht, daß mein Herz dem Ihrigen gleiche und daß ich Ihnen den Ärger nicht vergelten werde, den Sie mir neulich durch Ihren dreisilbigen Brief verursacht. Sie erhalten einmal einen ähnlichen Brief von mir, damit Sie erfahren, wie das schmecke. Ich hätte es schon getan, aber die Strafe soll unvermutet kommen, wenn Sie Ihre Schuld und meine Drohung ganz vergessen haben werden. Um Gottes willen, begehen Sie nicht die Tollheit, mein Urteil über die Berliner der Herz zuzuschicken! Die würde gar nicht darüber lachen, sondern sich betroffen fühlen, und mit Recht; denn so geistreich sie ist, hat sie doch viel Berlinisches, und ich habe an sie auch gedacht, da ich so geurteilt. Ich bin sehr stark willens, dem Schmitt einige Worte zu schreiben und einen Brief an die Herz einzuschließen. Das wäre eine gute Art, wieder anzuknüpfen. *Wenn* ich es tue, schicke ich Ihnen beide Briefe unversiegelt, und Sie mögen sie an S. besorgen. Ich habe viel gelächelt über das, was S. unter anderm von der H. geschrieben: „Sie sah mir mit ihrem Königsauge zuweilen so fest in das meine, als wenn sie noch was mit mir reden wollte, auf das ich nicht mit ihr einginge.“ Wenn es S. dort mit allen Weibern so macht, so wird er den Ruf eines großen Tölpels zurücklassen, und man wird von ihm sagen: er hat allen seinen Verstand in den Fingern ... Ich widerspreche Ihnen gar nicht, die Vergangenheit der Herz ist Ihre Zukunft, das furchtbare Schicksal, von mir vergessen zu werden, haben alle Frauenzimmer, die mich nicht heiraten.

In Berlin hätte ich durchaus nichts zu befürchten; es gibt zwar dort Taugenichtse so gut als in Wien, aber keine Dummköpfe, und man wird nicht aus Versehen gehenkt.

Übrigens habe ich ja nie etwas Strafwürdiges getan, und ich erinnere mich nicht einmal, je etwas Nachteiliges über die preußische Regierung geschrieben zu haben. Nur das hätte ich zu besorgen, daß vielleicht manche Bedenken trügen, mit mir umzugehen.

[– – –].

Auf wie lange es mich glücklich machen würde, wenn Sie mit mir nach Paris gehen würden? Ehrlich geantwortet – auf drei Jahre. Aber diese drei Jahre würde ich mit Verstand durch mein ganzes Leben verteilen. Nämlich, wenn wir 14 Tage zusammen gelebt, auf flitterwöchentliche Art, verreise ich auf ein Jahr, welches man in Paris ohne Mühe und Kosten tun kann, das heißt: ich ziehe in ein ander Stadtquartier, weit von Ihrer Wohnung entfernt. Eine Briefpost in der Stadt wird uns tausend Freuden machen. Man kann sich auf diesem Wege täglich sechsmal schreiben, 3mal vormittags und 3mal nachmittags. Das müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir uns auf diese Weise nicht ewig lieben sollten. – Aber was haben Sie, außer Hamburg, denn eigentlich für andere Reisepläne? Wohin? Wieso? Auf Lotteriegewinst zu warten, ist ja die größte Torheit. Mit Geld kann jeder Pläne machen. Aber ohne Geld, das ist es. Seien Sie doch nicht so bedenklich, lassen Sie sich einmal von Ihrer Mutter ein paar tausend Gulden schenken und führen Sie aus, was Ihnen Lust macht. Ich für mich will mir schon Geld schaffen, wenn es darauf ankömmt, Ihnen nachzureisen.

Der Herr Kaulla, von dem ich Ihnen geschrieben, daß ich ihn oft besuche, reist heute über acht Tage nach Frankfurt. Ich werde ihm einen Brief an Dr. Goldschmidt mitgeben, weil er mich um die Adresse eines Advokaten gebeten, den er vielleicht brauchen wird. Soll ich ihn auch an Sie adressieren? Er ist zwar ein gewöhnlicher, aber übrigens ein ordentlicher (junger) Mann. Wenn Sie es zufrie-

den sind, müssen Sie mir das bald schreiben. Er hat grade nicht viel Verstand, und Sie Spitzbübin können ihn geschickt über mein hiesiges Leben ausforschen. Übrigens kennt er unsere Verhältnisse. Da war neulich Dr. Euler hier mit seiner Frau Tochter, das heißt: mit seiner *Frau-Tochter*; die ist eine arge Plapplies und hat der Kaulla alles von uns erzählt. Sie hat gesagt: eine Madame Wohl *und* eine Madame Otten hielten so viel auf mich, daß sie über nichts zu urteilen wagten, ehe sie meine Meinung erfahren. Das fehlte mir noch, daß Sie doppelt wären! Auch die Geschichte von G. und S. hat sie ausgeplaudert. Letzteres habe ich natürlich abgeleugnet.
Gestern las ich wieder in der Zeitung, ich sei von München hierhergereist, um die Redaktion des *Morgenblatts* zu übernehmen. – *Jean Bien* habe ich vor einigen Tagen der Madame Huber für das *Morgenbl.* geschickt, eigentlich aus Mutwille; denn sie nimmt es gewiß nicht auf und hat recht. Und wenn es ja erscheint und ich werde damit ausgelacht, haben Sie es zu verantworten. Ich habe den Künstler *Peter Schlund* genannt, – eine getreue Übersetzung von Jean Bien.
Wenn ich Sie auf Ehre versichere, daß ich das schöne Mädchen in meinem Hause noch mit keinem Worte gesprochen und erst einmal auf dem Balle gesehen habe, – was hilft es mir? Eifersucht ist nicht zu heilen. Übrigens können Sie sich beruhigen; bis zum 16. März beziehe ich ein anderes Logis, und ich werde mir eins suchen, worin nur alte Weiber wohnen, damit Ihr Bild mir immer vorschwebe.
Wie S. bei Glucks „Iphigenie" Langweile haben konnte, ist mir unerklärlich. Ich habe vor einigen Tagen die Oper gesehen und bin ganz entzückt davon. Meiner Heidennatur tat diese Musik eigentlich wohler als Mozartsche, die mir zu romantisch ist und mich zu sehr rührt.
Ich habe mir gleich gedacht, daß die Frankfurter Juden,

wie immer, zu argwöhnisch waren und daß, wenn beim Spiel des Hillers seiner Religion erwähnt worden, dieses gewiß nicht aus Bosheit geschehen ist. – Ich habe gestern einen Brief von Eduard Ellisen erhalten, voller Neuigkeiten. Er will Sie auf dem Bornheimer Schießplatz mit einem Husarenoffizier gesehen haben. Das glaube ich nicht von meiner treuen Jeanette.

B.

79.

Nr. 51 *Stuttgart, den 1. März 1822*

Liebe Treue, ich möchte Sie wohl wieder einmal von Angesicht zu Angesicht sehen, ich möchte Ihre süßen Lippen reden hören – und Sie schweigen davon. Schon fangen Bäume und Felder an zu grünen, die Sonne wird immer freundlicher, die Tage werden länger, und mit ihnen wächst meine Sehnsucht. Warum muß ich einsam in den Frühling hineinleben, warum sind Sie nicht neben mir, wenn ich meine lieben Berge besteige? O, ich muß fluchen, daß ich nicht weine! Der Teufel soll so ein Lumpenleben holen. Was habe ich davon, wenn ich Sie in Frankfurt besuche? Das hieße, mein Glück bezahlen, und ich hasse das Bezahlen, das Schönste ist nicht mehr schön, wenn man es erkaufen muß. Lieber warte ich noch länger, bis ich Sie in einer bessern Gegend sehe. Das fällt mir auch nicht schwer, mit dieser Natur bin ich geboren. Da ich ein Kind war, wurden mir beim Frühstücke die Stückchen Zucker zu zwei Tassen Kaffee zugezählt, und da habe ich die erste Tasse immer bitter getrunken und allen Zucker in die zweite Tasse geworfen. Das ist das große traurige Geheimnis des Lebens. Frühling, und kein Geld! Ich möchte rasend werden. Ich darf gar nicht mehr zum Tore hinaus, die ganze Natur neckt sich mit mir, Sonne und Schatten, Berg, Tal, Nähe und Ferne, alles

foppt mich, jeder Vogel zwitschert mir zu: „Glückliche Reise, lieber Herr Doktor, es ist recht vernünftig von Ihnen, daß Sie das schöne Wetter benutzen, Sie haben ja schon längst nach der Schweiz gewollt. Nun, Sie haben einen guten Schritt, bis übermorgen abend sind Sie in Schaffhausen. Auf Wiedersehen, lieber Herr Doktor.“ Da hat mir ein trockner Freund, der von Genf gekommen, von dieser Herrlichkeit erzählt, und ich habe noch meine Farben hinzugetan. Welch ein See! Das schönste Auge der Erde. Die feinen Sitten der Städter, das Chamonixtal, der Montblanc, Ferney mit Voltaires Zimmer! Wüßte ich nur mit Nachschlüsseln umzugehen, ich wollte bald in Genf sein. Aber vielleicht erleben Sie noch, daß ich gehängt werde. Und ich sage es Ihnen vorher, das dürfen Sie sich nicht etwa zur Schande rechnen. Am Fuße des Galgens werde ich eine ergreifende Rede halten. Ich werde sagen: „Ihr Halunken lästert mich. Warum, was habe ich getan? Hätte ich Geld gestohlen, um mich vor Hungertod zu schützen, nicht wahr, das hättet ihr nicht getadelt? Aber ich habe noch einen andern Hunger wie ihr, mein Herz hungert auch, mein Auge will auch trinken, diese mußte ich beim Leben erhalten. Ihr andern dort weint, warum bedauert ihr mich? Ich habe Rom gesehen, ich habe auf dem Rigi Himmelsluft eingesogen und im alten Syrakus, an der Säule des Jupitertempels gelehnt, herrlichen Wein getrunken. Ihr Philister aber seid auf dem Sandweg nach Bornheim geschlichen und habt dort niederträchtiges Zeug getrunken und müßt doch sterben wie ich, nur miserabler an der Wassersucht. Munter die Leiter hinauf, in einigen Minuten bin ich bei Gott, und mit diesem will ich schon reden, daß er seine Welt anders mache ...“ Aber das geschieht mir gewiß noch und bald, daß ich, Ränzchen auf dem Rücken und Stock in der Hand, fortlaufe, mit wenigen Gulden in der Tasche, mag es gehen wie es will, und bis Venedig. Habe

ich darum Tag und Nacht studiert, mir die Augen blind gelesen, die Finger steif geschrieben, daß ich wie jeder Dummkopf Geld soll brauchen, um zu reisen? Mitnichten, meine Dame.
Was wollen Sie nur mit Ihrem Peter Schlund? Das wäre ein Meisterstück? Wollen Sie mich zum besten haben? Seitdem ich es der Huber geschickt, habe ich keine ruhige Nacht. Läßt sie es drucken, werde ich von der Welt ausgelacht, läßt sie es nicht drucken, von ihr und doch von der Welt, denn sie erzählt es gewiß in ganz Stuttgart, was ich da für abgeschmacktes Zeug geschrieben. Ist es denn wirklich Ihr Ernst mit dem Meisterstück? Haben Sie es denn sonst jemanden zu lesen gegeben, und hat man gesagt, das könne gefallen? Ich bin darüber in der größten Unruhe.
Der Kaulla ist freilich verheiratet und hat mehr Kinder als Verstand. Ich werde ihm kein Schreiben an Sie mitgeben, und Sie verlieren nichts dabei. – Ich habe recht gut verstanden, was S. mit dem „Königsauge" hat sagen wollen; ich habe nur einigen Spaß machen wollen. Aber Sie haben mich nicht verstanden, wenn Sie glauben, ich hätte Sie eine alte Frau genannt. Sie haben Ansehen, Liebenswürdigkeit, Verstand und Orthographie eines 18jährigen Mädchens. Wenn ich bei einer alten Frau wohne, wird mir darum lebendiger Ihr Bild vorschweben als bei einer jungen, weil diese letztere, wegen der Ähnlichkeit mit Ihnen, leicht ihr eignes Bild an die Stelle des Ihrigen setzen kann – so habe ich es gemeint. Das war ein schwerer Satz! Lieber Gott, man muß sich helfen, so gut man kann.
Die *Neckarzeitung* kann ich Ihnen jetzt noch nicht schikken; denn ich brauche sie, um meine Rechnung zu machen. Ich denke doch, daß Sie meine Miszellen aus der „Harmonie" zu lesen bekommen? Es täte mir sehr leid, wenn das nicht geschähe.

Noch zu keiner Zeit habe ich so wenig an Sie gedacht als im verflossenen Monate. Wenn Sie die Ursache erraten, gebe ich Ihnen einen Kuß. – Meine *Wage* setzt Ihre Zunge gewaltig in Bewegung; das ist natürlich, denn Sie sind die Zunge meiner *Wage*. Sie werden aber bestimmt noch toll darüber. Das wäre gerechte Wiedervergeltung, denn Sie haben mich auch toll gemacht. Was hilft alle das Reden! Geld ist die Hauptsache. Ich habe wieder so eine unwiderstehliche Lust zu reisen, daß es mir gelingen wird, wie immer in solchen äußersten Fällen, das Geld aufzutreiben, und bald erhalten Sie Briefe von den Alpen. Dabei habe ich mir fest vorgenommen, den ganzen Weg zu Fuß zu machen und alles genau zu beschreiben – und noch etwas. Wo von lauen Frühlingswinden niederschmelzen Gletschers Rinden, muß ich eine Mimli finden, mich mit Rosen anzubinden, sie mit Myrten zu umwinden– eine Mimli muß ich finden, sollt' ich suchen zum Erblinden . . . *Winden, Rinden, finden, binden, Winden, erblinden* – ganz richtig.

Dr. Börne, geb. Wage.

80.

Nr. 52 *Stuttgart, den 6. März 1822*

Liebe, junge Frau. Ich glaube, der Teufel verzeiht es eher, wenn man ihn einen ehrlichen Mann, als selbst ein Engel von Weib, wenn man es eine alte Frau nennt. Von diesem Anfalle von Grobheit werde ich mich nur schwer erholen, das fühle ich. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als daß ich nach Frankfurt eile und zu Ihren Füßen meine Verzeihung erflehe. Darf ich das, liebe junge Frau? Aber Sie können auch unhöflich sein und rauh – wie die Schale einer Ananas. Was einem Frauenzimmer Schönheit und Jugend, das ist einem Manne der Verstand. Was berechtigt Sie, mich für so dumm zu halten,

daß Sie glauben, ich brauche zwei Tage, einen vernünftigen Brief zu schreiben? Und das müssen Sie doch wohl glauben, weil Sie mir schrieben, ich solle mich mit der Antwort nicht übereilen. Sie haben den *herz*haften Entschluß gefaßt, nach Berlin zu gehen – hier folgt meine *herz*liche Meinung. (Das soll Witz sein!) Die *Herz* ist zwar ganz, wie sie Ihnen scheint: klar, fest, sicher, einfach, gutmütig, verständig, aber sie ist noch mehr, und dieses Mehr wird Ihnen nicht zusagen. Sie ist eine Frau der Welt, nicht bloß im genitiven, sondern auch im dativen Sinne. Solche Frauen kennen Sie nur aus Büchern. und wenn Sie sie auch verurteilten, mochten Sie sich doch begnügt haben, über ihre Zwanglosigkeit zu lächlen. Denn in Büchern verlieren die Charaktere, seien sie auch mit der größten Treue gezeichnet, ihre häßlichen Züge – als eine schöne Folge der Kunst, wie auch an den getroffensten Bildnissen keine Pockennarben erscheinen. Träten Sie aber den Urbildern nahe, würden Sie Ihre holde Natur nicht bezwingen können, und Sie würden sich unbehaglich fühlen. Wäre die Herz noch jung wie Sie (sehr fein), würden Sie sich, trotz dem Angedeuteten, mit ihr befreunden können; denn sie hat unendlich viel Anstand, und die Jugend, weil sie Zeit hat, hat auch Geduld, und sie vermag es über sich, die Stunde des Geheimnisses abzuwarten. Aber die Herz steht jetzt in den Jahren, wo man die Gelegenheit nicht mehr nachzieht, sondern wo man ihr folgt, wo man keine Zeit mehr zu verlieren hat – und warum sollte sie sich so ein unerfahrenes Ausrufungszeichen wie Sie in den Weg stellen? Wie sie Ihnen eine zu leichte, so wären Sie ihr eine zu lästige Gesellschafterin. Sie kann das Bedürfnis einer häuslichen Freundschaft nicht haben; denn sie hat eine so unzähliche Menge von *wahren* Freunden, daß sie ihr Haus nicht fassen kann. Im Sommer könnten Sie am wenigsten mit ihr zusammen sein, denn da ist sie nie in

Berlin, sondern lebt in irgendeiner Gegend bei guten Freunden (gewöhnlich auf der Insel Rügen), wohin sie doch wahrscheinlich keine Gäste mitbringen kann. Ist es denn gar nicht zu machen, daß Sie aufs Grathe (grade) Wohl nach Berlin reisten, dort würde sich sehr bald ein Haus für Sie finden. Die Varnhagen z. B. könnte sich dazu entschließen, Sie aufzunehmen, aber natürlich müßte sie Sie erst kennenlernen. Guter Gott, was werden Sie nur machen? Ich bin ganz in Verzweiflung. Freilich wäre es Ihnen zu kostspielig, eines der Mädchen mitzunehmen. Aber die Jette oder Jettchen Worms? Wenn Sie den Eltern vorstellten, in der Fremde machten sich leichter Bekanntschaften, die zu einer Heirat führten? [.....] und das mit, würde W. oder R. bestimmen, Ihnen die Tochter zur Gesellschafterin zu geben. Sie könnten dann hierher (wenn meine Gegenwart hindert, würde ich Stuttgart auf einige Zeit verlassen) oder nach der Schweiz oder nach Karlsruhe, welches ein sehr angenehmer Aufenthalt ist. Robert daselbst steht im Begriffe zu heiraten. Seine Braut ist eine geschiedene Ehefrau, die mit ihrem vorigen Manne unglücklich gelebt [.....] Karlsruhe ist nur eine Tagesreise von hier. Überlegen Sie. Der April ist bald da, und dann folgt der Mai [...] Ihre törichte Hoffnungen von der Wiener Lotterie machen mir den größten Kummer. Heute ist der Tag, der sie vereitelt, und Sie haben sicher Verdruß darüber. Aber gewiß schreiben Sie mir gleich, wenn Sie ja gewonnen haben sollten, und dann habe ich übermorgen einen Brief von Ihnen.

Mit den 100 Gulden, die ich erwarte, werde ich mich hüten, eine Reise zu unternehmen, die reichten nicht hin. Übrigens brauche ich sie hier. Ich habe aber einen andern Plan, und die Faulheit selbst kann ihn ausführen. Ich will nämlich aus meinen Aphorismen in der *Neckarzeitung*, in der *Wage*, in den *Zeitschwingen* und wo sonst welche stehen, ein Bändchen machen, und dieses, mit

neuen vermehrt (ich mache solche Sachen schnell), als ein Taschenbuch herausgeben. Ich will heute noch mit einem Buchhändler sprechen, das bringt mir vielleicht Geld ein, Beifall gewiß. Einzeln, wie sie erschienen, und ohne meinen Namen, entgingen sie der Aufmerksamkeit, in einer Sammlung würden sie gewiß gefallen. Dazu brauche ich nun wieder Ihre Hülfe, aber ich habe kaum den Mut, Ihnen meine sieben Bitten vorzutragen. Sie werden denken: wieder vergebene Mühe, es wird so wenig daraus als aus dem frühern Almanach. Mir sind nötig: 1. Ein vollständiges Exemplar der *Wage*, welches Sie von meinem Bruder können holen lassen. 2. Die *Zeitschwingen*, aber diese woher? denn Ihr eignes Exemplar mit der Dedikation dürfen Sie sich durchaus nicht entäußern. 3. Haben Sie wahrscheinlich noch allerlei geschriebene Kleinigkeiten, woraus sich Aphorismen bilden lassen. Wären Sie wohl so unaussprechlich gütig, meine Briefe (mit Ausnahme der Rheinischen und der aus Paris, die ich schon besitze) *durchzulesen* und *auszuziehen*, was als Sentenz usw. für sich bestehen kann? Wenn es auch nur eine Andeutung ist, ich kann das ausführen. Was sagen Sie zu diesem Märzplänchen? Finde ich einen Verleger, dann lasse ich gleich zu drucken anfangen.

Die 100 Gulden, mein Schatz (das sind Sie, auch im ursprünglichen Sinne des Wortes), schicken Sie mir sobald als möglich. Ich lege die Quittung bei. Mit meinen Neckarleuten bin ich sehr zufrieden. Denn ob ich zwar gemeint war, für 50 fl. monatlich einen ganzen Bogen zu schreiben, so waren sie doch so liberal, mein eingeschicktes Manuskript im verflossenen Monate nicht aufzubrauchen, sondern nur etwa ²/₃ Bogen drucken zu lassen, und dafür haben sie mir soeben 50 fl. geschickt, welche ich mit großem Vergnügen betrachte; denn mein Vermögen war an diesen Morgen 8 Uhr bis zu 1 fl. 11 kr. herabgeschmolzen. Folgen meiner Wohltätigkeit gegen Witwen

und Waisen! Jetzt sagen Sie aber noch einmal, daß ich faul wäre! Ich habe in weniger als 7 Monaten 75 Gulden verdient. Diesen Mittag will ich aber recht saufen. Adieu, liebe junge Frau. Liebe mich, wie ich Dich.

Dr. Börne, geb. Wage.

Beinahe hätte ich *geb. Wohl* unter der Quittung geschrieben.

81.

Nr. 53 *Stuttgart, den 11. März 1822*

Da hören Sie nun selbst – auch die Herz wundert sich, daß wir uns noch nicht geheiratet. Wer wundert sich nicht? Der Hof, die Stadt, ganz Deutschland wundert sich, und so weit mein Name reicht, reicht auch die Lästerung. Denn Sie haben mich um meinen guten Ruf gebracht. Die besten Heiraten habe ich Ihrentwegen ausgeschlagen, und jetzt verhöhnt man mich, daß Sie mich haben sitzen lassen. Aber sobald der Frühling kömmt, gehe ich an den Unkenteich und begrabe meine Leiden; dann werden nur noch Frösche dieses betrogene Herz zernagen. O, ihr armen, schwachen Geschöpfe, flieht die Schmeichelei, laßt euch mein Unglück zur Warnung dienen!

Genug geweint, jetzt von Geschäften. Sagen Sie doch dem Moritz Getz und den übrigen Schlingels, die Geld gewonnen, sie sollten mir etwas davon leihen. Die Ziffer sind etwas undeutlich, hat der Getz 142000 fl. gewonnen? Und Sie sind leer ausgegangen? Ach, welch eine Welt! Aber es muß anders werden. Liebes Kind, es ist nicht so, wie Sie meinen; die Herz würde den Vorschlag, mit Ihnen diesen Sommer zu reisen, *nicht* annehmen. Ich habe Ihnen ja den Grund schon gesagt. Da die Herz den schönsten Teil der Welt schon gesehen hat, so kann sie diejenige Reiselust nicht mehr haben, die aus Neugierde

entspringt. Auch eine weitere Reise im Sommer würde sie nur als eine Landpartie wünschen, und, wie bemerkt, hat sie überall in Deutschland Freunde, wo sie *unentgeltlich* aufgenommen wird und daher keine Gäste mitbringen kann. Da nun dieser Ihr Plan unausführbar ist, bin ich allerdings besorgt, was mit Ihnen werden wird. Ihr wiederholter Spruch: „das wird sich alle schon machen" beruhigt mich nicht. Ich fürchte nicht die äußern Hindernisse, sondern die *in* Ihnen. Ich kenne Sie. Sie werden sich nur mit Schmerz von der G. losreißen, und kommen nun noch einige äußere Hindernisse, die nicht fehlen werden, dazu, so lassen Sie sich von Ihrem Herzen überreden, in Frankfurt zu bleiben. Sie haben ja nur noch einige Wochen Zeit; über Ihren Entschluß also und die Art seiner Ausführung müssen Sie jetzt schon im reinen sein. Warum erklären Sie sich nicht deutlich gegen mich? Warum weichen Sie immer aus? Schreiben Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe ausführlich darüber, ob Sie, wenn sich nicht Besseres findet, nach Hamburg gehen wollen und mit wem, und wie Sie Ihre Einrichtung treffen werden.

Wenn ich auch den Almanach unternehme, so würde doch die *Wage* früher erscheinen können, denn bis der Almanach gedruckt ist, darüber mögen 4—6 Monate verfließen. Ihr eignes Exemplar der *Zeitschwingen* sollen Sie mir auf keine Weise schicken, denn allerdings ginge es zugrunde, wenn ich es zu genanntem Zwecke benutzen wollte. Ist es Ihnen nicht möglich, ein anderes Exemplar zu bekommen, so lassen Sie anliegendes Zettelchen Herrn Willmanns bringen. Der darf aber natürlich nicht wissen, wozu ich es brauche. Übrigens bin ich allerdings berechtigt, zerstreute kleine Sätze zu sammeln, denn das schadet keinem. Der *Eßkünstler* ist jetzt im *Morgenbl.* abgedruckt. Meinen Bekannten hier gefällt es sehr. Einige Reden werden sprichwörtlich. Einige hiesige Eßkünstler

werden geneckt, ich hätte sie kopiert, ob ich zwar, wie Sie wissen, einen fremden Reisenden vor Augen hatte. Sagen Sie mir, was man in Frankfurt davon urteilt.

Von meiner Schwester in München habe ich gestern einen Brief erhalten. Sie meldet mir: einer des Judenvorstandes habe zu ihr geschickt und sie fragen lassen, wo ich mich jetzt aufhalte und ob ich wohl geneigt wäre, auf einige Zeit nach München zu kommen, um die jüdischen Angelegenheiten dort zu betreiben? Sie habe geantwortet: sie wisse nicht, ob mir das meine Geschäfte erlaubten, doch würde ich auf keine Weise kommen, wenn ich nicht vorher wüßte, was ich zur Bezahlung erhielte. Und da meint sie, wenn man mir schriebe, sollte ich nicht weniger als 2000 fl. fordern! Aber die Herren werden sich wohl bedacht haben, denn sie haben mir bis jetzt nicht geschrieben.

Gestern habe ich mir einen Zettel genommen, zu einem Schimmelchen, das ausgespielt wird. Es ist nicht größer als ich. Zu gleicher Zeit habe ich zwei Lose zu einer Damenuhr mit goldner Kette gekauft, die auch ausgespielt wird. Wenn das Schicksal nur ein wenig Humor hat, läßt es mich das Pferdchen und das Ührchen gewinnen, und dann setze ich mich auf das Pferdchen und reite nach Frankfurt und bringe meinem Liebchen das Ührchen. Wie schön wäre das! Wenn Sie nur schon einmal abgereist wären. Denn das mögen Sie erwarten — aus dem ersten grünen Wald an Ihrem Wege springt ein Räuber hervor, öffnet den Schlag und ruft: ein Kuß oder das Leben! Und dieser Räuber werde ich sein.

Von Dr. Weil habe ich einen poetischen Brief erhalten, mit Komplimenten wegen meiner Miszellen in der *Neckarzeitung*. Er schreibt mir: „es täte einem Leser wohl, in den wüsten Steppen der politischen Blätter unvermutet auf *blühende Oase* zu stoßen“. Ich will Schawes durchaus machen!

Meine Mutter war nicht hier, und aus meinem Prellplänchen ist nichts geworden. Ist mein Vater auch nur einen halben Tag in Mailand geblieben, und warum so kurz? – Warum schreiben Sie mir kein Wörtchen von Ochs? Wird dort nicht mehr an mich gedacht? – Mein Zuckerpüppchen, mein Engel, haben Sie denn gar keine Sehnsucht nach mir? – Könnten wir denn nicht in Heidelberg zusammentreffen? Würde Sie Ihre Schwester nicht auf eine solche Reise begleiten? – Es will mir gar nicht in den Kopf hinein, daß Sie wirklich entschlossen sein sollten, von Frankfurt wegzugehen, und dennoch immer noch nicht wissen, wohin und auf welche Art. Wenn Frauenzimmer eine Lustreise wenige Meilen weit vorhaben, werden Monate vorher die Zubereitungen gemacht, und Sie wollen eine weite Reise machen und haben noch nichts eingerichtet, ob Ihnen zwar nur noch einige Wochen bleiben? Ich traue der Festigkeit Ihres Vorsatzes nicht. Die Messe beginnt ja schon in 14 Tagen. Wenn Sie nach Hamburg wollen, müßte Sie ja von dort einer abholen. Haben Sie auf das, was ich von Jettchen Worms gesagt, kein Gewicht gelegt? Schreiben Sie mir ja nächstens alle Ihre wechselnden Gedanken, damit ich ruhig werde. [.....] Wären Sie nur erst in frischer Luft, dann käme Ihnen auch frischer Mut.

Grüßen Sie Ihre Schwester, Ihren Schwager und den Wilhelm herzlich von mir und sage[!] Sie, ich wette immer noch auf Krieg. Seit 8 Tagen lasse ich mir einen Schnurrbart wachsen, er ist schon ziemlich weit und greulich anzusehen. Ich werde meine Räuberrolle zum Erschrecken spielen. B. g. W.

82.

Nr. 54 *Stuttgart, d. 16. März 1822*

Das war einmal ein vernünftiger Brief. Und was mich ganz glücklich gemacht hat, ist, daß ich zu Ihnen kom-

men darf, sobald ich will. Liebe Frau Wohl, ich werde so frei sein, von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen. Aber Sie sind ja ein weiblicher Napoleon, in welche Länder Sie nicht alle ziehen, welche Länder Sie nicht alle erobern wollen; denn wo Sie sich auch hinwenden, da werden Sie die Völker unterjochen – zwar nur ihre Herzen. Wir beide wollen einmal recht die Welt tyrannisieren, Sie die männliche und ich die weibliche. Wir wollen es so arg treiben, daß man uns nach Helena schickt. Das Entsetzen soll vor uns herwandeln; überall, wo wir erscheinen, wird man das Angstgeschrei hören: „Fliehet ihr Jünglinge, verbirgt euch, ihr Mädchen, dort nahen die Wüteriche von Frankfurt.“ Aber verdient es auch Hamburg, daß wir es unglücklich machen, wollen wir nicht lieber die stillen Täler der Schweiz mit Tränen überschwemmen? Hamburg! Ach, sobald ich nur daran denke, bekomme ich einen Pfeffergeschmack im Munde, und nichts als Kaffeebohnen, Zuckerhüte und Kalikos schweben mir vor den Augen. Ist es nicht ein herzzerreißender Anblick, unter Menschen zu leben, die auf der Folter des Eigennutzes gespannt sind? Kaufleute und Bergwerker arbeiten unter der Erde, ich möchte nicht bei ihnen wohnen. Und die Lüneburger Heide? Für mich zwar ein Fegfeuer, wodurch ich ins Paradies komme, aber für Sie, die Sie keine Seligkeit in Hamburg finden, da Sie sich selbst erst mitbringen? Lieber lassen Sie sich vom ersten besten Lieutenant entführen, als daß Sie nach Hamburg gehen. Lassen Sie uns einmal Ihre andern Pläne besprechen. *Meckel:* Ich finde das nicht so unausführbar. Auch sind Sie mit diesen Leuten durch mich verwandt, und nahe genug. Sie sind die letzte Frau meines Herzens, und Meckels Schwester war eine der ersten, in die ich, da ich in Halle studierte, verliebt war. Sie hieß *Pauline* und war ein allerliebstes Stumpfnäschen. Diese Ihre Ansprüche müssen Sie durch Stiebel geltend machen

lassen. *Bentzel-Sternau:* Das ginge auch, wenn Sie nur die Sache ohne Schüchternheit angreifen wollten. Dr. G. müßte zuvor den Bentzel schriftlich, oder besser mündlich, von Ihrer Persönlichkeit unterrichten und dann mit Ihnen zu ihm hinausfahren. *Rothschild:* Ist sie denn noch in Paris? Aber mein Gott, wenn Sie nur ernstlich wollten, die würde Sie ja mit dem größten Vergnügen zu sich nehmen. In *Baden-Baden* (Sie meinen doch wahrscheinlich das Badische Land, und nicht den Bade-Ort, der eigentlich so heißt) ist es wohlfeil leben, das weiß ich. Sie haben mir nicht geantwortet, ob ich mit *Robert* in Karlsruhe darüber unterhandeln soll. Wenn Sie wollen, will ich selbst nach Karlsruhe reisen und das mit ihm überlegen.

Das wegen des Almanachs haben Sie nicht recht verstanden, was mich gar nicht wundert, da Sie so lange von mir getrennt sind. Bis das Büchelchen *fertig gedruckt* ist, mögen 4—6 Monate vorübergehen, denn in Deutschland druckt man langsam; aber damit steht nicht im Widerspruche, daß, wie ich gesagt, der Druck sogleich beginnen könne. Der Buchhändler, mit dem ich gesprochen, ist nicht abgeneigt, den Verlag zu übernehmen, auf das Nähere aber sind wir noch nicht eingegangen. Auf die ironischen Reden, die Sie über meine *Wage* führen, antworte ich Ihnen gar nicht, eine Person wie Sie kann mich durchaus nicht beleidigen, weil ich Sie viel zu sehr verachte.

Lieber Engel und teurer Schatz! Hülfe! Rettung! Tue Deinem Nächsten, wie Du willst, daß Dir geschehe. Das Glück ist rund; heute mir, morgen Dir. Ich bin in großer Not wegen Geld! Wenn ich nicht spätestens bis zum 24. März, wo ich Zahlungen zu machen habe, die 100 fl. erhalte, komme ich in den Schuldturm. Aber ich gehe nicht hinein, lieber erhänge ich mich. Oder ich plündere und ermorde meinen Sohn, und dann wird das ein 24ster März, wie es schon einen 24sten Februar gibt, und die

Leute machen eine miserabele Schicksalstragödie aus mir. Hülfe! Rettung! In der Not lernt man seine Freunde kennen.
Heute ziehe ich in eine andere Wohnung, zu – Ottenheims. Ich bin 14 Tage herumgelaufen, um mir ein schönes Logis mit einer garstigen Frau zu suchen; ich habe garstige alte Weiber genug gefunden, aber keine schöne Wohnungen, und da blieb mir nichts anders übrig. Wenn Sie etwas zittern wegen meiner Treue, das wäre mir schon recht; denn Sie würden dann eilen, von Frankfurt wegzukommen, um mich aus der Nähe dieses gefährlichen Mädchens zu bringen. Ihre Nebenbuhlerin heißt Karoline, aber sie ist nur eine Nebensonne. Was kann mich auch *eine* Karoline helfen! Ja, wenn es tausend Karoline wären, das machte eilftausend Gulden ohne die Agio! Also meine Adresse: Herrn Dr. Börne, geb. Wohl, in Stuttgart, *Königsstraße bei Herrn Ottenheimer.* – Geld! Hülfe! Rettung!
Mein guter Freund Dr. Schorn, Künstler und Kunstgelehrter, Herausgeber des *Kunstblattes* (welches das *Morgenbl.* begleitet) reist diesen Sommer nach Italien auf ein Jahr. Ihm zugesellen wird sich Professor Müller aus Göttingen, Philolog und Altertumsforscher. Wie nützlich und angenehm könnte ich in solcher Gesellschaft reisen! Ich muß mir's aus dem Kopf schlagen. Tralla la la la! – Daß man mich für sehr fleißig hält, ist sehr natürlich, weil ich viel zu Hause bin. – Meine neuen Wirte werden mir Stoff zu allerlei humoristischen und sentimentalen Bemerkungen geben. Habe schon einiges abgesehen und gehört. Bekannt bin ich noch nicht viel mit ihnen, denn seitdem ich hier bin, habe ich sie erst 2 Male auf eine Viertelstunde besucht.



Wandrer steh und weine!
Diese schlotterden Gebeine
Sind dem Verfasser der *Wage.*
Nicht Krankheit noch Liebesplage,
Nur zeitiger Mangel an Geld
Führten mich aus dieser Welt.
Hätt' man mir 100 fl. gegeben,
Wär' ich heute noch am Leben.

83.

Nr. 55 *Stuttgart, den 20. März 1822*

Mein Weibchen, Du wirst mit jedem Tage goldner und wonniger. Du bist die wahrhafte Elise oder das Weib, wie es sein sollte *. Nach Baden – da ist der Weg des Heils! Dort ist die herrlichste Gegend, der besuchteste Bade-Ort und gar nicht teuer. Aber auf den Hauptvorteil muß ich Sie erst aufmerksam machen. Dort ist der Zusammenfluß von Stuttgart, Karlsruhe, Straßburg, München, dem ganzen südlichen Deutschland, der Schweiz, dem östlichen Frankreich – wie leicht macht man nicht Bekanntschaften, wie leicht findet sich da für Sie, was wir suchen. Der eigentliche Badelärm beginnt zwar erst mit dem Juli, aber auch schon im Mai kommen Gäste hin. Wie schön

* 1795 erschienener Roman von Wilhelmine Karoline v. Wobeser.

können wir da leben! Das Geld für mich? das wird sich schon finden. Ich werde bis dahin für Cotta noch allerlei arbeiten, und dann streckt er mir schon eine Summe vor. Oder ich schließe unterdessen einen Vertrag wegen des Almanachs ab. Was übrigens meinen hiesigen Unterhalt betrifft, seien Sie außer Sorge. Da ich von der *Neckarzeitung* monatlich 50 fl. bekomme, habe ich bis zum Juni, wo ich wieder ein Quartal einnehme, 250 fl., womit ich ausreiche. Von den 100 fl., die Sie mir jetzt geschickt, habe ich vor dem 1sten April gar nichts, und da auch nur einige und zwanzig Gulden für meine Wirtshausrechnung zu bezahlen. Ich habe nur aus Vorsorge so dringend getan. Aber mit den Auszügen der Briefe, liebster Engel, eilen Sie, soviel wie möglich. Denn der Buchhändler will eine Probe haben von den *neuen*, noch nicht gedruckten Gedanken. Haben Sie die Auszüge auf Postpapier schreiben lassen, können Sie mir dieselben mit der Briefpost schicken; würde aber das Päcktchen zu dick und daher zu kostspielig, wäre es auf die fahrende Post zu legen. Ich werde Ihnen weiter unten einige Bücher angeben, die dazu dienen können, das Paket erforderlich schwer zu machen.

Um des Himmels willen, schlagen Sie sich jetzt Hamburg ganz aus dem Sinne, bleiben Sie fest bei Baden. Denken Sie nur, wenn ich armer Teufel nach Hamburg müßte! Wenigstens 9 Tage und so viele Nächte brauchte von hier aus der Postwagen dazu. Und nach Heidelberg ging ich zu Fuße als singender Student, durch lauter Gärten. Im Schloßgarten, am Fuße des eingestürzten Turmes, würde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen ewige Treue zu schwören. Ich würde sagen: ein Turm kann brechen, aber meine Treue nicht. Um Gottes willen nicht nach Hamburg, ich wäre sehr unglücklich.

Am vorigen Sonntag habe ich bei Cotta zu Mittag gegessen. Vom „Eßkünstler" sagte er, das wäre „ganz

exzellent", und die Frau des jungen Cotta sagte, sie wäre „ganz entzückt" davon gewesen. Sie reisen auch nach Baden. Was wollte ich dort ein interessantes *Tagebuch* führen, ein Roman müßte daraus werden! Seien Sie nur nicht besorgt, es möchte wieder so gehen wie am Rhein. Ich bin seit meiner Entfernung von Ihnen erstaunlich liebenswürdig geworden; in Ihrer Nähe kann ja keiner aufkommen. Ich kann lächlen wie ein Kammerherr. Und so lieb bin ich Ihnen, es ist unaussprechlich. Und wenn wir uns auch zuweilen zanken, das ist ja gebräuchlich unter Liebenden, das ist Pfeffer in den Salat. Aber die Eifersucht müssen Sie sich in Baden abgewöhnen, denn ich sage Ihnen, die Weiber hängen sich an mich wie fliegender Sommer. – Könnten Sie mir den Aufsatz in der *Iris*: „*Dioptrik*" (über die Hüte) nicht schicken? Wenn Sie in meinem Namen das Blatt von Wenner fordern lassen, gibt er es Ihnen wohl.
Abscheulicher Spitzbub, alles habe ich erfahren. Sie waren neulich bei Ihrer Schwester Schnapper, und da war die Ottenheimer auch, und da wurde viel von mir gesprochen. Wahrscheinlich haben Sie das arme Mädchen ausgeforscht. Haben Sie etwas Schlimmes erfahren? Sie hat es Ihrer Mutter hierher geschrieben, mit dem Auftrage, es mir zu erzählen, daß Madame Wohl auch dagewesen, „denn Herr Dr. Börne interessiert sich sehr für gewisse Leute". Sie sind in aller Leute Mund, schämen Sie sich!
Jetzt den wichtigen Punkt von meiner Garderobe. Ich kann es nicht länger aufschieben, mir neue Kleider machen zu lassen. [– – –]. – Bitten Sie den Samuel, anliegendes Zettelchen dem Buchhändler Sauerländer zu bringen, und ferner aus meiner Frankfurter Bibliothek sich zu holen: *Nitsch, Mythologisches Wörterbuch,* 1ster Band. (In halb Franzband, neu.) Er muß es aber selbst suchen, denn mein Bruder wird sich nicht die Mühe ge-

ben. Haben Sie diese Bücher beisammen, dann schicken Sie mir dieselben nebst den Briefauszügen.
Noch einmal, bleiben Sie bei Baden fest stehen, lassen Sie sich durch nichts davon abwendig machen. Ich habe dabei große und mannigfaltige Zwecke — politische, literarische, romantische, pekuniäre. Einige Monate an einem Badeorte zugebracht, würde mich in viele nützliche und angenehme Verhältnisse bringen. Aber Sie müßten gegenwärtig sein, damit es mir an keinem Sporn fehle. Ich sehe für Sie durchaus kein Hindernis bei der Sache. Welches der Mädchen würden Sie mitnehmen?
Es wundert mich gar nicht, daß S. so viel Glück in Berlin macht. Wenn kömmt er zurück? Reisen Sie im Mai erst ab, dann treffen Sie ihn noch in Frankfurt. Besser, Sie vermieden das. Ich traue Ihrer Entschlossenheit nicht. — Das Paket mit Geld und allem erhalte ich soeben. — Den Plan mit Meckel brauchen Sie wegen Baden nicht aufzugeben. Der Weg nach Bern führt über Baden, wenigstens nah vorbei. Von Bern nach Baden ist auch nicht weit. Fassen Sie bald Ihren Entschluß, damit ich mich darnach einrichten kann. Adieu, Liebe.

Dr. Börne, geb. Wohl.

84.

Nr. 56 *Stuttgart, den 24. März 1822*

Mein liebes Stiefmütterchen kann das Keifen nicht lassen, — den ganzen schönen Morgen habe ich geweint. Sie sollten wenigstens mein Christentum schonen und nicht an Sonntagen mit mir zanken. Lassen Sie mich alle Woche einmal ausruhen, denn „auch deines Viehes sollst du dich erbarmen“, sagt die Heilige Schrift. Sie sind die furchtbare Göttin der *Wage*, die unerbittliche Nemesis. O, du schreckliche Tochter der Nacht, werde ich dich nie versöhnen können? Aber Geduld! Sind wir nur erst in

Bern, da ändere ich die Sprache, da mach' ich den *Herrn*! – Bern ist doch besser als Baden, wenigstens fürs erste. Wenn die Meckel nach Frankfurt kömmt, müssen Sie nicht gleich in der Art mit ihr unterhandeln, als wollten Sie den Sommer über bei ihr im Hause wohnen, – hat sie Sie erst näher kennengelernt, dann wird sie sich das zum Glücke rechnen. Sondern Sie reden anfänglich nur davon, daß Sie in ihrer Gesellschaft die Reise machen wollen, das übrige findet sich dann von selbst.

Sie sind rein toll mit Ihrem Sauerländischen Plan. Gewiß sind Sie es geworden aus Sehnsucht nach mir, das Herz ist Ihnen in den Kopf gestiegen. Warum verschwiegen Sie Ihren Gram? Guter Gott, warum behandeln Sie meine Schulden mit solcher Wichtigkeit? Ihr Handelsleute in Frankfurt seht das für etwas Schimpfliches an. Die meisten Gelehrten haben Schulden. Erst neulich sagte mir Cotta, Friedrich Schlegel wäre ihm mehrere tausend Gulden schuldig, die er sich auf seine herauszugebenden sämtlichen Werke habe vorschießen lassen. Und hintendrein hat er seine Werke einem andern Buchhändler verkauft, so daß C. keinen Kreuzer zurückerhält. Von einem andern hiesigen Schriftsteller sagte er mir das nämliche, und beides nur gelegentlich, er wollte damit keinen Tadel verbinden. Ja, ich möchte fast denken, er habe mir diese Dinge erzählt, um mich aufzumuntern, daß ich auf die Schuld, in der ich gegen ihn stehe, keine Bedeutung lege.

Die Briefauszüge sehe ich als Stoffe zu weiterer Bearbeitung an, also weit entfernt, sie durch Ausstreichen zu vermindern, gedenke ich sie durch Zusätze eher anzuschwellen. – Vor vielen Jahren (1811 oder 1812) erschien in Frankfurt ein Blatt unter dem Namen der *Gemeinnützliche*, herausgegeben von Pfarrer *Friedrich*. Ein oder zwei Blätter dieser Schrift enthalten Aphorismen unterzeichnet Dr. Baruch. Wären diese Blätter wohl aufzutreiben? Auch

in der Zeitung, die Dr. Stiefel geschrieben, stehen einige Kleinigkeiten von mir. Er hat Ihnen ja versprochen, sie herbeizuschaffen. Gedanken, Gedanken treiben Sie mir auf. Ich brauche zwölf große Druckbogen Gedanken, welche etwa zwanzig Almanachsbogen ausmachen werden. Dafür werde ich 60 Karolin fordern. Wenn ich sie nur schon hätte! – Aber wissen Sie, daß ich ganz im Ernste ärgerlich bin über Ihr ewiges Brummen? Sie schreiben mir: Sie hätten nicht nötig, die Ottenheimer auszuhorchen, Sie wüßten genug von mir, und mehr, als Ihnen lieb sei. Was wissen Sie denn von mir? Erklären Sie sich doch näher. Was habe ich getan? Warum sind Sie niemals mit mir zufrieden? Wenn Sie mich liebhätten, wären Ihnen sogar meine Fehler lieb. Es kann recht leicht sein, daß Sie ein wahrer Teufel sind, ich merke das aber gar nicht. Die Hoffnung, Sie nach so langer Zeit bald wiederzusehn, ist mein schönster Frühling, aber Sie sind der April dieses Frühlings. Das muß nicht sein. Der Mensch soll es besser machen als die Natur. In Ihren Briefen fühle ich noch nichts von der Wärme, mit der ich hoffte, von Ihnen empfangen zu werden. Sie haben erstaunlich viel Geduld. Das brauchen wir nicht erst von der Saaling zu hören, daß Frankfurt ein ganz erbärmlicher Ort ist. Man sollte die Juden mit dem Gelde [...] der Christen aufhängen. Gestern sprach ich so einen Jud [...] Emden. Ich trug ihm auf, dem Ellisen zu sagen, ich hätte gestern seinen Brief erhalten – „und die *Rimessen* würden nachkommen“ setzte der Jud lachend hinzu (Manche Emden heißt er). Wenn Sie einmal von Frankfurt weg sind, kehren Sie gewiß nicht dahin zurück.

Also mit Kulb ist nichts? Wie soll ich es denn machen? – Den heutigen Brief haben Sie wieder auf Ihre übliche leichtsinnige Art zugesiegelt, die *vierte* Oblate hat gefehlt. Darüber erschrecke ich immer, denn das ist mir ein Zeichen, daß die zweite Seite des Briefes nicht bis zu Ende

geschrieben ist. Ich möchte einmal einen Brief mit 8 Oblaten haben. – Die *Zeitschwingen* hätte ich mir nicht brauchen schicken zu lassen; ich glaube, daß ich für den Almanach noch keine 30 Zeilen daraus werde ziehen können. Die *Wage* liefert auch nur einen Bogen.
Adieu Brummeisen, adieu liebe Maultrommel. In meinem vorigen Logis hatte ich einen Ventilator am Fenster, der hat grade so gelärmt wie Sie. – Jetzt wohne ich sehr hübsch und bequem. Auch ein Fortepiano habe ich im Zimmer. Ich phantasiere oft darauf, dazu singend und dichtend. Wie schön wäre es, wenn Sie mich dabei mit Ihrer Maultrommel begleiteten. Einige Stuttgarter kommen morgen von Frankfurt zurück. Sie werden mir von Ihnen erzählen wollen, ich werde sie aber meiden, um ihnen nicht zuzuhören. Warum sollte ich auch? Ich weiß schon genug von Ihnen, und mehr als mir lieb ist. Sie können sich also leicht denken, daß ich mich gar nicht erbaue bei diesem frommen Kapitel. Summ, summ; brumm, brumm; dumm, dumm.

Dr. Börne, g. | coeur à louer |

85.

Nr. 57 *Stuttgart, den 29. März 1822*

In Ihrem heutigen Briefe sind Sie wieder ein süßes mürbes Brötchen. Ja, ich weiß, wie man Sie mürbe macht. Auch habe ich Ihre vier Siegel mit den angenehmsten Vorgefühlen eröffnet. Aber der Mensch muß nie stehenbleiben, er muß fortschreiten und sich immer mehr auszubilden suchen. Gebrauchen Sie zu Ihrem nächsten Briefe 5 Oblaten, ich bitte, das macht mir Freude. Und dann jedesmal eine mehr, so daß endlich ein Brief aussieht wie eine zugeknöpfte Weste. Jetzt bin ich auch ganz wieder gut mit Ihnen, und jetzt heirate ich Sie auch wieder. – Ich bin in der brennendsten Erwartung, was

Meckel antworten wird. Sie müssen mir über den Erfolg sogleich schreiben, auch wenn es Ihr gewöhnlicher Brieftag nicht sein sollte. O weh! da fällt mir eben etwas Schlimmes bei. Es ist ja gar nicht möglich, daß Sie mit der Meckel reisen. Sie hat einige Kinder, reist in Begleitung ihres Vaters und wahrscheinlich auch eines oder mehrerer Dienstmädchen. Wie kann denn noch Platz für Sie im Wagen übrigbleiben? Das ist eine harte Nuß. Wenn aber dieses das einzige Hindernis wäre, wäre doch besser, Sie nähmen einen eignen Wagen und führen hintendrein. Von Baden riet ich Ihnen keineswegs ab, ich meinte nur, Bern wäre besser; denn wenn es Ihnen dort gefiele, könnten Sie ja auch im Winter dableiben.

Von meinem Almanach haben Sie nicht die gehörige Vorstellung, und es tut mir leid, daß Sie durch meine Schuld, weil ich mich nicht näher erklärt, sich einige vergebene Mühe gemacht haben. Denn Ihre Auszüge, die München betreffen, kann ich nicht brauchen, ebensowenig als die Rheinbriefe. Die Tendenz des Büchelchens ist nur auf *allgemeine Sätze,* Aphorismen gerichtet; hätte ich die Münchner und Rheinreise darin aufnehmen wollen, so wäre das ein ganz anderes Werk geworden, und das mich längere Zeit gekostet hätte, als ich warten kann, um Geld zu bekommen. Denn das letztere ist doch eigentlich meine Absicht. Aber wenn ich mit dem Buchhändler nicht einig würde! Was wäre ich ein geschlagener Mann! Wenn Sie in der Schweiz oder in Baden wären, und ich könnte aus Mangel an Geld nicht zu Ihnen kommen. Ich glaube, Sie würden vor Wonne und Schadenfreude ganz dick werden. Vor dem Streichen der Zensur haben wir nichts zu fürchten, Bücher werden hier nicht zensiert. Was Ihnen der Sauerländer für Sorge macht! Der Verleger des Almanachs würde mir 50 Exempl. ja nicht schenken, sondern deren Betrag in das Honorar einrechnen. Aber das wäre ja so gut als bares Geld, und

wenn ich das habe, kann ich Sauerländer auf natürlichem Wege bezahlen. Hat denn Sauerländer gesagt, er hätte *beide* Bücher an Adrian geschickt? Das kann ich hier jetzt nicht erfahren, denn Dr. Adrian ist nach der Schweiz gereist und wird in 3 Wochen erst zurückkommen. Die *Zeitschwingen* konnte ich nicht schonen, und sie sind schon ruiniert; denn die Blätter, die mir dienlich waren, mußte ich herausschneiden und aufkleben. Auf keine andere Art waren sie zu gebrauchen. Sie mögen sich jetzt an das Exemplar halten, was Willmanns schicken will.
[– – –]. Meine Garderobe ist gar in zu schlechten Umständen, und wie ich Ihnen schon bemerkt, brauche ich etwa für 100 fl. Sachen.
Daß der Krieg mit den Türken ausbrechen würde, haben wir hier schon vorgestern durch Kuriere erfahren. In Frankfurt mag schöner Lärm gewesen sein. Schreiben Sie mir ferner, was Sie davon hören.
Im Ernste gefragt: könnten Sie denn in Frankfurt keinen gutherzigen Narren auftreiben, der mir 50 Karolin oder mehr borgte?
Während der Kaulla in Frankfurt war, habe ich seiner Frau so eindringlich zugesprochen, daß in ganz kurzer Zeit der Krieg losbrechen würde, daß sie in Angst gekommen ist und es ihrem Manne nach Frankfurt schrieb. Dieser nahm es sich auch zu Herzen und verkaufte dort seine Papiere. Jetzt strömt er über von Dankbarkeit. Der Narr aber hat keine Vorstellung davon, daß ich durch eine bloße verständige Beurteilung der Verhältnisse zu der eingetroffenen Prophezeiung geführt wurde, sondern er redet sich ein, ich müßte besondere Verbindungen haben, wo ich politische Geheimnisse schöpfte. Jetzt liegt er mir täglich in den Ohren, ich solle ihm mitteilen, was ich ferner erführe. Er ist ganz entsetzlich geizig, und er würde mir keinen Batzen borgen, ob er zwar meiner Warnung viel zu verdanken hat. – Sie Lump, wie geht

es Ihnen denn mit Ihren Papieren? Ich habe vielleicht noch für 800 fl. *Wagen* liegen, würde sich denn in Frankfurt kein Spekulant finden, der mir auf diese sehr gute Papiere Geld leihte? Es wäre viel dabei zu verdienen. Meine schöne Karoline scheint nicht sonderlich viel Verstand zu haben. Indessen kann ich noch nicht mit Sicherheit urteilen; denn ich habe sie immer nur in Gegenwart ihrer Eltern gesprochen. Die Ottenheimer, die jetzt in Frankfurt ist, soll sehr klug sein. Da habe ich nun auch wieder erfahren, daß man die Güter des Lebens zu einer Zeit erlangt, wo man sie nicht mehr brauchen kann; im Winter gibt einem das Schicksal Limonade und im Sommer Punsch. In frühern Jahren wäre ich ganz glücklich gewesen, in der Nähe eines so schönen Mädchens zu wohnen, jetzt drehe ich nicht den Kopf nach ihr um. Wenn ich älter werde und vor Gicht nicht gehen kann, fällt mir gewiß Geld zu, womit ich nach Italien reisen könnte. Doch sehe ich in die Fenster eines Mannes (eines hiesigen Beamten), der in das 90ste Jahr geht. Er ist so rüstig und wahrscheinlich gesünder als ich. Noch vor 4 Jahren hat er zum Vergnügen eine Reise nach Italien gemacht. Das sieht man unter Juden auch nicht. Was macht der Schlingel Getz mit seinem Gelde? Das muß anders werden, ich hoffe sehr bald. Alles Unglück in der Welt kömmt daher, daß die einen mehr Geld als Verstand und die andern mehr Verstand als Geld haben – ich wollte sagen alle Unzufriedenheit. Wir beide verdienen jeder eine Million, und die müssen wir haben, oder das Donnerwetter soll hineinschlagen. Was ist das für eine erbärmliche Welt, wo elende Schacherjuden mit Ehre und Ruhm leben und man in Zeitungen von Rothschild und Wertheimer spricht, als wären sie Napoleone? Der elende Murhard füllt alle Blätter an mit seinen langweiligen Metalliques-Geschichten; der Hund sollte Mäkler werden ... Ich habe mich so geärgert, daß ich hingehen muß, einen halben

Schoppen Wein trinken, für 6 kr., und dazu esse ich um 1 Kreuzer Radieschen. So lebt ein Börne! Und die Rothschilder schwelgen! Pfui Teufel! [Unterschrift in hebräischen Lettern; Geiger liest:] Juda Leib Mergentheim.

86.

Nr. 58 *Stuttgart, den 3. April 1822*

Gehorsamer Diener! Der Teufel ist großmütig, ich aber werde es nicht sein. Ihr Brief soll der Vater sein können des meinigen, so klein will ich ihn machen. Warum habe ich gutherziger Narr meinen Plan nicht ausgeführt! Schon vor 3 Monaten hatte ich mir vorgenommen, um Sie für den Brief ohne Inhalt, den Sie mir einmal geschickt, zu bestrafen, Ihnen das gleiche anzutun. Am 1sten April sollten Sie ihn erhalten. Als aber die Zeit herangekommen war, hatte ich nicht das Herz, Sie zu ärgern. Nichts hätte Sie abhalten sollen, mir wie gehörig zu schreiben. Was geht Sie Ihre Schwester an? Die Schrift sagt: Du sollst Vater und Mutter verlassen und an deinem Manne hangen, — also die Schwester gewiß. Romane soll ein junges Frauenzimmer gar nicht lesen. Da setzt sich das Närrchen Schwärmereien von ewiger Liebe, Glück in der Ehe und andern solchen Dingen in den Kopf, die Sie bei mir doch einst nicht finden werden. Mit einem Worte: Der Teufel soll Sie holen. Päcktchen erhalten. Die Bestie von Buchhändler will mir statt geforderter 60 Karolin nur 40 geben. Da habe ich ihm vorgeschlagen, zwar mit dieser Summe vorliebzunehmen, aber bei steigendem Absatze auf einen Nachschuß Anspruch zu machen. Bis morgen entscheidet es sich. Adieu Schlingel. B.

87.

Nr. 59 *Stuttgart, den 7. April 1822*

Tochter Israels! Der Gott Deiner Väter segne Dich und vermehre Deine Nachkommen wie Sand am Meere. Ich

hatte über Ihren Brief eine große Freude; denn er überraschte mich, weil ich vergessen hatte zu berechnen, daß heute einer kommen könnte. Als ich nun aus dem Bette stieg (ich hatte, um als guter Christ den ersten Ostertag zu feiern, mir mit längerm Schlafen etwas gütlich getan), fand ich den Brief auf meinem Tische. Über die wenigen Oblaten erschrak ich anfänglich; doch dieses Mal hatte das Zeichen getäuscht, der Brief war gehörig lang, obzwar meine eigenen Worte einen großen Teil davon ausmachen. Darum will ich mir das künftig ganz gehorsamst verbeten haben. Ich will mir es schon merken, wenn etwas in meinen Briefen zum Drucken dienlich ist. Das soll Ihnen nicht mehr zum Vorwande dienen, mir auch nur eine Silbe weniger zu schreiben.

Daß Sie nicht nach Bern reisen, unter solchen Verhältnissen, damit bin ich einverstanden. Also nach Baden, und auf dem Wege sich überall aufgehalten, wo es schön ist. Aber, liebes Kind, Heidelberg tut nur auf einige Tage genug, für länger ist das sehr langweilig. Die eigentliche Badzeit beginnt erst mit dem Juli, und wo bis dahin zubringen? . . Nirgends anders als in Stuttgart. Die hiesige Gegend ist schöner, mannigfaltiger wie die von Heidelberg, und dabei eine große Stadt, Theater, einige Merkwürdigkeiten. Für mich wäre das von großem Vorteile; denn ich könnte dann ungestört fortarbeiten und zur Badereise das nötige Geld verdienen. Auch ist es hier wohlfeiler als sonstwo. Zwei Zimmer mit zwei Betten würden Ihnen höchstens monatlich auf 16 fl. kommen, das Essen ins Haus gebracht 24 kr. Ich würde das Logis vorherbestellen. In Heidelberg holte ich Sie ab. Wir blieben nur einige Tage dort und gingen dann hierher, im Juli nach Baden. Sie brauchten sich ja nicht einmal in Frankfurt darüber zu äußern, daß Sie nach Stuttgart wollen. Es würde sich dann hervorstellen, als hätten Sie sich erst in Heidelberg dazu entschlossen. Die Lene mit-

zubringen, dazu rate ich Ihnen nicht. Das würde Ihre Kosten nur vermehren. Eigene Wirtschaft zu führen, würde überall teurer kommen, als sich speisen zu lassen. Und eine Aufwärterin, die Sie freilich nicht entbehren können, fänden Sie in jedem Privatlogis, oder Sie mieteten sich eine. Daß die Rosette mitginge, wäre freilich am besten für uns beide, wir würden am meisten Unterhaltung in ihrer Gesellschaft finden. Der Unterschied ist aber, daß Sie für die Rosette die Reisekosten mit tragen müßten, daß die Jette aber wahrscheinlich bezahlte [.....] Zu bedenken wäre auch, *ob* die Rosette nicht ungeduldig würde und früher nach Frankfurt zurückkehren wollte als Sie. Am besten wäre, noch eine dritte, die Jette oder sonst eine, ging auch mit. Ich fürchte mich sehr, mit nur zwei Frauenzimmern zu sein. Es könnte mir geschehen wie dem Orpheus von den Bacchantinnen, in eurer Liebe und Eifersucht könntet ihr mich zerreißen. Eine Dritte aber hielte gutes Gleichgewicht.
Sie abscheuliche Jüdin, was Sie mit meinem Herzen wuchern! Also diesen Sommer soll die Probe von neuem angehen? Aber ich lasse mich auf gar kein Versprechen ein. Erst muß ich Sie sehen, wer weiß, ob Sie sich konserviert haben. Was mich betrifft, so bin ich schöner als je. Übrigens werde ich mir, um mich auf Ihren Empfang würdig vorzubereiten, einen neuen Backenbart wachsen lassen. Ich möchte hierbei Ihrem Geschmacke folgen; lassen Sie sich von Samuel mehrere Zeichnungen von Backenbärten vorlegen, wählen Sie den heraus, der Ihnen am besten gefällt, und schicken Sie mir ihn. Ganz im Ernste. Soll ich mir auch einen Schnurrbart wachsen lassen? Entscheiden Sie.
Auf der Reise will ich recht artig sein. Um mich in Geduld zu üben, lese ich jetzt die langweiligsten Bücher. Aber eins lasse ich mir nicht nehmen. Der Neckar bei Heidelberg hat auch einen Strudel, und da muß mir der

Schiffer (nachdem er sich vorher besoffen) hineinlenken. Und wie will ich arbeiten! Ich kann ja ganz sprechen wie Clavigo, der auch ein Journalist war: als ich noch zu den Füßen meiner Jeanette schrieb, da war es anders. Liebes Osterlamm, höre ich nur wieder Dein süßes Mäh, dann kömmt frische Kraft in mein Herz.

Mit meinem Buchhändler bin ich noch nicht in Ordnung. Das ist ganz ein erbärmliches Hin- und Herschachern, und der Kerl sieht nicht aus, als wenn er Geld vorrätig hätte, vorauszubezahlen. Vielleicht wende ich mich noch an Cotta. Wie gut wäre, wenn Sie hierherkämen; dann eilte es gar nicht so mit dem Gelde; denn um Ihnen nach Heidelberg entgegenzukommen und auch 8 Tage dort zu bleiben, dazu wird zu seiner Zeit mein jetziger Geldvorrat noch ausreichen. – Unter meinen Büchern ist eine Beschreibung von Heidelberg u. Gegend, von Frau v. Chezy. Vergessen Sie nicht, sich das Buch holen zu lassen und es mitzunehmen. – Mit den Kleidern will ich noch warten. [– – –]. Lieber Gott, ich muß doch auf der Reise so erscheinen, wie es einem Gemahle der Prinzessin Jeanette zukömmt.

Die Fortsetzung des Konversationslexikons, worin ich, der Ankündigung nach, auch vorkomme, ist nun erschienen, bricht aber ab, ehe mein Name kömmt. Das ist mir sehr ärgerlich. Im Bade hätte es mir genützt, wenn meine Biographie, die gewiß lobend ausfällt, schon bekannt wäre; dann hätten viele, die nichts von mir wissen, von mir erfahren.

Nächsten Freitag wird Webers „Freischütz" zum ersten Male aufgeführt, worauf alle Welt sehr begierig. Wenn Sie die Oper kennen, sagen Sie mir Ihre Meinung, es kann sein, daß ich veranlaßt werde, im *Morgenblatte* davon zu sprechen. – Mit Cottas werde ich täglich freundschaftlicher; er ladet mich in seine Familie zum Tee usw. Aber desto schlimmer; dann habe ich gar kein Herz in

Geldsachen. Es muß jeder seiner Natur treu bleiben. Andern steht es ganz gut an, wenn sie an ihren Vorteil arbeiten, bei mir geschieht das alle ohne Grazie. Ich habe gar keinen Anstand, sobald ich handele. Darum muß geheiratet werden, und das bald. Aber ich will damit noch nichts gesagt haben; es kömmt alles darauf an, ob Sie noch schön sind.

B.

88.

Nr. 60 *Stuttgart, den 11. April 1822*

Nicht nach Rüdesheim! Noch weit weniger als Heidelberg ist dieser oder sonst ein Ort im Rheingau für einen längern Aufenthalt geeignet. Man entbehrt zu sehr städtischer Vergnügungen, besonders gebildeten Umgangs. Denn das kleinstädtische Volk, das ich aus Erfahrung kenne, ist ganz unerträglich, und Ihnen genug zu sein — darf ich mir das schmeichlen? — Auch irren Sie sehr, wenn Sie glauben, im Rheingau wäre wohlfeiler leben als hier oder in Karlsruhe etwa, es ist grade das Gegenteil. Der Hauptgrund aber und der, wie ich hoffe, Sie abhalten wird, sich im Rheingau niederzulassen, ist der Umstand, daß ich dann meine Arbeiten für die *Neckarzeitung* nicht fortsetzen könnte, weil ich dort Zeitungen und andere literarische Hülfsmittel nicht fände, die mir nötig sind. Ich kann Ihre Bedenklichkeiten, nach Stuttgart zu kommen, nicht billigen. Wie sollte es denn auffallen, daß Sie, willens, nach Baden zu gehen, bis zur Kurzeit hierbleiben. Und dann reiste ich ja doch in Ihrer Gesellschaft, es wäre also in den Augen der Leute gleichviel, ob wir hier, wo ich ja selbst fremd bin, oder anderswo beisammen wären. Wollen Sie nicht gar zu lange in Stuttgart bleiben, so könnten Sie nach einigen Wochen nach Karlsruhe gehen, welches ohnedies die Richtung nach Baden ist. Das Reisen kostet weniger, als Sie glau-

ben, wenn man nur mit einigem Verstande dabei zu Werke geht. Gelingt es mir übrigens, für meinen Almanach die gewünschte Summe zu bekommen, so kann ich Ihnen auch einen großen Teil meiner Schuld abtragen; denn das ganze Geld brauchte ich doch nicht, da ich ja außerdem monatlich 50 fl. einnehme.

Mein Almanach kann nichts anderes aufnehmen als Aphorismen. Andere Dinge zu bearbeiten, bleibt mir jetzt keine Zeit. Sind die Sachen nur sonst gut, dann ermüden auch die Leser nicht. Klinger hat drei dicke Bände von lauter Aphorismen geschrieben, Rochefoucauld hat sich durch seine „Maximes et pensées" berühmt gemacht, der Verfasser der „Falschen Wanderjahre" hat kürzlich 2 Bücher dieser Art hintereinander herausgegeben („Wilhelm Meisters Tagebuch" und „Gedanken einer frommen Gräfin"), die äußerst langweilig sind. Mit Cotta habe ich noch nicht gesprochen, ich will auch jetzt noch warten, vielleicht gewinnen wir in der Lotterie. Das Sprechen eilt nicht, denn geht er in den Handel ein, so ist die Sache in 10 Minuten abgeschlossen. Schreiben Sie mir nur ja gleich, wenn unsere Zettel blind gegangen sind, damit ich die närrische Hoffnung aus dem Kopfe bekomme. (Nicht *gleich*, sondern in dem *regelmäßigen* Briefe.) Aber wenn wir gewinnen, schreiben Sie gleich. Es wäre doch gar zu schön! Bekomme ich außer der Zeit einen Brief, z. B. morgen, da weiß ich schon, daß wir gewonnen. Estafette brauchen Sie mir nicht zu schicken, die Ausgabe wollen wir sparen. Juchei! dann wird geheiratet. — Sie schreiben mir, Sie hätten die von mir verlangten Blätter noch nicht *alle* beisammen. Was sind denn das für viele Blätter? Ich weiß nur von zweien. Aber, ich habe schon so viel geschrieben, daß ich meine sämtlichen Werke gar nicht mehr kenne.

Bleiben Sie mir doch weg mit Ihrer Bibliothekarstelle, ich bekäme sie doch nicht. Wenn sie Lust hätten, mich anzu-

stellen, würden sie schon von selbst auf mich fallen. Und wäre das ein Glück? Ich verhehle es Ihnen nicht, ich würde in Frankfurt gar keine Stelle annehmen. – Mit Ihnen und Dr. Stiefel geht es nicht richtig zu, ihr seid so vertraut zusammen, und es endigt noch damit, daß ihr euere Hände wie euere Briefe ineinanderlegt. Gottes Segen! Es wird recht spaßhaft sein, wenn ich Ihnen dann als ehemaliger Anbeter den Hof mache, und Ihr Männchen wird eifersüchtig und tritt mich dann mit Füßen, wie es mir schon einmal getan hat, da es hitzig war.
Ich lese jetzt den „Kenilworth" von Walter Scott. Wenn ich nicht irre, haben Sie mir früher von diesem Romane geschrieben. Was ist das für ein Mann! Ganz Shakespeare, nur so viel erfreulicher, als Romane anziehender sind wie Schauspiele. Daß noch jetzt einer den Mut hat, neben Walter Scott Romane zu schreiben! Nicht Goethe, nicht Jean Paul brauchte abzuschrecken, man kann doch wenigstens einen Teil des Berges ersteigen, auf dessen Gipfel sie stehen. Aber Walter Scott steht auf einem Felsen im Meere, an dem man scheitert, will man sich ihm nahen. Wie er die Menschen schildert! Wie weit weniger haben hierin die größten Künstler, die Menschenmaler getan. Sie waren unbefangen, sie hielten sich an das, was sie Natur nannten, sie betrachteten ihre Personen von der guten und von der bösen Seite, wie man einen Zeug herumwendet, um seine umgekehrte Seite und Farbe zu zeigen. Aber das ist nicht die lebendige Menschennatur. Das Gute und Böse, das Schöne und Häßliche im Menschen ist gemischt wie Wasser und Wein und bildet ein Ganzes. Wie hat er Elisabeth und Leicester geschildert! Da braucht man nicht zu addieren, um die Summe ihres Charakters zu finden, in allem, was sie tun und reden, sind sie ganz sie selbst, und um die Bestandteile ihres Charakters kennenzulernen, muß man sie chemisch zergliedern. Scott schreibt Romane, wie man die Geschichte

schreiben soll. Auf jeder seiner Seiten fällt mir nur immer ein, was andere geringere Dichter bei dieser Gelegenheit für Fehler gemacht hätten. Z. B. mit welcher bewunderungswürdigen Nüchternheit läßt er bei Hofe von Shakespeare sprechen, ohne darum diesen Dichter verkennen zu lassen. Ich habe den 3ten Band noch nicht gelesen. Da kömmt Elisabeth nach Kenilworth. Ich zittre vor Neugierde. Wird das Verhältnis zwischen Leicester und seiner Geliebten an den Tag kommen? Erinnern Sie sich der Audienzszene, der Wasserfahrt der Königin? Wie ist das alle herrlich beschrieben. Und die Schilderung des Hufschmieds, des Zwergs, der Reise der Gräfin Leicester nach Kenilworth! Gedenken Sie der Jeannette, des Mädchens der Gräfin, die immer so biblisch spricht? Ich habe dem frommen Kinde einen Kuß gegeben — einen Kuß in Ehren kann niemand wehren.
Kömmt Schmitt bald zurück? Werden Sie seine Rückkunft abwarten? — Mütterchen. Da merke ich eben, unsere Trennung wird alt, sie tritt heute schon in den 60sten Brief. Und wir werden dabei auch älter. Gut, daß wir uns bald wiedersehen, denn dauerte es noch länger, was würde das für ein Willkommen geben! Wollen Sie mich fragen: „Wie geht es, mein Lieber?", müssen Sie sich erst aushusten, um zu Worte zu kommen; drücken Sie mir die Hand, schreie ich: „Au, meine Gicht!" Mütterchen, reisen Sie, ehe wir mit dem Kopfe wackeln. — Grüßen Sie Ihren Freund Stiefel und sagen Sie ihm, in wenigen Tagen schriebe ich ihm gewiß. Ich konnte heute nicht dazu kommen. — Schaffen Sie mir doch einen Mann für meine Mamsell Kaulla hier. Im Ernste, ich habe den Auftrag; könnte dabei Geld verdienen.

Dr. Börne, geb. Wohl.

89.

Nr. 61 *Stuttgart, den 16. April 1822*

Freilich haben Sie recht, es unvernünftig zu finden, daß ich mein Lotterieglück abwarten will, ehe ich mit Cotta spreche. Allein, meine Ängstlichkeit ist mir grade diesmal nicht zu verargen. Soll ich mich eilen, den entscheidenden Schritt zu tun? Wenn er mißlänge? Sie haben von Cottas Geneigtheit für mich eine zu große oder falsche Vorstellung. Wenn war er denn zuvorkommend gegen mich? Doch nur das einemal, da ich in Paris war. Ich habe ja seitdem kein Geld von ihm gefordert. Ich kann nur insoweit auf seine Liberalität rechnen, daß er mir für *vollendete* Arbeiten bedeutendes Honorar gibt, allein mein Almanach ist ja nicht vollendet. Von jetzt bis in 3 Wochen kann höchstens die Hälfte fertig sein. Nun wäre das zwar insoweit gleichgültig, daß, bis die eine Hälfte gedruckt wäre, ich die andere vollenden könnte; aber Cotta hat den vernünftigen Grundsatz, daß er ein Werk nicht eher zu drucken anfängt, bis er das ganze Manuskript in Händen hat. Gäbe er mir das Honorar also gleich, so wäre das wieder wie geborgt. Es ist die Frage, ob er das tut, es ist die Frage, ob er mir die 60 Karolin bewilligt, die ich ihm zu fordern gedenke. Ich werde mit ihm sprechen und Ihnen in meinem nächsten Briefe den Ausgang melden.

Ihren Bedenklichkeiten, mit einem von den Mädchen zu reisen, stimme ich völlig bei; aber wie wird dieses zu ändern sein? Ich hätte gegen die Löwenthal gar nichts einzuwenden; ich kenne sie recht gut, sie ist ein sehr ordentliches Mädchen, und ich glaube nicht, daß sie mehr als billig langweilig ist. Allein erstens reichte Ihr Geld nicht hin, und dann ist zu erwägen, daß wenn die L. Ihrentwegen die Stelle aufgibt, Sie eine Verbindlichkeit auf sich nehmen, auch in der Folge für sie zu sorgen. Auf keine

Weise aber binden Sie sich jetzt schon, [...] damit Sie bis zur Abreise Freiheit des Entschlusses behalten.
So nötig ist es gar nicht, daß Sie aus den gedruckten Blättern lange Aufsätze abschreiben, verfahren Sie ganz nach Gutdünken und Bequemlichkeit; auch hat es gar keine Eile.
Mit Schnapper zu reisen, weisen Sie auch noch nicht zurück; es könnte vielleicht gut sein, davon Gebrauch zu machen. – Ich habe mich auf allen Seiten nach Baden erkundigt; der Aufenthalt dort soll das angenehmste sein, was man sich denken kann. Eines der besuchtesten Gasthöfe gehört dem Cotta eigentümlich (er hat es verpachtet). Vor einigen Wochen hat er sich einige Stunden von München ein Gut für 120000 Gulden gekauft. Drei Dörfer schließt es ein. Auch hat der König von Bayern seinen Sohn zum Kammerherrn ernannt.
Sie fragen mich, ob ich von den Briefauszügen viel benutzen könne? Allerdings haben Sie erraten, daß ich sie noch gar nicht gelesen habe. Allein, das unterblieb nicht aus Saumseligkeit. Ich beschäftige mich vorderhand, neue Gedanken, die mir in den Sinn kommen, niederzuschreiben, und zu dem Aeltern greife ich erst, wenn ich mich erschöpft fühlen werde. Der Gang ist besser, weil ich dadurch eine Sparkasse für den Fall der Not mir sichre.
Der „Freischütz“ von Weber wurde vor einigen Tagen gegeben. Die Meinungen sind geteilt, aber den meisten, worunter ich auch gehöre, hat die Musik sehr gefallen. Es ist eine deutsche volkstümliche Musik, wie wir doch eigentlich noch gar keine haben. Denken Sie sich einen *deutschen* Don Juan, aber keinen aus der gebildeten, sondern aus der niedern Volksklasse – und da haben Sie etwa die Art und die Würde der Musik, zur Mozartschen Oper gehalten. Es ist recht viel Originelles darin und viel singbare Sachen. Die Stücke werden alle Gassenlieder werden. Der Weber war lange hier, als Sekretär eines

württembergischen nun verstorbenen Prinzen, hat sich viele Prellereien und Spitzbübereien zuschulden kommen lassen, saß im Schuldgefängnisse und ist lahm.
Das „Kloster" und den „Abt" habe ich schon früher gelesen, aber „Kenilworth" gefällt mir nächst „Ivanhoe" am besten unter allen Scottischen Romanen.
Jetzt bei dem herrlichen Frühlingswetter lerne ich die Stuttgarter Gegenden täglich mehr kennen. Das ist ein Paradies, nur ohne Engel, und darum sollen Sie hierherreisen, das Paradies zu vollenden. Wenn nur mein Geldplan nicht fehlschlägt, ich stürzte mich ins Wasser, ich verschriebe mich dem Teufel.
Warum haben Sie mir von dem Frankfurter Meßphilosophen, von *Pittschaft* nichts geschrieben. In der *Neckarzeitung* waren die schönsten Dinge davon erzählt. Wenn Sie ferner so nachlässig sind, werde ich mir einen andern Korrespondenten anschaffen. – Wahrlich, Sie haben recht, mich leichtsinnig zu schelten. Wenn das Geld nicht herbeikäme und nicht allein meiner, sondern auch Ihr Plan würde dadurch vereitelt, ich wäre zu hart gestraft, trotz der Größe meiner Schuld.
Neulich stand im *Freimütigen*: „Der Herr Dr. Börne ist der reiche Mann, der gehörig bestohlen wird etc." Und da wird erzählt, daß irgendein Blatt meine Theaterkritiken Wort für Wort nachschriebe. Sehen Sie, wie gut es ist, daß ich kein Geld habe, man würde es mir auch stehlen. – Vor einigen Tagen habe ich einen Brief von Professor Gubitz in Berlin, Herausgeber des *Gesellschafters*, erhalten: „Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie Ihre, von mir längst geschätzten Talente auch für meine Zeitschrift benutzen wollten. Ich lade Sie hiermit dazu ein und werde jede, den Umständen nach mögliche Bedingung gern erfüllen." Ich habe ihm geantwortet, es wäre sonderbar von dem Herrn Professor, daß er von mir zu denken scheine, ich wäre ein feiler Schrift-

steller, der für Geld arbeite. Unentgeltlich stünde ich zu jeder Arbeit bereit, und ich wolle mit einigen Erzählungen, humoristischen Aufsätzen und einer Rheinreise hiermit den Anfang machen. War das recht geantwortet? [— — —] — Sie sollen sehen, wir gewinnen sicher in der Lotterie, es ahndet mir. Brüderchen, da wollen wir recht saufen! Und dann reisen wir nach Rom. Wären Sie von so einer großen Reise, wenn das Geld vorhanden wäre? — Ich verbürge mich dafür, daß Sie in Baden Personen genug kennenlernen werden, mit denen Sie sich befreunden mögen, und in deren Familie Sie den kommenden Winter zubringen können. Denn, offenherzig gestanden, was wäre bei dieser Reise gewonnen, wenn Sie im Herbste nach Frankfurt zurückkehrten? Ein flüchtiges Vergnügen, durch nachfolgenden Verdruß teuer erkauft. Sie müssen durchaus Ihren Aufenthalt in Baden benutzen, eine Bekanntschaft zu machen, die Ihnen für den kommenden Winter dienlich sei. Daran wird es nicht fehlen; denn dort kommen Menschen aus allen Gegenden zusammen. Wir brauchen nur das Land zu wählen, wo wir hinmöchten.

Dr. Börne, geb. Wohl.

90.

Nr. 62 *Stuttgart, den 21. April 1822*

Liebe Freundin, Ihr Brief hat mich zum Weinen betrübt. Sie sagen mir, daß Sie mißvergnügt wären, und mehr als aus Ihrem Geständnisse habe ich das aus dem Briefe selbst erfahren, aus der Zerstreuung, mit der Sie ihn geschrieben, und aus der ängstlichen Eile, mit der Sie nur suchten, zum Schlusse zu kommen. Hat es denn Ihr treuester Freund nicht wissen dürfen, was Sie beunruhigt? Oder fühlen Sie sich krank? Wenn Sie nur einmal Frankfurt hinter sich liegen sähen und vor sich diese herrliche Frühlingswelt, Sie würden dann gewiß heiter werden.

Haben Sie denn noch gar keinen Entschluß gefaßt, *wann* Sie abreisen wollen? Das beste wäre, Sie schiebten das gar nicht auf und reisten schon mit dem 1sten Mai. Seien Sie ganz unbesorgt um mich und wie ich zu Gelde kommen werde, das wird mir nicht fehlen. Dem Cotta habe ich mein Büchelchen schriftlich angetragen und ihm einige Blätter als Probe mitgeteilt. Als ich nun gestern bei ihm war, um seine Entscheidung zu vernehmen, sagte er mir, er habe noch nicht Zeit gehabt, die Blätter zu lesen, er wolle das heute tun. Jetzt mag er in den Plan eingehen oder nicht, so wird mir das Anlaß geben, Geld von ihm zu fordern, und ich glaube nicht, daß er mir es abschlägt. Denn eben gestern erst hat er sich stark geäußert über das große Interesse, das er auf meine Arbeiten legte. Wie flehentlich hat er mich gebeten, doch für das *Morgenblatt* zu schreiben, was ich wollte, wie ich wollte, in jeder beliebigen Form, es wäre alles herrlich, was ich schriebe. Und dabei hat er einige Male sich der Worte bedient: „Ich werde Ihnen *sehr* dankbar dafür sein." So werde ich also gleich für das *Morgenblatt* zu schreiben anfangen, um meinen reichen Mann in gute Stimmung zu versetzen. Habe ich aber erst die Summe meines gegenwärtigen Bedürfnisses, sei es für den Almanach oder als Darlehen von Cotta eingestrichen und einige Zeit Beweise meiner regelmäßigen Tätigkeit gegeben, dann will ich sehen, daß ich mir einen fixen Gehalt bedinge, etwa monatlich 100 Gulden; denn ich habe jetzt aus der Erfahrung mit der *Neckarzeitung* gelernt, daß diese Art der Bezahlung die beste ist.

Ich wollte, Sie hätten den „Freischütz" schon gesehen, damit Sie mir Ihre Meinung darüber hätten sagen können, denn ich muß im *Morgenblatte* diese Woche davon sprechen, Cotta hat mich gar zu dringend darum gebeten. Ich werde mich wohl hüten, Blößen zu geben, und meine Fechterstreiche sollen mich schon gegen Angriffe schüt-

zen; denn ein Musikkenner hier will *gegen* die Oper auch im *Morgenblatte* eifern, ich aber gedenke sie zu loben. Gestern las ich in der Kritik eines humoristischen Werkes von Müllner (nämlich die Kritik ist von Müllner): „Das wären nun einige Proben von dem Humor des Verfassers; freilich, *Jean Paul und Börne* haben ihn besser aufzuweisen." Ich tue alles mögliche, mein liebes Kind aufzuheitern, wenn es noch verdrüßlich sein sollte beim Empfange dieses Briefes, was aber Gott verhüte. Ich kenne ja die Aussicht Ihres Fensters; die ist freilich schön, aber hier ist es tausendmal schöner. Wenn Sie nur bald hierherkämen, daß ich Ihnen diese Herrlichkeiten zeigen könnte. Nur einige Wochen sollten Sie hier bleiben. Vormittags arbeitete ich und nachmittags striche ich umher. Wie nützlich könnten Sie mir sein bei meinen Aufsätzen für das *Morgenblatt*. Ich bin so ängstlich, etwas drucken zu lassen, das nicht vorher Ihren Beifall erhalten hat. Schreiben Sie mir doch ja, wenn Sie denn eigentlich abzureisen gedenken. Wenn Sie keinen frohen Sommer haben, soll es gewiß nicht an mir liegen. Auf nichts will ich sehen als auf den Wink Ihrer Augen und auf nichts hören als auf Ihre stillen Wünsche. Nach dem ersten Monate unseres Zusammenseins werde ich Sie fragen auf irgendeinem schönen Berge: „Bist du mit mir zufrieden?" und Sie sollen mir antworten: „Ja mein Freund, ich bin mit dir zufrieden." *Du* werden Sie sagen, mich zu belohnen — ich setze eine Wette darauf, daß es geschieht.
Diese Woche wird ein Frauenzimmer Konzert auf der Klarinett und der Violin geben. Das muß sich komisch ausnehmen. Sie hat in Frankfurt im Museum gespielt. Von Wien aus wird sie sehr gelobt. Ich habe sie kennengelernt. Ein rechtes Genie! Sie hat einen Knaben bei sich, den sie für ihren Sohn ausgibt. Ich bemerkte ihr, er sähe ihr auch sehr ähnlich. Da hat sie bloß gelacht. Nachher hat sie mit einem Engländer angebunden, dessen reiche

Uhrkette sie bewunderte, und hat mich sitzen lassen, nachdem ich mich eine Stunde lang mit ihr unterhalten. Professor List, einer der Herausgeber der *Neckarzeitung*, ist wegen einer Art Staatsverbrechens zu 10monatlicher Festungsstrafe mit Zwangsarbeit verurteilt worden. Da hat er sich nach Straßburg geflüchtet. Und er hat Kinder und eine hochschwangere Frau und kann jetzt nicht mehr zurück, es müßte denn eine große politische Veränderung eintreffen. – Liebe Verdrüßliche, ich weiß jetzt nichts mehr zu schreiben. Mögen Sie so glücklich werden, als ich Ihnen ergeben bin. Sie haben mir aber noch gar nichts Schmeichelhaftes gesagt über unser baldiges Wiedersehen, nicht ein Wort. Ist das recht? Aber ich liebe Sie doch.

Dr. Börne, geb. Wohl.

91.

Nr. 63 *Stuttgart, d. 26. April 1822*

Sie werden mir meine Besorgnis nicht ausreden über das, was daraus entstehen kann, wenn Sie die Ankunft des S. abwarten. Ich habe immer gefürchtet, daß Sie das tun würden; und jetzt tun Sie es wirklich. Wären Sie recht fest entschlossen, sich aus diesem unglückseligen Verhältnisse zu ziehen, würden Sie sich die Ausführung dieses Entschlusses nicht vorsätzlich erschweren. Wenn S. [Schmitt] kömmt, wird es wieder Händel geben. Die G. [Guste] wird sich in ihrer Freudigkeit auffallender Schritte nicht enthalten können, ihre Eltern werden Lärm machen, die G. kann wieder krank werden. Oder Sie überreden S., von Frankfurt wegzugehen, er wird es versprechen und nur um einige Wochen Frist bitten. Dann wird man Ihnen anliegen, auf so lange Ihre Reise zu verschieben. Sie können noch auf hundert andere Arten verwickelt werden, und dann sind Sie um Ihren Zweck betrogen, weil Sie es nicht anders haben wollten. Ich rate Ihnen, früher

abzureisen, als S. ankömmt. Ist er in Leidenschaft, wird all Ihr Sprechen fruchtlos sein. Nimmt er Gründe an, ist ein Brief, den Sie ihm schreiben, auch genug. Warum also auf ihn warten? – Wenn Sie *nicht* mit Meckels reisen, mit wem denn sonst? Da Sie ja entschlossen sind, keine der Frankfurter Mädchen mitzunehmen. Das mit den Steinthals ist ja ganz toll, warum sollten Sie sich diese Last aufbürden? Können Sie denn nicht allein mit der Lene und mir reisen? Dann käme ich Ihnen bis Heidelberg entgegen. Und wenn Sie mit Meckel reisen, was soll ich dann tun? Schlimm ist es, daß Sie nicht bestimmt wissen, *wann* Meckels nach Frankfurt kommen. Auf jeden Fall müssen Sie sich reisefertig machen; denn Meckels werden sich wohl nicht lange in Frankfurt aufhalten. Und wie dann mir schnell Nachricht geben? Allein, das kümmere Sie nicht, machen Sie nur, daß Sie fortkommen, ich werde Sie schon finden. Wenn Sie sich einen Wagen allein nach Bern nehmen müßten, dann führe ich also mit. Denn es wäre auch zu kostspielig sonst; ein Wagen nach Bern kostet 80 bis 100 fl. Es schwindelt mir ganz, ich kann nicht klug werden aus der Sache. Sie müssen mir bestimmt schreiben, wie Sie es in diesem und jenem Falle halten wollen, und wie es mit mir gehalten werden soll.

Ich glaube, schon früher einmal hatten Sie mich gebeten, ich solle mich bei Bethmann für einen verwenden, ich weiß nicht mehr, für wen. Und schon damals schrieb ich Ihnen, daß ich mit Bethmann und Kirchner sehr schlecht stehe. Ich kann Sie versichern, daß sie mich nicht ausstehen können. Unsere Gesinnungen können nicht feindlicher entgegengesetzt sein. Bethmann hat mich niemals zum Essen eingeladen; weder er noch Kirchner haben, sooft ich ihnen auch darum angelegen war, sich verwendet, mich ins Lesekabinett zu schaffen, was sie wohl gekonnt hätten. Sie glauben nicht, wieviel die Minister und solche,

die, wie Kirchner und Bethmann, mit ihnen zusammenhalten, sich angelegen sein lassen, Liberalgesinnte meinesgleichen, deren Reden sie fürchten, aus der Gesellschaft entfernt zu halten. Sie konfiszieren einen wie ein Buch. Es ist ihnen keine Verleumdung zu arg. Hat doch selbst der Herr v. Handel den Rothschild vor mir gewarnt und ihm gesagt, ich wäre ein Spion — wie mir der verstorbene Sichel erzählt hatte. Sie können sich keine Vorstellung machen, mit welcher Kleinlichkeit diese Verfolgung geübt wird. Dazu kömmt noch, daß ich Bethmann und Kirchner das nämliche gesagt habe, was ich Ihnen jetzt eben schreibe, und allen möglichen Spott dabei hineingelegt habe über solche Erbärmlichkeiten. Es war meine größte Freude, Kirchner, der ein großer Schuft ist und dessen Schufterei ich kenne, dadurch in Verlegenheit zu setzen, daß ich gegen Schufte seinesgleichen loszog. Wen ich diesen Leuten empfehle, ist schlecht empfohlen. Ich würde dem Reiss raten, sich selbst an Bethmann durch Kirchners Vermittlung zu wenden. Kirchner ist äußerst gefällig, wenn er grade keinen bestimmten Grund hat, es nicht zu sein; oder ich rate ihm zu warten, bis wir in der Schweiz sind. Dort ist die Judenbekehrungssucht eigentlich zu Hause, und ich wollte mich dafür verbürgen, daß der Siegmund in einer Basler Handlung eine Stelle fände, wenn man sich geneigt zeigte, ihn die Taufe nehmen zu lassen. Vor einigen Tagen war von der Basler Judenbekehrungsgesellschaft ein Missionär hier, ein getaufter Jude, der hat mich im Wirtshaus bekehren wollen. Ich habe ihn aber gewaltig in die Enge getrieben, und es hatte sich eine Zahl Gäste um uns versammelt, den Spaß mit anzuhören. Dieser Missionär hat mir gesagt, ich wäre in der Schweiz vorteilhaft bekannt. Um so leichter also könnte ich für Siegmund etwas tun. Ich ließe ihn Buchhandlung lernen. Das ist ein Geschäft, wobei man mit Bildung und Verstand, auch ohne mit Vermögen anzu-

fangen, sein Glück machen kann. Besonders wenn man sich die Verhältnisse denkt, die nach zehn Jahren (wo Siegmund doch erst selbständig wird) in Deutschland eintreten werden. Je unruhiger die Zeiten werden, je mehr steigt der Buchhandel in Flor, wenigstens in einigen Artikeln, die aber sehr bereichern. Sie haben keinen Begriff davon, wieviel das politische Leben in Frankreich (das sich auch bei uns entwickeln wird) auf den Flor des dortigen Buchhandels eingewirkt hat. Ihnen nur ein einziges Beispiel zu geben. Seit 5 Jahren sind in Paris 16 neue Ausgaben von Voltaire erschienen, und nur allein das Papier zu diesen Werken hat in Wert 3 Millionen Franken betragen.

Ich habe eine Kritik des „Freischützen" eingeschickt. Sie ist in Form eines Briefes an ein Frauenzimmer eingekleidet. Ich will nämlich öfter solche Briefe schreiben und von Literatur, Theater, Tagesbegebenheiten sprechen, wie man mit Frauenzimmern von solchen Dingen spricht. Sie werden über meinen zimperlichen Brief lachen. Er beginnt wie folgt: „Ich habe Ihnen alles auf das schönste besorgt, und Sie werden Ihren Diener loben, doch nein, nicht alles. Oblaten von der Kleinheit, wie Sie sie wünschen, waren nicht zu haben. Vielleicht suchte ich auch nicht emsig genug, denn es war grade kein Geschäft, das mich erquickte. Zwanzig Male fragte ich mich auf dem Wege zum Papierladen: für wen mögen sie wohl bestimmt sein; denn es sind ja die größten Geheimnisse, die man mit den kleinsten Oblaten versiegelt. Und da kam mir Ihr Onyx in den Sinn, der auch klein, und worauf ich weiß nicht welches Kind eingegraben ist; ich glaube, Ihr Brüderchen. Daß Sie mich zu Ihrem Literaturminister ernannt haben, machte mich sehr lachen. Sie sind doch immer neu! welcher Mensch hat sich je an einen Kriminalrichter gewendet, daß er ihm einen treuen Bedienten verschaffe? Und *ich* soll Ihnen gute Bücher

empfehlen? Ich, ein Buchrichter, ich, ein Blutmensch? Was kümmern mich die guten Werke der Leute! die geben mir weder Amt noch Brot. etc. etc. Es soll aber doch geschehen. Ich will meine Gerichtsferien benutzen, Leseproben für Sie zu halten. Seien Sie aber dankbar und, wenn ich einschlafe, erquicken Sie mich mit angenehmen Träumen." * Den „Freischütz" habe ich mit Vorsicht gelobt, aber über den schrecklichen Lärm, den sie überall davon machen, weil es ein *echt deutsches Werk*, mich sehr lustig gemacht. Gehen Sie in Ihren Briefen auf meine gedruckten im *Morgenblatte* etwas ein. Das macht die Sache lebhaft, und Sie geben mir Stoff zu Antworten. Die Briefe sind ja eigentlich an Sie gerichtet, und ich habe Sie jetzt ganz in meiner Gewalt. Wenn Sie nicht bald reisen, mache ich mich öffentlich lustig über Ihre große Vorbereitungen. Ich habe Ihnen neulich einige Worte über Walter Scott gesagt. Schreiben Sie mir das ab. Wenn es Cotta zufrieden ist, werde ich jede Woche einen Brief drucken lassen.

Wie ist denn Schmitts Konzert in Berlin ausgefallen? Ich habe bis jetzt in den Berliner Blättern nichts davon gelesen. – Die Redaktion des *Morgenblattes* möchte ich nicht übernehmen. Warum sollte ich mich so binden? Lassen Sie der Lene, wenn Sie sie mitnehmen, angemessene hübsche Kleider machen, damit sie wie ein Kammermädchen einer Dame von Stande aussehe. Wir wollen im Bade auf großem Fuße leben. Ich werde 12 meiner Pferde und meine Jagdhunde mit mir führen.

Sind unsere Lotteriezettel noch nicht herausgekommen? – Die Canzi wird auch hier erwartet. – Der Teufel soll alle Juden holen. Eben komme ich aus Ottenheimers Küche, wo ich gefragt, was sie mit der Weinsauce machen wollten? Zu Spargeln wollten sie sie essen. Haben Sie je

* Vgl. Bd. 1, S. 1117

gehört, daß man Spargel in Weinsauce kocht? Immer weichen sie ab von europäischen Sitten.
Sie haben mir immer noch nichts Schmeichelhaftes gesagt über das Glück, mich bald wiederzusehen. Ich will Sie schon zwingen; ich drucke meine Empfindlichkeit darüber im *Morgenblatte.*

Dr. Börne, geb. Wohl.

92.

Nr. 64 *Stuttgart, den 30. April 1822*

Holdes Maiblümchen! Ich schreibe Ihnen heute außer der Regel, ohne Ihren Brief abzuwarten, der morgen kömmt; denn morgen werde ich nicht schreiben können, weil eine große Landpartie gemacht werden soll, zur Feier des 1sten Mai. Ach, warum können Sie nicht dabei sein! Ohne Sie ist mir der Mai nicht schöner als der November. 80 bis hundert Personen, Herrn und Mädchen, versammeln sich morgen früh 7 Uhr vor der Stadt. Dann wandert man durch herrliche Täler und über waldiges Gebirge nach einem zwei Stunden weit entfernten königlichen Schlosse, Solitüde genannt. Das liegt in der höchsten Gegend. Es soll eine paradiesische Aussicht sein. Da wird der ganze Tag zugebracht. Die Militärmusik zieht hinaus, und nachmittags wird in einem der großen Säle des Schlosses getanzt. Es ist eine geschlossene Gesellschaft, und alles, was vornehm, schön, reich, jung oder verliebt ist, kömmt dazu. Es wird vom Unternehmer für Wein und kalte Küche gesorgt, und die Kosten werden nachher berechnet und verteilt. Wenige dabei anwesende Mütter und Väter fahren in Wagen, wir jungen Leute aber gehen sachte die Höhe hinan und haben uns lieb. Ich werde Ihnen übermorgen meinen umständlichen untertänigsten Bericht über diese Fahrt abstatten. Wahrscheinlich auch werde ich sie im *Morgenblatte* beschreiben. Wenigstens habe ich das hier ausgesprengt, weil ich hoffe,

daß sich manches schöne Mädchen um meine Gunst bemühen wird, um von mir im *Morgenblatte* gefeiert zu werden.

Ich bin mit Cotta im reinen, und das auf die schönste Art von der Welt. Ich werde nicht allein die 60 Karolin bekommen, sondern auch nicht einmal nötig haben, ein lüderliches Buch voll Miszellen dafür zu schreiben. Sie haben wieder recht. Die alte Schuld fällt ihm gar nicht ein, und es sieht aus, als habe er mehr Vergnügen daran, mir Geld zu geben, als ich habe, es zu empfangen. Sie wissen schon, daß ich ihm einige Blätter als Probe mitgeteilt. Nun war ich mehrere Male bei ihm, ohne daß er davon sprach. Ich, in meiner Ängstlichkeit, schwieg auch davon. Da erfuhr ich von einem Bekannten, daß Cotta nach Leipzig reisen werde. Ich zitterte vor Ihrem Zorne, denn sie hatten mir es vorhergesagt, Cotta könne plötzlich eine Reise machen und wir hierdurch um unsern ganzen Plan betrogen werden. Was wird sie sagen, die Furchtbare? dachte ich. Nie sind Sie mir schauerlicher erschienen. Da faßte ich mir ein Herz, oder vielmehr ich unterdrückte mein Herz, denn ich habe davon zuviel für Geldgeschäfte – ging zu C. und sagte ihm: „Sie haben sich wahrscheinlich über mein Büchelchen noch nicht besonnen. Ich will es Ihnen offenherzig gestehen, daß mir sehr wenig daran liegt, ob das Büchelchen bald, spät oder gar nicht gedruckt werde, aber es war eine Finanzspekulation von mir. Ich bin in großer Geldnot, und da dachte ich, mir von Ihnen Geld geben zu lassen und Ihnen dafür das Büchelchen anzubieten." *Er:* „Wenn Sie Geld brauchen, so ist nichts weiter nötig. Wieviel brauchen Sie denn?" *Ich:* „Ich habe am 1sten Mai eine Schuld von 60 Karolin zu bezahlen." *Er* (kratzt sich hinter den Ohren): „Wenn es nur nicht so viel wäre!" *Ich:* „O, an Geld wird es Ihnen nicht mangeln." *Er:* „Doch. Ich habe mein Gut in Bayern mit 120 000 Gulden bar bezahlt

usw.", kurz er versprach mir das Geld. Was das Büchelchen betrifft, bemerkte er mir, er habe die Proben mit Interesse gelesen, meine aber, in Almanachsform ginge es nicht gut. Ferner: 60 Karolin wäre zu viel. Er hat auch recht; denn er bewies mir, daß er 700 Exempl. verkaufen müsse, um nur die Kosten herauszubringen. Ich aber lachte ins Fäustchen, dachte: das Geld kriegst du nun einmal, jetzt mag es mit dem Büchelchen gehen, wie es will. Ich brach also ab und fing von andern Dingen zu reden an.

Etwas für Ihre Mühle: Cotta sagte mir lachend: „Ja, wenn Sie nur schreiblustiger wären" (d. h. ins Grobe übersetzt: wenn Sie nur nicht so faul wären). Worauf ich mit himmlischer Ruhe und großer Unverschämtheit erwiderte: „So faul, wie Sie vielleicht glauben, bin ich eigentlich nicht ... (kling, kling, kling! ich will nur erst den Satz ausschreiben). Sehen Sie, ich arbeite an einem großen politischen Werke und auch an einem Romane, woran ich meine Liebhaberei habe. Das nimmt mir meine Zeit weg, und andere Dinge schreibe ich nur, wenn ich Geld brauche." – Das kling, kling bedeutet, daß mir Cotta soeben 660 fl. schickt, mit einem Billett. Aber, was ich vorhin behauptet, daß er die alte Schuld vergessen, wird durch das Billett widerlegt. Er spricht davon, doch artig. Ich schreibe das Billett ab: „(4 unleserliche Worte, womit das Billett beginnt. Dann:) ... gewünschte 660 fl. Sie dürfen es als einen großen Beweis meiner Achtung und Verehrung annehmen (oder ansehen), daß ich mich bei meinem großen gegenwärtigen Geldbedürfnis dieser Summe ... (unleserliches Wort) – da ich sonst jede Kleinigkeit zu Rate halte. Unsere Rechnung steht bis jetzt (unleserliche Worte) 1500 Fr. = 712 fl. + 660 fl., macht zusammen 1372 fl. Davon ab: für politische Annalen (ein Aufsatz) 27 fl. 30 kr., bleibt: 1344 fl. 47 kr. Das Honorar für *Morgenbl.* ist noch nicht bestimmt." Ich mußte la-

chen über seine Kreuzerrechnung. Für den Aufsatz in den Annalen hat er also nur 2 Karolin gerechnet für den Bogen. Dafür bedanke ich mich aber. Ich schreibe ihm keinen Bogen unter 5 Karolin. Gut, daß ich ihn in meiner Gewalt habe. Ich werde aber heute deswegen mit ihm sprechen und ihm folgenden Vorschlag machen. Er soll mir für regelmäßige Teilnahme am *Morgenbl.* und *Literaturbl.* monatlich 150 fl. geben. Aber nur 50 fl. bar, und die andern 100 fl. an der Schuld abziehen. Da ich alsdann mit der *Neckarzeitung* monatlich 100 fl. habe, so kann ich, besonders, da ich jetzt einen Geldvorrat habe, bis zur Tilgung der ganzen Schuld recht gut auskommen. Schrecklich viel Geld habe ich jetzt! Brüderchen, nun wollen wir heiraten! Erstens 660 fl., dann habe ich für zwei Monate von der *Neckarz.* 100 fl. zu fordern. Bar in Kasse 4 fl. 27 kr., macht zusammen: 764 fl. 27 kr. Ihre 20000 fl. dazugerechnet, beträgt: 20764 fl. 27 kr. Schreckliche Summe! Jetzt ist mir's aber auch, als hätte ich Quecksilber in den Füßen, und Sie dürfen nicht lange zaudern, sonst komme ich. Aber wissen Sie, daß ich jetzt sehr verdrüßlich wäre, wenn Sie nach Bern gingen, oder wohin sonst, ohne einige Wochen hier geblieben zu sein. Wenn ich jetzt von Stuttgart wegginge, würde mich das bei Cotta in sehr übles Licht setzen und ich alles Zutrauen verlieren. Er weiß nicht anders, als daß ich jetzt viel für das *Morgenbl.* arbeiten wolle, da ich es ihm versprochen. Gehe ich aber fort, so wird er meinen, ich hätte bloß der Reise wegen mir das Geld geben lassen. Blieben Sie aber einige Wochen hier, hätte ich Zeit, meinen guten Willen zu offenbaren, und wenn wir dann später nach Baden reisten, hätte das nichts zu sagen. Überlegen Sie das. Übrigens würde ich Sie jedenfalls von Heidelberg abholen. Eine Entfernung von wenigen Tagen fiele nicht auf.

Meine Mutter hat noch meine Sommerkleider in Ver-

wahrung, die ich mir kommen lassen will. Darf ich ihr schreiben, das Paket zu Ochs zu schicken, und wollen Sie mir's dann mitbringen?

Dr. Krösus, geb. Wohl.

93.

Nr. 65 *Stuttgart, d. 2. Mai 1822*

Warum mir gestern nicht geschrieben? Warum grade gestern nicht! Aus meinem letzten Brief werden Sie ersehen haben, daß ich auch auf diesen Tag eine Lustfahrt vorhatte. Ihre Briefe erhalte ich morgens 8 Uhr, aber unsere Abreise war auf 7 Uhr festgesetzt. Daß mir aber an meiner Freude nichts fehle, hatte ich den Tag vorher die Postleute gebeten, mir den Brief zurückzulegen, daß ich ihn vor 7 Uhr schon abholen könnte. Es wurde mir auch zugesagt. Als ich des Morgens nachfragte, war keiner da. Ich war wie zermalmt; nicht sowohl wegen der Schmerzlichkeit der Täuschung selbst, als wegen des Gedankens, der mir dabei in den Sinn kam: daß es doch keine reine Freude gebe. Indessen ermannte ich mich und nahm mir fest vor, meinen Verdruß nicht aufkommen zu lassen, und es gelang mir. Vor der Stadt, an einem Teiche, der Feuersee genannt, sollten wir uns versammeln, um dann in Gesellschaft die Wanderung anzutreten — so war die Abrede. Als ich auf den Platz kam, war noch keiner da. Diese Einsamkeit hätte ich benutzen können, Ihren Brief zu lesen, wenn ich einen gehabt hätte. Endlich kam ein Herr mit drei Frauenzimmern. Ich trat sogleich zu ihnen hin, verbeugte mich mit Grazie und sprach mit dem mir eigentümlichen zauberischen Lächlen folgende Worte: „Sie gehören zur Gesellschaft, die nach Solitüde wandert? Ich bin ein Fremder, und von den wenigen Bekannten, die ich habe, ist noch keiner hier. Ich bitte Sie, mich unter Ihren Schutz zu nehmen.“ Ich wurde mit der größten Freundlichkeit und Artigkeit

aufgenommen. Ich schloß mich gleich an das schönste jener drei Frauenzimmer und begleitete sie den ganzen 2 Stunden langen Weg, von der übrigen Gesellschaft etwas entfernt. Nie war ich liebenswürdiger gewesen, und Ihr Zögling hat Ihnen Ehre gemacht. Ich war so glücklich, unter den wenigen gebildeten Mädchen, die es in Stuttgart überhaupt gibt, grade mit dem gebildetsten Mädchen zusammenzutreffen. Ich sprach von meinen Reisen, von *unserer* Rheinreise und erzählte alle Plagen, die ich mit Ihnen gehabt. Der Zug bestand aus etwa 100 Personen, und es war ein herrlicher Anblick, wenn man ihn, zurückblickend, den Berg hinan- oder voreilend, die Höhe herabsteigen sah. Ach, und welche Schönheiten! Mein Herz sieht aus wie ein Stachelschwein, so voll steckt es von Pfeilen. Um 10 Uhr kamen wir nach Solitüde, wo wir von herrlicher Musik empfangen wurden. Welche Aussicht, welche Landschaft! Dann wurde Schokolade und Wein gefrühstückt. Dann ging es nach einer offnen Stelle des Waldes. Die Frauenzimmer warfen sich ins Gras, wir uns zu ihren Füßen. Dann wurden Eichenblätter gepflückt, und die Frauenzimmer flochten Kränze, die sie sich selbst in die Haare, den Herrn um die Hüte banden. Nachher wurden Gesellschaft-Spiele getrieben, meistens in Laufen bestehende: Wolf und Hasen – Katz und Maus. Sie hätten mich als Katze sehen sollen! Man muß ein Mädchen als die Maus erhaschen. Mittag gingen wir ins Schloß zurück und speisten. Es war die jubelndste Gesellschaft, die ich je gesehen habe. Die ältern Herrn betranken sich, die Frauenzimmer sangen. Ich hätte nie gedacht, daß sich so viele Ausgelassenheit mit so vielem Anstande paaren ließe. Ich habe nie in meinem Leben einen vergnügtern Tag verlebt (denn Sie zähle ich nicht zu meinen irdischen Freuden). Nach dem Essen wurde bis abends 8 Uhr getanzt, und dann ging man nach Hause. Ich habe bei dieser Gelegenheit die hiesigen

Frauenzimmer näher kennenlernen. Sie haben nicht viel Bildung, aber das tat diesem Feste keinen Abbruch, denn die Freude macht auch den Blöden geistreich. Nachmittags wurde in einem großen Zuber eine Weinlimonade zubereitet. Ich goß eigenmächtig ein halbes Dutzend Bouteillen Arrak und Wein nach. Das wirkte, wie ich es mir vorgesetzt. Ich war „vergnügt wie ein Maikäfer", wie einer meiner Freunde sich ausdrückte . . . Wenn Sie hierherkommen, sorge ich dafür, daß so eine ähnliche Partie veranstaltet werde.

Ich bin gar nicht dafür, daß Sie mit den Fräuleins reisen. Was hilft Erkundigung nach ihnen? Sie können sehr brav und doch langweilig sein. Ich bin gar nicht dafür, daß Sie bis zu Ende Mais warten. Ich bin nicht einmal dafür, daß Sie nach Bern reisen. Ich bin dafür, daß Sie nach Heidelberg gehen, und das gleich, mit der Rosette, Süßchen oder Fanny. (Eine dieser wäre mir lieber als die Jette R.) Finden Sie für diese Tagereise männliche Begleitung nötig (was mir nicht scheint), kann Sie ja Samuel nach Heidelberg begleiten. Von dort hole ich Sie ab und bringe Sie hierher. Sie können dann, wenn Sie wollen, nach Baden. An Geld, um für noch eine *dritte* Person die Reisekosten zu zahlen, fehlt es uns ja jetzt nicht. Ich habe für Kleider wenigstens 100 Taler ausgegeben, aber nach Abzug dieser Summe wird mir noch 500 fl. übrigbleiben. Sie haben ebensoviel dazu gerechnet, 250 fl., die ich in 5 Monaten von der *Neckarzeitung* einnehmen werde, macht zusammen 1250 fl. Damit können 2 Frauenzimmer und ein Herr recht gut 5 Monate reisen. Ich glaube, besonders der Rosette wäre eine solche Freude wohl zu gönnen. – Aber die Lene nehmen Sie nicht mit, die würde nur Kosten verursachen, ohne Ihnen zu nützen. – Wäre es denn nicht möglich, mir Tuch etc. von Frankfurt zu schaffen, daß ich die großen baren Auslagen hier nicht zu machen brauchte?

Die Kaulla in Frankfurt ist eine jüngere Schwester der hiesigen, die ich verheiraten will. Ich glaube nicht, daß sie für Schnapper Geld genug hat. Indessen schreiben Sie mir, wieviel dieser fordert. Lassen Sie sich die Sache angelegen sein. — Dr. Goldschmidt kann den Siegmund dem Rheinherz besser empfehlen als ich.

Dr. Krösus, geb. Wohl.

Mein Herz gleicht einem Stachelschwein,
So viele Pfeile stecken drein.

94.

Nr. 66 *Stuttgart, den 4ten Mai 1822*

Madame, Sie reden mit mir, als wäre ich Ihresgleichen. Wie viele Befehle haben Sie nicht in Ihrem kleinen Briefe anzubringen gewußt! Mit Leuten, die 60 Karolin haben, spricht man nicht in diesem Tone, man befiehlt ihnen nicht, man läßt sich von ihnen befehlen. Und so befehle ich Ihnen, auf Ehre und ernstlich gesprochen, daß Sie Ihre Reise so einrichten, wie ich in meinem letzten Briefe vorgeschlagen, sonst kann ich nicht dabei sein. Ich war lange genug leichtsinnig gewesen, und ich will jetzt Cottas gute Meinung von mir und den Vorteil, den sie mir bringt, nicht zum zweiten Male verscherzen. Denken Sie nur, in welches schädliche Licht es mich bei ihm setzen müßte, wenn ich nun, nachdem er mir eine bedeutende Summe so bereitwillig, aber mit der Erwartung bewilligt, daß ich für ihn arbeiten würde — wenn ich nun auf lange Zeit verreiste und es sich fände, daß ich, *um damit zu reisen,* ihm das Geld abgelockt hätte. Ich würde nicht den Mut haben, ihm dieses zu sagen, und müßte, ohne Abschied zu nehmen, von Stuttgart weggehen. Ganz ein anderes ist es aber, wenn Sie einige Zeit hier zubringen. Unter der Zeit kann ich ihm durch gelieferte Beiträge meinen guten Willen zeigen und ihn darauf vorbereiten, daß ich nach Baden ging, was ihm an und für sich nicht

unwillkommen sein kann, da ich von dort während der Kurzeit interessante Briefe an das *Morgenblatt* einschikken kann. Also folgendes ist meine Ansicht: Sie nehmen sich einen Hauderer nach Heidelberg und reisen an einem *Dienstage* oder an einem *Freitage* ab. Sie müssen ganz früh fortfahren und mit dem Kutscher akkordieren, daß er Sie am nämlichen Tage nach Heidelberg bringe. An dem genannten Tage geht die *Eilkutsche* von hier morgens ab und erreicht abends Heidelberg. So kommen wir zu gleicher Zeit da an. Wir bleiben 2 Tage in Heidelberg, einen in Mannheim, so daß ich in 5 Tagen wieder in Stuttgart bin. Sie bleiben so lange hier, als es Ihnen gefällt, und dann reisen wir nach Baden oder wohin Sie sonst wollen. Das beste wäre (auch der Ersparnis wegen), Sie nähmen sich hier ein Privatlogis auf einen Monat. Sie unterrichten mich, wenn Sie abreisen, und dann miete ich es auf der Stelle. Sie sollten sich Empfehlungsschreiben verschaffen an die Kaullas, Benedix und Pfeifer; aber nicht etwa an noch andere Juden, die hier in keinem Ansehen stehen. Können Sie Empfehlungen an Christen bekommen, ist es um so besser. Ich rate Ihnen, sich von Rothschild einen Kreditbrief hierher geben zu lassen, nicht um ihn zu benutzen, aber der Ehre willen. Denn das erfährt hier in 24 Stunden die ganze Stadt. Darum muß auch der Kreditbrief stark sein (5000 fl. etwa); Sie werden mir gewiß danken, Sie hierher verleitet zu haben, denn es gibt keine angenehmere Gegend im Sommer. – Vergessen Sie nicht, einen *Regenschirm* mitzubringen, und *Chézy*, „Beschreibung von Heidelberg", die sich unter meinen Büchern befindet. – Wenn die Jette mitgeht, so ist es auch wegen der Reisekosten um so besser, denn wie Sie mir geschrieben, trägt sie 200 fl. bei. Verweigern Sie ja die Annahme dieser Summe nicht, etwa aus Großmut. Wir werden das Geld immer brauchen können. – [– – –].

Mein Brief im *Morgenblatt*, der nun abgedruckt ist, erscheint mir als sehr leichte Ware. Indessen ist es mir grade nicht unlieb, daß es so gekommen ist. Das macht die Sache natürlicher, und in den Ernst kann ich ja jederzeit hineinkommen. Ich gedachte unser Maifest im *Morgenbl.* zu beschreiben, glaube aber nicht, daß ich damit zustande kommen werde. Es ist sich hier alles so nahe gestellt, daß ich auch bei der gutmütigsten Darstellung dieses und jenes versehen könnte. Auch hatte mich das schöne Mädchen, mit dem ich den Heimweg gemacht, zu sehr zerstreut, so daß ich auf den Weg und die übrige Gesellschaft wenig achthatte. Die armen Mädchen hier sind sehr schlimm daran. Meistens Töchter von Staatsbeamten, die außer ihrer Besoldung kein Vermögen haben und daher keine Mitgift bieten können, hält es ihnen schwer, an Mann zu kommen. Die männliche Jugend besteht fast nur aus Offizieren, die keine Frau ernähren können. Eben meine genannte Begleiterin (*Lotte* heißt sie!) ist die Tochter eines bankrotten Kaufmanns, zwar noch schön, aber verblüht. Einer meiner Bekannten, ein junger Arzt, hatte ihr die Hand fast versprochen, sie aber verlassen, um die häßliche Tochter eines königlichen Leibarztes zu heiraten, der seine Praxis in Flor bringen soll. Die Herrn sind hier wie die Juden, sie heiraten nur nach Geld. Ein anderes Mädchen, das auch von der Gesellschaft war, wunderschön, hatte ich für dumm gehalten; denn ich konnte sie in kein belebtes Gespräch bringen. Später erfuhr ich aber, daß es ein sehr verständiges Mädchen sei, das aber eine unglückliche Liebe trübsinnig gemacht habe. Ein Offizier hat ihr den Hof gemacht und sie dann sitzen lassen. Ein drittes Mädchen, *die schöne Sophie* genannt, die Tochter eines Staatsrats, lebhaft, sehr kokett, die erste Sängerin hier, ist auf allen ihren Wegen von einem Schwarme Anbeter umgeben. Mehr als 10 junge Leute hassen sie auf den Tod (nämlich aus Dépit

amoureux) und doch findet sie keinen Mann; denn sie hat kein Geld. Die armen Kinder!
[— — —]. Wenn ich nach Heidelberg im *Eilwagen* reise, will ich den *Postvogel* beschreiben. In 24 bis 25 Stunden sind beide Male die Wagen von Frankfurt hier angekommen in dieser Woche. — Reisen Sie ja recht bald. Wozu noch zögern?

Dr. Krösus, geb. Wohl.

Die Quittung für die Polizei kann ich nicht ausstellen, weil ich ja nicht weiß, wo ich zur Zeit des Verfalles sein werde. Ich darf nicht Stuttgart drunter schreiben, wenn ich in Baden bin. Das wäre ein falsum. Aber ich verspreche Ihnen aufs heiligste, daß die 100 fl. zur Bezahlung von Schulden angewendet werden sollen.

95.

Nr. 67 *Stuttgart, den 6. Mai 1822*

Schäm' Dich, Brüderchen! Du bist ja jetzt schon ganz betrunken vom bloßen Geruch der Reise, was wird das erst werden, wenn Du im Wagen sitzest, und neben mir? Denn was ich liebenswürdig geworden bin seit unserer Trennung, davon hat kein Mensch eine Vorstellung. Was kritzeln Sie mir denn für kleine Briefchen, ohne Orthographie, ohne Dativ, ohne Ablativ, Plural für Singular, Singular für Plural, Punkte so dick wie eine Faust, und die Hälfte der Worte wieder ausgestrichen? Wahrhaftig, die Post hier hat es ausgeplaudert, daß ich oft kleine Briefchen mit gekritzelten Adressen bekäme und daß sie von einem Liebchen sein müßten. Jetzt zaudern Sie aber nicht länger und machen Sie, daß Sie fortkommen. In schöner Verwirrung mag jetzt Ihr Köpfchen sein. Eine Reise nach Ostindien, Himmel! Ich wollte, ich wäre bei Ihnen. In Verzweiflung würde ich Sie bringen, durch

Verlegen Ihrer Schlüssel und anderer sieben Sachen. – Sie müssen sich für einen Paß sorgen, und lassen Sie ihn sich nach der Schweiz und Frankreich ausstellen. Denn wir werden von Baden aus wohl auch Straßburg besuchen. Der französische Gesandte muß ihn unterschreiben. Es ist unangenehm, wenn Sie genötigt sind, selbst auf die Polizei zu gehen. Sie könnten zwar den Paßschreiber zu sich bestellen, dann müssen Sie ihm aber 2 fl. Trinkgeld geben.

Ich mache mir gar keine Hoffnung, daß meine Mutter mir die Kleider bezahlt, ich fürchte aber sogar, daß sie mir die Sachen gar nicht einmal für meine Rechnung besorgen. [– – –].

Suchen Sie es zu vermeiden, an Ottenheimer hier Briefe oder Empfehlungen mitzunehmen. Denn wenn Sie mit ihnen bekannt würden, wären wir, da ich im Hause wohne, genötigt, sie zu manchen Partien, die wir zu Fuß oder zu Wagen machen werden, einzuladen, was uns lästig fallen würde. – Ich habe wieder einen Brief ins *Morgenblatt* geschickt, der ist schon erhabener.

Dein treuer Krösus.

96.

Nr. 68 *Stuttgart, den 10. Mai 1822*

Sie haben mich unaussprechlich betrübt und mir einen unglücklichen Tag gemacht. Sie zeigen sich sehr undankbar, nicht gegen meine Handlungen, denn ich habe Ihnen noch nichts Gutes getan, aber gegen meine Gesinnungen für Sie. Gott, der mir in das Herz sieht, weiß es, daß, so glücklich mich auch die frohe Aussicht machte, meine einzige Freundin, oder meinen einzigen Freund möchte ich sagen, nach so langer Trennung bald wiederzusehen, doch dieses mächtige Gefühl immer bei mir zurücktrat, um dem freudigern Platz zu machen, daß

ich Sie heiter weiß und daß Sie sich einen glücklichen Sommer versprechen. Bei meinen Vorschlägen für die Einrichtung der Reise habe ich gar nicht an mich, sondern nur an Ihre Zufriedenheit gedacht. Ich glaubte, Stuttgart würde Ihnen sehr gefallen; da Sie aber früher die Einbildung geäußert, es sei nicht ganz schicklich, mir entgegenzukommen, glaubte ich diese Grille abwenden zu können, wenn ich Sie versicherte, es sei mir unmöglich, von hier wegzugehen. Es ist zwar allerdings wahr, es wäre wegen des Cotta passender, wenn ich noch länger hier bliebe, aber Sie wissen ja, daß ich viel zu leichtsinnig bin, um auf solche Verpflichtungen große Rücksicht zu nehmen. *Ich* finde kein Vergnügen daran, hier zu bleiben, wo ich mich als einheimisch betrachte, und ich würde lieber anderswo mit Ihnen reisen. Nur der angegebene Grund bewog mich, Ihnen das vorzuschlagen. Sie hätten mir also nicht so bitter bemerken sollen, daß Sie Ihre Freiheit nicht an Cotta verkauft. Ich weiß nicht, wie es Ihnen in den Sinn kam, meinen Brief zänkisch zu finden. Ich war noch nie in einer freundlichern Stimmung, als da ich ihn schrieb. Kommen Sie nicht nach Stuttgart, das ist mir viel lieber; reisen Sie, wohin Sie wollen, ich werde Ihnen mit Freuden überallhin folgen. Nur schmerzt es mich, daß dieses noch so lange dauert. Spätestens auf Pfingsten versprachen Sie mir abzureisen, und jetzt reden Sie von 4 Wochen, und wenn Ihre Gesellschafterin nicht freigelassen wird, dauert es noch 8 Wochen. Und so lange soll ich warten, da es jetzt schon 9 Monate sind, daß ich Sie nicht gesehen habe [.....]. Den Brief an meinen Bruder können Sie verbrennen, ich habe ihm heute einen andern geschrieben. Ich kann mich des Weinens nicht länger enthalten, ich kann und mag Ihnen nichts mehr schreiben.

Dr. Börne.

97.

Nr. 69 *Stuttgart, d. 11. Mai 1822*

Innerhalb 24 Stunden habe ich 3 Briefe von Ihnen bekommen. So glücklich bin ich noch nie gewesen. Ach, könnte ich nur den meinigen von gestern ungeschehen machen. Sie werden auf jeden Fall Verdruß davon gehabt haben, meine Vorwürfe mögen gegründet sein oder nicht. Ich weiß nicht, was ich Bitteres in Ihrem Briefe fand, das mich über allen Ausdruck kränkte. Vielleicht hatten Sie es so schlimm nicht gemeint. Sie wissen ja, daß ich leidenschaftlich bin in den seltenen Fällen, wo mein Herz aufgeregt wird, und Sie werden mir verzeihen. Seitdem ich von Ihnen entfernt lebe, hatte ich keinen so kummervollen Tag als gestern. So bestimmt hatte ich darauf gerechnet, spätestens bis Pfingsten mit Ihnen zusammenzutreffen, und jetzt schrieben Sie mir mit der größten Gleichgültigkeit, wie sich Ihre Abreise noch lange verzögern könnte, und noch überdies, daß es Sie gar nicht betrüben würde, wenn ich Ihnen erst später nachkäme. Wie sollte mich das nicht kränken! Aber am meisten tat mir der Gedanke weh, daß Sie bloß des S. willen noch so lange in Frankfurt bleiben wollten. Ihr liebes Briefchen, das mir Schnapper brachte, hat wieder Trost in mein Herz gebracht, weil Sie mir Hoffnung geben, doch auf Pfingsten abzureisen. Da Ihrer Gesellschafterin schon einige Wochen nachgelassen worden, wird es auf einige Tage früher den Ellisens nicht ankommen, und sie werden ihr wohl verstatten, vor Pfingsten abzureisen. Früher als Ihre Gesellschafterin zu reisen und diese nachkommen zu lassen, rate ich Ihnen nicht. Wie weit wollten Sie denn vorauseilen? Das könnte ja doch nur bis Heidelberg sein und wir dadurch genötigt werden, länger dort zu bleiben, als uns ansteht. Auch würde das Ihre Kosten vermehren, weil Sie die Fahrt für das Frauen-

zimmer bezahlen müßten. Pfingsten fällt auf Sonntag und Montag; wenn Sie es also einrichten könnten, daß Sie den vorgehenden Freitag abreisten, so wäre das schön; [– – –].

Ich werde sparen soviel als möglich. Ich habe berechnet, was ich vor unserer Reise, den Schneiderlohn eingerechnet, noch auszugeben habe, und nach Abzug dieses alles bleibt mir am 1sten Juni grade noch 60 Karolin. Also Geld genug. Hätten wir zusammen nur noch 50 Karolin mehr, könnten wir, hol' mich der Teufel, auf vier bis sechs Wochen nach Paris. Das wäre eine Freude für mich. Ich gebe aber diesen großen Plan nicht auf. Ich werde von Baden aus agieren und vielleicht noch Geld auftreiben. Tun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie sich und Ihrer Freundin einen Paß nach Paris ausstellen, woran ja nichts verloren ist, da wir auf jeden Fall nach Straßburg müßten. Das geht mir schrecklich im Kopfe herum, wir können auch mit unserm jetzigen Gelde Paris besuchen, ich habe das ausgerechnet. Aber sagen Sie keinem Menschen ein Wort davon. Was sollten wir auch so lange in Baden machen? Ich glaube, nach 4 Wochen werden wir es satt sein. Und in der Schweiz zu reisen, ist (nur die nähere Hinreise abgerechnet) teurer, als in Paris zu leben. Sagen Sie mir vorläufig Ihre Meinung.

Also Ihre Gesellschafterin ist hübsch? Das läßt sich hören. Ich werde ihnen abwechselnd den Hof machen, ein halb Jahr der Hirsch und ein halb Jahr Ihnen. Ihr mögt losen, mit wem ich den Anfang machen soll. Wenn sie nur nicht *Hirsch* hieße, sie muß sich wahrhaftig einen andern Namen annehmen für die Dauer der Reise. Lassen Sie doch in Frankfurt von einem Sachkenner berechnen, ob unsere Kasse nicht hinreicht, nach einem gehörigen Aufenthalte in Baden (von 4 Wochen) nach Paris auf 6 Wochen zu reisen. Sie müssen überdies noch monatlich 50 fl. in Anschlag bringen, die ich von der *Neckarzeitung* habe.

Wahrhaftig es geht; nach Paris, nach Paris. Da ich schon dort war, käme uns das sehr zustatten. Wir brauchen keinen Führer, ich weiß, wie man für wenig Geld gut lebt, ich kenne ordentliches Logis.

Kennst Du das Land, wo man Französisch spricht?
Geliebte, dorthin wende Dein Gesicht!

Empfehlen Sie mich vorläufig der Dem. Hirsch. Ich werde ihr Jäger sein.

Dr. Börne, geb. Wohl.

Schnapper ist mit einem Hauderer heute früh abgereist und bleibt die Nacht in Ulm.

98.

Nr. 70 *Stuttgart, den 18. Mai 1822*

Der Himmel sei gepriesen, daß wieder ein Brief von Ihnen da ist. Was ich mich geängstigt habe! Tun Sie doch das nicht mehr! Wie konnten Sie nur auf Ihr kleines Briefchen Antwort abwarten, da das, was darauf zu antworten war, ja in meinem spätern Briefe stand? Wohl habe ich großen Verdruß, daß Sie so spät reisen, das ist nicht bloß 14 Tage, das ist 3 Wochen später als Pfingsten. Nach unserer frühern Abrede säße ich heute über 8 Tage schon bei Ihnen. Durch diese Verspätung wird unser Beisammenleben nicht allein verspätet, sondern überhaupt verkürzt. Denn das Geld, was ich hier verzehre, wird unserer Reisekasse entzogen. Lieber Engel, was haben Sie denn für Pläne mit Paris? Allerdings wäre im Sommer eine Reise in der Schweiz interessanter, da wir aber nicht Geld genug haben für Paris *und* die Schweiz, wäre ersteres vorzuziehen. Ich hatte, ich will es gestehen, meine stillen Pläne mit Ihnen, Sie auf immer in Paris zu behalten; denn wenn ich wüßte, daß ich mich im Herbste wieder von Ihnen trennen müßte (nach

Frankfurt gehe ich auf keine Weise wieder), möchte ich lieber die Reise gar nicht unternehmen. Ich bedachte auch folgendes. Gehen wir gleich nach Paris, so würde ich dort viel arbeiten, denn die Vormittage sind dort lang, und uns zu vergnügen und umzusehen, bleibt uns nach dem Essen Zeit genug übrig. Hätte ich dann an Cotta viel geschickt und mich so bei ihm insinuiert, würde ich mir nach Verlauf einiger Monate haben Geld schicken lassen. Ja, ich hätte ihm dann angetragen, seinen frühern Vertrag, nach dem ich 3000 fl. jährlich in Paris bekommen sollte, zu erneuern. Dann hätten wir Geld genug gehabt, immer, oder solange es uns gefällt, in Paris zu bleiben. Ganz was anders aber ist es, wenn wir in der Schweiz herumreisen. Denn da bringt man den ganzen Tag mit Wandern zu, und es würde mir also wenig Zeit übrigbleiben, für Cotta zu arbeiten, und hätte dann auch keine Ansprüche, mir den leeren Beutel wieder von ihm füllen zu lassen. Wir wollen das mündlich weiter besprechen.

Wegen des Passes mit der Dem. Hirsch hat es weiter keine Schwierigkeit. [— — —]. Bitten Sie den Polizeibeamten, den Paß auf *ein Jahr* auszustellen. – Wegen der Dem. Hirsch habe ich doch allerlei Bedenklichkeiten. Sie laden sich doch eine Last auf, und da ich Ihr Herz kenne, fürchte ich, Sie würden es nicht mehr über sich vermögen, sie wieder loszulassen. Und dazu reicht ja Ihr Geld nicht. Wenn es sich machte, daß wir den Winter in Paris blieben, was soll dann mit der H. geschehen? Wie leicht könnten Sie auf der Reise Frauenzimmer kennenlernen, in deren Gesellschaft Sie reisen könnten, und dann wäre die H. überflüssig. Überlegen Sie das wohl und richten Sie die Sache so ein, daß Ihre Verbindlichkeit zu jeder Zeit wieder aufgelöst werden könne.

[— — —]. Auf jeden Fall müssen Sie *vor dem 16. Juni* abreisen; denn am 16ten Juni ist meine Monatsmiete aus,

und bleibe ich dann einen Tag länger, kostet es mich unnötig 12 Gulden. Ihre Briefe bringe ich Ihnen nach Heidelberg.

Ellisen besitzt von mir einen Guide de Paris, lassen Sie mir den holen.

Wir könnten eine schöne Reise machen. Über Schaffhausen, Bern, Lausanne, Genf und über Lyon nach Paris. Aber dazu gehört mehr Geld, als wir haben. – Wenn Sie selbst zu Ellisens gingen und sie darum bäten, erlaubten sie der Hirsch gewiß, früher zu reisen. Das ist ja nur Schikane. Was liegt an 14 Tagen mehr oder weniger. – Sichels Kommis, Völklein, war hier und hat mir unter andern Neuigkeiten erzählt, daß Silvester Sichel am Tode läge. – Sie hätten meinem Bruder zureden sollen, mir etwas Geld zu verschaffen, zu einer *Reise nach Baden.* Sie hätten ihm sagen können, ich wäre so geizig geworden, daß ich die Summe, die ich von Cotta bekommen, nicht antasten wolle. Das hätte vielleicht gewirkt. Aber es ist mit Ihnen nichts Gescheites anzufangen. Habe ich Dich nur erst in meiner Gewalt, mach' ich Dich tot.

Dr. Börne, geb. Wohl.

99.

[Nr.] 71 *Stuttgart, d. 23. Mai 1822*

Ich bin verdrüßlich, bin verdrüßlich, bin verdrüßlich. Ihr Brief ist zwar lang und lieb, aber das ist doch nur Arznei im goldnen Löffel. Die Mitte des Juni ist ganz genau am 15ten mittags 12 Uhr. An dieser Mitte, sagten Sie früher, würde die Hirsch entlassen werden, und jetzt reden Sie wieder von der Möglichkeit, später als den 16. abzureisen. Ich habe beschlossen, spätestens an diesem Tage nach Heidelberg zu reisen oder früher, je nachdem der Eilwagen abgeht. Es würde mir eine erstaunliche Freude machen, wenn Stiebel und Röschen mitkämen. Nur fürchte ich, das könnte zu noch längern Zögerungen An-

laß geben. Um der zur Abreise bestimmten Zeit könnte Stiebel ein Kranker in den Weg kommen. Dann würde aufgeschoben, von Tag zu Tag, Sie würden warten. Das besorge ich. Sie müssen meinen Hauswirten nicht unrecht tun; ich habe nicht sagen wollen, daß sie mir für einige Tage über den 16ten die Monatsmiete abnehmen würden. Aber da sie in knappen Umständen sind, hätte ich mich wahrscheinlich geneigt gefühlt, es ihnen anzubieten. Und das will ich vermeiden, ich will meinem guten Herzen ausweichen.

Mein Aphorismenbüchelchen, gesetzt auch, es wäre vollendet, könnte mir doch jetzt kein Geld eintragen. Sie vergessen ja ganz, daß mir Cotta gleichsam *dafür* vorläufig die 60 Karolin gegeben. Sie stellen sich manchmal an, als wären Sie in Geldsachen die unverschämteste Jüdin, und doch, wenn es dazu käme, wären Sie ja sicher noch weit ängstlicher als ich. Bedenken Sie doch, daß ich Cotta 1300 fl. und mehr schuldig bin und daß, wenn ich auch das Honorar der ihm gelieferten Arbeiten zu 5 Karolin den Bogen rechnen wollte, doch immer erst 20 Karolin von jener Schuld abgingen, denn ich glaube nicht, daß alles zusammengerechnet mehr als 4 Bogen macht. Um nach Verlauf einer Zeit, etwa nach 3 Monaten, wieder Geld fordern zu können, bleibt mir nichts übrig, als für C. alles mögliche zu arbeiten. Die Rheinbriefe auch werde ich für das *Morgenblatt* ausarbeiten. Ich habe es ihm schon gesagt. Von einem monatlichen Kontrakt kann ich jetzt noch nicht reden; er muß erst gesehen haben, daß es mir mit dem Arbeiten ernst geworden ist.

Über meinen letzten Brief im *Morgenbl.** hat sich die hiesige Noblesse und Beamtenkaste gewaltig geärgert. Er ist anti-monarchisch, freilich sehr stark, mich wundert nur, daß er gedruckt werden durfte. Es ist tödliches Gift darin

* Vgl. Bd. 1, S. 1123 ff.

für den Adel. Ich habe wieder einen langen Aufsatz ($^1/_2$ Druckbogen) eingeschickt, betitelt *Der allgemeine Anzeiger der Deutschen*. Ganz für Frauenzimmer.
Ihre Briefe, wenn Sie darauf bestehen, will ich Ihnen nach Frankfurt schicken. Mich verdrießt die Mühe des Einpackens. Besser, ich bringe sie nach Heidelberg. Sie können sie ja dann von dort aus nach Frankfurt schicken. Ich meine aber, wir nehmen sie mit auf die Reise, und Sie bringen die meinigen auch mit. Sie würden ja Stoff zu arbeiten geben. Übrigens richten Sie Ihre Häuslichkeiten in Frankfurt so ein, daß Sie nichts hindre, den nächsten Winter oder auf immer wegzubleiben. – Sehen Sie doch, daß Ihnen jemand ein gutes Perspektiv schenkt oder leiht. Wäre auf der Reise zu gebrauchen. Worms hat einen Tubus. Auch das Nötigste von Ihren Winterkleidern (Mantel, Pelzkragen) müssen Sie *auf jeden Fall* einpacken; denn in der Schweiz, auf den Bergen, muß man sich warm kleiden. Freilich ging' es an, daß die Hirsch als Gesellschafterin auf Ihren Paß gesetzt würde. Aber erstens wäre das eine Art Beleidigung für das Mädchen; denn nur Dienstboten werden auf diese Weise in den Paß ihrer Herrschaft gesetzt. Zweitens könnte sie das genieren, wenn sie sich etwa auf der Reise von Ihnen trennte, denn da brauchte sie ihren eignen Paß. – Wenn Sie meinen Paß erhalten, schicken Sie mir ihn, daß ich ihn hier kann visieren lassen.
Sie täten mir einen großen Gefallen, wenn Sie mir die *Iris* verschafften, worin vor zwei Jahren mein Aufsatz über die Weiberhüte stand *(Dioptrik)*. Sie brauchen ja nur zu Wenner zu schicken in meinem Namen. Ich möchte ihn nämlich vermehrt in das *Morgenblatt* bringen. Davon müssen Sie aber Wenner nichts sagen. Lassen Sie ihn von mir grüßen. Das Manuskript des Aufsatzes, das Sie mir geschickt, ist zu mangelhaft. Es muß in das Gedruckte viel hinzugekommen sein. Sie können *Iris*, Paß

und *Frau v. Chézy*, „Beschreibung von Heidelberg“, etc. mir auf dem *Postwagen* schicken. Bitten Sie doch Samuel, sich Mühe zu geben, daß er es unter meinen Büchern finde. Es ist *blau broschiert*, nämlich der Titel ist auf dem Umschlag gedruckt. Ich lasse mir das Buch, das Sie mir mitbringen könnten, nur darum schicken, damit es mit dem Passe das erforderliche Gewicht bekomme. Denn auf der Briefpost würden Paß und *Iris* ebensoviel kosten.
Ich habe eben nach dem Kalender gesehen. Wenn Sie nicht früher wegkommen können, reise ich spätestens Freitag, den *14. Juni*, von hier mit dem Eilwagen ab und komme dann abends zwischen 10—11 dort an. Sonst müßte ich warten bis Dienstag, den 18ten, was ich nicht will. Sollte ich unglücklicherweise in Heidelberg auf Sie warten müssen, werde ich diese Zeit benutzen, meine Reise im Eilwagen, als Gegenstück zur „Postschnecke“, auszuarbeiten. — Ich habe mich bei Leuten, die in der Schweiz waren, erkundigt, wieviel das Reisen dort mit Frauenzimmern kostet. Sie sagten mir, eine Person wenigstens 8 fl. den Tag, also wir drei 24 fl. Um die Schweiz nur etwas zu sehen, braucht man 4 Wochen. Das wäre also eine Ausgabe von 720 fl. Was sagst Du dazu, Hänschen? Ich habe berechnet, was es in Paris kostet und teile Ihnen die Rechnung am Schlusse des Briefes mit. Sie werden daraus sehen, daß wir drei dort höchstens nur 16 fl. täglich brauchen.
Sie sollten meinem Bruder mehr zusetzen. Gebrauchen Sie Ihre unausstehliche — ich wollte sagen unwiderstehliche — Liebenswürdigkeit, dann verschafft er wohl 30 bis 50 Karolin. Lassen Sie [ihm] durch Dr. Stiebel beibringen, ich wäre zu geizig, mit Ihnen zu reisen, ich hätte von den 60 Karolin von Cotta diesem 50 wieder zurückgegeben, um sie auf Interessen zu behalten etc. Ich weiß, wie man auf meine Juden wirkt. Sagen Sie ihm, er sollte

mich mit einer Rolle Gold überraschen. Rühr' Dich, Schlingel. – Statt, wie ich meinte, 60 werde ich nur 50 Karolin übrigbehalten. Das machen die 3 Wochen, die ich länger hierbleibe, Macherlohn für Überrock etc. – Man muß sich begnügen. Wenn ich das Zeug zu meinen Kleidern hätte bezahlen müssen, wären mir nur 40 Karolin geblieben. – Nicht zu vergessen die *Beschreibung von Paris*, die Eduard Ellisen von mir hat.

Donderodondondon
oder
Genaue Berechnung, wieviel Geld ein Mensch und zwei Frauenzimmer zu einer Reise nach Paris, in Franken und Gulden, brauchen
von
Plutarch.
Aus dem Griechischen übersetzt und mit einer Vorrede und mit Anmerkungen begleitet
von
Dr. Ludwig Börne
geb. Wohl.

	Franken
Von Straßburg nach Paris [1])	250
In Paris *täglich* (3 Personen)	
Logis [2])	4 Fr.
1stes Frühstück [3])	1 „
2tes Frühstück [4])	3 „
Mittagessen [5])	6 „
Abendessen [6])	3 „
Vergnügungen [7]), Sehenswürdigkeiten, Wäsche, Aufwartung usw.	18 „
Summa	35 Fr.

oder 15 Gulden 48 Kreuzer 2 Pfennige.

Anmerkungen.

1. Ein Platz von Straßburg nach Paris kostet auf der Diligence (wo die anständigsten Frauenzimmer reisen) 50 Fr. die Person. Es gibt aber noch eine bessere Gelegenheit, mit dem Courrier de Malle; denn dieser (ein herrlicher Wagen) hat nur 3 Plätze. Wir wären ganz allein und in 3 Tagen und 2 Nächten in Paris. (Die Diligence braucht 5 Tage und 4 Nächte.) Im Courrier de Malle kostet 1 Platz 60 Fr., also drei Personen 180. Für Zehrung, Überfracht etc. noch 70 Fr. hinzugefügt, macht 250 Fr. Nehmen wir uns einen Mietwagen, würde es nicht mehr kosten, aber der braucht wohl 8 Tage.

2. Ich habe für ein gutes Zimmer 1½ Fr. täglich bezahlt. Zwei Zimmer, etwa mit Kabinett, kosteten also 4 Fr.

3. Wir frühstücken natürlich in unserm Zimmer, von unserer eignen Menage (die Wirtsleute liefern das nicht). Sie werden aus Ihrer *vieljährigen* (!) Erfahrung wissen, daß Tee, Butterbrot etc. für 3 Personen nicht mehr als 27½ Kreuzer kosten. (Soviel beträgt der Frank.)

4. Um 4–5 Uhr wird Mittag gegessen. Ein ordentlicher Mensch begnügt sich um 12 Uhr mit einem Butterbrötchen und einigen Kirschen, welches für 3 Personen nur 1 Fr. kosten würde; da ich aber weiß, mit welcher Eßkünstlerin ich es zu tun habe, habe ich ein Kotelett, 1 Glas Wein u. dgl. in Rechnung gebracht.

5. Ich habe für 2 Fr. mittags vier Gerichte, Dessert und einen Schoppen Wein gehabt. Wir müssen uns das Essen ins Haus bringen lassen und bekommen es wahrscheinlich noch wohlfeiler. Frauenzimmer können nur zu den vornehmsten Restaurateurs essen gehen, wo eine Person wenigstens 4 Fr. verzehrt. Allein dieses tun wir, wie alle Reisende, die nicht ungeheuer reich sind, nur einige Male, um die Sache mit anzusehen. Man hat, einmal es gesehen, ohnedies kein Interesse daran. Diese Mehrausgabe ist unter der Rubrik Vergnügen begriffen.

6. Eigentlich eine nicht gewöhnliche Ausgabe. Man kömmt um 6 Uhr und später noch vom Tische und ißt nichts zu Nacht. Aber man geht mit Frauenzimmern zuweilen abends in einige Kaffeehäuser und ißt ein Gläschen Eis etc.
7. Ist alles aufs höchste berechnet. Die eigentlichen Sehenswürdigkeiten in Paris (Galerie, Jardin des Plantes, Museum) kosten nichts. Theater kostet die Person 3 Fr., und ist man in Paris, zumal im Sommer, denkt man grade nicht oft daran, sich im Theater einzusperren. Eine Stunde in der Stadt herumzufahren kostet 2 Fr. Das meiste würden die Sehenswürdigkeiten außer Paris kosten, Versailles, St-Cloud, Montmorency etc. Aber im Durchschnitt könnten wir täglich nicht mehr als 18 Fr. brauchen.
Wären wir nun auf diese Weise 6 Wochen in Paris, würde ich unterdessen für weiteres Geld sorgen. Im Notfall könnten Sie Konzert geben, oder Sie ließen sich bei Franconi als Kunstreuterin engagieren.

Dr. Börne, geb. Wohl.

100.

Nr. 72 *Stuttgart, den 27. Mai 1822*

Ich bin alles zufrieden, liebes Kind, Sie üben eine unbeschränkte Macht über mich aus, und ich werde wie immer nach Ihrer Flöte tanzen. Mit Paris war es mir eigentlich mehr Scherz. Ließ es sich machen, wäre es freilich schön. Aber wie Sie sagen, es kömmt darauf an, daß wir mit unserm Gelde haushalten, um so länger abwesend bleiben zu können. An Ihrer Seite finde ich es überall schön, da werde ich keine Entbehrung fühlen. Ihnen gegenüber würde mir Suppe, Rindfleisch, Gemüs mit Beilagen, Ragout und Mehlspeisen, Pasteten, Braten, Dessert und eine Bouteille Wein besser schmecken als trocknes Brot, ohne Sie genossen. Das können Sie mir glauben.

Ich würde mich freuen, wenn Dr. Goldschmidt hierherkäme; aber der Weg nach Baden führt eigentlich nicht über Stuttgart. – *Iris* und Paß können Sie mir mitbringen. Das Paket habe ich erhalten. – Wenn ich Ihnen Ihre Briefe schicken soll, müssen Sie mir Adresse nach Straße, Litr. Nr. genau angeben. Denn da ich das Päcktchen der fahrenden Post übergebe, bringt es nicht der gewöhnliche Briefträger, sondern einer, dem Sie fremd sind, ins Haus. Auch hat man Beispiele, daß Postwägen beraubt worden und die Briefe über die Felder gestreut worden sind. Die würden dann nach dem ersten Regen allerlei unorthographische Gräser und Blumen hervorbringen. Bedenken Sie das alle wohl. – Für den Fall, daß Sie etwa willens wären, *Gold* mitzunehmen, bemerke ich Ihnen, daß ich mir bereits 50 Napoleon eingewechselt habe – und es reut mich, denn man sagt mir, daß man auf Reisen, wenn es grade nicht nach Frankreich geht, mit Gold immer verliere. Indessen, das können Sie in Frankfurt am besten erfahren.

Meine neuen Kleider, bis auf das neu hinzugekommene, habe ich vom Schneider schon bekommen und auch gestern, als am ersten Pfingsttage, getragen. Ich fürchte mich, mich darin vor Ihnen zu zeigen. Die Sprache wird Ihnen vergehen. Alles nach dem Geschmacke der letzten Pariser Woche. Wo meine Beine anfangen, da hört der Rock auf. Ich sehe aus wie ein Närrchen von 16 Jahren und habe gestern den ganzen Tag die frivolsten Grundsätze gehabt. Ganz Stuttgart hat mich angesehen und mich ehrerbietigst gegrüßt (im Ernste). Die Westen sind unbeschreiblich gemacht. Un coup de ciseaux d'une hardiesse extraordinaire! An der schwarzen Weste sind Knöpfe in Kugelform, von einer schwarzen Metallmasse. Die zweite Weste hat Knöpfe von Stahl und die dritte von Perlenmutter. Die Westen können nur bis zum Sechsteil ihrer Länge zugeknöpft werden. Alles offen, so

daß ich kein schwarzes Hemd darunter anziehen kann. Schaffen Sie mir doch um Gottes willen eine brillantene Nadel zur Miete. Es ist eine Schande, eine ordinäre offne Brust zu zeigen. Mein Überrock wird auch wundervoll; ohne Knöpfe, polnisch mit seidnen Schnüren. Zu dem allen trage ich einen gelben Strohhut mit grünem Bande, wie sie jetzt hier Mode sind.

Können Sie mir nicht sagen, ob die *Wage* noch herauskömmt, die ehemals in Frankfurt erschien? ich habe darauf pränumeriert, aber seit fast einem Jahre nichts davon zu sehen bekommen.

Wir haben jetzt Messe hier und auch Sehenswürdigkeiten wie euer Frankfurt. Einen herrlichen Löwen, nebst Gattin und 3 Kindern. Diesen Morgen um 7 Uhr sah ich sie; da liefen die Jungen frei umher. Dann einen Tombourmajor, der 15 Trommeln spielt; einen Gesichterschneider etc. Vielleicht beschreibe ich die Messe im *Morgenblatte*.

Liebes Kind, seien Sie nicht böse, ich kann nicht weiter schreiben; denn ich will die Frau von Riedesel besuchen und ihr meinen neuen Rock zeigen. Ich habe sie erst neulich kennengelernt. Sie spielte Klaviervariationen von Moscheles in einem öffentlichen Konzerte, das zum Besten der Waisen eines verstorbenen Musikers gegeben wurde. Den Tag nach dem Konzerte ließ ich mich zu ihr führen und ward sehr artig aufgenommen. Gleich beim Eintreten sagte ich ihr: „Gnädige Frau, Sie haben gestern gespielt wie ein Engel, oder vielmehr nicht wie Engel; denn wenn die Engel mit solcher Fertigkeit Moschelessche Variationen spielten, was sollte aus den armen Griechen werden?“ Dieses Kompliment gefiel ihr sehr gut. Schön ist sie nicht, im übrigen aber hat sie viel Ähnlichkeit mit Ihnen. – Ehe Sie abreisen, waschen Sie sich das Gesicht recht sauber; ich habe meine Ursachen. Adieu mein Mäuschen. B.

101.

Nr. 73 *Stuttgart, den 31. Mai 1822*

Ihr Brief ist recht groß, aber meine Ungeduld, Sie zu sehen, ist noch weit größer. Durch solche Mittel gelingt es Ihnen nicht, mein Herz zu beschwichtigen, was vielleicht Ihre freundliche Absicht war. Warum schreiben Sie, daß Sie wahrscheinlich den 14ten abreisen, warum nicht *gewiß*? Was hindert Sie, den Tag unabänderlich zu bestimmen? Sie müssen sich einrichten, als wollten Sie schon den 8ten abreisen, sonst werden Sie bis zum 14ten nicht fertig; ich weiß ja, wie es mit euch Weibern geht. Und dann müssen Sie schon am 13ten den Wagen vor das Haus kommen lassen. Auch darf Sie etwa eintretendes schlechtes Wetter nicht zurückhalten, und sorgen Sie darum für einen Wagen, der gedeckt werden kann. In einem offenen ist man ohnedies der Sonne und dem Staube zu sehr ausgesetzt. Sie wundern sich, daß Worms und ich Lust haben, mit Ihnen zu reisen? Das tun wir um unser Seelenheil willen. Ich habe neulich niedergeschrieben: „Eine böse Frau ist die Inokulation der Höllenstrafe; wer das Glück hat, eine solche zu besitzen, kann dem himmlischen Jenner nicht genug für diese Wohltat danken." Das ist es.

Ihr Mäulchen, wenn Sie von meinen literarischen und Finanzverhältnissen mit Cotta sprechen, geht wie eine Windmühle. Es ist aber auch alles Wind. In Ihren Plan, der übrigens ganz gut ist, kann ich jetzt noch nicht eingehen. Wie ich Ihnen schon oft gesagt, muß ich erst einige Monate arbeiten, um von Cotta mir Geld geben zu lassen. Und dann erst kann ich ihm den Antrag zur fixen Bezahlung machen. Das ist ja in der Hauptsache das nämliche. Schriftlich kann ich ohnedies freier und besser mit Cotta unterhandeln als mündlich. — [— — —].

Soeben komme ich aus dem Wirtshause, wohin mich

Goldschm. u. Götz durch beiliegendes Billett haben rufen lassen. Sie sind gegangen, die Boisseréesche Galerie zu sehen. Wir werden Mittag zusammen essen. – Geben Sie unsere neuen Lotteriezettel vor Ihrer Abreise in sichere Hände. Die ersten Klassen, die Sie schon in Händen haben, nehmen Sie besser mit. – Nach Bezahlung der Schuld von Adler wird von den 100 fl. wohl noch übrigbleiben. Ordnen Sie an, was damit gemacht werden soll. – Der Dr. Stiefel muß sich irren; ich erinnere mich nicht, vor einigen Jahren dem Cotta eine Erzählung fürs *Morgenblatt* gegeben zu haben. – Am besten, Sie lassen sich eine Anweisung nach Karlsruh geben. Von da aus, wenn wir das Geld nicht brauchen, lassen wir uns eine nach der weiteren Bestimmung unserer Reise geben. Doch lassen Sie sich genau sagen, wie man sich bei Anweisungen, Kreditbriefen etc. zu verhalten hat; denn ich bin sehr dumm in solchen Sachen. – Suchen Sie womöglich auf meinen Bruder einzuwirken, vielleicht gelingt es Ihnen, mir noch Geld zu verschaffen. – Ich habe mich bei Dr. G. nach der Dem. Hirsch erkundigt; er hat sie sehr gelobt. Wenn wir nach Paris kämen, wäre sie uns von großer Aushülfe. Ich muß durch[aus] machen, daß ich den Winter nach Paris komme. Wäre ich vor 3 Jahren bis jetzt dort geblieben und hätte mich unterdessen im Französischen vervollkommnet, hätte ich eine französische Zeitung redigieren können. Wie mir vor einigen Tagen ein Pariser junger Gelehrter erzählt hat, bekommen die Hauptredacteurs dort jährlich 25 tausend Franken Gehalt. – Auch hätte ich jetzt dort Gelegenheit, an einem eleganten belletristisch-literarischen und Theaterblatt zu schreiben, das unter dem Namen *Miroir* erscheint und welches vortrefflich ist. Jouy gibt es heraus. Das wäre so ganz mein Genre. Alles kurz, von einem zum andern springend. Wie schwerfällig ist das *Morgenblatt* dagegen. Einer der Hauptredakteure dieses Blattes ist mir

bekannt, und ich bin in Frankfurt, wo er sich, solange er aus Frankreich verbannt war, aufgehalten, viel mit ihm umgegangen. Durch diesen könnte ich leicht mit dem *Miroir* in Verbindung kommen.

Ich bin in meinen neuen Kleidern zum Küssen. Aber einen gelben Strohhut habe ich mir nicht gekauft, sondern einen schwarzen. – Schreiben Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe ganz bestimmt, daß Sie den 14ten abreisen. – Wir haben hier auch einen Rutschberg. Sie hätten gewiß Furcht, darauf zu fahren. Ich bin gar nicht mehr der Meinung, daß wir noch nach Stuttgart reisen – doch das mündlich. Adieu, ich muß zum Essen.

Dr. Börne, geb. Wohl.

Ich werde Sie benachrichtigen, wenn Ihre Briefe mit dem Postwagen abgehen werden.

102.

Nr. 74 *Stuttgart, den 5. Juni 1822*

Sie haben mich nicht verstanden, da ich von dem Wunsche sprach, Französisch schreiben zu können. Es ist ja nicht davon [die] Rede, mein ganz[es] deutsches Wesen zu französieren, was ich glücklicherweise nie lernen könnte, sondern es so weit zu bringen, daß ich ohne Sprach- und Stilfehler einen kleinen französischen Aufsatz schreiben könne, was hinreicht, um an einem französischen Blatte als Mitarbeiter teilzunehmen. Auch hat sich die französische Denkweise und also auch der Stil ja ganz geändert und ist der deutschen näher getreten. Die Eigentümlichkeit, welche die französische Sprache von der deutschen unterscheidet, besteht nicht in etwas Eignem, das sie voraus hätte, sondern in dem *Mangel* eines Gewissen, was der deutschen eigen ist, nämlich in dem Mangel philosophischer Tiefe und kosmopolitischer Breite. Wenn aber, wie es jetzt zwischen den Deutschen und Franzosen der Fall ist, zwei Nationen in ihrer Art zu

denken und zu fühlen übereinstimmen, kann jede in der fremden Sprache schreiben, sobald sie nur die Grammatik versteht. Rousseau schrieb ganz deutsch, Chateaubriand, Benjamin Constant und die andern jetzt lebenden französischen Schriftsteller, besonders die politischen, schreiben wie Deutsche.

Den „Pirat" habe ich gestern gelesen bis auf den dritten Band, der hier noch nicht zu bekommen ist. Er gefällt mir lange nicht so gut als die andern. Die Charaktere sind etwas schwankend, nebelhaft, sentimental, und es fällt der Einbildungskraft nur darum leicht, sie sich in scharfen Umrissen vorzuzeichnen, weil sie Wiederholungen jener Charaktere sind, die wir aus den frühern Romanen Walter Scotts kennen. Man wird nicht wie sonst inmitte des Schauplatzes hingestellt, sondern sieht die shetländischen Inseln und die Menschen darauf von der englischen Küste aus.

[— — —]. — Wäre es denn nicht möglich, daß die Fanny mitkäme, auch wenn Stiebel und Röschen Sie begleiten? Das würde mir große Freude machen. Ihr seid ja alle magere Gänse und könntet wohl zu 8 Platz im Wagen finden. Eine kann ja als verrückte Engländerin auf dem Bock sitzen. Reist nur ja früh ab, daß ihr den Abend nach Heidelberg kommt. Wir logieren im *Karlsberg*. — An eurer Stelle würde ich Donnerstag um Mitternacht abfahren und bis Freitag morgen 10 Uhr reisen, dann liegenbleiben bis nachmittags 4 Uhr. Auf diese Weise vermeiden Sie die Hitze. Sie müssen einen ganz bedeckten Wagen nehmen. — Vergessen Sie nicht eine gut gehende *Uhr* mitzubringen und Kölnischwasser, wie auch Federmesser, Siegellack und geschnittene Federn.

Denken Sie nur, mein Vater hat mir aus Wien geschrieben. „Sr. Wohlgeb. Herrn Dr. Börne in Stuttgart. Franco." Was ich mache; er hätte gehört, ich hätte viel Arbeit; ich solle ihm meine Werke schicken, die ich unterdessen

zustande gebracht, und wenn ich mich entschließen könnte, nach Wien zu kommen, würde ich dort mein gutes Fortkommen finden. Ich habe ihm geantwortet, daß ich arbeitete wie ein Vieh, daß ich nach Wien keine Lust trüge, daß ich in 14 Tagen nach Baden und, wenn ich das Geld dazu auftreiben könnte, auch nach der Schweiz, Mailand und Venedig reisen würde, und er solle die Güte haben, mir an Haber in Karlsruhe eine Anweisung zu schicken, ich würde dort nachfragen.

Mit Goldsch. u. Götz war ich sehr vergnügt. Es hat ihnen hier gut gefallen. Besonders am Rutschberg fanden sie Freude, und wir sind Samstagmorgen sehr viel gerutscht. Der Götz hat schrecklich geschwitzt. Seine Frau hatte ihm ein sauber geheftetes Schreibbuch in himmelblauem Umschlag mitgegeben, um ein Reisetagebuch zu führen. Er gab es mir, es auszufüllen. Das werde ich auch tun, aber mit unserer eignen Reise.

Meine Zähne habe ich mir putzen lassen, und von heute über 8 Tage an wasche ich mir einen Tag um den andern die Hände.

Mit meinem neuen Aufsatze ins *Morgenbl.* dauert es nicht länger als gewöhnlich. Die Madame Huber macht schreckliche Gesichter, wenn sie in meine sauern Äpfel beißen soll, und verschiebt es so lange als möglich. Sie hält es sehr mit der Noblesse, und in meinem Aufsatze ist wieder viel gegen die Hofleute geeifert. – Eine Vorstecknadel muß ich haben, sonst kann ich nicht reisen. Wie viele Schachteln nehmen Sie mit? Ach, wäre ich ledig geblieben! Meine Nägel schneide ich mir auch vor der Abreise, daß ich ganz werde Ihr grimmiger Freund B.

103.

Nr. 75 *Stuttgart, den 7. Juni 1822*

Ich schicke Ihnen heute Ihre Briefe durch die fahrende Post und glaube, daß sie Sonntag ankommen werden. Ich

habe etwas zu tun und nicht viel Zeit, Ihnen zu schreiben. Nur das: Den nächsten Dienstag schreiben Sie mir zum letzten Male, ohne Rücksicht, ob etwa die Reihe an Ihnen sei. An diesem Tage schreibe ich auch, so daß wir beide am Donnerstage, den Tag vor der Abreise, Brief bekommen. Sollten Sie, was der Himmel verhüten wolle, Freitag noch nicht abreisen können, dann schreiben Sie mir Donnerstag nach Heidelberg in den *Karlsberg*, welchen Brief ich dann Freitag morgen erhielte. Adieu Schätzchen. Dr. Börne, geb. Wohl.

104.

Nr. 76 *Stuttgart, den 10. Juni 1822*

Liebe Cousine! Ich zähle nicht mehr die Tage, ich zähle die Stunden, bis ich Sie wiedersehe, und es ärgert mich, daß ich nicht bestimmt wissen kann, ob dieses Freitagabend um 8, 9 oder 10 Uhr sein wird. Warum haben Sie mir aber nicht geschrieben, wer Sie begleitet, was doch jetzt ausgemacht sein muß? Wenn Sie früher als ich in Heidelberg ankommen (im *Karlsberg*), bestellen Sie mir sogleich ein Zimmer, eine Vorsicht, die, bei den vielen Reisenden, die jetzt die Wirtshäuser anfüllen, nicht überflüssig ist. Dann schicken Sie mir um die Stunde, wenn der Eilwagen ankömmt (welche Sie im Wirtshause erfahren können), einen Hausknecht ins Posthaus, daß er meine Sachen trage; denn sonst müßte ich dort eine halbe Stunde aufs Abpacken warten, und ich verginge vor Ungeduld. – [– – –]. – Ich glühe vor Entzücken, wenn ich daran denke, daß wir uns bis heute über 8 Tage schon einige Male gezankt und versöhnt haben werden. Denn was Sie mir schreiben von Verträglichkeit, damit scherzten Sie ja wohl nur. Lieben wir uns denn nicht mehr? Muß ich fürchten, daß an die Stelle der ehemaligen Herzlichkeit kalte Höflichkeit getreten ist? Wir werden uns zanken und uns etwas Schwindsucht an-

ärgern, die in dieser warmen Jahreszeit gar nicht gefährlich ist. Aber das wollen wir ausmachen, daß wir, wenn wir uns vormittags entzweien, nicht eher zu Tische gehen, und wenn nachmittag, nicht eher uns zu Bette legen wollen, bis wir miteinander ausgesöhnt sind. In den Neckarstrudel müssen Sie hinein, von einem betrunkenen Schiffer gefahren — da ist keine Gnade.

Das Päcktchen habe ich heute *nicht* erhalten. Es fällt mir auch ein, daß der Postwagen hierher den Samstag gar nicht abgeht, sondern Montag und Donnerstag. Ich kann also das Päcktchen erst Mittwoch erhalten. — Ich schreibe Ihnen also auch nicht mehr, es müßte mir denn bis morgen noch etwas beifallen. Ich habe zu nichts mehr Geduld, nicht einmal, Ihnen zu schreiben. Adieu Cousine.

Dr. Börne.

105.

Nr. 77 *Stuttgart, den 12. Juni 1822*

Liebe Cousine, der Teufel soll Sie holen, wenn Sie es gütigst erlauben. So sehr es mich auch freut, daß Ihre Schwester wohl ist, so sehr beunruhigt mich das doch. Mein kritischer Scharfsinn setzt mich in Verzweiflung. Wenn Ihre Schwester wohl ist, und Sie bleiben doch bei ihr, was wird sich bis zum nächsten Dienstag geändert haben? Ihre Schwester wird wohl sein, und Sie werden noch länger bei ihr bleiben — so urteile ich. Bei meiner Abreise Freitag bleibt es. Hier könnte ich es nun gar nicht aushalten, ich muß mich zu zerstreuen suchen. Am Tage, wo Sie diesen Brief erhalten (Freitag), schreiben Sie mir sogleich nach Heidelberg, daß ich Samstag Nachrichten von Ihnen bekomme. Und fahren Sie fort, mir täglich nach Heidelberg zu schreiben, bis zu Ihrer Abreise. Versagen Sie mir wenigstens diesen Trost nicht. Ich schreibe Ihnen Samstag von Heidelberg, so daß Sie Sonntag den nächsten Brief von mir erhalten. — Warum be-

nachrichtigen Sie mich nicht von dem Empfange Ihrer Korrespondenz? Das Päcktchen mit Überrock, Paß etc. habe ich erhalten. – Sollte hierher noch ein Brief von Ihnen kommen, so habe ich dafür gesorgt, daß er mir nachgeschickt wird. – Ich bin ganz gesund, teils Geschäfte, mehr aber Ungeduld verhindert mich, lange Briefe zu schreiben. Grüßen Sie Ihre Schwester herzlich. – Was mich am meisten ärgert bei Ihrer Zögerung, ist, daß mir unterdessen meine schöngeputzten Zähne wieder schwarz werden.

O herzliebe Base,
Du führst mich über alle Maße
An meiner langen Nase
Ich weine und ich rase, grase Hase Ukase spaße blase Oase Vase.

Mein polnischer Überrock ist ganz herrlich geworden. Wehe Ihrem Herzen, wenn es noch frei ist. Es ist besser blind sein, als mich in diesem Kleide sehen. Seit heute ist das Wetter schlecht, und es wird wahrscheinlich eine Zeitlang so bleiben. Daß Sie nur das nicht zurückhalte. Es ist eigentlich besser so, als bei der bisherigen unerträglichen Hitze. – Erwürgen könnte ich Sie.

Dr. Börne, geb. Wohl.

106.

Nr. 78 *Heidelberg, den 15. Juni 1822*

Ich will Ihrem Briefe entgegenschreiben. Liebste Cousine und teuerer Engel! wenn Sie der Teufel noch nicht geholt hat, wie ich vermute (er wäre auch ein Narr, wenn er's täte, Sie würden ihm die ganze Hölle verderben mit Ihrer Liebherzigkeit), so wünsche ich Ihnen meine Ungeduld an den Hals. Sie können sich mit diesem Surrogate begnügen. Vielleicht haben Sie sich gewundert und gefreut, daß ich Ihnen auf die Nachricht Ihres längern Ausblei-

bens so ruhig und geduldig geantwortet. Mir hatte der Himmel in meinem großen und gerechten Schmerze eine schöne und mächtige Trösterin geschickt — die Phantasie. Sie wußte mir so zuzusprechen, daß mich die Zögerung freute. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen bis Frankfurt entgegenzukommen, bis vors Tor, so daß Sie mich Dienstagmorgen beim Wegfahren gleich getroffen hätten. Dieses hatte ich mir ausgemalt und mich daran ergötzt. Aber dann fielen mir die Schwierigkeiten ein, die Möglichkeit, Sie zu verfehlen, und ich gab den Gedanken wieder auf. Darauf kehrte auch mein Verdruß zurück, und jetzt ist kein Haar auf meinem Kopfe, das sich nicht boshaft und satirisch gegen das abscheuliche Weibsvolk sträubt. Darunter sind Sie aber nicht gemeint, liebe Cousine, Sie sind ein Engel. Es [ist] wirklich besser so, daß Sie jetzt noch nicht reisen, es ist zu warm, im August, da wäre die schönste Zeit. Ich kann nicht verlangen, daß Sie wegen meiner Ihre Praxis versäumen. Zwar kommen hier die Weiber auch ins Kindbett, aber da Sie eine Fremde sind, würde Ihnen schwerlich erlaubt werden, die Hebammenkunst zu treiben. Entgegenkommen werde ich Ihnen keinen Schritt, ich werde Sie in meinem Zimmer, im 2ten Stock Nr. 9 erwarten. Da können Sie mich aufsuchen, und nicht eher spreche ich mit Ihnen, als bis Sie sich zu meinen Füßen geworfen und mich um Vergebung alles Vergangenen gefleht haben.

Das ist ein kleines Briefchen! und davon soll ich leben bis Dienstag? Fleißig soll ich sein? Damit kann ich nicht dienen. Es ärgert mich, daß ich nicht beim Packen bin und Sie ärgern kann. Vergessen Sie nicht, Ihren Verstand einzupacken. — Warum hatten Sie mir nicht geschrieben, daß sich ein Malß erschossen hat, welches mir gestern erzählt worden? Adieu mein Täubchen. Warum nehmen Sie den langweiligen Lindenau mit? B.

107.

Nr. 1 *Frankfurt, den 17. März 1824*
Morgens 11 Uhr

Ich sitze bei Ihrer Schwester und schreibe in der Eile einige Aphorismen. Glücklich angekommen. Meine Eltern große Freude gehabt. Ihre Schwester ist wohl und sieht sehr gut aus, ächzet aber etwas. Dr. Stiebel war schon bei mir, und Ellisen. Habe meine Nachtmütze verloren, sonst nichts. Mein Vater hat ein schönes Haus. Die Post geht schon um 12 Uhr ab. Ich habe mich auf der Reise gut aufgeführt. Bin prächtig gefahren. Die Papiere stehen sehr hoch. Guste stand am Fenster, als ich an der Brücke ausstieg. Ich rief ihr zu, bei Ihrer Schwester auf mich zu warten, wenn sie mich sprechen wolle. Sie ist aber bis jetzt noch nicht da. Guste sieht sehr frisch aus. Deren Mutter stand bei ihr. Mein Bruder Philipp ist (bei Regenwetter) mir bis zur Warte entgegengekommen und hat sich dann zu mir in den Wagen gesetzt. Gruß an die Pauline. Vertragt Euch. Gruß an Lindners und Kaullas. Adieu liebes Herz. Morgen ausführlicher.

Börne

108.

Nr. 2 *Frankfurt, den 20. März 1824*

Guten Morgen, liebe Seele! Du mußt zufrieden sein mit meinen zerstückelten kurzen Briefen. Es geht wahrhaftig nicht anders. Ich fürchte, daß ich bis nächsten Montag noch nicht reisen kann und einige Tage länger hier bleiben muß. Jette allein habe ich noch nicht gesehen. Sie wollte gestern zu Guste kommen, wo ich war, wurde aber durch eine Unpäßlichkeit ihres Bruders abgehalten. Ich war 2 Stunden bei der Guste allein, und sie hat mir aufrichtig gesagt, wie ihre Sachen stehen. S. [Aloys Schmitt] hat in München zwar noch keine Anstellung erhalten, aber die feste Zusicherung auf die Stelle eines alten Kapellmei-

sters, wenn dieser sterben sollte. Wahrscheinlich im April schon kommt er nach Frankfurt, und dann wird Guste mit ihm sich in Obernburg trauen lassen. Sie wird nicht katholisch werden, sondern protestantisch. Sie hat mir das alle so ruhig erzählt, daß sie sehr bei mir gewonnen hat, denn ich sah, daß sie in ihrem Wahnsinn so arg verstrickt ist, daß sie die ganze Welt über S. vergißt. Als ich sie fragte, ob sie denn überzeugt sei, daß es ihr im entscheidenden Augenblick nicht an Mut fehlen werde? antwortete sie: ja, das sei sie überzeugt. Übrigens werde sie ihrem Vater ihr Vorhaben nicht verschweigen. Mein Vater hat mir erzählt, der alte Wohl habe sein Testament gemacht und G. enterbt bis auf den kleinen Pflichtteil, den er ihr nicht entziehen kann.
Mein Vater hat mich auf heute Nachmittag zu einem Spaziergang eingeladen, wo er über eine gewisse Sache mit mir reden wolle. Da werden wir also hören, was vorgeht. Dein letztes Stündlein schlägt. Dr. Stiebel sagt mir: mein Vater habe sich geäußert, wenn mich eine gewisse Person heiraten wolle, werde er ihr eine bedeutende Summe zusichern und den jungen Eheleuten einstweilen eine jährliche Rente geben. Was sagt mein Sauköpfchen dazu?
Es ist jetzt ganz gewiß, daß ich Montag noch nicht abreisen kann. Mein Vater bat mich, noch einige Tage zu warten, weil wir dann zusammen nach Stuttgart reisen wollten. Indessen komme ich spätestens bis Freitag. Ich habe viele Besuche gemacht, werde von allen zu Tische eingeladen, gehe aber nirgends hin. Meine Eltern haben sich geäußert, sie wären sehr mit mir zufrieden, ich wäre gesprächig geworden etc. Ich werde Ihnen viel zu erzählen haben. Die Industrieausstellung hat hier auch sehr gefallen. – In Bettchen Sichels Ehe ist das Ofentürchen aus dem Janustempel eingeführt. – Schneider Barth war schon bezahlt, als ich hierher kam, habe mich schrecklich

darüber geärgert. – Schnapperchen hat mir ein Wechselchen von 25 fl. präsentiert, habe ihn auf der Stelle bezahlt. – Erinnern Sie mich an Jettchen Sichel und Mad. Speier, habe viel zu erzählen. – Dein Karlchen schwätzt hier wie ein Starmatz.

Lassen Sie sich nach einer Wohnung für mich umsehen. Wir wollen in Stuttgart recht vergnügt leben, und ich gedenke viel zu arbeiten. – Wie sehr würde es Ihnen hier mißfallen! Alle lachen und ärgern sich, wenn ich ihnen erzähle, daß Sie wieder Lust hatten, nach Frankfurt zu kommen. – Ich höre schon wieder jemand kommen. – Meine Nachtmütze habe ich nicht verloren. – Süßer Engel, wie freue ich mich, Dich wiederzusehen. – Prächtiges Wetter ist heute Samstag. – Sie haben mir so einen lieben Brief geschrieben, und ich habe so viel Verdruß, daß meine Briefe, die Ihnen sonst so viel Freude machten, diesmal so dürr und trocken sind. Ich bin gar zu zerstreut, und um 11 Uhr vormittag muß der Brief schon auf der Post sein. Ich habe Ihren gestrigen Brief im Herzen noch, aber nicht mehr im Kopfe, denn ich habe ihn gestern Abend den Ochsen gegeben. Ihre Schwester hatte ihn aufgemacht, ehe sie mir ihn geschickt. Das war nicht recht. Sie entschuldigt sich, es sei aus Versehen geschehen. Ich will es glauben. – Moritz Getz war witzig und hat gesagt, ich wäre un*wohl* nach Frankfurt gekommen. – Bettchen Sichel, die mit Ihrer ehemaligen Schwiegermutter durch ihren Mann verwandt ist, hat mir gesagt, Hr. Otten, den sie oft sehe, wäre ein gewaltiger Lümmel. – Soeben läßt mir Ihre Schwester sagen, sie wäre glücklich von einer *Tochter* entbunden worden.
Adieu. Ihr Karlchen.

An
Frau J. *Wohl*, bei Frau Witwe
J. A. Schmid in der Kronenstraße
in Stuttgart

109.

Nr. 3 *Frankfurt, 21. März 1824*

Abends 10 Uhr. Meine Äugelein sind sehr schwer, ich will aber doch meinem holden Engel noch ein Stündchen schreiben. Bei Tage ist keine Möglichkeit. Diesen Abend war ich mit der ganzen Ochsenheit bei Rosette zum Tee. Guste und Reis haben Schmittische Sachen gespielt, und erstere war sehr vergnügt. Ich bin es auch, aber nur wenn ich bei Freunden oder in meinem Hause bin. Aber auf offener Straße ist mir so schwül, als wäre ich in einer verpesteten Stadt. Nimmer und nimmer könnte ich in Frankfurt leben. Einen Paß nach der Schweiz, Frankreich und Italien habe ich mir geben lassen, aber die österreichische Gesandtschaft hat mir das Visa nach Italien versagt, und die französische zieht mich auch von Tag zu Tag herum, so daß es scheint, man wolle mir auch Frankreich versperren. Sollte meine Furcht sich bestätigen, dann ist gewiß hier beim franz. Gesandten gegen mich intrigiert worden, denn ich kann mir nicht denken, daß er von Paris eine Weisung erhalten, da ich dort gar keinen Anlaß zur Klage gegeben habe.

Guste hat Ihnen Postrestant nach Stuttgart geschrieben, weil sie vergessen, mich um die Adresse zu fragen. Schicken Sie also nach der Post.

Mein Vater hat gestern auf der Hanauer Chaussee von einer wichtigen Sache mit mir gesprochen. Er wünscht sehr meine Verbindung mit einer gewissen Person. Er sagt, er habe von dieser Person viel Gutes gehört. Ich erwiderte, es sei falsch berichtet, jene Person tauge durchaus nichts; er ließ sich aber von seiner Meinung nicht abbringen. Er will in diesem Falle 1. meine Schulden bezahlen. 2. meinen Haushalt einrichten (Messer und Gabel, Töpfe, Kasserollen etc.) 3. mir eine jährliche Rente von 1100 fl. zusichern, so daß ich mit meiner Pension

1500 fl. hätte und 4. wenn die jungen Eheleute es wünschten, wolle er uns in Bonn in seinem Hause eine freie Wohnung geben. Ich sagte meinem Vater, das wäre alles recht schön, aber die gewisse Person möge mich nicht und habe schon vor 7 Jahren einer gewissen Dem. Rosette Ochs gesagt: sie wolle sich lieber ins Wasser stürzen, als mich heiraten. Mein Vater sagte: „Papparlapa! wenn sie sich auch ins Wasser stürzt, sie kann schwimmen, wie alle Gänse." Er setzte hinzu: „Komm den Weibern entgegen, Du gewinnst sie, auf mein Wort." Ich werde also bei der nächsten Gelegenheit jener Person zart entgegenkommen. – Die Augen fallen mir zu. – Die gewisse Person hat sich in ihrem ersten Briefe sehr verschnappt durch die Ausdrücke: „Das schriftstellerische Sie." Die Ochsen fragten: „Wie nahe seid Ihr Euch denn gekommen?" – „Bis zum Prügeln", sagte ich. – Gute Nacht, liebes Leben!

22. *März.* Danke meine süße Braut, für alle Ihre lieben lieben Briefe. Undankbar werde ich immer gegen Sie sein, denn für alles, was ich Ihnen verdanke, gibt es keinen Dank. – Um 4 Uhr heute gehe ich zu einem Mittagessen im Weidenhof, welches der Gelehrtenverein gibt. Ich dachte anfänglich, ich wäre dazu als Gast eingeladen, und erst von andern Leuten habe ich erfahren, daß das Fest mir zu Ehren gegeben wird.
Werde ich in Stuttgart bei Ihnen wohnen können? Es wäre doch besser. Ganz gewiß werden Sie in Stuttgart noch vergnügt. Freilich, solange ich Ihnen mangele, mangelt Ihnen alles. Donnerstag gedenke ich abzureisen; doch schreibe ich Ihnen noch einmal vorher. – Ihre Schwester ist sehr wohl, und die Entbindung ist ungewöhnlich leicht vonstatten gegangen. Ich war aber noch nicht in der Wochenstube, im Vorzimmer aber. – Viel schöne Sachen habe ich Ihnen zu erzählen; aus meiner

Familie, von Jettchen Sichel, von Guste etc. — Bei Ochs ist mir, als wäre ich nie fortgewesen. — Adieu lieber Engel. Freundlichen Gruß an Pauline.

Börne T.S.v.P.

[Nachschrift von Louis Ochs] wend' um.

110.

Nr. 4 *Frankfurt, d. 23. März 1824*

Ich habe Ihren Brief an Stiebel gelesen, und ich bin glücklich bis in den höchsten Himmel. Sie sind zwar eine sehr schlaue Frau Hutzel, Sie haben eine sehr gewandte diplomatische Feder, es scheint mir, Sie wollen sich ein Hintertürchen offenlassen; das wird Ihnen aber alles nichts helfen. Ich werde Ihnen entgegendiplomatisieren. Ich habe schon gestern ausgesprengt, ich wäre eigentlich gar nicht getauft, sondern ein kauscherer Jud, und hilft das nichts bei Ihrer Mutter, werde ich wirklich wieder ein Jude, und schwöre Dir bei der großen Thora ewige Liebe und Treue. Sie wären nicht gescheit, wenn Sie sich bedächten, eine so reiche Partie, wie ich bin, findet man nur einmal in jedem Jahrhundert; gar wenige besitzen, wie ich, ein schönes Haus in der Bonner Judengasse.
Beim Essen gestern nicht sonderlich amüsiert. Kirchner brachte meine Gesundheit aus: „Der Geißel aller Narren und Philister etc." — Ich wäre [werde] mich nicht länger aufhalten lassen durch meinen Vater und Donnerstag abreisen. Morgen erfahren Sie das Gewisse. — Nach Ihrem gestrigen Briefe gefiele es Ihnen noch nicht sonderlich in Stuttgart, aber kommt der Frühling und kommt Ihr Freund, dann wird es Ihnen schon gefallen. — Hüte haben Sie sich kaufen lassen und seidne Kleider, ohne meine Einwilligung! Das unterbleibt künftig, Madame. — Dr. Stiebel kommt jeden Morgen zu mir.
Ich bin in der größten Verlegenheit. Soeben war mein

Vater bei mir auf dem Zimmer und bat mich dringend, noch bis Montag hier zu bleiben. Nicht etwa um auf ihn zu warten, sondern weil er die *Sache* noch nicht ins Reine gebracht. Wir wurden dann unterbrochen; er meinte wahrscheinlich die Angelegenheit wegen meiner Rente. Das Hierbleiben konnte ich ihm also nicht abschlagen. Werden Sie mir verzeihen? Gewiß; da es mein Bestes betrifft. Mein Vater sagte mir auch, ich sollte mit Ihrem Schwager von der Sache reden. Ich weiß aber nicht, ob ich es tuen soll. Vielleicht aber rede ich mit Ihrer Schwester darüber.
Soeben hat mich ein jüdischer Commis eine halbe Stunde gestört. Er beschäftigt sich mit *den ernsten Wissenschaften*, wie er sagt, und nach jedem 10ten Worte sagte er: *Mich deucht.* – Werde ich heute Brief von Ihnen bekommen? – Jetzt verläßt mich [Name unkenntlich], nachdem er *zwei Stunden* mich schrecklich ennuyiert hat, mit Vorlesen gedruckter und geschriebener Sachen. Ich dachte, ich müßte sterben. – Es ist 12 Uhr Mittag, und ich habe keinen Brief von Ihnen. Ist das recht? – Morgen wird die Lotterie gezogen. Ich gewinne ganz bestimmt. Ich glaube jetzt an mein Glück. – Meine Mutter hat mir eine goldne Repetieruhr gekauft. Adieu mon ange.

Börne
propriétaire, électeur und éligible.

111.

Nr. 5 *Frankfurt, den 24. März 1824*

Liebe Seele, Deine Briefe sind wie Du. Wie glücklich machen sie mich! Aber Engel, ins Teufels Namen, warum sind Sie immer so melancholisch? Alles ist vergnügt und heiter hier, die Guste sogar, trotz ihres Schicksals! Nur Sie allein wollen nie lernen, leicht zu leben. Ich komme soeben von Ihrer Schwester, die mich hat rufen

lassen. Es war das erstemal, daß ich sie in ihrem Wochenbette sah. Sie ist so gesund und vergnügt, als wäre gar nichts mit ihr vorgegangen. Ich habe mich sehr mit ihr amüsiert, und ich wäre noch länger bei ihr geblieben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, das Plaudern möchte ihr schaden. Ich habe von gewissen ernsthaften Dingen mit ihr gesprochen. Sie war angenehm überrascht und sagte, sie würde sich's zur Ehre rechnen, mit dem ersten Schriftsteller seiner Zeit verwandt zu werden. — Der Wilhelm ist ein prächtiger Junge geworden; Sophiechen ist ein gar liebes Kind. Was sonst noch? — Gute, Liebe, begnügen Sie sich mit meinen kleinen Briefen. Nein, es ging wahrhaftig nicht anders. Auch abends bis 11 muß ich in meiner Familie plaudern. Dann bin ich schläfrig; mein Herz schläft darum nicht. Um so mehr erzähle ich mündlich. — Was soll der Jette fehlen? Sie ist ganz munter. Sie meinen, weil sie schweigt? Freilich, wenn ein Frauenzimmer schweigt, ist das Zeichen von Krankheit. Gestern habe ich die Jette u. Guste auf der Straße begegnet. Sie waren mit großen eingekauften Paketen für Sie belastet. Hüte, seidne Kleider! Was haben Sie denn vor, Madame Wohl? — Aber daß ich erst Montag abreise, das mir zu verzeihen, wird Ihnen schwer fallen. Gott weiß es, es ist nicht meine Schuld. Ich konnte es meinem Vater nicht abschlagen. Mein Vater hat mir nicht fest zugesagt, mit mir zu reisen.

Bei der Dr. Goldschm. war ich zweimal, aber *ihn* traf ich nicht zu Hause. Doch habe ich ihn andern Orts gesprochen. Warum gehen Sie so selten aus? Das macht mir Verdruß. — Worms habe ich besucht und Jettchen *allein* gesprochen. Darüber mündlich. — Heute mittag esse ich bei Dr. Stiebel, es ist die erste Einladung, die ich angenommen. — Rödelheimer Rabbiner hat mich gestört. Wäre ich doch schon fort! — In der Neckarzeitung stand die Vorrede aus der *Spende* diese Woche abgedruckt . . .

Wilhelm Speier hat mich zweimal besucht. – Ich muß weinen, wenn ich daran denke, daß wir uns schon acht Tage nicht gezankt haben. Schreckliche Ruhe! Wir wollen es nachholen. Freitag schreiben Sie mir zum letzten Mal. Fällt Ihnen aber etwas Besonderes vor, können Sie auch Samstag noch schreiben; dann bekäme ich den Brief noch Montagmorgen, und ich reise erst Mittag ab. – Viele Grüße an Pauline, Kaullas und Lindner. – – Ich komme eben vom Essen bei Stiebel. Sophiechen war total besoffen. Ich bin es auch, denke ich ans Wiedersehen. Ewig der Deinige

Carl Ludwig Börne.

112.

Nr. 6 *Frankfurt, d. 25. März 1824*

Sie werden böse sein, daß ich so lange ausbleibe, und sind Sie nicht böse, werde ich es sein über Ihre Gleichgültigkeit. Mir es auf jede Weise recht zu machen, müssen Sie mich mit einem Kusse und einer Ohrfeige empfangen. Alle haben mir bemerkt, und Dr. Stiebel sagte es gestern, daß Sie während Ihrer Abwesenheit gelernt, sehr schöne Briefe schreiben. Was Wunder! Sie haben Füße unter dem Tisch. – Gestern abend war ich bei Madame Speier. Madame Sichel war auch da. Als ich mit letzterer in der Mitternachtstunde nach Hause kehrte, und wir in süßen Gesprächen getaucht an den herrlichen Ufern des Mains wandelten, seufzte sie und sagte: Ach! wäre ich nur schon funfzig Jahre alt und in dem Alter, wo man keine Ansprüche mehr macht an das Leben. Ich erwiderte der Holden: Ei, es steht ja bei Ihnen, schon jetzt keine Ansprüche mehr zu machen. Ein anderes Mal sagte sie: ich bin recht unglücklich, ich bin gar nicht mehr eitel, und die angenehme Zeit der Täuschungen ist mir vorüber. Der auch fehlt ein Külschchen und

ein Männchen drin! Sie hat mir zu verstehen gegeben, sie möchte mit Ihnen in Familie leben. Sind Sie es zufrieden? – Um 100 Prozent sähe ich jetzt besser aus, als ich ausgesehen, da ich hergekommen – sagen mir die Leute. Sehr schmeichelhaft für Sie! Ich habe es aber auch allen erzählt, daß Sie mich mager gezankt und daß Sie mir nicht genug zu essen gegeben. Aber komme ich wieder zu Ihnen, wird eine ganz neue Lebensart eingeführt. Künftig bin *ich* Herr. Ich freue mich, Ihnen eine neue Angst mitzubringen, nämlich meine goldene Uhr. Eine Uhr kann 1. verloren werden, 2. zerbrechen, 3. gestohlen werden. Sie liegt vor mir, und ich zähle die Minuten, bis die Post mir Ihren Brief bringt. Was der Zufall nicht tut! Auf dem Eilwagen hierher reiste ein etwa 40jähriges Frauenzimmer mit mir, Fräulein von Schallern, deren Vater in Hanau lebte und hessischer General war. Die Familie ist so verarmt, daß das Fräulein schon viele Jahre sich als Gouvernante forthilft. Sie war in Triest engagiert und reiste nach Speyer, ihre alte Mutter zu besuchen. Auf ihre Äußerung, daß sie eine Stelle vorziehen würde, die sie ihrer Familie näher brächte, sagte ich ihr, ich könnte ihr wahrscheinlich eine solche in München verschaffen. Ich rede mit meiner Schwester, und diese ist entschlossen, sie zu engagieren, und hat ihr heute geschrieben. Das Schicksal im Postwagen! – Der Rödelheimer Rabbiner ist wieder da.

26. März. Gestern und heute kein Brief. Ich verzweifle fast. Nicht, daß ich an ein Unglück dächte, aber es kömmt daher, daß Sie mich auf heute, Freitag, erwarteten. Und doch begreife ich es nicht; Sie mußten es ja schon vorgestern von mir erfahren haben, daß ich erst künftigen Montag abreise. Sollten Sie wirklich böse sein, daß ich nicht früher abgereist? Sie werden einsehen, daß ich es nicht ändern konnte. – Ihre Schwester schickt so-

eben zu mir, sie wolle einen Gruß unter meinen Brief schreiben. Ich werde ihn ihr bringen. – Also Dienstag komme ich –. Dr. Meyer erzählte mir vorhin, die Leute sagten, ich hätte mir in Stuttgart ein Haus mit einem Garten gekauft. – Adieu.

Dein *Carl*
umgewendet

[Gruß von Fanny Schnappers Hand]

113.

[Nr. 7] *Frankfurt, 27. März 1824*

Montag reise ich ab, habe schon den Platz genommen, Dienstagmittag fangen wir das Zanken an. Was ist nicht alle nachzuholen. Ihre Schwester, alles ist gesund. Glondchen sollen besorgt werden. Sorge, daß ich Dienstagmittag etwas zu essen und zu trinken finde, oder es gibt Spektakel. Ein ganz neuer Mensch will ich werden, durch Güte richtet man nichts mit euch aus. Prügel, Kerker, Fasten, das sind meine Besserungsmittel. Nicht gemuckst! Zittere! Zu Deinen Füßen,

Dein
Carlchen.

114.

[Mit verstellter Schrift]

Nr. 8 *Stuttgart, den 21. April 1824*

Liebe Mutter!

Weil Du schon lang gewünscht hast, ein Perspektiv zu haben, habe ich mir seit 6 Wochen mein Taschengeld und mein Obstkreuzer gespart, und habe davon ein

schönes Perspektiv gekauft. Ich hoffe, liebe Mutter, dieses Geschenk wird Dir viele Freude machen.

Dein treuer Sohn
Carl Wohl

Ich habe mir heute meine Zähne ganz sauber geputzt.

An Madame
Madame Wohl
Dahier

115.

a. *Stuttgart, Freitag Nachmittag*

Unangenehme Nachrichten

Teuerste Freundin!

Ich habe Ihnen versprechen müssen, Ihnen zu schreiben, wenn mir wieder etwas fehlt. Soll ich mein Wort halten oder nicht! Ängstigen Sie sich aber nicht, ich beschwöre Sie. Ich habe, kaum hier an[ge]langt, wieder Blut ausgeworfen, ich bin aber viel weniger erschrocken als das vorige Mal. Ich wäre ganz ruhig, wüßte ich, daß Sie es wären. Der Arzt, zu dem ich geschickt, war noch nicht hier; kömmt er noch zeitig vor Abgang der Post, schreibe ich Ihnen, was er gesagt.

Ach wüßte ich nur, daß Sie ruhig wären!

Sie lesen, was mein Arzt schreibt; also guten Mut. Er sagte, ich hätte gar keine Anzeige, dieses Mal Ader zu lassen. (Ich habe ihm nämlich meine frühere Krankheit u. die Rezepte mitgeteilt) und er hat mir bloß etwas zum Abführen verschrieben. Bloß zu Ihrer Beruhigung habe ich mir von meinem Arzte jemand als Kranken- und Nachtwächter empfehlen lassen.

Lieb wäre mir's, Sie blieben noch einen Tag länger in Heidelberg, dann könnte ich morgen abend noch einmal schreiben.

Adieu gutes Herz.

Im Waldhorn Börne

Drehen Sie das Blatt herum.

[Nachschrift des Dr. Hardegg]

[Poststempel: Stuttgart, 14. Jan. 1825]

An
Frau Wohl bei Hrn. Weber
im goldnen Horn
zu
Heidelberg

116.

b. *Stuttgart, Samstag, den 15. Jan. 1825*

Liebe Freundin!

Es geht ganz herrlich mit mir. Der Blutauswurf hat sich bis jetzt nicht wiederholt, und der Arzt sagt, daß er schwerlich wieder kommen würde. Ich hätte vielleicht besser getan, Ihnen das Ereignis ganz zu verschweigen. Wie wirst Du Engel erschrocken sein! Du siehst, es ist gar nicht möglich, daß wir getrennt leben.

Der Arzt wird heute noch einmal kommen, und dann muß er ein Bulletin über mein Befinden beilegen. Ich weiß, das beruhigt Sie.

Ich befinde mich übrigens ganz wohl; ja ich spüre nicht die geringste nachteilige Veränderung. Ich habe die Nacht wie gewöhnlich geschlafen und bin wie gewöhnlich aufgestanden. Mein Puls ist gar nicht verändert. Appetit habe ich auch, nur esse ich aus Vorsicht nichts als gekochte Quetschen. Ich lasse einen Chirurgus bei mir wachen und habe einen Lohnbedienten.

Morgen schreibe ich Ihnen nicht, weil ich erst einen Brief von Ihnen abwarten will und ich nicht weiß, ob Sie vielleicht (wie ich es gestern in meiner Ängstlichkeit gewünscht) noch in Heidelberg geblieben oder nach Frankfurt gereist sind.

Ich schickte diesen nämlichen Brief in einer Kopie auch nach Frankfurt, für den Fall, daß Sie dort wären.

Von den Dingen, die wir vor meiner Abreise besprachen, habe ich schon einiges erfahren; aber ich weiß, daß Sie jetzt nichts interessiert als meine Gesundheit.

Ihr treuer

Börne

[Beilage: Bulletin des Arztes]

c.

[Doppel des Briefes vom 25. Jan. 1825, nur nach Frankfurt gerichtet]

Herrn
Moritz Meyer-Schnapper
in für Mad.
Frankfurt a/M. J. Wohl

117.

d. *Stuttgart, Montag 18. [recte: 17.] Jan. 25*

Liebe Freundin!

Ich bin gesund, *ganz gesund*, aber voller Unruhe. Ich habe heute ja keinen Brief von Ihnen bekommen. Was geht vor? Um Gottes willen schreiben Sie mir sogleich. Ich habe nicht die Kraft zu denken, ich lasse es bei diesen Zeilen.

Ihr
B.

118.

e. *Stuttgart, d. 18. Jan. 25*
Dienstag

Liebes, gutes Bärbelchen!

Dein treuer Peter ist wieder ganz gesund. Dieses Mal bin ich viel besser weggekommen als das vorige Mal. Ich habe zwar auch drei Tage hintereinander Blut ausgeworfen, aber die beiden letzten Male sehr unbedeutend. Vorgestern hatte ich den letzten Anfall, und ich werde also jetzt frei davon bleiben. Übrigens hatte ich dabei nicht die geringste Unpäßlichkeit. Appetit, Schlaf und Kräfte haben sich nicht verändert. Ich war soeben spazieren, es ist das herrlichste Frühlingswetter. Mein Arzt hat schon vor zwei Tagen haben wollen, daß ich ausgehen soll, ich war aber zu ängstlich dazu.

Ihre beiden Briefe habe ich mit der heutigen Post *zusammen* bekommen. Der Brief vom Samstag ist wohl zu spät auf die Post gekommen. Ach, ich war sehr unglücklich, daß ich Montag keinen Brief erhalten. Und das hatte nun die Folge, daß ich nicht wußte, ob Sie noch in Heidelberg wären. Ich habe gestern Ihnen 2 Zeilen nach Frankfurt geschrieben. Sie werden sich auch geängstigt haben, daß Sie zwei Tage ohne Nachricht geblieben. Es ist aber nicht meine Schuld.

Liebes Bärbelchen, Du hast ein Herz, man könnte Vorlesungen darüber halten; aber auf ein andermal, ich mag mich jetzt [nicht] zu sehr rühren. Jetzt tue mir auch meinen Willen. Benutze das herrliche Wetter und reise morgen nach Frankfurt. Sonst käme ja wieder der Samstag dazwischen. Ich schreibe Ihnen morgen nach Frankfurt, wo Sie also bei Ihrer Ankunft Freitag einen Brief von mir fänden ... Sollte ich aber aus dem Briefe, den ich morgen wahrscheinlich von Ihnen erhalte, mit Bestimmtheit ersehen, daß Sie bis Sonntag noch in Heidelberg bleiben, schreibe ich dorthin. Von den vielen *Morgen* und *Heute*, die ich in diesem Briefe untereinandergeworfen, wird Ihnen der Kopf ganz voll werden.

Bärbelchen, was bist Du für eine holde Dirne, was bist Du für eine süße Maid. Kennte Dich mein Vater so wie ich, er gäbe Dir all sein Geld. Und was hast Du für eine himmlische Moral, Du solltest Hofprediger werden. „Karlchen sei grob, sei ein Verschwender, sei ein Müßiggänger." Wie ich mir das merken werde!

Herzlichen Gruß an Pauline und an alle Zimmern. Bulletins sind nicht mehr nötig.

Ihr

B.

Eben schickt mir der Arzt in einem Billet beiliegendes Bulletin.

An
Frau *Wohl* bei Hrn. Weber
im goldnen Horn
in
Heidelberg

119.

f. *Stuttgart, Mittwoch, 19. Jan. 25*

Mein liebes Bärbelchen!
Um halb 3 Uhr Nachmittag beginne ich diesen Brief, und der Gedanke macht mich ganz glücklich, daß Sie in einer halben Stunde in Heidelberg meinen gestrigen Brief erhalten und sich beruhigen werden. Denn gewiß waren Sie voller Angst, seit zwei Tagen nichts von mir gehört zu haben. Wir wollen uns beide vornehmen, in solchen Fällen uns nicht gleich zu ängstigen. Wer kann alle Hinderungsfälle vorhersehen? Also jetzt in Frankfurt! Dort müssen Sie jetzt 3 Briefe von mir vorfinden. Mit welcher Begierde werden Sie nach dem letzten greifen.
Von meiner Gesundheit brauche ich nichts mehr zu schreiben, die ist ganz gut. Ich habe nicht einmal Husten, der doch das vorige Mal so lange zurückgeblieben. Mein Arzt gab mir etwas zu anhaltendem Gebrauch, um gegen den Grund des Übels zu wirken: *Aloe* etc. Dr. Nebel wollte mir zu gleichem Zwecke *Taraxacum* geben. Ich nahm aber letzteres nicht, weil es in Pillen war, die ich nicht schlucken kann. Fragen Sie Dr. Stiebel, mit welchem von beiden Mitteln er einverstanden sei.
Ich will Dich neidisch machen, Bärbelchen. Du meinst Wunder, welche ein Glück Du gemacht hast, meine Briefe in Heidelberg 3 Stunden vor der Zeit erhalten zu haben. Ich habe die Deinigen *zwölf* Stunden früher bekommen, als sie ausgegeben werden. Nämlich den Brief, den ich erst Dienstag morgen bekommen sollte, bekam

ich schon Montag abend um 9 Uhr. Für einen Sechsbätzner machte mir der Postkerl das Paket auf und schickte mir 2 dicke Briefe. O, das Geld! Hätte ich den Sechsbätzner nicht daran wenden können, hätte ich die Nacht nicht geschlafen. Laß Dich stumpe, laß Dich stoße, mach' nur, daß Du reich wirst! Als ich nun Deine himmlischen Briefe erhielt, stand mir die Brust voll Tränenwasser; aber ich durfte nicht weinen, denn mein Nachtwächter saß neben mir. Da legte ich mich ins Bett und weinte süße Tränen. Du gutes Bärbelchen!
Lindner ist schon seit 6 Monaten in Straßburg. Er war früher in Paris, seine Frau in einem franz. Bade. Letztere war bis vor 3 Wochen hier, um die Sachen zu verkaufen, und ist dann zu ihrem Mann zurück. *V. Reischach* und die Cotta sind schon seit zwei Monaten verheiratet. Ich werde erst übermorgen wieder schreiben.
Adieu Engel B.

Nur ordentlich Tagebuch geführt. Ich brauche Deine Briefe mehr als je. Aloe ist das bitterste der Arzneimittel.

Herrn
Moritz Meyer-Schnapper
in
Frankfurt a/M.
für Mad. Wohl

120.

g. *Stuttgart, d. 21. Jan. 1825*
Freitag

Prima-Wechsel

Himmlischer Satan, jetzt fange ich an und werde wild. Welche Verwirrung machen Sie! Wenn das so fortgeht, kommen Sie nie nach Frankfurt, und meine Briefe kommen nie zu Ihnen. In meinem letzten Briefe, den Sie

Mittwoch erhalten haben müssen, bat ich Sie, ja Donnerstag abzureisen, warum haben Sie es nicht getan? Dienstag habe ich gar nicht geschrieben und Mittwoch nach Frankfurt. Von meiner Gesundheit brauche ich nicht mehr zu reden, sie ist ganz, *wie Sie es wünschen*, adieu. Ich schreibe heute auch nach Frankfurt. Umständlich schreibe ich, sobald ich erfahre, daß Sie wirklich abgereist sind. Ihr B.

An
Frau Wohl
bei Hrn. Weber
im goldnen Horn
in
Heidelberg

h.
Secunda-Wechsel
[Doppel des Briefes vom 21. Jan. 1825]

Herrn
Moritz Meyer-Schnapper
in
Frankfurt a/M.
für Mad. Wohl

121.

i. *Stuttgart, Samstag, 22. Jan. 1825*

Bärbelchen! Geh zum Teufel. Ich meine nach Frankfurt, das ist all eins. Gesund bin ich, aber wütend, daß Sie noch nicht fort sind. Nach Frankfurt habe ich auch geschrieben. Wenn Sie nicht wären, wäre ich der größte Narr in Deutschland. Mach', daß Du fortkömmst. Ich freue mich sehr auf Ihre Frankfurter Briefe. Adieu, Neckarweibchen; ich ging gestern nach Cannstatt, nur

um den Neckar zu sehen, ich schwamm ihn hinab bis zum goldnen Horn und lag an Deinem Herzen.

Peter Börne

An Frau Wohl
bei Hrn. Weber
im goldnen Horn
in
Heidelberg

122.

k. *Stuttgart, Samstag, d. 22. Jan. 1825*

Jetzt habe ich gar zwei Schätzchen, eines in Heidelberg und eines in Frankfurt, und muß ich mein armes Herz noch in meinen alten Tagen teilen! Aber die größere Hälfte bekömmt mein Bärbelchen in Frankfurt, gegen das in Heidelberg bin ich schrecklich aufgebracht. Warum ist es noch in Heidelberg? Fällt ihm die Trennung von den Studenten schwer? Von meiner Gesundheit rede ich nicht mehr. Die Gesundheit ist auch eine Frau, die beste ist, von der man nicht spricht. Da werden Sie sich nun wieder zwei Tage ohne Not geängstigt haben, doch nicht ohne Schuld. Warum sind Sie nicht abgereist? Nicht eher schreibe ich Ihnen ordentlich, bis ich weiß, daß Sie in Frankfurt sind. Ich bemerke Ihnen das, damit Sie nicht glauben, ich schriebe darum nur kurz, weil mich das Schreiben anstrengte. Meine dumme Ängstlichkeit abgerechnet, habe ich mich *nicht im geringsten* unwohl gefühlt, und es ist mir selbst ein Rätsel, wie bei gleichen Veranlassungen der Unterschied zwischen meinem erstern und meinem andern Übel so groß sein konnte. Ich huste fast gar nicht und weniger selbst als in Heidelberg in der letzten Zeit. Nichts fehlt mir als mein wandernder Himmel im schwarzseidnen Unterrock. Adieu. Ich schreibe auch zwei Zeilen nach Heidelberg.

Peter Börne, geb. Bärbelchen.

1825

Herrn
Moritz Meyer-Schnapper
in
Frankfurt a/M.
für Mad. Wohl

123.

I. *Stuttgart, Sonntag, d. 23. Jan. 1825*

Liebes Frankfurter Schätzchen!

Ich bin so gesund, daß ich Sie durchprügeln möchte. Darum keine Angst mehr. Schon 3 Tage kömmt der Arzt nicht mehr, und Sie wissen, daß dieser Erscheinung Gesundheit entweder vorhergeht oder nachfolgt. Raten Sie, wieviele Bücher ich seit meinem Hiersein gelesen? *Acht* Bände, *drei* Hefte und wenigstens *dreißig* Zeitungen und Journale. Heißt das fleißig sein? Jetzt will ich auch anfangen zu arbeiten, daß es kracht. Logis habe ich noch keines. Eine große Neuigkeit hier: Der *König* hat *gelacht.* Gestern mittag hat der ganze Tisch bis zum Braten davon gesprochen, der König habe im Theater, in den „Hagestolzen" *, einmal gelacht. O Gott, o Gott! Links neben mir sitzt ein Ober-Justizrat, neben diesem ein Ober-Regierungsrat, rechts neben mir ein Polizei-Aktuar, gegenüber ein Finanzrat, und so der ganze Tisch. Sie regieren alle, ich bin der einzige Regierte. Ich, der nichts bin, möchte wohl den Titel haben: *Herr Regierter.* Ach, Sie haben mir ihn schon längst gegeben. Die Kaulla sagte mir: was sagen Sie dazu, daß *unsere* Gesandten zurückkommen? Das ist noch schlimmer als der Pauline *unsere Kolonien.* Ich möchte die Schwerenot kriegen und auch darüber, daß ich heute wieder an die Stadt Heidelberg geschrieben, die mich doch gar nichts angeht.

Ihr treuer Peter.

* Lustspiel von A. W. Iffland.

Herrn
Moritz Meyer-Schnapper
in
Frankfurt a/M.
für Mad. Wohl

124.

m. *Stuttgart, Sonntag, d. 23. Jan. 1825*

Mein gutes Neckarweibchen!

Also wieder Angst gehabt! Nun Gott sei Dank, daß sie jetzt vorüber sein wird. Es ist nicht meine Schuld. Man verrechnet sich immer, und wenn man Sie noch für so gut hält. Aber von der Zeit an, wo Sie mir befohlen, jeden Tag nach Heidelberg und nach Frankfurt zu schreiben, habe ich dieses getan und werde so fortfahren, bis ich erfahre, daß Sie abgereist sind. Ich bin ganz wieder hergestellt, der Arzt besucht mich schon seit drei Tagen nicht mehr, und wenn Sie nicht wären, würde mich nichts daran erinnern, daß ich krank gewesen war. Meinen Koffer habe ich gestern erhalten, er ist sehr munter und gesund, was nicht fehlen kann bei so vieler Bewegung in freier Luft. Adieu Mütterchen.

Ihr B.

Ich habe auch nach Frankfurt geschrieben.

An Frau Wohl
bei Hrn. Weber
im goldnen Horn
in
Heidelberg

125.

Nr. 1 ***Stuttgart, d. 24. Januar 1825***

Endlich, endlich sind Sie abgereist. Das war eine böse Woche! Ich habe Ihnen doch schon vielen Kummer ge-

macht. Ja, man liebt nicht umsonst. Es wollte mir das Herz zerreißen, wenn ich daran dachte, mit welcher Ungeduld Sie meinen ersten Brief erwartet, mit welcher frohen Hast Sie ihn eröffnet haben werden, und wie dann die unerwartet schlimme Nachrichten Sie getroffen haben müssen. Die Pauline muß es mir einmal schreiben, wie es zugegangen und wie Ihnen zumute gewesen. Aber ich habe es schon erfahren, wie es Ihnen trotz Ihrer liebevollen Ängstlichkeit an Geistesgegenwart nicht fehlt, da, wo sie nötig ist, und das tröstet mich etwas. Mein liebes Bärbelchen, ich will mich auch sehr gut aufführen, daß ich Ihnen einige Freude mache. Gestern habe ich damit angefangen, mir Zahnpulver zu kaufen. Was mich betrifft, so habe ich eigentlich bis jetzt sehr vergnügte Tage verlebt. Die Zeit ging mir wie der Blitz schnell vorüber. Bei gutem Wetter ging ich eine Stunde spazieren, dann eine Stunde in die Lesegesellschaft, und die übrige Zeit brachte ich in meiner guten warmen Stube zu. Um halb zehen legte ich mich zu Bette und schlief mit der seligen Zuversicht ein, daß, so gewiß morgen die Sonne aufgehen werde, ich einen Brief von Ihnen erhalten würde. O Du süße Apotheke! Ich war zu beneiden um meiner Unpäßlichkeit. Zwei Abende war der junge Weil bei mir, Kaullas Hofmeister; wir spielten Schach. Er mißfällt mir nicht. Er gehört zu den strebenden Jünglingen, die gern mit bedeutenden Männern Bekanntschaft machen. Er hat solche mehrere hier. Er hat großen Respekt vor mir, das amüsiert mich bis zum Lachen. Auch Professor List war einen Abend bei mir, hat mir aber Langeweile gemacht. Der Narr will mit seiner Frau und seinen vier Kindern nach Amerika gehen. — Als ich zu Cotta kam, war grade ein vornehmer Herr bei ihm. Nachdem dieser fort war, drückte er mir die Hand und freute sich sehr, mich zu sehen. Mit der Zensur, mit der nämlich, welche C. selbst ausübt, steht es sehr schlimm. Grade als ich bei

ihm war, brachte man ihm ein *Morgenblatt*, und er zeigte mir darin eine Stelle, die er streichen müsse. Sie betraf nicht Politik, sondern die Geistlichkeit. Er erzählte mir dann, in Wien sei das *Morgenblatt* wegen mißfälliger Artikel in Religionssachen verboten worden. Und ein halbes Jahr lang wolle man dort abwarten, ob das Blatt sich bessern und Buße tun werde. Schöne Aussichten für mich. Demnach wird wahrscheinlich meine Rezension von Windischmann * auch nicht gedruckt werden, obzwar von Politik nichts darin vorkömmt. Das von Wien dürfen Sie keinem erzählen, *niemandem*, ohne Ausnahme.

Weil jetzt die Zeit der Anarchie vorüber ist, habe ich auch meine *vernünftigen* Briefe zu numerieren angefangen. Ich bin auch hier, während meines Übelbefindens, nicht ohne menschenfreundliche Teilnahme geblieben. Täglich ein paarmal kam der Kellner und fragte mich: haben Sie *gelitten*? Das erstemal antwortete ich: ich danke Ihnen, es geht ganz gut. Dann aber merkte ich meinen Irrtum; er wollte mich fragen: haben Sie *geläutet*, geklingelt?

Mit Logis geht es mir schwer. Ich habe nur ein einziges brauchbare gefunden, dieses ist es zwar sehr schön, es wird aber 30 fl. monatlich dafür gefordert, und ich habe nur Hoffnung, es vielleicht zu 2 Karolin zu bekommen. Ich weiß mir gar nicht zu helfen. Auf jeden Fall betreiben Sie die 75prozentigen mit allem möglichen Eifer. Der üble Zufall meiner Krankheit hat unsere Berechnung zuschande gemacht. Ich bin übrigens sehr sparsam, schreibe auch die kleinste Ausgabe auf; und mit Ende jeden Monats werde ich meinem lieben Mütterchen Abschrift meines Haushaltungsbuches schicken. Ist das brav? Ach, liebe Mama, ich habe schon wieder vergessen, wie ich es beim Auf- und Absteigen der Treppe mit meinem

* Vgl. Bd. 2, S. 541.

Mantel zu halten habe, wenn er hinten und wenn er vorn aufzuheben ist. Schreiben Sie es mir ja in Ihrem nächsten Briefe.

Sagen Sie, wäre es nicht schicklich, daß ich einmal an Zimmern nach Heidelberg schreibe? Und an wen soll ich den Brief adressieren?

Wenn Sie Sonntag abgereist sind, kommen Ihnen noch zwei Briefe von Heidelberg zugut, einer, den ich Samstag und einer, den ich Sonntag dahingeschickt habe. Melden Sie mir, ob sie Ihnen richtig zugekommen sind. *Morgen schreibe ich nicht,* und überhaupt müssen Sie jetzt nicht mehr so ängstlich auf Briefe warten: Sie müssen mir auch mitteilen, was Sie von München Interessantes erfahren.

Dein Carl.

Herrn
Moritz Meyer-Schnapper
in
Frankfurt a/M. für Mad. Wohl

126.

Nr. 2 *Stuttgart, d. 26. Jan. 1825*

Goddelkumm in Frankfurt!

Jawohl, das habe ich schon beim Aufmachen des Briefes gemerkt, daß Sie über den Lärm des Willkommens den Verstand verloren, *Ihren* nämlich. Sie haben in der Verwirrung nur *eine* Oblate inwendig in den Brief gebracht. Möchten Sie doch auf diese Weise immer verrückt bleiben. In Wut komme ich jedesmal über Ihre drei Oblaten, und ich habe das herzlichste Mitleid mit meiner armen ausgedienten Schere, die kaum noch Kraft genug hat, einen Faden zu durchschneiden. Also Ihrer Schwester Paulinchen ist jetzt meine Nachbarin? Nun, solange sie klein sind, habe ich nichts gegen die Paulinen. Was macht die große? Wenn sie bei Ihnen mein Spion sein und mir

hinter Ihrem Rücken schreiben will, was mit und um Ihnen vorgeht, will ich ihr gut werden. Liebes Herzchen, mir nur alles recht ausführlich geschrieben, was Sie in Frankfurt sehen, hören und erfahren; auch wie Sie gereist sind. Ist denn der Louis die ganze Woche bei Ihnen in Heidelberg geblieben? Wie ich lebe? Wie eine Schnekke, und ich befinde mich sehr wohl dabei. Wie ich den Tag beginne, wissen Sie. Nun habe ich mir auch ein Abendsch . . . angeschafft, ein *englisches*. Das macht mir viel Freude. Bis jetzt nur zwei Pfeifen täglich. Emser Wasser, das man hier gar nicht haben kann, ersetze ich beim Frühstück mit Brunnenwasser, und es schmeckt mir ganz gut. Ich bin gesund und sehe ganz herrlich aus. Sind Sie zufrieden? Ich werde noch bis zum Freitag warten, bis ich mich zum teuren Logis entschließe. Vielleicht findet sich unterdessen noch etwas. Schreiben Sie mir in den Waldhorn, bis ich Ihnen meine neue Adresse angegeben. Die Briefe werden mir schon gut besorgt werden, sollte ich auch unterdessen ausziehen . . .
Soeben ließ ich mir den Mantelsack holen, den ich hier beim Schreinermeister Kriebe gelassen, und darin fand ich ein Paar grüne Halbstiefel, gefüllt mit langen Haarflechten. Gehören diese meinem Bärbelchen? Und in einem wollenen Weiberstrumpfe stak ein Heft der Zeitschwingen! Und noch andere schöne alte Sachen . . . Nicht zu vier, wie Ihnen Hannachen erzählt, sondern zu drei waren wir im Eilwagen. Ein wunderschönes Frauenzimmer, der Kleidung nach zu urteilen von Stande. Sie ist von Stuttgart und hat sich ein halbes Jahr in Frankfurt bei ihrer Tante, der Apothekerin Meyer auf der Zeil, aufgehalten. Gelegentlich werden Sie von der Betty Speier erfahren können, wer das Frauenzimmer ist. Verstand und Bildung hatte sie wenig, auch hat sie mich mit ziemlich viel Nachlässigkeit behandelt, wahrscheinlich wegen meines hebräischen Aussehens. Die schwarze Nachtmütze

und darüber die Pelzmütze mag mir aber auch gut gestanden haben. Sehen Sie, das war doch ein anständiges Frauenzimmer und ist ganz allein auf dem Eilwagen die Nacht durch gefahren . . .
Ich weiß jetzt gar nicht mehr, was ich Ihnen schreiben soll; ich erwarte erst den Stoff von Ihnen. Der Teufel hole dieses stille Nest. Heidelberg ist London dagegen. Man könnte sich auf der Straße schlafen legen und würde nicht aufgeweckt. Und da wohne ich noch der Post gegenüber. Wenn Sie mir für jede Kutsche, die mein Fenster vorüberfährt, täglich einen Kuß geben, dann hat ihre Zärtlichkeit sehr abgenommen. Sie werden wohl wahrscheinlich erst den nächsten Montag wieder einen Brief von mir bekommen. Das Ausziehen und mich Einrichten wird mich unterdessen beschäftigen. Vielleicht lacht auch bis dahin der König wieder einmal, und dann kann ich Ihnen etwas Neues schreiben. Tausend Grüße an alle.

Ihr treuer Carl.

127.

Nr. 3 *Stuttgart, d. 29. Jan. 1825*

Liebe Freundin!

Gestern und heute vergebens auf Briefe gewartet! Ich wollte, ich wäre noch krank, dann wären Sie doch bedachter auf meine Zufriedenheit. Haben Sie denn nicht Zeit gehabt, Ihrem armen Freunde auch nur eine einzige Zeile zu schreiben? Und sind Sie nicht schuld daran, dann ist es ja um so unglücklicher für mich, denn ich sehe nicht ein, wie Ihre Zerstreuung in Frankfurt bald endigen könne, das wird noch viele Wochen so fortgehen. Ich lebe hier ganz still und eingezogen, zwar zufrieden, denn ich will es so, aber man will doch eine Freude haben, und woher sollte sie mir kommen als von Ihren Briefen? Ich bin unaussprechlich traurig. Des Morgens, wenn die

Dämmerung anbricht, beginnt die glücklichste Stunde für mich, denn schon nach sieben bekomme ich Ihre Briefe; aber wenn ich getäuscht worden, weiß ich auch schon frühe, daß für den Tag nichts mehr für mich zu hoffen ist, und ich muß mich 24 Stunden verdrüßlich hinschleppen. Ich kann die Trennung von Ihnen nur bis zu einem gewissen Grade ertragen, machen Sie mir sie nicht gar zu schwer. Gestern erzählte man mir, Salomon Rothschild, der sich drei Tage hier aufgehalten, wäre beim Minister zum Ball eingeladen gewesen, und dort habe der König „Dreiviertelstunden" mit ihm gesprochen. Ich lachte gestern über sein Glück, aber heute lache ich nicht mehr. Ihre Freunde in Frankfurt sind ja auch die meinigen, und da sie Sie selbst besitzen, werden sie mir doch wohl einen Brief gönnen. Sagen Sie ihnen das. Ich hoffe, bis morgen einen Brief zu erhalten. Bis dahin Adieu.

B.

128.

Nr. 4 *Stuttgart, den 30. Jan. 1825*

Nun, Gott sei Dank, daß ich heute durch einen Brief aus meiner schrecklichen Angst gerissen worden. Aber Sie sind nicht zu entschuldigen, daß Sie mich so lange hingehalten. Keine Zeit? Warum sind Sie ins Theater gegangen? Sie sollen ohnedies nicht so oft dahin gehen, Sie sollen dort nicht lernen, wie man die armen Ehemänner betrügt. Keinen Stoff? Sie hätten mir nichts mitzuteilen, schreiben Sie mir. Sie sollen mir *sich* mitteilen, wie Sie empfangen worden, welchen Eindruck Sie gemacht, welchen man auf Sie gemacht, wie sich Ihre alten Anbeter betragen. Und jetzt kommen Sie mir mit Geschäften, die mich gar nicht interessieren, mit welchen es wenigstens nicht eilt. Indessen lassen Sie sich von meinem Bruder Philipp besuchen und seien Sie artig gegen ihn, er ist ein guter Kerl. Seien

Sie es auch, und schlau dabei gegen meinen Vater, wenn Sie ihn sehen sollten. Seien Sie kokett, suchen Sie Eindruck zu machen, ins Teufels Namen, gebrauchen Sie Ihre Reize, Ihres Verstandes wegen will ich Sie nicht heiraten. Sie sollen mir gute Freunde erwerben, und Sie sollen meinem Geschmack sowohl Vorteil bringen als Ehre machen. Hat Ihre Mutter nicht von mir gesprochen? Haben Sie Gustens Eltern schon gesehen?
Ich habe endlich ein Logis gefunden für 15 fl. monatlich. Ich werde übermorgen, den 1sten einziehen. Es ist das Haus, in dem ich schon früher einmal gewohnt: *Bei Herrn Fasetta in der Charlottenstraße.* Diese Adresse gebrauchen Sie also künftig. Wegen des Wassertrinkens morgens seien Sie ohne Sorge. Ich befinde mich sehr wohl dabei, und ich habe ja, wie Sie wissen, diese Diät schon ein halbes Jahr in Heidelberg erprobt. Wissen Sie, daß ich armer Teufel schon 14 Tage mich hungrig zu Bette lege und daß es mir an Brot mangelt? Ich lasse mir jeden Abend Äpfel und ein Stück Brot bringen. Das Brot ist aber so klein, daß ich nicht satt davon werde, und ich schäme mich, noch einmal zu begehren. Das Herz blutet mir, wenn ich an die herrlichen Soupés in Heidelberg denke; o liebes Bärbelchen, o lieber Hering! Jeden Abend acht Uhr meine ich, die Tür müßte aufgehen und Hannchen hereinkommen und sagen: das Nachtessen ist aufgetragen. Aber die Tür bleibt zu, und nichts höre ich durch sie als das Räuspern eines armen jungen leichenblassen Franzosen, der neben mir wohnt und den ganzen Abend auswirft. Ich sehe ihn Mittag bei Tische, er hat die Schwindsucht, er kann kein Jahr mehr leben, und er ist ganz munter. Und ich, der ich die Schwindsucht nicht habe, bin oft so ängstlich! So sind Freuden und Leiden verteilt. In meinem Zimmer Furcht ohne Gefahr, im Nebenzimmer Gefahr ohne Furcht. Aber eine Furcht habe ich, die ist nicht ohne Grund. Ich fürchte, Sie ver-

gessen mich etwas in Frankfurt. Ich kenne Ihr offnes Herz, wer zuerst hineinkömmt, hat den Platz. Sei treu, sei beständig, denk an die glücklichen Tage, die wir in Heidelberg verlebt. Wie unsichtbar ist doch das wahre Glück! Hundert Menschen könnten durch ein Mikroskop sehen und würden nicht merken, was mich so glücklich macht. Die schönen Heidelberger Tage! Der Hering, das Fischen der Gurken, die Lichtschere, die Trottel der Nachtmütze, der wandernde Himmel, der schwarze Unterrock, die Spitze der Nase, der und die und das. Ach, Bärbelchen, wären wir nur wieder beisammen.
Was habe ich in meinen stillen brotlosen Abenden nicht alle schon gelesen! Unter andern auch das „Goldne Vlies" von Grillparzer. Der arme Mensch, ich hätte weinen mögen. Nichts gehalten von dem, was die Sappho versprochen, so weit unten, daß er nicht mehr sinken kann. Wie könnte es anders kommen. Er ist in Wien, und *„schematisierender Hof-Konzipient"*. Teufel auch, das könnte einen Shakespeare zugrunde richten. Gestern las ich in einem Pariser Blatte, daß man dort Rousseaus sämtliche Werke in *einem* Bande und Voltaires in *zwei* Bänden drucke. Ich freute mich darüber. Meine sämtlichen Werke, auf diese Weise gedruckt, könnten auf einen Briefbogen gebracht werden, und dann könnte ich *fliegen* zur Unsterblichkeit mit dem ersten besten Winde.
Neues hier: *grüne* Talglichter werden verfertigt und gebrannt, und die Neumann aus Karlsruhe hat Gastrollen gegeben und unbändig gefallen. Ein Theaterkritiker im *Morgenblatt* hat gesagt, sie spiele nur darum so vortrefflich, weil ihr die Natur ein für Liebe empfängliches Herz gegeben. Ich mußte lachen, wir haben ja in Heidelberg erfahren, wem sie ihre Zärtlichkeit zugewendet.
Also Adresse: Herrn Dr. Börne, *Charlottenstraße*, bei Herrn Fasetta in Stuttgart.

Ihr treuer Peter.

Morgen eingepackt. Übermorgen ausgezogen, eingezogen und ausgepackt. Erst Mittwoch schreibe ich wieder. Gruß an die *Schnorch* und an die *Mochidinasse* und an den *Machutten* und an alle israelitische Bürger.
Ich erfahre soeben, daß mein gemietetes Logis erst *Donnerstag* frei wird. Wenn Sie mir also Dienstag schreiben, adressieren Sie den Brief noch in den Waldhorn. Von Mittwoch aber unter der angegebenen Adresse.

129.

Nr. 5 *Stuttgart, d. 2. Febr. 1825*

Verehrungswürdige Frau Wohl, Sie sind so kalt wie eine sechzigjährige Lappländerin. Was das für Reden sind! Heißt es *täglich* einen Brief erwarten, wenn ich mich betrübe, daß ich nicht einmal am dritten Tage einen bekomme? Ich soll bestimmen, wie wir das einrichten wollen? Ihr eignes Herz muß das einrichten. Sehen Sie, wie es andere Liebende machen. Schmitt und die Guste haben sich täglich geschrieben. Die arme Guste! Gliche sie Ihnen, dann wäre sie sicher vor jeder Art Entzündung. Seien Sie nur nicht ängstlich wegen ihr. Soviel ich von der Sache verstehe, können bei der Guste solche Übel nicht bedenklich werden. — Was meine literarischen Arbeiten betrifft, so will ich abwarten, ob sie nicht noch vielleicht gedruckt werden. Bei frühern Gelegenheiten hat sich dieses oft monatelang verzögert. Müllner ist nicht schuld daran, er redigiert das *Literaturbl.* nicht. Cotta selbst besorgt es. Erscheint meine Rezension von Windischmann nicht, dann muß ich freilich denken, daß C. ein Buchhändler der Heiligen Allianz ist. Ich habe die Rezension von Coopers Romanen angefangen. Wenn sie fertig ist, schicke ich Ihnen eine Abschrift davon. Ich bin ganz gesund. Hat Ihnen Stiebel nichts von dem medizinischen Briefe gesagt, den ich ihm neulich geschrieben?

Ich wünschte doch, das gebetene Rezept zu haben, um gelegentlich davon Gebrauch machen zu können. Ich bin auch der Meinung, daß Sie Dr. G.[s] Besuch abwarten und nicht zu ihm schicken. Er ist sicher mit meinem Vater einverstanden, und dabei kalter Geschäftsführer, während [man] doch bei meinem Vater immer noch viel auf den Einfluß des Herzens rechnen kann. Zunächst wünschte ich nur, daß Worms meine 400 fl. bekäme. Ich fürchte aber, daß sich das sehr in die Länge ziehen wird, und meine Kasse wird doch höchstens noch 2 Monate ausreichen. Drei Wochen im Wirtshause und meine Krankheitsausgaben werden viel betragen. Ich weiß noch nicht wieviel. Morgen beziehe ich mein Logis. Wäre nicht vielleicht besser, meinen Vater wissen zu lassen, daß es mit Worms' Wechsel nur ein Schein war, daß ich das Geld nicht erhalten, aber in großer Not bin? Überlegen Sie das. Natürlich müßte geheim bleiben, daß ich unterdessen von C. Geld bekommen.
Gestern begegnete ich Herrn v. *Reischach* auf der Straße, C.'s Schwiegersohn. Sie wissen, er ist ein schöner Mann, aber früher hatte er ein braunes Gesicht und jetzt ein rosenrotes. Seine Uniform ist vom feinsten Tuche, und unter dem Rock sieht ein batistenes Taschentuch hervor. Er wohnte früher in einer Kaserne, und jetzt bewohnt er eines der schönsten Häuser der Stadt. Er war ein halbes Jahr in Genf, erzählte mir von der entzückenden Gegend und sagt, er wäre übrigens nicht viel herumgeschweift, denn er habe *seinen Studien obgelegen*. Den haben sechsmonatliche Studien weitergebracht als mich sechsjährige. Oh ich möchte mit dem Kopf an die Wand stoßen, daß ich mich so verplempert habe. Reischach hat von C. jährlich 15 tausend Gulden.
Ich habe Ihnen in Heidelberg oft erzählt von dem, was ich in den Zeitungen über Lafayette in Amerika gelesen. Nie hat mich etwas so durch u. durch erregt. Die Welt-

geschichte hat kein anderes Beispiel, daß einem Menschen auf eine solche Art gehuldigt worden wäre. Das war keine von der Polizei verfertigte knechtische Begeisterung, das war auch kein Volksstrohfeuer. Zehen Millionen nüchterner, beschäftiger Kaufleute sind ihm entgegengezogen, ein ganzer Weltteil hat ihm gehuldigt. Aber was hilft es – dachte ich – den Hofhunden in Europa sind ihre baren Besoldungen u. Pensionen doch lieber, und sie werden lachen über Lafayettes unfruchtbare Ehren. Was geschieht nun? Das Land hat ihm *eine Million* Franken geschenkt, die ihm mit 6 Prozent verinteressiert werden, und so hat Lafayette und seine Nachkommenschaft eine ewige Rente von 60000 Franken. Und ein Landgebiet haben sie ihm bewilligt, so groß, daß man eine Stadt darauf bauen kann. Den Monarchisten wird der Mund wässern, und da auch die Tugend Geld einbringen kann, werden sie sich die Sachen bedenken. Die Pariser Ultrablätter, denen es doch sonst an Witz nicht fehlt, sind so wütend, daß sie ganz dumm geworden sind und wie die Marktweiber schimpfen.

Wie es Ihnen auf der Reise gegangen, haben Sie mir noch nicht erzählt. Und was macht die Pauline? Ist sie glücklich? Hat Ihre Mutter gar nicht von mir gesprochen? Können Sie nicht erfahren, was Rothschild hier für Geschäfte gehabt? Kaullas fürchten ihn wie die Hühner den Marder.

Verehrte Frau Wohl, ich küsse Ihnen aufs sentimentalste Ihre schönen Hände. Seit länger als 8 Tage putze ich mir täglich die Zähne mit Kohlenpulver; das nenne ich wahre Liebe! Aber Sie haben keinen Sinn für so etwas. Ich glaube, die Worms mag in gutem Verhältnis mit meinem Vater stehen. Sie hatte einen Heiratsplan zwischen Jettchen und meiner Schwester Sohn, vielleicht hat sie ihn noch, undsoweiter. Das zu bedenken! Ich bin auch nicht dumm, obzwar Ihr Peter

130.

Nr. 6 *Stuttgart, den 4./5. Febr. 1825*

Guten Abend Bärbelchen. Was macht mein guter Engel, jetzt, Freitagabend 9 Uhr? Wir wollen ein wenig plaudern. Peter ist ganz allein und still in seiner Stube, wie jeden Abend, denn er liebt nichts mehr als seine Stube und sein Bärbelchen. Ich habe zwei große freundliche helle Zimmer, die durch den nämlichen Ofen geheizt werden. Die Flügeltüren, die mein Arbeits- von meinem Schlafzimmer trennen, stehen breit offen auf, und da der Boden grade fortläuft, so brauche ich den Fuß keiner Schwelle wegen aufzuheben, und ich gehe wie ein Prinz einen langen warmen Weg auf und ab. Aber ich denke nie mehr an meine Schäferin, als wenn ich so prinzlich herumspaziere, denn ich bin gar nicht stolz. Was sagen Sie dazu, daß ich mir eine Art Haushälterin angeschafft habe. Sie ist mir aber nur an der linken Hand angetraut, ich lebe mit ihr in einer morganatischen Ehe, und ich habe ihr den Titel gegeben: Prinzessin Hopfenstange, weil sie so hager ist. Sie hackt meinen Zucker (wobei ich ihr auf die Finger sehe), putzt die Stiefel, hält mein Zimmer rein, klopft meine Kleider aus und besorgt meine Kommissionen. Sie wohnt in der Nähe und kommt mehreremal des Tags zu mir. Im Hause nämlich konnte ich keine Bedienung haben, weil meine Wirtsleute nur eine Magd haben.

Ich danke dem Dr. Stiebel für seinen schönen Brief, ich werde ihn meinem Arzte zeigen. Gestehen Sie, daß Sie an dem Briefe mitgearbeitet haben. Die Einschärfung nicht viel zu reden, die drohende Erinnerung an Erb kömmt sicher von Ihnen. Sie wollen wissen, was mein Arzt Dr. Hardegg für ein Mann ist? Er ist ein sehr kluger, ja geistreicher Mann, doch übt und liebt er mehr Chirurgie als innere Medizin. In bedenklichen Fällen

würde ich grade kein unbeschränktes Zutrauen in ihn setzen, und dies um so weniger, da er selbst über die Unsicherheit der Medizin spottet. Da aber einerseits mein Übel und dessen Heilung im Kreise meiner eignen Beurteilung liegen und gewagte Mittel mich stutzig machen würden, da anderseits Dr. Hardegg im Hause seines Schwiegervaters, des Leibmedikus Jäger wohnt, der hier der erste Arzt ist, und den er bei eignen Zweifeln zu Rate zieht (wie er auch mir von selbst gesagt hat, daß er seinen Schwiegervater wegen mir konsultieren wolle), so konnte ich mich und darf auch in eintretenden Fällen mich ihm ohne Furcht überlassen. Doch habe ich das Mittel, das er mir gegeben und das ich einige Zeit gebraucht, auf Stiebels Rat wieder eingestellt.
Über Rothschild, der hier war, haben sich einige lustig gemacht, und was man sich von ihm erzählt, liegt so in seiner Art, daß ich es für nicht erfunden halte. So soll er einem Herrn von X, dem er erzählt, daß er so schnell von Frankfurt nach Stuttgart gereist, gesagt haben: „ich fahre schneller als der König, ich zahle aber auch besser“ ... Dem Minister, mit dem er ein Geschäft abzuschließen, sagte er: „Sehen Sie, ich bin der Herr v. Rothschild, ich habe eine einzige Tochter in Paris, sie ist hochschwanger; sie soll aber keine gute Niederkunft haben, wenn ich einen Kreuzer nachlasse.“
Gestern im Lesekabinett durchblätterte ich ein *Journal der Luxus und Moden*, das in Weimar erscheint, und fand darin zu meiner Belustigung, daß ein Pariser Korrespondent meine Pariser Berichte im *Morgenblatte* stellenweise wörtlich abgeschrieben hat, und dies nicht bloß beschreibende Artikel, sondern auch Empfindungen, als hätte er sie selbst gehabt. Das fehlt noch einem armen Teufel wie mir, daß ich muß bestohlen werden.
Haben Sie Nachrichten von der Guste? Sie versprachen mir, es mich wissen zu lassen. Halten Sie Wort.

Was es doch glückliche frohsinnige Naturen gibt, die jedes Unglück mit Leichtigkeit, ja mit Lachen ertragen! Gestern erneuerte ich die Bekanntschaft eines Professors Michaelis aus Tübingen (eines getauften Juden), eines Mannes von 60 Jahren. Diesen haben im vorigen Winter folgende Unglücksfälle betroffen. *Erstens* ist ihm das eine Auge, durch das er noch sah, so schwach geworden, daß er durch die Brille nur wenig mehr sieht. Vier Stunden war er ganz blind, das Gesicht kam ihm aber zurück. *Zweitens* zerbrach er den Schenkel und wurde so schlecht geheilt, daß der Fuß zu kurz geworden und er stark hinkt. *Drittens* brach zweimal Feuer in seinem Hause aus, und das zweite Mal brannte es ab. Und dieser Mann ist so munter, scherzend und lustig, wie es andere nur in heiteren Stunden sind! Mit der Feuersbrunst hatte es noch eine eigene traurige Bewandtnis. Professor Michaelis hatte in seinem Hause einen seiner Obhut anvertrauten jungen Menschen von schlechten Sitten und von schlechtem Herzen. Er drohte ihm, seinen Vater von seiner Aufführung zu unterrichten, und aus Rache zündete ihm der junge Mensch zweimal das Haus an. Er ist aus einer der ersten Familien des Landes. In Frankreich verlöre er den Kopf, in Württemberg sind nur 20 Jahre Eisen auf Brandstiftung gesetzt. Er ist noch gegenwärtig in Untersuchung.
Trösten Sie Rosetten wegen des Verlustes ihres Kindes. Es kann ihr in der Folge nicht daran fehlen. Reis weiß ja am besten, wo man die Kinder holt.
Ich werde, sobald ich eine Rezension geendigt habe, an Zimmern schreiben und Ihnen die Abschrift des Briefes mitteilen. – Der dreifarbige Brustlatz, den ich Ihrer Zärtlichkeit verdanke, ist noch immer die Freude meines Lebens. Auch die andern kleinen Sorgen, die Sie sich für mich gegeben, kommen mir gut zustatten. Wie die Nachtlichter für die Pfeife, wodurch ich viel Geld spare. So ein

geiziger Hund wie ich gibt es nicht mehr. Aber was fange ich mit den grünen Stiefeln und der Haarflechte an? Ich habe sie einstweilen in den Koffer geschlossen, bis ich erfahre, ob sie Ihnen oder der Pauline gehören. Da könnte ich ja mit aller Unschuld eine Treulosigkeit begehen, wenn ich mich romantischen Gefühlen überließe, ehe ich weiß, von welchem Fuße die Schuhe und von welchem Kopfe die Haare kommen. Und die wollene Strümpfe, worin die Zeitschwingen staken? Welche Schande! Meine Werke in einem Weiberstrumpfe, und der Strumpf ist nicht davon zerrissen!

Ich esse im Waldhorn für täglich 30 kr. ohne Wein, da ich keinen trinke. Ich wollte anfänglich zu Hause essen, man findet aber keine transportable gute Kost. Adieu Bärbelchen. Seit gestern haben wir Winter, Sturm, Schnee, Kälte.

Börne, geb. Wohl.

131.

Nr. 7 *Stuttgart, d. 6. Febr. 1825*

Liebe Freundin!

Ich bin darum unruhig, daß ich seit drei Tagen keinen Brief von Ihnen erhalten habe, weil ich über Gustens Befinden und Ihrer Beruhigung Nachricht erwartete. Ich habe heute von meinem Vater einen Brief erhalten, den ich Ihnen abschriftlich mitteile. Abschlagen kann ich meinem Vater die Bitte nicht, aber gleich mit meinem Bruder werde ich wohl schwerlich kommen, sondern etwa erst in 4 Wochen. Erstens würde es mich bei Cotta in gar zu üblem Kredit setzen, wenn ich kaum angelangt wieder fort eilte, und ich möchte zuvor noch einiges für ihn arbeiten. Zweitens weiß ich auch nicht, ob mir jetzt das Reisen zuträglich ist. Ich setze deswegen einige Worte an Stiebel bei; ich bitte Sie, ihm diese gleich mit-

zuteilen und ihn zu ersuchen, daß er mir gleich einige Zeilen darauf antworte. Und Sie bitte ich dringend, mir *sogleich* zu antworten. So bekäme ich Donnerstag Ihren Brief, während mein Bruder wahrscheinlich noch hier ist.

B.

Brief meines Vaters.

„Lieber Louis! Simon, welcher in München war und bei seiner Rückreise Dich in Stuttgart besuchen wird, diesem übergib beiliegenden Brief bei seiner Ankunft ... Nach meiner Rechnung wird er Mittwoch in Stuttgart eintreffen ... Wie geht es mit Deiner Gesundheit, ich hoffe gut. Komme mit Simon hierher, ich gebe Dir mein Wort, Du sollst zu Nichts überredet werden. Obschon, wie Du an Dr. Goldschmidt geschrieben hast, daß ein Brief groß genug ist zu überzeugen, aber nicht zu überreden, so will ich weder durch einen Brief Dich überzeugen noch bei Deinem Hiersein Dich mündlich überreden. Wir erwarten Dich also herzlich, sei es auch nur auf einige Tage ... Leb wohl und gesund. Dein Dich liebender Vater"

An Herrn Dr. Stiebel.

Lieber Freund!

Ich muß Sie schon wieder einmal bemühen. Seien Sie nicht böse darüber. Aus vorstehenden Zeilen ersehen Sie, daß mich mein Vater dringend und freundlich einladet, nach Frankfurt zu kommen. Ich will und darf es ihm nicht abschlagen. Nicht gleich mit meinem Bruder, sondern einige Wochen später zu reisen, habe ich noch andere Gründe, die Besorgnis wegen meiner Gesundheit abgesehen. Was aber diese betrifft, bitte ich um Ihren Rat. Ich muß Ihnen nämlich bemerken, daß in meinen beiden Krankheitsfällen es jedesmal nach einer Tagreise

im Wagen geschah, daß ich Blut ausgeworfen. Soviel ich von der Sache verstehe, konnte das Fahren für sich den Blutauswurf nicht veranlassen. Das Blut hatte sich schon vorher in den Eingeweiden ergossen und gesammelt und ward durch die Erschütterung nur zum Auswurf gebracht. Ich hatte in beiden Fällen mehrere Tage vorher ein ganz unzweideutiges Gefühl von irgend etwas Vorgefallenem in meinem miserablen Unterleibe. Auch ging diarrhoeartiger Stuhlgang vorher, doch ohne Schmerzen. Sie, lieber Freund, werden nun zu bestimmen wissen, ob die Erschütterung des Fahrens für sich eine Blutergießung und Auswurf durch die Brust veranlassen kann? Ob auch vielleicht die Kälte der Luft, der man beim Reisen ausgesetzt ist, dieses vermöge, ob ich daher, wenn mir sonst nichts fehlt, (wie dieses jetzt der Fall ist) die Reise nach Frankfurt unternehmen darf? Ich bitte, mir sogleich darauf zu antworten, Ihrem Freunde, der all sein überflüssiges Blut für Sie hingibt.

Ihr Börne.

132.

Nr. 8 *Stuttgart, den 7./8. Febr. 1825*

Wieder einmal vergebene Angst gehabt! Und die schrecklichste wegen Guste. Ich hatte die traurigste Vorstellung, denn ich habe gestern keinen Brief von Ihnen erhalten. Die beiden Briefe sind mir heute auf einmal zugekommen. Den vom 4ten haben Sie wahrscheinlich zu spät auf die Post gegeben. Ich erinnere mich in der Zeitung gelesen zu haben, daß die Frankfurter Briefe hierher spätestens um 4 Uhr abgegeben werden müssen. Richten Sie sich doch künftig darnach. Gut, daß meine und auch Ihre Angst vorüber ist. Ich bin ganz glücklich, daß Sie wieder ruhig sind. Was mein Vater von mir will, wissen Sie jetzt. Also im März sehe ich mein Bärbelchen wieder. Du bist mein liebes Märzveilchen, Du bist die wahre

Frühlings-Essenz, täglich eine Stunde mit Dir schafft den Winter in Maitage um, ich liebe Dich unaussprechlich. Liebst Du mich auch, kleiner Schelm? Die Hand aufs Herz und aufrichtig geantwortet, Du Tausendgüldenkraut!

Ich wünsche, daß ich mich mit meinem Vater vereinigen könne, ich sehe aber nicht ein, wie dieses möglich sein wird. Seine Vorschläge sind immer noch die nämlichen; das *„auch Kapital“* geben ändert die Sache nicht. Dieses Kapital wird er mir nicht gleich vorablassen wollen, sondern es wird in Versprechungen bestehen, deren Erfüllung er seiner Willkür wird vorbehalten. Die andern für mich lästigen Bedingungen aber werden durch Verträge unabänderlich gemacht werden. Er will mir immer nur noch 1100 fl. geben, und ich habe es Ihnen schon gesagt, [daß] dieses in meinem Alter einem Kapital von 14 bis 15 tausend Gulden gleichkommt. Mit dem Haus in Bonn ist es eine Lächerlichkeit. *Schenken* und zur freien Verfügung überlassen will er es ja nicht. Er will mir nur freie Wohnung übergeben, das heißt so viel, als wolle er mir jährlich 2 bis 300 fl. geben. Und werde ich um diese Summe wegen nach Bonn ziehen? Ja, wenn ich selbst in Bonn wohnte, möchte ich nicht geschenkt in das Haus ziehen. Es liegt in der Judengasse, in einer engen Straße und hat gar keine Aussicht. Lassen Sie sich daher von Dr. Goldschmidt sagen, worin denn eigentlich die Verbesserung von meines Vaters Vorschlägen läge? Ferner: welchen Grund denn überhaupt, welchen rechtlichen und billigen nämlich, mein Vater hat, mich hinter meinen Brüdern zurückzusetzen? Wenn mein Vater nur einen ehrlichen Mann in Frankfurt findet, der ihm recht gibt, so will ich mir alles gefallen lassen. Als mein Vater in Frankfurt über die Sache mit mir sprach, sagte er: Die Angelegenheit mit seinem Vermögen zwischen uns wünsche er *friedlich* zu ordnen. Heißt denn das es friedlich

einrichten, wenn er durch Zurücksetzung Neid bei mir und Widerwillen gegen meine Geschwister erregt? Er sagte: er müsse auf meiner Schwester zahlreiche Familie Rücksicht nehmen. Gut, er mag das, wenn er es für recht hält. Dann aber müßten wir Brüder die Einbuße gemeinschaftlich erleiden. Warum soll ich denn allein für Spiros Kinder sorgen? Ich kann keine Ungerechtigkeit ertragen und, Sie wissen, auch nicht, wenn sie andere erleiden. Und nun, da ich selbst das Opfer einer Ungerechtigkeit bin, soll ich der großmütige Narr sein, meine Grundsätze rechtlicher Gesinnung aufzugeben? Ich kann es meinem Vater nicht verzeihen, daß er Leidenschaften in mir erregte, deren ich mich für gar nicht fähig gehalten. So ist es. Ich will mich nicht für besser ausgeben, als ich bin. Er hat Neid gegen meine Geschwister bei mir angefacht, er hat mir meine Ruhe genommen. Ich hätte mich früher nicht für fähig gehalten, mit einer Katze eines Geldesvorteils wegen zu schmollen. Ich mag von der verhaßten Geschichte nicht länger reden.

Den 8. Febr. Als ich gestern so recht im Ärger des Schreibens war, kam ein Kerl zu mir, der sagte, er habe da einen schönen Karpfen, ich möchte ihn kaufen. Und er wollte sich gar nicht abweisen lassen. Darüber mußte ich lachen. Ich sagte ihm: keine Frau, kein Fisch!

Ich bin bestimmt entschlossen, keinem Antrag von Renten nachzugeben. Das hieße, ich soll in ewiger Vormundschaft, ich soll von meiner Geschwister Gnade leben. So ein gemietetes Leben will ich nicht führen, der Gedanke empört mich. Ich möchte doch wissen, welche Verdienste meine Brüder vor mir voraus haben. Meinem Bruder Philipp, wie ich bestimmt weiß, will er 30 tausend Gulden geben, wenn er heiratet. Ich komme auch schwerlich nach Frankfurt. Der Ärger würde meiner Gesundheit schaden. Ich habe schon gestern aus Gemütsbewegung mich unwohl gefühlt.

Daß ich von Stiebel das Rezept gefordert, braucht Sie nicht zu beunruhigen. *Ich bin ganz gesund,* huste auch nicht. Götzenberger hatte recht, die Heidelberger Luft war Schuld am Husten. Das Rezept von Stiebel sollte gegen den Sitz meines Übels radikal wirken. Ich habe seinen Brief dem Dr. Hardegg mitgeteilt. Dieser sagte, er freue sich sehr, mit Dr. St. in Berührung zu kommen. Das müsse ein gescheiter Mensch sein, er kenne ihn aus seinen Rezensionen in Rust[?], die vortrefflich wären etc. Nun verschrieb er mir zwar nach Stiebels Rat *Schwefelblumen,* fügte aber *cremor tartari* u. *Rhabarber* hinzu. Ich habe aber das Mittel gleich nach dem ersten Gebrauche wieder zurückgestellt. Die cremor tartari konnte ich entschieden nicht vertragen, ich glaubte, das macht Säure, und ob Rharbarber, anhaltend genommen, zuträglich sei, mag Stiebel entscheiden, darum bitte ich Stiebel wiederholt um das Rezept, nämlich Schwefel und Bitterkeiben[?], versteht sich in Pulver. Es ist mir unangenehm, den Dr. Hardegg so oft zu korrigieren. Das Rezept muß er unter ein altes Datum bringen.
Adieu, und ich rechne darauf, daß Sie mich auch ohne Renten lieben. Sie sehen, daß ich recht habe, es ist ein Fluch im Gelde. Seitdem mir mein Vater Geld geben will, bin ich unglücklich.

Ihr trauriger, aber treuer Peter.

133.

Nr. 9 *Stuttgart, den 10. Febr. 1825*

Mein gutes Bärbelchen! Ich werde Ihnen durch meinen letzten Brief wieder Kummer gemacht haben, weil Sie meine gereizte Stimmung daraus ersehen konnten. Allein wünschen und fordern Sie, daß ich Geheimnisse vor Ihnen habe? Nein, gewiß nicht. Ich kann Ihnen so wenig eine Empfindung verheimlichen, als ich es mir selbst könnte. Indessen können Sie ruhig sein. Sie wissen, daß

kein Verdruß lange bei mir anhält und daß ich ein glücklicher Hans ohne Sorgen bin. Aber eben um dieses zu bleiben, bin ich entschlossen, in die Anträge meines Vaters durchaus nicht einzugehen. Eine Ungerechtigkeit ist es von seiner Seite, das ist klar. Es ist eine wahre Enterbung, und was er mir geben will, ist nur ein Legat. Soll ich nun einmal eine Ungerechtigkeit ertragen, so muß es mit einem Male abgetan sein. Darum lasse ich mich auf keine Leibrente ein. Diese würde mich mein ganzes Leben hindurch, jedes halbe Jahr, nicht allein an die Übervorteilung, die ich mir gefallen lassen mußte, sondern auch an die schimpfliche Vormundschaft erinnern, unter der ich gesetzt worden. Weder die Gesetze noch die Natur geben meinem Vater das Recht, meinen Willen zu binden und über mein Vermögen nach meinem Tode zu verfügen. Das sind unselige aristokratische Einrichtungen, die aus Hochmut und Herrschsucht entsprungen, so vieles Unheil über die Welt bringen, Grundsätze, die ich verabscheue und zu deren Fortpflanzung ich nicht beitragen will. Mein Vater soll mir ein Kapital geben, *so wenig als er will.* Ich werde die Sache verschmerzen, und damit ist's aus. Aber eine Leibrente *nehme ich auf keine Weise,* und wenn er mir jährlich 5 tausend Gulden gäbe. Sie können dieses meinem Vater wissen lassen. Und wenn dieses nicht zur Basis angenommen wird, komme ich nicht nach Frankfurt. Wozu eine Reise machen, mir Verdruß zu holen?

Wenn ich ja reise, liebes Bärbelchen, dann verlassen Sie sich darauf, daß ich es nur bei guter Witterung werde. Stiebel hat recht, nichts besser als zu Fuße reisen. Ich glaube, daß mir dieses sehr wohl tun wird. Versteht sich, daß ich mich dabei durchaus nicht anstrengen werde. Ich werde nur spazieren gehen und 8 Tage auf dem Wege zubringen. Bin ich müde, steige ich in den ersten besten Wagen, der mir begegnet.

Mein Bruder ist schon gestern wieder fort. Ich habe mit ihm von der Angelegenheit gar nicht gesprochen. Geld habe ich nicht gefordert, mein Vater ließ mir aber freiwillig 200 Gulden ausbezahlen. Ich bin jetzt ein reicher Mann, ich habe 370 fl. im Vermögen, Bärbelchen, wollen wir teilen? Soll ich Dir die Hälfte von meinen Schätzen schicken, und wie? – Schicken Sie mir auf jeden Fall durch Louis das grüne Ränzchen, was ich auf den Buckel nehmen werde, im Falle ich reise. Aber das hängt von der *Basis* ab. – Ich habe auch schon früher meinen hiesigen Arzt wegen des Reisens gefragt, nicht wegen Fußgehen, denn über dessen Heilsamkeit war ich nicht im Zweifel, sondern wegen Fahren. Er sagte mir, das könne ich ohne Anstand, nur nicht in der Nacht und mit Anstrengung, wie auf dem Eilwagen.

Dummkopf! läßt sich noch immer weismachen, das Arbeiten für Cotta mache mir Sorgen! Aber eine schlechte Person bleibt Sie immer, daß Sie den armen C. zugrunde richten wollen. Wieder 500 fl. wegen meiner schönen Augen. Ich muß schließen, ich habe mich verspätet. Adieu Dummkopf.

Börne, geb. Wohl.

134.

Nr. 10 *Stuttgart, d. 12. Febr. 1825*

Wie vergnügt war ich, als mir das Briefmädchen 19 kr. abforderte, statt der gewöhnlichen 13. Das zeigte mir an, daß Ihr Brief mit Zwillingen schwanger sei. Und so war es. Gott lohne es meinem Bärbelchen. Nicht wahr, ich habe es vorhergesagt, Sie haben keinen Verstand, wenn ich nicht bei Ihnen bin? Es wird ein wahrer Triumph für mich sein, wenn Sie Dr. Meyer für ein Gänschen ansieht. Wegen meiner Gesundheit seien Sie außer Sorgen, ich bin so wohl als früher, und noch wohler. Es wäre schlimm,

wenn jede Gemütsbewegung gleich dauernde Spuren zurückließe. Wenn Sie dem Dr. G. gegen mich beistimmen, tun Sie mir sehr wehe. Ich mag von diesem Menschen nichts wissen, er taugt nichts, und Dr. Stiebel, Dr. Reis und das ganze Ochsische Haus werden meiner Meinung sein. Sie haben unrecht, mir meine Irrfahrten vorzuwerfen. Bin ich des Vergnügens wegen nach Stuttgart? Wäre ich nicht lieber bei Ihnen? Aber Frankfurt ist mir verhaßt, und ich bin ungern in meinem elterlichen Hause. Es ist da so düster, so schwül. Amtsmienen, keine Lebenslust, es wird nicht gelacht, es ist alles so steif. Diese Klage ist nur für Sie. Als nun mein Vater mir so freundlich schrieb, dachte ich, seine Gesinnungen gegen mich hätten sich gebessert. Darum wollte ich darauf gern nach Frankfurt. Aber die Äußerungen des Dr. G., die Sie mir mitgeteilt, überzeugten mich, daß mein Vater noch ganz die alten Pläne hat, und so will ich wieder nicht gern nach Frankfurt. Dr. Stiebel ist verrückt mit seinen 40000 fl. Er soll nur mit einer solchen Forderung meinem Vater kommen! Nicht die Hälfte gibt er mir, und das nur die Zinsen davon. Kann ich meinem Vater das Recht einräumen, mein Testament zu machen? Doch genug von diesen Lappalien, wir wollen von wichtigern Dingen sprechen. Was man mit Gesinder aussteht, das glaubt kein Mensch! Meine Haushälterin habe ich schon wieder zum Teufel gejagt. Sie war eine Diebin, nicht *mir*, sondern andern, und das habe ich auf folgende Weise erfahren. Vor einigen Tagen, da ich nach Hause kam, stand vor meiner Zimmertüre eine reichgekleidete Dame von etwa 40 Jahren, mit einem sehr schönen 16jährigen Mädchen. Sie machte einen vornehmen Knix und tat das Maul auf. Weil ich aber einen feinen Geschmack und ein grobes Gehör habe, sah ich die Tochter an und verstand die Mutter nicht. Endlich merkte ich, daß sie Französisch gesprochen. Sie sagte: Monsieur, je voudrais vous

parler un instant. Ich mache einen Kratzfuß, öffne meine Türe und sage: *Madame, belieben Sie hineinzuspazieren.* Ich sagte *hinein*, nicht *herein*, wie in Heidelberg dem Professor Schlosser. Denn damals war ich *im* Zimmer, jetzt aber außerhalb (merk Dir das, Dummkopf). Madame aber trat nicht hinein, sondern öffnete die Türe neben der meinigen und sagte: Monsieur, vous plaît-il d'entrer chez moi. Da merkte ich denn, daß ich mit der französischen Gräfin zu tun hatte, die das Logis neben mir gemietet und eben im Einziehen begriffen war. Nachdem sie eine Viertelstunde gesprochen, brachte ich endlich folgendes heraus. Sie habe gestern in der Küche ein Paar Handschuhe liegen lassen, und man habe ihr diese entwendet, und die Diebin sei mein Dienstmädchen, denn niemand anders sei in die Küche gekommen. Ich sagte: Mais Madame, dans l'état actuel des choses, quelle partie faut-il prendre? Il faut la chasser, antwortete sie. Ich sagte, sie möchte mit der Hauswirtin darüber sprechen, die mir das Mädchen empfohlen, und was die beschließe, sei mir recht. Den folgenden Tag kam die Wirtin und sagte mir, sie habe sich auf der Klage der Gräfin näher nach dem Mädchen erkundigt und wirklich erfahren, daß sie schon früher gestohlen, nämlich 4 Gulden und einen Überrock. Darauf jagte ich sie fort. Ob ich nun zwar alles verschlossen halte, sah ich doch nach, ob mir nichts fehle; es fehlte nichts. Auch zählte ich die Häupter meiner Lieben (nämlich die Königshäupter auf meinen Münzen) und sieh, sie waren mir alle geblieben! Meine Wirtin schickte mir ein anderes Mädchen. Vor Dieben kann man sich schützen, aber wie schützt man sich vor Dummköpfen? Meine neue Haushälterin ist fast blödsinnig und spricht nichts als *ja, ja*. Sie ist einen Kopf kleiner als ich, und ich kann sie nicht einmal gebrauchen, die Fensterladen zuzumachen und den Rock an den Nagel zu hängen. Sie reicht nämlich nicht so hoch. Oh Gott, was man

mit Gesinder aussteht! Der Teufel hole das Junggesellen-Leben. Wenn Sie jetzt zu mir ins Zimmer träten und mich sähen, würden Sie erst einen kleinen Schreck haben und dann sich krank lachen wollen. Ich habe nämlich den linken Fuß über und unter dem Schuh mit Bandagen von Leinwand und vielen Stricken umwunden und beim Gehen setze ich den Fuß vorsichtig auf. Sie würden denken, ich hätte die Gicht oder das Bein gebrochen. Es ist aber weiter nichts, als daß die Sohle meiner wollenen Schuhe abgefallen ist und nur noch an der Ferse etwas anhängt, und diese habe ich mit Lappen festgebunden. Sie werden fragen, warum ich sie nicht machen lasse? Weil mein Mädchen zu dumm ist, den Schumacher selbst zu instruieren, und ich diesen, zu dem ich geschickt, seit zwei Tagen vergebens erwarte. Nein, dieses Leben ertrage ich nicht länger, und ich sage es Ihnen kurz und gut: in der nächsten Frankfurter Messe wird geheiratet, das erste beste Mädchen aus Reischen Gehlers Laden. Sie mag Geld haben oder keins, das ist mir all eins. Wissen Sie, da fällt mir etwas bei. Ich will Nettchen heiraten. Reden Sie mit Schnapper darüber. Wir wohnen in Bonn in meinem eigenen Hause, und an Feiertagen besteigen wir den Godesberg oder den Drachenfels und schauen in die romantische Gegend hinab. Was halten Sie davon? Gestern fragte mich die Kaulla in ihrer Kinderstube: welche von meinen Töchtern sieht mir am ähnlichsten? „Die Hübscheste“, antwortete ich. Darauf warf sie ihrer Straßburger Gouvernante einen Blick zu, der sagen wollte: habe ich Ihnen nicht gesagt, was das für ein gescheiter Mensch ist? Die Gouvernante sieht aus wie gebrannte Mehlsuppe, und nach meinem Kompliment wollte mich die Kaulla schier aufessen vor Freundlichkeit. Aber so feine Speisen, so eine salade aux volailles wie ich, geziemen nur meinem Bärbelchen. Bis zur Messe Dein treuer Peter, dann aber wird geheiratet. B.

135.

Nr. 11 *Stuttgart, den 14. Febr. 1825*

Du hast mich wieder 19 kr. gekostet, Gott segne Dich dafür. Du bist mein liebes Kind, an dem ich Wohlgefallen finde. Und so wollen wir es halten: wir kaufen uns ein Gütchen, aber weit, weit von Frankfurt weg. Ich ziehe, wie mein Vater, Blumen und Hühner auf, aber keine Gänse, denn ich liebe treu und beständig (um Ihnen zu zeigen, daß man auch einen abgenutzten Witz wieder aufputzen kann.) Die Guste liebe ich wegen ihrer Äußerung über München. So ist es, man hätte es nicht besser sagen können. Es ist ein Sodom und Gomorrha. Aber der liebe Gott ist nicht mehr so streng wie sonst, und seinen Schwefel haben nur noch arme Hämorrhoidalkranke wie ich zu fürchten. Die Zunge ist mir ganz gelb davon, aber die Zunge ist auch nur der einzige Teil an mir, der die Farbe des Neides trägt, und ich habe mich neulich fälschlich angeklagt. München ist wie Wien, und über Wien sagt ein neuer englischer Reisebeschreiber: In London, Paris und andern großen Städten gäbe es Weiber, die aus Leichtsinn, Sinnlichkeit oder auch aus Liebe sich hingäben, aber nur in Wien habe die Sittenverderbnis den Grad erreicht, daß Frauen aus allen Ständen ohne Leidenschaft, ohne Schwäche, sich um *Geld* verkauften, und daß sie hierbei mit der fürchterlichsten Ruhe und Kälte ihren baren Vorteil berechneten. Das war mir schon längst bekannt, schon aus der politischen Theorie, denn es liegt im Geiste der österreichischen Regierung, die Lüderlichkeit zu befördern.

Dem Medizinieren war ich nie ergeben, und mehr aus Überlegung als aus Neigung nehme ich Schwefel ein, was ja auch Stiebel gebilligt hat. Ich weiß recht gut, daß Diät die Hauptsache ist (und ich befolge sie auch streng), aber eine zweckmäßige Arznei kann einen doch manch-

mal auf den rechten Weg stoßen. Mit meiner Fußreise nach Frankfurt hätte es doch immer Schwierigkeiten gehabt. Ich hätte nämlich *trockne Wege* abwarten müssen, worüber vielleicht Monate vergangen wären. Ich werde also wahrscheinlich fahren, und, verlassen Sie sich darauf, in kleinen Tagesreisen, und ganz mit Bequemlichkeit. In Heidelberg halte ich auf jeden Fall einen Rasttag. Ob ich auf Louis' Rückkunft warten werde, weiß ich nicht bestimmt. Wenn ich nun einmal nach Frankfurt soll, möchte ich den 2. März schon abreisen, (vorausgesetzt, daß das Wetter günstig ist) weil dann der Monat meines Logis aus ist. Bitten Sie doch Louis, im Waldhorn zu logieren, weil ich dort esse. Man ißt dort besser und ich glaube sogar wohlfeiler als im König von England. Wenn Louis mit dem Eilwagen kommt, hat er auch den Vorteil, gleich am Wirtshaus abzusteigen. Schreiben Sie mir es doch gleich, wenn er etwa Donnerstag mit dem Eilwagen abreiste, dann fände er mich Freitagmittag bei seiner Ankunft bei Tische im Waldhorn. Liebes Bärbelchen, einige Oliven würden mir große Freude machen. Denken Sie nur, man kann hier keine haben. Eine Residenz ohne Oliven! Sie schrieben mir auch von einer schwarzen Mütze, aber damit hätte es Zeit, bis ich nach Frankfurt käme. Aber ein Überrock täte not. Was halten Sie davon? Mein Überrock ist so zerrüttet, daß ich mich in Frankfurt nicht einen Tag darin werde sehen lassen können. Sollten Sie mir nicht einen bei Barth bestellen, so daß ich ihn fertig fände, wenn ich nach Frankfurt käme? Und dazu ein paar farbige casimirne Beinkleider. Es sei Ihrem Gutdünken überlassen. Mit meinem Polizei-Geld im März könnte ich Steinthal bezahlen. Aber Barth? Das reicht nicht.

Mein Geld ist gut verwahrt, auch meine Wäsche. Aber was ich mit Gesinder ausstehe! Mein neues Mädchen habe ich auch weggejagt, wegen ihres Schmutzes, wegen

ihrer Dummheit und wegen ihrer *ja, ja.* Mit der ging es mir sonderbar. Hören Sie, lachen Sie. Nachdem ich mein erstes Mädchen verabschiedet, stellte mir meine Hauswirtin ein anderes vor. Es war abends bei Lichte. Es erschien mir als ein sauberes, hübsches und anständiges Mädchen. Als sie den andern Morgen ihren Dienst antrat, merkte ich, daß ich mich getäuscht hatte. Sie war schmutzig, ärmlich gekleidet, hatte das gehörige Maß nicht und war unbehülflich. Ich lachte: dumm, wer bei Nacht ein Mädchen dingt! Ich versuchte es einige Tage mit ihr, ward endlich ungeduldig und nahm mir vor, sie heute zu verabschieden. Als sie heute morgen kam, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie wieder hübsch geworden war, reinlich, um einen Kopf größer, und daß sie ihr Geschäft flink und verständig verrichtete. Ich war wie behext und rieb mir die Augen. Endlich löste sich das Rätsel. Nämlich das Mädchen, das ich zuerst bei Licht gesehen, hatte, ohne mir ein Wort davon zu sagen, mir ihre dreckige Schwester geschickt. Heute, weil diese abgehalten, kam sie selbst. Gibt es einen Dummkopf meinesgleichen? Unser Vater Jakob nahm zwar auch im Dunkeln die garstige Lea statt der schönen Rahel, aber wenigstens entdeckte er gleich den andern Morgen den Betrug. Ich aber ließ mich fünf Tage hintergehen. Darauf jagte ich Lea und Rahel zum Teufel und habe es eingerichtet, daß ich wieder von der Hausmagd bedient werde. Was man mit Gesinder aussteht! — Ich muß zu Tische gehen. Billiger als Sie, gebe ich Ihnen Gruß, Kuß und Stuß. Pierre, rentier de Francfort,

propriétaire à Bonn.

136.

Nr. 12 *Stuttgart, d. 16. Febr. 1825*

Mein liebes Weibchen, mein Wirtshaus zum goldnen Engel, tausend und tausend Dank für alle Ihre schönen

Briefe. So ist es recht! Wie das Wechselfieber, einen Tag um den andern. Aber das Alleinsein, das Teetrinken und Schachspielen abends mit jungen Herren, das ist mir nicht recht. So ein Advokat ist ein Spitzbube, er läßt Sie die Partie gewinnen, damit Sie Ihr Herz verlieren. Weil wir davon reden, ich traue dem Dr. G. nimmer und nimmer mehr, Ihr mögt sagen was Ihr wollt. Hat er sich uns nicht selbst verraten? Hat er Ihnen nicht gesagt, mein Vater habe ihn zu mir nach Stuttgart schicken wollen? Also mußte doch mein Vater mit ihm einverstanden sein. Und warum hat er die Sendung nicht übernommen? Seinem eignen Geständnisse nach, weil er einsah, daß ich ihm nicht trauen würde. Ich lasse mich aber durch dieses naive Geständnis nicht irreführen. Er hätte die Sendung *darum* ausschlagen sollen, weil ein ehrlicher Mann keine Ungerechtigkeit befördern hilft, und er hätte seine Beredsamkeit nicht meinem Vater, um mich, sondern mir anbieten sollen, um meinen Vater zu stimmen. Ich brauche darum nicht anzunehmen, daß er meinem Vater um Geldlohn dient. Aber die Advokaten sind gern auf der Seite des Unrechts, aus Kunstliebe, und Dr. G. ist auch ein Kunstfreund. Daß er Ihnen gegenüber die Sache mit Gleichgültigkeit und Lauheit betreibt, darf Sie nicht irremachen. Das ist *Feinheit.* Er rechnet darauf, daß Ihnen an der Sache viel gelegen sein wird und daß Sie sie betreiben werden und daß er dann Ihre Ungeduld benutzen könne. Darum seien Sie zurückhaltend. Fangen Sie nie mit ihm von der Sache zu sprechen an, erinnern Sie auch nicht mehr daran, daß er Ihnen meinen Vater zuführen solle. Spielen Sie die Gleichgültige. Und wenn er von der Sache anfängt, geben Sie meinem Vater Unrecht, ja größeres Unrecht, als Sie es vielleicht ernstlich meinen. Mein Vater rechnet darauf, durch Sie auf mich zu wirken. Benehmen Sie ihm diese Hoffnung, indem Sie einerseits zu erkennen geben, daß Sie mit mir einverstanden sind,

anderseits die Versicherung geben, daß ich, wie Sie mich kennten, mich selbst durch *Sie* von meinem einmal gefaßten Entschlusse nicht abbringen ließe; daß ich ein angeboren tiefen Abscheu vor jeder Ungerechtigkeit hätte und daß ich gleich unfähig sei, eine zu ertragen, wie eine auszuüben; daß Sie überzeugt wären, daß ich lieber verhungerte, als in meinem Rechte etwas nachließe. Noch einmal: sagen Sie dem Dr. G. nichts anderes, als was Sie meinem Vater selbst sagen würden. Zögerung in der Sache ist mir überhaupt nützlich. Mein Vater ist durch mich geniert, er möchte gern meine Brüder etablieren und ist natürlich durch mich gehindert; denn wenn er dieses tut, ehe er mit mir fertig ist, würde ich meine Ansprüche nach dem richten, was meine Brüder empfangen. Darum möchte er mich zuvor beseitigen, mich aus der Konkurrenz bringen; darum wird er ungeduldig werden, wenn ich nicht nachgebe und sich vielleicht dadurch zu billigen Anträgen bewegen lassen. Können Sie daran zweifeln, daß ich diese Angelegenheit nicht lieber schriftlich mit meinem Vater verhandelte? Glauben Sie aber doch ja nicht, daß er darauf eingeht. *Schwarz auf weiß* – dazu ist er zu vorsichtig. Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich dem Dr. G. von Heidelberg geschrieben, ich möchte die Sache schriftlich betreiben, und daß mein Vater doch immerfort darauf bestanden hat, ich solle nach Frankfurt kommen? Fragen Sie den Dr. G. (wie immer vorausgesetzt, wenn *er* von der Sache anfängt), warum mein Vater, wie ich es wünschte, nicht lieber schriftlich die Sache unterhandelte; das mündliche Hin- und Herdringen zwischen Vater und Sohn wäre ja so unangenehm. Hören Sie, was er sagt, aber teilen Sie ihm nicht mit, was ich darüber geäußert, warum mein Vater sich nicht darauf einlassen würde.

Ich freue mich sehr auf Louis. Ob ich mit ihm reise, weiß ich noch nicht. Ich habe gar zu große Lust zum Fuß-

gehen. Seit gestern ist himmlisches Frühlingswetter und auch trocken. Wenn das Wetter 8 Tage so anhält, möchte ich mich gar zu gern auf die Beine machen. Es tut mir gewiß sehr gut. Um Sie zu beruhigen, teile ich Ihnen meinen Reiseplan mit. Nach Frankfurt von hier sind 40 Fußstunden. Ich gehe 8 Tage daran, käme also auf den Tag 5 Stunden, und überdies mache ich in Heidelberg einen Rasttag. *Neun* Tage auf dem Wege! Ist das mehr als ein Spaziergang? Mein kleines Ränzchen, fällt es mir zur Last, hocke ich dem ersten besten Bauernjungen auf. Dann fahre ich auch gelegentlich, täglich wenigstens eine Stunde, auf dem ersten besten Wagen, der mir begegnet. Was wäre hierbei bedenklich? Ich kann mich nicht erinnern, je einen ganz gesunden, wenigstens einen ganz *sorgenfreien* Tag gehabt zu haben, wenn ich nicht wenigstens *drei* Stunden zu Fuße gegangen bin. Täglich eins oder zwei Stunden spazierengehen, was andern ehrlichen Leuten dient, hilft mir gar nichts. Die Teufelei sitzt gar zu fest in mir. Ich betrachte die Sache als eine Medizin.

Simon Oppenheimer tut recht, Moskow und den Handel zu verlassen. Oh Paris! Was mich das Deutschland anekelt! Haben Sie hier den Doktor Keller, einen Kammerdeputierten von der Opposition, zu *6 Wochen Festung* verurteilt, weil er in der letzten *Kammersitzung* dem Finanzminister die Wahrheit gesagt! Dummkopf, begreifst Du das Schreckliche, einen Deputierten verantwortlich machen für das, was er in der Kammer spricht? In so einem Lande soll man wohnen?

Wenn Sie für den neuen Überrock sind, lassen Sie dem Schneider einschärfen, ihn ja nicht zu eng zu machen, besonders vorn am Bauch; denn da bin ich im Wachsen. — „Sind Sie Witwer?“ fragte mich gestern ein Bekannter, der mich zum ersten Male gesehen. Ich zog mein Sacktuch heraus und weinte.

Was sagt denn Schnapper zu meiner Angelegenheit? Ich meine, der müßte die Sache am besten verstehen. — Es ist recht gut, daß ich etwas von Ihnen weg und daß ich aus den Windeln gekommen bin. Sie haben mich gar zu sehr verhätschelt. Seitdem ich auf meinen eignen Füßen stehe, ist mir noch nicht das Geringste *in den Hals* gekommen beim Essen, und ich esse doch die gefährlichsten Sachen: Enten, Rebhühner, alle Tage. An Ihrem Tische ist mir oft bloß vor Schrecken der Bissen im Halse steckengeblieben. — Meine schöne Kaulla? Wissen Sie, wie oft ich bei ihr war, seitdem ich hier bin? *Zweimal*, im Vorübergehen, jedes Mal 10 Minuten. Wie oft bei Cotta? *Einmal*, eine Viertelstunde. Wie ich lebe? *Ohne Ausnahme* jeden Tag wie folgt: Um 4 oder 5 morgens wache ich auf, mache mir Licht und lese im Bett bis 6. Dann wird Feuer gemacht. Um 1/2 7 aufgestanden und gefrühstückt, Wasser mit Zucker und Butterbrot. Dann Italienisch u. aufs Stühlchen gegangen. Geraucht und geschlenkert bis 1/4 nach 9, bis zur Briefzeit. Dann Brief geschrieben oder gearbeitet, oder gefaulenzt bis Mittag. Dann gegessen, dann spazierengegangen. Dann eine Stunde in die Lesegesellschaft; um 6 nach Hause, Englisch gelesen usw. Um 8 Uhr soupiert (im Zimmer versteht sich), Zuckerwasser, Äpfel und Brot. Um 1/2 10 zu Bett gegangen. Dann gelesen bis 10. Dann die Augen zugemacht und geträumt von meinem Bärbelchen. [. . .]
Deinem

Peter

137.

Nr. 13 *Stuttgart, d. 18. Febr. 1825*

Oh bleiben Sie mir weg mit Ihrem zierlichen Liebesbriefchen! Ich will breite, dicke, schwerfällige, vierschrötige Briefe. Aber ich glaube, Sie sind hochmütig geworden,

seitdem Sie in Rothschilds Equipage gefahren, und Sie sind kurz mit mir, wie es vornehme Leute mit armen Teufeln meinesgleichen zu sein pflegen. Wie sind Sie denn zu Rothschilds Kutsche gekommen? Saß denn etwas Genädiges darin? Das will ich wissen. Bleiben Sie von ihnen, Sie wissen, was Christus sagt: Ein Kamel kömmt leichter durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel. Ach! ich komme gewiß hinein, mein Vater sorgt dafür. Die Sache will mir nicht aus dem Kopfe – aus dem *Kopfe*, verstehen Sie. Mein Herz ist ruhig. Aber ich denke an die Zukunft, ich weiß, welche Gesinnungen ich einst haben werde. Man braucht nichts, solange man jung ist, keine Ruhe, keine Frau, kein warmes Zimmer, keine Kutsche, kein Geld, nicht einmal Gesundheit. Aber im Alter sind diese Sachen alle nötig. Mein Bärbelchen aber ist mir jetzt schon nötig. Also mit Louis soll ich nicht viel sprechen? Wie ich das vorher wußte! Die Farbe des Rockes überlasse ich Ihnen. Weit, nicht zu weit. Auch eine farbige Weste. Und auf Beschleunigung gedrungen. Es gehen doch Wochen darüber hin. Sind die Sachen fertig, ehe ich komme, nehmen Sie sie einstweilen in Verwahrung. Also ich *soll* kommen? Oh die Wonne! Quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser vos mains et d'oser aspirer à vos joues. Wie will ich osen und aspirieren, die Frau von Genlis wird ihre Freude darüber haben. *

Ich wenigstens bin im Waldhorn nicht geprellt worden. Ich war 3 Wochen darin, und meine Rechnung betrug 44 fl. Das ist nicht viel. Denken Sie das viele Holz. Den ganzen Tag geheizt, manchmal auch des Nachts. Für eines der besten Zimmer im Hause zahlte ich täglich 36 Kr. Für den Tisch ebensoviel. Ich dachte, Sie würden sich wundern, daß ich noch bei so guter Kasse bin. Der

* Vgl. Bd. 2, S. 583

Lohnbediente 3 Wochen, alle die Trinkgelder usw. Am 15. Febr., also noch vor wenigen Tagen, hatte ich von dem mitgebrachten Gelde (die 200 fl. meines Vaters ungerechnet) noch 180 fl. Ich bin sehr sparsam und schreibe jeden Kreuzer auf. Mein Haushaltungsbuch wird Ihnen Freude machen.

Weil Sie es so sehr wünschen, verspreche ich Ihnen, auf jeden Fall mit dem Louis zu reisen. Aber wird es ihn nicht genieren? Bedenken Sie, daß ein Hauderer 3 Tage zur Reise nötig hat und ich, meiner Bequemlichkeit wegen, gar 4 dazu verwenden will. Nämlich: den ersten Tag nach Heilbronn, den zweiten nach Heidelberg, den dritten nach Darmstadt und den vierten nach Frankfurt. Wird der Louis so viele Zeit verlieren können?

Ich nehme meinen Brief unversiegelt mit zum Essen, um ihn erst nach Louis' Ankunft zu schließen. Der Glückliche hat Sie erst gestern gesehen, ich werde ihm die Augen aus dem Kopfe stehlen.

Künftigen Montag haben wir hier die Hinrichtung eines Mörders. Alles wie in Paris.

Was machen denn Josefs Augen? Grüßen Sie ihn von mir und auch die samtene Jette. – Louis ist angekommen. Danke für alles Schöne. Die grüne Streife an der schwarzen Mütze ist allerliebst. Die Oliven versuche ich heute Abend. Ein Götterschmaus! Louis ist verdrüßlich. Er dachte, es ginge ein Postwagen von hier nach der Schweiz, dieser geht aber erst die andere Woche, so daß er genötigt ist, sich eigens einen Hauderer zu nehmen. Adieu Engel.

B.

138.

Nr. 14 *Stuttgart, d. 20. Febr. 1825*

Ihre 3-Batzen-Briefe machen mich verdrüßlich, noch ehe ich sie gelesen habe. Gott verzeihe mir die Sünde (wenn

es eine ist), aber ich wollte, Sie hätten von Schusters Schlägen einen Teil abbekommen, weil Sie mir schon zum zweiten Male so kurz schreiben und so zerstreut. Die Pflicht einer rechtschaffenen Frau ist, daran zu denken, was ihrem Manne Freude macht, und Gesellschaft und Besuche und Theater und Spazierengehen, das muß ihr alle Nebensache sein. Der Dr. Meyer kömmt mir gar zu teuer, wenn er Sie im Schreiben stört. Ich schieße ihn tot, sobald ich nach Frankfurt komme. Er soll warten, bis wir verheiratet sind, dann mag er Ihnen den Hof machen, so viel und so lang er will. In Ihrer Verwirrung schreiben Sie mir: „Haben Sie Ihrem geantwortet?" Welchem Ihrem? Meinen Sie meinen Vater? Nun freilich habe ich ihm geantwortet, daß ich in einigen Wochen kommen würde. Sind Sie denn nicht damit einverstanden? Das hätten Sie früher sagen sollen. Ob ich davon Erfolg erwarte? Ich erwarte, daß die Sache mit meinem Vater zur Klarheit komme, aber *guten* Erfolg erwarte ich nicht, denn ich bin mehr als je entschlossen, von meinen Rechten nichts nachzugeben. Louis hat mir wenig Freude gemacht, er hat mir nicht genug von Ihnen erzählt, auch war er verstimmt. Er wird schwerlich auf der Rückreise hierher kommen, es ist ihm auch nicht zu verübeln, es hielte ihn zu lange auf. Bis kommenden Samstag erwarte ich seine Antwort. Kommt er, so warte ich auf ihn. Kommt er nicht, reise ich in den ersten Tagen der künftigen Woche in einem Hauderer ab. Von Neustädtels hat mir Louis erzählt. Haben Sie darüber von Hannchen Zimmer besondere interessante Umstände erfahren? In Heidelberg hätte ich mich nur dann einen Tag aufgehalten, wenn ich zu Fuße gegangen wäre. Da ich nun fahre, tue ich es nicht. Doch halte ich da Nachtquartier und muß also die Zimmern besuchen. Seien Sie unbesorgt, ich werde nicht zuviel schwatzen. Auch wegen der Oliven können Sie ruhig sein. Reines Fett, wenn es nicht ranzig ist, ver-

trage ich ganz gut, und ich esse wöchentlich ein paarmal zu Sauerkraut, Erbsen und Linsen Speck ohne Beschwerde. Das Bittere der Oliven tut mir wohl. Übrigens esse ich täglich nur einige. Was haben Sie mir denn da für eine Mütze geschickt? Habe ich denn einen Entenkopf? Für einen solchen wäre die Mütze weit genug. Weiß nicht ganz Europa, daß ich einen großen Kopf habe? Auch zeige ich dieses hinlänglich durch die scharfsinnigen Maßregeln, die ich getroffen habe, die Mütze weiterzumachen. Ich habe sie nämlich ausgestopft. Es stecken darin eine Küchenschürze, eine Elle Leinwand, eine Nachtmütze und 6 Paar Strümpfe, und so lasse ich sie einige Zeit liegen. Gestern, als ich die Schublade aufzog. worin die gefüllte Mütze lag, rollte mir plötzlich mein eigner Kopf in die Hände, so daß ich darüber erschrak. Es war wirklich schauerlich.

Ich war hier noch nie im Theater. Ich bin nicht wie gewisse andere Leute; ein Vergnügen, das Sie nicht mit mir teilen, ist mir eine Pein.

Betreiben Sie meinen Überrock, denn heute in 14 Tagen bin ich wahrscheinlich schon in Frankfurt. – Meine Bücher, eine Kiste und einen Koffer voll, lasse ich hier bei Kaulla stehen. Ich war so gescheit, als ich hierher kam, die Kiste gar nicht auszupacken. St. Leon, der Tanzmeister, den ich nach Madame Lindner gefragt, und ob sie noch die goutte habe, erwiderte, ja sie habe die goutte *im Kopfe*, und dann zog er schrecklich und auf französisch gegen die vieilles femmes los, die prétention machten. Das hatte er gewisse alle von Lindner selbst. Das war das Echo seiner Klagen.

Von Madame Schmith, Ihrer Wirtin, habe ich nichts erfahren, als daß sie ihr Haus verkauft hat, und nach der Rieke [?] habe ich mich nicht erkundigen mögen aus Furcht, Verdacht zu erregen.

Wenn Sie nur ausführlich schreiben möchten, wie Sie

lebten von Morgen bis Abend, ich gebe Ihnen sechs Karolin für den Bogen. Louis sagt mir, Sie kämen wenig zu Ochs. Warum? – Auch hier ist das Wetter herrlich, soviel mir ein Wetter herrlich erscheinen kann, wenn ich es nicht mit Ihnen genieße. Ich kann es gar nicht erwarten, bis mir wieder übel wird beim Spaziergehen. So ein Glück widerfährt mir hier gar nicht. Ich weiß gar nicht mehr, was ich Ihnen schreiben soll, und wüßte ich auch die schönsten Sachen von der Welt, ich hörte doch auf. Wie man in den Wald hereinschallt, so schallt es heraus. Ich hasse, ich verabscheue Sie.

B.

139.

Nr. 15 *Stuttgart, d. 22. Febr. 1825*

Liebes Bärbelchen, ich bin sehr mit Dir zufrieden. Du hast Dich sehr gut gegen meinen Vater benommen. Zum Zeichen meiner allerhöchsten Zufriedenheit schicke ich Dir den schwarzen Adlerorden. Er ist zwar nur von Papier, das tut aber nicht viel. Der von Silber ist nur zehen Gulden mehr wert. Die Sache mit meinem Vater wäre also jetzt abgetan, denn mein Entschluß steht noch fester als der Stephansturm. Ich werde nie eine Leibrente annehmen, weil ich nie in die Beschränkung meiner Freiheit einwilligen kann. Ich wiederhole meinen Vorschlag, und lassen Sie ihn meinem Vater durch Dr. G. machen. Er soll mir ein Kapital geben, so wenig als er nur will, und ich werde allen weitern Ansprüchen entsagen. Aber eine Leibrente nehme ich nicht, und betrüge sie 11 tausend Gulden, statt 1100. Und bitten Sie den Dr. G., er soll Ihnen eine baldige Antwort bringen, *ja* oder *nein*, damit ich die Sache los werde. Nur eins beunruhigt mich, daß Sie nicht mit mir übereinstimmen. Wäre dies möglich? Könnten Sie wünschen, daß ich um lumpiger 1100 fl.

willen meine Ehre und meine Grundsätze aufopfere? Daß ich um Geld eine Ungerechtigkeit begehe? Denn das heißt eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man sie geduldig erträgt. Ich hätte nicht gedacht, daß die Heilige Allianz in der Person meines Vaters mich bekriegt. Das sind beider Grundsätze. Mit dem Nachhausekommen weiß ich nicht, wie ich es halten soll. Auf keinen Fall werde ich bei meinem Vater logieren. Schreiben Sie mir doch nicht mehr von Ihren lustigen Mittagessen. Ich möchte weinen, daß ich nicht dabei war. Bei Ihrer Schwester scheint ja alles auf christlichem Fuße eingerichtet zu sein. Denn sie hatte gewiß nur darum 14 Personen zu Tische gebeten, damit eine mehr als 13 da wären, wovon, wie bekannt, eine hätte sterben müssen. Sie sehen aus meines Vaters Absichten, wie es nicht bloß Stubenweisheit, Schwärmerei oder philosophische Grille ist, wenn ich mit andern für diese und gegen jene Regierungsart bin. Das sind Wiener Maximen, nach welchen mein Vater handelt. Nach französischen Gesetzen, die ihr Dasein der Französischen Revolution verdanken, darf kein Kind in seinem Erbe verkürzt werden. In Deutschland darf man alles. Mein Vater feuert mich zum Kampfe gegen den Aristokratismus an, und insoweit werde ich ihm vielleicht manches zu verdanken bekommen. Zu meinem meisterhaften Werke: *Geist des Liberalismus* sind ganze Himmel voll neuer Donnerwetter und Blitze gekommen, und die Erde soll beben, wenn sie sich einst entladen. Fürchte Du Dich nicht, mein Schäfchen, Dir tue ich nichts zu leid. Du Gute willst Deinen letzten Kreuzer mit mir teilen? Da kämen zwar nur zwei Pfennige auf mich, aber ich werde damit schon hauszuhalten wissen. Meine neue Gedanken über die Aristokratie gehen mir so wild im Kopfe herum, daß sie mich fast am Schreiben hindern.
Und wenn ich nicht nach Frankfurt komme, wie wird es mit uns? Wenn und wo sehen wir uns wieder? Ach, mei-

ne schöne Hoffnung, bald wieder bei meinem lieben Bärbelchen zu sein, damit ist's nun auch aus.
Mein armer Bruder Philipp dauert mich nur. Der soll auch geprellt werden! Er hat schon lange eine Ahndung davon, er hat es mir gesagt. – Ich weiß nicht mehr, was ich schreiben soll. Kein Geld, kein Verstand. Adieu.

B.

Der Orden ist nicht fertig geworden, ich schicke ihn im nächsten Brief.

140.

Nr. 16 *Stuttgart, d. 24. Febr. 1825*

Ich bin verdrüßlich, bin verdrüßlich, bin verdrüßlich – wie es in einer Komödie heißt, und, ganz offenherzig, liebes Kind, es ärgert mich etwas, daß Sie ohne mich so vergnügt sein können in Frankfurt und daß es Ihnen so gleichgültig ist, ob ich komme oder nicht. Als ich hierher reiste, war ich ganz resigniert, Sie erst nach mehrern Monaten wiederzusehen. Aber da schrieben Sie mir, mein Vater habe andere und bessere Vorschläge gemacht, und bald darauf kam die freundliche Einladung meines Vaters, nach Hause zu kommen, und da zweifelte ich nicht daran, es würde sich alles gut machen. Und wer war froher als ich, daß ich nur einen Vorwand hatte, schnell wieder zu Ihnen zu eilen? Nun hat die Unterredung, die Sie mit meinem Vater gehabt, alles geändert. Ich halte es nicht für zweckmäßig, nach Frankfurt zu gehen; Sie selbst scheinen auch der Ansicht zu sein, und das macht mich unglücklich. Ich habe nun einmal mein Herz wie eine Weckuhr auf eine bestimmte Zeit gestellt, in der ich erwachen wollte, denn ich träume nur, wenn ich nicht bei Ihnen bin, und jetzt ist die Uhr stehengeblieben, und ich werde schlafen, Gott weiß wie lange. Ich war ins Arbeiten gekommen, eine Rezension von Cooper hatte ich mit

Lust und Glück geschrieben, und jetzt kann ich sie nicht zu Ende bringen, ich habe Lust und Kraft und alles verloren. Anfänglich zerstreute mich der freudige Gedanke, bald wieder bei Ihnen zu sein, jetzt tut es der Kummer, daß meine Hoffnung eitel gewesen. Was soll ich tun? Vorgestern war ich so sehr betrübt, daß ich nahe daran war, zu meiner Erheiterung einen Schoppen Wein zu trinken, was eine Tat der Verzweiflung gewesen wäre, denn ich fürchte Wein wie Gift. Den andern Tag war ich ganz glücklich, daß ich noch meiner Herr geblieben und das Trinken unterlassen. Zerstreuung täte mir wohl, aber wie und wo sie finden? Abends ins Wirtshaus, wo ich mich sonst wohl unter Bekannten etwas amüsierte, darf ich meiner Gesundheit wegen nicht gehen, und auch andere Besuche muß ich meiden, weil ich das viele Sprechen nicht vertragen kann. Cotta, der abends offenes Haus hat, ist mir ohnedies zuwider, seitdem er sich mit dem adligen Pack verbunden. Wenn ich ihm die Rezension von Cooper bringe, werde ich ihn fragen, wie es sich mit den andern Artikeln verhalte. Wissen Sie, wenn ich meine frohen Tage habe? Sie glauben es nicht, aber ich bin wie Eulenspiegel, ich lache, wenn es bergauf geht, und weine, wenn bergab. Ich bin an den Tagen vergnügt, wo ich *keine* Briefe von Ihnen bekomme. Dann habe ich etwas zu hoffen auf den folgenden Tag. Aber an den Brieftagen, sobald einmal die kurze Lust des Lesens vorüber ist, liegt ein ganzer Tag wie eine große dürre Heide vor mir. Doch erkenne ich es mit dem herzlichsten Dank, daß Sie mir so oft schreiben. Fahren Sie so fort und bedenken Sie, daß Ihre Briefe nicht bloß meine größte Freude sind (das waren sie immer), sondern daß sie auch jetzt meine einzige sind. Nach Ihren Briefen zu urteilen, leben Sie sehr vergnügt und heiter in Frankfurt. Möchte ich nur auch etwas dazu beitragen können. Glauben Sie mir es, daß ich mir, seitdem ich hier, täglich die Zähne

mit Pulver putze und das sehr gründlich inwendig wie auswendig? Aber was helfen mich die schönsten Zähne, wenn sie mein Bärbelchen nicht sieht?
Verlassen Sie sich darauf, daß ich das Einpacken nicht selbst besorgen und daß ich auch mit dem Hauderer alles nach Ihren Wünschen einrichten werde. Wüßte ich nur erst, wie ich es machen, ob ich kommen solle oder nicht. Ich glaube, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich unentschlossen hin- und herwanke. Es ist ein peinlicher Zustand, und ich begreife nicht, wie Sie, die Sie in keiner Sache sich entschließen können, eine solche schmerzliche Lage ertragen. Und wo soll ich in Frankfurt wohnen, da ich es nicht bei meinem Vater will? Bleiben Sie bei Ihrer Schwester? Können wir beisammen wohnen? Das alle erscheint mir so verworren, daß ich gar nicht weiß, wie es einzurichten wäre. Auf jeden Fall wäre es gut, wenn Sie, wie ich in meinem vorigen Briefe geschrieben, meinen Vater um eine bestimmte Erklärung bitten ließen, ob er bei dem Rentenplan bleiben wolle oder nicht. Da ich im erstern Falle auch festen Entschluß gefaßt habe, so würde ich darauf ganz ruhig werden und käme auch alsdann nach Frankfurt, ohne weiter von der Sache zu reden, noch daran zu denken. Mit dem Stephansturm, welcher ein Wienerturm ist, mache ich mir, wie Sie sich denken können, nicht gern zu schaffen. Wer weiß, ob nicht mein Vater mit dem Gedanken umgeht, sich in Wien adeln zu lassen und für meinen ältesten Bruder ein Majorat zu bilden. Denn da er, nach seinen Äußerungen, sein Vermögen gern zusammenbehalten möchte, kann er nicht den Willen haben, den größten Teil davon meiner Schwester Kinder zu geben, dann würde es ja am ersten zerstreut, weil jener Kinder viele sind. Sie lachen vielleicht über meine Besorgnis, aber die Sache ist gar nicht so unmöglich. In Wien geben sie mit tausend Freuden jedem reichen Manne den Adel, weil sie nicht gern sehen, daß ein

Bürgerlicher Geld hat. Wenn ich das noch erleben müßte, daß mein Vater österreichischer Baron würde, ich schämte mir die Augen aus dem Kopfe. Ich wäre dann der einzige Roturier in der Familie, und meine Frau, mein Bärbelchen nämlich, würde eine Madame Canaille. Gott behüte! Habe ich Ihnen nicht oft gesagt, es käme in dieser Zeit noch dahin, daß Väter und Söhne in feindlichen Reihen gegeneinanderüber kämpften. So eine schreckliche Geschichte hat sich neulich in Spanien ereignet. Ein junger Offizier nahm sich mit einer Pistole das Leben. In dem Briefe, den er seiner Mutter hinterlassen, bekennt er, er habe sich umgebracht, weil er die Schmach nicht ertragen konnte, die sein Vater durch so vieles unschuldig vergossene Blut über seinen Namen gebracht. Dieser nämlich steht an der Spitze des furchtbaren Gerichts, welches alle sogenannte Liberale zum Tode verurteilt. Die Mutter in der Verwirrung des ersten Schmerzes, hatte den Brief des Sohnes fremden Menschen gezeigt, und so ist die Sache ruchbar geworden. Welch ein herrliches Sujet für eine Tragödie! Wie schön und schrecklich kann man durch Vater und Sohn sich die beiden Zeiten und Welten aussprechen lassen! Ich möchte mir in die Finger beißen, daß ich kein Drama schreiben kann. Und unser deutsches dramatisches Vieh weiß das nicht zu benutzen. Es macht mir den größten Verdruß, daß die deutsche Literatur so in Verfall geraten. Glauben Sie mir das? Ich will nicht hoffen. [. . .] wäre ich nur wieder bei meinem Bärbelchen. Wollen Sie das deutsche Vieh kennenlernen, besonders wie es 1813 u. 14 (glorreichen Andenkens!) gewesen, lesen Sie die Geschichte der Deutschen von Kohlrausch, die im deutsch-viehischen Geiste geschrieben und beim ganzen deutschen Vieh sehr beliebt ist. Tun Sie mir den Gefallen und kaufen Sie für meine Kosten ein Pfund Rattenpulver und suchen Sie es dem elenden Dr. Pfeilschifter, dem gedruckten Spion, der in

Frankfurt wohnt, beizubringen. Alle Gefahren nehme ich auf mich. – Ich habe mich verspätet, die Post geht ab. Adieu, Canaille.

Ihr Peter, apanagierter Prinz.

141.

Nr. 17 *Stuttgart, d. 26. Febr. 1825*

Ich freue mich sehr auf die Überschwemmung des 4ten März. Werden Sie jetzt meine Vorsicht anerkennen und loben? Voltaires, Rousseaus, Goethes, Jean Pauls und die Werke aller andern Schriftsteller, die viele und schwere Sachen geschrieben, werden untergehen, die meinigen aber werden oben schwimmen, weil sie leicht sind. Wenn mich die Flut erreicht, dann habe ich die Wahl, entweder mir die *Zeitschwingen* an die Schulter zu binden und zu fliegen, oder mir die *Wage* als einen Schwimmgürtel umzutun und zu schwimmen. Aber, ich verspreche es Ihnen feierlich, ehe die Gefahr vorüber ist, weder zu Fuße noch im Wagen zu reisen. Also Sie Närrin glauben an die Prophezeiung? *Ich* habe nichts davon gelesen, in welcher Zeitung und in welcher Nummer steht denn davon? Hat denn Olbers seinen Namen daruntergesetzt, oder wurde es bloß in seinem Namen erzählt? Wahrscheinlich das letztere. Denn vor einigen Monaten ließ Olbers in der Zeitung bekanntmachen, man erzähle sich oft in seinem Namen von bevorstehenden Naturereignissen; das sei aber alle erfunden, denn man könne die Witterung nicht auf einen Tag vorhersagen, und er gäbe sich mit so dummem Zeuge nicht ab.

Ich bin ganz glücklich, lieber Engel, daß Sie mit mir einverstanden sind, die Leibrente auszuschlagen. Wovon ich leben soll? Ich werde arbeiten, sparen und entbehren, ich werde alles tun, nur nichts gegen meine Grundsätze, denn wenn ich diese verkaufen will, kann ich mehr dafür bekommen als jährlich 100 Karolin. Daß Sie sich nicht ge-

eilt, dem Dr. G. meinen Antrag zu hinterbringen, ist mir sehr lieb, und wie können Sie nur fürchten, daß ich ihm schreiben werde? Das werde ich wohl bleiben lassen. Indessen war die Sache doch nicht gerade so dumm gemeint, als sie Ihnen schien. Hätte ich meinen Vater nur erst dahin gebracht, von dem Rentenplan abzustehen, wäre es ja immer noch bei mir gestanden, wie viel oder wenig Kapital ich annehmen wolle. Mein Vater wäre auch dann geniert gewesen, er muß doch immer etwas die öffentliche Meinung scheuen. Wenn es heißt, er gibt mir jährlich 1100 fl., so hat das doch immer schon ein Ansehen, denn die Leute, welche kein Interesse haben, das Verhältnis genauer zu bedenken, sagen, das wäre ein Kapital von 22000 fl., ob es zwar nur einem Kapital von 13750 gleichkommt. Gibt mir aber mein Vater Kapital, kann er dabei nicht bis ins Kleinliche herabsteigen. Er kann nicht sagen, ich solle von seinem großen Vermögen nicht mehr als 10 bis 15000 fl. haben. Das würde die Leute schockieren. Übrigens, wenn Sie den Dr. G. sehen, werden Sie gewiß für zweckmäßig halten, ihm zu sagen, daß ich mich auf keinen Rentenvertrag gar nicht einlassen und es lieber aufs äußerste würde ankommen lassen. Gehen Sie nicht zu ihm, aber käme er zu Ihnen, dann müßten Sie doch von der Sache zu reden anfangen, denn es wäre zu affektiert, wenn Sie schwiegen, da es natürlich wäre, ihm mitzuteilen, was Sie mit meinem Vater gesprochen. Frägt er Sie, ob ich komme? antworten Sie: schwerlich! Bemerkt er: ich hätte es ja meinem Vater versprochen, erwidern Sie: ich hätte geglaubt, mein Vater werde bessere Vorschläge machen, da ich mich aber aus seiner Unterredung mit Ihnen überzeugt, daß er noch die vorige Ansicht habe, wollte ich nicht nach Frankfurt, da es doch zu nichts führen würde.

Also mein Bruder heiratet? Eigentlich steuere ich ihn aus. Es kömmt mir spaßhaft vor, daß ein armer Teufel

wie ich zwei Brüder und eine Schwester mit 10 Kindern ernährt. Ich habe eigentlich eine größere Familie als mein Vater. Wenn die Partie zustandekömmt, schreiben Sie mir es ja gleich. Ich wollte, mein Vater benachrichtigte mich davon, ich würde ihm eine recht satirische Antwort schreiben. Was ist denn die Ulmann für eine Person? Ist sie gebildet? Das ist die Hauptsache. Mein armer Philipp wird neidisch werden, der möchte auch gern heiraten. Nicht um der Frau willen, das hat er entbehren gelernt; auch nicht um des Geldes willen. Ein *Geschäft* will der edle Jüngling haben! Wir Brüder sind nun einmal so. Ohne Geschäfte möchte ich nicht leben.
Ich freue mich sehr auf meinen neuen Überrock. Wenn ich nicht nach Frankfurt komme, schicken Sie ihn mit *Gelegenheit*. Doch das eilt nicht; je später ich ihn bekomme, je länger hält er.
Mit meinem Werke, oder eigentlich mit meinen Werken (denn ich habe deren mehrere im Kopfe), ist es mir völliger Ernst. Aber Geld, Sorgenlosigkeit, und daß ich nicht ans tägliche Brot zu denken habe, darauf kömmt es an. Aber jetzt! Erst diesen Morgen erhielt ich ein Billet von Cotta, welches lautet (die Punkte bedeuten unleserliche Worte): „Nur mit .... erlauben Sie, mein Verehrtester, Ihnen zu bemerken, daß das *Morgenblatt* noch existiert und sehnlichst auf das Produkt Ihrer ... hofft." Ich habe mich dem Teufel verschrieben, aber diesmal ist der Teufel geprellt.
Und was denken Sie? Kommen oder nicht kommen? Und wenn und wie mit Ihnen zusammenkommen? Besprechen wir das bald. – Mama, schaff mir ein Geschäft, ich will ein Geschäft haben. Haben Sie noch immer keine Sehnsucht nach mir? – Wenn jemand hierher reist, schicken Sie mir gefälligst ein Stückchen Seife und ein Bund Zahnstocher. – Warum läßt mich nie einer von den Ochsen grüßen? Ihr B.

142.

Nr. 18 *Stuttgart, d. 28. Febr. 1825*

Nachdem ich gefrühstückt, geraucht, Italienisch gelernt und alle andern Pflichten erfüllt, die mir als Menschen, Christen und Staatsbürger obliegen, will ich anfangen, meinem lieben Bärbelchen zu schreiben, in Erwartung Ihres Briefes, der bald kommen wird, nämlich um halb 10. Sollten Sie glauben, daß in dem elenden kleinen Stuttgart es einen Unterschied von zwei bis drei Stunden macht, welche man die Briefe früher oder später erhält, je nach der Straße, in der man wohnt? Ich wollte wetten, daß dieses in Paris nicht der Fall ist. Als ich in der Nähe der Post wohnte, erhielt ich meine Briefe um 7 Uhr, und jetzt bekomme ich sie erst um halb 10. Aber was lache ich ins Fäustchen, wenn ich an Ihre Briefe denke. Oh das dumme Bärbelchen, wie läßt sie sich zum besten haben! Ich hatte nicht mehr gehofft als auf wöchentlich zwei Briefe und wäre dabei ganz vergnügt gewesen, und jetzt schreiben Sie mir einen Tag um den andern, und es ist nur abgeschmackte Großmut von mir, daß ich die Sache nicht weitertreibe. Ich bin doch ein feiner, politischer Kopf! Ich habe jetzt schon 25 Briefe von Ihnen, und 46 Tage bin ich von Ihnen entfernt. Es lebe Maximilian, Kaiser von Östreich! Wundern Sie sich nicht, daß ich den leben lassen? Erstens schadet es nichts, denn er ist schon 300 Jahre tot; zweitens hat er die Briefpost eingeführt, um seinen Nachfolgern das Vergnügen zu verschaffen, anderer Leute Briefe auf der Post öffenen zu lassen und ihren Inhalt zu erfahren. Sie werden wohl ebenso viele Briefe von mir haben, vielleicht noch mehr. Der Fürst von Taxis hat gute Kunden an uns. – O weh, o weh! Heute ist der Brief ausgeblieben. Gott hat mich gewiß strafen wollen, wegen meines Spottes. Es geschieht mir recht, ich hätte mein Glück bescheidener ertragen

sollen. Ach, es ist eine gar traurige Lage. Von 9 bis halb 10, solange ich hoffe und fürchte, habe ich das hitzige Fieber und später das kalte. Aber warum haben Sie mir nicht geschrieben? Das muß eine besondere Ursache haben, da ich doch, wie ich mich erinnere, in meinem vorletzten Briefe sehr verdrießlich gewesen und Sie, ohne Verhinderung, gewiß bedacht gewesen wären, mich zu erheitern. Ich bin nicht ängstlich, aber neugierig. Mein Übermut hat sich bald gelegt. Eins vergessen Sie nicht, daß, wenn auch unsere wechselseitige Freundschaft bei uns beiden gleich groß ist, unsere Verhältnisse aber verschieden sind. Ich bin ganz allein, habe gar keine Zerstreuung und niemand, mit dem ich von Ihnen sprechen könnte. Ich habe nichts als Ihre Briefe und meine Einbildungskraft. Sie aber sind unter hundert guten Freunden und können, wenn Sie Lust haben, den ganzen Tag von mir sprechen. — — — Triumph! Triumph! Da kömmt der Brief noch! Um halb 11. Jetzt bin ich wieder übermütig. Ich habe mein Bärbelchen gut erzogen, es schreibt so oft ich will und muckst nicht. Auch hier ist seit einigen Tagen wieder strenger Winter, und diesen Morgen liegt viel Schnee. Verlassen Sie sich darauf, daß ich bei solchem Wetter nicht reise. Aber mit Ihrem 4ten März sind Sie ganz toll. Ich habe gestern gelesen, was Olbers bekannt gemacht, und gefunden, was ich vermutet, daß sich die Sache nicht so schrecklich verhält, als es euch dummen Frankfurtern vorkam. Olbers machte aufmerksam, daß sich am 4ten März der Mond in der größten Erdnähe befände, was alle Jahre einmal geschieht und was auf die Meeresflut immer Einfluß hat, denn die tägliche Ebbe und Flut, mein dummes Bärbelchen, wird durch den Mond bewirkt. Dieser Umstand, meint O., kann bei der Wassersucht, woran jetzt die Erde leidet, einen Einfluß haben, und Überschwemmungen könnten sich erneuern. Aber das kann nur an den Seeküsten Einfluß haben und

geht uns Binnenländer gar nichts an. Da sehen Sie aber wieder, was wir für ein elendes Vaterland haben, selbst unser Jammer ist abgeschmackt. Andere Länder haben Erdbeben, feuerspeiende Berge, Peste, Revolutionen und andere hitzige Krankheiten, wie sie die Jugend und die Gesunden befallen; wir alten siechen Deutschen haben nichts als die dumme Wassersucht.

Mein letzter Brief wird Sie darüber beruhigt haben, daß ich die *Kapital*-Dummheit nicht begehe. So einfältig war auch mein Plan gar nicht. Aber noch besser ist es freilich, gar nicht davon zu sprechen. – Mit meinem Logis werde ich es schon einzurichten wissen, und ich hoffe, es auf unbestimmte Zeit tageweise mieten zu können.

Heute vor 8 Tage wurde hier ein Mörder hingerichtet, der für Sie ein eignes Interesse haben muß. Oh Bärbelchen, nehme Dir ein Exempel und bessere Dich! *Reinlichkeit ist aller Laster Anfang!* Reinlichkeit führt zum Morde und auf das Blutgerüst! Jener arme Mensch beging einen Totschlag und starb von Henkers Schwert, *weil er zu sehr auf Reinlichkeit gesehen und zuviel Wasser zum Waschen gebraucht.* Das ist kein Scherz, das ist fürchterlicher Ernst. Oh Sünderin, bekehre Dich! Er war früher Soldat. Im vorigen Sommer suchte er vergebens ein Unterkommen. Um nicht brotlos zu sein, ging er in das hiesige Arbeitshaus und blieb dort als freiwilliger Arbeiter, wie mehrere andere. Von Jugend an (wie er vor Gericht erklärte) Reinlichkeit liebend, hatte er mit seinen Stubenkameraden die Verabredung getroffen, daß abwechselnd jeden Tag ein anderer einen Zuber Wasser tragen sollte, um das Zimmer aufzuwaschen. Es geschah. Nur einer, als die Reihe an ihn kam, weigert sich dessen. Der Soldat klagte deswegen beim Verwalter des Arbeitshauses. Dieser lachte und sagte: ich habe es nicht geheißen. Das kränkte den Soldaten, daß er durch diese Entscheidung sein bei seinen Kameraden erworbenes

Ansehen verloren. Er nahm sich vor, an dem Verwalter Rache zu üben, ob ihm zwar (wie er gestand) seine Strafe auf dem Blutgerüste deutlich vorschwebte. Wie nun der Verwalter eines Tags in das Zimmer tritt, stieß er ihm sein Brotmesser in den Leib und die Brust und tötete ihn. Ganz ohne Heimtücke, in Gegenwart zweier Zuschauer, die zu erschrocken waren, ihm abzuwehren. Auch ließ er sich von einem herbeigekommenen Polizeidiener ruhig arretieren und gestand sogleich sein Verbrechen. Der arme Teufel wurde bei der Hinrichtung schrecklich gemetzelt. Dreimal wurde gehauen, ehe der Kopf abging. Der sonst geschickte Scharfrichter hatte die Geistesgegenwart verloren, weil er im Augenblick der Hinrichtung in dem Delinquenten, den er früher nicht gesehen, einen Jugendfreund erkannte. Der Hinrichtung habe ich nicht beigewohnt, aber ich war bei dem armen Teufel im Zimmer, ehe er abgeführt wurde, bei dem sogenannten peinlichen Halsgericht, welches öffentlich gehalten wird. Die Zeremonie dauerte eine Stunde, und ich will Ihnen ein anderes Mal davon erzählen. Aber seit der Zeit habe ich einen Abscheu gegen das Wasser und wasche mich selten.

Adieu Bärbelchen, schreiben Sie mir nicht so selten und liebe mich, wie ich Dich.

Ihr B.

143.

Nr. 19 *Stuttgart, d. 2. März 1825*

Guten Morgen, liebes Bärbelchen. Es ist noch nicht halb 9 Uhr, und ich habe schon alle Pflichten eines Staatsbürgers erfüllt. Sie sehen, daß ich die Zeit benutze und ein ordentlicher Mensch werde. Und wie ordentlich! Es ist zum Erschrecken. Hätten Sie nur mit angehört, wie ich mich soeben länger als 10 Minuten mit einem Kommissionär unterhalten, dem ich aufgetragen, mir Holz zu

kaufen. Wie bedächtig ich mich nach allem erkundigt, nach der Qualität des Holzes, nach der Länge der Scheite, nach dem Unterschied des Preises im Holzgarten, im Holzmagazin und bei den Bauern, und wie ich ihm zehnmal gesagt, er solle beim Einkauf mit Verstand zu Werke gehen! O Gott, wenn ich noch ein solider Mensch würde, nach vierzigjährigem Leichtsinn, wobei ich so glücklich war, es wäre fürchterlich. Ein Philister, ein Holzgarten das Leben – ja, ein Holzgarten, das ist das rechte Wort! Heute bekomme ich wieder einen Brief, es ist der Fiebertag, das kann nicht fehlen, Bärbelchen wagt es nicht, einen Brieftag zu versäumen. Ich will aber vorsichtig sein und mich nicht eher lustig machen, bis ich den Brief in Händen habe. Was hatte ich vorgestern für Angst ausgestanden; ich hatte eine wahre abergläubische Reue. Lesen Sie den Prozeß des Papavoine in der Zeitung, des Kindermörders von Vincennes? Aber woher? Ich bin ja nicht bei Ihnen, ich, der Ihnen sonst täglich alle Pariser Blätter verschafft. Ach, wäre ich nur wieder in Paris. Wenn Frau von Staël sagte, Paris wäre der einzige Ort, wo man des Glückes entbehren kann, so sage ich mit größerem Rechte, es ist der einzige Ort, wo man der Freiheit entbehren kann, ohne unglücklich zu sein. Ich ertrage es, ich ertrage es in Deutschland nicht. Hätten Sie mich gestern Mittag bei Tische gesehen, wie vergnügt und mit Lachen, denn es war grade ein Scherz im Gange, ich meine Suppe gegessen, und wie ich dann plötzlich niedergeschlagen und still geworden und kaum mehr essen konnte – was hätten Sie von mir gedacht? *Sie* hätten gedacht, ich hätte vapeurs bekommen, und jede andere, es sei mir ein Unglück widerfahren. Und es war nichts anderes als die Karlsruher Zeitung, die ich bei Tische gelesen und woraus ich genommen, was bei den Ständen vorgeht und wie niederträchtig man alles Recht mit Füßen tritt und wie unverschämt man noch des Volkes spottet. Das Herz

möchte mir brechen über diese Wölfe von deutschen Ministern, die alles unbarmherzig zerreißen, und über diese Schafe von deutschen Bürgern, die sich so geduldig zerreißen lassen. Es glaubt es keiner, und Sie selbst wissen es nicht, wie mich das bewegt. Man muß dieses Land fliehen wie die Pest, denn es gibt keine andere Wahl, man muß Verfolgter oder Verfolger sein, Schaf oder Wolf.

Triumph, Auguste Caroline! (Flamand!*) Das ist der Brief. Mein Bruder dauert mich, er ist ein Narr. Ein Mädchen zu heiraten, das ihn nicht will! Jawohl, wir Brüder haben kein Glück mit Heiraten. Was soll *ich* für Vorschläge machen auf den Sommer? Ich bin nicht gern zudringlich. Sie, Madame, müßten mir mit Ihren Vorschlägen entgegenkommen. Verstehen Sie? Es wäre recht schön, wenn Sie die 100 000 Gulden gewönnen, dann wollen wir unser Geld miteinander vermischen, so daß keiner mehr weiß, was ihm gehört. Mißvergnügt bin ich in meiner Einsamkeit grade nicht, indessen will ich anfangen, mehr unter die Leute zu kommen. Das Reden macht mir auch wenig Beschwerde mehr, und meine Brust stärkt sich täglich, worüber ich sehr froh bin. Mir war schon Angst, die würde immer schwach bleiben. Die Medizin, die ich nehme und welche Stiebel gebilligt, scheint mir sehr gut zu tun, in vielen Stücken. Eine Legion Teufel fährt täglich aus mir aus. Ich bin kein Herkules, aber ich kann einem Herkules zu tun geben, ich bin ein wahrer Stall des Augias. Auch meine Hypochondrie verliert sich, und es wird mir selten mehr übel. Doch kann ich darüber nicht eher urteilen, als bis ich wieder

* Anspielung auf den Jubelruf, womit Herr Flamand, Besitzer der Eremitage zu Montmorency, die Herzogin von Berry im Jahr 1823 in seinem Garten auf einem ihr zu Ehren veranstalteten Feste begrüßte, welchem Börne beiwohnte. [Anmerkung von Jeanette Wohl in NS III.]

mit Ihnen spazierengehe. Erst wenn ich wieder Süßigkeiten vertragen kann, darf ich sagen, daß mein Magen wieder hergestellt ist.
Erlaubt mir Mama, daß ich mir zwei Paar neue Socken kaufe? Sie muß es wohl erlauben, denn ich habe es schon getan, und mit Kummer im Herzen. Ich dachte: wenn mein Mütterchen nicht so lüderlich wäre, würde es, statt ins Theater zu gehen und mit jungen Leuten Schach zu spielen, ihrem barfüßigen Peter Strümpfe flicken. — Sie schmeichlen mir mit meinen 32 Schwarzen. Diese Zahl habe ich schon längst nicht mehr, aber die, welche mir geblieben, sind weiß wie Elfenbein, und ich übe mich täglich im Lachen, weil ich in Frankfurt mit meinen Zähnen glänzen will.
Wegen Ihrer verdammten Oblaten (wenn ich mich so ausdrücken darf) muß ich mir eine neue Schere kaufen, denn die meinige ist ganz stumpf vom Schneiden. Aber wo kaufe ich Geduld? Sie haben ja gar nicht mehr nötig. so heimlich zu tun mit Ihren Liebesbriefen. In Stuttgart weiß man ja doch, wie wir stehen. Ich glaube, ich habe es Ihnen noch gar nicht geschrieben, daß, als ich krank ward und den Dr. Hardegg gebeten, Ihnen unter meinen Brief einige Zeilen zu schreiben, ich ihm ganz trocken gesagt, Sie wären meine Braut? So ist es.
Ich habe gelesen: zu Chamfort sagte jemand, der Adel sei das wohltätige Mittelglied zwischen Fürst und Volk. Ja erwiderte dieser, sie sind in der Mitte wie der Hund zwischen Jäger und Wild . . . Solche Tugendlehren muß Bärbelchen zu verbreiten suchen.
Seit gestern ist wieder Tauwetter. — Bleiben Sie denn bei Ihrer Schwester wohnen? Werden Sie sich entschließen, mit mir Frankfurt zu verlassen? Wie, wann, wo, wohin, auf welche Weise? Sie bleiben aber stumm wie eine Gans und antworten nicht. Gebrauchen Sie eine Oblate mehr und decken Sie mir den Abgrund Ihres Herzens auf

(wenn ich mich so ausdrücken darf). Wenn ich nach Frankfurt reise, wie soll ich es mit meinen überflüssigen Sachen machen? Soll ich sie wieder hier stehenlassen? – Ich streckte soeben den Kopf zum Fenster hinaus. Es ist wieder ganz warmes Wetter.

Oh Spitzbübin! Bis jetzt hat mir mein Gewissen immer Vorwürfe gemacht, daß ich Ihnen kurze, kaum eine Seite lange Briefe schreibe, während die Ihrigen fast 3 Seiten lang sind. Aber da dachte ich heute: wäre es möglich, daß eine Jüdin ehrlicher sein und besser messen sollte als ein Lutheraner? Kann nicht sein. Und siehe, ich rechnete und zählte Ihre Zeilen und Silben und entdeckte den schändlichsten Betrug. Ihrem Briefe fehlen nur wenige Zeilen an drei Seiten, und er gibt doch nur 1547 Silben, während der meinige, bis an der Stelle, wo die Striche stehen und die Herzen hängen (nach Wetter), schon 1568 Silben zählt.

Und nun das andere dazugerechnet. Bei euch Juden ist alles auf Sinnestäuschung angelegt. Erkennen Sie die eiserne Kette, die unserer beiden Herzen aneinanderbindet? Sehen Sie das kleine, krumme winzige J in Ihrem kleinen Herzen, und das große grade stattliche B in meinem großen?

Peter

144.

Nr. 20 *Stuttgart, d. 4. März 1825*

Nachdem ich alle Pflichten eines guten Staatsbürgers erfüllt, darf ich mir auch ein anständiges Vergnügen erlauben, und ich ergreife die Feder und schreibe. Aufgepaßt, Bärbelchen, daß Du was lernst! An wieviel Zeichen erkennt man eine kleine deutsche Stadt? An drei. Welche

sind sie? Daß die klugen Leute noch dümmer sind als die Dummen, daß man dort keine Oliven haben kann und daß die Bäcker das gebackne Brot mit Mehl pudern. Gut geantwortet. Zweite Frage: woran erkennt man, daß ein Frauenzimmer verliebt ist? Ist sie mit dem Geliebten beisammen, daran, daß sie mit ihm zankt; ist sie von ihm entfernt, daran, daß sie unglücklich ist, daß sie nicht ißt, nicht trinkt, nicht schläft, daß sie nicht ins Theater geht, daß ihr jeder Besuch verhaßt ist, daß sie beim Schachspiel in Verwirrung kömmt und einen Bauer für einen Ritter ansieht, daß sie alle Spiele verliert, daß sie seufzt und rot wird, wenn man sie frägt, was ihr fehle, daß sie blaß wird und schwach auf den Füßen, kurz, daß sie ein Bild des Jammers wird. Was folgt aus diesem allem? Es folgt daraus, daß mich Bärbelchen nicht liebt, nie geliebt hat und nie lieben wird. Denn Sie gehen ins Theater, nehmen Besuche an und gewinnen Schachspiele. Ich werde mich noch sehr bedenken, was ich tue. Sie schreiben mir: ich war vergnügt, weil ich dachte, Sie wären es auch. Ich bedanke mich gehorsamst. Das ist die wahre Liebe nicht. Blaß sollen Sie werden, unglücklich sollen Sie sein, wenn ich nicht bei Ihnen bin. Und wenn ich komme, was machen wir dann miteinander? Sie haben ja nicht einmal ein Zimmer für sich, ich kann ja nicht mit Ihnen essen, Sie haben ja immer eine ganze Welt um sich. Ich kann Sie nur genießen wie ein Buch, und Sie wissen, ich kann nicht lesen, wenn ich nicht allein bin. Ein Garten ist hinter Ihrem Hause, aber ist eine Laube darin? Den Garten begrenzt ein Graben, ist Wasser darin? Murmelt es? Ihre Besuche bringen mich schon jetzt in Verzweiflung. Vor 8 Jahren (Herr Jesus, was ist das für eine alte Liebe!) vor 8 Jahren mußte ich, wenn Ihre Besuche mir lästig waren, es dabei bewenden lassen, wie ein Hund zu knurren und mich knurrend fortzuschleichen. Jetzt aber ist es anders, jetzt bin ich Herr im Hause, und finde ich ungebetene

Gäste bei Ihnen, schlage ich mit der Faust auf den Tisch, daß alles bebt, und es gibt Spektakel. Haben Sie nicht wenigstens neben Ihrem Zimmer ein Hundeloch, wo ich mich verkriechen kann, wenn ich allein sein will? Sorgen Sie dafür, und auch für Knochen zu meiner Unterhaltung. — Ich höre etwas die Treppe heraufkriechen. Amor, apporte. Schön, Amor! Der ist dressiert! Das ist der Brief. — Dein Brief ist himmlisch, Bärbelchen. Aber die Judensache! Erinnern Sie mich nur daran in Frankfurt. Ich werde von dort Korrespondenzartikel ins *Morgenblatt* schicken, und ich werde die niederträchtigen Dummköpfe geißeln nach Gebühr. Aber die Juden werde ich auch nicht schonen. Nicht bloß die Einfältigkeit des Vorstandes ist schuld an der pharaonischen Polizei, sondern ihre Schlechtigkeit mit, ihr Aristokratismus, ihre Habsucht. Den reichen Juden selbst ist daran gelegen, das Heiraten und dadurch die Handeletablissements zu beschränken. Auch das, was Pauline gehört hat, werde ich drucken lassen. So ein vortrefflicher Spion wie die gibt es nicht mehr. Alles erfährt sie, alles hört sie. Aber mein armer Bruder! Er gefällt mir, daß er noch verliebt sein kann. Wir Baruchs sind wie die Orangenbäume, wir blühen zweimal im Jahre. Wir haben auch sonst noch viel Italienisches. Das dolce far niente ist uns allen eigen. Ach, Bärbelchen, gestern bemerkte ich, daß die Sträuche ausgeschlagen, und seitdem schlägt mir das Herz. Ich habe mein Logis noch auf einen halben Monat gemietet und auch noch Holz auf vierzehn Tage gekauft. Ich werde aber vielleicht noch früher abreisen, wenn das Wetter gut wird. Ich muß die ersten schönen Tage benutzen, weil man weder im März noch im April auf anhaltend gutes Wetter rechnen kann. — Schreiben Sie mir doch, wenn die jüdischen Ostern anfangen, und lassen Sie Barth wegen des Überrocks antreiben. Wenn er fertig ist, verwahren Sie ihn mir.

Es ist mir ganz klar, daß Papavoine in einem Anfalle von Hypochondrie den Mord begangen hat. Ich glaube aber nicht, daß die Jury darauf Rücksicht nehmen darf noch wird. Die Sache ist gar nicht so interessant, als sie zu werden versprach. – Heute habe ich Ihren Brief vor 9 Uhr bekommen. Die neuliche Verspätung war nur zufällig. Mit Kreuzers ließe es sich hier nichts ändern.
Heute ist der 4te März, ich sehe aber noch keine Anstalten zur Überschwemmung. Im Gegenteil, das Wetter fängt an gut zu werden. – Ich mache mich reisefertig, sobald ich meinen Artikel Cooper fertig habe. Aber ich finde das Ende nicht, und ich habe von allem gesprochen, nur nicht von Cooper. Ich habe mein zornerfülltes Herz ausgeleert, es war mir wie ein Aderlaß. Auch habe ich angebracht, was Sie sich in Heidelberg auswendig gelernt. „Die Jugend ist ein Verbrechen und das Alter ein Verdienst." Auch über die Jubelgreise habe ich mich lustig gemacht. Kurz, es wird nicht gedruckt werden, wenn Cotta auf Wien Rücksicht nimmt.
Buchhändler Willmanns hat mich schon oft aufgefordert, ihm zu einem Kupferwerke über die Rheingegenden eine Beschreibung zu machen. Wenn ich nach Frankfurt komme und er spricht wieder davon, will ich die Arbeit übernehmen, wenn ich 50 Karolin dafür bekomme. Die Arbeit ist angenehm, eine 4wöchentliche Rheinreise würde mich 100 Taler kosten, und so wären 400 fl. bald gewonnen. Die Frage ist nur, ob ich zu malerischen Landschaftsbeschreibungen, worauf es hier ankömmt, das Talent habe.
Wie wird mich denn mein liebes Herz empfangen, in welchem Anzuge nämlich? Es war eine Zeit, da warteten Sie drei Tage in weißem Mollkleide mit blauen Bändern auf Ihre Liebhaber. Ist die Zeit oder sind die Liebhaber anders geworden? Ich werde sehen. – Wenn ich die jüdischen Ostern bei meinen Eltern wohne und esse, muß ich

da nicht *gekaschert* werden. Das täte ja schrecklich weh, ich glaube, man wird dabei mit glühenden Eisen gereinigt. Ist es so? – Mit dem 4ten März ist die Wassersgefahr noch nicht vorüber. Den 5ten morgens (sagt Olbers) geht der Mond durch den Äquator, und da ist die größte Gefahr für Narren. Denn der Mond, was Sie weniger wissen als empfinden, hat einen schädlichen Einfluß auf schwache Köpfe. In Frankfurt will ich unerhört viel arbeiten; mein Kopf ist nie stärker, als wenn ich bei meinem Schwachkopf bin. Auch fehlt es in Frankfurt nicht an Stoff, wie hier. Merken Sie, daß ich mich über Sie lustig mache? – Als ich willens war, zu Fuße nach Frankfurt zu gehen, was Sie mir aber nicht erlauben wollen, war ich auf eine zweckmäßige Equipierung bedacht. Ein Mantel wäre zu beschwerlich, der Überrock allein zu kühl gewesen. Ich ließ mir also aus meinem alten gelben Mantel einen weiten bequemen Überrock machen, worin ich aussehe wie ein Bär. Das Tuch wurde gewendet, vom Tuchscherer gepreßt, und der Rock wurde wieder so neu, daß ich Reue davon hatte. Hätte ich den Mantel so behandeln lassen, wäre er ganz neu geworden. Da hat Karlchen einen dummen Streich gemacht. Auch eine Weste habe ich davon bekommen. Aber die Operation kostete 8 Gulden.

Quel sera mon bonheur, de me jeter à vos pieds, de baiser vos mains et d'oser aspirer à vos joues! Und meine Zähne! Es ist Schimpf und Schande, was wir Männer Sklaven sind! Alle Tage geputzt, und inwendig sogar, inwendig und auswendig ein Narr. Oh die Liebe! Sie sind aber auch wie Elfenbein, und die Ihrigen sind wie Dinte dagegen. Gestern aß ich eine Lerche, und das arme Tierchen, so tot es war, blinzelte mit den Augen, als es mir mit dem Kopfe in den Mund kam, so sehr blendeten meine Zähne! Adieu ma chère Barbe.

B.

145.

Nr. 21 *Stuttgart, d. 6. März 1825*

Purim heißt es, nicht Burem, dummes Bärbelchen! Wäre ich Purim zu Hause gewesen, hätte ich meinem Vater gesagt: Veitel Reitel, gib mir mein Geld! Ich war gestern bei Kaulla, und da erfuhr ich, daß vorgestern abend Purim war. Was die noch altväterisch sind! Der junge Rapp (Sie erinnern sich doch noch des Riesenjünglings, der in Montmorency auf Esel geritten) war als Frauenzimmer gekleidet zu ihnen gekommen..Und dieses mir erzählend, lachten sie, daß mir die Ohren wackelten. Dabei machte sich meine fette Gans über die Frankfurter Juden lustig, sie wären alle so roh, wie sie sich im vorigen Jahre, als sie in Schwallbach gewesen, abermals davon überzeugt. Judenmädchen, die dort mit Christen über Wasser gefahren, hätten gesagt: *jenseits*, um Hochdeutsch zu sprechen. Von Ihnen sagte sie: Sie wären lieber mit der Lindner als mit ihr umgegangen, weil Sie sich eine besondere Ehre daraus gemacht, mit einer Christin zu sein, denn als Frankfurterin wären Sie so etwas nicht gewohnt. Dann erzählte sie mir von der fausse couche, die sie mit Zwillingen gehabt, und daß sie während der Schwangerschaft sehr krank gewesen und keiner gewußt, was ihr fehle. „Natürlich, mein kleiner Körper konnte diese Last nicht tragen", sagte sie. Worauf ich erwiderte: „Oh! Ihr Körper ist nicht so klein", aber sie verstand es nicht. Es lebe die Dummheit! In nichts erkenne ich deutlicher die Weisheit der Natur als darin, daß kein Mensch weiß, daß er dumm ist; die Allmacht Gottes habe ich nie so sehr verehrt, als seit ich mein Bärbelchen kenne. [— — —]
Meinen Vorsatz, Gesellschaften zu besuchen, habe ich noch nicht ausgeführt. Ich bin zu faul, ich gehe auch gern in Unterhosen herum. Gestern war glänzender Kasinoball zur Feier des heutigen Geburtstags unseres Kron-

prinzen. Ich blieb aber weg und lag schon nach 9 Uhr im Bette. Dem Himmel sei Dank, mit meinem Cooper bin ich über den Berg, was sonst noch daran zu machen, ist fertig im Kopfe. Damit ins Reine, mache ich mich reisefertig und lasse einpacken. Ich *lasse* packen. Einen Kerl, der 6 Fuß mißt, habe ich mir dazu bestellt. Kaulla will mir meine Sachen in Verwahrung nehmen. Die Bücherkiste hatte ich vorsichtigerweise gar nicht ausgepackt. Dann warte ich schönes Wetter ab. Dann miete ich mir einen bequemen Wagen. Den ersten Tag nach Heilbronn, den zweiten nach Heidelberg, den dritten nach Darmstadt, den vierten nach Frankfurt. Quel sera mon bonheur de me jeter a vos pieds, de baiser vos mains et d'oser aspirer a vos joues. Was mich von hier wegtreibt, ist mein Federmesser; es ist so stumpf, daß ich keine Feder mehr damit schneiden kann.

Die Veranlassung zu Gibbons Werk kannten Sie noch nicht? Wie glücklich sind Sie. Sie haben noch so viel Schönes zu lesen und [zu] erfahren. Das Buch von 10 Bänden liest sich wie ein Roman, wie ein Drama und ist dabei, nach dem Urteil der Gelehrten, das gründlichste und gelehrteste Werk, das es gibt. Nur war G. gegen die christliche Religion ungebührlich eingenommen. Er war reich, fett, glücklich und wußte die Religion der armen Teufel nicht zu schätzen. Er war so dick, daß, als er einst einer Dame in London eine Liebeserklärung machte und vor ihr auf die Knie fiel, er sich nicht wieder aufrichten konnte, so daß die Dame genötigt war, zwei Bedienten herbeizurufen. G. war trotz seiner Genialität ordnungsliebend bis zur Pedanterie. Alles war nach der Uhr eingerichtet. Er jagte seinen Friseur weg, weil er eine Minute nach sieben gekommen. Der neue Friseur glaubte es gut zu machen, wenn er eine Minute vor 7 käme und wurde auch weggejagt. Das ist engländisch. Der englische Gesandte hier, Lord Erskine, hat 10 Töchter „wie

die Orgelpfeifen, eine schöner als die andere", — sagen hier die Philister. Sechs der größern Pfeifen begegne ich täglich. Sie gehen täglich bis nach Cannstatt zu Fuße, was die Stuttgarter hochadligen Beine noch niemals versucht haben. Sie tragen Muffe und glotzen mich immer an und sehen mir nach und lassen sich von meinem durchdringenden Blicke nicht irremachen. Besonders die eine, ein bleichsüchtiges Mädchen, macht mich ganz naß mit ihren feuchten Augen. Die Unglückliche liebt mich und sieht sehr schlampig aus. Gewöhnlich lächle ich und zeige ihr meine schönen Zähne.

Was! Wir wollen auf dem Lande in verschiedenen Dörfern wohnen oder vielmehr in verschiedenen Staaten? Denn unser Vaterland ist so vortrefflich eingerichtet, daß wir in der Nähe von Frankfurt nicht in zwei benachbarten Ortschaften wohnen können, ohne in verschiedenen Ländern zu wohnen. Zählen Sie. Bockenheim ist hessisch, Rödelheim darmstädtisch, Hausen frankfurtisch und der nächste Ort nassauisch. Wissen Sie, daß, wenn ich Ihnen von Bockenheim nach Rödelheim eine Schachtel Zwieback schicke, diese Accise zahlen muß und daß, wenn Sie mir von Rödelheim nach Bockenheim gestopfte Strümpfe zurückschicken, diese verzollt werden müssen? Aber die Untertanen sind noch weit dümmer, als die Minister schlecht sind. Alle Tage wird an meinem Tische gegen das Zoll- und Mautsystem räsoniert, und keiner trifft den Nagel auf dem Kopf. Dir will ich es erklären, Bärbelchen, denn Du bist politisch. Paß auf! Zum Beispiel der Großherzog von Darmstadt und der von Baden wollen von ihren Untertanen eine neue Steuer erheben, aber sie wagen es nicht zu gestehen, weil ihre Untertanen schon zu gedrückt sind. Was tun sie? Der Minister in Darmstadt schreibt dem in Karlsruhe: Herr Bruder, wir brauchen Geld, nämlich ich und Du. Ich werde daher, unserer Freundschaft unbeschadet, einen Zoll auf die

Waren legen, die aus Deinem Lande kommen. Diesen Zoll zahlen meine Untertanen. Du, um Repressalien zu gebrauchen, legst einen Zoll auf die Waren, die aus meinem Lande kommen. Den zahlen Deine Untertanen. Wir stellen uns sehr böse aufeinander, zanken uns und lachen unser dummes Vieh aus. Dictum, factum.
Dieses Mal werde ich nicht so dumm sein, Ihnen Ihre Briefe zurückzugeben. Ich habe schwarz auf weiß, und das wird behalten. Sobald ich nach Frankfurt komme (das habe ich mir fest vorgenommen), lese ich Ihre sämtlichen Briefe in der Harmonie vor, damit alle Welt erfahre, was Sie für eine Person sind und daß Sie mir etwas in den Kopf gesetzt, wie Sie es schon bei hundert andern auch getan, und daß Sie den jungen Leuten die Ehe versprechen und sie dann sitzen lassen. Den Abgrund Ihres Herzens soll man kennenlernen, ich will Ihnen zeigen, mit wem Sie es zu tun haben. Bei mir sind Sie an den rechten Mann gekommen. Glauben Sie, weil Sie einen reichen Schwager haben, Sie dürften sich alles erlauben? Wir haben auch Geld und eigene Häuser, was andere Leute nicht haben. Ich möchte doch wissen, worauf Sie sich so viel einbilden? Doch nicht auf Ihren Doktor Börne, dem Meschummed? Ich will mir Ohrfeigen geben lassen, wenn er mir 400 Gulden zeigt. Oder auf Ihr bißchen Schönheit? Wie lange wird das dauern? Oder auf Ihre Bildung und weil Sie hochdeutsch sprechen? Man ist noch nicht sehr gebildet, wenn man *jenseits* sagt. Oder auf Ihr Französisch? Es hat Geld genug gekostet. Oder auf Ihre schöne Kleider? Daß sich Gott erbarmen soll. Von wem haben Sie Ihre wollene Westen und Ihre muslinene Halstücher und Ihre Socken? Ich mag mich nicht länger ärgern, ich muß zum Essen gehen, aber ich will Ihnen zeigen, wen Sie vor sich haben.

Peter Mergentheim

146.

Nr. 22 *Stuttgart, d. 8. März 1825*

Amor apporte! Das Vieh läuft noch auf der Gasse herum und hört mich nicht. Ich werde ihn gehörig durchprügeln. Ich zähle die Pulse der Zeit, bis Ihr Brief kömmt. Das ist poetisch, aber wahr. Nun, liebes Bärbelchen, wovon reden wir unterdessen? Gestern las ich eine Rezension von Hannos Gedichten in den *Europäischen Blättern* (Februarheft). Der ist herabgehunzt! Wahrscheinlich ist Dr. Menzel in Heidelberg der Verfasser der Kritik. Spaßhaft war mir, daß der Rezensent gar keine Ahndung davon hat, daß Hanno ein Jude ist. Er hält ihn für einen Professor der theologischen Fakultät, und er macht sich lustig über das morsche, süßliche Wesen der heutigen Theologen. Einige der dümmsten Gedichte werden mitgeteilt. Unter anderm das, wo vorkommt: „samt, ja samt, ja samt dem Goethe." „Vogel aus Kanaria, sing mir eine Aria" steht aber nicht darin. Der Rezensent erzählt: eine Nachtigall wäre auf der Stelle krepiert, als man Hannos Gedichte in das Zimmer gebracht. [.....] Ich habe seit der Zeit manches von ihm gelesen. Unter andern (in genannten europäischen Blättern) eine merkwürdige Beurteilung Goethes, wovon vor einigen Wochen in der Postzeitung ein Fragment abgedruckt war. Der Menzel ist ein sogenanntes Kraftgenie. Es fehlt ihm noch an Ruhe und seiner Sprache an Anmut, es wird aber viel aus ihm werden. Er hat auch jetzt eine deutsche Geschichte herausgegeben. Seine *Streckverse* aber sind Dreckverse.

Wollen Sie einen charakteristischen Judenzug? Kaulla will mir meine Sachen aufbewahren, aber nur unter der Bedingung, daß die Kisten nicht allein wohlverschlossen, sondern auch mit meinem Petschaft versiegelt werden müssen. „Ich verwahre nie etwas, das nicht versiegelt ist." Und als er mir dieses sagte, machte er ein so feines, stolzes,

erhabenes Sentenzengesicht dazu, als sei er die Tugend und Weisheit selber. Mein voriger Wirt, der Schreinermeister, hatte mir eine große Kiste nicht allein unversiegelt, sondern auch unverschlossen aufbewahrt, und es ist ihm gar nicht in den Sinn gekommen, als könnte ich fürchten, es möchte mir etwas daraus entwendet werden. So sind euere Leute.

Vorgestern stand vor dem König von England ein Retourwagen nach Frankfurt, der mir großen Verdruß machte, daß ich noch nicht reisefertig war. Ein geschlossener Glaswagen, aber nicht wie sie bei Hauderern gewöhnlich sind, sondern ein feiner herrschaftlicher Reisewagen mit einem Koffer am Boden. Ich hätte mich prächtig darin einrichten können und hätte meine größte Freude daran gehabt.

Da ist der Bettelbrief! Sag, Bärbelchen, schämst Du Dich denn gar nicht, hast Du denn gar keine Ehre im Leibe? Hätte ich nur mein Geld wieder! Jede Zeile kostet mich über ein Pfennig. Also Essen, Putz, Friseur, Guste, das kömmt alle vor mir? Erst wenn Sie satt sind, nehmen Sie mich, wie eine Tasse Kaffee zur bessern Verdauung. Mir zu schreiben, das hätte sollen Ihr Purim, mir zu schreiben, hätte sollen Ihre Torte, Ihr Glas Wein, Ihr Gesang, Ihre Krause, Ihr Friseur, Ihr Mittagessen sein. Ich werde mich noch gewaltig besinnen, was ich tue. Betragen Sie sich schon jetzt so, was wird erst nachher werden, wenn Sie Ihr Schäfchen ins Trockne gebracht. Ich bin aber ein nasses Schäfchen, ich bin ganz weinerlich über Ihren kurzen Brief. Wir spielen immerfort kurz oder lang, ich ziehe aber immer den kürzern. Sieben Werke habe ich im Kopfe, die ich alle in Frankfurt schreiben will; Sie erfahren aber jetzt nicht das Geringste davon. Wie man in den Wald hineinschallt, so schallt es heraus. Möchte doch bei Schnapper ein Teller der kräftigsten, beißendsten Sauce auf Ihr neues Kleid gegossen worden sein und

einen unvertilgbaren Schandfleck hervorgebracht haben. Kann ich meiner Todfeindin etwas Schlimmeres wünschen? Ach, Gott, ich bin gerührt, ich war zu heftig in meinem Zorn, und ich nehme meinen Fluch zurück. Und sollte ihn der Himmel schon gehört haben, dann möge er auf mich, nämlich auf meinen Überrock fallen, ich lachte dazu. Aber Sie sehen, daß man mich nicht reizen muß und daß ich ein grimmiger Löwe bin, mit dem es gefährlich ist, sich zu necken. Von einem Löwen habe ich wenigstens die Mähne. Sie sollten meinen Kopf sehen, was der wild ist. Ich könnte tausend Liebschaften mit Locken versehen. Endlich diesen Morgen kam der Friseur. (Die Kaulla hatte mir ihn geschickt.) Er ließ mich meinen Überrock ausziehen und meine Weste, hängt mir vorn, hängt mir hinten ein Tuch um, würgt mir den Hals zu, fängt an zu kämmen und mich zu zausen, und als er schneiden will — hat der Bengel die Schere bei der Kaulla vergessen. Und so muß ich morgen alle Operationen von neuem durchmachen und bleibe heute noch ein grimmiger Löwe, der sich wie ein Lamm zu Ihren Füßen legt.

B.

147.

Nr. 23 *Stuttgart, d. 10. März 1825*

Also unsere Ostern fallen an gleichen Tagen? Das freut mich. So können wir beide geputzt miteinander spazierengehen, ohne daß die Verschiedenheit unserer Religion auffiele. Ich glaube, Sie sind die einzige israelitische Bürgerin in Frankfurt, die einen christlichen Staatsbürger zum Anbeter hat. Seien Sie nur keine Numero 14, die nicht ans Heiraten kömmt. Ach, Du lieber Gott! alle Welt heiratet, die jüngsten Rotzbuben, und Leute in den besten Jahren müssen zurückstehen. Das ist traurig. Was hilft es mir, daß ich alle Pflichten eines Staatsbürgers erfülle? Wer belohnt mich dafür? — Daß Josef nach Rödel-

heim zieht, ist mir sehr recht. Sie werden dann auch oft dort sein. Das gibt für mich schöne Gelegenheit zu laufen und noch schönere zu entlaufen, Ihnen oder meinem Vater oder sonst wem, der mit mir zanken will. Ist Professor Grimm in Weinheim derjenige dieses Namens, der Kindermärchen oder so etwas Ähnliches geschrieben hat? Erkundigen Sie sich darnach. Ich habe grade keine grimmige Lust, ihn kennenzulernen, ich mache mir nicht viel aus dem Lobe meiner Schriften, ich will meiner selbst willen geliebt werden, meiner schönen Seele, meiner Gestalt, meiner schönen Augen willen.
Ihre Briefe lese ich bestimmt vor, wenn auch nicht in der Harmonie, doch wenigstens bei den Ochsen, die auch eine sind. Vielleicht teile ich sie auch der Henriette Getz mit, die mich, wenn mich nicht alles täuscht, heimlich liebt und Sie beneidet. Das ist ihr wahrhaftig nicht übelzunehmen. Sie sind doch in einer schrecklichen Lage; Sie müßten wegen meiner unzählig viel Feindinnen haben. Was soll ich tun? Die Welt ist so unbillig. Ich kann es nicht ändern. Ich habe mich nun einmal verplempert. Soll ich mich in Stücke zerschneiden?
Hier erzählt man sich seit einigen Tagen: der König von Preußen sei katholisch geworden und das Volk sei darüber aufgebracht, und weil es [an] dem Schritt der neuen Frau schuld gebe, habe es neulich im Theater in des Königs Gegenwart gerufen: „Hinaus, Harrach, fort Harrach!“ Auch soll der Kronprinz mit seiner Frau uneinig leben und willens sein, sich von ihr scheiden zu lassen. Das letztere ist um so glaublicher, da mich die Kronprinzessin vor 4 Jahren oft in München gesehen hat. Sie verstehen mich. Es bleibt aber unter uns, man muß kein Gerede machen.
Wenn kein schlechtes Wetter oder sonst etwas dazwischen tritt, denke ich kommenden Dienstag abzureisen. Dem Cotta sage ich gar nichts davon. Doch bringe ich ihm

noch vorher die Rezension von Cooper. Zwei und eine halbe Seite! Und das alle habe ich in weniger als 8 Wochen zustande gebracht. Was der Mensch vermag, wenn er will! Man sieht wohl, daß er ein Ebenbild Gottes ist. Die Rezension wird Ihnen gefallen. Aber jetzt muß ich sie noch abschreiben. Wie mangelt mir Pauline!
Gestern erhielt ich von Mainz einen großen Pack Journale geschickt: *Cäcilia*, eine Zeitschrift für die musikalische Welt. Dabei ein langer, langer, langweiliger, langweiliger Brief mit langen, breiten und dicken Komplimenten. Man ladet mich ein, mitzuarbeiten und zu fordern, was ich will. Ob sie zwar wüßte (sagt die Redaktion), daß ich von Musik nichts verstehe, solle ich doch mitarbeiten. Das ist eine naive Redaktion! Übrigens scheint das Journal gut zu sein.
Sagen Sie dem Louis Ochs, er habe sein Federmesser bei mir liegen lassen. Es ist so schlecht, daß ich es ihm wiedergeben werde. — Gestern kam ich hinter ein wollenes Unterwestchen mit neuangesetzten Ärmeln, die so schlank sind, daß ich weder hinein noch heraus kann. Nicht hinein, denn sie sind zu eng, nicht heraus, denn sie sind zu lang und überragen meine Hand um eine viertel Elle. Ich glaube, diese Ringelschlangen-Ärmel haben früher die zarten Arme meines Bärbelchens bedeckt; dann hätte ich meine größte Freude daran, und müßte ich fasten, sie tragen zu können. Ist es so? Um Antwort wird gebeten.
Sie haben meines Vaters Blumen bemerkt? Das ist ein gutes Zeichen. Das sind schwiegertöchterliche Blicke, die Sie in das Fenster geworfen. Sie sahen nicht nach den Blumen. Sie sahen nach meinem Bilde. Wenn ich nach Hause komme, stehle ich Ihnen die schönsten Blumen und schenke sie Ihnen. Überhaupt habe ich mir ernstlich vorgenommen, bei meinen Eltern zu stehlen, was ich nur bekommen kann. Geld, Papier, Wein, Uhren; es hilft

sich jeder so gut er kann. Haben Sie schon daran gedacht, daß wir in Frankfurt aus unsern Fenstern aufs Schönste miteinander liebäugeln können? Ich wohne im zweiten Stocke, Sie wohnen im ersten. Ich sehe mit Liebe auf Sie herab, Sie sehen mit Bewunderung zu mir hinauf. Wenn die Sonne scheint, halte ich einen kleinen Spiegel zum Fenster hinaus und blende Sie. Sie werfen mir Kußhändchen zu. Es ist doch ein schönes Leben, wenn man nicht unter einem Dache wohnt! Adieu, liebes Bärbelchen. Liebe mich wie ich Dich. Haben Sie von Zimmern keine Nachricht? Ist die Witwe schon in Heidelberg? Haben Sie Jettchen Sichel noch nicht gesehen, Madame Speier noch nicht gesprochen, Herrn Veitel, Herrn Ellisen? Wo soll ich Ostern essen, da ich ungesäuertes Brot nicht vertragen kann? Hätte ich nicht ein neues Jondef-Kleid nötig? Ist es nicht politisch, in Frankfurt mit einigem Glanze aufzutreten? Lauter Stilübungen für Sie. Arbeiten Sie sie aus, schreiben Sie längere Briefe. Heute habe ich einen 19 Kreuzerbrief erwartet, weil der vorige so kurz war, aber Ihr ohnedies kleiner Kopf ist ganz voll von Mittagessen, Theater, Halskrausen und Spazierenfahren. Sie machen mir mehr Vergnügen als Ehre. Bessere Dich.

Dr. Börne, geb. Wohl

148.

Nr. 24 *Stuttgart, d. 12. März 1825*

Guten Morgen, Bärbelchen. Seit 8 Tagen, bis gestern, war das schönste Wetter. Das Herz wollte mir springen vor Freude, wenn ich daran dachte, daß wir uns heute über 8 Tage um diese Stunde schon einige Male gezankt haben können. Wie freute ich mich auf das erste Butterbrot, daß wir zusammen essen, wie auf das erste Gespräch, das wir tête à bête halten würden. Aber heute regnet es, der Himmel ist grau wie ein Esel, und ich

habe meine Abreise zunächst auf Donnerstag verschoben. Ich hatte mich auf das Wiedersehen vorbereitet, ich suchte mir alle Sittenregeln zurückzurufen, die Sie mir in Heidelberg gegeben, um Sie versichern zu können, daß ich sie alle befolgt. Aber ich habe sie vergessen, bis auf die 7, die ich glücklicherweise aufgeschrieben hatte und die wie folgt lauten: 1. Ziehen Sie zweimal wöchentlich weiße Strümpfe an. 2. Lassen Sie sich nicht prellen von der Wäscherin. 3. Wenn Sie in Gesellschaft gehen, ziehen Sie kein Batistmuslinhemd an, kein Perkal, das ist eine Schande in Deutschland. 4. Doktor, lassen Sie doch Ihre Kleider ausbürsten, wenn Sie nach Stuttgart kommen. 5. Die Wäsche, die frisch von der Wäscherin kömmt, muß unter die alte gelegt, nicht gleich angezogen werden. 6. Doktor, tun Sie keine guten Tücher um den Leib binden. 7. Wenn Sie Ihren Sommerrock anziehen, müssen Sie ihn erst bügeln lassen. Diese letzte Regel, auf den Juli geltend, haben Sie mir schon im Januar gegeben! Aber Sie machen mir mehr Freude mit Ihrer Dummheit als andere mit Ihrem Verstande. Bärbelchen hat eine schöne Seele, die schöner ist als ein türkischer Schal, schöner als der Frühling, ja schöner als Sie selbst, und wenn ich heute einen 19Kreuzerbrief bekomme, bin ich der glücklichste Mensch in der Charlottenstraße. Meine Staatsbürgerpflichten habe ich heute auch schon erfüllt. Ja, lachen Sie nur! Freilich, Ihr Juden habt kein Vaterland. Bürgerrechte wollt Ihr haben, aber von Bürgerpflichten wollt Ihr nichts wissen, und Ihr habt kein Ohr für das süße Gemurmel in der Grotte des Antiparos.

Mein Scherz und Ihr Ernst begegnen sich wunderlich. So ist das Leben. Ich habe Ihren heutigen Brief gar nicht klein gefunden. Er schien mir nur zu groß, da Sie Ihren Kummer darin aussprechen. Auch mich jammern die unglückseligen Menschen, die sich selbst und andern durch ihre Vorurteile so wehe tun, aber Sie leiden bei dieser

traurigen Betrachtung mehr als ich. Ich bin wie die Natur, ich liebe die Menschheit, doch die Menschen sind mir gleichgültig; Ihrem Herzen aber steht jeder einzelne nah. Gegen unabänderliche Übel ist der einzige Trost, daß sie unabänderlich sind. Die Vorurteile werden nie aufhören, ja, jede neue Aufklärung erzeugt deren neue. Das Unglück ist nicht, daß viele Menschen Vorurteile haben, das Unglück ist, daß sie nicht alle Menschen haben, sondern mit verschiedenen Bildungen, Ansichten und Sprachen nebeneinander leben. Bedenken Sie aber, daß man mit den Leiden auch die Freuden der Einbildungskraft zerstörte. So unglücklich sich Gustes Eltern fühlen, weil ihre Tochter den Schmitt geheiratet, so selig wären sie, wenn sie einen Rothschild zum Manne bekommen. Eine Täuschung macht die andere gut. Aber mich dauern sie ungemein, und Sie hatten recht, zu weinen. Dieses Unglück kann nicht einmal die Zeit heilen, denn wenn sie sich auch je mit ihrer Tochter versöhnen, würden sie sich doch nie mit ihrem Schicksal versöhnen. Sie aber sollten sich die Sache aus dem Sinne zu bringen suchen. Leidende, welchen man nicht helfen, deren Schmerz man nicht erleichtern und die man nicht trösten kann, muß man fliehen. Übrigens dürfen wir nicht ungerecht gegen die Vorsehung sein; es gibt mehr Freude als Leid im Leben, und das Verhältnis der unglücklichen zu den glücklichen Menschen ist nicht größer als das der Kranken zu den Gesunden. Wenn man leidet an sich oder seinen Freunden, vergißt man freilich diese Wahrheit, man muß sich dieselbe aber sobald und so oft als möglich wieder zurückrufen.

Daß Sie mir ja nicht bei Lichte schreiben. Schonen Sie die Augen, die ich so sehr liebe, und treten bei Tage unabänderliche Störungen ein, verzeihe ich es Ihnen gern, wenn Sie einen Posttag versäumen. — Sie wissen jetzt schon, daß ich des Wetters wegen meine Reise aufge-

schoben. Ach, liebes Bärbelchen, was ändern sich die Zeiten! Ich sehne mich nach Ihnen, habe Reisegeld in der Tasche und verschiebe mein Glück, weil es ein bißchen regnet! Mein Herz ist jung, aber der Kopf, die Brust, der Magen und die Glieder werden alt. Anno 1750 hätten Sie mich kennen sollen. Ich war ein Teufelskerl. Ich wäre barfuß nach dem Nordpol gelaufen, meinem damaligen Bärbelchen Eiswasser zu holen, aber das Eis wäre warm geworden in meinen Händen, und jetzt ist mein höchster Liebesdienst, daß ich meiner Angebeteten eine Tasse Tee hole, die mir kalt wird zwischen einem Stuhle und dem andern. Oh mein Schatz, das Alter macht trocken und der Regen macht naß; also warten muß ich, bis schönes Wetter wird. – Ich habe nur in Gedanken, hinter meine romantischen Klagen, einen Gedankenstrich gesetzt, denn ich bin noch nicht damit fertig. Und der Verstand? Das Alter wollte ich ertragen, aber den Verstand, diesen mißgestalteten, abgeschmackten Götzen, den so viele Menschen anbeten! Wissen Sie, daß ich in Gefahr bin, ein ordentlicher, verständiger Mensch zu werden? Zum Glücke ist die Sache noch nicht sicher. Wüßte ich es gewiß, ich würde mich auf der Stelle totschießen. Glauben Sie mir, daß ich mein Wirtschaftsbuch so genau und ängstlich führe, daß, wenn ich Ihren Brief bekomme, ich, ehe ich ihn öffne, die 13 Kreuzer in die Ausgabe setze, aus Furcht, es zu vergessen? Daß ich meine erste Wäscherin verabschiedet, weil sie sich für ein Hemd 8 Kreuzer zahlen ließ, und daß ich mir eine aufgetrieben, die nur 5 dafür nimmt? Glauben Sie mir, daß ich neulich, da ich von der Flickerin wenigstens ein Dutzend ausgebesserte Strümpfe bekam, ich sie alle durchsah und an zweien zwei ganz kleine Löchelchen gefunden, so daß ich sie zurückgegeben und die Flickerin sie ganz beschämt wieder in den Korb tat? Daß ich in der ganzen Stadt den wohlfeilsten Kutscher aufgefunden, und daß er (er wohnt

neben mir) auf meinen Wunsch seine vier Pferde in meinen Hof geführt, damit ich sie in Augenschein nähme? Daß ich schon vor 14 Tagen nicht gewagt, meinen üblichen Einkauf von 6 Kr. Kristallöl zu erneuern, aus Furcht, es möchten einige Tropfen übrigbleiben, sondern mir nur für 4 Kr. holen ließ, welches jetzt verzehrt ist, so daß ich mir heute noch für 2 Kr. kommen lassen muß? Wenn Sie das alle glauben, haben Sie mich nie geliebt, aber es ist doch wahr. Oh Gott! Ich könnte Direktor einer Sparkasse sein. Weine Bärbelchen, ich bin ein ordentlicher Mensch geworden. Aber solange noch ein Tropfen Leichtsinn in mir fließt, werde ich Dich lieben.

Dein treuer Peter.

149.

Nr. 25 *Stuttgart, d. 14. März 1825*

Guten Morgen, Frau Hutzel! Liebe Frau Hutzel, die Zeiten sind schlecht, es ist kalt und alles ist mit Schnee bedeckt, mit schwarzem, rabenschwarzem Schnee, der mich am Reisen hindert. Und der Zucker ist um 4 Kr. aufgeschlagen, und seit 8 Wochen habe ich für 28 Gulden Holz gebraucht, und eben sagt mir mein Mädchen, das Holz sei wieder *gar*. Der Verdienst ist schmal, und meine Würmer schreien nach Brot und nach einer Mutter. Sie kennen ja mein trauriges Schicksal, liebe Frau Hutzel; Sie wissen, daß mich mein liederliches Weib verlassen hat, daß sie vor zwei Monaten in Heidelberg fortgelaufen ist und alle meine Wäsche mitgenommen hat. Ich habe erfahren, daß sie sich jetzt in Frankfurt aufhält und beim dortigen Theater angestellt ist. Gehen Sie zu ihr, liebe Frau Hutzel, reden Sie ihr ins Gewissen, daß sie mir wenigstens meine wollene Socken, meine wollene Westen und meine Halstücher zurückgibt; Gott weiß, wieviel Geld sie mir gestohlen haben mag, ich habe nie nachgerechnet. Hätte ich nur eine brave Mutter für mei-

ne armen Würmer! Ich sagen Ihnen, Frau Hutzel, es werden schwere Zeiten kommen, und glücklich die Frau, die unter die Haube gebracht. Überlegen Sie, was Sie tun. Frau Hutzel, nein ist bald gesagt, aber nein bringt Pein, besinnen Sie sich. Ich habe Ihnen seit dem vorigen Herbste gesagt, im März würden sich große Dinge begeben, und der März ist noch nicht vorüber. Der Moskowiter rührt sich, der halbe Mond ist blutig rot, Herr von Metternich wird zärtlich und besucht seine kranke Frau in Paris, der König von Spanien wird gnädig, der König von Neapel will meine guten Freunde, die Österreicher, nicht mehr in seinem Lande dulden, in Rom herrscht die Pest, Gott der Herr sendet seine Erdbeben und seine Fluten, die Kartenhäuser der Diplomatik stürzen ein, und die heilige Allianz wird gewaschen und tüchtig gebläut. Liebe Frau Hutzel, die europäische Angelegenheiten machen mir viel zu schaffen, und ich sage wie der Mohr in Fiesco: mein Kopf hat alle Hände voll zu tun. Wären nur meine armen Würmer versorgt!

Heute bin ich mit Ihrem Briefe sehr zufrieden, er ist eng geschrieben und christlich gemessen. Mein Bruder Philipp ward in seiner Jugend ein Klosskopf genannt, und ich dachte immer, das komme von *Kloss*, *Klöße* her; jetzt aber weiß ich, daß man es vom Stallmeister Kloos ableiten muß. Ich war einige Tage sein Tischnachbar, und, im Vertrauen gesagt, der ehrliche Mann hat das Pulver nicht erfunden. Warum hat sich mein brüderlicher Klooskopf anführen lassen? Ich habe gegen den Stallmeister weder den Tag meiner Abreise bestimmt noch vom Eilwagen gesprochen. Von der Enträtselung der Hieroglyphen, an welcher der Stallmeister Kloos ganz unschuldig ist, erwarten Sie nicht viel. Vielleicht wird einiges für die Chronologie gewonnen, aber für Menschenleben und Menschengeist gewiß nicht. Die Hieroglyphen auf Pyramiden und Mumien mögen nur die Lebensbeschreibungen unbedeu-

tender Pharaonen und unbekannter Privatpersonen enthalten, und die andern weisen Dinge, die man enträtseln möchte, welche damals die Priester geheimgehalten, kennt jetzt jeder Schulknabe. Astronomie, die Lehre eines einzigen Gottes, etwas Physik und Religionsgebräuche, das wird alles sein. In einem Lande, wo die Wissenschaft geheimgehalten, gedeiht sie höchstens wie ausländische Pflanzen im Treibhause. Aber die Juden mögen zittern! Ihre schlechten Streiche, die sie in Ägypten begangen, werden vielleicht noch an den Tag kommen.
Sie haben meine Briefe vorgelesen? Ich kann nichts dagegen sagen. Sie pränumerieren die Rache, ich werde Ihre auch vorlesen, und wir wollen sehen, auf wessen Seite die Lacher bleiben. Wir wollen sehen, Madame Wohl. Der Cooper ist schon abgeschrieben, das hat mir freilich sauere Arbeit gemacht, indessen hatte ich mir Zeit dazu genommen. Das Konzept bringe ich Ihnen mit. Ich brachte es gestern dem Cotta, der war artig! Ich entschuldigte meine Saumseligkeit mit meinem Übelbefinden. Ja, sagte er, als Sie hieher kamen, sah ich es Ihnen an, aber jetzt sehen Sie ja wieder ganz gut aus. Ich erschrak sehr über diese Bemerkung und bedauerte meine Unvorsichtigkeit, daß ich mich nicht etwas blaßgeschminkt. Ich erwiderte: der Schein trügt, ich bin immer noch krank. So mußte ich sprechen, denn ich habe mir vorgenommen, auf meinen Lorbeeren auszuruhen und nicht eher zu arbeiten, bis ich wieder Geld brauche. Die 500 Gulden sehe ich als abgetragen an. Ist es so recht, Spitzbübin? Nicht wahr, diese Moral gefällt Ihnen? Wir wollen den Cotta schon zugrunderichten.
Geben Sie es ja nicht zu, daß Pauline die Sichel besucht. Das ist nur auf einen Gegenbesuch abgesehen, auf Ihre Bekanntschaft. Behüte der Himmel, daß zwei meiner Anbeterinnen zusammenkommen, das gäbe eine schöne Wirtschaft! Ich käme in Gefahr, wie Orpheus zerrissen

zu werden. – Ich mache mich mit aller möglichen Faulheit reisefertig. Heute schicke ich dieses Buch zurück, morgen jenes. Heute kaufe ich einen Feuerstein, morgen ein Messer. Heute lasse ich den einen Koffer packen, morgen den andern, und unter diesem Schneckentreiben warte ich gutes Wetter ab. Aber es sieht nicht darnach aus, daß ich Donnerstag werde abreisen können. Schreiben Sie mir nur immerfort, bis ich halt! rufe.
Aber was führen Sie für ein Leben! Sie sind ja der wahre Hans Lüderlich. Konzerte, Theater, Bälle, davon höre ich schon 2 Monate sprechen, und von Ihren Fortschritten in den Wissenschaften erfahre ich nichts. – Was schadet mir Ihr Eckhaus? Wissen Sie nicht, daß es Perspektive gibt, mit welchen man um die Ecke sehen kann? Der reichen Liebe ist nichts unmöglich. *Sie* werden sich schon ein solches Perspektiv anschaffen; Sie werden mich unbemerkt betrachten, ich armer Teufel aber muß mich begnügen, glücklich zu *machen.* – Wie hat Ihnen Rosettes Mehlspeise geschmeckt? Sie ist einzig darin. Ja, wenn man einen Mann hat, führt man ein süßes Leben! Besinnen Sie sich, Frau Hutzel, und erbarmen Sie sich meiner Würmer. – Lieb Mütterchen, mit dem Überrock habe ich nicht genug, ein Frack ist mir ganz unentbehrlich. Ich habe jetzt meinen sogenannten neuen schwarzen Frack im Tragen, den andern kann ich durchaus nicht mehr anziehen. Sagen Sie mir Ihre Meinung in dieser wichtigen Sache. Adieu Mama.

B.

150.

Nr. 26 *Stuttgart, d. 16. März 1825*

Warum ich das gute Wetter nicht benutzt? Weil ich ein Esel war, weil ich mich vom dümmsten aller Teufel, vom Ehrlichkeitsteufel, habe verführen lassen, weil ich warten wollte, bis ich meinen vermaledeiten Artikel geendigt.

Da habe ich ihn nun weg, den Lohn der Tugend! Es ist so kalt, daß mir die Tränen in den Augen gefrieren, und keine Hoffnung, daß das Wetter sich ändere, wenigstens nicht vor dem 24. März, wo die Tag- und Nachtgleiche einfällt. Mein kluges Bärbelchen hat recht, ich tauge nur zum Taugenichtse. Ich habe die Tugend übertrieben. Ich hätte mich begnügen sollen, täglich meine Staatsbürgerpflichten zu erfüllen und andern ehrlichen Leuten auch etwas übriglassen sollen. Ich möchte mir die Haare aus dem Kopfe reißen, aber der Friseur hat sie mir vor einigen Tagen alle weggeschnitten. Wäre ich nur wenigstens acht Tage früher in Verzweiflung gekommen, dann hätte ich sechs Batzen gespart. Sobald Tauwetter einfällt, reise ich ab, denn den Dreck, wie Sie wissen, fürchte ich nicht.
[...] dauert mich ungemein, und wahrscheinlich mehr, als er es um mich verdient. Es ist schrecklich, in diesem Alter – nicht verliebt zu *sein*, denn ich bin es auch – aber verliebt zu *werden*. Man ist wahnsinnig mit dem Bewußtsein des Wahnsinns. Und die Behandlung, die er erfahren, das Zurücktreten in der Stunde des Unterschreibens, ist ja eine wahre Beschimpfung.
Der Student Oppenheimer (nicht der Moskowiter in Paris) sondern der aus Hamburg, den wir bei Adolf Zimmern gesehen, und der dänische Doktor Michelson, den wir beim Professor gesehen, sind hier. Letzterer erzählte mir, der Professor und seine Frau wären nach Hanau gereist.
Ich sehe täglich mehr ein, daß ich der größte Politiker in Europa bin. Erinnern Sie sich noch, wie ich Ihnen, als die Nachricht von der Petersburger Überschwemmung war, bemerkt: dieser Zufall kann für die Griechen entscheidend sein, Kaiser Alexander überredet sich gewiß, der Himmel habe ihn bestraft, daß er seine christlichen Mitbürger im Stiche gelassen? Und richtig, so verhält es sich. Der Kaiser v. Rußland trifft ernstliche Anstalten, die

Türkei zu bekriegen, weil er und sein Volk glauben, die Überschwemmung sei ein Strafgericht Gottes gewesen. Bloß aus diesem Grunde ist Metternich nach Paris gereist, um sich mit Frankreich gegen Rußland zu verbinden.
Ich brumme wie ein Bär, liebes Bärbelchen, daß ich nicht fort kann, und zwar wie ein Eisbär. Übrigens führe ich das angenehmste Schlaraffenleben von der Welt. Seit ich mit dem verwünschten Cooper fertig bin, arbeite ich gar nichts. Dieses habe ich zwar schon oft versucht, aber ich *will* auch nichts arbeiten. Für die 500 fl. habe ich das meinige getan, mein Gewissen ist taubstumm, es hört nichts und spricht nichts. So liege ich denn auf meinen Lorbeeren hingestreckt und lese oder schlummere, denn ich verliere nichts, wenn ich schlafe, ich träume immer von meinem Bärbelchen. Unterdessen schreiten meine 7 Werke, womit ich die Wunderwerke der Welt auf 14 zu bringen hoffe, rasch vor.
Erinnern Sie mich doch in Frankfurt an das, was Sie mir heute von Wertheimer geschrieben, ich kann diesen Zug für die Morgenblattberichte brauchen. — Mein Wetterspion, mein Barbier, hinterbringt mir soeben, seit zwei Stunden wäre die Kälte um 5 Grade gefallen. Um so viel ist meine Hoffnung gestiegen. Ich möchte allen Schnee an mein Herz drücken, daß er schmelze. Adieu, Unvergleichliche! Mein Brief ist klein, aber ein Schelm gibt mehr als er hat. Liebe mich wie ich Dich. Punktum. Peter hat Hunger, und heute haben wir Sauerkraut.

Sauerkraut
Und meine Braut
Wie reimt sich das zusammen?
Sauerkraut lieb ich sehr
Doch mein Bärbelchen noch mehr —
So reimt sich das zusammen.

Peter Schiller

151.

Nr. 27 *Stuttgart, d. 18. März 1825*

Frau Hutzel, Sie sind eine vernünftige Person, wie ich sehe; Sie sagen nicht nein, Sie sagen, Sie wollten sich besinnen. Ich weiß, was das heißen will, so reden sie alle. Nun, in Gottes Namen, topp! Der Handel ist geschlossen. Verlassen Sie sich darauf, daß ich nur bei gutem Wetter reisen werde. Aber seit vorgestern wird es täglich gelinder. Der Himmel färbt sich, mein Himmel, und den Schnee hat mein Flehen erweicht. Ich hätte auch gar nicht nötig, mich so sehr zu hüten. Erstens habe ich ja keine leidende Brust, sondern nur eine mitleidige. Zweitens ist meine Art zu reisen nur eine Spazierfahrt, da ich vier Tage auf dem Wege zubringe und nur immer von 9 Uhr morgens bis nachmittags 3 oder 5 fahre. Ihre enge Briefe zeugen von Ihrem weiten Herzen, und sie machen mir die größte Freude. Freilich sind sie mir immer noch zu kurz, wie es alle Briefe sind, und ich beneide das liebe Rindvieh, das sein Vergnügen so oft es will wiederkauen und wiederholen kann. Den Doktor Meyer soll der Teufel holen, wenn er glaubt, ich könne aus Mangel an Kenntnissen keine größere Werke schreiben. Die Kenntnisse mangeln mir freilich, aber was hindert das? Um sich in jedem Fache die gründlichste Kenntnisse zu erwerben, braucht man nur ein Dutzend Bücher zu lesen. Wenn erst meine sieben Wunderwerke erscheinen, wird der Herr anders sprechen. Nicht wahr, Bärbelchen, die Taugenichtse haben es jetzt besser als die Advokaten, ob sie zwar von einer Familie sind. Sie haben einen wahren Schatz an mir, Sie haben das große Los gewonnen. Hr. v. R. hat so unrecht nicht wegen Dr. G. in der jüdischen Sache; man darf freilich nicht rütteln. Aber wird er nicht auch einen großen Teil an der Dummheit haben, die der Vorstand begangen, dieses abscheuliche Heiratsgesetz sich

haben gefallen zu lassen? Salomon Rothschild, der neulich hier war, hatte das Geschäft, Metternichs Herrschaft Ochsenhausen, die in Württemberg liegt, der Regierung zu verkaufen. Sein Commis – *Hochberger* heißt er, wie ich glaube –, der Schreibereien dabei gehabt, hat vom König 2000 fl. zum Geschenk erhalten. – Sind Ihre Brustschmerzen wieder geheilt und gehen Sie wirklich nicht aus? – Mein Überrock, Bärbelchen, ist gänzlich zerrüttet, und mit meinem Mantel hatte ich mir schon ohnedies vorgenommen, es zu machen, wie Sie wünschen, nämlich ihn nicht einzupacken, sondern ihn neben mir zu legen. Wer war eben bei mir? Dr. Reinganum von Frankfurt. Er konnte Ihnen von seiner Herreise nichts sagen, weil diese unvermutet gekommen. Er wird einige Tage hier bleiben. Er reist mit einem Sekretär von Metternich. Was hat der für Geschäfte? Er erzählt mir, er sei erst Sonntag bei Ihnen gewesen. Sie wären vergnügt; aber *ich* mangele Ihnen doch. Ist das Wahrheit oder Verleumdung? Dieser Brief wird wieder kurz, ich bin von Reinganum aufgehalten worden. Interessantes habe ich nichts von ihm erfahren. Überhaupt hat er mir nie sonderliches Vergnügen gemacht. Niemand macht mir Freude als mein Bärbelchen und nach Ihnen nichts mehr als mein neuer Pfeifenkopf, worauf wieder ein J gemalt. Die Nachricht, daß Sie sich nach mir sehnen, hat mich zu folgendem Gedicht begeistert:

In weißem Kleid mit blauem Bande
Sitzt schön Bärbelchen am Tor,
Aus dem guten Schwabenlande
Kömmt, den sich ihr Herz erkor.

Freunde winken, Freunde grüßen,
Doch sie winket nicht zurück,
Denn sie denkt nur an den Süßen,
Denn sie fühlet nur ihr Glück.

Der Wagen schleicht, mir ist so warm
In meinen langen Ärmelchen,
Bärbelchen hat lange Arm,
Die Weste ist von Bärbelchen.

Wenn ich nur schon zu Hause wär'
Ach, mir ist vor Lust so weh!
Quel sera mon bonheur,
De me jeter a vos pieds.

Und bin ich nur einmal im train
Dann treib ich's immer weiter,
Et de baiser vos belles mains,
Das find ich viel gescheiter.

Même j'oserais aspirer
A vous joues, nach Deinem Mund.
Gott verzeih mir's, daß ich schmiere,
Doch mich treibt die Essens-Stund.

Peter Schiller

152.

Nr. 28 *Stuttgart, d. 20sten März 1825*

Halt! – Marsch! Das heißt: Bärbelchen soll einhalten mit Schreiben, denn Peter wird marschieren. Dienstagmorgen, nach Empfange Ihres Briefes, werde ich abreisen und hoffe, Freitagmittag zu Hause zu sein. Wie schon gesagt, ich übernachte Dienstag in Heilbronn, Mittwoch in Heidelberg und Donnerstag in Darmstadt. Das Wetter ist herrlich, warm und trocken. Einliegenden Brief schicken Sie meiner Mutter. Ich melde darin meine Ankunft und bestelle mir die Möbel, die ich nötig habe. Das vorige Mal hatte ich es in diesem Punkte unbequem. Wenn ich bei Ihnen bin, werde ich die Satiren Ihres heutigen Brie-

fes alle erwidern nach Verdienst. Bis dahin Friede. Freilich war es der Friseur, der mich Herkules in einen girrenden Schäfer umgeschaffen. Das war unserm starken Ahn, dem Simson, auch geschehen, als ihm Delila die Haare abschnitt. Aber bebe, Du andere Delila, meine Haare werden wieder wachsen. Undankbare! Wenn ich Spott verdiene, darf er von Dir kommen? Und verdien ich ihn? Habe ich nicht acht Wochen gekämpft wie ein Held? Aber ich werde Dich bestrafen; in Frankfurt will ich kosen mit allen jungen Mädchen und ein heilloser Schmetterling sein. Wer Dich sieht, soll weinen und sagen: Die Unglückliche, dahin hat sie die Eifersucht gebracht! Noch einmal, bis dahin Friede. – Es war nur Scherz, wenn ich von meinem Faulenzen gesprochen, ich bin fleißiger als je. Ich sammele Gedanken zu einem großen Aufsatze: *Die Kunst, ein Journal zu schreiben*, den ich in Frankfurt für das *Morgenblatt* ausarbeiten will. Reinganum, der wieder abgereist ist, war wohl wegen das nämliche Geschäft hier, das neulich Rothschild hierher geführt, nämlich wegen Metternich. Also der wär' auch abgetan, wonach man sich zu richten hat. Er ist gestern, wie man mir erzählt, mit dem hiesigen Finanzminister spazierengefahren.

Nehmen Sie doch meine neuen Kleider zu sich ins Haus, damit ich sie gleich von Ihnen herüber holen lassen kann. *Herüber*, welch ein schönes Wort. Und Schach wollen wir spielen, daß es kracht, und alle Tage spazierengehen. – Bärbelchen, mir lacht das Herz, das Wetter ist himmlisch. Aber je größer meine Sehnsucht nach Ihnen ist, je langweiliger werde ich meine viertägige Schneckenreise finden. Sie können mir den Weg verkürzen und versüßen, wenn Sie mir nach meinen Nachtquartieren schreiben. Nämlich: Dienstag Postrestant nach *Heidelberg* (*Postrestant*, nicht etwa an Zimmern) und Mittwoch Postrestant nach *Darmstadt*. Die Erwartung und der

Nachgenuß der Briefe werden mich erquicken und stärken. Sie werden wohl Donnerstag oder Freitag einen Brief von mir bekommen. Dienstag, ehe ich von hier abreise, zu schreiben, ist mir nicht möglich. Den Brief selbst auf die Post zu tragen, dazu habe ich keine Zeit, weil ich gar zu weit vom Posthause entfernt wohne und ich niemand habe, dem ich einen Brief anvertrauen könnte. Wird Bärbelchen meine Wünsche erfüllen und mir nach Heidelberg und nach Darmstadt schreiben? Ihre Briefe sind Ihr anderes Selbst und Ihr besseres. Ihre Briefe sind immer freundlich, Sie haben mich nie gezankt, mich nie geschlagen, mir nie meine Wäsche gestohlen, und sie sind nie von mir weggelaufen, sondern vielmehr mir entgegengekommen.

Mit dem Cotta zu hadern, daß meine Sachen nicht gedruckt worden, fand ich nicht politisch. Was liegt daran, da er sie bezahlt und es bei mir steht, sie in einer eignen Sammlung herauszugeben? — Also der dumme und niederträchtige Pfeilschifter wird von vornehmen Leuten besucht? Ich weiß recht gut, wie das zusammenhängt. Es gibt keine Ehre mehr in der Welt, und, was noch schlimmer ist, die Laster, welche andere Laster gemildert, sind auch verschwunden. Der Stolz hatte sonst der Kriecherei das Gleichgewicht gehalten, aber die Kriecherei ist geblieben, und den Stolz findet man nicht mehr. Personen von fürstlichem Range gehen vertraut mit niedrigen Bürgern um, die sich durch ihre Verächtlichkeit die Achtung der Großen erworben. Schlechte Menschen und schlechte Gesinnungen gab's überall und zu jeder Zeit, aber sie waren zerstreut. Jetzt haben sie einen heiligen Bund geschlossen. Bei den Franzosen veredelt die Leidenschaft selbst schlechte Gesinnungen. Frankreich ist ein stürmisches Meer. Deutschland ist ein Sumpf. Sie, hundert bessere Menschen, haben gar keine Vorstellung davon, in welches ausführliche System man jetzt die Ge-

walttätigkeit gebracht, wie vollständig man die Räuberei organisiert hat. Diebesherbergen, Bordelle, Spielhäuser, das sind matte Verführungen, und die Bessern werden sich noch dahin flüchten, um ihre Tugend zu retten. Daß die Menschen keinen Stolz mehr haben, die letzte der Tugenden, die am ersten Laster grenzt, das ist schrecklich! Bärbelchen, liebe Deinen stolzen

Peter.

153.

Nr. 29 *Heilbronn, 22. März 1825*

Stuttgart, 22. März. Dienstagmorgen. Bärbelchen hat sich schlecht aufgeführt, ungemein schlecht, und wenn Peter nach Frankfurt kömmt, wird es ungemein viel Schläge regnen. Habe ich mir es 12 Kreuzer kosten lassen, Ihren Brief, den ich diesen Morgen erwartete, schon gestern Abend zu bekommen: habe ich ihm bis halb 10 gestern mit brennender Sehnsucht entgegengesehen; tritt endlich das Mädchen ins Zimmer mit einer großen großen Laterne und reicht mir die Hand. Ich glaube, sie wolle mir ein Kußhändchen geben, denn ich sehe nichts in der Hand. Endlich kriecht ihr zwischen den Fingern das Krüppelchen von Brief hervor, das ich mit einem Blicke verschlang. Das werde ich Dir nie vergessen.
Ich bin eben im Begriffe, abzureisen. Diesen angefangenen Brief nehme ich mit und lege ihn in Heilbronn oder früher auf die Post. Ich kann nicht berechnen, wenn Sie den Brief erhalten werden, aber wohl spätestens Freitag. Adieu Bärbelchen, adieu Stuttgart.

Heilbronn, 4 Uhr. Wohlbehalten hier angekommen. Das war heute kein Bärbelchen-Wetter. Der Brief war klein, das Wetter himmlisch. Zittere! Der Rächer naht.

Peter der Grausame.

154.

Nr. 30 *Heidelberg, 23. März 1825*

Heilbronn, Dienstagabend. — Ich komme soeben aus der Zauberflöte, aber was half's? Die himmlische Musik konnte die tobende Wut in meinem Herzen nicht beschwichtigen. Der kleine Brief will mir nicht aus dem großen Kopfe. Ungeheuer! Abscheuliche! Heute mittag war ich in Besigheim. Gedenkst Du noch Besigheims? Wir saßen im Garten am schäumenden Wehr; die Gänse schwammen den Strom hinab. Was gelobtest Du mir damals? Was schwurst Du mir? Noch sind zehen Monde nicht vorüber. Hofftest Du, das tosende Wasser würde den Himmel betäuben? Er hat Deine Schwüre doch gehört. O Gott, o Gott! Auf der Frankfurter Börse will ich den Krüppelbrief anschlagen lassen und darunter schreiben:

Kortes-Anleih
Und Weibertreu,
All einerlei.

Verzeihen Sie, Madame, ich habe mich vergessen. Ich erinnere mich, daß Sie mir die Ehre erzeugt, meine Verse schlecht zu finden. Wahrlich, kein kleiner Ruhm. Eine gründliche Kritik ist mir von jedermann willkommen; doch hämischen Tadel verachte ich, wie sich's gebührt. Freilich, Madame, wie der berühmte Herr Dr. Börne kann ich nicht dichten. Der hat die Muse selbst zur Freundin. Ich bin nur ein armer Sterblicher, der keine Göttin zur Geliebten hat. Ich hoffe, Madame, diese meine Prosa werden Sie besser finden als meine Poesie. Verständlicher ist sie gewiß. Nicht wahr? Ihr ganz gehorsamster Diener Peter der Grausame.

Heidelberg, Mittwochabend. 1/4 nach 5 Uhr bin ich hier angekommen und habe sogleich auf der Post Ihren Brief

geholt. Alles ist vergessen, alles ist vergeben, die hämische Kritik meiner Gedichte und der Krüppelbrief. Du bist wieder mein goldenes Bärbelchen, weil Du so gehorsam warst, mir hierher zu schreiben. Aber die Haare möchte ich mir ausreißen, meine melierten Haare, daß ich die Sache nicht noch klüger bestellt. Zweimal hätten Sie mir hierher schreiben können, wie Dienstag, so Mittwoch. Dann hätte ich morgen früh vor meiner Abreise noch einen Brief bekommen und dann morgen abend in Darmstadt wieder einen. Drei Briefe in zwei Tagen! Zwei Briefe in einem Tage! Oh ich Dummkopf! Oh ich Esel, oh ich eselhafter Peter! Wie hätte ich Sie ausgelacht! Jetzt ist es zu spät. Ich will erst morgen früh vor meiner Abreise zu Zimmern gehen. Dieser Brief geht erst morgen abend von hier ab, und Sie werden ihn Freitag 2 bis 3 Stunden vor meiner Ankunft erhalten.
Dein eselhafter Peter.

155.

Nr. 31 *Darmstadt, den 24. März 1825*

Heidelberg, Mittwochabend. Ich fange, da ich eben erst einen Brief versiegelt, einen zweiten an, den ich morgen in Darmstadt, wenn noch Zeit ist, auf die Post legen will; dann erhalten Sie Freitag zwei Briefe. Es geschieht nur, mich von Ihnen an Narrheit nicht übertreffen zu lassen. Wenn ich Sie auslache, können Sie mir dann mit der Heiligen Schrift sagen: du siehst den Splitter in Deines Nächsten Auge, aber nicht den Balken in Deinem eigenen. Oh das verliebte Pärchen! Peter.

Darmstadt, Donnerstagabend. Um 5 Uhr glücklich hier angelangt.
[Unterschrift unkenntlich gemacht]

156.

Nr. 1 *Ems, den 12. Juli 1825*

Ihre beiden Briefe habe ich erhalten. Aber was soll ich Ihnen schreiben? Ich bin wieder ganz gut, nämlich gesund, und ich werde mit dem Wasser einen neuen Versuch machen. Daß Sie nach Frankfurt gehen, ist traurig, indessen ich war gefaßt darauf. Sie mögen sich immerhin nach einer Wohnung umsehen, aber mieten sollen Sie keins, bis ich komme. Mein Vater sagte mir heute, daß er den 22sten schon abreise. Da werde ich also wahrscheinlich mit. Am Tage Ihrer Abreise fragte mich mein Vater ganz ironisch: Wie lange ich jetzt noch hier bliebe? Sonntag war ich mit Braun in Koblenz. Getz, Beer und die Friedländer aus Königsberg. Letzterer kam zu mir und hielt mir eine sehr geschmackvolle Anrede. „Ich freue mich, Ihnen meine Hochachtung bezeigen zu können usw." Mann und Frau ziemlich langweilig. Die Geschichte mit dem Diebstahl bei Becker ist überall bekannt, mit allen Umständen. – [– – –]. Vor einigen Tagen hatten die hier befindlichen Offiziere eine Lotterie von Galanteriewagen veranstaltet. Im Gartensaal war öffentliche Ziehung, und jede Dame, die ein Billet bekommen, gewann etwas. – Ein Judenmädchen aus Worms, mit einem Schnurrbart versehen, sucht durch Hochdeutsch meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Aber umsonst, ich bleibe meinem Bärbelchen treu. Mein Vater sagte mir, die Spiro habe ihm in ihrem heutigen Briefe nichts davon geschrieben, daß sie durch Sie meinen Brief empfangen. Sie haben ihn doch besorgt? Auch fragte mich derselbe, ob sie mir nichts von ihrer Tochter geschrieben. Ich sagte ja und was. Gruß von Braun. Also die schöne Sommerzeit, die erst jetzt anzufangen scheint, in dem herbstlichen Frankfurt zubringen! Schrecklich. Adieu

B.

Die Briefe werden gut verwahrt. Fouché könnte sie nicht finden. In Österreich soll ich mein Glück suchen? Nimmermehr. Wo eine Freiheit zu verlieren ist, sind sie dort gleich bei der Hand mit ihren Erleichterungen.

Herrn
Moritz Meyer Schnapper
Für Mad. Wohl
in
Frankfurt a./M.

157.

Nr. 2 *Ems, 14. Juli 1825*

Ich bin sehr betrübt, daß Sie Ihr Wort nicht gehalten und mir heute nicht geschrieben. Jetzt muß ich bis übermorgen warten, und ich bin nicht ohne Unruhe, denn ich weiß nicht einmal, ob Sie glücklich in Frankfurt angekommen sind. Übrigens bin ich sehr wohl, das Wetter ist herrlich. Gestern war ich mit meinen Eltern in Koblenz. Heute sind Briefe von Frankfurt angekommen, welche das Sinken der Papiere berichten: Getz und Beer können ihre Betrübnis nicht verbergen. Mein Vater denkt über Staatspapiere wie ich, ja er eifert noch mehr gegen den Handel und erklärt die Leute für verrückt, die sich damit abgeben. Er selbst macht gar keine Geschäfte darin, sondern begnügt sich, auf Papiere Geld zu leihen, wobei man doch weniger riskiere. Die Milens läßt sich auf eine unanständige Art vom Prinzen Fr. den Hof machen, und die Leute räsonieren darüber. Die Mutter soll daran schuld sein. Sie sieht auch recht aus wie eine alte Kupplerin. Gestern gab der Prinz eine Fête in Niederlahnstein. Die Gesellschaft fuhr in 2 Schiffen dahin und nach Koblenz und von dort zu Wagen zurück. Die Milens fuhr in des Prinzen Wagen. Was mir auffiel und mich ärgert, ist, daß die Milens, seit der Prinz hier ist, ihren schönen

Jungen gar nicht mehr zum Vorschein bringt, sondern ihn immer zu Hause bei der Magd eingesperrt läßt. Übermorgen Samstag werde ich Ihnen wahrscheinlich nicht schreiben, weil ich gleich nach Ankunft Ihres Briefes nach Koblenz zu reisen gedenke, da der Kronprinz an diesem Tage ankömmt und ich den Spektakel mitansehen will. Den armen Griechen geht es schlecht, und dieses, mit dem Ausbleiben Ihres Briefes, macht mir heute einen verdrüßlichen Tag. Braun läßt Sie freundlich grüßen. Samstag kömmt hier eine Post an und Sonntag; Sie können also Ihr Versäumnis nachholen. Schreiben Sie mir auch, wenn sich im Handel etwas Auffallendes ereignet. Vorgestern hörte Braun, wie der Prinz die Bolongar[?] fragte: „Nun, werde ich morgen die Ehre haben zu unserer Partie?" Worauf diese antwortete: „Es *bedarf* gar keines Zweifels." Frankfurter Deutsch! Adieu

Ihr betrübter Carl.

158.

Nr. 3 *Ems, Samstag, d. 16. Juli 1825*

Unendliche Freude haben mir Ihre Briefe gemacht. Ich habe heute beide zusammen bekommen. Unaussprechlich betrübt war ich vorgestern über das Ausbleiben derselben, und ich habe geweint. Ich dachte, es müßte Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren sein. Gut, daß es vorbei ist. Was helfen alle klugen Vorsätze? Das Herz ist niemals vernünftig. Wir werden beide in gleichen Fällen von neuem ängstlich sein. Aber wie können Sie glauben, daß ich Ihnen nicht geschrieben, und gar aus Rache nicht? Allerdings schrieb ich Ihnen vorgestern. Aber donnerstags, wenn Sie sich erinnern, brauchen hier die Briefe erst abends auf die Post zu kommen. Es scheint also, daß sie in der Nacht oder den andern Morgen von hier weggehen. Zu Ihrer Richtschnur will ich Ihnen hier-

her schreiben, wann die Briefe hier ankommen und abgehen. *Abgang:* Sonntag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag *(abends),* Freitag. *Ankunft:* Sonntag, Dienstag, Donnerstag. Samstag. Liebes holdes Bärbelchen, nur ja keinen Posttag versäumen. Sie haben es ja so malerisch geschildert, wie wehe es tut, das Faß leer zu finden. Immer Wein hinein geschüttet und voll! – Weber ist jetzt hier und logiert in den 4 Türmen. Die Leute sind sehr begierig, ihn zu sehen. Gestern bei Tische im Kursaal, wo er speiste, spielte die Musik ihm zu Ehren viel aus dem „Freischütz", und gestern Abend brachten sie ihm ein Ständchen. Er ist ein entsetzlich garstiger Mensch. Ich bin begierig, ob er seine Frau bei sich hat, meine ehemalige Schwägerin (die Brand). Es wundere Sie nicht, daß er in Frankfurt kein Aufsehen gemacht. Dort hat noch nichts Aufsehen gemacht als der große Ochs, den man in voriger Messe gezeigt. Gestern habe ich zum ersten Male gebadet, ich war kaum 10 Minuten darin, und es hat mich doch angegriffen. Ich will damit sagen, daß ich seine Wirksamkeit erprobt. Ich werde morgen wieder baden, und wenn ich spüre, daß es mir gut tut, werde ich noch länger hier bleiben, und wenn es sein muß noch 4 Wochen. Ich mag die Langeweile hinnehmen für meine alten Sünden. Heute geht keine Post ab, und diesen Brief werde ich morgen fortsetzen. Braun läßt Sie herzlich grüßen. Er hat mir gestern umständlich seine alte Liebesgeschichte mit Jettchen Worms erzählt. Ich habe sehr darüber lachen müssen. Sieben neue Judenweiber aus Köln und Bonn sind hier angekommen, worunter eine Cousine, die Schwester von Eskeles Frau. Gratuliere – Sie wissen wozu. Daß ich aber nie zu Hause bin, wenn es Mahlzeiten gibt! Bitte meine liebe Schwägerin zu grüßen. Lösen Sie nur bald meine Zunge, daß ich meiner Mutter die Pariser Neuigkeit mitteilen kann. Fragen Sie die Ochsen, ob mir nicht jedes Geheimnis

Brustschmerzen macht. Der Kronprinz kömmt heute oder morgen hier an. Das Wetter ist herrlich. Ich wollte, ein barmherziger Schneider nähte Sie mit der Nettchen Schnapper zusammen, daß Sie mit nach Paris gezogen würden. Uns beide braucht man nicht zusammenzunähen. Lesen Sie die Briefe der Frau von Sévigne. Ich beschäftige mich gerade damit. Aber ich habe sie nur in einem dummen Auszuge „für die Jugend". Sehr merkwürdig! – *Moritzchen* ist heute hier angekommen. Wer ist Moritzchen? Das ist der Herr v. Bethmann. Ich werde ihn anreden, wenn sich die Gelegenheit dazu gibt.

Sonntag d. 17. – Ich habe Ihren heutigen Brief erhalten. Wieviel Kummer machte er mir! Sie haben also meinen Brief vom Donnerstag nicht bekommen? Dann ist er verlorengegangen. Wie trostlos bin ich, wenn ich an Ihre Angst denke. Heute Sonntag haben Sie auch vergebens auf Briefe gewartet. Es ging ja gestern keine Post. Wäre nur schon morgen, daß Ihre Unruhe aufhörte. Ich bin sehr unglücklich über den Verlust meines Briefes. Wir dürfen uns gar nicht mehr trennen.

B.

159.

Nr. 4 *Ems, Montag, d. 18. Juli 1825*

Gestern sagt mir Beer zu meinem Troste, die Donnerstags-Post sei sehr unregelmäßig, und es sei ihm auch schon begegnet, daß Briefe, an diesem Tage abgeschickt, erst Sonntag in Frankfurt angekommen wären. Vielleicht haben Sie demnach gestern meinen Brief Nr. 2 bekommen. Aber warum ängstigen Sie sich auch so leicht? Warum haben Sie mich so lieb? Gestern nachmittag lag ich auf meinem Sofa und las, da stolperte jemand mit einem schallenden Gelächter in mein Zimmer, und mit einem Maul – es ist unbegreiflich, wie das durch die

enge Türe konnte. Er zog sich zugleich den Rock aus und warf sich aufs Sofa. Ich fragte ihn etwas, worauf er mir antwortete: Sie Dummkopf! indem er mir einen tüchtigen Nasenstüber gab. Vor dem Nasenstüber bat er sich die Erlaubnis aus, etwas in meinem Zimmer zu pissen. Dann fing er zu erzählen an, was ich aber nicht hörte, weil er zu leise sprach. Ich bat ihn, lauter zu sprechen, worauf er fürchterlich zu lachen anfing und sagte: Ach Gott, ich habe vergessen, daß Sie ein tauber Jobs sind, und der Mensch fing dann noch leiser zu sprechen an. Wer war der stürmende, wiehernde, pissende, lispelnde, Dummköpfe und Nasenstüber austeilende Mensch ohne Rock? Das war der Dr. Stiefel. Der wohnt jetzt in St. Goar, wo er die 120 Taler Pension verzehrt, die er von Preußen hat. Er sagt, damit könne er ganz gut auskommen. Sein Logis, das prächtig wäre, koste ihn monatlich 4 Gulden. Gestern schloß er sich den Schiffen an, die den Kronprinzen auf seine Rheinfahrt begleiteten, und fuhr mit bis Koblenz. Das mag der Beschreibung nach prächtig gewesen sein. Der Prinz und die Prinzessin fuhren mit dem Herzog von Nassau in einer prächtigen Yacht von Biebrich aus, und überall von den Ufern herüber schlossen sich andere an und Deputationen und Mädchen mit Blumen und Musik und von allen Bergen und Schiffen Kanonendonner. Eines der Schiffe, worauf 16 Mädchen sich befanden, war von den Kanonenschüssen, die in den Bergen tausendfach widerhallten, scheu geworden, und mit Not wurde ein Unglück verhütet. Nachmittags speisten die allerhöchsten Herrschaften auf dem Verdeck des Schiffes unter einem Zelte. Als es anfing dunkel zu werden, schwammen Millionen wandelnde Lichter von Koblenz dem allerhöchsten Schiffe entgegen. Die Koblenzer Fischer hatten nämlich allen Karpfen und Hechten ein Wachskerzchen am Schwanz gebunden. Der ganze Rhein schien zu brennen. Die Prinzessin unterhielt

sich sehr genädig mit einigen jungen Salmen und zog sie zur Tafel. Soweit Stiefel. Jetzt erzähle ich das weitere. Jenseits der Lahn, meinem Zimmer grade gegenüber, hatte man auf dem Berg ein kollossales E mit Lampen geschrieben. (Die Kronprinzessin heißt wahrscheinlich Emilie oder Elise). Auf der Mooshütte brannte ein Holzstoß, der die ganze Gegend erhellte, und ein illuminiertes Schiff mit Musik fuhr die Lahn auf u. ab. Das waren die Feierlichkeiten, mit welchen man den Prinz und seine Frau empfing. Sie kamen um 10 Uhr an, auch wurde geschossen, und das Echo nahm sich herrlich aus. Der Kronprinz bleibt nur einen Tag hier, aber die Prinzessin hält förmlich die Kur. Wußten Sie, daß die Prinzessin hinkt? Das ist ein genealogischer Fall, welcher selbst Paulinen nicht bekannt sein wird.
Getz hat gestern geschrieben bekommen, daß Nettchen Schnapper Braut sei. Ist es in Richtigkeit? — Ich habe gestern wieder gebadet, und ich befand mich sehr wohl darauf. Ich erschrak wahrhaftig von dem Gutbekommen des Wassers, denn mein Gewissen sagt mir ganz laut, daß ich bei solchen Umständen noch einige Wochen hier bleiben müßte. Daß sich Gott erbarme! — Ich esse jetzt gewöhnlich im Darmstädter Hof. Es kostet auch nur 48 Kr., ist aber besser und freundlicher als im Steinernen Haus.

Dienstag d. 19. — Ihr Brief heute war himmlisch dick. Ich werde aber nicht Zeit haben, auf alles einzugehen, weil ich bald ins Bad muß. Komisch ist's, daß Sie mir Predigten über meine Ängstlichkeit halten und doch selbst so ängstlich sind, daß Sie überlegten, ob Sie herkommen sollten. Wäsche habe ich von meiner Mutter. Die Diebe (im Kurhaus) hat man erwischt in Wiesbaden. Es waren zwei von *Ihren Leuten*, die selbst im Hause logiert haben. Gestern hat mich Bethmann angeredet (ich wollte durch-

aus nicht den Anfang machen). „Sie sitzen da und machen Ihre Bemerkungen?“ war seine zweite Frage.
Sie warten auf Glücksfälle? Wo soll denn einer herkommen bis zum Herbste? Du mußt Geld schaffen oder wir sind geschiedene Leute. Ich kann unmöglich in Frankfurt bleiben. Noch überdies tut mir das Bad so wohl, macht mich so leicht und droht mir Lebenslust zu erwekken, wie ich sie seit lange nicht hatte. Ja, *droht.* Denn was hilft es mich, ein Springinsfeld zu sein, wenn ich aus Mangel an Geld nicht fort kann. Erst gestern sagte mir jemand: „Junger Mensch, Sie müssen reisen, das bildet.“ Wenn ich noch länger hier bleibe, brauche ich noch Geld. Nun weiß ich nicht, ob ich mir welches von meinem Vater geben oder von Ihnen schicken lassen soll. Ihre Meinung darüber. Mein Vater reist künftigen Montag ab.
Die Hitze jetzt ist fürchterlich, doch befinde ich mich wohl dabei. – Hat Louis nicht geschrieben, über welchen Weg er nach Italien? Das ist die Hauptsache. Como liegt auch schön. Aber Mailand ist nur als große Stadt interessant, hat aber nichts Italienisches. Habe ich Ihnen denn je gesagt, daß ich hinlänglich Italienisch verstünde? Wohlfeil ist es in Italien, wenn man an einem Ort bleibt, das Reisen auf der Landstraße ist überall teuer. O Italien! Noch einmal: schaffen Sie Geld. Ich bin ganz rasend auf Geld erpicht. – Sie schreiben mir ja nichts von Cantor.
Sehr viel vornehmes Gesindel ist jetzt hier. Man sieht bei Tage fast mehr Sterne als bei Nacht und unzählige Menschen, die zwei Knöpfe mehr haben als andere Leute. Neulich fragte mich Vogler, warum ich mich gar nicht mehr vor ihm sehen ließe. „Ja, setzte er hinzu, seitdem *die* nicht mehr hier ist!“ Wer ist die die? Sind Sie die die? Der Hr. Doktor ist ein Vieh. – Morgen geht wieder eine Post von hier, aber ich werde wohl nicht wissen, was ich Ihnen schreiben soll. Die Donnerstagspost, wie wir

erfahren, ist unregelmäßig. Also den nächsten Brief erhalten Sie Samstag. Aber, liebes, teueres Bärbelchen, nur ja ohne Not keinen Posttag versäumt. Es ist eine himmlische Erquickung, morgens beim Brunnen Deine Briefe zu lesen. Das Wasser bekömmt mir noch einmal so gut. Adieu Landstreicherin. Gruß an Ihre Schwester. Haben Sie durch Samuel das Lotterielos besorgen lassen?

B.

160.

Nr. 5 *Ems, Mittwoch, 20. Juli 1825*

Liebes Bärbelchen, wenn die Freundschaft und die Liebe in der Haut ihren Sitz haben, was wohl leicht sein kann, dann sind Sie in Gefahr, daß ich sie hier verschwitze und daß ich nach Hause komme und Sie gar nicht mehr kenne. Welche Hitze! Ich wache jeden Morgen schon um 3 Uhr auf, und da beneiden mich noch die andern um meinen guten Schlaf. Das Essen verlernt man ganz. Wissen Sie, was ich letzte Nacht getan habe, mein heißes Zimmer etwas abzukühlen? Not und Zufall haben mich erfinderisch gemacht. Als ich abends nach Hause kam, fand ich eine Fledermaus in der Stube. Statt sie wegzujagen, fing ich sie, band sie um den Leib an einen Strick fest und hing den Strick an einen Haken, der über meinem Bette an der Decke angebracht ist. Der Strick war grade so lange, daß die Fledermaus bis zu mir reichte, ohne mich doch berühren zu können. Was ich erwartete, geschah: Die Fledermaus flog mir die ganze Nacht um den Kopf herum und fächelte mich an. Die dumme Magd diesen Morgen, als sie das Bett machte, hat meinen treuen Fächer totgeschlagen. – Die noch lebende Hälfte von Moddel u. Pummer (ich weiß nicht, welche noch lebt) wird hier erwartet. Mein Vater u. Beer sind sehr verdrüßlich darüber. Sie meinen, da würde das Risches erst recht anfangen. Die Frau ist schon hier. Eine ganz hüb-

sche Frau, die mir sehr gut gefällt. Beer reist samstags abend von hier ab und wird Sonntagmorgen in Frankfurt eintreffen. – Bethmann reitet viel zu Esel mit einem aufgespannten Regenschirm gegen die Sonne. Das nimmt sich komisch aus. Mit Getz spiele ich oft Piket, was mir doch Nachmittag einige Stunden vertreibt.

Donnerstag, 21. Juli. Mein Bärbelchen führt sich himmlisch auf mit Briefschreiben. Erst 12 Tage sind Sie von hier entfernt, und ich zähle schon 7 Briefe. Ich schäme mich fast über mein unverdientes Glück. Könnte ich Ihnen nur die Freude, die Sie mir machen, vergelten! Aber womit? Hier ereignet sich [nichts] Neues, und das Wasser, wie Sie wissen, hat mich Gott sei Dank etwas dumm gemacht. Nicht einmal gehörige Zeit zum Schreiben habe ich, seit ich bade. Das nebst dem Brunnen und den Staatsbürgerpflichten nimmt den ganzen Vormittag weg. Selbst das Italienische habe ich einstellen müssen. Haben Sie denn wirklich geglaubt, daß ich mich über Dr. St. geärgert habe? Spaß hat er mir vielmehr gemacht. Aber Sie sind zornig gegen ihn, weil er neulich in Frankfurt Ihren Liebling verunglimpft. Ich hätte mich totgelacht, wenn Sie noch einmal nach Ems gekommen wären. Aber Sie hatten recht, es nicht zu tun. Wie steht es denn mit der Reise zu Guste? Wird nichts daraus? – Ich will es abwarten, ob mir mein Vater, der Montag abreist, Geld gibt. Geschieht es nicht, dann lasse ich mir schicken. Besser wäre, ich könnte das sparen. Das würde mich noch hundert Gulden kosten, vielleicht mehr.
Es kann sein, daß ich Ihnen morgen nicht schreibe, aus Mangel an Zeit und Stoff. Dann geht erst Sonntag wieder eine Post. Aber zu Hause entschädige ich Sie und sage Ihnen mündlich die schönsten Briefe vor. Überhaupt werde ich in Frankfurt schrecklich viel arbeiten. – Frau Moddel ist heute auf Esel geritten, wie eine andere. Ich

freue mich, daß Sie diesen Brief zu einer Zeit empfangen, wo Sie keinen erwarteten. Läßt sich denn mit Ihrer Schwester sonst nichts Vernünftiges anfangen? Keine Reise nach Marseille und so etwas? Hundert Grüße von Braun. Wenn mir das Baden gut bekommt, denke ich noch bis zum 6. August hier zu bleiben. Der Dr. Vogler ratet mir auch, es noch ferner zu versuchen. Wenigstens dem Gefühle nach tut es mir sehr wohl. Heute ist wieder ganz kühl, und ich bin mit meinem Mantel ins Bad gegangen. Herr Heine, Bankier aus Hamburg, ist hier und hat Getz gebeten, ihn mit mir bekannt zu machen. Erinnern Sie sich des Dr. Wolf aus Mannheim, der uns eines Abends in Heidelberg besuchte? Der ist auch hier u. sieht sehr elend aus. Ich habe ihn nicht wieder erkannt. — Die Prinzessin kömmt nicht an den Brunnen, sondern trinkt auf ihrem Zimmer. — Vielleicht reist ein Bekannter nach Ems. Da bitte ich Sie, mir 1/2 Pfund Tabak zu schicken. [— — —]. Wenn Sie mir durch den Dr. Reis aus der Harmonie einige Blätter verschaffen und mir schicken könnten, das würde mich ganz glücklich machen, denn ich habe gar nichts zu lesen. Ich möchte haben: Die 3 letzten Monate von der *Leipziger Literaturzeitung* und den letzten Monat von *Morgen- u. Literaturblatt*. Nämlich wenn eine Gelegenheit zum Mitbringen sich fände. Mit der Post zu schicken wäre zu umständlich. — Adieu Engel Ihr B. g. W.

An
Frau J. Wohl D. G.
in
Frankfurt

161.

Nr. 6 *Ems, Freitag, d. 22. Juli 1825*

Schönen guten Morgen! Sie haben beispielloses Glück. Das kalte Wetter heute hält mich vom Baden zurück und

gibt mir Zeit, Ihnen zu schreiben. Ich machte Ihnen also einen vergnügten Abend und einen vergnügten Morgen, wenn es wahr ist, was Sie mich so oft versichert. Beer hat Ihnen doch gleich nach seiner Ankunft meinen Brief zugeschickt? – Gestern abend um 11 Uhr erwachte ich aus dem Schlafe und aus schreckbaren Träumen von Riesen und Spießen und blanken Schwertern, und Blut sah ich fließen, und als ich die Augen aufschlug, stand mit einem Lichte in der Hand vor mir der Madame Levi holde Gestalt, und hinter ihr stand ihr Mann und hinter diesem meines Vaters Mädchen. Und Madame Levi trug ein Bündel Wäsche unter dem Arm und sprach lächlend wie folgt: Herr Doktor! Ihr Herr Bruder ist angekommen und will auf dem Sopha in Ihrem Zimmer schlafen. Ich hatte die unglaubliche Geistesgegenwart, mein brüderliches Herz zu verleugnen, und ich sagte: Das geht durchaus nicht an, es ist ohnedies zu warm im Zimmer. Darauf hat sich Herr Philipp in einem andern Zimmer eingenistet. Er war von Schwalbach herübergekommen, wo jetzt meine Schwester, und er wird einige Tage hier bleiben. Mit meinen Riesenträumen hat es seine Richtigkeit. Ich hatte nämlich im Bette Fouqués Zauberring gelesen. Welch ein Narr, welch ein Don Quichotte! Ich ruhe nicht eher, bis ich den über sein Adelfieber tüchtig ausgespottet habe. Ich habe es ein paarmal in der *Wage* getan, aber zu leichtweg. Ich weiß nicht mehr, ob ich darüber gesprochen, daß der hochmütige Narr den Ritterpferden adlige Gesinnung und Menschenverstand zutraut? Es ist zu schrecklich! Sobald zwei Ritterpferde ledig sich begegnen auf dem Grasplatz, schließen sie Brüderschaft und tun freundlich miteinander. Nun ereignete sich im Zauberring, daß zu zwei solchen hochgebornen Pferden ein grasendes Pferd sich gesellte, worauf ein Bürgerlicher gesessen. Alsobald springt das Ritterpferd auf das Bürgerpferd los, und dieses nimmt heulend die Flucht. Und

doch war es Blondels Pferd, des bekannten Sängers Richard Löwenherz. O das Vieh. –
Heine aus Hamburg hat mich gestern abend spät noch kennengelernt. Er stellte mich seiner Frau vor als den Verfasser der *Biene*. Ich ließ ihn dabei. Später besann er sich und sagte die *Wage*. Und Sie, wie Sie mir schreiben, lesen noch immer die *Wage*? Die ist ja wie Ninon d'Enclos. Sie gefällt noch im hohen Alter. Heine hat eine sehr schöne Tochter bei sich. Aber zittere nicht. Erstens ist das Mädchen erst 14 Jahre alt, und zweitens ist H. schon wieder abgereist. Erinnern Sie sich, daß eine seiner Töchter einen Christen geheiratet? Diese ist gestorben.
Aaron Fuld ist hier angekommen. Gestern abend hat das Adelspack im Gartensaale Pfänder gespielt. Ist das nicht unverschämt in Gegenwart von Fremden? Aber die sehen uns für Tische und Stühle an. – Bethmann scheint besorgt zu sein, daß ich ihn in einer Schilderung des hiesigen Badlebens mit anbringe, denn er hat den Getz gefragt, ob er nicht wisse, was ich hier schreibe.
Machen Sie denn keine Landpartien? Nach Hausen, Königstein? Haben Sie sich schon nach einer Wohnung umgesehen? Haben Sie nicht erfahren, wieviel Dr. Stiebel an Rothschild verdient hat? Mich interessierte das zu wissen. – Schon vor langer Zeit habe ich, ich weiß nicht bei welchem Anlaß, in meinem Kopfe aufgeschrieben: „Die Vokale bilden den Adel, die Konsonanten das Volk des Alphabets." Nun habe ich hier aufgemerkt und gefunden, daß die adligen Zungen über die Konsonanten weg fahren, als wären es Bürgerliche. Sie verschlucken sie soviel als möglich. Es ist ekelhaft anzuhören. Ihre Sprache hat gar keine Knochen und ist ein widerlicher Brei. Ich werde dieses in dem 6. Hefte der Wage umständlich auseinandersetzen.
Gestern habe ich im *Journal des Débats* gelesen, daß der König von Frankreich der Herzogin von Northumber-

land einen indischen Schal geschenkt, der eine halbe Million gekostet. Das Gewebe ist von den Augenwimpern einer Art persicher Katzen, welche so feine Haare geben, daß man sie mit bloßen Augen gar nicht sehen kann. Die Spinner und Weber des Schals arbeiten alle durch Vergrößerungsgläser. Man hat berechnet, daß man hunderttausend Katzen gebraucht für einen einzigen Schal. Und die armen Tiere werden nach dem Verluste ihrer Augenwimpern blind und werden dann ersäuft. Daher nennt man einen Bach bei Isphahan, wo hinein man die Katzen zu werfen pflegt, die Katzbach. Länger als 50 Jahre wird an einem solchen Schal gearbeitet. Und der Schal der Northumberland war schon vor länger als 60 Jahren angefangen worden. Ludwig XV. hatte ihn für die Pompadour bestellt, und seitdem sind drei französische Könige gestorben. Der Schal ist 16 Ellen lang und breit und dabei so fein, daß man ihn in eine Kaffeetasse bringen kann. Ist es nicht etwas Erschreckliches mit der Eitelkeit der Menschen!

Was meinten Sie in Ihrem letzten Briefe mit *Reisekasse-Angelegenheiten*? Das müssen Sie mir schreiben. — Vorgestern hatte ein Kurgast, der auf einem Esel spazieren geritten, die Großmut, dem Eselsjungen 6 Dukaten zu schenken. Das gab eine Revolution im ganzen Eselstall. Mein Eseltreiber gestern, der mir dieses erzählte, setzte schwermütig hinzu: „Wenn ich die 6 Dukaten bekommen hätte, wie glücklich wär' ich. Dann kaufte ich mir eine Kuh usw." Ich hätte sie ihm gar zu gern geschenkt, aber es ging nicht. Derselbe erzählte mir: „Ein dicker Jud aus Frankfurt" habe einen Esel für sich allein gemietet und zahle täglich einen Taler. Ich habe ihn ausgefragt und entdeckt, daß er unter dem *dicken Juden* niemand anders gemeint haben könnte als den *Leerse* oder gar den *Bethmann*. Das ist komisch. Denken Sie nur, die armen Eselstreiber müssen täglich dem Eselaufseher jeder einen

Kreuzer und der Nassauischen Regierung jeden Sommer, Mann für Mann, einen Taler Abgaben entrichten. Ist das nicht schrecklich? Genug von Eseln.

Ich verbleibe der Ihrige
B.

Herrn
Moritz Meyer Schnapper
Für Mad. Wohl
in
Frankfurt a./M.

162.

Nr. 7 *Ems, Sonntag, d. 24. Juli 1825*

Sie sind eine himmlische Plapplies! Wo treiben Sie nur alle die schönen Neuigkeiten auf? Nur immer so fortgefahren. [Das] mit den 7500 Gulden will kein Mensch glauben, ob ich zwar versichere, ich wüßte es aus offizieller Quelle. Machen Sie ja meine ganz gehorsame Empfehlung an die Frau Cantorin. Vor der muß man jetzt Respekt haben. Was haben Sie für einen tollen Einfall mit dem Dr. Mannheim! Das wäre mir der rechte Associé! Will er denn Frankfurt verlassen? Haben Sie so etwas gehört? Mit keinem andern als mit Ihnen will ich mich in Paris assoziieren. Sie sagten mir ja einmal, Sie hätten Genie zu Putzmacherarbeit? Werden Sie Modehändlerin, das kann uns reichlich ernähren. Wann ist denn der Nettchen Hochzeit? Da kann sie ja Ihre Schwester nach Paris begleiten, und Sie mit und ich hintendrein. Sagen Sie mir, ist es denn wirklich unabänderlich, daß wir den Winter in Frankfurt bleiben müssen, läßt sich gar nichts dagegen tun? Also 250 fl. hätten wir zusammen gebraucht und 8 Louisdor hier behalten, und wenn mir mein Vater kein Geld gibt, werde ich mir noch 12 Karolin schicken lassen. Zusammen 500 fl. Da wäre ja die Hälfte von unserem Vermögen zum Teufel! O jemine!

Ich weiß aber auch gar nicht, was ich Ihnen schreiben soll. Seit ich bade und ich dadurch verhindert werde, mich zuweilen durch eine Koblenzer Reise zu zerstreuen, wird mir die Zeit doppelt so lange als vorher. Und was ist das Ende meiner Leiden? Frankfurt. Eine Genesung, die nicht viel besser ist als die Krankheit. Weib, schaffe Geld! – Als die Kronprinzessin herkam, wurde von dem Prinzen Friedrich und einigen andern Adligen eine Subskriptionsliste eröffnet, worin jedermann aufgefordert wurde, an den Feierlichkeiten *teilzunehmen*, d. h. zur Bestreitung der Kosten für die Illumination beizutragen. Es fanden sich auch unter den Bürgerlichen viele Narren, die unterzeichneten, und es hat jedem 8 fl. gekostet. Jetzt sollten Sie lesen, wie in der Koblenzer Zeitung der Empfang der Prinzessin beschrieben wird. Da heißt es: der Prinz Friedrich habe die Feierlichkeiten veranstaltet, und daß alle Welt die Kosten bestreiten helfen, davon wird kein Wörtchen gesagt. Der Zeitungsbericht ist überhaupt sehr merkwürdig, und da konnte man wieder recht deutlich sehen, wie niederträchtig den Großen geschmeichelt wird. Da heißt es: auf den Gesichtern der *Tausenden*, die sich versammelt, habe die ehrfurchtsvollste Freude gestrahlt über die Ankunft der heißgeliebten Königstochter. Nun sind in Ems, die Einwohner mitgerechnet, höchstens 500 Personen. Und wie konnte man in der Nacht die freudestrahlenden Gesichter sehen? Die Stadt Koblenz hat der Prinzessin einen Eselsattel geschenkt, der 6 Karolin gekostet. – In den Bädern muß man den deutschen Adel kennenlernen. Die Schlingels nehmen hier jeden Abend den Saal in Beschlag zu ihren Pfänderspielen und verdrängen die übrige Welt. Dabei verzehren sie keinen Kreuzer. – Ich muß baden gehen. Adieu.

B.

163.

Nr. 8 *Ems, Dienstag, d. 26. Juli 1825*

Können Sie Ihrer Schwester nicht die Lust einflößen, die Nettchen auf einige Wochen nach Paris zu begleiten? Ist das nicht möglich? Haben Sie nicht Verstand genug dazu? Die Folgerungen werden Ihnen doch einleuchten? Sei klug, Weib, sei klug. Ich würde Ihnen alle mögliche Hülfe leisten, ich würde intrigieren, fein tun, Sie sollen erstaunen darüber. Darüber nachgedacht, den Kopf angestrengt, und sollte er springen darüber. Haben Sie nichts verdient bei der neuen Anleihe, gar nichts? Und so eine Lumpin wie Sie soll man lieb haben? Alle Ärger stürzen auf mich los. Der eine ist in Italien, der andere geht nach Paris, der dritte verdient eine halbe Million, und wir sollen in Frankfurt bleiben, ledigen Standes, und nichts verdienen als Liebe, Freundschaft und Bewunderung? Und das heißt Leben? Und darum bin ich der erste Kopf in Deutschland? Und darum sind Sie die liebenswürdigste Kreatur in der Welt? Und darum saufe ich Emser Wasser wie ein Narr, daß mir die Beine recht flink werden, die ich doch zu nichts brauchen kann, als wie ein Schneider zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Tor auf und ab zu gehen? O was sind wir für Schlemihls! Dazu ist heute ein Wetter zum Küssen: Nicht zu kalt, nicht zu warm, der blaueste Himmel. Bei so ein Wetter ist schön Geld verdienen und Heiraten noch schöner. O Gefährtin meiner Leiden, wird das immer so bleiben? Kann man nicht appellieren von der Vorsehung an eine höhere? Viele Fragezeichen und wenig Geld!

Doch ach, was bin ich für ein Tor.
Ich verdiente, daß ein spanisch Rohr
Mich bleute; den schwarz wie ein Moor

Ist Undank. Hab' ich nicht noch vier Louisdor?
Ist das Weib, das ich mir erkor,
Die Schönste nicht im Judenflor?
Nein ich tausche nicht mit Herrn *Cantor*,
Der weniger gewann, als er verlor.
Lieblicher als auf der Geige Spohr,
Steigt zu meinem rechten Ohr
Jeanettes Silberstimm' empor.

Meine Armut ist so groß, daß ich in Gefahr bin, ein Dichter zu werden. Finden Sie auch, daß ich mit Alfieri große Ähnlichkeit habe? Sie glauben noch nicht genug, wieviel, Sie kennen mich dazu noch nicht gehörig, es ist zum Erstaunen. Bei so großer Verschiedenheit, wenn auch nicht des Geistes, doch des Talents und der Richtung und zumal bei so großer Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, der Geburt, des Vermögens, der Zeiten, doch so große Ähnlichkeit zu haben! Wir sind wie zwei Hälften einer Frucht, nur in seiner Hälfte steckt der Kern. Gleicher Stolz, gleiche Ungeselligkeit, gleiche Freiheitsliebe, gleicher Haß gegen Despotie, Soldaten, Höflinge; gleiche Schwäche des Charakters mit gleicher Beharrlichkeit bei manchen Vorsätzen verbunden, gleiche Reisesucht, gleiche Ungeduld, gleiche Verdrossenheit, Bekanntschaften zu machen – ach, alles gleich, nur nicht gleiches Vermögen! – Bruderherz, was fangen wir nun eigentlich miteinander an, wenn ich nach Frankfurt komme? Machen Sie mir eine kleine Schilderung von dem paradiesischen Leben. Gehen wir oft in den Kuchengarten? Ach, wie hold! In meines Vaters Garten? Ach, wie herrlich! In der Jette Garten? Süße Hoffnung! Zur Antonie? O Wonne! Wie geht's der Rosette mit ihrer Köchin? Ist die *Iris* noch immer so interessant, als sie war? Nun, adieu. Der nächste Brief Samstag.

B.

164.

Nr. 9 *Ems, Donnerstag, d. 28. Juli 1825*

Ohne Ihre Briefe hätte ich es so lange hier nicht aushalten können, sie erquicken mich ungemein, und Gott lohne es meinem guten Bärbelchen. Ich mußte lachen, daß Sie schrieben, ich wäre nicht so reinlich als Alfieri. O wie recht haben Sie! Um mich für das reinhaltende Baden zu entschädigen, wasche ich [mich] nicht zu Hause, seit ich bade. Seit 14 Tagen ist meine Schüssel nicht naß geworden, und die Bouteille Wasser, die darin steht, ist 14 Tage alt. Wie gefällt Ihnen diese Bilanz?

Gestern abend im Kursaal wollte ich mir etwas zugute tun. Ich ließ mir als etwas Außerordentliches Tee bringen und Sardellen und Kuchen und fange an zu schmausen und bin sehr vergnügt. Setzt sich ein Mensch zu mir und fängt an mich zu ennuyieren, daß ich bald merkte, er wolle mich umbringen. Ich hätte beinahe Mörder! Hülfe! gerufen. Das war der Herr [. . .]. O Gott, mich schaudert, wenn ich daran denke. Welcher Gefahr bin ich entgangen! Himmel, welch ein Mensch! Zu meinem Glücke reist er heute wieder ab. – Die Kronprinzessin spaziert morgens im Garten herum und läuft ganz schrecklich schnell, daß ihr Hinken unmerklicher werde. Sie sieht gar nicht interessant aus. Montag geht der Prinz und auch die Milens von hier fort. Was werden da die Tränen fließen. – Ja freilich wollen wir italienische Stunden zusammen nehmen, und ich werde überhaupt schrecklich viel arbeiten. – Mein liebes goldenes Nädelchen ist abermals zerbrochen, und ich habe mir für 1 fl. ein anderes kaufen müssen. Braun geht künftigen Mittwoch von hier weg. Ich weiß noch nicht, ob ich mit ihm gehe, ich möchte noch einige Tage länger bleiben, des Bades wegen. Ich habe erst 10mal gebadet, und ich möchte es bis zu 21 bringen. Wenn der Dr. Sandmann aus Ham-

burg morgen abgereist sein wird, dann bin ich der älteste Kurgast.

Freitag d. 29. Ich habe gegen meinen Vater und meine Mutter leise Geldwinke fallen lassen. Es scheint mir nicht, daß sie mir noch welches geben wollten. Ich kann es auch billigerweise nicht fordern, da ich ihnen doch bis zu ihrer Abreise 100 Gulden gekostet haben werde. Sie müssen mir also welches schicken. Am besten ist's, Sie suchen sich durch Schnappers Comptoir oder durch Samuel *preußische Tresorscheine* zu verschaffen. [— — —]. — Wenn ich die Geduld nicht verliere, reise ich erst den 9. August von hier ab. Bis dahin werde ich die vorgenommene Zahl von Bädern gebraucht haben. Noch eine schrecklich lange Zeit! — Tabak und Zeitungen schicken Sie mir *nicht*. Ich bekomme Tabak von meinem Vater, u. Zeitungen sind überflüssig. — —

Sie brauchen mir kein Geld zu schicken. Mein Vater gibt's. Ach! hätte ich nur die langweilige Beschreibung von den Tresorscheinen zurück, und Sie armes Bärbelchen mußten dieses alles umsonst lesen. — Wissen Sie, daß ich im Ernst fürchte, das Emser Bad macht mich dumm. Es geht mir doch kein vernünftiger Gedanke durch den Kopf. Zum Glücke steht's in meiner Gewalt, mich alle Tage wieder krank zu machen. Legen Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe eine schwere Frage vor, daß ich mich erproben könne, ob ich noch Verstand habe. Fragen Sie mich z. B. warum heiraten Sie nicht? — In Frankfurt wollen wir viel Hering essen. Sehen Sie sich nur nach einer guten Köchin um. Wir wollen ein glänzendstes Haus machen.
Adieu B.

165.

Nr. 10 *Ems, Samstag, d. 30. Juli 1825*

Ihre Briefe werden täglich holder, und Sie können es noch zu dem Wunder bringen, daß ich ungern zurück-

kehre. Wo bekommen Sie nur all die schönen Sachen her? Ich Ärmster kann kein vernünftiges Wort auftreiben, daran ist aber das Emser Wasser schuld. Um Gottes willen, reden Sie doch mit keinem ferner von meiner Ähnlichkeit mit Alfieri. Das verstehen ja die Leute doch nicht, oder sie verstehen es falsch. Am wenigsten sagen Sie solche Dinge zu Dr. M. Haben Sie denn noch nicht bemerkt, daß er einen neidischen, eifersüchtigen Charakter hat und daß es ihm peinlich ist, wenn jemand Gutes von mir spricht? Hannchen Ellisen gefällt mir auch sehr gut, unbeschadet meiner früher eingegangenen Verbindlichkeiten. Ist denn die Lage der Dinge so, daß sie Dr. M. erschwingen kann? Erkundigen Sie sich doch, ob Dr. M. den 9. August noch in Schwalbach sein wird und wo er logiert. An diesem Tage werde ich dort sein, und Sie werden sich doch nicht verleiten lassen, nach Augsburg und München zu reisen? Beide Orte sind sehr uninteressant, und ich könnte mich kaum entschließen, Ihnen dorthin nachzufolgen.

Meine Eltern werden morgen abreisen. Sie haben sich sehr gut hier aufgeführt, und ich bin ungemein mit ihnen zufrieden. Ich habe Ihnen glaube ich schon früher geschrieben, daß 5 Jüdinnen aus Köln und Bonn hier sind, worunter sich eine meiner Cousinen befindet. Mit diesen jüdischen Liebenswürdigkeiten hatten meine Eltern Compagnie gemacht, da diese nun abreisen, wollen diese Damen *mich* in Beschlag nehmen, und das ganz im Ernste. Diesen Morgen wollte mir eine alte Frau von der jüdischen Kolonie eine Tabakdose als Handgeld schenken, und sie hatte dieselbe zu dem Zwecke gekauft. Die Dose schlug ich ab und ließ einige feine Grobheiten mit einfließen. Aber ohne grobe Grobheiten, das sehe ich schon, werde ich die Leute nicht los. Sie haben mich schon engagiert, eine Burg mit ihnen zu besteigen. Die haben eine schöne Vorstellung vom Dr. Börne.

Sonntag, den 31. Ich habe das noch nicht gelesen, was Alfieri über die Französische Revolution sagt; es wird sich aber finden, daß er recht und daß Sie unrecht haben. Seit 14 Tagen habe ich das Italienische liegen lassen. Es war mir bei meinen Staatsbürgerpflichten mehr hinderlich als förderlich.

Ich habe mich sehr gefreut, daß die Haber als Jüdin getraut worden ist. Die Welt wird trotz Östreich täglich klüger. Freilich geht es sehr langsam. – Die Mademois. Thilenius ist eine recht feine Canaille. Es ist merkwürdig, wie zart die mich behandelt. Was ich für einen weißen Teint vom Bad bekam, darüber werden Sie erstaunen. Mein Hals ist wie Elfenbein. Die Kronprinzessin sieht mir beständig nach und wundert sich. Sie sagte zum Geheimrat Diel: so etwas habe sie noch nicht gesehen. – Gestehen Sie mir offenherzig, finden Sie es in Frankfurt nicht schrecklich langweilig, und haben Sie keine Sehnsucht, wegzukommen? – Ich habe neulich den *Landau* gesprochen. Es war aber nicht der Koblenzer, sondern der Bonner. Der hat die schuftigste Judennase, die mir je vorgekommen ist. – Mein Vater ist heute morgen abgereist und wird Montag in Frankfurt ankommen. Werden Sie ihn nicht besuchen? Es wäre so unpassend nicht.

Tausend Küsse

B.

166.

Nr. 11 *Ems, Dienstag, d. 2. August 1825*

O Bärbelchen!

Ich bin jedesmal himmlisch vergnügt über Ihre Briefe; sie / Sie } haben mir nie so sehr gefallen als jetzt. Vielleicht ist daran auch das Emser Wasser schuld. Wie gefällt Ihnen dies Kompliment? Von Ihren 3 Fragen ist mir nur die erste zu schwer: warum ich nicht geheiratet werde? Das übersteigt nicht bloß meinen, das übersteigt jeden

menschlichen Verstand. Aber die beiden andern Fragen beantworte ich mit Leichtigkeit. Ich habe keine Nadel, weil ich kein Geld habe, und sterblich verliebt in Sie ist der Hr. Doktor Börne. Dem Braun geht es gut. Er wird morgen abreisen, aber erst Samstag in Frankfurt ankommen. Getz ist gestern abend fort nach Wiesbaden. Das Bad kostet jedem 48 kr., auch denen, die im Hause wohnen. Das Wasser in den 4 Türmen verliert durch das Zufahren seine Wirksamkeit nicht, wie alle Ärzte behaupten; und ich habe mich so ziemlich überzeugt, daß keine Verfälschung stattfindet. Übrigens ist es für mich auf jeden Fall dienlicher als das im Kurhaus, wo der Dunst mir lästig gefallen wäre. Worüber hat denn Hr. Saphir in der *Iris* geschrieben? Ich hätte das gar zu gern gelesen.

Die jüdische Kolonie hat meine Eltern nach Wiesbaden begleitet, ich zittere vor deren Zurückkunft. Die eine Alte (Madame Gumperz aus Köln) ist wirklich eine zudringliche Frau. Ich will Ihnen ein Pröbchen ihrer Art geben. Da ist ein gewisser *Herz* aus Hamburg hier, einer der ersten dortigen Bankiers. Den packte sie in der Brunnenhalle unter dem Arm und sagte: Gut Morgen, Herr Baruch... Verzeihen Sie, ich bin nicht der Herr Baruch... Nun, wer sind Sie denn? Ein recht hübsches Mädchen ist in der jüdischen Compagnie, sie hat aber wahrscheinlich zu viel Emser Wasser getrunken.

Morgen gibt die Kronprinzessin zur Feier des Geburtstags des Königs einen Ball. Ich bin begierig, wer eingeladen wird, ob nur der Adel oder alle preußische Untertanen oder alle Badegäste, welches ich sehr schicklich fände.

Behandeln Sie den Braun mit einiger Aufmerksamkeit. Nicht bloß, weil er es verdient, da er wirklich ein feiner wohlgezogener Mensch ist, sondern auch, weil er gar zu viel Wert darauf legt, wie man ihm begegne. Ich habe

nie eine solche Ehrbegierde gesehen noch eine solche Reizbarkeit, es ist fast zum Bedauern. Von reichen vornehmen Leuten, besonders von Christen, artig behandelt zu werden, ist sein höchstes Glück. Ich werde Ihnen mündlich von dieser seiner Schwäche mehr erzählen. Indessen bleibt er in jeder Art ein respektabler Mann. Meine Briefe sind gar zu klein. Schreiben Sie das keiner Lauheit zu. Ich habe keine Zeit. Den Vormittag verschlingt das Bad, und nachmittags macht mich die Wärme faul. Die böse Wärme! Habe ich Ihnen schon gebeichtet, daß ich in die Frau eines russischen Generals verliebt bin? Nämlich: ich bete sie im stillen an, gesprochen aber habe ich noch kein Wörtchen mit ihr. Sie hat viele Ähnlichkeit mit Ihnen, ganz jene unbeschreibliche Grazie, die mich schon seit acht Jahren bezaubert! O Bärbelchen! Haben Sie sich schon nach einer perfekten Köchin umgesehen? Adieu. B.

167.

Nr. 12 *Ems, Freitag, d. 5. August 1825*

O Bärbelchen! Ich habe Deinen letzten Brief dreimal gelesen. Er ist so hold, so hold – wie Du. Ich kann ihn nur mit Dir selbst vergleichen. Vielleicht gefiel er mir so sehr, weil ich daraus ersah, wie lieb mich mein Bärbelchen hat. Ja, Bärbelchen ist verliebt! Was werden die Leute dazu sagen, wenn ich es bekannt mache? Bärbelchen hinter der Ros'! Ja freilich das ist kurios. Ich habe gar keine Vorstellung, wie das sein mag mit dem rosigen Vauxhall, und ich bin sehr begierig auf Ihre Beschreibung davon. Ja wohl sollten Sie sich schämen, an eine Vorstecknadel für mich zu denken. Glauben Sie denn wirklich, daß mir eine brillante Nadel mehr Freude machen könnte als eine von Tannenholz, sobald sie nur von Ihnen kömmt. Wir lassen die zerbrochene flicken, von der ich freilich nur noch den Kopf habe, denn die Spitze ging mir verloren.

Der Musikhändler Schlesinger von Paris ist hier durchgereist. Der hat meine Pariser Leidenschaft wieder angefacht. Wie ist mir Deutschland zuwider! Ein wahres Kommißbrot-Land. In den Bädern lernt man es recht kennen. Da sind die Leute im Negligé, da zeigen sie ihre wahre Natur. – Mein Vater hat dem Vogler für mich mitbezahlt. Er gab ihm 5 Dukaten – für zwei Visiten, die er ihm gemacht, mich hatte er gar nicht besucht. Mir ist dieser Mensch durch und durch zuwider, doch mag er wohl ein guter Arzt sein. Schlesinger hat sich nach „meinen Frauenzimmern" erkundigt. – Mordche läßt Sie grüßen. Ich habe ihn soeben engagiert, mir künftige Woche einpacken zu helfen. – Was hat denn der Saphir für Geldgeschäfte mit den Bankiers machen wollen? Hat er gebettelt. – Vorgestern gab die Kronprinzessin einen Ball. Die meisten Kurgäste waren eingeladen, nur etwa 50 nicht, unter letztern hatte ich auch die Ehre zu sein. Der Major hat die Liste gemacht und jeden, der ihm nicht behagte, weggelassen. Ich machte mir nichts daraus, ich wäre doch nicht hingegangen. Aber da sind andere hier, die waren ganz unglücklich darüber. Ein gewisser Friedländer mit seiner Frau fühlten sich sehr gekränkt. Sie waren die einzigen Preußen, die nicht eingeladen waren. Ich wußte nicht, sollte ich sie auslachen oder Mitleid mit ihnen haben. Was die Menschen Toren sind! – Ich zähle die Stunden, bis ich von hier abreise, aber alles geht vorüber. Herzlichen Gruß von Deinem

Carl.

168.

Nr. 13 *Ems, Samstag, d. 6. August 1825*

Das wäre also der letzte Brief, den Sie aus Ems von mir bekommen. Der Himmel sei gepriesen. Ich aber bekomme noch zwei von meinem Bärbelchen, einen morgen und

einen Dienstag, und nach Empfange des letztern reise ich ab. Ich lasse den Wagen vor der Halle fahren und öffene den Brief erst in Nassau. So habe ich mir's vorgenommen. Mittwoch zu Ihren Füßen. Quel sera mon bonheur de me jeter a vos pieds, de baiser vos mains et d'oser aspirer à vos joues.

Also Ihr Schwiegerpapa hat Sie besucht? Das war brav. Recht ärgerlich, daß Sie nicht allein mit ihm waren, er hätte vielleicht von allerlei gesprochen. Wäre es nicht schicklich, wenn Sie meinem Vater auch einen Besuch machen, oder vielmehr meiner Mutter? Wie, Madame, *ich* bin schuld, daß Sie in solche „possierliche Situationen" kommen? Ich? Ei wieso denn? Ich wasche meine Hände in Unschuld. *Sie* sind schuld, und wenn es anders werden soll, müssen *Sie* anders werden. Glauben Sie mir nicht, daß ich mich noch länger werde an der Nase herumführen lassen. Es sind mir von Worms (nicht Worms in Frankfurt, sondern Worms am Rhein) die vorteilhaftesten Anträge gemacht worden, und bis zur Geleitswoche* muß alles entschieden sein. Besser ein Sperling in der Hand als eine Taube auf dem Dache. Auch ist es in meiner Familie nicht üblich, daß man sich seine Gattin hinter der „Rose" herholt. Doch darüber will ich durch die Finger sehen, einmal ist keinmal, aber ein Entschluß muß gefaßt werden.

Es wäre recht traurig, wenn Sie grade an dem Tage, wenn ich nach Frankfurt komme, bei der Guste wären. Das müssen Sie auf keinen Fall so einrichten. – Ich werde meine Schwester in Schwalbach treffen, ich habe mich auf Dienstag zum Mittagessen bei ihr angemeldet. Ich bin neugierig, ob Sie nicht vielleicht von meiner und meines Vaters Geldangelegenheiten zu reden anfängt. Es wäre mir sehr lieb, sie wäre sehr gut als Mittelsperson,

* Woche vor der Herbstmesse.

und ich traue ihr nicht zu, daß sie aus Eigennutz mir schaden möchte.
Der Zug mit den 3 Gläsern Eis ist sehr charakteristisch, nichts hätte den Kontrast zwischen Paris u. Frankfurt besser bezeichnen können.
Heute mittag bei Tische (im Darmstädter Hof) bemerkte ich eine dicke Frau, und als ich genauer hinsah, entdeckte ich Madame Hiller. Wir saßen weit auseinander, unterhielten uns aber doch aufs Liebreichste. Gesegnet sei die Brust der Madame Hiller. Da schadet keine Taubheit, man hört sie doch. Sie sprach gewaltiges Hochdeutsch und hatte bald sechs Nachbarn in ein Gespräch verflochten. Mir wäre die Jüdin nicht entgangen, denn sie sagte, von einer Virtuosin sprechend: „Man macht viel Aufsehen von ihr in Wien“. Wie sie nun recht in Sicherheit eingewiegt war und gewiß darauf schwor, man hielte sie für die Jungfrau Maria selbst, erhebt sich ein alter Hamburger jüdischer Buchhalter, der mir durch seine Zudringlichkeit auch oft lästig gefallen, und gibt sich ihr als alter Bekannter zu erkennen und sagt ihr näselnd, er hieße Levinsohn. Und Madame Hiller wird blutrot über ihr ganzes dickes Gesicht, und ich hatte meine größte Freude daran. Aber der Ferdinand, was ist das für ein Mensch! Der spricht ja so höflich, so gesetzt und verständig wie ein Mann von 40 Jahren. Ich erschien mir als Jüngling neben ihm, und ich hätte dem Lausbub über sein gesetztes Betragen hinter die Ohren schlagen mögen. – Habe ich Ihnen noch nichts von den *ö's* meiner Bonner Cousine erzählt? Merkwürdig! Wenn sie sagt „*hören* Sie, Herr Vetter“, möchte ich bersten vor Lachen. Sie spitzt das Maul, daß man es an eine Pfeifenröhre schrauben könnte. O Börne, o Bärbelchen! Was seid Ihr für vortreffliche Menschen gegen die andern.
Sonntag, den 7. August ... Noch ehe ich Ihre Briefe geöffnet, wußte ich, was vorging. Der zweite Brief und

dessen eilfertig geschriebene Adresse war leicht zu erklären. Aber die armen Griechen! Das Herz blutet mir, und wie werden die Papierjuden, die Österreicher und anderes solches Gesindel jubeln. Ich habe die heutige Zeitung noch nicht gelesen, ich zittere, sie in die Hand zu nehmen. Adieu. B.

ı *Kreuznach, 30. Mai 1/2 4 Uhr 1826*
Dienstag

lolce!

2 2 kam ich hier an. Die letzte Hälfte des Weges bin einem Karrn gefahren, den ich mir in einem Dorfe :e. Es war gar zu warm. Die erste Hälfte ging ich ich schlich noch langsamer, als Sie es gewohnt sind Spazier[en]gehen. Der Weg hierher ist sehr schön. asino ist im Pfälzer Hof, wo ich logiere. Das Lese-ett neben meinem Zimmer. Recht gut eingerichtet: itutionnel, Morgenblatt, Allgemeine Zeitung u.a., ıan nur fordern kann. Ich ging gradezu hinein. Woche wird ein Konzert für die Griechen gegeben. schöne Wirtstöchter. Jetzt will ich den Brief auf ›st legen und mich dann umsehen. Morgen abend ıe ich zurück. Sollte es mir gar zu gut gefallen, erst ıorgen. War der Abschied zärtlich? Gruß an Pau-

.. Dein treuer Balken Carl

Georg Massmann
für Mad. Wohl
heim

b *Ehrenbreitenstein, 15. Juni 1826*

Bärbelchen, jetzt bin ich draußen, ich bin aus dem — jetzt locke! Wie habe ich mir schon gut sein las-/leine Nachtmütze liegt vor mir neben dem Dinte-laß sie jedermann sehen und bewundern kann; n, als wir am Bingerloche waren, verwickelte ich teuermann in ein philosophisches Gespräch, das ihn tiefsinnig machte; mein Koffer blieb diese Nacht

ganz allein auf dem Schiffe!!! Und ich habe ruhig geschlafen!!! Und es ist mir nichts gestohlen worden!!! Aber in etwas war ich zahm, als wäre ich noch zwischen den Stäben, nämlich mit den Biscuits. Nachmittag bekam ich Hunger, ich getraute mir aber nicht zu essen wegen der Nadeln am Hut. Was tat ich? Im Schiffe war eine Frau, deren Gesicht ich nicht leiden konnte; ihr bot ich ein Biscuit an. Die leichtsinnige Törin biß auch gleich hinein. Doch es glückte ihr; ich wartete eine halbe Stunde, und als ich sah, daß sie die Nadelprobe ausgehalten und nicht krepierte, aß ich das andere Biscuit. War das gescheit?

Nie fahre ich mehr mit der Wasserdiligence. Das ist eine Höllenfahrt! Nur höchstens 13 Personen waren auf dem Schiffe, aber alles war so vollgestellt mit Kisten, daß man sich nicht rühren konnte und fast erstickte vor Hitze. Ein Glück, daß wir keinen Regen hatten, ich hätte mich lieber bis auf die Haut durchnässen lassen, als daß ich mich unten eingesperrt hätte. Was hatte ich für Not, meine 7 Sachen zusammenzuhalten! Alle Augenblicke zählte ich sie. Ich wollte lieber eine Herde Spanferkel führen. Ich hatte die langweiligste Gesellschaft von der Welt. So dumme Gesichter und stumme Augen waren mir noch nicht vorgekommen. Ich sprach mit niemanden ein Wort, eine Silbe, außer mit einem Kinde. Als wir das Wispertal vorüberfuhren, mußte ich sehr lachen, da mir beifiel, wie wir vor wenigen Tagen dort gewesen und darin so weit *vorgedrungen*. – In Kaub, als ich die Nähe [Fähre] sah, gedachte ich Ihrer mit Bewunderung, mit welcher edlen Wißbegierde Sie die Schiffer ausgefragt, warum sie so und nicht so fahren. O Du tapferer Admiral! Der Beutel in Kaub hat sich nicht wiedergefunden. Ich habe mich darnach erkundigt. – Der Oberkellner hier in der Post erinnerte mich daran, daß ich voriges Jahr *meine Frau Gemahlin* bei mir gehabt.

Als ich gestern kam ins Tal
Errate, was ich getan?
Ich setzte mich in Gartensaal
Und aß einen gebratenen Hahn.

Habe gut darauf geschlafen. – Der arme Weber! Sie werden gelesen haben, daß er gestorben. Am Brunnen in Ems werde ich oft an ihn denken. Ich sehe ihn so lebhaft vor mir, wie er voriges Jahr dort herumging.
Ich bestelle mir einen Wagen und werde nach Ems fahren. Es ist jetzt 10 Uhr vormittag. Der Brief geht erst heute abend um 8 Uhr ab. Ich fürchte, Sie erhalten ihn erst Samstag. Schicken Sie mir ja, ich bitte sehr darum, der Pauline und der Ochsen Briefe. Sie sollen gut verwahrt werden. Sie können mir für Ems nicht Zerstreuung genug auftreiben. – Das Warenschiff, welches kürzlich bei Köln gescheitert, wovon Sie in der Zeitung gelesen, wurde darum von dem Unglück betroffen, weil der Steuermann *betrunken* war. Rheinwasser auf Ihre Mühle! – Ich war diesen Morgen in Koblenz und habe mir ein Glas gekauft und ein Pf. Zucker. Der Zucker kostet 34 kr. Schrecklich! Adieu Bärbelchen. Wie will ich springen, wie will ich singen! Alle Tage mache ich eine neue weibliche Bekanntschaft, das schwöre ich Ihnen. Rache, Rache! B.

171.

Nr. 2 *Ems, d. 16. Juni 1826*

Liebes Bärbelchen, es ist ein Hundeleben ohne Dich. Ach, wäre nur mein gutes Bärbelchen wieder bei mir, ich wollte mir gern jede Rechnung unterschreiben und mir alles gefallen lassen! Man kann Dich nicht zu teuer bezahlen. Es ist hier langweiliger als je und noch sehr still. An Prinzen und Prinzessinnen fehlt es nicht, und noch sonst viele *„3 und 4 spännige Herrschaften“* sind hier. Das waren

die Ausdrücke des Postillons, der mich gestern von Koblenz herfuhr. Es gibt keine schönere Art, die Menschen zu klassifizieren. Ich habe dem Kerl wegen dieses herrlichen Gedankens sein Trinkgeld erhöht. Ich wohne in den 4 Türmen und zahle täglich 1 fl. 48 kr. Ich werde aber vielleicht wieder ausziehen. Erstens hat man seine Beschwerde mit der Bedienung. Das Stubenmädchen ist harthörig und keine Klingel im Zimmer, so daß man, um jemand zu rufen, die 2 hohen Treppen hinabsteigen muß. Zweitens kann man bei schlechtem Wetter nicht auf den Abtritt gehen. Man hat da *Gegenwind* und der redlichste Staatsbürger kann nicht dazu kommen, seine Pflichten zu erfüllen. Sie wollen mir einen Nachtstuhl auf die Stube setzen, das ist aber sehr unangenehm. Es ist nur so schwer, von den Leuten wegzukommen, sie sind so fein und so höflich. Die alte Thilenius, die lange im Zuchthause gesessen, ist auch wieder im Hause; es ist also wahrscheinlich, daß sie nicht gehängt worden ist. Die Tochter, sagt man, habe sich dem Herzog zu Füßen geworfen. Da sie aber schön ist, glaube ich eher, daß sich der Herzog ihr zu Füßen geworfen. Wenn ich mich losmachen kann, ziehe ich zu Becker.
Am Brunnen waren diesen Morgen noch keine zwanzig Menschen. Der Vogler sagte mir: „Ich habe gemerkt, daß Sie mit der Welt noch immer zerfallen sind. In der Rede von Jean Paul haben Sie wieder losgezogen ... *Die Büchse von der Wand usw.*" Der Mensch ist mir so unleidlich wie eine Katze.
Ich habe Ihnen vergessen zu erzählen, daß ich mich, als ich in Bingen kaum ins Schiff gestiegen, mit einer Dame gezankt habe. Sie sagte mir, ich dürfte in der Kajüte nicht rauchen, und der Schiffer habe es auch verboten. Ich erwiderte, das wäre ganz recht, sie hätte mir das alle mit mehr Manier sagen können. Kurz, ich zählte ihr gehörig auf. Dieser Brief geht erst heute abend ab. Schreiben Sie

mir doch, wenn Sie ihn bekommen. Zweimal die Woche geht keine Post nach dem Rheingau, und zweimal kömmt keine von daher. Ich kann aus der Einrichtung nicht recht klug werden. Die Post geht an verschiedenen Tagen auf verschiedenen Routen und zu verschiedenen Stunden. Wir wollen uns davon nicht irremachen lassen, sondern unsere Briefe, sobald sie fertig sind, auf die Post legen. Heute abend kann ich auch einen Brief von Ihnen bekommen, ich weiß aber nicht, ob ich ihn abwarten kann und nicht den meinigen früher wegschicken muß. Liebes Bärbelchen, schreibe mir ja alle Frankfurter Neuigkeiten und schicke mir die Briefe. Die Zeit wird mir gar zu lang. Die alte *Bolongaro* ist auch wieder hier, aber die Tochter habe ich nicht gesehen. – Wenn Sie den Ochs schreiben, fragen Sie doch an, ob die Meneen noch nicht im *Morgenblatt* stünden. – Ich bin ausgezogen zu Becker. Meine Adresse: *im englischen Hof*. Ich zahle dort für ein freundliches Zimmer nur 1 fl. und für Essen an der table d'hôte 30 Kr. – Ihren Brief kann ich nicht abwarten. Ich muß schließen um auszuräumen.

Dein lieber guter Mimmli.

172.

Nr. 3 *Ems, Sonntag, d. 18. Juni 1826*

Mit Ihren Briefen, liebe Freundin, geht mir's doch diesmal gar zu traurig. Bis heute habe ich noch keinen Brief erhalten! Liegt's an Ihnen, liegt's an der Post? Sie können sich's denken, wie mich das verstimmt. Vielleicht erhalte ich heute nachmittag noch einen, aber diesen kann ich nicht abwarten, weil ich meinen schon Mittag auf die Post legen muß. Es ist hier mit der Post nach Rüdesheim eine niederträchtige Einrichtung. Sie geht eigentlich direkt nur zweimal wöchentlich. Nun könnte man zwar öfter über Koblenz und Bingen schreiben, aber das tun

die elenden Menschen nicht, weil dann Preußen das Postgeld bekäme, und es soll im Nassauischen bleiben. Übrigens traue ich den Posten von Rüdesheim hierher, die über Kaub gehen, gar nicht. Da werden die Briefe meistenteils durch Boten getragen und deren Ankunft sehr verzögert. Am besten wäre, Sie schickten mir Ihre Briefe alle über Bingen und Koblenz. Sie müssen aber den Postkerl in Rüdesheim fragen, ob er sie auf diesem Wege besorgt. Sie dürfen ihn daher nicht aufmerksam machen, daß es die hiesige Post nicht tut, denn sonst tut er es auch nicht. [— — —]. Liebes Bärbelchen, hast Du das begriffen? Was mich betrifft, so kann ich gar nicht sagen, an welchen Tagen ich schreiben kann. Ich bin ganz konfus darüber. Wenn nur Sie über meine Briefe nicht auch in Sorge geraten sind. Den, welchen ich vom Tal geschrieben, werden Sie ohne Zweifel erhalten haben. Ob aber auch den, welchen ich vorgestern von Ems geschrieben, ist die Frage. Nur durch vieles Bitten konnte ich erlangen, daß sie ihn über Koblenz gehen ließen. Es kömmt nun darauf an, ob sie Wort gehalten und ihn nicht liegengelassen.

Ich bin recht froh, daß ich zu Becker gezogen. Man ist da recht gut und billig. Die alte Thilenius war ganz wütend, daß ich ihr Haus verlassen, und sie wollte für eine Nacht 2 preußische Taler bezahlt haben. Ich gab sie aber nicht. Das ist ein Oos, die hat ein Maul! Es scheint mir, diese Frau ist gewohnt, zu imponieren und Furcht einzujagen, ich habe mir aber ein wahres Fest daraus gemacht, ihr die Spitze zu bieten. Gesprochen habe ich mit ihr wie Marquis Posa mit Philipp, in so gewählten Ausdrücken sprach ich. Ein Dritter hätte sich krank dabei gelacht. Eine halbe Stunde zankten wir uns über den *Abtritt*, und ich, wie Sie wissen, stark hierin, sprach in blühenden Ausdrücken darüber. Eigentlich benutzte ich nur den Vorwand wegzukommen. Das Haus ist sehr unfreundlich, die Bedienung schlecht, und das Ganze von außen und innen hat

ein gespenstisches Ansehen. Die Leute scheinen unleidlich eigennützig zu sein und für [ein] einziges 8ter-Wachslicht, das sie mir ungefordert angezündet, habe ich 15 Kr. zahlen müssen. Der Hofrat Vogler, der freilich ein Feind des Hauses ist, sagte mir, es wäre eine wahre *Mördergrube*. Aber viel Wahres mag daran sein. Die eine Tochter (nicht die hinkende, die Sie kennen) warf mir, als ich mich mit ihrer Mutter herumstritt, wahre Basiliskenblicke zu. Ich halte die Leute fähig, einem Gift einzugeben. Jetzt, da ich die 4 Türme von Beckers aus vor Augen habe, kömmt mir das Hauz ganz grauenhaft vor, und Walter Scott könnte einen Roman hineinlegen.
An meinem Tische speisen einige sehr artige feine Leute. Hier im Haus lernte ich auch einen Magister Lämmermayer kennen, der in der *Didaskalia* u. dergleichen Blätter schreibt. Er heißt Hr. v. Cölln. Dessen Vater war preußischer Beamter und zu seiner Zeit ein berühmter und berüchtigter politischer Schriftsteller. Dieser Magister Lämmermayer zeigte mir einen grade auf seinem Tische liegenden Bericht über Ems für die *Didaskalia*, der ganz miserabel war. Jetzt fragte er mich auf einmal, (er mochte erfahren haben, daß ich aus Frankfurt bin) „kennen Sie vielleicht den Dr. Börne in Frankfurt?" Ich bin der Dr. Börne, antwortete ich. Jetzt hätten Sie dessen Erstaunen und Erstarren sehen sollen. Er wurde ganz rot und konnte kaum sprechen. Es war gar zu komisch. Es ist ein großer starker Mann mit einem Schnurrbart, denn er war ehemals Offizier. Bei diesem v. Cölln erkundigte ich mich auch, ob man in Koblenz eine Gartenwohnung haben könne. (Er wohnt in Koblenz). Er sagte mir, er kenne ein Haus mit einem Garten am Rhein, wo wahrscheinlich ein Stock zu vermieten wäre. Es wäre eine Weinwirtschaft, würde aber nur wenig und von anständigen Leuten besucht. Er will sich in Koblenz darnach erkundigen und mir Antwort sagen. In Koblenz soll sehr

angenehm und wohlfeil leben sein. Er sagte mir, ein möbliertes Zimmer, wie ich es brauche, bekäme ich monatlich für 3 Tlr. Wollen Sie denn nach Koblenz? Was wollen Sie machen, wenn die Kurzeit vorüber ist? Sprechen wir immer schon davon; bis wir uns verständigt haben, können 3 Wochen vorübergegangen sein.
War die Speier nicht in Rüdesheim? Wie bin ich begierig, Neuigkeiten von Ihnen zu erfahren. Es kommen jetzt täglich viele Fremde hier an. – Auf der andern Seite des Wassers ist jetzt auf dem Berge durch den Wald ein neuer herrlicher Spaziergang angelegt. Es ist gar zu schön. – Noch einmal meine Adresse: *im englischen Hof.* – Freundlichen Gruß an Gretchen. – Schreiben Sie mir doch, an welchem Tag und um welche Zeit Sie den heutigen und den vorigen Brief erhalten. – Auch was Guste Neues schreibt, melden Sie. Sollte sich nicht Schmitt um Webers Stelle in Dresden bewerben? Adieu Mütterchen.

Dein guter Carl.

173.

Nr. 4 *Ems, d. 19. Juni 1826*

Ihren *nicht* lieben Brief, den Sie Donnerstag mittag abgeschickt, habe ich gestern Sonntag, Nachmittag, erhalten, also erst am 4ten Tage! Er ging über Kaub. Ist das nicht himmelschreiend? Ich habe aber jetzt ein Mittel gefunden, wodurch wir uns täglich und schnell schreiben können und zwar über Koblenz. Speier, der gestern hier war (von ihm später), hat mich mit einem Herrn Seligmann aus Koblenz bekannt gemacht, und dieser will unsere Briefe, die wir ihm beide zuschicken, uns besorgen. [– – –]. – Wie war ich erstaunt und überrascht, als ich gestern im Garten Speiers begegnete. Wie freute ich mich, Nachricht von Ihnen zu bekommen, denn ich hatte damals Ihren Brief noch nicht erhalten. Aber wie

schmerzlich wurde ich getäuscht, wie sehr hatte er mich betrübt, durch das, was er mir von Ihnen erzählte. Sie haben wieder geweint, Sie waren wieder in Ihre bejammerungswürdige und lächerliche Klagen ausgebrochen! Gott, wie unglücklich macht mich das! Und Ihr Brief hat dies alles bestätigt, ja, noch schlimmer gemacht. Daß ich Sie nicht trösten, nichts zu Ihrem Glücke beitragen kann, ist mein Unglück, nicht mein Verbrechen. Die Vorwürfe, die Sie mir in Ihrem Briefe machen, kränken, ja sie beleidigen mich. Sie reden von dem unglücklichen Tage, den Sie vor meiner Abreise gelebt, daß jeder, der mich nicht kennte und dies läse, glauben müßte, ich hätte auf die frevelhafteste oder leichtsinnigste Art Ihr Herz betrübt. Und was habe ich getan? Geben Sie sich doch selber Rechenschaft, denken Sie, Sie müßten unsern gehabten Zwist an einen Freund in einem Briefe erzählen, versuchen Sie, es darzustellen, und wir wollen sehen, ob es Ihnen gelingen wird, mich anzuklagen, sich freizusprechen, ja, ob es Ihnen nur gelingen wird, die Sache zu erzählen, ohne sich lächerlich und mich bedauern zu machen. Und was mich am meisten betrübt, ist, daß Ihre Reizbarkeit nicht Folge eines Seelenleidens ist, das die Zeit, wie jeden Schmerz, heilt, sondern Folge Ihrer gestörten Nerven, welche die Zeit allein nicht heilt, sondern nur der feste Wille des Kranken, wenn er damit eine klare Einsicht von seinem Übel verbindet. Sie dürfen nicht mehr nach Frankfurt in Ihre jämmerliche Umgebungen zurück; Sie müssen den Winter in einer großen Stadt leben, in Berlin, in Hannover. Sie kennen von der Welt nichts als Bäume, Berge und Jammer. Sie kennen keine Menschen, Sie haben bis jetzt nur Juden kennengelernt. Sie würden Freunde genug finden, die Ihnen Ihre Frankfurter mehr als ersetzen, Sie würden unter gebildeten Menschen das Leben kennen und lieben lernen. Mein Vorteil ist es nicht, daß ich Ihnen dies anrate.

Was Sie an mir lieben, würden Sie bei hundert andern Menschen und bei vielen in einem höhern Grade finden, und dann bliebe Ihnen von mir nichts als die Erinnerung meiner Fehler übrig. Gehen Sie nach Hannover zu Schmitt. Sie werden dann finden, daß nur die Judenwelt wertlos ist und daß das Leben noch Freuden genug hat, Sie zu gewinnen und zu fesseln.
Speiers haben mir ziemliche Langeweile gemacht. Ein paar Stunden habe ich Nachmittag mit den Weibern Pikett gespielt. Wer ist denn die fremde Frau? Zweimal habe ich Speier gefragt, zweimal hat er es mir gesagt, und beide Mal haben es meine Ohren nicht verstanden. Die Kinder nennen sie Tante, aber sie scheint mir keine Jüdin zu sein. Speier ließ die Kinder Mittag bei Levi essen, weil das Haus grade neben ihrem Logis lag und mein Vater ihm das Essen dort gelobt hatte. Es war spaßhaft zu hören, wie die Kinder über den schlechten Tisch gejammert. Das eine Kind sagte, es hätte dort was Sonderbares bemerkt. Andere Leute pflegten sich *nach* dem Essen zu waschen, bei Levi aber hätten sich die Leute *vor* dem Essen gewaschen.
Sie haben recht getan, daß Sie mich von Bingen nicht zurückkommen ließen; es wäre mir schlimm ergangen. Speiers konnten wegen des stürmischen Wassers in ihrem Schiffe nicht weiter als bis Bacherach kommen, und von dort aus mußten sie in einer großen Landkutsche mit 4 Pferden bespannt weiterfahren. 7 Personen in einer Kutsche. Da hätte ich also mit meinem Gepäck in Bacherach bleiben müssen. Aber gestehen Sie nur, an diese Widerwärtigkeiten haben Sie gar nicht gedacht, sondern Sie haben mich nur darum nicht zurückkommen lassen, weil Sie sich gefürchtet, mich zum zweiten Mal in einem Kahne dem stürmischen Wasser anzuvertrauen. Speiers waren, ehe sie nach Ems kamen, bei Mendelssohn zum Besuche, der am Rhein in Horchheim, nahe bei Pfaffen-

dorf (auf der Talseite), ein Gut hat. Es soll dort ganz herrlich sein. Die Speier sagte mir: ich soll Sie grüßen von Madame Mendelssohn. Ich weiß nicht, war es Scherz oder Ernst. Ich ließ mir darauf von Speier eine Empfehlung an Mendelssohn geben, und ich werde ihn nächstens besuchen. Sie wollen also in Geisenheim ein Haus kaufen? Werden Sie dem Freunde, der Ihnen einst so wert war, ein Zimmerchen darin vermieten? Er will Ihnen gar nicht zur Last fallen, es ist ihm schon genug, wenn er Ihnen nahe ist. Speier sagte mir, er wolle das Haus für 8000 Gulden verschaffen. Ich kenne das Haus recht gut, es stand ein rotblumiger Strauch davor. Aber der Garten dahinter mag doch niedrig liegen, da man ihn nicht sieht. Er würde also keine Aussicht auf den Rhein gewähren, welches ein großer Mangel wäre. Ich freue mich gar zu sehr, daß Sie mit der S[...] zufrieden sind. Wenn sie ein gutes Mädchen ist, ist sie alles, was ein Weib zu sein braucht. Wenn Weiber nur sanft, gefällig, fühlend und teilnehmend sind – was sie sonst noch für gute Eigenschaften haben, haben sie mit Männern gemein, also immer im niedrigern Grade als diese.

Diesen Morgen sind Speiers über Schwalbach nach Frankfurt gereist. Sollten Sie über den Kopf der [...] etwas weiteres erfahren, so teilen Sie mir es mit. Es interessiert mich. Sie wissen, daß sie schon einmal verwirrt war. Es wäre auch ein Wunder, wenn nicht die Narrheit der ganzen Familie einmal recht durchbräche. Was ist der Speier für ein Mensch! Ich habe ihn gestern erst recht kennengelernt. Und wie [...] ist sie! Speier (er allein) wird auch die Kur hier halten und etwa in 14 Tagen herkommen. – Erquicken Sie mich bald mit einem Briefe und grüßen Sie die mitweinende und mitlachende S[...]. Die ist um die Hälfte teilnehmender als Sie, denn Sie können nur mitweinen.

Die neue Adresse zu beachten. Die Post nach Bingen geht

Nachmittag, und sie kömmt von dort auch nachmittags an. Sie müssen auf der Post bestellen, daß man Ihnen meine Briefe gleich bringt und nicht etwa bis den Morgen wartet. Sie könnten sie ja auch holen lassen. Aber weiß der Himmel, ob Ihnen so viel daran gelegen ist, als ich Narr mir einbilde. B.

Schreiben Sie, wenn dieser Brief angekommen ist.

174.

Nr. 5 *Ems, Mittwoch, d. 21. Juni 1826*

Liebe Freundin. Ich weiß gar nicht mehr, was ich denken soll. So unglücklich ging es mir noch nie mit Ihren Briefen. Es sind heute 8 Tage, daß ich von Ihnen getrennt bin, und ich habe erst *einen* Brief von Ihnen bekommen. Dieser jetzt ist der 5te, den ich Ihnen schreibe, und ich habe noch keine Nachricht von einem einzigen, den Sie erhalten hätten. Und doch kann es kaum an der Post allein liegen. Heute ist eine direkte Post über Kaub gekommen, und sollte auch Ihr Brief wie der, den ich Sonntag erhalten, 4 Tage gelaufen sein, so hätte ich doch einen bekommen müssen, wenn Sie einen geschrieben hätten. So bin ich also um die einzige Freude getäuscht, die mir den traurigen Aufenthalt hier versüßen konnte. Und was mich noch trostloser macht, ist der Gedanke, daß es Ihnen vielleicht mit meinen Briefen ebenso gegangen, daß Sie sie auch spät, vielleicht gar nicht erhalten. [— — —]. Ich bin sehr begierig, wie sich das Rätsel mit den Briefen entwirren wird. Schreiben Sie mir ja von jedem meiner Briefe, wann Sie ihn erhalten haben; denn ich bin willens, in einem Berichte aus Ems für das *Morgenblatt* über die abscheuliche Postordnung Klage zu führen. Da haben Sie wieder ein Beispiel, wie die Politik mit dem häuslichen Leben und Glücke zusammenhängt, was unsere dummen Landsleute nicht einsehen wollen.

Ich bin recht froh, daß ich zu Becker gezogen bin, ich habe es da recht gut und bequem. Die Tischgesellschaft besteht, außer mir, nur noch aus 7 Personen, lauter ordentliche Leute. Ein bayrischer Hauptmann, ein deutscher Kaufmann aus London mit Frau und Tochter und ein Dr. iuris aus Leipzig mit einer sehr schönen jungen Frau und zwei andern ledigen Frauenzimmern ebendaher. Wir haben einen wahren Familientisch. Ich bade auch nicht mehr in den 4 Türmen, sondern im Kurhaus. Ich spüre, daß das ganz andere Wirkung tut als die Bäder in den 4 Türmen, die ich übrigens aufgegeben habe, weil die Thilenius-Familie ganz infames, grobes und niederträchtiges Volk ist. Der Badmeister im Kurhaus hält mich für einen Arzt, was mir sehr zustatten kömmt; er bemerkte es mir selbst, daß er darauf Rücksicht nehme und mir darum von den bessern Bädern anweise. Dagegen stehe ich in der Kurliste als Dr. iuris gedruckt. Die Liste ist noch sehr schwach. Voriges Jahr um diese Zeit standen wenigstens zweimal so viele Fremde darin.
Haben Sie diese Woche die traurige Geschichte von der jungen russischen Dame gelesen, die auf der Reise nach Ems auf dem Felde plötzlich starb? Ich habe nie von einem traurigern Todesfalle gehört.
Heute abend ist Konzert von einem Schüler Spohrs. Ich gehe nicht hin. – Ich habe nach Hause um Geld geschrieben und bin begierig auf Antwort. – Ich lese alte Erzählungen von der alten Genlis. Man hat nicht viel daran, aber man schlürft sie hinunter wie Austern, eine nach der andern. Ich habe mir gemerkt: „L'experience a prouvé mille fois que, dans le mariage, l'amour est presque toujours un obstacle au bonheur." Ferner: „Ursule... pensoit que l'on remplit tous les devoirs d'épouse et de mere, lorsqu'on est chaste et bonne ménagère. Cette opinion est généralement reçue en Allemagne."
Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, als daß ich in tiefster

Seele betrübt bin und es bleiben werde, bis ich Ihre Briefe erhalte. Wie ich die Sache wende und überlege, es ist mir unerklärlich. An der Post, so schlecht sie eingerichtet ist, kann es allein nicht liegen. Ihr B.

175.

Nr. 6 *Ems, Donnerstag, d. 22. Juni 1826*

Gelobt sei Gott, daß die ungeheuere Angst von meiner Brust gewälzt ist. Rothschild, der hier angekommen ist, hat Sie noch Dienstag gesehen, und er sagt mir, daß Sie wohl waren. *Briefe habe ich noch keine erhalten,* außer dem ersten und einzigen, der am 15ten geschrieben und den ich am 18ten erhalten. Ich bin so glücklich, daß ich endlich etwas von Ihnen erfahren, es ist mir so leicht, daß ich glaubte, eine Undankbarkeit gegen die Vorsehung zu begehen, wenn ich über das Entbehren Ihrer Briefe klagte. Vielleicht wollen Sie mir nicht mehr schreiben. Wie es auch sei. Heute bin ich zufrieden. Nur für diese wenigen Zeilen fand ich Zeit. Adieu. B.

Wäre Rothschild nicht gekommen und ich hätte auch morgen keinen Brief erhalten, wäre ich übermorgen, Samstag, nach Rüdesheim gereist.

Freitag, d. 23. Juni

Meine Standhaftigkeit verläßt mich, der Gram zernagt mein Herz. Ich habe heute wieder keine Briefe von Ihnen. Sollte es möglich sein, daß Sie mir gar nicht geschrieben? O Gott, ich weiß nicht, was ich denken soll. B.

Endlich erhalte ich einen Brief, den Nr. 2. Datiert von *Montag den 19.*, erhalte ich ihn *Freitag d. 23.* — Ich bin aber so bewegt vor Freude, wie ich es früher vor Schmerz war, daß ich heute unmöglich weitläufig schreiben kann. Morgen mehr. [— — —].
Ist es nicht schrecklich und lächerlich, daß ich Ihnen jetzt

schon 6 Briefe geschrieben, die fast weiter nichts enthalten als Anweisung über die Art, wie Sie schreiben sollen.
Ich fürchte, mit der Koblenzer Post hat es auch einen Haken, denn ich hätte heute, ja gestern schon Antwort auf den Brief Nr. 4 vom 19., den ich über Koblenz geschickt, und den Sie Mittwoch d. 21. bekommen haben sollten, haben können.
Ich bin ganz verwirrt von lauter Postberechnungen, die ich seit 8 Tagen zwanzigmal am Tage angestellt.
Adieu, lieber guter Engel. B.

176.

Nr. 7 *Ems, Samstag, d. 24. Juni 1826*

Wenn auch jetzt meine Angst aufgehört hat, da ich weiß, daß der Schneckengang der Post Ihre Briefe verzögert hat, so bleibt mir doch immer der Kummer, daß ich so wenige Briefe von Ihnen erhalten und daß es wahrscheinlich so fortgehen wird. Denn bis wir uns verstanden, bis wir gelernt haben, wie wir unsere Briefe schicken sollen, wird meine Kurzeit vorüber sein. Gott weiß, wie es mir in den Sinn gekommen, daß Sie mir nicht mehr schreiben *wollten*. Was doch der Mensch blind ist in seiner Leidenschaft! Als wären Sie einer solchen Grausamkeit fähig. Erst seit gestern ist herrliches Wetter, bis jetzt war es sehr schlecht und kalt. Ich mußte zwei wollene Kamisole tragen. Wie schön mag es jetzt in Rüdesheim sein. Das Wichtigste ist, daß wir überlegen, was wir, wenn ich von hier weggehe, tun wollen. Sagen Sie nicht, das sei noch lange Zeit; bei dem langsamen Gang unseres Briefwechsels ist es nötig, gleich darüber zu verhandeln, da das Hin- und Herschreiben viele Zeit kostet. Wie schade, daß wir kein Geld zur Schweiz oder zu einer weitern Reise haben. Da Ihre Schwester nicht ins Bad

will, worüber ich mich ungemein freue, sind Sie um so ungebundener. Schon vor 8 Tagen habe ich meinem Bruder um Geld geschrieben. Ich habe es ihm sehr dringend gemacht, ich habe ihm gesagt, ich wäre ohne alles Geld nach Ems gekommen. Ich habe noch nicht einmal Antwort. Welche Menschen sind das! Den Brief an Brentano habe ich nicht abgegeben, da ich mich in Koblenz gar nicht aufgehalten. Mit meiner Kur und Gesundheit geht es mir sehr gut. Natürlich kann ich diesmal nicht solche Wirkung vom Wasser erfahren als das vorige Mal, weil ich schon gesund hierher kam, aber vorteilhaft wird es mir doch sein, und die Kur greift mich nicht so an, als sie es voriges Jahr getan. Bis jetzt habe ich gar nichts gespürt und dem Doktor nichts zu klagen gefunden. Warum haben Sie dem Rothschild keinen Brief für mich mitgegeben? Das ist wieder Ihre Ängstlichkeit gewesen. Haben Sie von der Guste keine weitere Nachricht? Rothschild erzählte mir, [...] sei gemütskrank. Wissen Sie was Näheres darüber?
Wie freue ich mich, daß ich mich entschlossen, im Kurhaus zu baden. Die Bäder sind ganz gut und bequem. Ich war anfänglich ängstlich, daß ich mich erkälten könnte, weil ich einen sehr weiten Weg von dem Bade nach dem englischen Hofe habe; ich habe aber gesehen, daß mir das gar nichts schadet. Wenigstens bin ich gelehrig, und man kann *mir* nicht vorwerfen, daß ich Erfahrungen nicht benutze. Wie die Schnecken belästigen einem hier die Fürsten und Fürstinnen, man kann ihnen gar nicht ausweichen. — Ochsens Briefe habe ich vorsätzlich mitgenommen, weil ich vielleicht noch Stoff daraus nehme, wenn ich ihnen schreibe. Seien Sie ganz ruhig, ich werde sie gut verwahren. Ist Madame Ochs jetzt in Wiesbaden? und Süßchen mit? Ich wüßte gerne deren Adresse. Vielleicht schreibe ich ihr. — Wenn Ihre Schwester doch noch nach Schwalbach ginge, wozu wollen Sie dann mit ihr?

Sie würden die schrecklichste Langeweile haben und Ihr Geld unnötig verzehren. Seien Sie doch nicht schwach und tun Sie nicht, was Sie bereuen würden. Sie können ja Ihre Schwester einmal auf ein Tag in Schwalbach besuchen.

Habe ich's Ihnen nicht vorhergesagt, daß Dr. R. nicht den Mut haben wird, mit seinem Vater zu sprechen? Und wer weiß, ob Dr. Golds. einen solchen Auftrag übernimmt. Im Herzen ist er sicher gegen die Partie. Wenn nur nichts dazwischen kömmt. Erreicht aber Pauline ihren Zweck, dann müssen Sie der [. . .] auch einen Mann schaffen. — —

Ich bin wie Emeline, ich weine und ich lache. Soeben erhalte ich Ihren gestrigen Brief, den Nr. 4. Aber Nr. 3, den *dicken*, den Sie über Kaub geschickt, habe ich noch nicht erhalten. Wahrscheinlich bekomme ich ihn morgen, also den 4ten Tag. Schicken Sie ja Ihre Briefe über Koblenz, Sie sehen ja, daß ich sie gleich den andern Tag bekomme. [— — —]. Jetzt aber kein Wort weiter von Posten, der Kopf platzt mir davon. Nur immer an Seligmann geschickt. Schreiben Sie mir, wenn Sie meine 3 Briefe erhalten. Sie brauchen nur die Nr. zu bemerken, das Datum weiß ich. Ich will in der *Neckar-Zeitung* u. dem *Morgenblatte* über die hies. Post mich lustig machen. — Also in Ihrer Nr. 4 schreiben Sie „Da sitzt Jettchen W." etc. Wer ist J. W., ich weiß nichts von ihr. Das wird wahrscheinlich in Nr. 3 stehen. Was das komisch ist! Wie freue ich mich auf den dicken Brief! — Sie sehen, daß ich Prophet war. Dr. G. will nichts mit R.'s Sache zu tun haben. Wenn nur nichts dazwischen kömmt. Ich habe keinen Stoff mehr, diese Seite voll zu machen. Stoff zum Zanken hätte ich wohl, aber ich mag ihn nicht benutzen. Übermorgen schreibe ich wieder. Wie wird mir die Zeit so lang. Wären nur die 3 Wochen schon herum. Adieu liebes Bärbelchen. B.

177.

Nr. 8 *Ems, Montag, d. 26. Juni 1826*

Den schweren, dicken Brief, den Sie den 22. abgeschickt und auf den ich ungemein begierig bin, weil ich mir gar nicht denken kann, was ihn so schwer und so dick gemacht, habe ich immer noch nicht erhalten. Wenn er morgen mit der Kauber Post kömmt, hätte er 6 Tage auf einem Wege von 14 Stunden zugebracht. Es ist gar zu komisch! Der Cerf Beer mit seiner Frau, der bis morgen hier bleibt, macht mir wenig Freude. Dagegen tragen die Strumpfbänder, die Sie mir gestrickt, viel zu meiner Erheiterung bei. Ich bitte Sie, mir noch ein Paar zu stricken.

Der Herzog von York, der englische Thronerbe, ist gefährlich krank. Nun möchte ich wissen, wer im Falle seines Todes auf den jetzigen König von England folgt. Fragen Sie doch die Pauline darüber, vergessen Sie es aber nicht. Der Rothschild, das ist ein Hase! Den hätten Sie heiraten sollen. Er hat mir erzählt, daß er sich auf dem Niederwald gefürchtet, mit fremden Menschen im *dicken Walde* allein zu sein. Ein anderer Jude, Juwelier [...] aus Braunschweig, der einen Tag hier war, machte mir das nämliche Geständnis. Er hatte sich auf den Morgen einen Wagen bestellt, nach dem Niederwald zu fahren. Vor dem Einsteigen sei er ganz unruhig geworden und habe seiner Frau gesagt: Hör' einmal, ich bin so ängstlich, da hinauf in den Wald zu fahren. Endlich hätten sie sich doch ermutigt, er habe aber aus Vorsicht seine brillantene Nadel zu Hause gelassen. Und der naive [...] erzählte mir das alle ohne Schüchternheit.

Ich denke immerwährend an Paulinens Heirat, und je mehr ich mich freute, wenn die Sache glücklich zum Ziele geführt würde, je mehr fürchte ich, es möchte eine Störung dazwischen treten. Ich meine, es wäre nicht über-

flüssig, wenn Sie Paulinen rateten, sich ja nicht eher taufen zu lassen, bis R. mit seinem Vater gesprochen und sonst alles ins Reine gebracht ist.
Soeben erhalte ich Ihren Brief Nr. 5 vom 24ten. Ich bin es müde, von der Post zu sprechen. Doch fahren Sie nur mit der Koblenzer Adresse fort. Das ist immer noch der kürzeste Weg. – Sie sind ängstlich, daß mir die 4 Türme etwas Böses antun können – *Sie* ängstlich? Cheduschim! Seien Sie gar nicht ängstlich. Ich habe erst gestern im englischen Hof mit den Frauenzimmern zusammen gegessen, und wir waren sehr freundlich miteinander –. Und noch einmal, ängstlich [. . .] um Gotteswillen, reden Sie sich doch nicht gleich ein, daß sie auf Sie gemünzt gewesen. Die Schiffer auf der Diligence, als ich [nach] Koblenz fuhr, haben unaufhörlich in meinem Beisein über [. . .] Spaß gemacht, und es ist mir nicht eingefallen, daß es auf mich gemünzt gewesen wäre. Was doch die Einbildung nicht tut. Lassen Sie sich um Gottes willen dadurch Rüdesheim nicht verleiden. Wenn der Trunkenbold Sie hätte beleidigen wollen, hätte er Sie nicht erst gegrüßt. Er hat gewiß nicht an Sie gedacht. Es wäre mir nicht lieb, wenn Sie früher als ich nach Koblenz gingen. Das würde mich nur in der Kur stören, weil ich mich nicht genug beherrschen könnte, nicht so oft zu Ihnen zu kommen. Ich werde auf jeden Fall einen Tag nach Koblenz [gehen], aber ich möchte das noch aufschieben, um jeden Tag des jetzt so warmen u. günstigen Badewetters zu benutzen. In Koblenz werde ich mich nach Logis umsehen und Ihnen alles schreiben. Ich wünschte, daß wir an einem Tage hinkämen, also erst nach vollendeter Kur (den 15. Juli). Wir müssen ja doch einen Tag im Wirtshaus bleiben, denn von mir, das weiß ich, lassen Sie kein Logis mieten. Ich habe noch einmal nach Hause geschrieben. Bekomme ich kein Geld, dann schreibe ich Ihnen. Ich würde auch nur noch 100 fl. brauchen.

Ich lebe diesmal sehr wohlfeil. – A propos! Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie mir noch einmal so einen kleinen Brief schreiben wie den heutigen. Adieu *ja* liebes Bärbelchen. B.

178.

Nr. 9 *Ems, Mittwoch, d. 28. Juni 1826*

Endlich ist der Dicke angekommen, gestern am 6ten Tage. Wie mag er geschwitzt haben bei diesem heißen Wetter. Auch den Dünnen (vom 26.) habe ich gestern erhalten. Aber meine Briefe kommen Ihnen manchmal einen Tag zu spät zu. Das begreife ich nicht, es geht doch regelmäßig jeden Tag eine Post von Bingen nach Rüdesheim. Geben Sie doch kein unnötiges Geld für meine Briefe aus. Das macht doch wirklich viel in diesen 4 Wochen. Zuerst von dem, was mich am meisten interessiert, von [...]. Was Sie mir von ihr schreiben, macht mir großen Kummer. Als sie im vorigen Jahre die schmerzliche Kränkung von dem Dr. B. in Koblenz erfuhr, beobachtete ich sie immerwährend nach ihrer Rückkunft. Sie scherzte, lachte und schien heiter. Ich war immer der Meinung, daß sie sich Gewalt antue und sie mühsam gegen den Ausbruch eines großen Schmerzes kämpfte. Damals schon dachte ich, ein solches gewaltsames Zurückdrängen einer übermächtigen Empfindung werde früher oder später ihre Gesundheit untergraben. So etwas kann zur Auszehrung führen. Ich wünsche, daß meine Ahndung mich betrogen haben möge, und daß ihr Übelbefinden nur körperlich sei. Schreiben Sie mir doch, ob Sie darüber auch denken wie ich. Schreiben Sie mir auch die Adresse der Mad. Ochs.

Sind Sie denn entschieden für Koblenz? Wäre nicht Bonn vielleicht besser? Man hat dort eine größere Mannigfaltigkeit von schönen Landpartien. Ich werde mich auf

jeden Fall in Tal, Pfaffendorf etc. umsehen. Indessen eilt ja das nicht. Ich entferne mich ungern einen Tag von hier. Und ich kann ja doch nichts abschließen, ehe Sie kommen. Da wir doch in jedem Falle, auch wenn wir weitergehen sollten, einen Tag noch in Koblenz bleiben, so können wir gemeinschaftlich alles erfragen und untersuchen. – Briefe und Geld von zu Hause habe ich *nicht* bekommen. Es ist unverzeihlich. Ich will bis übermorgen noch warten, und wenn ich dann nichts bekomme, schreibe ich Ihnen. Es würde mir aber den größten Verdruß machen, wenn Sie genötigt wären, mir Geld zu schicken. Das würde in Frankfurt auffallen, und Ihre Mutter u. Schwester würden sich leicht denken können, daß es für mich wäre.
Ich finde, daß Steinthal sehr vernünftig getan, sich auf ein Gut zurückzuziehen. Es wird eine Zeit kommen, wo ihn manche seiner Bekannten beneiden und es bereuen werden, nicht solchem guten Beispiele nachgefolgt zu sein. Ich begreife nicht, warum Rosettte gegen diesen Schritt geeifert hat. Sorgen Sie nur dafür, daß Sie nicht zu der Zeit, wo Sie abzureisen gedenken (gegen d. 14. u. 15. Juni), etwa in Rüdesheim Frankfurter Besuche bekommen und dadurch gehindert würden. – –
Soeben erhalte ich einen Brief von meinem Vater. Er schreibt mir: Philipp, der in Wiesbaden ist, werde mir von dort aus *50* fl. (!) schicken. Das ist noch ärger als nichts, und es ärgert mich über allen Ausdruck. Die 50 fl. werde ich zurückschicken, und ich hoffe, daß Sie das billigen werden. Schadenfreude werden Sie haben, daß ich mich nicht unabhängig zu machen suchte, und freilich verdiene ich das. Es soll mir aber gewiß nicht mehr widerfahren, und ich werde nie mehr einen Kreuzer von meinem Vater fordern. Ich bitte Sie nun, mir 100 fl. hierher zu schicken über Koblenz. Aber nicht unter Seligmanns Adresse, sondern unmittelbar unter meiner. Schik-

ken Sie das Geld durch die S[...] nach Bingen auf die Post. Sie muß sich wie üblich einen Empfangschein da geben lassen. Vielleicht wissen Sie mit Geldeinpacken nicht umzugehen, dann lassen Sie das Paket von Massmann machen. Benachrichtigen Sie mich in einem Briefe, wenn Sie es abgeschickt. Mein Vater hat mir anliegenden Zettel mit den Worten: „beiliegend hast Du etwas zu knacken“ geschickt. Ich habe den ganzen Tag darüber geweint! Das ist der Kerl, der schon einmal gegen mich losgezogen, weil ich seine Übersetzung von Cooper getadelt. Schreiben Sie doch der Pauline, sie möchte den Dr. *Mimmli* in meinem Namen bitten, er möchte aus *Nr. 2 des Allgemeinen Repertorium von Bock* dasjenige abschreiben, was von meiner Rede über J. Paul gesagt ist und es Ihnen zuschicken. Das Journal ist in der Lesegesellschaft. Dann schicken Sie mirs. Sie schrieben mir, Sie hätten mir zugeredet, mit Carl nach London zu reisen; auch mir wäre die Gelegenheit erwünscht gewesen. Aber wo hätte ich das Geld hernehmen sollen? — Cerf Rothschild lobte mir Brüssel sehr, wo er oft gewesen. Wohlfeil, eine Landschaft wie ein Garten, im Mittelpunkt der interessantesten Reisen. In 20 Stunden nach Paris, in 4 Stunden nach Antwerpen, in 8 nach Rotterdam. Überall Kanäle, die nach allen Gegenden Hollands hinführen. Das wären Wasserfahrten für Sie! Solche Kanäle sind nicht breiter als Chausseen, an den Ufern herrliche Gärten und Landhäuser. Kein Sturm, kein Wind. Wir wollen, wenn wir zu Gelde kommen, den Winter in Brüssel zubringen. Es ist Paris im kleinen. —

Was Ihre Briefe betrifft, fahren Sie nur auf die gewöhnliche Weise fort. Sie sehen, daß ich sie gleich den andern Tag bekomme. Adieu liebes Bärbelchen. Dein *armer* Freund

B.

179.

Nr. 10 *Ems, Freitag, den 30. Juni 1826*

Eben ganz spät erhalte ich Ihren Brief Nr. 7. (von Dienstag d. 27.) Erst heute! und den von Nr. 6 habe ich noch gar nicht erhalten. Ich erwarte jeden Augenblick die Koblenzer Botenfrau und werde kaum Zeit haben, Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Ich habe Sie schon in meinem vorigen Briefe um 100 fl. gebeten, und ich schreibe es Ihnen vorsorglich noch einmal, für den Fall etwa mein Brief verloren gegangen sein sollte. Schicken Sie mir das Geld unmittelbar unter meiner Adresse (über Bingen versteht sich), nicht durch Seligmann. Ich freue mich bald närrisch, mein liebes Bärbelchen wiederzusehen. Mit *Lahnstein* ist dummes Zeug. Sie vergessen ja ganz, daß ich *Bücher* etc. brauche, ich muß also in oder nahe bei Koblenz wohnen.

Ullmann u. Speier sind heute abend hier angekommen. – Ich habe meinem Vater auf seinen Brief geantwortet, ohne weiter auf Geld zu bestehen. Den Brief von Hitzig in Berlin habe ich ihm mitgeteilt, um den Eindruck des *Konversbl.* zu schwächen, denn mein Vater mag wunder meinen, was solch ein Tadel zu sagen habe. – Ullmann, der heute in Wiesbaden Mad. Ochs gesehen, bemerkte mir zu meiner Freude: er habe durchaus nicht wahrgenommen, daß [. . ., wahrscheinlich Süßchen] schlecht aussehe. Ich muß schließen, ich habe keine Zeit. Übermorgen mehr. Adieu liebes Bärbelchen. Gruß an die S[. . .]. Seien Sie doch um des Himmelswillen nicht so närrisch mit der Rüdesheimer Melodie. Das hat Sie nie gegolten, dessen bin ich sicher. B.

180.

Nr. 11 *Ems, Samstag, d. 1. Juli 1826*

Mit welcher Freudigkeit trete ich in diesen schönen Monat, in welchem ich mein liebes Bärbelchen wieder sehen

werde. Sie sind gar zu gut, daß Sie mir so oft und so lange Briefe schreiben. Es tut mir nur leid, daß ich Ihnen das nicht vergelten kann. Es fehlt mir an Stoff und — Sie glauben es kaum — auch an Zeit zu langen Briefen. Hören Sie, wie ich lebe. Um 5 Uhr stehe ich auf. Zwischen und nach dem Wassertrinken gehe ich viel spazieren, so daß ich erst gegen 8 Uhr nach Hause komme. Mit Frühstück, Zeitunglesen und Staatsbürgerpflichten wird die Zeit bis 10 ausgefüllt. Mit Baden und Ausruhen kömmt 12 Uhr. Barbier, Ankleiden bis 1. Essen bis halb 3. Dann im Garten, Schach spielen. Die übrige Zeit bis 6 benutze ich zum Briefschreiben. Von 6—8 Brunnen, Spazierengehen. Um 8 Uhr bin ich gewöhnlich zu Hause, warte auf die Botenfrau, die meine Briefe abholt, und nach 9 lege ich mich ins Bett. Kann ein junger Mensch seine Zeit besser benutzen?
Jetzt von Ihrer Reise. Zuerst *wie* reisen Sie? Mit der Wasserdiligence ist freilich die wohlfeilste und sicherste Art. Aber gefaßt müssen Sie sein, große Hitze und Unbequemlichkeit auszustehen. Möchten Sie das Geld zu einem eigenen Schiffe verwenden? Ein eignes Schiff (von den Grünen mit Tuch bedeckten) mag freilich 15 fl. kosten. Überlegen Sie sich das. Auch ist wohl 2 allein in einem Schiffe etwas langweilig. Hätten Sie wohl Lust, zu Land zu reisen? Sie könnten dann während der großen Hitze bei Tage ausruhen und bloß morgens und abends fahren. Wenn Sie zu Wasser fahren, müssen Sie sich ja gehörig mit Mänteln und Tüchern versehen, denn abends wird es auch an den heißestens Tagen auf dem Wasser sehr kalt. Es ist bei der Koblenzer Maut die Einrichtung getroffen, daß die Koffer die Nacht in der Diligence bleiben müssen, weil es zu spät ist, sie gleich bei der Ankunft zu visitieren. Sie müssen also, was Sie an Nachtzeug etc. gleich brauchen, in einem besondern Sack mitnehmen. Die Koffer auf der Diligence stehen ganz

sicher die Nacht, Sie brauchen also nicht besorgt zu sein, wenn etwa Geld etc. darin liegt. *Neue Sachen* nehmen Sie ja nicht mit, die könnten Ihnen weggenommen werden. Übrigens wird nur leicht visitiert. Morgens *vor 6 Uhr* müssen Sie schon ans Schiff und Ihre Sachen visitieren lassen und abholen. Die Diligence bleibt zwar einen Tag in Koblenz, und ein anderes Schiff geht weiter nach Köln, es ist aber darum nötig, schon früh die Sachen abzuholen, weil sie vertauscht werden können, da die Passagiere nach Köln ihre Koffer aus einem Schiffe in das andre bringen lassen. Sie brauchen ja nicht selbst dabei zu sein, sondern [können] dieses von der S[. . .] besorgen lassen. Die muß aber schon um 5 Uhr aufstehen . . . , aber ich Dummkopf vergesse ja ganz, daß ich dann auch in Koblenz sein und selbst alles besorgen werde. Wir logieren wieder in Thal. Sie müssen mir *fünf* Tage vor Ihrer Abreise schon den Tag Ihrer Ankunft in Koblenz bestimmen, für den Fall etwa, [daß] der Brief lang herumlaufen sollte, und dann schreiben Sie mir den folgenden Tag zur Vorsorge noch einmal. Was mich betrifft, so reise ich heute über 14 Tage, nämlich Samstag, den 15. Juli von hier ab, Sie müßten denn früher nach Koblenz kommen, wo ich denn mich einfinden würde, Sie in Empfang zu nehmen.

Die Briefe, die etwa nach Rüdesheim nach Ihrer Abreise ankommen könnten, lassen Sie post-restante nach Koblenz adressieren, ja nicht nach dem Thal, denn die gingen wieder über Kaub. Sorgen Sie aber dafür, daß Sie zur Zeit Ihrer Abreise keine Briefe mehr bekommen, denn Sie wären imstande, eines Briefes wegen länger in Rüdesheim zu bleiben. Ich habe mir die Sache noch einmal reiflich überlegt, und ich bin entschieden dagegen, daß Sie in der Wasserdiligence fahren. Es ist darin beängstigend zum krank werden. Ich fuhr nur mit 18 Personen und fand kaum Platz zum Sitzen, so war alles mit Kof-

fern u. Kisten vollgepfropft. Wie wäre es erst, wenn 30–40 Personen mitfahren, wie das oft geschieht! Fällt da schlechtes Wetter ein, wo man nicht auf dem Verdeck bleiben kann, wären Sie in der unglücklichsten Lage von der Welt; denn Sie würden sich lieber dem ärgsten Regen und Winde aussetzen, als nur eine Minute in der drükkenden Schwüle des Schiffes bleiben. Das Beste scheint mir, Sie fahren in einem Wagen nach Koblenz. Der Weg beträgt nur 12 Stunden. Die Zeit des Fütterns eingerechnet, brauchten Sie nur 8–9 Stunden zu dieser Fahrt. Sie sollten dann um 5 Uhr morgens, ja noch früher von Rüdesheim abreisen, etwa bis 10 Uhr fahren, dann liegen bleiben, zu Mittag essen und nachmittags 5 Uhr weiterfahren. Ich käme Ihnen bis Boppart entgegen. Ich glaube, wenn Sie um genannte Stunde von Rüdesheim abgehen, können Sie um 10 in Boppart sein. Dort würden wir zu Mittag essen. Erkundigen Sie sich doch vorläufig, wieviel Zeit (die des Fütterns eingerechnet) man nach Boppart, Koblenz, braucht. Zwingen Sie sich, einmal ganz früh aufzustehen, mit vielem Wasser keine Zeit zu verbringen, unterwegs zu frühstücken. Es belohnt sich, denn bei Tage ist die Hitze gar zu groß und das Fahren ungesund. Wenn Sie aber früh wegfahren, müssen Sie sich gehörig warm ankleiden. Die Koffer lassen Sie nur lose aufbinden, weil sie an der preußischen Grenze hinter Bingen visitiert werden. Dort lassen Sie sie dann festmachen. Dagegen sparen Sie die Mautnot in Koblenz. Schreiben Sie mir vorläufig Ihre Meinung darüber, um wieviel Uhr der Kutscher glaubt, daß Sie in Boppart sein können. Diese Art zu reisen wird Sie vielleicht 8 Gulden mehr kosten als auf der Diligence. Ich meine aber, so viel wäre Ihre Bequemlichkeit und Gesundheit wert. Folge meinem Rat, liebes Bärbelchen.

Sonntag, d. 2. Juli. Ich erhielt heute Ihren Brief Nr. 8 vom 29. Die Nr. 6 ist mir nicht zugekommen, also wahr-

scheinlich verlorengegangen. Wir wollen darum wieder einen andern Weg einschlagen. Schicken Sie mir die Briefe, zwar auch wie bisher über Bingen und Koblenz, aber nicht an Seligmann, sondern unmittelbar an mich nach Ems. [— — —]. *Uff!* Ich habe recht lachen müssen über Ihr Uff. Wie oft habe ich es gerufen, wenn ich die vermaledeite Post schwitzte. Die Hälfte aller unserer Briefe ist davon voll.

Sie werden glauben, die mir zugesagten 50 fl. hätte ich erhalten? Keineswegs. Hören Sie wieder einen Zug [...]. Vom Gelde will ich gar nicht sprechen; aber schon vor 14 Tagen schrieb ich meinem Bruder, er könnte mich ganz *glücklich* machen, wenn er mir Tabak schickte. Keine Antwort und kein Tabak. Vor einigen Tagen kömmt ein [...], der sagte mir, mein Bruder hätte mir Tabak schicken wollen, er habe aber noch keine *Gelegenheit* gefunden, und er Jud hätte sich gefürchtet ihn mitzunehmen, aus Furcht vor der Maut. Also um einige Kreuzer Porto zu sparen, die ja ich hätte zahlen müssen, läßt mich mein Bruder wochenlang ohne Tabak. Endlich reiste er selbst nach Wiesbaden und benutzte diese *Gelegenheit,* den Tabak und das Geld mitzunehmen. Dort wartet er wahrscheinlich wieder auf eine Gelegenheit, und so kann die Kurzeit vorübergehen, ehe ich Tabak und Geld bekomme.

Daß sich Ihre Abreise von Rüdesheim noch verzögert, ist mir ganz lieb; aber spätestens *Samstag, d. 15. Juli* müssen Sie in Koblenz sein, denn an diesem Tage erwarte ich Sie dort. Noch ein Grund, warum Sie zu Lande nach Koblenz fahren sollen. Gehen Sie zu Schiffe, dann könnte ja grade an dem zur Abreise bestimmten Tage schlechtes Wetter einfallen. Sie könnten nicht reisen, und ich wartete vergebens auf Sie.

[...] rufen Sie aus. Sie haben gewiß wieder etwas erfahren. Oh! das müssen Sie mir schreiben, das erquickt mich.

Wenn ich von Cerf Beer geschrieben, so war das ein Versehen, es sollte Cerf Rothschild heißen. Was hat der [...]? Die Hitze ist schon 14 Tage fürchterlich. Aber ich befinde mich sehr wohl, weil ich mich hüte. Wie geht es Ihnen mit der Gesundheit. Abends hüten Sie sich vor der Nähe des Rheins. Nach heißen Tagen erkältet man sich gar zu leicht. Auch trinken Sie ja nicht zuviel Wein. Ernstlich gesprochen. Strengen Sie sich beim Einpacken nicht an. Sie können ja ganz gemächlich einige Tage damit zubringen. – Mein Bruder von Wiesbaden schrieb mir, er würde Sie vielleicht besuchen. Adieu ja liebes Bärbelchen. B.

181.

Nr. 12 oder 13 *Koblenz, Donnerstag, d. 6. Juli 1826*

Will denn der Briefjammer gar nicht enden! Heute vor 8 Tagen haben Sie mir zum letzten Male geschrieben, und seit jenem Briefe (Nr. 8) habe ich nichts von Ihnen erfahren. In der größten Unruhe bin ich heute nach Koblenz zu Seligmann und auch da keinen Brief gefunden. Derselbe überzeugte mich, daß er sowohl als die Emser Botenfrau jeden Brief aufs schnellste besorgten. Also woran liegt es? Entweder Sie haben nicht geschrieben, oder die Rüdesheimer Post begeht Unordnungen. Ihre Nr. 6, wie ich Ihnen schon geschrieben, habe ich nicht bekommen, die ist also auf immer verloren. Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht. Liebe Freundin, ich bin sehr betrübt, denn dieses Mal kann ich mir die Verzögerung nicht erklären. Ich lege diesen Brief selbst auf die Post in Koblenz. Adieu. B.

182.

Nr. 13 *Ems, Freitag, d. 7. Juli 1826*

In welchen Sorgen ich lebe, wegen des Ausbleibens Ihrer Briefe, werden Sie aus meinem gestrigen Schreiben, das

ich selbst in Koblenz auf die Post gelegt, ersehen haben. Wie sich das Rätsel lösen wird, mag Gott wissen. Ich habe mich in Pfaffendorf umgesehen – da können wir nicht bleiben. Erstens ist kein Logis zu haben, und zweitens ist es garstig. Gegen Rüdesheim ist es wie die Lüneburger Heide. Es bliebe uns nicht anders übrig, als nach Godesberg zu gehen. Ich muß gestehen, daß ich sehr bedenklich geworden bin, Sie von dem herrlichen Rüdesheim wegzuziehen. Eigentlich ist es nur mein Interesse, in die Nähe einer Stadt zu kommen, wegen der Bücher. Da wir nun aber in Koblenz doch nicht bleiben können, wäre ich der Meinung, daß ich nach Rüdesheim zurückkehrte, wo wir mit Muße das, was zu tun ist, überlegen könnten. Ohnedies könnte ich dort noch 8 Tage verwenden, um meinen Emser Bericht für das Morgenblatt zu schreiben. Auch wäre es Ihnen, wie es mir ist, vielleicht angenehmer, wenn wir zusammen nach Koblenz reisten. Das hängt aber alle von Ihnen ab. Aber antworten Sie nur gleich. Ich bin samstags den 15. mit meiner Kur fertig. Entweder kommen Sie an diesem Tage nach Koblenz, oder ich reise nach Rüdesheim.

Von Cotta habe ich Brief bekommen; er bedankt sich sehr für die „Meneen“; eine Reise hat ihn abgehalten, mir früher zu antworten. – Ach, wie bekümmert bin ich wegen Ihrer Briefe! Wenn sich diesmal die Verzögerung natürlich auflöst, dann will ich gewiß nie mehr Angst haben. –

Ich erhalte soeben Ihre Nr. 11. Also 9 u. 10 sind auch verlorengegangen wie früher Nr. 6. Es ist unerklärlich. Die Botenfrau, die meine Briefe nach Koblenz trägt und sie mir von dort bringt, soll ganz zuverlässig sein. Übrigens haben Sie ja auch immer meine Briefe bekommen. Gott weiß, woran es liegen mag. Von der Koblenzer Post ist mir die Nachricht zugekommen, daß die 100 fl. für mich angekommen. [– – –]. Ich bin sehr verstimmt über

den Verlust der 3 Briefe. Also Samstag d. 15. reise ich von hier ab. Ihr nächster Brief wird das Entscheidende enthalten. Dein Carl atmet heute wieder leicht. Aber welche Angst habe ich ausgestanden!

Nr. 9 u. 10 sind angekommen. Ich habe sie noch nicht gelesen. Die Briefe sind über *Kaub* gegangen. Sie haben das Postzeichen *Ehrenbreitenstein.* Die Botenfrau eilt.

Ich bin voller Freude u. voller Ärger

B.

183.

Nr. 14 *Ems, Samstag, d. 8. Juli 1826*

So wäre also das Rätsel mit den Briefen gelöst, und ich hätte wieder ohne Ursache mich gegrämt! Wer hätte aber auch denken sollen, daß Bärbelchen so dumm ist! Wie oft habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie dürften die Briefe nicht in Rüdesheim auf die Post legen, auch nicht die nach Koblenz adressierten, weil sie dann über Kaub gehen. Und so war es auch. Sie gingen nach Ehrenbreitenstein, von da nach Koblenz und von Koblenz hierher. *Sieben* Tage haben sie auf dem Wege zugebracht. Teures Bärbelchen, nur ja nicht versäumt, Ihre Briefe nach Bingen zu schicken, und wie den letzten Brief direkt nach Ems zu richten. Sie wollen also mit der Wasserdiligence? Aber meinen wichtigsten Grund gegen diese Art zu reisen haben Sie nicht entkräftet. Wenn nämlich an dem zu Ihrer Abreise bestimmten Tage plötzlich schlechtes Wetter einfällt, müssen Sie die Reise verschieben und ich wartete vergebens auf Sie. Darum reisen Sie gleich an dem ersten schönen Tage fort. Tun Sie das, und Sie kommen früher als ich nach Koblenz (nämlich früher als den 15.), dann schicken Sie mir einen Boten. Der kann etwa 1 fl. kosten. Da Sie abends spät ankommen, wo kein Bote mehr abgehen kann, so schicken Sie ihn den andern Morgen ganz früh. Sie können ihn den Abend schon be-

stellen. Sagen Sie ihm, wenn er mich nicht zu Hause fände, müßte er auf mich warten, und bezahlen Sie ihn erst bei der Rückkehr. Doch vielleicht halten Sie es für ratsamer, daß ich erst wieder nach Rüdesheim komme, wie ich in meinem vorigen Briefe darauf hingedeutet. In Koblenz, (Sie werden sich selbst davon überzeugen) findet sich keine angenehme Landwohnung, und wir müßten also nach Bonn. Später als den künftigen Donnerstag (den 13.) schicken Sie mir keine Briefe hierher, sondern von da an Postrestant nach Koblenz. Wie gut bist Du, liebes Bärbelchen, wie oft und viel und angenehm hast Du mir geschrieben, aber das Schicksal wollte, daß 2 mal 8 Tage ich ohne Briefe bliebe. Und einer (Nr. 6) ist verloren. Ich habe der Botenfrau u. dem Seligmann unrecht getan. Beide haben das ihrige gehörig besorgt. Der Brief ist ohne Zweifel auf dem Wege von Rüdesheim nach Ems verlorengegangen. Daß meine Briefe so emsisch sind, tut mir herzlich leid; aber es ist wahrlich nicht meine Schuld. Ich war zusammengerechnet 14 Tage ganz ohne Kopf über Mangel an Ihren Nachrichten, und Zeit wie Stoff fehlten mir ohnedies. Also heute über 8 Tage sehe ich mein gutes Bärbelchen wieder. Wie ich mich freue. Ich kann nicht froh, ja nicht ruhig leben ohne Dich.

Bis jetzt habe ich 15 Bände aus der hiesigen Leihbibliothek gelesen. Bin ich nicht ein fleißiger Knabe? – Im Frankfurter Journal standen neulich Berichte aus Ems, und ein Verzeichnis aller Fürsten u. vornehmen Kurgäste und wo sie logieren. Darunter auch: „Der bekannte geniale Schriftsteller, Hr. Dr. Börne, im englischen Hof." Ich komme unmittelbar hinter der „Gräfin Egloffstein, Stiftsdame." Die Pariser würden sagen: Boerne et une Stiftsdame, deux noms étonnés de se trouver ensemble.

Eigentlich tun Sie doch meinem Vater unrecht. Nur seine *Art* zu geben, erst nachdem ich lange darum gebettelt,

ist zu tadeln. Indessen er gibt mirs doch. Seit der Messe hat er doch für Rechnungen und bar fast 400 fl. für mich verwendet. Aber es ist mein fester Wille, mich aus dieser Not herauszureißen, und Sie sollen sehen, daß ich es diesmal ausführe.

Daß Sie früh spazieren gehen, ist ganz herrlich. Wir wollen diese gute Übung fortsetzen, wenn wir wieder beisammen sind. Aber mit dem kalten Baden bin ich nicht ganz zufrieden. Wer weiß, ob Ihnen dieses zuträglich ist. Tun Sie es ja nicht mehr, und nur im heißesten Wetter, wenn Sie nicht erhitzt sind und 5, höchstens 10 Minuten sind genug. Haben denn die Bäder einen Balken, daß Sie sich ihnen anvertrauen?

Paulinens Hindernisse tun mir leid, aber sie überraschen mich nicht. Ich habe das alle vorher gesehen und gesagt. Auch [...] Kabalen sind in der Ordnung; der hatte Pläne mit seiner Tochter. – Die 50 fl. habe ich *nicht* zurückgeschickt, und ich will mich noch besinnen. Das wäre etwas affektiert. Genug, wenn ich nichts mehr fordere. – Die 100 fl. habe ich erhalten. Ja wohl bin ich ein teuerer Freund!

B.

184.

Nr. 15 *Ems, Sonntag, d. 9. Juli 1826*

Ihr liebes Brieflein kömmt mir eben zu. Ich habe es in einem Bissen verschlungen. Auf viele Dinge bin ich begierig 1. was Worms will. 2. warum der alte Reinganum Ihre Adresse verlangt (wenn ich es im F. O. Brief recht gelesen) 3. C. Sterns Herzensgeheimnisse. Prächtig sind Sie angeführt worden! Börnes Schülerin und so dumm! Also kommenden Samstag. Wie glücklich bin ich. Ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbete. Und warum? In der Neuen Héloïse, die ich jetzt lese, fand ich die beste Übersetzung meiner Gefühle: „C'est

cette union touchante d'une sensibilité si vive et d'une inaltéralbe douceur; c'est cette pitié si tendre à tous les maux d'autrui; c'est cet esprit juste et ce goût exquis qui tirent leur pureté de celle de l'âme; ce sont, en un mot, les charmes des sentiments que j'adore en vous." Die Héloïse lese ich zum erstenmal. Belehrend, aber nicht unterhaltend. Aber lachen mußte ich. Das Buch hat drei dicke Bände, ich habe vom ersten Bande erst den fünften Teil gelesen, und schon hat Juliens Liebhaber alles erlangt! schon ist die Frucht der Liebe gebrochen und verzehrt – und jetzt möchte ich doch wissen, was sich die Liebenden noch durch drei Bände werden zu schreiben haben.

Wie freue ich mich, gutes Bärbelchen, Dich wiederzusehen. Das Herz pocht mir, wenn ich daran denke. – Ich hatte mir vorgenommen, Speiers Fragen alle aufzuschreiben, aber schon den ersten Tag ward ich es müde. – Um Gotteswillen, lassen Sie sich nur Jettchen W. nicht aufbürden. Das wäre schrecklich! – Von den 100 fl. werde ich wohl den größten Teil wieder bringen, da ich die 50 fl. von meinem Vater nicht zurückgeschickt, wie ich mir anfänglich vorgenommen. Ich habe diesmal gar nicht viel gebraucht. – Ich glaube nicht, daß die „Meneen" sehr gefallen werden. Das Zeug gefällt mir selbst nicht. Es war ums liebe Brot geschrieben. Adieu Bärbelchen

Dein treuer dummer Carl geb. Wohl.

Übermorgen Dienstag schreibe ich Ihnen den letzten Brief von hier. Schreiben Sie mir nicht später als Donnerstag, den ich Freitag bekomme. Der Sicherheit wegen schicken Sie ihn aber schon Mittwoch nach Bingen. Freitag, oder wenn Sie wollen schon Donnerstag, schreiben Sie mir Postrestant nach Koblenz. Wenn Samstag das Wetter keinen Balken hat, was tun Sie? Antworten Sie mir hierauf.

185.

Nr. 16 *Ems, Dienstag, d. 11. Juli 1826*

Mit welchem Entzücken schreibe ich den 11., der mich nur noch 5 Tage von Ihnen trennt. Aber eine Besorgnis kann ich nicht loswerden. Wenn Samstag schlechtes Wetter einfällt, und Sie könnten oder wollten nicht zu Schiffe gehen – wie dann? Seit gestern ist hier schlechtes Wetter, und es scheint, daß es anhalten werde. Darum ist es besser, wenn Sie gleich abreisten. Ich komme, sobald Sie mich durch einen Boten von Ihrer Ankunft benachrichtigen lassen, und zwar mit allem Gepäck. Gebadet habe ich gestern zum letzten Male, und bis Samstag wollte ich nur noch trinken. Also auf einen Tag mehr oder weniger kömmt es nicht an. Morgen packe ich ein, wozu mir [. . .] Bediente behülflich ist. Diesem Narren hat sein Bruder von Frankfurt geschrieben, er solle sich vor mir in acht nehmen, ich wollte alles drucken lassen, was ich hier von ihm hörte. – – –

Ich erhalte Ihren gestrigen Brief. So lieb mir auch die Fanny ist, so schmerzt mich doch dieser Aufschub. Ich hatte mich so sehr auf Samstag gefreut. Sie verrechneten sich, da Sie nur von 4 Tagen sprachen, jetzt sehe ich Sie ganze 8 Tage später. Fanny will ja erst den 20sten abreisen. Sie käme also den 21. erst nach Rüdesheim. Den 22. von Rüdesheim ab, kämen Sie erst den 23. in Koblenz [an]. Das wäre künftigen Sonntag über 8 Tage! Das haben Sie nicht bedacht. Und was soll ich unterdessen anfangen? In Ems zu bleiben ist mir unmöglich. Ich reise Samstag nach Koblenz. Von hier aus schreibe ich Ihnen gar nicht mehr. Samstag erhalten Sie erst bestimmte Antwort von Fanny. Wenigstens machen Sie sich fertig, daß, wenn Sie Samstag erfahren, daß Fanny *nicht* kömmt, Sie gleich den Mittag mit der Diligence fort können. Von Freitag an schreiben Sie mir Postrestant

nach Koblenz. Den Brief erhalte ich Samstag morgens und erfahre also, wie es steht. — Dieser Brief wäre also der letzte von hier, ich müßte denn aus Ihrem nächsten Brief ersehen, daß Sie noch länger in Rüdesheim bleiben, dann schreibe ich Ihnen noch einmal von Ems, ehe ich es verlasse.

Habe ich es Ihnen nicht schon vor 8 Tagen geschrieben, Sie sollten dafür sorgen, daß Sie zur Zeit Ihrer Abreise keinen Besuch bekommen? Übrigens freue ich mich sehr auf die Fanny, und wäre die Zeit schon vorüber, würde ich das Opfer nicht bedauern. Aber jetzt diese Ungeduld! — Ich werde mir in Koblenz soviel als möglich die Zeit zu verkürzen suchen, zu Mendelssohn, ins Casino gehen etc.

Adieu böses Bärbelchen

B.

186.

Nr. 17 *Koblenz, d. 15. Juli 1826*

Mit welchem ganz andern Gefühle säß ich jetzt hier, wenn ich sagen könnte: heute abend seh ich mein Bärbelchen wieder. Seit vier Wochen freute ich mich auf diesen Tag, seit vier Wochen war Ihre Herreise bestimmt. Sie haben nicht recht gehandelt. Ich bin gefaßt darauf, daß Sie erst in 8 Tagen kommen. Erst hieß es: bis Samstag würde sich die Fanny bestimmt erklären, und in Ihrem gestrigen Schreiben heißt es, Sonntag würden Sie bestimmte Antwort erhalten. Warum haben Sie sich nicht vorbereitet, gleich an dem Tage abzureisen, wenn die Fanny Sie freigibt? Dann hätten Sie morgen kommen können. Ich begreife das nicht, und offenherzig, ich verzeihe das nicht. Warum soll ich ohne Not vielleicht noch 8 Tage von Ihnen getrennt sein?

Ich wohne in Koblenz im Trierischen Hofe, wo es mir besser gefällt als im Tal in der Post. Ein Gasthof, der auf einem unübersehbaren, mit Bäumen bepflanzten

Platze liegt, und schöner und freundlicher als nur einer in Frankfurt. Sollten Sie aber Lust haben, im Tale zu logieren, müssen Sie mir es schreiben, damit ich schon früher meine Sachen hinüber bringen lasse, weil es, wenn Sie ankommen (abends um 9 Uhr) zu spät wäre auszuziehen. Doch rate ich Ihnen, hier einzukehren, wo es unterhaltender und besonders, wo es bequemer ist, da wir doch wahrscheinlich zu Wasser nach Bonn fahren und das Herübergehen vom Tale früh morgens vor 6 sehr lästig wäre. Ich habe mich schon eingerichtet und will sehen, wie ich ohne Sie fertig werde. Bin abonniert in der Lesegesellschaft, im Casino eingeführt. Brentano werde ich morgen besuchen, auch Mendelssohn. Morgen erwarte ich einen Brief, dann schreibe ich wieder, wenn Sie nicht kommen. Den Tag Ihrer Ankunft muß ich durchaus bestimmt wissen, auch die Art Ihrer Reise, ob in der Wasserdiligence, ob im eignen Schiffe und in letzterem Falle die Stunde Ihrer Abreise.

Ihr B. *nicht*, liebe Freundin.

Adresse: Koblenz im Trierischen Hofe Nr. 5

187.

Nr. 18 *Koblenz, Sonntag, d. 16. Juli 1826*

Ich habe Ihren Brief von gestern erhalten. Es ist abscheulich! Also wenn die Fanny nicht kömmt, reisen Sie doch erst Mittwoch ab. Haben Sie in 4 Wochen nicht Zeit gehabt, sich auf Reise vorzubereiten? Was soll ich hier machen? Das Casino ist schlecht. In 10 Minuten habe ich alles gelesen, was dort ist. Brentano ist nicht hier. Mendelssohn, den ich vielleicht heute noch besuche, wird mich auch wenig erquicken. Warum haben Sie mich nicht nach Rüdesheim kommen lassen? Und wenn die F. doch noch mitgeht, wer weiß, wie lange sich dann noch Ihr Herkommen verzögert. Ich schreibe Ihnen auch nicht mehr,

es müßte denn Ihr Brief eine Antwort erfordern oder sonst etwas vorfallen. Aber ich bitte Sie, mir wenigstens den Tag Ihrer Ankunft genau zu bestimmen, damit ich abends am Rhein auf Sie warten kann. Wenn aber schlechtes Wetter einfällt? Schon 3 mal habe ich Sie gefragt, was Sie dann tun, und Sie haben mir nicht darauf geantwortet. Meinen gestrigen Brief werden Sie erhalten haben. Sollte ich, wenn Sie mit der Diligence ankommen, nicht am Wasser sein — entweder, weil ich etwa Ihren Brief nicht erhalten oder die Stunde versäumt, oder sonst verhindert worden — dann kehren Sie nur im *Trierischen Hof* ein. Sie müssen auf jeden Fall hier wohnen, nicht im Thal, es ist sehr schön hier. Ich bin sehr verdrüßlich. Könnte ich Sie durchprügeln, das würde mich erheitern. Ihre 100 fl. finden Sie noch uneröffnet, ich mag gar nichts mehr mit Ihnen zu tun haben. Sobald Sie herkommen, rechnen wir miteinander ab. Ihr wütender

Carl.

Adresse *im Trierischen Hof* Nr. 5 in Koblenz.

188.

Nr. 1 *Mainz, 25. Sept. Montag abend 8 Uhr. 1826 nach Christi Geburt*

Ich bin wohlbehalten hier angekommen. Auf dem Wege begegnete ich noch dem Schlottmann, und ich nahm ihn in den Wagen. Er hat mich zwar etwas geniert, aber auch viel amüsiert. Die Zeit wird mir schrecklich lange. Unglücklicherweise ist heute kein Theater. Ich ging in ein Kaffeehaus, wo es so dunkel war, daß ich den *Constitutionnel*, den ich dort zu meiner Freude fand, nicht lesen konnte. Das ist buchstäblich wahr. Gleich nach meiner Ankunft ging ich auf der Brücke und sah mit unbeschreiblicher Sehnsucht den Rhein hinab. Wie gern wäre ich wieder bei meiner Duchesnois gewesen, trotz ihrer langen Nägel. Mein Reisegesellschafter war ein Heidelberger Student, wohl erzogen, aber langweilig. Wahrscheinlich besuche ich Sie bald wieder. Ich weiß noch nicht, wie und wann ich morgen abreise, mit dem Eilwagen oder mit einer eignen Kutsche. Ich schließe aber heute schon den Brief, daß ich ihn morgen früh auf die Post legen kann. Regen und Gewitter hatte ich auf dem Wege, doch saß ich trocken im bedeckten Wagen. Adieu Bärbelchen mein. Vergiß Deinen Talma nicht. Übermorgen von Frankfurt.

B.

Gruß an die S[. . .] und an Massmanns.

Herrn
Georg Massmann
Für Mad. Wohl
in
Rüdesheim

189.

Nr. 2 *Frankfurt, d. 27. Sept. 1826*

Meine Reise von Stolpe nach Danzig wäre also glücklich zurückgelegt. Meinen Vater habe ich besser aussehend gefunden, als er in Bonn gewesen. Auch geht es ihm und er fühlt sich besser. Aber er findet sich immer noch schwach und ist sehr niedergeschlagen. Das macht mir vielen Kummer. Ihre Schwester habe ich gleich nach meiner Ankunft besucht, sie sieht sehr gut aus. Wie vorausgesehen und gesagt, fing sie zu weinen an, und ich war nicht lange bei ihr. Ich habe sie soeben fragen lassen, ob sie einen Brief bei mir einschließen wolle, sie ließ aber antworten, daß sie heute nicht schriebe. Bei Ochs sind sie lustig wie immer. Steinthal ist noch nicht hier. Er wird zwei Knaben mitbringen, von denen einen Dr. Stiebel und den andern Ochs ins Haus nehmen. Reis und Rosette, erzählt mir Madame Ochs, wären sehr vergnügt und die Rosette wahrscheinlich guter Hoffnung. Doch ist noch nichts entschieden. – Mein Vater hat mir meines Bruders Braut sehr gelobt. Sie ist aber nicht erst 18 Jahr alt, wie Sie glaubten, sondern geht schon ins 23te. – Dr. Reis hat mir versprochen, mich nach Rüdesheim zu begleiten, wenn ich zu Ihnen ginge. Ich habe mit Ochsen schon zu überlegen angefangen, was Sie den Winter machen sollen. Wir sind zwar noch [zu] keinem Beschluß gekommen, aber gegen Frankfurt ist alles. – Sonst weiß ich Ihnen nichts Interessantes zu schreiben, außer daß Konstantinopel in Brand steht und alles drunter und drüber geht. – Schicken Sie Ihre Briefe unter Ochs Adresse für D. B. Ich werde sie dort abholen. Wegen der Verwahrung der Briefe seien Sie unbesorgt. Ich habe einen sehr guten Sekretär, der noch inwendig eine besonders verschlossene Schublade enthält. – Den Dr. Schlottmann habe ich in meinem Wagen bis Frankfurt mitgenom-

men, er hat mich sehr amüsiert. Himmlische Geschichten von Rothschild hat er mir erzählt.

B.

190.

Nr. 3 *Frankfurt, d. 29. Sept. 1826*

Hat sich denn wieder ein Kobold in unsern Briefwechsel gemischt? Sie haben mir noch nicht ein einziges Mal geschrieben. Zum Glück, daß Ihre Schwester einen Brief bekommen, sonst wäre ich wieder ängstlich geworden. Jetzt bin ich nur aufgebracht. Vielleicht bekomme ich heute einen. Ich werde, ehe ich diesen Brief (vor 12 Mittag) auf die Post lege, noch einmal bei Ochs anfragen. Ihre Schwester habe ich noch täglich besucht. Sie ist entsetzlich langweilig. Übrigens betrübt habe ich sie durchaus nicht gefunden, außer bei meinem ersten Besuche. — Dr. Goldschmidt ist gestern mit dem Eilwagen nach Bonn gereist. Ich habe ihn besucht, und er versprach mir, Sie bei der Rückreise (in 8 bis 12 Tagen) zu besuchen. Er und alle sind dagegen, daß Sie nach Frankfurt kommen. Dr. G. sagte, und wenn Sie auch nötigenfalls in Offenbach wohnen müßten, so wäre das besser als hier. — Dr. Reis u. Worms haben sich schon gemeldet, mit nach Rüdesheim zu gehen, wenn ich Sie besuche. Die Rosette scheint wirklich guter Hoffnung zu sein. Ich habe gestern mittag bei ihr gegessen. Sie durfte nach dem Essen den Tisch nicht rücken, und Reis selbst hat alles getan. [. . .] habe ich noch nicht gesehen. Sie soll auch sehr langweilig sein. Ihre Familie ist kein Vademecum, das weiß Gott.

B.

191.

Nr. 4 *Ffurt, Samstag, d. 30. Sept. 1826*

Ihr gestriger Brief, liebes Kind, macht mir vielen Verdruß. Zuerst wegen des Vorfalls mit der Schl. und dann

wegen der Hast, mit der sie schon Montag fortgeht, welches mir und Ihren Freunden gar keine Zeit läßt zu überlegen, was am besten zu tun sei. Sie erwarten heute mit Ungeduld und vergebens einen Brief von mir, welches mich sehr betrübt. Das war nicht zu ändern. Ihren Brief hatte ich gestern abend um 6 erst erhalten, ich konnte [ihn] also nicht mehr beantworten. Es ist daher jetzt keine Zeit, bei Speier und andern sich nach einer Familie im Rheingau zu erkundigen. Speier kömmt Samstag gar nicht in die Stadt. Übrigens hätte ich solche Erkundigungen nur eingezogen, um Ihnen Ihren eigensinnigen Willen zu tun. Die Ochsen haben über diese Chimäre gelacht, wie ich es auch früher getan. Sie haben auch gesagt, was denn fremde Menschen bewegen könnte, eine fremde Person in ihre Familie aufzunehmen und sich stören zu lassen. Indessen ist nicht nötig, weiter darüber zu sprechen, da die Sache, wenn auch tunlich, doch heute vormittag nicht mehr eingeleitet werden kann. – Es bleibt Ihnen freilich nichts übrig, als an einem Orte nahe bei Mainz oder am besten in Mainz selbst mit mir zusammenzutreffen. Die Ochsen können wegen Steinthal, den sie erwarten, nicht mit. Bliebe nur die Jette übrig. Ob die will oder kann, ist die Frage. Ich habe sie diesen Morgen auf 9 Uhr (jetzt da ich schreibe ist 7 Uhr) zu Ochs bestellen lassen, wo wir die Sache miteinander überlegen wollen. Wenn die Jette nicht kann, bleibt keiner übrig als Jettchen Worms. Auf jeden Fall werde ich Montag in Mainz oder Biebrich oder sonst an einen Ort, den ich noch bestimmen werde, eintreffen. Ich nehme diesen Brief zu Ochs mit und werde ihn dort endigen. – –

Ich habe die Jette gesprochen. Sie will mitreisen. Aus Gründen, die auseinanderzusetzen zu weitläufig ist, ist beschlossen worden, uns in *Mainz* zu treffen. Die Jette kann aber nicht *Montag* reisen, wegen Feiertag, sondern

Sonntag. Wir werden also *morgen Sonntag*, mittags oder nachmittags, in Mainz in den *3 Reichskronen* eintreffen. Ist es Ihnen möglich, so kommen Sie auch Sonntag, läßt es sich aber gar nicht machen, wollen wir Sie dort bis Montag erwarten. Strengen Sie sich ja mit Packen und Eilen nicht an.

Adieu B.

192.

[Nr. 1] *Ems, den 15. Juni 1827 abends 5 Uhr*

Es ist nichts gesprungen!

Morgen geht von hier keine Post, u. erst Montag können Sie einen Brief von mir bekommen. Diese Zeilen gebe ich dem Postillon, der mich hergefahren, nach Koblenz mit. Es hat den ganzen Tag geregnet, aber ein Dampfschiff ist etwas Himmlisches.

Adieu Bärbelchen B.

Mein Hut hat einige Flecken bekommen. Wie mache ich die weg?

Herrn
Jacob Beer-Rindskopf
Für
Mad. Wohl
in
Frankfurt a./M.

193.

Nr. 2 *Ems, Sonntag, d. 17. Juni 1827*

Schicken Sie mir gleich mit der nächsten Post so viele Grobheiten, als in Frankfurt nur zu haben sind, ich bitte auf meinen Knien darum. Mein großer Reichtum daran ist schon aufgegangen, und ich brauche sie so nötig, um mich von dem verdammten [. . .] loszumachen. Der Junge quält mich wie eine Mücke, und ich habe seit gestern schon alles mögliche versucht, ihn zu verjagen, aber vergebens. Erst antwortete ich ihm kurz, dann gar nicht, dann wendete ich ihm den Rücken, aber das sieht er als eine Einladung an, mir zu folgen, er läuft mir nach und sagt: Herr Doktor, das Sacktuch hängt Ihnen heraus. Und langweilen tut mich dieser Mensch, daß ich in den

heftigsten Schweiß gerate. Trauen Sie keinen schönen Augen! Dieser [...] hat Augen – er könnte Christus, Rousseau, Friedrich der Große, er könnte damit der edelste und herrlichste Mensch sein, der nur je gelebt hat. Wahrscheinlich werde ich ihn umbringen, sonst gäbe es keine Rettung für mich. Ein Glück für mich, daß Mad. Wolf aus Bonn, die auch hier herumgeht, kein Mann ist, sonst hätte ich mit der auch meine Not. Mit Blicken und Mäulchen tut sie alles mögliche, mich anzuziehen; ich spreche aber kein Wort mit ihr. [......] Gestern, auf meiner Fahrt nach Koblenz, hat es den ganzen Tag geregnet; aber bei allem dem, wie angenehm war die Reise! Meine Erwartung vom Dampfschiffe wurde weit übertroffen. Sie können sich nichts Schöneres und Bequemeres denken. Es ist ein ungeheuer großes Schiff, und es fliegt wie ein Vogel. Und dabei spürt man nicht die geringste Bewegung, kein Wanken, kein Schaukeln, und sähe man die Ufer nicht vorbeieilen, man würde gar nicht merken, daß man weiter kömmt. Es ist wie eine Zauberei. Die Maschine ist im untern Raume verborgen, man sieht nichts davon. Keine Menschenhand ist dabei beschäftigt, als nur das Feuer zu schüren. Trotz des Regens konnte man auf dem Verdecke bleiben, weil man durch ein Zelt geschützt war. Die Zimmer sind aufs Prächtigste eingerichtet, alle Möbel u. selbst das Getäfel an den Wänden von Mahagoni. Spiegel, Vorhänge, Sophas, große Fenster, alles was man in einem reichen Hause finden kann. Welche vortreffliche Einrichtungen, seine Staatsbürgerpflichten zu erfüllen. Vier bis 6 Kabinette sind dazu bestimmt. Etwas dort würde Ihnen Freude machen. Nämlich in jedem Kabinette befindet [sich] ein großes Waschbecken, über welchem 2 Kranen angebracht sind, die frisch aus dem Rhein das Wasser zuführen. Im Boden des Waschbeckens öffnet sich ein Zapfen, wodurch man das Wasser wieder abläßt, so daß man sich den ganzen

Rhein kann über die Hände laufen lassen. Ich werde, wenn ich zurückkomme, darauf bestehen, daß Sie eine Rheinfahrt machen, es wird Sie gewiß überraschen. Ich glaube, daß Sie weniger Angst auf einem Dampfschiffe als auf einem andern haben werden; denn da sieht man kein Stocken, kein ängstliches Arbeiten, u. die gefährlichen Stellen im Rhein beunruhigen nicht, denn kaum sieht man sie, ist man auch schon darüber hinaus. Man kann auf dem Verdeck mit verbundenen Augen herumgehen, ohne Furcht, ins Wasser zu fallen, so gut ist alles verwahrt. Es waren 40 Personen auf dem Schiffe, viele vornehme Damen, Engländerinnen, Französinnen; es sah aber leer aus, denn das Schiff faßt einige hundert. Wenigstens ein Dutzend der Passagiere haben mich angeredet, sie kannten mich, ich aber kannte sie nicht; und da ich nicht nach ihrem Namen gefragt, werde ich auch nie erfahren, wer sie waren.

Tausend Dank für Ihren schönen dummen Brief. Also Sie auch plagt der Hochmut? Sie wollen Legations-Rätin werden? Daraus wird nichts. Ich bin und bleibe ein treuer Volksrat. Entschuldigen Sie mich bei Süschen. Sie wissen ja, daß ich schwache Nerven habe und daß mich jeder Abschied angreift. Darum ging ich nicht zur Jette, wie ich versprochen. Ich werde Ihnen jede Woche nur zweimal schreiben. Ich bin jetzt schon dumm nach den wenigen Gläsern Wasser. Ihnen aber erlaube ich, mir alle Tage zu schreiben, Ihnen kann es nicht an Stoff fehlen wie mir. Ich nehme den herzlichsten Teil an der Versöhnung. Grüßen Sie alle Kramms von mir. Zu einem Aufsatze hätte ich zwar Ideen, aber an Lust u. Zeit fehlt es mir durchaus. Schöne *Freiheit*, die Sie haben, alle Tage mit Ihrer Schwester u. dem Kandidaten spazieren zu gehen! Für diese Freiheit wäre kein Brutus gestorben. Ich grüße Pauline u. den Dr. R. freundlich. Sagen Sie letzterem, auf dem Schiffe hätte ich mit *Sorg*, dem Wirt

im Hotel de Russie, Piquet gespielt. — Wie ist Ihr Parapluie so schwer! Damit auch haben Sie mich betrogen.

Adieu B.

194.

Nr. 3 *Ems, Dienstag, d. 19. Juni 1827*

Zuerst danken Sie der Pauline in meinem Namen mit außerordentlicher Freundlichkeit für Ihren schönen Bericht. In Kupfer sollte man ihn stechen. Sie soll nur so fortfahren, ich bringe ihr auch von Ems etwas Schönes mit — nämlich übers Jahr, wenn meine Gelder eingegangen sein werden. Ich bin vor Freude über Ihr Elend, und daß ich nichts damit zu tun habe, im Zimmer herumgesprungen. Schokolade, Kaffee, Tee, Wasser, Wein, Bier, alle flüssige Elemente haben sich gegen Sie verschworen. Die Schnapsbesuche werden auch nicht ausbleiben, ja ich hoffe, daß Sie auch Schlafgäste bekommen werden. Vergessen Sie aber nicht, daß Sie keine Wirtschaftsgerechtigkeit haben und daß Sie Händel mit Tivoli, dem Vauxhall u. Rosenbacher bekommen können. Mein Onkel M. Baruch ist auf einen Tag hier. Er kömmt von Bonn. Viel mit ihm über den Prozeß gesprochen, ohne Erfolg. Er sagte mir, er verkaufe [. . .] für 2 Kreuzer und meinen [. . .]für 4. Das wäre so ein Handel für Rosette, die gern wohlfeil einkauft. Ich habe schon 2 Hemden mit alten *langen* Kragen gefunden. So besorgen Sie mir meine Sachen, das ist Ihre Treue! Und wie man schwarze Flecken aus einem weißen Hute bringt, haben Sie mir auch nicht beantwortet. Wenn Sie in Ihrer Gartenwirtschaft einen Oberkellner brauchen, kann ich Ihnen ein gutes Subjekt dazu empfehlen. Ein junger Mensch außer Dienst und der Hebräisch spricht, hat mich gestern um meine Verwendung in Frankfurt ersucht. [. . .] bin ich endlich losgeworden. Es lebe die Grobheit, mit ihr richtet man alles aus! Der aber wird in

Frankfurt gegen mich losziehen, und seine schöne Schwester wird ihre Augen von mir wenden, wenn ich sie grüße. Das Wetter ist ziemlich gut, aber das Bad noch lange nicht so stark besucht, als es im vorigen Jahre um diese Zeit war. Die Russen mangeln noch alle, viele ihrer mögen wohl in Sibirien die Kur halten. Nichts Neues in der Politik? Was machen die Griechen? Vergessen Sie nicht das Geschenk für Süßchen und mich davon zu benachrichtigen. Ich lebe hier mit der gewöhnlichen Einförmigkeit. Sie, die gewohnt sind, in der großen Welt zu leben, auf der Bornheimer Heide, unter Ochsen, Schweinen, Gänsen, [. . .], Sie könnten es gar nicht aushalten. Mein Wirt erzählte mir gestern, seit zwei Monaten kämen keine Rettige mehr von Frankfurt nach Ems, und die Kurgäste beklagten sich sehr über diesen Mangel; was die Ursache davon sei? Ich antwortete ihm: das wüßte ich nicht, ich wollte mich aber darnach erkundigen. Wissen Sie vielleicht die Ursache? Hier hat man keine andere Zeitungen als die *Etoile* u. die *Post*, und so werde [ich] einen Monat lang nicht erfahren, wie es in Europa aussieht. Haben Sie gelesen, daß man der Sontag in Berlin 12000 Taler jährlich angeboten, wenn sie dort bleiben wolle? Das ist mehr als meine ganze Erbschaft. Ich habe aber hier das Geheimnis ihrer Liebenswürdigkeit erfahren. *Der König liebt sie*, und jeder treue Untertan liebt sie daher auch. Es scheint doch, daß aus ihrer Heirat mit dem engl. Gesandten nichts geworden. Sehen Sie den Dr. Goldschm. nicht? Sie haben doch noch immer die alte liebende Ungeduld nach meinen Briefen, so daß Sie früh morgens nach der Stadt schicken. Die vergebene Gänge zu ersparen, bemerke ich Ihnen, daß Sie regelmäßig zweimal wöchentlich, nämlich *Montag* u. *Donnerstag*, einen Brief zu erwarten haben, es müßte mir denn etwas Ungewöhnliches vorfallen oder Sie sich besonders um mich verdient machen. Dann schreibe ich Ihnen einen

außerordentlichen Brief. Wenn Sie aber fortfahren, so viel Rettig zu konsumieren, tue ich nicht mehr als meine Pflicht. Adieu altes Bärbelchen

B.

195.

Nr. 4 *Ems, 24. Juni 1827*

Mein Onkel Mordochai, als er hier war, hatte die Diarrhoe – in unserer Sprache zu reden. Er selbst aber sagte: er habe das *Abweichen.* Dieses Abweichen würde nicht von mir weichen, müßte ich alle die sauern Besuche, die Sie bekommen, mitgenießen. Ich fürchte, aus uns wird nichts, und Sie bleiben sitzen! Lieber wollte ich doch alle Raupen des Birnbaums auf mir herumkriechen, als mich von so viel Menschenvolk plagen lassen. Was werde ich bei meiner Rückkehr für Arbeit haben, den Garten wieder von all dem Unkraut zu säubern! Zwei Pfannkuchen! Drei Krüge Bier! Gott weiß, wie viel Rettig, Sie schämten sich's zu sagen. Und die herrlichen Hochzeitsgäste, die Ihnen bevorstehen! Der bacherige Dr. Wolf, der so megussiv ist! Ich gehe hier auch mit allerlei Menschen um. Interessant ist keiner darunter. Die Juden, woran es hier nicht fehlt, meide ich, als wären es lauter Kandidaten. Aber da sind ein paar Jüdinnen aus Berlin, Mutter und Tochter und ein dicker Holländer, mit dem ich Schach spiele, die hatten mich doch erwischt. Die Frauenzimmer erkannte ich in den ersten Minuten daran, daß sie so *heines* waren und daß die Tochter sagte: die Musik *verhalle* – und der Holländer war ganz der reiche Lieferant aus den neunziger Jahren. Mich ärgerte es und daß ich nickt wieder loskommen konnte. Aber der Himmel schaffte mir diese Juden auf eine ganz eigene Art vom Halse. Ich hatte mich geirrt. Die Damen waren keine Jüdinnen, sie sprachen nur so affektiert Berlinisch, und

der dicke Holländer war ein russischer Fürst. Was ich ein Menschenkenner bin! Hätte ich nur schon den Brief an Süsschen geschrieben; ich bin in einer schrecklichen Lage. Muß es denn sein? Ist keine Rettung? Die Heuschrecken in Ihrem Garten machen mir aber die größte Freude, wenn ich bedenke, daß der Dr. Reinganum keinen Winkel findet, wohin er mit P. flüchten kann.
Ich habe meiner Schwester einen Brief geschrieben, worin ich ihr auseinandergesetzt, daß von den Möbeln im Garten mir doch wohl auch ein Teil gebühre, und sie solle die Sache vor ihrer Abreise arrangieren. Ich brauchte Spiegel, Vorhänge, Gardinen, alle mögliche Möbel. Und Bettzeug u. Weißzeug brauchte ich auch. Ich warte auf Antwort. [...] müssen gerupft werden, so viel als möglich. Sie können sich übrigens denken, daß ich über den Prozeß kein einziges Wort geschrieben. Ich möchte wissen, ob die gewisse Sache mit der Jette Fortgang hat; schreiben Sie mir doch darüber. Ich habe gestern das erste Mal im Kurhaus Mittag gegessen, und da habe ich bemerkt, daß dreimal so viel weibliche als männliche Badgäste hier sind. Wie führt sich Madame Wolf auf! Alle Tage einen andern Kurmacher. Besonders die Kammerherren zieht sie vor. Aber nicht eine einzige Dame geht mit ihr um. Vor allen Dingen schreiben Sie mir, wovon ich Ihnen schreiben soll. Ich weiß nichts. Dumm bin ich grade nicht, aber das Leben hier ist so einförmig. Ich will mich ankleiden. Wenn mir zwischen Stiefel und Hut noch etwas einfällt, sage ich es Ihnen. Auf jeden Fall adieu. – Noch eine wichtige Frage fällt mir ein. Im Wochenblättchen-Streif, den Sie mir geschickt, ist ja der Süsschen Bräutigam als Frankfurter israel. Bürger genannt, ist er denn das wirklich geworden, oder ist es ein Druckfehler. Ich kann mir das erstere gar nicht denken. Liebes altes Bärbelchen, ich bin Dein alter treuer Carl.

B.

196.

Nr. 5 *Ems, d. 27. Juni 1827*

Sie scheinen im Ernste böse darüber zu sein, daß ich in meinen Briefen gegen Ihre Besuche losgezogen. Ich will es nicht mehr tun, liebes blutjunges Bärbelchen, so schwer mir auch das Schweigen fallen wird. Wenn Ihnen alle diese Besuche Freude machten, wäre ich leicht darüber getröstet; aber ich weiß, daß sie Ihnen so wenig Freude machen als mir selbst und daß Sie sie nur aus Güte und Schwäche ertragen. Ich bleibe dabei, daß es jüdische Unbescheidenheit ist, wenn die Leute, nur um Ihren Garten zu benutzen, Ihnen den ganzen Tag auf dem Halse liegen. Ich bereue es nicht ein bißchen, gegen den [...] grob gewesen zu sein, denn seine Schwester mit ihren schönen Augen ist nicht weniger langweilig als er. Und was nützte sie mich in Gegenwart des Vaters? Übrigens habe ich sie noch nicht gesehen und habe auch nicht erfahren, daß sie hier ist. Aufsehen wird sie viel machen, denn es ist nicht ein einziges schönes Frauenzimmer hier. Mit meiner Gesundheit geht es so gut, daß ich von der Wirkung des Bades nicht das geringste spüre, und ich hoffe, daß ich im nächsten Jahre nicht werde nötig haben, nach Ems zu gehen. Das Emser Bad ist aber doch wirklich ein oft sehr heilsames. In meinem Hause logiert ein schon bejahrter Mann, der mit einem hohen Grade von Schwindsucht weit von der italienischen Grenze herreiste. Als er hier ankam, war er so schwach, daß er auf Krücken gehen mußte, und so krank, daß ihn die hiesigen Ärzte, aus Furcht, er möchte sterben, gleich wieder wegschicken wollten. Er aber ließ sich nicht zum Narren halten, blieb hier, läuft umher wie ein munterer Knabe und ist schon halb kuriert. Die hiesigen Ärzte mit ihrer unmenschlichen Politik sind doch elende Menschen! Das Wetter ist seit einigen Tagen kalt, und ich muß das Ba-

den oft aussetzen. Die vornehme Welt kömmt jetzt nach und nach angefahren. Fragen Sie doch Paulinen, wer die Duchesse de Plaisance ist? Sie wohnt in den 4 Türmen, kam zwar 6spännig hierher, lebt aber sehr ärmlich in einem schlechten Logis, geht ohne Gefolge und gekleidet wie ein Kammermädchen am Brunnen herum und ist häßlich, aber noch ziemlich jung. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß die junge Milens (Bolangaro) gestorben ist, die sich hier vor zwei Jahren mit dem preußischen Prinzen so glücklich tat. Wie vergnügt schien sie damals, wie mochte sie beneidet geworden sein! Und doch war sie die unglücklichste Person von der Welt, und der Gram hatte ihre Gesundheit zerstört. Ihr Mann war der lüderlichste Mensch in Frankfurt, war das ganze Jahr auf Reisen zu seinem Vergnügen und hat an allen Badorten Maitressen sitzen. Oft kam er erst um Weihnachten aus dem Bade zurück, oder vielmehr, er gab oft vor, im Bade zu sein und war an einem ganz andern Orte. Dieses und manches andere erzählte mir der Kellner hier im Hause, der 5 Jahre bei der Mutter der Bolangaro gedient hat.

Nannetts Beschreibung ihres Landlebens ist wirklich sehr anmutig. Ein solches Leben mit Gänsen, Schafen und meinem Bärbelchen möchte ich auch führen; aber vor lauter Vorwünschen komme ich gar nicht mehr ans Wünschen. Ich bin sehr verstimmt, wenn ich an die nächste Zukunft denke, und ich glaube nicht, daß Sie so viele Macht über mich haben werden, mich diesen Winter in dem [. . .] Frankfurt zurückzuhalten. Immer noch besser ohne Sie leben, als mit jenen andern allen. – Die Zeit hier wird mir lange wie gewöhnlich, ob ich zwar mit vielen Leuten umgehe, sowohl Herren als Frauenzimmern. Unter letztern gibt es mehrere, sogar junge Mädchen, die Schach spielen. Es ist zum totlachen, es gibt nichts Komischeres. Ich bin hier berühmt als der beste Schach-

spieler. Meine Rede über J. Paul ist sehr bekannt geworden; es haben schon viele mit mir davon gesprochen. Ich bin jetzt wieder so sauber, daß Sie mich nicht erkennen würden. Als ich mich das erste Mal badete, nach einem Jahre das erste Mal, oh! da hätten Sie meine Füße sehen sollen! Aber jetzt! Alles durchsichtig wie Kristall und zart gefärbt wie Vanille- und Erdbeereis untereinandergemischt.

Es ist schlecht von Ihnen, daß Sie mir die *andere* Frage (mit der Jette) nicht beantworten wollen. Ich möchte gar zu gern wissen, wie die Sache steht. Schon seit einigen Wochen besinne ich mich, ob ich niemals bei Ochs gegen die Jette räsoniert; ich erinnere mich aber nicht. Man kann sich in unserem Jahrhundert mit Räsonieren nicht genug in acht nehmen. Berg und Tal heuraten sich. Hätte ich nur den Brief an Süßchen schon geschrieben. Ich zweifle sehr, daß etwas daraus wird. Grüßen Sie mir den Hrn. Madame. Daß der immer noch in Frankfurt ist! Wissen Sie, was ich denke? Er hat kein Geld, nach Paris zu reisen. Er wird es mit Cotta gemacht haben wie [ich], aber C. mit ihm nicht wie mit mir. Sagen Sie ihm, er soll noch einige Wochen auf mich warten, ich würde ihn nach Paris begleiten – mit oder ohne Bärbelchen. Man findet Bärbelchens überall, aber nicht überall *Rettomanen* ... doch still! Zum Glück verstehen Sie das Wort nicht und werden zu dumm sein, es zu entziffern. – Warum hätte ich unrecht getan, meiner Schwester von den Möbeln zu schreiben? Wenn ich mich recht gemein und habsüchtig zeige, dann bekommen diese Leute erst Respekt vor mir. – Ich bin einige Mal verliebt, weiß aber nicht, wie die Frauenzimmer heißen. Die Zähne habe ich mir immer noch nicht geputzt, ich habe keine Zeit dazu. Ist es recht still in Ihrem Garten? Blühen die Rosen von Jericho noch immer wie sonst? Nun adieu.

B.

197.

Nr. 6 *Ems, d. 29. Juni 1827*

Ihren Brief Nr. 7 bekam ich früher als den Nr. 6. Da war denn wieder ein Jammer 5 Minuten lang. Ich glaubte, Nr. 6 sei verloren. Und kein Wort verstand ich. Ich merkte wohl, daß er sich auf einen frühern bezöge, dachte aber, Sie wollten mit Louis nach der Schweiz reisen. Aber schämen Sie sich denn gar nicht, mir so kleine Briefscheibchen zu schicken? Nr. 6 hatte sich in der Hand des Briefträgers unter das Couvert eines großen adligen Briefes verkrochen, darum fand er ihn später. Ganz in Verzweiflung rannte ich gestern nachmittag nach Hause und schrieb unter Donner und Blitz einige Zeilen an Süsschen. Sie müssen sie erst Sonntag nach der Trauung abgeben, denn ich habe Süsschen schon zur Madame gemacht. Ihnen eine Abschrift davon zu machen, hatte ich keine Zeit. Sie verlieren auch nichts dabei. Überhaupt kann ich kaum eine Viertelstunde zum Schreiben finden, denn Nachmittag macht es mir die Schläfrigkeit unmöglich. Bernhard Beer ist hier angekommen. Er sieht schlecht aus und klagt sehr. Der Mann scheint ungemein ängstlich zu sein; er ist ganz verwirrt. Eine Madame Behrens aus Frankfurt, Witwe eines Arztes, hat sich hier durch Fallen den Fuß so beschädigt, daß sie nicht im Wagen zurückreisen kann. Sie hat sich von Frankfurt eine Yacht bis hierher kommen lassen. Das war eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Gehen Sie denn nicht auf Süsschens Hochzeit? Sie müssen doch wenigstens Abschied von ihr nehmen. Das Kaffeebrett haben Sie nun auch wieder bezahlt. Wo Sie das viele Geld auftreiben, ist mir wirklich ein Rätsel. Das, was Sie von mir bekommen, reicht zu allen den Ausgaben nicht hin, und ich komme immer wieder zu meinem alten Argwohn zurück, daß Sie heimliche Liebhaber haben müssen. Ich

wünschte, Sie machten sich einmal einen Vorwand, in mein Logis zur Worms zu gehen. Vielleicht hören Sie etwas von ihr, meine Familie betreffend. Sie können sich ja anstellen, als wollten Sie von meinen Sachen etwas für mich holen. Es müßte aber früh morgens sein, wenn die Worms zu Hause ist. – Macht Pauline Fortschritte im Christentum? Geht sie zu Kirchner in den Garten und um welche Zeit? Sie sollten mir darüber etwas Ausführliches schreiben. Schöne Esther, ich werde täglich fester in meiner Meinung, [. . . . . .] und Sie selbst kann trotz meiner Liebe nur die Taufe retten.

Sie werden erst den nächsten Mittwoch einen Brief von mir bekommen. Ich bin nicht dumm, aber Ems ist's. Es gibt mir keinen Stoff. Ich freue mich auf die Rückkehr und aufs *Arbeiten!* Ich kann nicht vergnügt sein, wenn ich nicht arbeite, und hier muß ich müßiggehen. Es ist gar zu langweilig hier. Könnten Sie mir nicht den Kandidaten Kümmel auf einige Wochen verschaffen oder sonst einige andere Rettige. Ich wollte gern die Kosten bestreiten. Adieu Engel

Dr. Börne, geb. Wohl

198.

Nr. 7 *Ems, d. 3. Juli 1827*

Ein furchtbares Gewitter steht am Himmel, und ich werde wie Jupiter unter Donner und Blitz mit meinem geliebten Menschenkinde sprechen; wenn ich aber dem Jupiter in allem gleiche, sogar in der Treulosigkeit, so habe ich doch nicht sein Liebesglück und bin doch jetzt mit meinem oft gewaschenen Gesichte immer noch reizender als ein Stier oder ein Schwan. Nicht einmal den Namen kenne ich meiner hiesigen Geliebten, nicht gesprochen habe ich sie ein einziges Mal, nur angesehen oft; sie mich aber nicht. Ist das Verstellung? Ist das Ge-

genliebe? Es sind aber auch keine Erdenkinder, sondern Gräfinnen. Der Adel hier macht mich wieder ganz toll. O teure Esther, [. . . . .], dann rotte ich den Adel auch aus. Das ertrage ich nicht länger. Welch eine sinnreiche Maschine das ist, welch ein künstliches Räderwerk, und wie still, sicher und schnell das schafft und trabt! Wir andern armen Teufel müssen mit Händen und Füßen arbeiten und bringen es nicht weit. Was die anmaßend sind ohne Geräusch und mit welcher Feinheit sie grob sein können — ungestraft grob — ob ich sie beneide! Da ist hier eine Berlinerin, eine Bürgerin, die hat ein artiges Kind, welches der Liebling zweier adliger Damen ist. Sie spielen mit ihm, liebkosen es und führen es den ganzen Tag an der Hand umher. Und um die Mutter bekümmern sie sich gar nicht und sprechen kein Wort mit ihr! Und die dumme, blöde Mutter, die ihr Kind nicht aus den Augen verlieren will, geht stundenlang hinter den Damen und ihrem eigenen Kinde her, als wäre sie eine Magd, und wagt nicht, mit den genädigen Weibern in eine Reihe zu treten oder mit ihnen zu sprechen, und sooft sie umkehren, kehrt sie auch um, und immer hintendrein. Und die Frau ist doch eines Doktors Frau und wahrscheinlich von gleicher Bildung als jene. Das ist der Übermut; jetzt etwas von ihrem Glücke. Ich habe Ihnen von einem dicken russischen Fürsten schon geschrieben, den ich für einen holländischen Juden gehalten. Er ist die beste Seele von der Welt, sehr lustig, sehr freundlich, lacht immer, drückt jedem die Hand, schwätzt angenehm. In England ist er erzogen, denkt wie ein Engländer, denkt wie ich, spricht aber besser und ist weit unterrichteter, als ich es bin. Er reist aus einem Lande ins andere, verspielt täglich sein Geld und läßt sich täglich von seinem Bankier neues schicken. Lord Byron hat er oft in Italien gesprochen, Napoleon in Polen, mit Wellington hat er Schach gespielt, er kennt alle bedeu-

tende Männer seiner Zeit. Dabei ist er noch so glücklich, nicht regierender Fürst zu sein, denn er hat einen ältern Bruder. Warum ist dieser dicke Kerl glücklicher als ich, warum reicher, artiger, gesprächiger, unterrichteter? Bloß weil er von Adel ist. Mein Großvater, — hat mir gestern jemand erzählt, der vor 40 Jahren Piquet mit ihm gespielt in Lüttich und mich gleich beim ersten Anblick als den Enkel erkannte, war mehrere Millionen reich. Wäre er von Adel gewesen, wäre ihm und seinen Kindern verwehrt gewesen, das Vermögen zu verschleudern, wäre ich armer Enkel auch reich, und mein liebes Bärbelchen, die ich bloß aus Ökonomie nicht gezwungen habe, mich nach Ems zu begleiten, säße an meiner Seite. Nein, so darf es nicht länger bleiben.
Sagen Sie der Pauline, ich müßte durchaus wissen, wer die Duchesse de Plaisance ist. Nach der Fremdenliste ist sie eine geborene Marquise de Barbé-Marbois. Es wäre ja ein Schimpf, wenn die Pauline dieses nicht herausbrächte. — Konnten Sie im Ernste glauben, ich hätte wegen meiner Liebschaften die Pariser Zensur vergessen. Ich hatte einen ganzen Tag Herzweh davon. Nun, Gott wird auch diesmal helfen. — Ich habe meine Zähne geputzt — auf mein Ehrenwort. Jetzt schnell heraus mit der Sache. — Ich hätte mir nie im Traume einfallen lassen, daß ich so berühmt in der Welt bin. Und was die Leute Respekt vor mir haben! Mancher Badgast hat gar nicht den Mut, meine Bekanntschaft zu machen. Endlich faßt er sich ein Herz und gesteht es mir ein, er sei immer zu ängstlich gewesen, mich anzureden. So erging es mir schon mehrere Male. Mich interessiert das aber so wenig, daß ich von den wenigsten meiner Bekannten auch nur den Namen weiß. Ein Berliner Doktor sagte mir heute, es habe ihm gestern jemand erzählt, ich redigiere die Deutsche Pariser Zeitung und bekäme jährlich 40000 fr. dafür. Wenn das wahr wäre! Das wäre eine Partie für

Bärbelchen! – Dem Dr. Goldschmidt habe ich schon Sonntag geantwortet. Der will haben, ich solle vorläufig abteilen, das tue ich aber auf keine Weise. Wenn ich erst mein Geld habe, würde ich bald des Prozessierens überdrüssig sein. Es wäre ja lächerlich, 18 000 fl. zu nehmen, da mir meine Brüder 21 000 geben wollen. Natürlich täten sie es aber nicht, wenn ich nicht allen weiteren Ansprüchen entsagte. Habe ich nicht recht? Lassen Sie sich das von Reinganum erklären. – Adieu – Ihr

B.

199.

Nr. 8 *Ems, d. 4. Juli 1827*

Der schlechte Kerl von Briefträger hat mir Ihren gestrigen Brief, der schon morgens angekommen, erst abends gebracht, und darum geschah in meinem Schreiben keine Erwähnung davon. Ist es denn wirklich wahr mit der Jette? Was andere Leute schnell heuraten! Ich bin auch und ernstlich der Meinung, daß der Louis ein großes Glück macht. Was Aberle in seiner Sprache sagte und lobte, ist doch eigentlich sehr richtig. Das wird jetzt eine Freundschaft sein zwischen den Ochsen und den Rindsköpfen! – Der Gott meiner Väter hat mir eine Bonner Cousine nach Ems geführt, daß die Liebe zu Israel in mir nicht untergehe. Gesehen habe ich sie noch nicht. Aber sie pflegte mich vor 2 Jahren, wo sie auch hier war, immer mit *Herr Vetter* zu grüßen und so laut, daß man es jenseits der Lahn hören konnte, und sie spricht immer in *ö* und *ü*. Da werde ich wieder eine Schlacht zu liefern haben. Der Bernhard Beer bat mich, Ihnen zu schreiben, daß er wieder ganz gesund sei (wie es sich auch wirklich verhält), damit Pauline es gelegentlich seiner Frau erzählen könne, die sehr ängstlich um ihn wäre. Mit dem Kandidaten Kümmel ist es hoffentlich nur ein Scherz. So plagen werden Sie mich doch nicht. Ich werde wahr-

scheinlich erst den 19. wieder zu Hause sein. Kalte Tage haben mich mehrere Male genötigt, das Baden auszusetzen, und ich muß daher, um die gehörige Anzahl der Bäder zu gebrauchen, einige Tage länger hier bleiben. – In meinem *Narren*-Buch war ja ein neues Kapitel angefangen, das Sie noch nicht kannten. Ich erinnere mich des Inhalts nicht gefiel. Gefiel es Ihnen? – Meine Brüder dürfen den Garten ohne meine Einwilligung nicht verkaufen und sie werden es auch wohl nicht tun. Ich werde natürlich auf öffentliche Versteigerung antragen. –

Dein

Carl

200.

Nr. 9 *Ems, d. 6. Juli 1827*

Sie sind sehr lieb, wenn Sie mich necken, und ich weiß immer vorher, daß Sie den Brief nicht schließen, ohne meine kranke Neugierde geheilt zu haben. Aber an die Geschichte von Bamberger glaube ich nicht. Nicht weil er nicht schön, nicht jung, nicht liebenswürdig, nicht gut und klug ist; sondern weil er nicht Geld genug hat. Auch Bernhard Beer zweifelt daran. Er sagt, er könne sich wohl denken, woher das Gerücht kommen möge. Der Bamberger, der auf der Pfingstweide wohnt, halte mit meiner Schwester in unserm Garten gute Nachbarschaft und habe neulich mit ihr und ihren Töchtern eine Partie nach Eppstein gemacht. Der fehlte noch unserer Familie! Einen Gecken haben wir noch nicht.

Schreiben Sie mir doch die Adresse der Mad. Ochs in Wiesbaden, daß ich sie besuchen kann, wenn ich etwa durchkomme. Doch werde ich wahrscheinlich meine Rückreise über Koblenz nehmen und auf dem Dampfschiffe machen. – Wenn die Zeit meiner Ankunft nahe ist, bestellen Sie doch bei Worms, daß mein Bett überzogen und das Zimmer reingemacht werde. Muß ich

denn an alles denken? Wozu habe ich mir denn ein Bärbelchen angeschafft?
Was Goethe von den Titeln und Orden denkt und sagt, ist ganz seiner schlechten Natur gemäß. Man gibt jetzt Leuten von Verdienst gern Titel, um sie vom Volke abzusondern, damit dieses ohne Wert bleibe und man sagen könne, es sei ohne Wert. In meinen Augen ist jeder Titel ein Bedientezeichen, ein Hofrat ist ein Johann, und jeder Johann hat einen Herrn. Das mag freilich manchmal ein Blitzableiter sein; aber wäre Goethe und wären die andern Geistesstarken nicht immer so herzensschwach und erbärmlich gewesen, hätten sie die Götter, welche blitzen, schon längst herabgestoßen, und man brauchte keine Blitzableiter. Ich wollte ein Straßenräuber sein und an meine Seligkeit nicht verzweifeln, aber ich würde zittern, sobald es dunkel wird, wenn ich je von diesen Griechenmördern einen Titel, einen Orden oder sonst eine Gunst annähme. O die Griechen! Jetzt wird es sich zeigen, ob es ein Gott gibt.
Ihr Regenschirm war noch nicht ein einziges Mal aus seiner Scheide. Jetzt zum ersten Mal, da es eben regnet, nehme ich ihn mit an den Brunnen. Was wird mir der Arm weh tun. – Ich hatte mir so fest vorgenommen, Ihnen wöchentlich nur zweimal zu schreiben, und ließ mich von diesem heilsamen Grundsatze doch immer wieder abwendig machen. Man muß euch Leuten den Brotkorb hochhängen, sonst werdet Ihr gar zu übermütig. Jetzt bekommen Sie aber auch bestimmt vor Mittwoch keinen Brief. Ihr guter Freund

Börne

201.

Nr. 10 *Ems, d. 8. Juli 1827*

Zuerst meine Bitte: inliegendes Zettelchen an Dr. G. zu besorgen und zwar *gleich*. Ich habe darin gesagt, daß ich

heute über 8 Tage abreise, das sagte ich aber nur, daß er mir später nicht schriebe. Ich werde aber wahrscheinlich erst Dienstag abreisen. Ochsens Adresse in Wiesbaden vergessen Sie ja nicht mitzuteilen. Ich habe von der närrischen Partie meiner Nichte so die Brust voll, daß ich, um mich zu erleichtern, mit der Fanny Ochs klatschen muß. O Zeiten, o Sitten, o Bamberger! Erzählen Sie aber niemanden, daß ich mich über die Pfingstweid-Partie lustig mache. Ich will gerade jetzt es mit meiner Schwester nicht verderben. Diese hat mir auf meinen Brief, von dem ich Ihnen zu seiner Zeit erzählt (Möbel betreffend), nicht geantwortet. Diese Art Leute zittern, nur ein schriftliches Wort von sich zu geben. Was Sie vom Narren-Kapitel sagten, ist ganz richtig. Ich werde es auch weglassen. Die Kraus' sind mir gut? Cheduschim! Wer ist mir nicht gut? Die Geschichte von [...] war mir bekannt. Er wird jetzt wahrscheinlich von Paris weggelaufen sein. Von *zwei* verspäteten Briefen ist mir nichts bekannt, sondern nur von einem, dessen Verzögerung bloß daher kam, daß es morgens stark regnete und der Briefträger nicht naß werden wollte und wartete bis auf den Abend, wo ich an den Brunnen kam. Seien Sie ohne Sorge, erbrochen und gelesen hat ihn keiner. O Bamberger! Ein dänischer Edelmann in meinem Hause reist von hier nach Italien. Er wünscht, daß wir die Reise zusammen machten. Ich habe mir aber fest vorgenommen, Italien nicht anders als in Gesellschaft meines Vetters Bamberger zu sehen. Was der auf dem Kolosseum für Gedanken haben muß. Wissen Sie, wer diese Partie verfertigt hat? Bestimmt keine andere als meine Freundin Ristkeche. – Es scheint mir fast, als hätten Sie meinen letzten Brief, der Samstag in Frankfurt angekommen sein muß, noch nicht erhalten, als Sie Ihren abschickten. Ist es so? – Soll ich denn wirklich den nächsten Winter in Frankfurt bleiben? Soll ich jeden Mittag,

wenn ich zu Ochs gehe, meinen Vetter Bamberger, der in einem schmutzigen Barchkäppchen an seiner Ladentüre zu stehen pflegt, grüßen müssen? Soll der größte Mann seiner Zeit ein solches Philisterleben führen? Oh! ich könnte Sie erwürgen, die an allem schuld ist. Auch kein Wörtchen mehr. Ewig Ihr Feind.

B.

202.

Nr. 11 *Ems, d. 10. Juli 1827*

Ich verspreche Ihnen, nicht mit dem Dampfschiffe zu reisen und ich verspreche es Ihnen ganz unentgeltlich. Sie sollen *nicht* nach Wiesbaden kommen, so glücklich es mich auch machen würde, Sie einen Tag früher zu sehen. Aber erstens fürchte ich, Sie kommen in unangenehmer Gesellschaft, und zweitens kann ich den Tag meiner Abreise nicht genau bestimmen. Spätestens reise ich Dienstag ab, vielleicht aber Sonntag oder Montag. Es kömmt darauf an, wie bald ich eine Retourgelegenheit finde, denn ich möchte mir nicht gern einen eignen Wagen nehmen. Vergessen Sie ja nicht die Adresse von Ochs und Dr. Goldschmidt. Nächsten *Samstag* schreiben Sie mir zum letzten Mal. Daß aber Ihr Brief zeitig auf die Post geschickt werde, daß er sonntags sicher hier ankomme. Mit der Bamberger-Partie ist es eine wahre Schweinerei. [......]. Daß Schmitt so krank ist, ist sehr traurig. Ich zweifle, daß dieses Folge von Gemütsbewegungen sei, doch ist es möglich. Die Weiber haben den traurigen Vorzug, Leiden besser als Männer zu ertragen, sie sind zum Leiden geboren. Weinen Sie über die Griechen auch? Wie beneide ich den Bäcker Binding in Frankfurt, der hier ist. Er läßt sich regelmäßig das Frankfurter Wochenblättchen schicken, liest es hier im Garten mit sehr großer Aufmerksamkeit, und die Griechen und die Zensur haben ihm wahrscheinlich noch nie den Teig verdorben.

Alle Tage das Nämliche tun und das Nämliche denken, so muß man leben, um glücklich zu sein. Ist denn die Jette wirklich verliebt und war sie es schon längst gewesen? Wer hätte das gedacht! Aber stille Wasser sind tief. Wenn sie glücklich ist, freut es mich herzlich. Ein glücklicher Mensch, das ist eine Neuigkeit, das ist unterhaltend. Wären nur alle Menschen so glücklich oder so zufrieden, als ich es bin! Sie wären es, wenn sie nur immer, gleich mir, genau wüßten, was sie haben und was ihnen fehlt. Wenn die Erfüllung meiner Staatsbürgerpflichten leicht vonstatten geht, wenn mein Blick nicht verdunkelt ist, bin ich immer zufrieden, denn ich berechne, daß mir ein Kapital von Glück bleibt, wenn auch nicht immer die Zinsen bezahlt werden, und um den Kurs, um das, was andere vom Glück halten, bekümmere ich mich nicht. Zu Hause will ich der Jette erzählen, was sie mir seit mehrern Jahren schon für Sorgen gemacht hat, um wieviel Partien für sie ich schon beratet worden. Ich will sehen, ob sie dankbar ist. Haben Sie noch für keine andere Sorge gesorgt, da Ihnen nun die Jette genommen ist? Nur den Mut nicht verlieren, liebes Bärbelchen. Ich brauche bald Geld. Haben Sie in der Zeitung die schrecklichen Naturphänomene in Kalabrien gelesen? Wasservulkane, ein Meer aus der Erde heraus, ganz neue Plagen. Aber so muß es kommen, wenn es besser werden soll. Das ist Gottes Zensur. Ich schreie jetzt auch wie die Johanna von Montfaucon, worüber ich herzlich lachen mußte: es blitzt, es *muß* blitzen. Es tut mir leid, daß der Louis nicht zu Hause, ich wäre so begierig, zu sehen, wie der und die Jette zusammenleben, ich kann es mir gar nicht denken. Sie könnten auch ein Louis haben, wenn Sie wollten. Zum Glück ist der verdammte Prozeß da, der mich in Frankfurt noch aufhält – zum Glück für Sie. Hätte ich mein Geld, lief ich in die weite Welt und ließ Bärbelchen sitzen. Kommen Sie vielleicht

noch diese Woche in die Stadt, so nehmen Sie meinen Sekretärschlüssel mit und legen Sie ihn, ohne es jemanden im Hause sehen zu lassen, in die Tischschublade *unterm Spiegel*. Doch brauchen Sie darum nicht hereinzukommen. Den nächsten Samstag erhalten Sie wieder Brief von mir, früher nicht. Quel sera mon bonheur de me jeter a vos pieds, de baiser vos mains et d'oser aspirer à vos joues! Liebe mich wie ich Dich. B.

203.

Nr. 12 *Ems, 12.–13. Juli 1827*

Freue Dich Bärbelchen! Dein Geliebter kömmt schon Sonntag zurück. Es ist mir gegangen, wie es oft schwangern Weibern ergeht – ich habe mich verrechnet. Meine Zeit ist Samstag schon aus, und ich werde an diesem Tage (morgen also) abreisen. Sie haben aber recht, mich einen Pedanten zu nennen. Gibt es denn eine größere Pedanterie, als seit zehen Jahren eine und dieselbe Person zu lieben? Man sollte nicht glauben, daß ein Schulfuchs wie ich solche geistreiche Sachen habe schreiben können. Nach Empfang dieses schreiben Sie mir also nicht mehr; sollte es aber schon geschehen sein, hat es auch nichts zu sagen, ich werde auf der Post bestellen, daß man mir den Brief zurückschicke. Sollte ich aber Sonntag nicht kommen, müssen Sie darum nicht ängstlich sein. Solche Erinnerungen sind bei Ihnen immer nötig, denn Sie haben ein leckes Herz, man mag pumpen so viel man will, die Ängstlichkeit dringt doch immer wieder hinein. Vielleicht bekomme ich Samstagmorgen vor meiner Abreise noch einen Brief von Ihnen. Ich wünsche es besonders, wegen Ochs' Adresse. Doch habe ich im Notfall ein Mittel, O[chs'] Wohnung in Wiesbaden zu erfahren. Da Sie vor Freude über meine Ankunft nicht wissen werden, was Sie tun, will ich statt Ihrer meine Empfangsfeierlichkeiten höchst eigenhändig bestimmen. Sonntag-

morgen zieht Bärbelchen ein weißes Kleid an, und wenn man sie frägt, warum sie so geputzt ist, wird sie rot. Um 12 Uhr Mittag fängt ihr das Herz zu klopfen an. Um diese Stunde werden die Schweine auf der Pfingstweide in Reih und Glied gestellt, der Schweinejunge an ihrer Spitze. Es wird bis spätestens 2 Uhr mit dem Essen gewartet. Von 12 bis 2 sieht Bärbelchen im einem fort nach Kirchners Garten, ob ich komme. Sobald sie mich erblickt, eilt sie mir entgegen. Ich aber gehe ruhigen Schritts an ihr vorbei, als kennte ich sie gar nicht. Gekocht wird: Frische Supp, Bohnen oder Zuckerschoten und Braten. Abends große Assemblee und Präsentation in folgender Ordnung: 1. Madame Schnapper. 2. 3. Die Kinder. 4. Der Kandidat. 5. 6. Herr und Mad. Hess. 7. Lehmann. 8. Die Wohl von der Brück. 9. Mordochai. 10. u. 11. Herr und Mad. Rindskopf. 12. Herr Madame. Sie wissen, daß ich immer nach Ems sehr reizbar bin und ich nicht den geringsten Widerspruch dulde. Daß also ja alles nach meinem Willen gehe. Und wenn ich sage schwarz ist weiß, so bleibt das richtig 4 Wochen lang. Dann zanken wir uns wieder.

Meine Schwester hat mir heute geschrieben, sehr freundschaftlich. Auch mein Schwager einige Worte. Wegen der Möbel schreibt sie, die gehörten der Mutter, und freiwillig wolle sie nichts geben, sie wäre aufgebracht gegen mich, und ich solle mich mit meinen Brüdern versöhnen, und es gäbe *keine beßre Freunde als Verwandte*, und jetzt, da ich mehrere Wochen allein gewesen und keiner auf mich eingewirkt, würde ich zu bessern Gedanken gekommen sein – u. dergl. dummes Zeug mehr. Meinen Teil Wäsche wird sie mir zu Worms schicken, nämlich: 27 Hemden (!), 8 Sacktücher, 24 Halstücher (!) u. 8 Strümpfe – sie reist Dienstag ab, und es ist mir lieb, sie vorher noch zu sprechen. Die Heirat betreffend schreibt sie: „Sophie ist Braut mit A. B., sie ist sehr vergnügt u.

sogar verliebt, mein Mann und ich sind auch zufrieden. B. steht allgemein in gutem Ruf u. ist als brav u. solid überall bekannt; der Allmächtige gebe seinen Segen dazu und mache beide zufrieden u. erhalte sie gesund." Sie sehen, wie die Menschen sind. Sie wollen, Gott soll ihre dumme Streiche wieder gut machen, ja, sie segnen. Aber plaudern Sie nicht, ich mag die Freundschaft ohne Not nicht steigern [?]. — Nach Bonn reise ich nicht. Es hilft zu nichts. — Von Lindner in München habe ich einen Brief bekommen voller Freundschaft u. Komplimente. Er nennt mein Herz einen „Palast" — dann ist Bärbelchen Dame du Palais. Das wäre also der letzte Brief. Also auf übermorgen frische Supp und Schweineparade. Also dieses Ems wäre auch vorüber, und ich wußte, es würde vorübergehen, und hatte Geduld. Ach, die glückliche Jugend, die noch ungeduldig ist, weil sie nicht weiß, daß alles, alles endet! Aber in Frankfurt, ich weiß es, werde ich wieder jung — es ist gar zu arg.

B.

204.

Nr. 1 *Gelnhausen, d. 7. Febr. 1828*
Abends 8 Uhr

So lang, so lang
Hab ich mein Schatz nicht gesehen.

Seit 4 Uhr sind wir hier. Ganz ausgehungert kam ich an und habe seit langer Zeit nicht mit so großer Lust gegessen. Ein ganz vortrefflicher Wein wächst hier. Lindenau hat sich wohl sein lassen mit meinem Teile. Die Gegend ist sehr schön. Von dem Wasser haben wir nichts zu leiden gehabt. Nach dem Essen besuchte ich den Apotheker und Senator Cassebeer, den ich im Weinhause traf. Er ließ auftischen Essen und Wein und verzehrte mit Vergnügen meine Portion auch. Er hielt mich für einen Naturforscher, sprach mit mir von der Entwicklung des Samens, worin er neue Entdeckungen gemacht, und ich hielt mich ganz brav, ohne ein Wort zu sprechen. Ich hörte geschickt zu. Schon mehrere Frankfurter Naturforscher, die hier durchkamen, haben ihn besucht. Er ließ es sich nicht nehmen, mich den weiten Weg in mein Wirtshaus zu begleiten, und sagte mir: „Wir Naturforscher müssen einander durchhelfen." Er sagte mir: „Ich lebe hier sehr glücklich, habe mein Auskommen, botanisiere, und – bin Witwer", – setzte er in der Zerstreuung hinzu. – Da sitze ich sehr behaglich in einem warmen Zimmer. Lindenaus Stube ist neben der meinigen. Der arme Mensch ennuyiert sich. – Wahrscheinlich übermorgen den zweiten Brief. Ich wittere, die Reise wird mir weniger Langeweile machen, als ich gefürchtet. O Metzger-Mariechen, brech' durch! Der Wagen ist sanft und bequem. Meine Schuhe tun mir sehr wohl, und schon war mir das Bett, obzwar zusammengerollt, nachlässig zu den Füßen geworfen, sehr behaglich. – Adieu Metzger-Mariechen. Ich weiß nicht, wie ich es machen

soll mit den Nadelstichen. Der Lindenau sitzt mir gegenüber und sieht mir ins Gesicht. Heute keine Nadelstiche.

B.

Herrn
Jakob Beer-Rindskopf
Für
Mad. Wohl
in
Frankfurt a. M.

[Beigeheftet ein Zettel mit Anweisungen zur Begleichung verschiedener Rechnungen; am Ende:]

Schuhmacher Schulz

1 Paar Kaloschen geflickt.

Madame Wohl

Vom 7. Februar an täglich 100 Küsse.

205.

Nr. 2 *Fulda, d. 8. Febr. 1828*
Freitag abends 7 Uhr

So lang, so lang
Hab ich mein Schatz nicht gesehen!

Um 8 Uhr diesen Morgen fuhren wir von Gelnhausen ab, um 4 Uhr nachmittag kamen wir hier an, und ich Faulenzer wollte nicht weiter. Das heißt doch Spazierenfahren. Lindenau ergibt sich in sein Schicksal. Er ist mir von großer Erleichterung. Ich habe für gar nichts zu sorgen. Heute war es ziemlich kalt, und da habe ich die Wohltätigkeit Ihrer Einrichtungen so recht genossen. Die Überschuh sind vortrefflich und das Bett unvergleichlich. Man könnte damit nach dem Nordpole reisen. Wir haben einen sehr bequemen Wagen. Der Kuchen, der Zucker, alles, was mir mein gutes Mütterchen mitgegeben, hat mir sehr wohlgetan. Der Lindenau ist sehr gefällig und, wie schon gesagt, für mich von großen Nutzen; aber (im

Vertrauen), er ist ein wahrer Gedankenmörder; es traut sich kein Gedanke den Fuß aus meinem Kopfe zu setzen, wenn er in der Nähe ist.

Als mich der gute, dicke Cassebeer in Gelnhausen so freundlich aufgenommen, bloß weil ich mich für einen Naturforscher ausgegeben, da erinnerte ich mich wieder eines alten Wunsches, daß solche jährliche Zusammenkünfte auch unter andern deutschen Schriftstellern veranstaltet werden möchten. Ich habe mir vorgenommen, dieses in Berlin zur Sprache zu bringen und vielleicht darüber in der Mittwochsgesellschaft eine Vorlesung zu halten. Freilich werde ich dort den Hauptgedanken verschweigen, ja mir ganz andere Vorstellungen in dieser Sache andichten müssen. Denn für die Wissenschaften bringen solche Gesellschaften (nämlich die jährlichen Versammlungen) keinen Gewinn, wohl aber für das Leben – und so etwas darf man in Berlin nicht auseinandersetzen. Die Errichtung einer Ideenmesse wäre doch etwas Schönes!

Heute doppelte Nadelstiche, Dich für das gestern Versäumte zu entschädigen. – Die Willemer hat doch nicht Wort gehalten, mir eine Empfehlung an die Arnim zu schicken. – *Vergessen Sie die Wechsel nicht!* – Wenn ich so wie bis jetzt langsam weiterreise und einen kleinen Aufenthalt in Weimar, Weissenfels und Leipzig dazurechne, werde ich wohl vor Freitag nicht in Berlin sein. Aber was liegt daran? Der arme Lindenau ist geprellt! Er dachte, mich zu prellen und mich zu Nachtreisen zu verleiten! – In einen Ihrer Briefe mögen Sie einige freundliche Worte für Lindenau, meinen Mentor, bringen; es freut ihn gewiß. – Adieu lieb' Metzger-Mariechen! Brech durch, sobald Du kannst, und eile in die Arme Deines Völkers. – Ich werde diesen Brief morgen auf dem Wege auf die Post geben. Das Postzeichen zeigt dann, wo es geschehen. Dein Carl

206.

Nr. 3 *Eisenach, Samstag, d. 9. Febr. 1828 abends*

Im Mondschein, im Mondschein
Da sieht der Dieb ins Fenster hinein . . .

Wenn einer in Frankfurt nachts auf den Ball fährt, hat er mehr Strapazen als ich auf meiner Berliner Reise. Es ist närrisch! Von morgens 8 bis abends 5 Uhr. Hören Sie aber auch, wenn wir nach Berlin kommen werden. Morgen Sonntag 5 Uhr sind wir in Weimar. Montag nachmittag in Weissenfels, wo wir bleiben und wo ich Müllner besuchen werde. Dienstagmittag in Leipzig, wo wir verweilen. Mittwochabend in Wittenberg. Donnerstagabend in Potsdam. Freitagmittag um 12 Uhr in Berlin. Also 9 Tage! Was wird Flörsheim lachen, wenn er von Lindenau erfährt, daß wir Extrapost 9 Tage nach Berlin gebraucht haben. Aber bin ich ein Narr? Vernünftige Leute werden das Gegenteil sagen. Wie bequem fährt man Extrapost! Ich bin schon verwöhnt und glaube kaum, daß ich mich je werde entschließen können, in einem Hauderer oder mit dem Eilwagen zu reisen. — Es war heute schönes Wetter, aber sehr kalt. Doch wir sitzen warm hier im Zimmer. Gott segne Dein Bett, es war mein Heil. Kein Fächer voll Luft kömmt an meine Füße. — Als ich die Wartburg vorbeikam, wo Luther dem Teufel das Dintefaß an den Kopf geworfen (noch zeigt man den Flecken an der Wand), fiel mir ein: wie schön sinnbildlich das sei. Ja, das Dintefaß muß man dem Teufel an den Kopf werfen; ihn zu verjagen, muß man schreiben und immer schreiben gegen ihn. Darum haßt der Teufel die Dinte. (Gehört zu meinen künftigen Reisebildern). O Hans! — Bis jetzt ist schon (oder erst) ein Dritteil des Weges zurückgelegt. — Der Milchkuchen tut mir vortreffliche Dienste, morgens und abends.

Weimar. Sonntag, d. 10. – Hrn. v. Holtei, der hier im Hause logiert, brachte ich einen Brief von Oppenheimer. Die Überraschung dieses Mannes hätten Sie sehen sollen! Er war in Frankfurt vor einiger Zeit, hatte aber keinen gefunden, der ihn bei mir einführte. Er habe sehnsuchtsvoll zu meinen Fenstern hinaufgesehen. Er führte mich zur Frau Schopenhauer, wo wir Tee tranken. Lindenau war mit. Ich wollte anfänglich nicht hingehen; als er mich aber versicherte, die Schopenhauer würde sich totfreuen, mich zu sehen, bekam ich große Lust, einmal eine alte Frau umzubringen, und ging. Doch sie starb nicht an mir. Sie sieht der Madame Kramm sehr ähnlich, nur ist sie älter. Da wurde viel von Literatur gesprochen, und ich bekam einen Vorgeschmack von Berliner Art. Ein Professor Wolf, getaufter Jude, „erster deutscher Deklamator" und hier angestellt, besuchte mich. Ein hübscher Mensch, der ein Weimarer Mädchen heiraten wird. Holtei drang sehr in mich, morgen zu Goethe zu gehen, es werde ihn sehr freuen. Doch habe ich es abgelehnt. Als ich heute gegen Weimar zufuhr und es vor mir lag, mit seinen roten Dächern im Wintersonnenschein, kalt und freundlich, und ich dachte, daß Goethe darin schon länger als funfzig Jahre wohne, daß er es nie verlassen (er war weder in Paris noch in Berlin) – da überfiel mich wieder der alte Groll gegen diesen zahmen, geduldigen, zahnlosen Genius. Wie ein Adler erschien er mir, der sich unter der Dachtraufe eines Schneiders angenistet. Und ein solcher Mensch sollte doch ein fleischfressendes Tier sein und nicht wie ein Spatz Gerste essen, auch nicht aus der schönsten Hand. Der Hof, wo er schon länger als ein halbes Jahrhundert angekettet liegt, soll der steifeste, lächerlichste Hof sein, den man sich nur denken kann (erzählt Holtei). Jeder Bürgerliche wird streng ausgeschlossen. – Holtei sagte mir, daß mein Bild in mehrern Häusern hänge. Man habe sich meinen Auf-

satz über die Sontag überall aus den Händen gerissen. — Lindenau hat mich in einem der Wirtshausbücher eingeschrieben: „Dr. Börne und Gefolge.“ — Heute war es fürchterlich kalt, und ich dachte nur immer an Ihre ängstliche Sorge für mich, da Sie in Frankfurt wahrscheinlich auch kalt haben. Die Kälte merke ich bloß dem Postillon an, ich selbst bin geschützt und fühle mich in freier Luft viel gesünder als in Frankfurt. Dort hatte ich seit einigen Wochen häufigen, oft starken Husten. Seit ich reise, habe ich noch nicht ein einziges Mal gehustet.
Ich werde diesen Brief morgen zwischen hier u. Weißenfels auf die Post legen. Dein treuer Völker.

207.

Nr. 4 *Weißenfels, Montag, d. 11. Febr. 1828*

Im Mondschein, im Mondschein
Da sieht der Dieb ins Fenster hinein.

Was bin ich so froh, daß ich bei diesem kalten Wetter nicht in Frankfurt bin, sondern auf der Reise. Dort müßte ich um 6 Uhr abends in den Gelehrtenverein, um 8 Uhr eine alte Bekanntschaft besuchen und in der fürchterlichsten Kälte nach 10 Uhr erst einen weiten Weg nach Hause gehen. Jetzt aber sitze ich schon abends um 5 in Pantoffel und Schlafrock und habe es wie ein Prinz. Um 9 Uhr diesen Morgen verließen wir Weimar und waren schon um halb 5 hier im Nachtquartier. Nach dem Essen besuchte ich Müllner. Er war nicht zu Hause, und da ging ich wieder heim. Aber bald darauf kam sein *Kammerdiener* und lud mich höflichst zum Herrn Hofrat. Ich fand ihn in einem Pelze eingehüllt, sich wärmend. Er kam vom Schlittschuhlaufen nach Hause, und er sagte mir, daß er dabei einen Schleier trage, sich gegen die Kälte zu schützen. Denken Sie sich einen kurzen dicken

untersetzten Mann in den funfziger Jahren, und den verschleiert schlittschuhlaufen! Er hat kleine Spitzbubenaugen und sieht aus wie ein schuftiger Prokurator. Er sprach von allerlei, aber weder von etwas Vernünftigem noch vernünftig. Und immer nur von sich, von seinen Streitigkeiten mit Buchhändlern, mit Gelehrten u. andern. Geist zeigte er wenigstens keinen. Er donnert manchmal, blitzt aber nie. Gott segne mir diesen Mann. Ich war zwei Stunden mit ihm zusammen und habe keine zehen Worte gesprochen, hatte aber zehen Ohren für das, was er sprach. Er wird mich loben. Das ist wieder ein Original von deutschem Gelehrten! Hören Sie seine Lebensweise: Um 1 Uhr Mittag steht er vom Bette auf und speist mit seiner Familie, was ihm frühstücken ist. Nachmittags spazieren, abends bis 10 im Klub. Von dann bis 5 Uhr morgens arbeitet er, wobei er Tee mit Burgunder trinkt. Um 5 geht er schlafen. Er nahm mich mit ins Casino, nachdem er sich in meiner Gegenwart vom Hemde an gekleidet. Ehe er das Zimmer verließ, nahm er ein Löffel Magnesia gegen Sodbrennen. Um den Hals band er einen ganz langen Fuchsschwanz. Im Casino spielten wir Schach, und er setzte mir ein Glas Bier mit Zucker und geriebenem Brode vor, welches mir sehr gut schmeckte. Er ließ mir durch einen Bedienten nach Hause leuchten. Ich wollte dem Menschen etwas für seine Mühe geben, und da ich kein Geld hatte, ging ich zum Wirt und fragte ihn: geben Sie mir doch 4 Groschen. Der sah mich vom Kopfe bis zu den Füßen an. Ich fragte: haben Sie denn keine 4 Groschen? O ja, sagte er gedehnt, 4 Groschen haben wir wohl, und da sah er mich wieder mit großen Augen an. Kurz, der Wirt hatte mein Gesicht vergessen und wußte nicht mehr, daß ich im Hause logiere. Sie können sich nichts Komischeres denken als die Verwunderung des Wirts und seiner Leute, daß ein fremder Mensch ins Zimmer stürzt und 4 Groschen fordert.

Ich schreibe Ihnen dieses langweilige Zeug, um einmal ein *Reisebild* daraus zu machen;

Denn müßt' ich auf empörter See
Auch Jahre lang umher mich treiben,
Müßt' ich die Finger lahm mir schreiben
Und manchen Tag im Zimmer bleiben –
Ich schwöre es Dir, holde Fee:
Ich ruhe nicht, bis ich dem Hans *
Dein Herz entrissen und seinen Lorbeerkranz.

Leipzig. Dienstag d. 12. Febr. – Mittag hier angekommen, und heute übernachten wir hier. Ich habe vor Abgang der Post nur noch Zeit, Ihnen dieses zu schreiben. Jetzt muß sich Bärbelchen gedulden, bis ich nach Berlin komme (Freitagmittag), eher schreibe ich nicht mehr.

Dein treuer durchgebrochener Völker.

208.

Nr. 5 *Leipzig, d. 12. Febr. 1828, Dienstag*

Mein Mentor Lindenau ist ins Theater gegangen, und ich schreibe meiner guten Mutter Penelope, die jetzt wahrscheinlich von vielen zudringlichen Freiern umgeben ist, die ihr alle ihre Heringe, alle ihre Kartoffel und all ihr gesalzenes Fleisch verzehren. O Gott, welch ein Mentor ist mir geworden! Das ist nicht ein ordinärer ordinärer Mensch, sondern ein extraordinärer ordinärer. Von gar nichts kann man doch mit ihm sprechen, es mag noch so populär sein, ihm noch so populär vorgestellt werden. Der Handelsmann steckt in ihm, der Jud, der Frankfurter Jud, und der Flörsheim. Das ist zuviel auf einmal. Er ist erschrecklich flörsheimiert. Ich muß ihn mit aller Gewalt zurückhalten, sonst würde er täglich dem Wirte,

* Scherzhafte Bezeichnung für den von J. W. verehrten Heinrich Heine.

wo wir zu übernachten gedenken, einen Brief schreiben, um uns ein gutes Essen zu bestellen. So machen es die Flörsheims. Die schreiben nach Fuld, sie würden den andern Tag dort ankommen, und man solle ihnen Forellen kochen. Auch trinkt mein Mentor viel Wein und vom besten. Indessen verdient er es um mich. Er macht ganz den Bedienten, und ich brauche weder Hand noch Fuß zu rühren. Zur Schopenhauer hatte ich ihn mitgenommen, und ich wollte ihn auch zu Müllner führen; aber er sagte, er wäre es satt, einmal wär keinmal. Sie müssen aber von meinen Grobheiten nichts laut werden lassen, nichts gegen Bernhard, Samuel – daß es Lindenau nicht erfahre. Der Müllner hat einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich gemacht. Eine kurze dicke Wurst, ganz angefüllt mit Blut und Einbildung. Artig war er sehr, aber ich wäre gern grob gegen ihn gewesen, und als er sprach von meinem „schlagenden Witz", dachte ich: oh, dürfte ich Dich damit durchprügeln. *Einen* originellen Gedanken äußerte er, der aber mehr glänzend als wahr ist. Er sagte mir nämlich: „Sie sind ein sehr saumseliger Schriftsteller".

Von Leipzig weiß ich Ihnen nicht viel zu schreiben. Brockhaus habe ich besucht, ein junger Mensch, der mich fragte, ob ich keine Werke im Pult hätte. Hier sind wir schon recht im Norden. Alles flach; die Dreckhaufen auf der Chaussee machen einem Freude. Die Herren fressen hier Kuchen. Ich habe einen kleinen fürstlich möblierten Salon, alles von Mahagoni, selbst der Stiefelknecht; vier Wachslichter, Kronleuchter, Spiegel bis auf den Boden – aber Mittag bin ich nicht satt geworden, nicht einmal Gemüse hatten wir. Die Flasche Wein kostet 2 fl. 24 Kr. – Hätte ich den Hofmann Goethe besucht und den Tag darauf den Bauer Müllner, das hätte Stoff zu einer schönen Vergleichung gegeben! – Über eine kaufmännisch-jüdische Sentimentalität meines Mentors mußte ich ge-

stern lachen. Ein Fuhrmann, der uns begegnete, bat uns, ihn auf den Bock zu nehmen, er habe böse Füße und habe hinter seinem Wagen zurückbleiben müssen. Ich bewilligte es ungern, aber Lindenau quälte mich so lange, bis ich mich meiner Hartherzigkeit zu schämen anfing. Der Mann stieg auf, und als Lindenau seinen Namen hörte, erfuhr er, daß es ein bekannter Fuhrmann sei, der oft Güter an Flörsheim führte. Die Freude, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung hätten Sie hören sollen, es war, als wenn zwei große Geister, als wenn Byron und Shakespeare sich im Elysium begegneten. Die ganze Fuhrmannswirtschaft wurde verhandelt. Lindenau zeigte mir mit leuchtendem Blick den Beutel, worin der Fuhrmann seine Papiere verwahrte, und ihn an die Brust drückend sagte er mir: ich gäbe ihm gleich 2 hundert Taler für diese Frachtbriefe. Nach einigen Stunden ohrenzerreißenden Gesprächs stieg der Fuhrmann wieder ab, und L. sagte: „Nun, hat's uns was geschadet? Das kann mir noch einmal einen halben Taler an der Fracht ersparen." In Leipzig wollte er durchaus im *Birnbaum* absteigen, weil der Wirt dort von Flörsheim Wein kauft; ich tat's aber nicht, sondern bestand auf das Hôtel de Saxe, wo ich (vor 8) an einem prächtigen Sekretär sitze und meinem Metzger-Mariechen dummes Zeug schreibe. O brech' durch! – Sobald meine Wechsel wieder untergebracht sind, müssen Sie mir eine genaue Note über deren Betrag, Verfallzeit etc. schicken, daß ich meine ökonomische Lage immer vor Augen behalte. – Nur immer Postrestant geschrieben, bis ich es abmelde.

Wittenberg. Mittwoch, d. 13. Febr. – Haben Sie denn in Frankfurt auch so erschrecklich kalt? Welche Unruhe macht es mir, daß Sie der Kälte wegen um mich bekümmert sein werden. Aber ganz ohne Not. Ich wäre verwahrt selbst gegen den Nordpol. Meine ganze Reserve-

heizung brauche ich jetzt: doppelte Hemden, doppelte Unterhosen, Schlafpelz, rote Binde und ach! das liebe Bett. Es ist meine zweite Mutter. Sollte es einst sterben, und ich quäle es so sehr, daß ich ihm wohl das Leben verkürzen könnte, werde ich ihm ein Denkmal setzen mit der Inschrift: *Der nordischen Gans, ein südlicher Esel.* – Aber um des Himmels willen, wissen es denn die Ochs, wie leer und beschränkt der Lindenau? Ich habe gar nicht gewußt, daß junge Leute so dumm sein können; ich dachte immer, Jugend gebe Phantasie und Phantasie Verstand. Und wozu er soviel trinkt, begreife ich nicht, da ich nicht einsehe, wo der Wein bei ihm hinaufsteigt. Wenn mich der Eigennutz nicht irreführt, beträgt sich der L. doch sehr unbescheiden durch die verschwenderischen Ausgaben, die er mir verursacht. Gestern in Leipzig trank er zwei Flaschen Rüdesheimer, jede zu 2 fl. 24 Kr. Ich erkenne darin ganz den Jud, der jeden Vorteil so stark als möglich auspreßt. Ein Christ, und liebe er Wein noch so sehr, hätte gewiß die Arroganz nicht gehabt. Ich erzähle Ihnen das alles nicht aus Malice oder weil ich mich etwa besonders darüber ärgerte, sondern nur zur angenehmen Unterhaltung. Er hat durchaus der Frankfurter Juden Denk-, Handlungs- und Redeweise, und seinen Humor verstehe ich gar nicht. Als wir heute vor Wittenberg mehrere Brücken zu passieren hatten, sagte er: „Das sind schon viele Brücken, aber wenig zu bücken." Mütterchen, was will das sagen?

Es ist doch sonderbar, daß ich den Winter über zu Hause oft an Schnupfen, Husten und Zahnweh litt und daß ich auf der Reise bei dieser strengen Witterung nicht das Geringste davon spüre! – Die Elbe hier bei Wittenberg, die sehr breit ist, geht so dicht mit Eis, daß sie wahrscheinlich bis morgen früh, wenn die Kälte anhält, zugefroren sein wird. Schreiben Sie mir doch immer den Stand des Thermometers in Frankfurt, es interessiert

mich, das dortige Klima mit dem Berliner zu vergleichen. — Müllner erzählte mir, daß Goethe jetzt darum so viel unnützes Zeug schreibe, weil sein Sohn, der viel Geld brauche, ihn aus Eigennutz dazu antreibe. Das ist mir ein schöner Sohn, dem Geld mehr ist als der Ruhm seines Vaters. — Hier auf dem Markte steht eine sehr schöne Bronze-Statue Luthers von Schadow. (Zu seiner Zeit davon zu sprechen.)

Potsdam. Donnerstag d. 14. —

Ich bin der Doktor Eisenbart
Tra la la la la la la,
Kurier die Leut auf meine Art
Tra la la la la la.
In Potsdam trepanierte ich
Tra la la la la
Den Koch des großen Friedrich
Tra la la la la.

Dieses schöne Lied trillerte ich heute den ganzen Tag, denn mein Mentor hält zwar oft meinem Magen moralische Vorlesungen, meinem Kopfe aber nie. Doch sucht er mein Herz für alles Gute und Schöne empfänglich zu machen. Sooft wir durch ein elendes Dorf kamen, fragte er mich: „Wie gefallen Ihnen diese Cabanen?" — Schon um 3 Uhr Nachmittag waren wir hier, und da trieb ich die eigensinnige Systemsucht diesmal freilich zu weit, daß ich mich nicht abbringen ließ, hier zu übernachten. In 3 Stunden hätten wir in Berlin sein können. Weil wir aber möglicherweise erst ein Viertel *nach* 6 dort angekommen wären und ich mir zur Regel gemacht, nicht länger als bis 6 zu fahren, blieb ich hier zur unbeschreiblichen Verwunderung und zum großen Leide des armen Lindenau. Diesmal hätte er recht, wenn er sich hier lustig macht. So wie wir gereist, könnte ohne Gefahr auch eine

Kindbetterin im strengsten Winter nach Berlin fahren. Ach! hätte ich doch einen Haupt-Frost-Witz beinahe vergessen: Sooft mir kalt werden wollte, goß mein lieber guter *1783* * *[er]* Feuerströme durch mein Herz! Ew. Wohlgeborne werden mich verstehen. Morgen zwischen 11 und 12 Mittag kommen wir in Berlin an, woselbst ich im *Hôtel de Brandenburg* absteige. Ich habe heute dem Wirt des Hauses geschrieben, mir ein warmes Zimmer zu bestellen, denn wie ich hier zu meinem Nachteile erfahren, dauert es 3 bis 4 Stunden, bis die Berliner Kachelofen warm machen. Sobald ich nach Berlin komme, fahre ich auf die Briefpost und lege diesen Brief hin und nehme mit Entzücken einige Briefe in Empfang, die ich wahrscheinlich dort von Ihnen finden werde. Ich werde dort gar nicht Zeit haben, diesen Zeilen meine Ankunft beizufügen, aber das Postzeichen wird Sie darüber belehren. – Schreiben Sie mir immer Postrestant, bis ich Ihnen die Adresse meiner Privatwohnung angebe.

Die Hauptursache, warum ich gesucht, meine Ankunft in Berlin bis zum Freitag hinauszuzögern, ist: damit ich das Rätsel aufgeben könne, ich sei Donnerstagmittag von Frankfurt abgereist und Freitagmittag in Berlin angekommen. Alles wird rufen, das sei nicht möglich. Zehen Tage hintereinander hätte ich also jede Nacht in einer andern Stadt geschlafen. Ich will zur Erinnerung das schläfrige Verzeichnis hier hersetzen. Mittwoch, den 6. Februar in *Frankfurt*. Donnerstag, d. 7. *Gelnhausen*. Freitag, d. 8. *Fuld*. Samstag, d. 9. *Eisenach*. Sonntag, d. 10. *Weimar*. Montag, d. 11. *Weißenfels*. Dienstag, d. 12. *Leipzig*. Mittw., d. 13. *Wittenberg*. Donnerstag d. 14. *Potsdam*. Freitag, d. 15. *Berlin*. –

Schreiben Sie mir alle Neuigkeiten, die Sie zusammenbetteln können, auch wie es mit der Tauferei unter den

* Geburtsjahr von Jeanette Wohl.

Ochsen aussieht. — Der Milchkuchen hat grade ausgereicht. Morgen früh esse ich das letzte Stückchen. Ich habe ihn ganz allein verzehrt. Nichts von dem, was Sie mir mitgegeben, war überflüssig, und nichts, was ich gebraucht, habe ich vermißt. Sie haben für alles gesorgt. Ach! und das Bett! Dafür schaffe ich Ihnen einen Mann in Berlin, ein Männchen in einem Kütschchen. Ich habe nach Verhältnis meiner Gewohnheit wenig geraucht auf meiner Reise. Es war so kalt, daß ich oft die Handschuh nicht ausziehen konnte, um Feuer zu schlagen. Sie hätten sich erquickt an meiner Resignation. Um wieviel Uhr bekommen Sie meine Briefe? Ich möchte gern die Stunde wissen, um zu wissen, wenn Sie vergnügt sind. Wie freue ich mich auf die zwei bis drei Briefe, die ich morgen finden werde. Mir ist nur angst, ich finde große Angst wegen Kälte darin. Ich glaube, Sonntag hat sie angefangen, wahrscheinlich in Frankfurt auch. Adieu Metzger-Mariechen. Brech' durch! Diese Reise ruiniert mich. Ich habe genascht vom Baume der Erkenntnis, habe Gutes von Bösen zu unterscheiden gelernt und erfahren, wie angenehm zu reisen sei mit eigenem Wagen und Bedienten.

Dein treuer Völker.

209.

Nr. 6 *Berlin, Samstag, d. 16. Febr. 1828*

Juten Morjen meine Liebe jute!

Ich werde Ihnen ganz lakonisch schreiben müssen. Alle Augenblicke muß ich fürchten, unterbrochen zu werden, denn ich erwarte Besuche. Sie müssen sich mit diesen Zeilen begnügen, so wenige sie auch werden mögen. Das erste und dringendste Geschäft ist, daß ich mir eine Wohnung suche. Dann in den ersten Tagen schreibe ich Ihnen umständlicher. Sobald ich hier ankam (gestern vormittag 10 Uhr), fuhr ich auf die Post und holte Ihre

Briefe. Sie ängstigen sich darin schon über Kälte, was wird erst in spätern Briefen geklagt werden! Aber wie gut habe ich die Reise vertragen. Nicht den kleinsten Schnupfen habe ich davon bekommen. Auch das Umknüpftuch hat nicht gefehlt. Dazu brauchte ich die rote Leibbinde, die mir zu ihrer eigentlichen Bestimmung überflüssig war. Erst am nächsten Dienstag schreibe ich Ihnen wieder, aber ausführlich, bis dann werde ich wohl in Ordnung sein. Gesehen habe ich gestern die Herz, Robert und Gans. Die erste Frage der Herz: was macht Madame *Wohl?* Und als ich nach einiger Zeit wegging, fragte sie mich mit Verwunderung, ob denn Madame Wohl mir keine Grüße für sie aufgetragen? Die erste Frage der Robert: wie befindet sich Madame Wohl? Ich glaube, daß es mir hier gefallen wird. Sei nicht böse, Mütterchen, daß der Brief so kurz. Ich konnte nicht anders. Ich habe so viel tausend Dinge zu tun, daß ich nicht weiß, wo anzufangen. Ich bin übrigens des besten Humors und war es auf der ganzen Reise. Ich Ärmster habe die Nadelstiche, von denen Sie schreiben, nicht gefunden. Meine sind deutlicher.

B.

210.

Nr. 7 *Berlin, d. 18. Febr. 1828*

Me voilà ausgepackt und eingerichtet in meinem Privatlogis. Friederichsstraße Nr. 161. Ich bin gesünder als je und vergnügter als – ich wollte sagen, so vergnügt als man sein kann ohne irgend ein Bärbelchen. Die Reise hat mir sehr wohlgetan, sie hat mir Leib und Geist gescheuert, und beide glänzen wie ein Kuchenbecken drei Tage vor Pfingsten. Und hat sie mir nicht schon in drei Deiner Briefe zwei *Du's* eingebracht? Kann man bessere Geschäfte machen? Ich werde manches vergessen haben von dem, was ich erzählen sollte, da ich bis jetzt in gar zu

großer Verwirrung war, zerstreut durch Wohnungsuchen, durch neue Verhältnisse u. dergl. Künftig aber werde ich jeden Abend alles gleich aufschreiben, um meinem Bärbelchen vollständige und getreue Berichte zu geben. Ich will jetzt zu den verlebten Tagen zurückkehren. Als ich Freitag vormittag hier ankam, konnte ich in dem beabsichtigten Wirtshause nicht einkehren, weil alles besetzt war, und ich stieg im Hôtel de Rome [ab], wo ich mich bequemen mußte, ein Zimmer im dritten Stocke zu nehmen. Ich zog [m]ich gleich darauf an und suchte die Herz auf, in der Wohnung, wie sie der Adreßkalender angab. Ich stieg die zwei Treppen eines kleinen Hauses hinauf, und das sah alle so ärmlich aus, und das Dienstmädchen, das mir entgegenkam, war eine so elende Sudelmagd, daß mir das Herz wie zusammengeschnürt war, als ich bedachte, in welchem Glanz ich einst die Herz gesehen und in welcher bedrängten Lage ich sie wieder finde. Sie war nicht zu Hause. Nach einigen Stunden kam ich wieder, und da fand sich zu meiner großen Freude, daß ich irregegangen und nicht bei der Hofrätin, sondern bei der Doktorin Herz, deren Schwester, gekommen. Ich sprach sie aber dennoch aus Artigkeit. Sie wohnt in einer Art Dachstube und ist die Witwe eines Arztes, der in der Provinz vor zwei Jahren gestorben. Da habe ich denn an diesen zwei Schwestern ein Beispiel gesehen, wie viel auf Verstand und festen Willen ankömmt. Beide sind Witwen, beide alt, beide kinderlos und arm, aber während die Hofrätin sich aufrecht erhält, wie eine junge Frau in Tätigkeit und in Zerstreuungen lebt, und immer noch wie in den Tagen ihrer Schönheit und ihres Glanzes geachtet und gesucht wird, läßt die andere den Kopf hängen und ist betrübt und verlassen. Auch habe ich bald gemerkt, daß beide Schwestern nicht harmonieren. Sie wohnten früher beisammen, trennten sich aber, wegen der Unverträglichkeit ihrer Ansichten und Lebens-

weisen. Darauf besuchte ich die echte Herz, die in einer ganz andern Gegend recht hübsch wohnt. Sie hat kleine Zimmer, die sie aber durch hundert artige Flitter zu verschönern wußte. Ich wurde mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen. Die Herz ist jetzt 64 Jahre alt, aber die Spuren ihrer Schönheit erkennt man noch. Im Gehen hält sie sich aufrecht, aber wenn sie sitzt, ist sie ganz eine alte Frau. Ich habe sie in ihrem Sommer gesehen — eine Juno! und das war damals das Wort in jedes Mund. Und jetzt! Ich habe in alten, verfallenen, unbewohnten Palästen schwere, rot samtne, mit Gold verbrämte Vorhänge gesehen, zerfetzt und abgebleicht, — dieser Anblick schon rührte mich immer — und so ist die Herz! Sie hat das Glück, sich über ihren Verfall noch zu täuschen. Ich fand sie sehr zurückgekommen in den 9 Jahren, daß ich sie nicht gesehen; sie aber sagte mir: Sie werden mich besser aussehend finden als damals, da ich aus Italien kam. Ja wohl, antwortete ich, das italienische Klima war wohl schuld, daß Sie damals so schlecht aussahen? Sie erwiderte: nein, das nicht; aber meine Reisegefährtin hatte mir so viel Verdruß gemacht, daß meine Gesundheit darunter litt. Die Herz lebt in beständiger Tätigkeit und benutzt die Viertelstunden, als wären es Tage. Darin erscheint sie mir sehr weise und darum achtungswert. Sie vollbringt ihre Arbeiten, als wären es Vergnügungen, und behandelt ihre Vergnügungen als Geschäfte. Jeden Vormittag von 9 bis 12 Uhr unterrichtet sie die Kinder armer einst vermögender Eltern in allen lebenden Sprachen, und zwar unentgeltlich. Sie tut dies schon seit 1813. Damals nämlich, im Befreiungskriege, als sich die Frauen zur Krankenpflege in den Spitälern vereinigt, habe sie an dieser Wohltätigkeit nicht teilnehmen können, weil sie ihren Abscheu gegen Kranke nicht zu überwinden vermochte; um aber nicht müßig zu bleiben, habe sie die Kinder derer, welche der Krieg in Armut gestürzt, zu

unterrichten begonnen, und so fahre sie noch immer fort. Ich besuche die H. alle Tage, weil sie es wünscht und ich es gern tue. Beim zweiten Male fand ich den *Fürst* bei ihr, an welchen mir Dr. Goldschm. eine Empfehlung mitgegeben. Sie lobt diesen Mann, der mit ihr verwandt ist, sehr. Da kam auf meine Schriftstellerei die Rede. Als ich bemerkte, ich hätte viel Glück, sagte die Herz, ich hätte nicht weniger Verdienste. Zwar erfreue sie sich weniger an meinem Humor – (dieser ist den Frauen selten zugänglich, bemerkte ich –) aber jede sentimentale Zeile von mir mache ihr die größte Freude. Meine Rede über J. Paul habe sie entzückt. Mein Aufsatz über die Sontag hat hier Furore gemacht. Wer mich spricht, erzählt mir davon, und wer ihn noch nicht gelesen, gibt sich Mühe, ihn herbeizuschaffen.
Freitag Nachmittag ging ich zu Robert. Es ist wahr, seine Frau ist wunderschön! Ich habe das damals in Karlsruhe gar nicht so bemerkt. Schon 32 Jahre alt, hätte ich sie für eine 24jährige gehalten. Sie ist sehr gut, auch verständig, auch kokett, aber recht lieb dabei. Sie spielt mit ihrer Schönheit wie ein Kind mit seiner Puppe und erzählt sehr ausführlich, wie sie allen gefalle, und schon Duelle wegen ihr vorgefallen. Sie kramte mir ein ganzes Paket Gedichte aus, unter andern von Oelsner in Paris, von Fouqué und – – verzweifele Ungetreue! – von Deinem *Hans, drei* Sonette! O wie freute ich mich! Die müsse ich haben, sagte ich – und auf der Stelle schrieb sie mir sie selbst ab. Sie sind nicht gedruckt. Ich schicke sie Ihnen durch Lindenau (erinnern Sie mich nur daran), o süße Rache! Der Robert lebt hier jetzt vergnügt wie ein Hecht im Rhein. Er schreibt viele Stücke fürs Theater, die sehr gefallen. Ich traf einmal den Musikdirektor bei ihm, mit dem er im Zimmer auf- und abgehend die Einrichtung eines nächst aufzuführenden neuen Melodramas besprach – und mit welcher Wichtigkeit, und wie sich die

Hände reibend, und mit welchem strahlenden Gesichte, und wie er in sich hineinlächelte, und den süßen guten Beifall vorauskostete — — und da erinnerte [ich] mich, wie oft ich den Spiro mit meinem Vater oder sonst einem in gleicher freudiger Bewegung im Zimmer auf- und abgehen sah, eben so lächlend, sich eben so die Hände reibend; aber es betraf Renten — es gibt doch allerlei Narren!

Samstagmittag speiste ich bei Robert. Abends brachte ich der Staatsrätin Uhden den Brief ihrer Schwester. Die Herz hatte mir vorausgesagt, sie werde auch da sein. Als ich hinein kam, zeigte mir die Uhden eine schöne Dame, die mich lächlend begrüßte: „Die kennen Sie gewiß?" Ich lächelte mein *Nein* auf gewohnte Weise. Es war Mariane Saaling. Sie sehen (es soll ein kleines S sein) und sie lieben, das folgte so nahe auf einander, daß ich nicht die Zeit hatte, dazwischen zu atmen. Und — warum schließe ich diesen Brief nicht und lasse ihn nicht den letzten sein? O die Macht der Gewohnheit! ich liebe mein Bärbelchen nebenbei auch. Wie einnehmend ist diese Mariane! Wie schön erschien sie mir! Ich erinnere mich gar nicht mehr, daß es eine Zeit gab, wo ich sie nicht gekannt. Und so hätte ich denn jetzt auch einen Hans und eine Kebsfreundin! Die Uhden ist eine Frau mit grauem Kopfe, aber ganz kräftig und munter. Sie hat eine wunderschöne Tochter, eine hehre Gestalt, die Braut geworden kürzlich mit *Hotho,* einem Dichter und Busenfreunde des Prof. Gans, der noch jedesmal mit ihm in Frankfurt war. O was stürmt die Uhden gegen Frankfurt, und wie lustig macht sie sich über das Volk dort. Von der Uhden gingen wir alle zur Madame Levi, die im nämlichen Hause wohnt und deren Gesellschaftstag grade war. Sagen Sie dem Dr. Reis, sie habe sich sehr angelegentlich nach ihm erkundigt, und zwar noch ehe ich sie von ihm gegrüßt. Sie freue sich, daß es ihm wohl gehe.

Sonntag vormittag brachte ich der Mariane Saaling ihre Briefe. Und da sah ich sie im Sonnenlichte, und Du kannst freier atmen, Bärbelchen. Wie verblüht ist sie! Wie günstig ist die Nacht den Weibern. Den Abend vorher kam sie mir wunderschön vor! Da kamen auch ein Paar junge, garstige Professoren zum Besuche. Die Mariane plaudert sehr angenehm und man fühlt sich sehr behaglich bei ihr. Von ihr ging ich zu Julie Saaling, (Frau Dr. Heyse), die mich auch sehr herzlich empfing. Welch ein Glück hat die gemacht! Ihrem jungen Manne liegt die Bravheit unverkennbar auf dem Gesichte. Was haben wir über Frankfurt gelästert! Beide Schwestern hatten schon mehreremal ausgerufen: wie es denn komme, daß wir 10 Jahre in Frankfurt zusammen gelebt und uns nicht kennengelernt hätten! Ich murmelte: Ja, Sie haben bei Herz gewohnt. Nun, sagte Mariane, ich kann es mir wohl erklären.
Den Mittag aß ich bei Varnhagen. Was ist mit dem und seiner Frau eine merkwürdige und närrische Seelenwanderung vorgegangen! Schon als sie das letzte Mal in Frankfurt waren, habe ich das bemerkt..Eine Verlegenheit in der Unterredung, eine ängstliche Zurückhaltung und — möchte ich sagen — eine gewisse Furcht, mir ins Gesicht zu sehen. Das ist nun alle noch viel schlimmer geworden. Wir drei waren allein bei Tische, und das waren so lächerlich traurige gehackte Gespräche, das waren so dumme Pausen, und im ganzen Zimmer war ein gewisser Schwefelgeruch, als hätte das Donnerwetter hineingeschlagen. Er und sie machten höchst langweilige diplomatische Gesichter, nach dem Essen hielt die Varnhagen ihr Mittagschläfchen, und ich blieb noch eine Stunde mit ihm allein. Hatte sich früher die Dummheit im Schweigen gezeigt, so zeigte sie sich jetzt im Reden. Ich fragte ihn, ob er viel in Gesellschaften komme, und da sprach er mir vom Hof, von diesem und jenem Prin-

zen, den er besuche, und sprach von nichts als von Prinzen, als gäbe es sonst keine Menschen in Berlin. Endlich kam das Hauptgespräch auf die Berliner Literaturzeitung und meine Schrift darüber. Da geriet er nun in solche Heftigkeit und war so unanständig, daß es zum Erbarmen war. Ich hatte meine größte Schadenfreude. Er, der Diplomat, kochte und war bitter wie Tee ohne Zucker, und ich, der Demagog, war kalt und süß wie Gefrornes. Meine Schrift hat ihn ganz wütend gemacht. Als ich ihm bemerkte: alle Welt wäre meiner Meinung, sagte er, ja, ich hätte die falschen Ansichten über die Zeitung verbreitet. Das Komischte war, daß er mir vorwarf, ich sei echt deutsch. Er suchte eine ganze Stunde lang, mich zu bekehren, es war aber grade, als wollte er den Fahrturm wegschieben, und da geriet er in die heftigste Bewegung und sagte ganz rot: jetzt sehe ich doch ein, daß ich zum Advokaten nichts tauge. Früher bei Tische sagte er mir mit der größten Ernsthaftigkeit: ich müsse doch sehr über die Großmut der Berliner Societät verwundert gewesen sein, daß sie mir auf meine Schrift nicht nach Gebühr geantwortet. Ich lächelte. Auch sagte er mir (doch dies freilich im Scherze), er habe gehört, ich sei nach Berlin gekommen, bei der kritischen Societät amende honorable zu tun. Kurz, Bärbelchen, Dein kleiner David hat mit der kleinen Schrift, die er gegen Berlin geschleudert, vielen gelehrten Goliaths Löcher in den Kopf geworfen. Gelobt sei Gott der Herr.
Sonntag abend führte mich Mariane Saaling bei Mendelssohn-Bartholdy ein. So heißt der Vater des Felix, zur Unterscheidung von seinem Bruder Joseph, an den mir Speier einen Brief mitgegeben. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen. Mein Sontags-Aufsatz wurde auch da besprochen und allerlei daraus zitiert. Es war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, und es war mir da sehr behaglich. Mendelssohn, seine Frau und der Felix gefallen

mir alle. Es wurde Klavier gespielt, gesungen, aber so, wie ich es liebe, nicht zu lange. Ob ich zwar von Klavierspielen nichts verstehe, so muß ich doch gestehen, daß ich das Spiel des jungen Mendelssohn ganz vortrefflich finde. Er spielt mit sehr gutem Geschmack. Mit der Mariane Saaling unterhielt [ich] mich viel und auch mit der Julie. Ich fragte erstere: was sie diesen Morgen genäht, als ich bei ihr war; ich müsse das alle genau nach Hause berichten. „Ich kann mir denken an wen." Da ward der arme Carl rot, und er sagte: ja, an Madame Wohl. „Ich kenne sie, ich habe sie einige Mal gesehen. Warum kam sie nicht mit nach Berlin?" Das Wetter war zu schlecht. „Nun, dann kömmt sie wohl später. Es ist gut, daß Sie voraus hergekommen; man muß sich so einen Ort anprobieren. Müssen Sie auch schreiben, was ich angehabt habe?" Nein. „Nun, ich will es Ihnen sagen, ich habe Kinderzeug für meine Schwester genäht." – Die Julie fragte ich, was denn mit Varnhagen so eine wunderliche Veränderung vorgegangen? Sie erzählte mir: er, oder vielmehr sie, sei vornehm geworden, und sie beherrsche ihn ganz. Sie sei eine superkluge Frau, und aus Superklugheit mache sie die größten Fehler. Sie machten jetzt ganz die Aristokraten und seien unausstehlich.

Bei Mendelssohn sieht es sehr fein aus, ob wir zwar nur in den Alltagszimmern gewesen. Auch die Bewirtung hat einen Anstrich von Feinheit und altherkömmlichem Reichtum. Man zeigte mir sehr viel Teilnahme. Die Mendelssohn sagte mir: betrachten Sie unser Haus als das Ihrige und er: kommen Sie, wann und sooft Sie wollen. Ich bin auf Mittwoch dort zu Tische gebeten.

Mein Freund Gans läuft mit mir in den Kaffeehäusern, bei den Restaurateurs herum. Er ist ein Bonvivant und bedauert nur, daß mit mir nicht viel zu machen sei. Alle hundert Schritte begegnet er einen Bekannten auf der

Straße, dem er mich vorstellt, und diese Leute kennen mich alle, und der Aufsatz von der Sontag kömmt dann jedesmal zur Sprache. — Ich habe ein recht artig möbliertes Zimmer mit Kabinett, wofür ich monatlich 14 Taler bezahle. Auch habe ich einen Bedienten, der mir von Robert empfohlen worden. Ein sehr intelligenter Mensch! Ich begreife gar nicht, warum ein Schlingel wie ich es so gut hat in der Welt. Mit der größten Schadenfreude denke ich oft daran, daß die größten Frankfurter Kaufleute, so ein Rothschild, Beifuß, Getz, wenn sie hier, ihre Sorgen und Geschäfte haben, und daß ich an nichts als an mein Vergnügen zu denken habe. — Meine Empfehlungsschreiben, die an die Uhden und Saalings ausgenommen, habe ich noch gar nicht abgegeben. Ich werde erst heute damit den Anfang machen. Bärbelchen mir gefällt es hier sehr gut, und wenn der erste Eindruck dauernd bleibt, wollen wir in Berlin unsere Hütten bauen.

Sagen Sie dem Reinganum in meinem Namen, daß wenn er mit seinen Brüdern in Prozeß käme, er sich durchaus nicht auf sich allein verlassen könne, sondern einen andern Advokat zu Rate ziehen müsse. Die Leidenschaft in solchen Fällen kann einen sehr irreführen. Es ist, als wenn ein Arzt sich selbst in einer Krankheit behandeln wolle; das hat noch nie gute Folgen gehabt. Auch nach Dr. Stiebel haben sich mehrere angelegentlich erkundigt. Grüßen Sie alle Bekannte von mir, und erinnern Sie die Fanny Ochs: sie habe in mein Taschenbuch geschrieben: „Wo rauchen Sie heute über 14 Tage um 4 Uhr? Freitag den 1 Febr.“ Zur Antwort: ich habe an diesem Tage und zu dieser Stunde gar nicht geraucht, sondern schön hell gebrannt, und zwar angezündet von den unvergleichlichen Augen der Frau Robert.

Ich bitte Sie ja keinem etwas zu erzählen von dem, was ich in Unmut und Langeweile über Lindenau geklagt.

Es reut mich, es getan zu haben, denn ich fürchte, er möchte etwas davon erfahren.
Heute abend bin ich zur Herz gebeten und morgen abend zur Julie Saaling. Die haben die größte Lust, noch weiteres von mir über Frankfurt zu hören. Bei meinem ersten Besuche waren wir unterbrochen worden.
Also meine Wohnung und Adresse: *Gr. Friederichsstraße* 161 im *ersten Stock*. (Das Gr. bedeutet *Große*, braucht aber nicht ausgeschrieben zu werden).
Es tut mir sehr leid, daß Sie meine Briefe abends bekommen. Das hält Sie vom Ausgehen, vom Theater zurück. Können Sie sich gar nicht gedulden, bis Sie um 9 Uhr nach Hause kommen? Welche Liebe! Gestern abend war ich zum ersten Male im Theater, *Alceste* von Gluck. O wie herrlich! Ein anderes Mal mehr davon. Suche, bettle, stehle alle Neuigkeiten zusammen. Hören Sie nichts von meinem Theater-Prozeß? Was macht die Tauferei? Was Aberle? Ist der Louis zurück? Was macht das Wetter? Nach der schrecklichen Kälte auf der Reise kömmt es mir hier sehr gelinde vor. Adieu, liebes Bärbelchen.

Dienstag d. 19. Febr. Dr. Börne geb. Wohl.

211.

Nr. 8 *Berlin, d. 20. Febr. 1828*

Abends 11 Uhr. Jetzt schläfst Du schon, liebes Bärbelchen, und träumst vielleicht von mir, schläfst Du aber nicht, dann denkst Du gewiß an mich. *Ich* soll dahin gebracht werden, um 11 Uhr abends Briefe zu schreiben! O über die Wege des Lebens! Aber ich kann nicht anders. Tue ich es bei Tage, so nimmt mir die Zeit zum Schreiben den Stoff weg oder der Stoff die Zeit. Ich will nur gleich in der Historie meines Berliner Lebens treu und trocken

fortfahren. Gestern fuhr ich herum und gab meine Adressen ab. Zu denen von Frankfurt mitgebrachten waren von Holtei in Weimar noch einige hinzugekommen. Da es Börsenzeit war, so waren die Kaufleute alle nicht zu Hause. Ich ließ meine Karte zurück. Wer mich nun haben will, kann mich aufsuchen. Den gestrigen Abend brachte ich bei der Herz zu, wo mehrere Leute, doch keine sonderlich interessante, waren. Ich hatte den Teufel im Leibe, weil ich nach Tische geschlafen hatte, und war sehr unliebenswürdig. Doch die Herz verstand das und machte es der Gesellschaft bemerklich. Man bleibt bis 11 oder länger, wenn man will. Heute morgen besuchte mich mein Neffe Spiro. Ein schöner junger Mensch, aber ein wunderlicher Kauz. Einsilbig, und als schien ihm das noch zu geschwätzig, immer die Hand vor dem Munde haltend. Auch trocken erschien er mir. Er kennt hier gar keine Familien und will auch keine kennenlernen. Mein Erbieten, ihn hie und da einzuführen, wies er ab. Fruchtlos war mein Ausforschen, was seine Neigungen, was sein wissenschaftliches Streben sei — ich erfuhr nichts. Kurz der junge Mensch ist sehr viel oder sehr wenig. So viel ward mir klar, daß er *widerlich* und mein würdiger Neffe ist. Sollte er vielleicht eine Liebschaft haben? Es schien mir fast, als sei er immer auf der Hut gewesen, durch mein Ausfragen nicht in Verlegenheit zu kommen.

Heute mittag habe ich bei Mendelssohn gegessen. Diese Leute behandeln mich mit aller möglichen Freundlichkeit. Die Frau fragte mich, (was ich schon oft habe hören müssen) wie es denn nur erklärbar sei, daß ich die Saalings in Frankfurt nicht gekannt, oder vielmehr sie mich nicht. Ich saß bei Tische zwischen der Frau Mendelssohn und Mariane Saaling. Außer andern Gästen waren da: Zelter, Robert und seine Frau. Meinen Aufsatz über die Sontag hatten die Mendelssohns erst ge-

stern gelesen, und sie überhäuften mich mit Lobsprüchen. Die ganze alte Wage haben sie im Kopfe und erzählten mir allerlei Dinge daraus, die mir ganz fremd geworden. Der alte Mendelssohn hat seine Geschäfte aufgegeben und tut sich sehr gütlich. Er hört Collegia wie ein Student. Nach dem Essen führte mich die Saaling etwas in den Straßen herum und endlich in einer Zuckerbäckerladen, um mir zu zeigen, wo man die besten Pfannkuchen (Krapfen) bekömmt. Ich kann diese Mariane nicht genug preisen. Sie tut so wohl wie die Sonne im Mai. Ich werde noch viel an ihr zu studieren finden. Die Gabe der Unterhaltung besitzt sie im höchsten Grade und gebraucht sie mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit. Man glaubt, sie habe kein anderes Sinnen, kein anderes Vergnügen und Geschäft, als die Angelegenheit desjenigen, mit dem sie sich unterhält. Sie weiß alle Kleinigkeiten, die einen betreffen, erinnert [sich] an jedes Wort, das man gesprochen, an jeden Wunsch, den man gehabt. Aber unverkennbar ist ihr gutes Herz die Quelle ihres Gedächtnisses. Ich sagte ihr: es ist heute erst das dritte Mal, daß ich Ihnen nahe bin, wie werde ich die zehen verlorenen Jahre nachholen können? — Ich will sehen, ob das Ihr Ernst ist, erwiderte sie, und ob Sie mich oft besuchen. Im Winter, sagte sie, wäre sie gerne in Berlin; aber im Sommer! Dabei seufzte sie. Sie habe nicht Geld genug, weite Reisen zu machen. Jeden Morgen unterrichtet sie arme Studenten im Französischen und Deutschen. Man habe ihr früher in Frankfurt die Direktion des Heiligen-Geist-Spitals übertragen wollen, eine Stelle, die ihr sehr erwünscht gewesen wäre. Ich sprach viel von Dr. Neuburg und seiner Liebe zu ihr. Sie lachte und bemerkte, es habe ihr oft leid getan, daß er sie in Frankfurt so übermäßig gepriesen. Das sei nicht gut.

Heute abend habe ich bei Julie Saaling Tee getrunken.

Gans war da, der uns mit seinen Possen sehr ermuntert, und Mendelssohns Schwester, eine schon bejahrte Dame, die zwanzig Jahre in Paris Erzieherin bei Sebastiani gewesen und die jetzt eine sehr ansehnliche Pension genießt. Beim Weggehen sagte mir Mariane Saaling: Ich werde nach Frankfurt schreiben und Sie so schildern, daß sie sich dort schämen sollen, Sie nicht genug anerkannt zu haben. Ich bin überzeugt, daß sie das tut, und ich freue mich darüber.

Heute vormittag trat auf einmal Rothschild von Frankfurt (des Rechenmeisters Sohn) in mein Zimmer, der Lindenau bei mir aufsuchte. Ich kann nicht sagen, daß mein Herz höher schlug, als er erschien. — Der Bankier Beer, des Dichters Bruder, dem ich einen Brief brachte, hat mich Nachmittag besucht. Der macht das beste Haus hier, wo alle Gesandten hinkommen. Die Einladungen zu ihm werden nun wohl folgen. — Gans erzählt mir, er habe von Breidenbach geschrieben bekommen: Stiebel und *Reis* hätten sich taufen lassen. Ist das etwa so, und eines Ihrer Geheimnisse?

Den 22. Febr. Gestern vormittag um 11 Uhr holte ich meinen Hans, und wir gingen in Humboldts Vorlesungen. Das wäre ein Gericht für mein leckeres Bärbelchen! Denken Sie sich den schönsten herrlichsten Saal (der Singakademie gehörig und erst kürzlich gebaut) angefüllt von 8 bis 900 Zuhörern, wo mehr als die Hälfte Frauenzimmer, die ersten Stände Berlins, der König, alle Prinzessinnen, der ganze Hof, Hunderte von Offizieren — vor ein solches Publikum möchte ich auch lesen. Nach 12 beginnen die Vorlesungen, und schon um 11 Uhr ist der Saal gedrängt voll. Es herrscht große Aufmerksamkeit, besonders bei den Frauenzimmern, die ganz verstohlen unter ihren Schals und Hüten nachschreiben, was sie wegschnappen. Der Gegenstand der Vorlesungen ist

physische Geographie, und da ist Humboldt freilich in seinem Fache. Ich armer tauber Mensch, der etwas entfernt von Humboldt saß, habe gar nichts gehört. Meine böse Ohren machen mir hier viel Kummer. Ich habe in Frankfurt immer geglaubt, das Übel wäre mir gleichgültig. Dort war es mir auch, weil dort wenig gesprochen wird, was verdiente gehört zu werden. Hier ist das aber ein anderer Fall. Doch stelle ich mich überall gleich als Harthörigen vor, und das erleichtert mir meinen Zustand. Als ich bei Mendelssohn in das Gespräch brachte, was ein größeres Unglück sei, taub oder blind zu sein, bemerkte Zelter: bei der Taubheit habe man schon gleich den großen Vorteil, daß man nicht brauche in die Kirche zu gehen. Der alte Zelter scheint ein Original zu sein und erzählt die schönsten Anekdoten, sauber oder nicht, mag dabei sein wer will. Eine fand ich sehr charakteristisch. Er ging einst bei Nacht unter den Linden und hört einen Jungen das Liedchen singen: blühe liebes Veilchen. Er Zelter setzte das Lied fort, worauf der Junge erschrecklich zu schimpfen anfing und rief: Er Hansdampf, er Sch . . ßkerl, wenn er ein Lied singen will, fange er's sich selbst an. – Nach Humboldt[s] Vorlesungen ging ich und noch ein junger Doktor mit meinem Hans spazieren. Aber Sie wissen vielleicht gar nicht, was ein Hans überhaupt, und was insbesondere *mein* Hans ist? Das Convers.lexikon sagt darüber: „*Hans* nennt man eine Person männlichen oder weiblichen Geschlechts, welche ein Ehegatte oder ein Verlobter, neben dem Gatten oder Verlobten, liebt und verehrt – ein Verhältnis, welches menschliche und göttliche Gesetze verdammen, welches aber manchmal verzeihlich ist, wenn die Gatten oder Verlobten getrennt von einander leben, und durch eine solche nachgemachte Liebe sich den Schmerz der Trennung zu versüßen suchen." Was aber *meinen* Hans betrifft, so finden Sie unter dem Art. Börne im Conv.

Lex.: „*Hans des Börne.* So wird Fräulein Mariane Saaling in Berlin genannt." Aber wahrlich, ich scherze nur gezwungen von diesem herrlichen Frauenzimmer. Wenn ich in dieses so liebevolle Gesicht sehe, daß der Krampf verzerrt (bei Mädchen oft nur der Gegenstoß eines zurückgestoßenen Herzens) und in diese fromme, seelenvollen Augen, die aus Schwäche blinzeln; wenn ich die Abendstrahlen einer untergehenden Schönheit erhasche, — dann jammert es mich in der tiefsten Seele, daß ein solches Leben spurlos von der Erde verschwindet, und daß sie, weil sie nie einen gefunden, den sie lieben konnte, dazu verdammt ist, nur alle Menschen zu lieben. Ich möchte nur wissen, ob ihre Heiterkeit, ja ihre immerwährend Fröhlichkeit, natürlich ist oder ein Kunstwerk der Selbstbeherrschung. Jedem andern wie Ihnen könnte ich Marianen durch ein einziges Wort schildern, aber meinem Bärbelchen werde ich noch oft von meinem Hans zu erzählen haben. — Ich will doch zum Überflusse noch einmal meine Adresse angeben: *Gr. Friederichstraße No. 161 im ersten Stock.* Bemerken Sie mir jedesmal am Schlusse Ihrer Briefe, welche meiner Nummern Sie erhalten haben.

Nach dem Spaziergange aß ich mit Gans bei einem Restaurateur. Die Caffees und Restaurationen sind hier ohngefähr wie in Paris und auch ebenso teuer. Suppe, einige Gerichte und ein Schoppen Wein, das kömmt auf 2 Gulden. Nach dem Essen fuhren wir nach Charlottenburg, und abends ging ich in das Königstädter Theater, wo die Oper „Corradino" von Rossini aufgeführt wurde. Sie haben dort vortreffliche Subjekte, besonders aber einen unvergleichlichen Bassisten *Spitzeder.* Auch unsere Bamberger trat auf. Aber diese erschien mir sehr winzig unter den andern; auch wurde sie gar nicht applaudiert.

Außer den Nadelstichen, die oben hinter der Brief-

Nummer stehen, noch einige andere, die bei weitem nicht so süß sind. Nämlich: Wissen Sie, Madame Bärbelchen, daß die „Reisebilder" Ihres Hans hier nicht sonderlich gefallen? Man findet sie ungezogen, oft schmutzig. Die Varnhagen ist sehr aufgebracht, daß er sie ihr dediziert, ohne ihre Erlaubnis. Da findet man die Werke eines gewissen andern Schriftstellers ganz anders. Man lobt deren sittlichen Ton und deren Feinheit, und deren Witz, und deren Scharfsinn, und deren Menge, und deren musterhafte Schreibart. Hier wird stark *gewitzt* und ich witze auch, Gott weiß, wie oft den Tag. *Berliner Witzproben*: Einer, der erzählen hörte, der Buchhändler Vieweg in Braunschweig handele auch mit Ochsen, sagte: er sollte sich nicht nennen Buchhändler Vieweg sondern Viehhändler Buchweg ... Eine Schülerin des Humboldt kam in einen Laden und forderte ein Band, das zwei *Sirius* breit wäre ... Als man mich fragte, ob ich schon in Berlin gewesen ... Ja, vor vielen Jahren, als ich noch mein eigener Sohn war.

Wir bekommen jetzt hier Frühlingswetter. Der Frühling hier soll überhaupt recht angenehm sein, und den Sommer macht hier weniger die schlechte Gegend als der Staub unerträglich. An schattigen Bäumen fehlt es gar nicht, und es scheint mir nicht so schlimm, als man es bei uns macht.

Ich bin sehr begierig, wie es dem Dr. Reinganum geht. Wenn er sich nur dabei keine unnötige Gemütsbewegung macht. Das verdient kein Geld. Was macht die Tauferei? Vergessen Sie nicht, die Schnapper zu grüßen.

Nie hat eine Musik größeren Eindruck auf mich gemacht als die „Alceste" von Gluck, auch Mozart nicht. Ich habe es Ihnen oft geklagt: Mozart verleidet einem das Leben, er vernichtet uns. Aber während der „Alceste" war ich ein Held in meiner Loge. Es ist eigentlich eine gesungene Tragödie, die ganz im griechischen Geiste wie

gedichtet so gespielt worden. Die Chöre treten niemals ab, sie sind die Hauptsache, und eigentliche Partieen ohne Chor gibt es gar nicht in der Oper, das gefällt mir. In der Musik wie im Leben liebe ich nur die Massen. Solostimmen finde ich anmaßend und langweilig. Welch eine Erhabenheit in dieser „Alceste", aber keine himmlische wie bei Mozart; es ist eine menschliche, eine erreichbare Erhabenheit. Alle die mich gesprochen, bedauern, daß ich nicht einige Tage früher nach Berlin gekommen, um der Aufführung des „Judas Makkabäus", eines Oratoriums von Händel, beizuwohnen. Das soll ganz unvergleichlich sein. Wenn auch nicht völligen, doch einigen Ersatz werde mir das „Alexanders-Fest" von Händel gewähren, das in nächster Woche gegeben wird. Wie kleinstädtisch und erbärmlich kömmt mir die Frankfurter Oper mit der hiesigen verglichen vor. Der Chor in der „Alceste" bestand aus mehr als hundert Personen. Und da entschuldigte man sich noch bei mir über die ärmliche Ausstattung der „Alceste". Ich müßte eine Spontinische Oper sehen, um Chor, Dekorationen und Pracht zu bewundern. Dieser spitzbübische Italiener läßt nur seine eignen Opern mit Glanz aufführen, und die übrigen behandelt er als Stiefkinder. Er dirigiert auch nur in seinen eignen Opern. Ganz Berlin ist über seine Vernachlässigung gegen Mozart, Spohr und alle deutsche Musik aufgebracht, aber er ist ein Günstling des Königs. Ein gewisser Rellstab hat kürzlich eine große dicke Brochüre gegen Spontini geschrieben, worin er alle seine Sünden aufzählt. Außer „Jeßonda" ist keine einzige Oper von Spohr auf dem Repertoire. Wenn Mozart ja einmal vorkömmt, wird er vorsätzlich schlecht einstudiert, damit die Welt keine Freude daran finde.

Mein Bedienter kömmt eben leer von der Post zurück. Adieu. Grüße alle. Dein

Charles.

212.

Nr. 9 *Berlin, Samstag, d. 23. Febr. 1828*

Juten Morjen meine liebe jute. Wie jehts? Grüß Di Gott. *So* lang, *so* lang hab i mei Schatz nit gesehe! Ach! in allen Dialekten sehne ich mich nach meinem lieben Bärbelchen. Gott segne Dich gute Seele für Deine lieben Briefe und deine Freude an die meinigen. Deine Nr. 5 erhielt ich heute. Rg's Geschichte interessierte mich sehr. Daß er sich nur nicht beunruhige. Die Kälte der Juden und Schufte ist es hauptsächlich, die ihnen ein solches Übergewicht über uns ehrliche Leute gibt. Wenn er von Eder den Prozeß führen läßt, das ist gewiß das Beste. Fragen Sie den Rg., ob nicht ein Fehler geschehen, daß sie in meinem Hause, und dann Dr. Goldschmidt die Klage der Theaterdirektion gegen mich in Hände genommen, ob das nicht als eine Insinuation angesehen werde und man mir den Termin anrechnen werde? — Gehen Sie doch gleich zu Worms und kündigen Sie, wie verabredet, die beiden Stuben auf.

Schreiben Sie mir doch genauer, als es in Ihrem vorigen Briefe geschehen: 1. Wie viel jeder meiner Wechsel betrage? 2. Wann jeder derselben völlig [fällig?]? 3. Wie viel bares Geld Sie noch bekommen? 4. Ob u. wie Samuel die 600 fl. angelegt? Doch erkundigen Sie sich nach letzterem mit Bescheidenheit, denn wenn Samuel das Geld bar liegen lassen, um es immer zu meiner Disposition zu haben, ist es mir auch recht. — Ich will nächstens alle Ihre Briefe noch einmal durchlesen und sehen, ob mir etwas darin zu beantworten bleibt. Ich bin noch gar nicht recht im Takte. Aus meinem Stilleben plötzlich in eine geräuschvolle Welt versetzt, schwindelt mich etwas. Es ist doch hier schon sehr großstädtisch, und für mich fast mehr als Paris, weil ich dort so einsam gelebt. Ich habe eigentlich die größte Zeit meines Lebens in der Einsamkeit zugebracht, weil ich selbst in großen Städten

mich von Menschen entfernt gehalten. Ich glaube, das gibt mir hier etwas Frisches, etwas Jungfräuliches, was den Leuten gefallen muß. Meine Artigkeiten sind selbst erfunden, nicht der feinen Welt abgelernte. Ich muß mich jetzt besinnen, wo ich in meiner Biographie stehengeblieben bin. Gestern habe ich bei Joseph Mendelssohn zu Mittag gegessen, in Gesellschaft der Mariane Saaling, der Frau v. Hellwig, einer bekannten Schriftstellerin u. andern. Es sind nämlich die Mendelssohns, welche im Sommer bei Koblenz wohnen. Die Leute haben mir sehr gut gefallen, und, wie ich nachher von den Saalings gehört habe, ich ihnen ungemein. Joseph M. soll ein sehr kluger Mann sein. Der erste Eindruck, den die Frau auf mich gemacht, war nicht der günstigste. Sie hat eine gewisse förmliche vornehme Haltung, trug ein schweres blau samtnes Kleid und legte bei Tische die Handschuh nicht ab. Aber ich irrte mich. Sie ist sehr einfach und natürlich in ihrem Wesen. Sie hat schon einen verheirateten Sohn und allerliebste Enkel. Der Sohn war abwesend, aber die Schwiegertochter saß mit bei Tische, und zwar mir gegenüber, und sah mich mit ihren klugen warmen Augen unaufhörlich an. Die Frau v. Imhof, geb. Hellwig (oder umgekehrt geb. Imhof) ist die Gattin eines Weimarischen Generals. Im Winter lebt sie getrennt von ihrem Manne, im Sommer aber mit ihm auf einem Gute am Rhein. Ihre Schriften, die ich nicht kenne, werden geachtet. Übrigens ist sie eine rot angestrichene alte Schachtel, in welcher man Maikäfer gesperrt, die viel summen. Sie zappelt und ist sehr lebhaft und hat mir viele Artigkeiten über meine sämtlichen Werke gesagt. Wo ich noch bis jetzt war, war die Mariane Saaling mit und mir zur Seite. Es ist mir ganz wohl, wenn sie da ist, ich fühle mich dann wie zu Hause. Sie, die ich vor wenigen Tagen noch gar nicht kannte, ist in mein Herz eskamotiert worden, ich weiß nicht wie? Es ist eine unerklär-

liche Taschenspielerei. Ob das, was sie so anziehend macht, Kunst oder Natur ist, ob Verstand oder Herz — wie sich das endlich finden wird, bin ich sehr begierig. Unentschieden wird es mir wohl nicht bleiben. Sie hat ein schönes junges Kammermädchen, von auffallend sittlicher Haltung. Sie erzählte mir, man habe ihr einst in Frankfurt von einem sehr kranken, verlassenen jungen Mädchen erzählt. Sie habe das Kind heilen lassen, lange gewartet und gepflegt, endlich sich anerzogen — das sei das Mädchen, das wie eine Tochter an sie hänge. Als ich sie gestern mittag abholte, um sie zu Mendelssohn zu führen, hörte ich, wie sie von ihrem Dienstmädchen und dieses von ihr Abschied nahm — es war grade wie zwischen Mutter und Tochter. Sie sagte dem Mädchen: Adieu und grüß mir die armen Leute. Auf der Straße erzählte sie mir ihre Lebensweise. Sie gibt und nimmt Lehrstunden, liest alles und geht viel in Gesellschaft. Man müsse nur die Zeit gehörig benutzen. Humboldt habe ihr gesagt: „Die Zeit ist elastisch“, (ein gutes Wort). Aber Kranken-Besuche und Pflege, das fülle einen großen Teil ihres Tages aus. Ein trauriges Geschäft! bemerkte ich. „Es ist ja die einzige Pflicht, die ich habe“, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Sie erzählte eine traurige Geschichte, die sich den Tag vorher hier begeben. Ein junges schönes Mädchen, aus guter Familie, ging aus, um Humboldts Vorlesungen zu besuchen. Sie kam an ein Hause vorbei, auf dem ein Dachdecker arbeitete. Da traf sie ein herabfallendes Beil, und nach zwei Stunden starb sie. Was diesen Zufall noch tückischer mache, ist: daß der Dachdecker das Beil vorsätzlich herabgeworfen. Nämlich der Mensch ward schwindlicht und fand kein anderes Mittel, sich im Gleichgewichte zu erhalten, als das Beil herabzuschleudern.

Heute vormittag habe ich zwei Stunden bei der Julie Saaling zugebracht. Die ist gar zu glücklich! Sie gefällt

mir auch recht gut; nur begreife ich nicht, wie diese beide Schwestern mit einander harmonieren können; sie scheinen mir durchaus verschieden. Ich meine, schon ihre beiderseitigen verschiedenen Tugenden müssen unverträglich sein. Die Julie hat ihren Mann und ihr Glück auf den Alpen gefunden. Nämlich als sie vor 5 Jahren mit Mendelssohn und Dr. Neuburg in der Schweiz gewesen, habe sich die Liebe zwischen ihr und dem Dr. Heyse (Hofmeister bei Mendelssohn) angesponnen. Das erzählte mir die Julie nicht selbst, sondern ihre Schwester. Ich dachte: der Teufel hole die Weiber, wenn man selbst auf dem Rigi, 5000 Fuß über alles Wasser erhaben, nicht sicher vor ihren Netzen ist! Wie haben wir beide euch Frankfurter, besonders die Juden, durchgehechelt! Sie erzählte: eine Judenfrau in Frankfurt wäre nach Hause gekommen und habe zu ihrer Tochter gesagt: Sorle du bist eine Kalle [Braut] ... Mit wem? ... Das geht Dir nicks an. — — Diesen Abend war ich bei der Uhden, und dann bei der Levi, wo viele Leute und allerliebste Frauenzimmer waren.

Sonntag d. 24. Febr. vor Mitternacht. — Schläfst Du oder wachst Du? Hätte ich kein Bärbelchen, dem ich schreiben müßte, könnte ich mich ins Bett legen, wie andere ehrliche Leute. Ach! was sind die Ehemänner geplagt! Nun gleich zu meiner Biographie, denn ich bin sehr schläfrig. Dein Carlchen ist sehr munter, (nämlich wenn er nicht schläfrig ist) sehr vergnügt, führt sich gut auf, gefällt überall und macht seiner Nation große Ehre. Aber erschrecklich viel Geld kostet die Ehre! Doch bereue ich es nicht. Mein Aufenthalt hier wird mir viel nützen, was *wir* unter nützen verstehen. Diesen Vormittag ward es nicht leer bei mir von Besuchen. Allerlei junge Doktoren, Buchhändler u. a. Dichter bringen mir Tragödien im Manuskript, daß mir die Haare zu Berge stehen. Wenn

ich sie gar erst lese, werden sie mir ausfallen. Mittag habe ich bei Beer gegessen, der Familie des Dichters und Komponisten. Der Komponist, ein kleines, schwarzes, häßliches Judenmännchen von 36 Jahren, hat eine schöne Frau, die ich aber gar nicht gesprochen; die Gesellschaft war zu groß. Bei Tische ließ er sich immer aparte Sachen auftischen, die er allein verzehrte. Der Bruder ist Bankier und hat auch eine hübsche Frau. Die Mutter, eine alte näselnde Jüdin, war schon viermal in Italien. Diese Leute machen das glänzendste Haus hier, nämlich in Feten. Heute war eine sogenannte kleine Gesellschaft, und es waren doch dreißig Personen bei Tische. Gubitz, Redakteur des *Gesellschafters*; Clauren, der mir sagte, ich hätte ihn einmal herabgehunzt, aber er beuge gern den Nacken; Offiziere, Schauspielerinnen, Schmarotzer aller Art. Sie wohnen im Tiergarten, weit von der Stadt. Die Saaling sagte mir: sie habe sich von diesem Hause losgemacht, denn es wäre weit hin und nicht weit her. Ich war im Theater, Spontinis große Oper „Olympia" zu sehen. Ich konnte es nur einen Akt aushalten. Eine solche Verwirrung und Langweiligkeit ist mir in Noten noch nicht vorgekommen. Aber die Pracht ist unbeschreiblich. Dann ging ich zu Mendelssohn. Da wurden artige Quartetts gemacht. Alle vier Spieler waren zusammen nur 60 Jahre alt; aber es ging vortrefflich.
Hummel ist hier angekommen. — Den Saphir habe ich besucht, ganz im geheim. Dieser Mensch ist hier so allgemein gehaßt und verachtet, daß man mich gewarnt hat, mich öffentlich mit ihm sehen zu lassen. Ich habe ihn aber nicht vorüber gehen wollen, weil er mich in Frankfurt auch besucht hat. — Der Mendelssohn war 7 Jahr bei Fuld in Paris auf dem Comptoir. Er sagte, der wäre das größte Handelsgenie, das sich denken ließe. Er wäre jetzt sehr reich, wenigstens 4—5 Millionen. Die Familie Mendelssohn zeigt doch, daß das Schicksal

nicht immer ungerecht ist. Der verstorbene Mendelssohn war ein ganz gemeiner Meschores bei einem Schacherjuden. Durch seine Geisteskraft erhob er sich zu einem edlen Manne, ward ein bedeutender und liebenswürdiger Schriftsteller und genoß großen Ruhm im vorigen Jahrhundert. Seine Kinder sind Millionär und seine Enkel bedeutende Maler und Virtuosen. Es ist schon genug, wenn das Verdienst der Eltern an den Kindern belohnt wird. Die Mendelssohn mögen sehr reich sein. Ein Herr Fränkel, früher ihr Compagnon, ist mit 800 000 Tlr. aus der Handlung getreten.
Haben Sie denn noch nichts über die Zusammenkunft mit Guste beschlossen? Aber seien Sie nur vorsichtig, daß Sie sich in keine lästige Verbindlichkeiten einlassen. – Ich glaube, daß dem Schmitt Ems sehr gut tun würde. – – Eben erhalte ich die liebe Nr. 6 mit den 6 süßen Nadelstichen. Sei ohne Sorge, ich müde mich nicht ab. Ich fahre oft, und Berlin ist ja lange nicht so groß als Paris. Auch wohnen die meisten meiner Bekannten in der Nähe.
Bärbelchen, Du hast den Verstand nicht allein. Ich hätte schon ohnedies gewußt, daß ich den gewissen Punkt (ach! wäre er nur gewiß) gegen meine Schwester mit Stillschweigen übergehe. Das Epigramm gegen Stiebel hat mir sehr gefallen, und ich finde nichts darin, was ihn beleidigen könnte. Meiner Schwester Sohn läßt sich gar nicht bei mir sehen. Ein wunderlicher Kauz. – Wir wollen aber auch fest dabei bleiben, nicht ängstlich zu werden über wechselseitiges Ausbleiben der Briefe. Zweimal wöchentlich soll Regel sein. Ich wiederhole, was Du gern hörst, ich bin sehr vergnügt und habe sehr klug getan hierherzukommen. Ich lerne die Welt und mich selbst kennen. Ich betrage mich mit vielem Takte, worüber ich selbst erstaune. Ich suche alle mögliche Menschen auf, was sonst gar nicht in meiner Natur liegt. Ich

lasse mir gelegentlich von meinen Bekannten Zeugnisse meiner guten Aufführung geben. Zerstreue Dich so viel als möglich. Je weniger Du mich vermissest, je zufriedener bin ich. Wenn ich die langweiligen Ballette sehe, denke ich immer an Dich. Wie schön kannst Du auf einem Beine tanzen. Sie machen es hier nicht besser. Mein Spiegel bevölkert sich nach und nach mit Visitenkarten. Mariane Saaling hat mir gesagt, sie wünsche sehr mit mir in der Folge zu korrespondieren. Wirst Du nicht eifersüchtig werden? Mich gönnst Du wohl jeder andern, aber nicht meine Briefe. Ich habe hier schon einige Damenbilletts bekommen. Ich sammle sie für Dich. Adieu, einziges Bärbelchen.

(Montag 25. Febr.) Dein Karl.

213.

Nr. 10 *Berlin, Mittwoch, d. 27. Febr. 1828*

Soeben, (morgens 9 Uhr) erhielt ich Ihren Brief Nr. 7, den ersten in meiner Wohnung. Ich wollte wetten, daß es Ihnen hier besser gefiele als in Paris. Aber hier oder dort, nur von Frankfurt weg. Mütterchen, was führen wir in Frankfurt für ein Hundeleben. Ja ärger leben wir als die Hunde, denn ein Hund hat doch, was er wünscht. Bei jeder angenehmen Unterhaltung, die ich hier genieße, seufze ich im stillen: Ach wäre nur mein Bärbelchen da. Hänge Dich Bärbelchen; ich war schon einige Mal liebenswürdig, und Du warst nicht dabei! Aber ich muß lachen, wenn Sie noch von der Robert schönen Augen mit mir sprechen. Die liegen ein Jahrhundert hinter mir. Ich liebe jetzt die Mondscheinaugen der Mariane Saaling, und wie liebe ich sie! Sie ist ganz wie Du, Ihr beide habt nur eine Seele, und Du brauchst ihr keinen Platz in meinem Herzen zu machen. Ich wollte taub und blind sein und wissen, wenn sie in das Zimmer

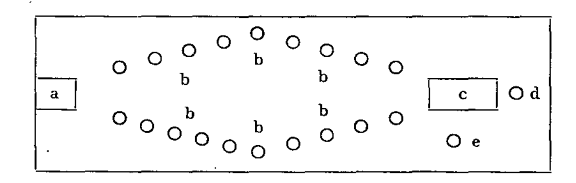
tritt; es ist, als verbreite sie einen Wohlgeruch um sich her. Ich sagte vor einigen Tagen der Herz, sie möchte mir doch aufrichtig ihre Meinung von der Saaling sagen, aber so aufrichtig, wie man über ein Buch spricht. Sie verstand sich dazu, aber nur im Vertrauen auf meine Verschwiegenheit. Wir wurden bald durch einen Besuch unterbrochen, und ich erfuhr nicht alles, was ich wünschte; nur folgendes. Mariane – sagte die Herz – hat ein unvergleichliches, tiefes Gemüt; aber wenig Verstand. Sie hat einen *„dünnen Verstand"* Die bekannte Geschichte von Marialwa. Sie liebte den *Koreff*, der aber ihre Liebe nicht erwiderte. Aber ich bitte dich Bärbelchen, sage das keinem wieder. Bedenke, daß die Saalings viel nach Frankfurt korrespondieren, und daß sie sehr leicht, und zwar entstellt, erfahren würden, was ich von ihnen gesagt. Sie sagen es dem Reis, dieser redet bei Ochs, dann Röschen, Henriette Getz, dann Herz – und die Post ist hier. Dem Urteile der Herz über den Verstand der Mariane traue ich nicht recht. Die Herz ist *nur* Verstand, Geist hat sie nicht, Gemüt auch nicht, ob sie zwar gut ist. Man täuscht sich oft bei großen Herzen, weil sie den Kopf bedecken. Ein Gemüt wie das der Mariane ist wie ein tiefer Brunnen, in dem man die Sterne auch bei Tage sieht; aber Nacht ist darum doch nicht. Von mir wurde auch oft so geurteilt; man glaubte, ich hätte keinen Verstand, weil ich ihm nicht folge. Was die Mariane spricht, ist sehr vernünftig, nur auch herzlich zugleich. Sie ist witzig, scherzt viel, und, damit ihr in meinen Augen nichts fehle, macht sie sich auch zuweilen lustig über andere Leute. Eine solche Unterhaltungsgabe ist mir noch nicht vorgekommen. Andere, und wäre ihre Gesprächigkeit noch so leicht, müssen doch pumpen; sie aber ist wie ein Springbrunnen, der in einem fort murmelt; man braucht nur hinzuzukommen, um zu hören. Ich gefalle ihr, und sie hat es mir gesagt, und als ich bemerkte, ich könne

zwar gefallen, aber es dauere lange, bis es dahin käme, erwiderte sie, bei ihr sei es schnell gekommen. Ich gefalle überhaupt allen. Wer hätte das gedacht! Wer hätte das gedacht! Ich habe gestern 5 Stunden bei den Saalings zugebracht, und wie so viele Minuten gingen sie mir vorüber. Es wurden so viele komische Sachen erzählt, daß ich mein Taschenbuch herauszog, das Gehörte niederzuschreiben. Z. B. Die Julie Saaling sah im Königl. Palaste Büsten von Luther und Melanchton. Sie fragte den Kastellan: nicht wahr, das ist Melanchton? „Nein, es ist Eisen." — Ihr Frisiermädchen erzählte ihr, ein junger Mensch habe sich aus Liebe erschossen. Man habe ihn *aufgeschnitten*. „Nun, was hat man in ihm gefunden?" ... „Verdrehte Nerven im Gemüte." — Grabschrift eines Grafen in Königsberg: Hier ruhen die Gebeine des jetzt noch lebenden Kremanski.

Der Dr. Heyse ist ein ganz vortrefflicher Mensch und lebt mit seiner Frau wie im Himmel. Montag mittag aß ich wieder bei Varnhagen. Sie schrieb mir ein Billett, warum ich mich nicht sehen ließe? Und ich sollte bei ihr essen. Diese Leute scheinen mir nicht einig mit sich selbst. Sie möchten gern vornehme Leute sein und haben doch zu viel Verstand und Herz, diese Rolle schön zu finden. Wir aßen auffallend gute Beefsteaks, die waren nach *Rumohrs* Kochbuch zubereitet. Gans hatte ihr dieses Kochbuch empfohlen, und die Varnhagen sagte, es sei vortrefflich und sehr praktisch. Sie gab mir mein Büchelchen gegen die Berliner Literatur-Zeitung mit ihren eigenhändigen Noten am Rande. Ich fand aber kein vernünftiges Wort in ihren Einwendungen, und ich werde in großer Verlegenheit sein, was ich ihr darüber sagen soll.

Montag abend wurde ich in die Mittwochsgesellschaft eingeführt; es ist die, worüber mir einst Hitzig geschrieben, daß meine Rede über Jean Paul darin vorgelesen

worden. Ich wurde dort mit einem Strome von Komplimenten überschwemmt, hatte aber schreckliche Langeweile. Sie hätten Ihre Schadenfreude daran gehabt. Um Ihnen meine Lage deutlich zu machen, will ich eine Zeichnung von dem Saale u. den Sitzen geben.



a. Tür. b. b. b. Zuhörer. c. Tisch des Sekretärs. d. vorlesender Sekretär. e. *Ich.* – Ich hatte um Entschuldigung gebeten, wenn ich mich ganz oben setzte, weil ich nicht gut höre. Jetzt kam ich aber neben den Sekretär und *hörte*, und das war noch schlimmer. Der las aus einem ganz unbekannten neuen Dichter wenigstens 25 Gedichte vor, und nicht einmal ein Urteil darüber. Ich gähnte fürchterlich und hielt mir die Hand vor den Mund. Es half aber nichts. Der Wind der Langenweile, der durch meine geschlossenen Finger drang, machte die Lichter auf dem Tische flackern. Meine Angst war aber noch größer als meine Not. Auf dem Tische des Sekretärs lag nämlich ein Zettel, überschrieben: *Speisezettel*, und darauf einige Namen anwesender Gelehrten: Chamisso, der Verfasser von Peter Schlemihl, Streckfuß und noch einiger. Ich in meiner Superklugheit denke, das Wort *Speisezettel* wäre hier scherzhaft gebraucht, und enthalte das Verzeichnis derjenigen, die den Abend vortragen würden. Ich war sehr betrübt, dieses alles mit anhören zu müssen; denn aus dem Saale unbemerkt von meinem Sitze zu entfliehen, war, wie Sie aus der Zeichnung ersehen, ganz unmöglich. Indessen ergab ich mich in mein Schicksal; es

waren doch nur 3 bis 4 Namen. Jetzt kam aber ein fünfter und unterschrieb, jetzt ein sechster, und immer mehrere und mehrere. Ich kam in Verzweiflung; ich glaubte, daß die alle vorläsen. Endlich kam der Hauswirt und holte den Zettel. Es waren nichts als Unterschriften zum Abendessen, mit welchem die schönen Geister ihren Abend zu beschließen pflegen. Man soll nicht zu klug sein. Hitzig war sehr artig, und ich entschuldigte mich bei ihm, daß ich seinen Brief nicht beantwortet. Ich blieb nicht zum Essen.
Wegen Gans seien Sie nicht besorgt, ich weiß wohl, daß ich mit ihm nicht gleichen Schritt halten kann, weder im Laufen noch im sonstigen. Ich lebe so mäßig wie zu Hause und lasse mich nicht irremachen. – Gestern mittag gab mir ein Buchhändler, der unverheiratet ist, ein glänzendes Essen in einer Restauration. Wir waren zu sechs. Habe mich nicht amüsiert. Der arme Buchhändler wird die 20 Tlr., die ihm die Fete gekostet, umsonst verwendet haben. Holtei gibt ein Theater-Journal bei ihm heraus, und da wollen die Herrn haben, ich soll mitarbeiten. Gehorsamer Diener! – Ich bekomme hier jeden Morgen unentgeltlich die politische Zeitung geschickt, wie in Frankfurt. Dazu trinke ich mein gewöhnliches Zuckerwasser. – Meine Empfehlungen von Willemer an Marheineke habe ich erst gestern und die an Ritter erst heute abgegeben. Der erstere war viertelsilbig, zuweilen halbsilbig, weiter hatte er's nicht getrieben. Das Konversationslexikon hat er schwerlich gelesen. Um ihn zum Reden zu bringen, blieb mir nichts anders übrig, als ihn zu fragen, wo er geboren und erzogen worden. Ritter wird gelobt; ich kam aber zu einer Zeit, wo er grade in die Vorlesung gehen mußte. Bei diesen beiden Bekanntschaften wird nichts herauskommen. Was wollen sie auch mit mir machen? Das ist nicht wie bei reichen Bankiers, die ein offenes Haus haben und die man nicht geniert. –

Abends 10 Uhr. – Als ich heute mittag zur Herz kam, um sie zu einem Essen abzuholen, wo wir beide eingeladen waren, fand ich drei junge Leute bei ihr am Tische essend, und sie saß dabei und legte vor und sprach mit ihnen. Ich hätte sie so malen mögen, so liebenswürdig erschien sie mir. Sie gibt nämlich jeden Mittwoch vier armen Studenten zu essen. Das ist doch schön, da sie gar nicht vermögend ist. Aber das ist noch wenig; man muß ihre Aufmerksamkeit und freundliche Bedienung dabei sehen, die Nettigkeit der Gedecke, die Fülle der Speisen – es war gekocht für zehen – und den ungenierten Appetit der jungen Leute. So was geschieht in Frankfurt nicht, gewiß wenigstens nicht auf solche Art. Die Herz trug ein weiß Atlaskleid und einen weißen türkischen Bund auf dem Kopfe und sah um 15 Jahr jünger aus, als sie ist. Es ist merkwürdig mit dieser Frau! Sie will nicht alt werden, und sie wird es nicht; sie will nicht für alt gelten, und sie gilt nicht dafür. Sie wurde im 15ten Jahre ihres Alters verheiratet und lebt jetzt schon ein halbes Jahrhundert in der großen Welt und wird noch immer als neu geachtet. Ich habe sie in zahlreicher Gesellschaft gesehen, wo viele junge Frauenzimmer waren – es wurde ihr keine vorgezogen, und die jungen Männer unterhielten sich mit ihr, als wäre sie ein 18jähriges Mädchen. Und dennoch habe ich nie bemerkt, daß sie auf eine ihrem Alter unanständige Weise sich hervordrängte. Dabei kann ihre Unterhaltung keineswegs geistreich genannt werden. Aber sie ist verständig, und die Zeit wird einem bei ihr nicht lange. Sie hat eine seltene Festigkeit des Charakters und weiß eine kluge Regel standhaft zu befolgen. Wenn sie steht, bedeckt sie dem Auge drei bis vier Personen in der Gesellschaft und sie hat ganz das Recht, mich ihr *Louischen* zu nennen. Fünf Männchen meinesgleichen könnte man aus ihr schnitzen, und es blieben noch Späne genug übrig. Wir aßen bei Madame

Levi, wo große Gesellschaft war: Österreichische Legationsräte, (die Diplomaten schielen mit den Ohren, sagte mir einmal die Saaling), Professoren, Doktoren, Frauenzimmer, die beiden Saalings. Es war recht amüsant. Die Levi ist eine sehr brave und kluge, hier allgemein geachtete Frau. Sie ist schon viele Jahre Witwe und hat nie Kinder gehabt.
Sie haben recht, mich mit dem Rauchen zu necken. Ach! wie geht es mir darin so schlimm, ach! wie bin ich so zahm geworden! Ehe ich ausgehe, spüle ich mir den Mund rein, um nicht nach Tabak zu riechen. Meine Wirtin, die neben meinem Zimmer wohnt, ließ mich schon einige Male bitten, ich möchte doch nicht so viel rauchen, der Rauch zöge in ihre Stube. Ich ließ ihr antworten: das könne ich nicht ändern und sie möge die Spalten der Türe verstopfen. Wie sauber sind meine Hände! Aber Roberts Finger sollten Sie sehen. Das sind keine Mohrchen, das sind Mohren. Das ist ein Schwein! ich bin ein Bleichplatz gegen ihn. Lassen Sie doch durch Reis Speiers von mir grüßen, und Hrn. v. Wehli. Die Empfehlungen haben mir sehr genützt. – Denken Sie nur, welche Kleinstädterei mir entwischt. Mein Wirt ist ein Musikalienhändler. Und jetzt frage ich diese Woche, als er zu mir kam, ob er nicht das Lied habe: So lang, so lang, hab ich mein Schatz nicht gesehen *, und singe es ihm vor, daß mir die Tränen in die Augen kommen, und vergesse ganz, daß ein Musikhändler unmöglich im Kopfe haben könne, welche Lieder er im Laden habe. Er lächelte ganz maliziös und sagte, er wolle nachsehen. Seien Sie unbesorgt; mein Wirt und Bedienter sind sehr ordentlich Leute. Ich habe es glücklich getroffen. Die Wohnung habe ich mir selbst gesucht, da, wie in Paris, Zettel an den Häusern hängen, wo Zimmer zu vermieten. Ich

* Aus einem Singspiel: Die Wiener in Berlin.

wohne, wie man in Paris sagt: au centre des affaires et des plaisirs. Nur von den Saalings wohne ich weit weg, den übrigen Bekannten aber nahe. — B. g. W.
Donnerstag, d. 28. Febr.

214.

Nr. 11 *Berlin, d. 1. März 1828 (Samstag)*

Deinen lieben lieben Brief und die süßen Nadelstiche darin habe ich hundertmal geküßt. Seit Du mich Du nennst, ist erst recht der Frühling über mir aufgegangen, und es ist mir, als fing ich erst jetzt an, Dein schönes Herz im Sonnenschein zu sehen. Wir wollen uns von den Gefahren zu großer Liebe nicht schrecken lassen, wir wollen uns immer mehr und mehr lieben. Aber ängstige Dich doch nicht mehr über meine Angst. Ich hatte keine. Ich erhalte Deine Briefe immer pünktlich am vierten Morgen, und wenn ich einen vergebens erwartet, so war ich doch nicht unruhig, ich dachte mir gleich, du würdest einen Tag später geschrieben haben. Der Berliner Korrespondent, der an Speier von mir geschrieben, wird wohl ein anderer als Oppenheim gewesen sein. Denn dieser ist grade der einzige, der nichts weiter von sich hatte hören lassen. Ich hatte nämlich alle besucht, und da ich keinen zu Hause gefunden, meine Karte zurückgelassen. Alle haben mich wieder besucht, nur Oppenheim nicht. Doch vielleicht hat er meine Adresse vergessen, und ich werde darum noch einmal zu ihm gehen. Ich bleibe meinem Vorsatze treu, Menschen aller Art hier kennenzulernen und ihre Einladungen zu benutzen, ohne meiner Neigung nachzugeben; denn wenn ich dieses täte, hätte ich an meinen schon gemachten Bekanntschaften genug, denn bessere finde ich doch nicht. Schleiermacher aber werde ich nicht besuchen. Ich habe früher in Frankfurt erfahren, daß er sich nicht vorteilhaft über mich geäußert und daß er mich nicht leiden kann. Daß die Herz mich

noch nie aufgefordert, zu ihm zu gehen, ist mir ein Wink mehr. Übrigens sieht ihn die Herz auch nicht bei sich, weil ihre Vermögensumstände es ihr nicht verstatten, Leute zu empfangen. Die Reinganums haben unrecht, wenn sie glauben, die Saalings hätten mich in Frankfurt aus Vornehmheit vernachlässigt; sie konnten mir doch als Frauenzimmer unmöglich entgegenkommen, und ich habe nie den geringsten Schritt getan, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Verhältnisse in dem Hause ihrer Schwester hätten dieses auch sehr erschwert. Die Julie hat sich hier schon gegen mich über die Adelswirtschaft, die in Frankfurt im Herzischen Hause getrieben, sehr lustig gemacht, und die Mariane, als ich neulich dabei war, wie sie einen Wiener Diplomaten, der ihr empfohlen worden, aufmerksam behandelte, bemerkte mir, als er fort war, wie um sich in meinen Augen zu entschuldigen: sie könne solche Leute nicht entbehren, weil sie oft Geschäfte nach Wien hätte, die man nur durch Diplomaten könne besorgen lassen.
Bitte den Bernhard, die einliegende Anweisung für mich zu kassieren. Sollte mein Bruder Philipp nicht in Frankfurt sein, dann hat mein anderer Bruder, und ist auch dieser abwesend, Spiro Zahlung zu leisten. So ist der Vertrag.
Jetzt zu meiner Biographie zurück. Donnerstag war ich wieder in den Humboldtischen Vorlesungen. Sie sollten nur das Zuströmen der Menschen und Kutschen sehen. Es stehen Gendarmes zu Pferde und Polizeikommissäre vor dem Hause. Ich habe wieder nichts gehört. Humboldt hat keinen deutlichen, überhaupt keinen schönen Vortrag. Mit meiner Harthörigkeit ist es schlimm, und ich glaube nicht, daß viel dagegen zu tun ist. Die Taubheiten, die in Wiesbaden kuriert werden, sind wohl rheumatische, schnell entstandene. Bei mir sind Unterleibskrankheiten, Stockungen des Geblüts Ursache. Ich werde

in Ems Wasser und Dämpfe ins Ohr bringen, das hilft vielleicht. Ich bin aber hier mit sehr vieler Grazie taub, und es macht mich nicht lächerlich.
Donnerstag abend wohnte ich der Aufführung von Händels „Alexanderfest“ bei. Eine schöne Musik! Der aus mehr als 200 Personen bestehende Chor ward von den Dilettanten der Singakademie gebildet. Die Milder und zwei vortreffliche Sänger der Oper hatten die Solopartien. Die Julie Saaling sagte mir, die Chöre im Frankfurter Cäcilien-Verein gingen besser als hier. Man werde aber hier durch die Orchesterbegleitung geblendet, die dort fehle — Nach dem Konzert ging ich zur Herz Tee trinken. Es unterhält mich sehr, diese Frau zu beobachten, zu belauschen und kennenzulernen. Früher war ich zu jung und zu verliebt, um sie zu verstehen. Décidément elle n'a point d'esprit; aber Verstand, aber alten, der nicht mehr gelenk. Ihre Manieren, wie ich sie früher gekannt, tauchen nach und nach aus meiner Erinnerung empor. Sie hat etwas Gebietendes, Ungeduldiges, der *Masse* ihres Daseins Angemessenes, das man einer jungen schönen Frau gern nachsieht, von einer alten aber mit Mühe erträgt. Ich bin ihr gut, ich vermute aber, daß sich andere Frauen im Stillen über sie lustig machen mögen. Sie hat noch die Minauderien, Gesten und Lächeleien, die ihr vor dreißig Jahren eigen waren und sie damals so liebenswürdig machten. Ich beobachte die Mittel und Wege, durch welche sie sich altherkömmliches Ansehen zu erhalten sucht und welche wohl von den Berlinerinnen überhaupt zu gleichen Zwecken angewendet werden, besonders von den Jüdinnen, weil sie nur einen usurpatorischen Einfluß haben. Viele Visiten, viele Korrespondenzen, junge Leute werden angezogen, Reisende in die Fremde empfohlen, empfohlene Fremde protegiert. *Protegieren* scheint hier sehr Sitte, was nun freilich manchem forthilft. Die Herz spricht von ihren vornehmen

Bekanntschaften, läßt im Vorbeigehen fallen, sie habe *den* Minister, *jenen* Grafen gesprochen. „Rauch (der Bildhauer) ist von München gekommen, ich habe ihn gestern im Konzerte gesprochen. Er hat mir gesagt: Ich habe einen Gruß an Sie von der Bayerischen Majestät, (der kennt mich noch von Rom)" . . . Das hörte ich sie seit drei Tagen wohl 10 Mal in verschiedenen Gesellschaften erzählen.
Gestern, Freitag, aß ich beim Präsidenten v. Scheve zu Mittag. Die Carl hat mir einen Brief an ihn mitgegeben. Wir waren 8 Personen, vier Herren und 4 Frauen, deren Alter, neben einander gestellt, bis zum letzten Kreuzzuge reichen würden. Lauter Adlige. Die frugen mich nach zwanzig Frankfurtern, die ich nie habe nennen hören, nichts als Herr von, Fräulein von, Frau von. Sie haben, sooft sie durch Frankfurt kamen, im roten Hause logiert, (welches seit länger als 30 Jahren kein Gasthof mehr ist.) Es wurde von keiner bürgerlichen Seele gesprochen. Doch waren sie sehr artig gegen mich. Herr von Scheve und seine hochrot und dick geschminkte Frau sind ganz charmant. Ein junges schönes Mädchen, die meine Tochter, die Enkelin von zweien und die Urenkelin von den übrigen vier Gästen hätte sein können und es vielleicht auch war, saß am ungewöhnlich breiten Tische mir gegenüber und richtete das Wort an mich. Da sprach ich mit einer süßen Flötenstimme, die ich in meiner Gewalt habe, aber bei bürgerlichem Lumpenpack, wie ihr seid, nie gebrauche: „Mein Fräulein! Ich bedauere gar zu sehr, daß ich Ihnen lästig fallen muß, ich höre etwas schwer." Und das gute Kind ward purpurrot, statt daß ich es hätte werden sollen. Wir Alten haben doch wenigstens das Vorrecht der Unverschämtheit! Der alte Mann, der neben Frau v. Scheve saß, ist unverkennbar ihr Liebhaber seit dem siebenjährigen Kriege. Als er zu husten anfing, stand seine alte Freundin vom Tische auf und holte aus

ihrem Strickbeutel ein Riechfläschchen voll Rum und ließ ihn ein Zuckerlöffelchen davon einnehmen. Das sei gut gegen Husten. Dieses Mittel schien sie bloß für ihren Freund immer bei sich zu führen. Wir haben in Godesberg ein ähnlich altes liebend Paar gesehen, das einmal an unserm Tische saß, als der Kölner Baron ein großes Essen kam [gab]. Unter diesen wunderlichen Leuten, die gar nichts von mir wußten, als höchstens was die Carl von mir geschrieben (und wie wenig wird das sein!), saß ich nun wie ein armes Kätzchen, putzte mich hinter den Ohren und machte ein Donnerwetter-Gesicht. Was sich das junge Fräulein für Mühe gab, recht grade am Tische zu sitzen! Das ist ein Hauptpunkt in der Erziehung der adligen Jugend, und dieses aufrechte Wesen trägt auch viel zu der ehrfurchtgebietenden Haltung bei, die der Adel Bürgerlichen gegenüber zeigt. — Den Abend war ich bei Mariane Saaling zum Tee gebeten. Mehrere junge Herren, die Herz, Gans. Der letztere kömmt hier nicht viel in Gesellschaft, und an einigen Orten, wo ich ihn traf, schien er nur aus Rücksicht für mich geladen. Man will ihn nicht haben, weil er jüdische Manieren hat, schmutzig ist und sehr schreit. Ich liebe ihn wegen seiner lauten Stimme. Ein wunderlicher Kerl! Seine Lampe brennt beständig im Zimmer, ob er zwar abends nicht zu Hause, und er einen Bedienten hat, der zu jeder Zeit Licht anzünden könnte. Zuweilen zündet er ein Schwefelhölzchen an und saugt den Dampf ein — das täte ihm wohl. Ein großer Schwätzer, ich bin ein Diplomat gegen ihn. Es ist wirklich gefährlich, in seiner Gegenwart etwas zu sagen, was irgend einer nicht wissen soll, er trägt alles herum und verkehrt Wort und Sinn; nicht aus Bosheit, aus Unbedachtsamkeit. Er verschwendet viel und mag wohl locker leben. Übrigens viel Geist, und das anerkannt. Bei der Saaling habe ich genau achtgegeben, wie es die Herz macht, immer im Gange zu bleiben und nie zu-

rückgesetzt zu werden. Mehrere junge Herren vom Gefolge der Saaling bekümmerten sich nicht um sie, Gans war indifferent, nur ich blieb ihr. Mit welcher Geschicklichkeit wußte sie mich festzuhalten, so daß ich sie immer mit einflechten mußte, selbst wenn ich mit andern sprach! Der Dr. Heyse (der Mann der Julie) gefällt mir gar zu gut. Er scheint so brav. Gegen seine Frau brachte ich Vorurteile mit, die ich bald aufgab. Sie ist sehr gut, einfach, sie ist *hold.* Dieses Wort würde ich für sie erfunden haben, wäre es nicht schon da gewesen. Aber Mariane ist liebenswürdiger. Es hat mich schon oft überrascht, welche Ähnlichkeit Ihr beide miteinander habt. Sie ist eine *Dolce jamais,* wie Du. Wenn ich noch einige Zeit um ihr bin, wird sie mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt haben, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen — blos durch *Seufzer.* Man braucht nur zu hauchen, und die Saiten in ihrer Brust tönen wieder. Ich spielte mit ihrem Schlüsselbunde, der auf dem Tische lag. „Welche Schlüssel gefallen Ihnen am besten" — fragte sie. Ich wählte einige zierlicher Form. „Dieser ist ein süßer Schlüssel, der zu meinem Zucker. Dieser . . ." — und welcher ist der zu Ihren Briefen? fragte ich. Da seufzte sie, daß es im ganzen Zimmer widerhallte. Die Briefe des Marialva, der sie betrogen, das alle erriet ich. Später sprach sie vom Sterben, das sie fürchtet. Ich sagte allerlei über den Tod, wie man gleichgültiger sterben würde, ginge die ganze Welt mit unter; das geschähe aber. Wenn Sie sterben, stirbt die Welt mit Ihnen. „Ja, sagte sie, mit meinem Tode endet mit mir alles", und dabei seufzte sie, daß es ein Erbarmen war. Es war ganz gewiß, daß sie an ihre Ehelosigkeit dachte. Es liegt den Saalings viel daran, daß es mir in Berlin gefalle, besonders des Dr. Neuburgs wegen, der Berlin immer verlästert. Julie sagte mir: „Ja, was gäbe der Neuburg darum, wenn ein Mann wie Sie Berlin unzufrieden verließe."

Mittag aß ich im Wirtshaus. Abends ging ich zu Joseph Mendelssohn, wo ich, seit ich dort gegessen, noch nicht war. Ich fand die Frau mit einem jungen Menschen Schach spielen. Sie hielt die Partie für verloren und übergab sie mir. Ich spielte sie aus und gewann sie. Dann spielten wir Pikett. Dann kam die Mademoiselle Mendelssohn (die Pariserin), und wir spielten zu drei Pikett. Später kam die Schwiegertochter, ein interessantes Frauenzimmer, und Mendelssohn. Man machte mir sehr Vorwürfe, daß ich so wenig komme. Ich mußte versprechen, wenn ich nach Ems ginge, sie oft auf ihrem Gute zu besuchen. Frau Mendelssohn liest englisch, spanisch und das übrige. Sie ließ mich das gern erfahren, indem sie mir kostbare Ausgaben von Calderon und Shakespeare zeigte, die sie zum Geschenke bekommen. Mendelssohn spricht sehr jüdisch. Er sagte mir: Sie wissen wohl gar nicht, daß Sie noch einige Monate in Berlin bleiben? Ich habe es heute in einer Berliner Zeitung gelesen. Um 9 Uhr ging ich fort in ein Kaffeehaus und suchte mich gedruckt in der Zeitung. Da steht: „Der geistreiche, (man nehme dieses Wort hier in seiner höchsten Bedeutung) Dr. Börne aus Frankfurt lebt jetzt hier und gedenkt einige Zeit hier zu verweilen. Es heißt, er werde sich bald mit einer liebenswürdigen Dame vermählen, die im Jahre 1783 geboren ist." Im Kaffeehause strich ein Herr lange Zeit um mich herum. Endlich trat er zu mir. „Habe ich nicht die Ehre, den Herrn Dr. Börne zu sprechen?" – Der bin ich. – „Meine Ahndung! meine Ahndung!" – „Ich habe ein Anliegen an Sie. Können Sie mir nicht sagen, was die polnische Gesellschaft in Offenbach macht?" – Die ist schon sehr lange aufgelöst. – „Ich war in der Sache verwickelt." – Wen habe ich die Ehre zu sprechen? – „O meine Ahndung, meine Ahndung! mein Name ist zu unbekannt, als daß er Sie interessieren könnte. Ich heiße Löwenthal und bin Privatlehrer. Meine Ahndung! meine

Ahndung!" – Ich dachte auf gut Frankfurtisch: [...] mit deiner Ahndung; sagte aber auf gut Berlinisch: Es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Heute abend bin ich zum erstenmale von meinem Grundsatz abgewichen und habe eine Berliner Merkwürdigkeit zu sehen versäumt, aus Faulheit. Nämlich, ein bal paré im Schauspielhause, wo der König und der ganze Hof hinkömmt. Es ist der letzte diesen Winter. Ich hätte Schuhe anziehen müssen, die Entree kostete fast 3 Gulden, und ich wäre doch nur eine Viertelstunde dort geblieben. Es war aber unrecht. – Ja, Bärbelchen ich fühle, daß die Weite der Entfernung von Dir trauriger ist als deren Dauer. Als ich heute Deinen Brief las, betrübte es mich, daß noch zwei meiner Briefe auf dem Wege waren, von denen Du noch nichts erfahren, und welche Du noch nicht beantworten konntest. Und so umgekehrt mit Dir. – Es schlägt 1 Uhr. Gute Nacht und tausend Nadelstiche auf Deinen Mund. – Das Geld von meinem Bruder verwahre, bis auch das Quartal der Polizei wird eingenommen sein, wozu ich in 8 Tagen die Quittung schicken will. Dann sollen nach meiner zu gebenden Anweisung Schulden davon bezahlt werden. Aber Bärbelchen, wäre nicht bald Zeit, von unsern Frühlingsplänen zu sprechen? Wo und wann zusammenkommen? Ich muß doch meinen hiesigen Aufenthalt und fernere Reise darnach einrichten. Kopenhagen habe ich aufgegeben, doch will ich nach Hamburg. – Empfangen Nr. 8 – *Sonntag d. 2. März.*

B. g. W.

215.

Nr. 12 *Berlin, d. 4. März (Dienstag) 1828*

[....] Als diesen Morgen Dein Brief kam, lag ich noch im Bette, und die Türe war verschlossen. Der Briefträger pochte mich aus dem Schlafe, und da kam ich mir vor wie

ein reisender König, den man unter dem Donner der Kanonen süß anredet. Dein guter Carl und sein Herz waren in großer Verwirrung. Nackt war ich und sollte mich erst ankleiden, ehe ich den Brief öffnete, und noch hundert andere Sachen verrichten. Aber ich war geduldig aus Üppigkeit und ließ mein Glück recht dick und süß einkochen. Ich ließ mir sogar erst Tee machen, als etwas Ungewöhnliches, holte die Schachtel herbei und nahm die Zuckerplätzchen heraus. Dann las ich Deine allersüßesten Zeilen und war glücklicher als im Paradiese, wo man vielleicht Anisplätzchen bekömmt, aber gewiß keine Briefe. Aber wie kamst Du nur auf den Gedanken, daß ich mich *anstrenge* durch meine biographische Genauigkeit? Wenn ich Äußerlichkeiten erzählte, so geschieht es nur, weil dieses der einzige Weg ist, mir meine Gedanken und Empfindungen in Erinnerung zu bringen. Ja, die Mariane ist bezaubernd; nur Dir würde sie nicht gefallen, weil Du so bescheiden bist. Aber mein Ideal ist sie nicht, Du bist mein Ideal, und sie gleicht Dir nur so viel, als die Wirklichkeit einem Ideale gleichkommen kann. Ich beobachte sie, wenn sie sich mit den Gegenwärtigen unterhält, es ist ganz Deine liebevolle und herzliche Art. Sie zieht keinen vor, setzt keinen zurück und ist in Gesellschaft zu gut, ihr Herz zu zeigen. Mir sagte sie schon längst: ich habe niemand in Berlin, der mich interessiere, und der Beifall eines Mannes wie Sie ist mir werter als alles. Mit dem, was mir die Herz neulich von ihrem vergangenen Leben erzählte, hat es seine Richtigkeit, ich habe mir es umständlicher erzählen lassen. Sie hat zweimal unglücklich geliebt, den Koreff, der sie gar nicht erhört, und den Marialva, der sie getäuscht – beide Wahlen ihrer unwürdig. Ich fragte die Herz, ob wohl Mariane noch heiraten würde? Sie meinte, ja, wenn sich eine Gelegenheit fände. Ich will mir die Sache überlegen. Die eine hat 20000 Gulden, die andere so viel Taler. Die

eine ist 1783 geboren, die andere mehrere Jahre später. Die eine hat einen Bei-Hans, einen Schaltgeliebten, die andere würde nur ihren Mann lieben. Aber Dein Bärbelchen ist so gut! Gut? Hat sie Dich nicht einst vor ihrer Türe jammern lassen wie einen Pudel? Aber Du kennst sie schon zehen Jahre und die andere erst wenige Tage! Wie! Ich kennte sie? Ich glaubte sie auch zu kennen, als ein Hans kam und schneller als der Blitz den Baum ihr Herz traf! Aber sie hat Deine Wechsel in Händen! Wechsel! O Gott! Geld oder nicht Geld! Sein oder nicht sein! Fort von mir höllische Gedanken! Ich bin Dein Bärbelchen, Dein auf ewig. Du hast gesiegt... Wie gefällt Dir dieser Monolog, ist er nicht à la Hamlet? O Du Schlaue! O ich Dummkopf! — In einem hiesigen Blatte las ich gestern, unter der Aufschrift: *Zur Berliner Conversation* „Der geistreiche Doktor L. Börne aus Frankfurt am Main, früher Herausgeber der Wage, dessen kritische, scharfe Feder wirkungsreicher gewesen, als sein Name in Norddeutschland bekannt ist, befindet sich gegenwärtig hier, nachdem er auf einer größern Reise Weimar besucht hat. Er wird Berlin, das er seit zwanzig Jahren nicht gesehen, hoffentlich verändert finden." Wie glücklich muß einst meine Frau werden! Sie wird, sie weiß nicht wie, *Frau geistreiche Doktorin.* O Bärbelchen, hier müßtest Du mich sehen und hören, mit meiner Feiertags-Seele! Ich sage die artigsten Sachen und so allerliebsten kleinen Worte, als sie nie von mir gehört worden sind in Frankfurt. Die Saaling sagte mir neulich, ihr Schwager Dr. Heyse habe erklärt: ich sei der liebenswürdigste Mensch, der ihm seit Jahren vorgekommen. Und zu bedenken, daß Heyse im Hause Mendelssohns gelebt, wo sich alle interessanten Fremden versammeln. Heil der Gattin eines solchen Mannes! Die Herz und die Saaling haben schon oft mit mir davon gesprochen, wann wir uns heiraten würden, und wir sollten hierher ziehen, es wenigstens

versuchen, und es würde Ihnen gewiß hier gefallen. Gestern habe ich vor der Herz mein ganzes Herz ausgegossen und mit Begeisterung gesprochen von Jeanette wie sie ist, aber (damit Du nicht stolz wirst) auch von Jeanette wie sie sein sollte. Da hat sie aufgehorcht!
Sonntag mittag war ich bei einem jüdischen Bankier Lypke zu Tische. Ich atmete dort einige Mund voll Frankfurter Luft. Der Herr Bankier ist ein guter dicker Jude. Die Frau eine Lydie, die unaufhörlich von Theater und Literatur spricht. Ich ließ mich zwar nicht mit ihr ein, aber da waren einige literarische Schmarotzer, die Rede standen und mich entsetzlich langweilten. Die Schriftsteller hier werden sehr gefüttert. Der Geist gedeiht nicht dabei, die ich noch von ihnen kennengelernt, behagten mir wenig. Sie geben alle ihre Freiheit einer Partei, einer Koterie hin. Ich hätte große Lust, wie ein Wolf in diese Herde Schafe einzubrechen. Das Theater ist hier Hauptgegenstand des Gesprächs. Der König steht in diesem leidenschaftlichen Hange oben an. Aber die Zirkel, in welchen ich mich bewege und die Sie kennen, sind von dieser Schwäche frei, ich höre dort fast gar nicht vom Theater sprechen. Sonntag abend wurde bei Mendelssohn eine Unterhaltung in den Gang gebracht, die mich sehr angenehm überraschte. Nämlich Aufgaben von Scharaden in Handlungen. Jede Silbe des zu erratenden Worts, und endlich, wie bei Scharaden üblich, das ganze Wort, wird, statt gefragt, pantomimisch dargestellt. Es gehört viel Scharfsinn dazu. Ich will Ihnen durch Beispiele die Sache deutlich machen. Ein Teil der Gesellschaft, etwa zehen, gingen in ein Nebenzimmer, sich dort zu kostümieren. Da kamen sie nun zuerst als Chinesen gekleidet heraus, setzten sich nebeneinander auf die Erde und wackelten mit den Köpfen wie die gipserne Pagoden. Das war die Silbe *ja.* Zum zweitenmal erschien ein Gott als Statue auf einem Piedestal, eine Flöte am

Munde. Es wurde ihm geopfert und um ihn getanzt. Das war die Silbe *Pan*. Endlich wurde ein morgenländischer Fürst vorgestellt, der europäischen Gesandten Audienz gab. Das war das ganze Wort *Japan*. Zweite Scharade: Wilde lagern sich um ein Feuer. Ein Europäer wird herbeigeschleppt. Sie fallen freßbegierig über ihn her, ihn zu verzehren. Einer reißt ihn immer dem andern aus der Hand. Das ist die Silbe *Gier*. Ferner: Eine Dorfschule wird vorgestellt. Der Schulmeister sagt den Kindern a vor, welches sie nachplärren. Das ist die zweite Silbe a. Zur dritten Silbe wurde durch eine Fee ein verstecktes Mädchen hervorgezaubert — *Fee*. Endlich, das Ganze zu bezeichnen, trat ein aus mehreren Männern und Kindern, zusammengesetzter *Giraffe* ins Zimmer. Das Spiel, ob zwar viel Zeit dazu gehört wegen der Kostümierung, ist sehr unterhaltend. Als man mir erzählte, sie hätten neulich das schwere Wort *Birmanen* aufgeführt (*Bier* und *Manen*) machte ich mich ein wenig über die Frankfurter lustig und sagte: das hätten wir dort nie erraten; ja, noch mehr, wenn man uns auch dort gleich das ganze Wort Birmanen genannt hätte, würden wir auch nicht erraten haben, was es bedeute. „Aber mein Bärbelchen ausgenommen" — setzte ich hinzu. Wer ist Bärbelchen? frug ein Legationssekretär, der ein Gesicht hat wie ein versiegelter Brief ohne Adresse. Ich warf ihm einen wütenden Blick zu und sagte: Elender, Du kennst mein Bärbelchen nicht? Du bist auch nicht wert, sie zu kennen. Darauf erwachte ich und schrieb meinen Brief weiter.

Jean Pauls Witwe hat mich bitten lassen, sie zu besuchen. Dieser Aufsatz über J. Paul hat mich sehr bekannt gemacht. Bei Mendelssohn traf ich schon einige Male einen jungen blinden Menschen, der seit seinem achten Jahre das Gesicht verloren. Er studiert. Wie heiter der ist! Er ist kein Berliner, aber schon lange hier. Es ist

rührend, wenn er erzählt, wie glücklich er in stiller Nacht wäre, wo er sich die schönsten Menschen und Landschaften ausmale. Ich setzte mich zu ihm und dachte, er kenne mich nicht. Aber da fragte er, ob ich je in Kassel gewesen? Ich sagte, nein, ich würde aber bald hinkommen. Dort lebte eine Madame Sieber, die liebenswürdigste Frau, die er je kennengelernt, eine Anbeterin J. Pauls, die meine Denkrede entzückt. Sie habe sie ihm weit weit her damals auf der Post zugeschickt. Wenn ich sie besuchte, würde sie ganz glücklich sein. Schön, dachte ich, hätte ich also in Kassel auch schon einen Hans! Aber Heil der Gattin eines solchen Mannes.

Die Ihnen erzählte Geschichte von dem traurigen Tode des Mädchens, das ein herabfallender Hammer getötet, ist für ängstlich vorsichtige Leute sehr belehrend, also auch für Sie. Sie beweist, daß ängstliche Vorsicht, statt zu helfen, oft gerade ins Verderben führt, weil das tückische Schicksal immer neue Wege erfindet. Das Mädchen ging mit ihrer Freundin in der Nähe des Hauses, das mit einem Gerüste versehen war und einen Torweg hatte, der in eine andere Straße führt. „Wir wollen nicht vor das Haus vorbeigehen, sagte das Mädchen, es könnte etwas herunterfallen; wir wollen lieber durch das Tor hintenherumgehen. Sie tat es, und unter dem *gewölbten* Tore traf sie der Hammer, der vom Dache fiel. Er fiel nämlich zuerst auf das Gerüste und prallte dann so zurück, daß er ins Tor hinein kommen mußte. Wäre das Mädchen ohne Ängstlichkeit vor das Haus vorübergegangen, hätte sie der fallende Hammer nicht berührt.

Ich habe der Mariane Saaling die Geschichte von ihrer Nichte auf dem Getzischen Balle erzählt, vom Sitzenbleiben, von dem Spottgedichte. Sie wußte nichts davon oder stellte sich, als wisse sie nichts davon; vielleicht um meinen Bericht, mit dem schon erhaltenen zu verglei-

chen. Bei dieser Gelegenheit sagte sie mir: die Mariane Herz habe Verstand, aber zu ihrem Unglücke habe sie sie, Saaling, zum Muster genommen, und bei jeder blinden Nachahmung verliere man. Die andere Schwester wäre ein sehr gutes Mädchen.
Es ist ein sehr angenehmer Scherz, ja es ist sehr witzig, daß Du meintest, wir wollten meine Berliner Reisekosten auf einer Schweizerreise zu ersparen suchen. Aber Dein Ernst wird es doch wohl nicht sein? Weib, ich will Dich beschweizern! Eingesperrt wirst Du diesen Sommer, nicht ausgehen, ja keine Schuhe und Strümpfe darfst Du anziehen, bis mein Geld wieder herbeigehungert. Dagegen reise ich umher und erzähle Dir alles, was in der Welt vorgeht. Du kannst indessen meine zerrissenen Socken flicken, aber ja nicht zu dick! — Ein Herr Emden, der hier wohnt, ein geborener Frankfurter, hat mich besucht. Mein Herz schlug ihm entgegen. — Das Theater habe ich nicht weiter besucht. Ich kann nicht dazu kommen, und es macht mir keine Freude. Aber für die Schnapper wäre das eine Lust! Alle Tage drei Theater, die schönsten Ballette, fast so schön als in Paris. — Ich hörte diesen Abend, die Schwester der Sontag, die in Frankfurt bei Dr. Schmidt gewohnt . . . Aber ich Esel, das haben Sie mir ja selbst geschrieben. Sie ist hier schon aufgetreten. Warum ist sie denn so schnell fort? — Dem Oppenheimer können Sie im Allgemeinen sagen, daß man hier einen Taler brauche wie in Frankfurt einen Gulden; doch das aufs Höchste, denn das billige Leben lerne ein Fremder nie kennen. Ob sein Herziehen sonst rätlich, darüber muß ich mich mit Sachkundigen besprechen. So viel hab ich schon gehört, daß nach Verhältnis der Stadt es sehr wenige Porträtmaler hier gäbe. Die Regierung tut viel für die Kunst, es werden große Sammlungen angelegt, ein großes Museum ist gebaut worden. Über die Preußische Regierung habe ich meine Ansichten sehr geändert.

Sie ist besser, als man bei uns weiß, ja sie ist gut. Bei Gelegenheit mehr davon.
Sie wären mir ein schöner Richter geworden! Kömmt eine von Heidelberg hergelaufene Person, die kein gutes Haar auf dem Kopfe hat, und sagt Ihnen, Dr. Börne sei eitel, und sogleich fällt Frau Kriminalrätin Bärbelchen das Urteil: Börne ist eitel. Aber die Beweise? Hat man Ihnen Beweise gegeben, und haben Sie sie gefordert? Übrigens ist es sonderbar, daß, wenn die Leute eine zu gute Meinung von uns haben und sie dann aufgeben, sie es dann uns zum Verbrechen machen. Habe *ich* denn gesagt, daß ich nicht eitel wäre? Ich habe höchstens behauptet, daß ich mich von der Eitelkeit nicht *quälen* lasse, wie andere Leute; wenn mir aber die mühelose Befriedigung einer Eitelkeit Vergnügen gewährt, warum soll ich sie nicht genießen? Übrigens ahnde ich gar nicht, worauf sich das beziehen kann, und lassen Sie sich's doch erklären.
Heute habe ich in Begleitung der Herz und einiger ihr verwandten häßlichen Damen die Gipsabgüsse der Antiken gesehen. Beim Weggehen frug ich die Herz, wieviel man dem Kastellan Trinkgeld zu geben? Raten Sie wieviel? Drei Gulden nach unserem Gelde. Ich hätte des Teufels werden mögen und verwünschte die gipserne Medizeeische Venus und meine häßlichen alten Weiberchen. Da gefiel mir die Herz wieder gar nicht. Das Kunstwerk ergreift sie, und sie begreift es nicht. Auswendiggelernter Enthusiasmus, triviale Galerie-Bemerkungen und untertänigste Huldigung jeder legitimen Fratze, ohne eigenes Urteil, ob dem Bilde auch Huldigung gebühre. Unaufhörlich wies sie den armen Kastellan zurecht, natürlich ein Papagei, der hersagt, was er auswendig gelernt. Vieles war mir bekannt, ich hatte die Originale in Paris gesehen. Aber zum erstenmale sah ich die Gruppe der Niobe, ein Trauerspiel in Marmor, das

mich in der tiefsten Seele erschütterte. Sie steht in Florenz und muß von ungeheurer Wirkung sein. Ich begreife nur nicht, wie so viele Kunstwerkbeschauer in einer öffentlichen Galerie von ihrer Begeisterung reden können. Es fiele mir ebenso schwer, einer marmornen Niobe als einer lebenden vor allen Menschen meine Liebe zu erklären. Und weil ich nicht geschwatzt, warf mir die Herz nachher vor, ich sei so kalt gewesen. Mein armes Herz weiß gar nicht mehr, was es mit dieser alten Liebschaft machen soll. Manchmal bin ich ihr gut, manchmal muß ich mich über sie lustig machen . . . . Ich habe sie soeben verlassen, ich habe den Abend bei ihr zugebracht. Es waren noch einige Herren da. Solange wir allein waren, spielten wir Schach. Sie war weiß angezogen und hatte einen weißen Turban um den Kopf. Während sie auf das Brett sah, sah ich sie unbemerkt an. Ihr faltenreiches Gesicht erschien mir als ein Vorhang, hinter dem sich ihre einstige Schönheit versteckt hielt. Ich zog ihn weg, aber es war nichts dahinter. Ich war so gerührt, daß ich mir die Königin darüber nehmen ließ. O die grausame Zeit, die alles zerreißt und zermalmt, ehe sie es verschlingt! Dann fing sie aber mit einem Kunstkenner ein Langes und Breites von Gemälden zu sprechen [an], und da machte ich mich wieder über sie lustig. „Das Fleisch dieses Malers gefällt mir nicht . . . sein Fleisch ist gut . . . sein Fleisch ist zu schwammig . . .“ so ging es in einem fort; mir ward ganz übel. Ich glaubte bei einem Metzger zu sein. – Die Damen hier werden abends auf der Straße oft von jungen Herren angeredet und zudringlich behandelt. Zu einer alten Frau, einer Freundin der Herz, kam neulich ein Herr auf der Straße und fragte: Kann ich das Vergnügen haben, Sie nach Hause zu begleiten? – Warten Sie nur, bis wir an eine Laterne kommen, erwiderte die Alte. – Den jungen Herren geht es aber auf der Straße nicht besser von Seiten der Damen.

Was Dein kleiner Carl aussteht, das glaubst Du gar nicht. Ich darf ohne Bedienten mich abends nicht auf die Straße wagen. Kömmt aber wieder einmal ein Mädchen und frägt mich, ob ich sie nicht nach Hause begleiten wolle, werde ich ihr auch antworten: Warte nur mein Kind, bis wir an eine Laterne kommen. Aber (im Ernste) welche schöne Dinge sind mir schon gesagt worden, über die Lebhaftigkeit meiner Züge, über meine schönen Augen! Und von wem? In Frankfurt haben die Leute keinen Geschmack. Nur Du hattest den Geschmack, mich zu wählen, und Heil Dir darum! Dein guter, treuer, lieber, schöner, geistreicher

Carl

(5. März erhalten Nr. 9.)

217.

Nr. 13 *Berlin, Freitag, d. 7. März 1828*

Freitag steht oben, aber erst heute, Samstag, konnte ich den Brief anfangen. Ach! was sind die berühmten Leute geplagt. Ich komme manchmal in Verzweiflung. Habe ich ja einmal eine glückliche Stunde, wo keine Unruhe mich stört, zerstört die Zerstörung von Korinth, die bei mir wohnt, mir solch eine seltene glückliche Stunde. So heißt ein Trauerspiel im Manuskript, das ein junger Dichter meinem Urteile unterworfen. Der unheilbringende Jüngling ist mir empfohlen worden, und ich darf ihn nicht abweisen. Jetzt lauscht er nun angstvoll auf jedes meiner Worte, schwebt zwischen Tod und Leben und jammert mich so sehr, als ich mir selbst jammere. Welche Freude hatte ich vorgestern abend, da ich um 7 Uhr, als ich grade in den Wagen steigen wollte, Deinen Brief bekam, den ich erst den andern Morgen erwartete. Aber ich bin nicht zufrieden mit Deinen Briefen. Nicht mehr als drei Seiten, und das Maß verfälschst

Du wie ein Jude. Ausgestrichene Worte, Gedankenstriche, und alles wird benutzt, einen ehrlichen Christen zu verkürzen. Aber nein, Deine Gedankenstriche sind schön, ich mußte darüber lachen. Also beständig bist *Du*? *Du* hast Dich noch gar nicht verändert? Und *ich*? O die Weiber! Sei nur ruhig. Ihr taugt alle nichts. Eine ist immer schlimmer als die andere, und das ist Euer Glück. Wir werden endlich so klug einzusehen, es sei am besten, bei der stehenzubleiben, die wir gerade lieben, weil sie wenigstens besser sein wird als ihre Nachfolgerin. Du armes Bärbelchen, hat denn Dein Schnupfen hoch steigen müssen, als er in den Kopf stieg? Der kleine Schnupfen wird recht müde geworden sein. Wer war denn die demantne Gesellschaft, die grade bei Dir war, als mein Brief kam? Warum nennst Du die Leute nicht? Es waren gewiß ungeschliffene Diamanten. Und warum mußtest Du in das kalte Zimmer gehen, als mein Brief kam? Und warum läßt Du das Schlafzimmer nicht heizen, wenn Du nicht wohl bist? Sollen etwa durch diese Ökonomie meine Reisekosten ersetzt werden? Ja wohl, gutes Bärbelchen. Ich weinte dabei, als ich meinem Hausherrn das Lied vorsang, aber vielleicht hat er es nicht gemerkt, es waren nur drei Tränen in beiden Augen. Doch wenn ich im Vorbeigehen in seinen Laden sehe, scheint es mir immer, als lachten mich die Kommis aus. Er heißt *Logier*. Sein Bruder, auch hier, ist berühmt durch ein neues musikalisches System, das er aufgestellt. – Von Heine las ich neulich in einem hiesigen Blatte, er wäre sehr krank in München. Doch ist die Nachricht sehr alt, er muß also wiederhergestellt sein. Man erzählte mir hier, der König von Bayern habe ihn eigentlich nach München berufen. Ohne ihm gerade eine bestimmte Stelle anzuweisen, habe er versprochen, für ihn zu sorgen. Der Hans hat viel Glück bei Königen und Königinnen! Was heißt *Dachles*? Das habe ich vergessen. Aber Dich und den geliebten

Milchkuchen werde ich nicht vergessen. Unsere Déjeuners, ja, die waren himmlisch! aber wer wehrt es uns, sie wieder zu haben? Es ist doch Zeit, daß wir darüber sprechen, wann und wo wir wieder zusammenkommen, und wann und wo Du Deinem *ehemaligen* Freunde es mit Tränen der Reue abbitten wirst, daß Du ihn so genannt hast. Ich muß doch vorher wissen, wie ich meine Reisezeit zwischen hier, Hamburg und andern Orten zu verteilen habe. Wenn gedenkst Du von Frankfurt wegzugehen? Noch einmal vorher nach Frankfurt zu kommen, wird doch für mich durchaus nicht angehen, und Du würdest es mir auch nicht raten. Es wäre hinderlich für unsere Pläne. Also frisch Deinen Kopf angestrengt und überlegt.

Humboldt würde ich wohl gern kennenlernen, aber ich habe niemand, der mich bei ihm einführt. Auch ist er viel bei Hofe und wenig zu Hause. Es ist doch sonderbar, daß hier wirklich nur die Juden oder getaufte Juden Häuser machen und die Christen fast gar nicht. Christliche reiche Kaufleute gibt es hier wenige, und die übrigen Stände, die Staatsbeamten und solche haben kein Geld. Ich bemerke das deutlich an einem Wiener vornehmen Herren, der, bei der Österreichischen Gesandtschaft attachiert, vor vierzehn Tagen hierherkam und dem es an mannichfaltigen Empfehlungen nicht mangeln kann. Wo und sooft ich irgendwo hinkomme in dem Kreise meiner Bekannten, finde ich ihn auch – Beweis, daß er anderswo nicht eingeladen wird. Bei Hegel hat der Gans versprochen mich einzuführen, der Windbeutel hat aber bis jetzt nicht Wort gehalten. Es kann auch sein, daß dieser Herr nichts von mir wissen will, wegen meiner Schrift gegen die kritische Gesellschaft, deren Direktor er ist. Die Herren haben sich sehr über mich geärgert, da sie fühlten, ja es gestanden, daß ich Eindruck mache.

Die Berechnung über meine Wechsel habe ich endlich

begriffen. Ich konnte immer nicht ausmitteln, wo die Zinsen hingekommen, und ich fragte mich: wo bleibt die Katz? Jetzt weiß ich, wo sie steckt. – Bitten Sie Samuel, das Polizeigeld am 15. März von Schulz einkassieren zu lassen und ihm einen Gulden zu geben. Nächstens will ich Ihnen das Verzeichnis meiner Schulden schicken, daß sie bezahlt werden vom vorrätigen Gelde. Von meinen Diners und Soirees will ich nicht weiter sprechen; ist etwas Besonderes dabei zu bemerken, dann tue ich es. Ich komme auch in Häuser, an die ich keine Empfehlungen hatte, von hiesigen eingeführt. Was ich in Frankfurt vom hiesigen schlechten Leben gehört, habe ich durchaus falsch gefunden. Der Luxus hier beim Essen ist nicht so groß als wie bei uns, das kömmt aber daher, weil sie in Frankfurt nur selten Feten geben, hier aber jede Woche, und weil sie dort nur mit Essen und Trinken bewirten können, aber hier auch mit geistigen Unterhaltungen. Das Essen und der Wein ist so gut, oft besser als bei uns. Spargel und junge Erbsen, wie bei uns im Sommer, alle mögliche Weine, ach! und welche Austern! Viermal so groß als die Pariser. – Ich spiele hier zuweilen Schach, mit der Herz, mit der Madame und der Mamsell Mendelssohn. Diese letztere ist auch eine von den Romanen-Charaktern, die ich mir in meinem Gedächtnisse zu skizzieren suche. Etliche und fünfzig Jahre alt, das sieht man ihr an; aber gebildet und geistreich, und [aber?] ich habe keine Beweise dafür. Sie hat ein beredtes Schweigen. Der lange Aufenthalt in Paris gab ihr eine merkwürdige feine Haltung. Sie nimmt sich nicht einmal die Mühe mehr, im Stillen zu beobachten, sie kennt die Welt auswendig. Ich spielte gestern Schach mit ihr und ließ sie die Partie gewinnen, mit vieler Geschicklichkeit. Man hat auch Verstand. Kein Lob über meinen Sontags-Aufsatz (der hier hundertmal mehr gefällt als in Frankfurt) war mir schmeichelhafter als das der Demois. Mendels-

sohn. Sie sprach von der „unnachahmlichen Feinheit" darin, und ich dachte, das müßte eine Pariserin doch verstehen. Die M. Saaling hat den Aufsatz in einer und der nämlichen Gesellschaft schon 3mal vorlesen hören. Über meine alte gute Herz machen sich die Leute sehr lustig, weil sie sich wie ein junges Mädchen kleidet, Hals und Brust offen trägt und lieber vom Teufel als von Altsein reden hört. Sogar die gute Mariane spottet ihrer. Ich verteidige sie und im Ernste. Das Alter ist ein Übel, denke ich, und wenn man ein unvermeidliches Übel, das man fühlen muß, nicht auch *sehen* will und die Augen zumacht, ist denn das zu tadeln? Es wird keiner der Herz ins Gesicht sagen, sie sei alt, und wenn sie selbst es sich vergessen machen kann, wem schadet das? Die Weiber sind alle so. Die M. Saaling meint zwar, sie sei anders, sie habe schon längst angefangen, sich alt zu kleiden (und das ist wahr!). Aber sie kleidet sich nicht ihrem Alter gemäß, sie kleidet sich *älter* als sie ist, und das ist ganz die nämliche Eitelkeit. Sie weiß recht gut, daß ihr die alte Haube gut steht und daß es schön klingt, wenn sie sagt: sie wäre ein hübsch' alt Mädchen. Aber es ist doch mit so einer altgewordenen Geliebten, wie die Herz, die man nach einem Vierteljahrhundert wieder sieht, eine ganz komische und schurrige Sache! Neulich schrieb sie mir: „Wenn Ihr Diner Ihnen noch etwas Lebenskraft läßt, so kommen Sie zu mir, wir spielen Schach und trinken Tee. H." Ich dachte: Ei, was braucht man Lebenskraft zu Schach und Tee? Wenn sie nun zu Dir spräche zwischen Schach und Tee: „Mein Freund, Sie lieben mich schon 25 Jahre. Ihre Standhaftigkeit rührt mich, Ihre Treue verdient Belohnung? —" ich kam nicht.

Ich versprach Ihnen, die Billetts zu schicken, die ich hier bekommen würde, und Sie erinnerten mich an mein Versprechen. Ich dachte anfänglich, man würde mir häu-

fig schreiben; es ist aber nicht geschehen. Ich sehe meine Bekannten zu oft, als daß es nötig wäre, und ich besitze bloß einige unbedeutende Zeilen von der Herz, der Varnhagen und einigen Herren. Selbst geschrieben habe ich noch keine als gestern zum erstenmale eines an die M. Saaling, das ich für Sie abgeschrieben und es Ihnen hier mitteile, ob ich zwar recht gut weiß, daß das gescheite Bärbelchen mich ehrlichen Tölpel auslachen wird, der ihr alles so haarklein und offenherzig erzählt. Wir Männer „sind gar zu edel! — Guten Morgen mein Fräulein. — „Ein Brief hat es doch recht gut in diesem Leben! Er darf „kommen, so oft und so früh er will, braucht nicht zu „schellen, sich nicht anmelden zu lassen und nicht zu „fürchten, daß er abgewiesen werde. Ich möchte wohl „ein Brief sein, bis zum grünen Vorhang, hinter ihm „aber wieder lieber ein Mensch. Ich schicke Ihnen dies „Billett durch die kleine Post, um sie zu versuchen, ob sie „sicher sei, ob geschwind und wie lange es währe, bis „man eine Antwort erhält — wenn man eine erhält. Ich „muß dieses alle wissen, wegen meiner künftigen Be- „schreibung von Berlin. Die gute Madame Mendelssohn „hat mich auf Mittag einladen lassen. Nehmen Sie teil „an meiner Freude, deren größter Teil Sie selbst sind. „Die Einladung kam noch spät gestern abend, und „Ihrem armen Freunde war sehr bange den ganzen Tag, „sie möchte nicht kommen. Als ich Sie vorgestern abend „verließ, schrieb ich noch viel nach Frankfurt von zwei „Schwestern, die mich der gute Gott, der mir immer „gnädig war, auf meinem Wege finden ließ. Von der „Einen schrieb ich: „Sie ist *hold* — und dieses Wort hätte „ich für sie erfunden, wäre es nicht schon da gewesen. „Welche von beiden Schwestern habe ich gemeint? Die „oder der es errät, bekömmt drei Pfannkuchen von „Schauß. — Ich küsse Ihnen die Hand, mein teures Fräu- „lein, mit der herzlichsten Ergebenheit.“ — Wie gefällt

Dir das? Kann man das Billett nicht gegen den Husten brauchen, ist es nicht wie gekochter Kandiszucker? Die Antwort werde ich erst heute bekommen, und ich teile sie Dir auch mit.

Gestern abend führte mich Gans in einen ihm verwandten Familienzirkel, wo zur Feier des Geburtstags des 70jährigen Hausvaters eine große Fete war. Juden, und jüdische Juden, das war komisch. Sehr glänzend, und die Weiber haben *Lotto* gespielt, wie bei uns. Und Freitag abend, und gestrickt und doch jüdisch!

Vor einigen Tagen starb ein fünfjähriges Kind. Man legte es in den offenen Sarg, um es den andern Tag zu begraben. Nachts kam es zu seiner Mutter ans Bett und sagte: Mutter, nimm mich zu Dir, es friert mich. — Vorgestern, da Glatteis war, fielen ein Mann und eine Frau, Eheleute, auf der Straße und brachen beide jeder ein Bein, er das rechte, sie das linke. Ist das nicht romantische Treue? — Im Wasser wurde eine maskierte Dame mit auf dem Rücken gebundenen Händen gefunden. Sie wurde also hineingeworfen. — Der König hat gegen eine Belohnung von 5000 Taler einen Mann hierherberufen, der ein Mittel erfunden hat, vom *Stammeln* zu befreien. Jeder Geheilte zahlt eine gewisse Summe und muß schwören, das Mittel keinem mitzuteilen. Es ist wunderbar, was der menschliche Geist nicht alle erfindet! Es ist keine Medizin, keine Operation, keine Übung. Der Mann gibt nur dem Stammelnden eine gewisse Regel, und darauf können sie sprechen. Ein verheirateter Sohn Mendelssohns, ein großer Stammler, wurde auch auf die Art geheilt. Er sagt: es wäre ganz unbegreiflich, wie nicht jeder von selbst auf das so einfache Mittel fiele. — Ein neues Lustspiel: der *Kammerdiener* macht seit einigen Tagen viel Aufsehen. Der Haupt-Charakter ist eine getaufte Jüdin, die ihre Abstammung vergessen machen will, von Juden nichts hören kann und nur christlichen Umgang sucht.

Sie verliebt sich in einen gebildeten Christen, der ihre Bekanntschaft sucht und macht, und der feine Herr ist ein verkleideter Kammerdiener. Das ist eine Geschichte wie in den „précieuses ridicules“ von Deinem neuen Hans. Es sollen gewisse jüdische Damen, die man nennt, im Stücke porträtiert sein. – Gewiß habe ich den Hitzig besucht, aber nicht gefunden. Er war auch bei mir und traf mich nicht. Wir haben uns aber außer dem Hause gesprochen. – Nennen Sie mir doch den Advokat von Reinganums Geschwistern? – Sie kennen doch die Hendel-Schütz dem Namen nach? Schauderhafte Dinge hat man mir von ihr erzählt. Sie soll eine wahre Medea sein. Nach ihrem ersten Manne heiratete sie, als sie auf der hiesigen Bühne war, den Dr. Meyer, einen Arzt. Sie bekam vier Kinder von ihm. Der Meyer ward ihrer überdrüssig, ließ sich von ihr scheiden und heiratete eine andere. Da schwor sie ihm ewige Rache. Sie wolle die Furie sein, die ihn und alle, die ihm gehörten, verfolgte, bis sie von der Erde vertilgt wären. Als des Dr. Meyers zweite Frau im ersten Wochenbette lag, trat die Hendel mit gezücktem Dolche vor sie hin und blieb in der schrecklichsten Gestalt, die sie von der tragischen Kunst gelernt, toddrohend vor ihr stehen. Darüber entsetzte sich die Wöchnerin, so daß sie immer kränkelte und endlich, nachdem sie noch einige Kinder geboren, starb. Auch alle Kinder starben. Die Hendel nahm zwei ihrer eigenen Kinder mit nach Halle, und die Kinder starben bald. Zwei Söhne behielt der Dr. Meyer bei sich. Als der eine erwachsen war, ging er nach Halle auf die Universität. Bald darauf erhielt der Vater die Nachricht, er habe sich erschossen. Der zweite Sohn studierte auch, und wie durch einen Fluch des Schicksals getrieben, ließ er sich von seinem Vater nicht abhalten, nach Halle zu gehen, wo seine Mutter wohnte. Nach einem Jahre kehrte er nach Berlin mit unbesiegbarer Schwermut zurück. Ver-

gebens drang lange der Vater in ihn, zu sagen, woran er leide. Endlich gestand er dem Vater, er könne seine Güte nicht länger ertragen, er verdiene sie nicht, er sei nicht sein Vater. Die Mutter in Halle habe ihm gesagt, daß sie alle von einem andern Vater wären. Meyer suchte ihn zu beruhigen, indem er ganz fest überzeugt, die Kinder der Hendel seien von ihm. Der Sohn ließ sich aber nicht enttäuschen, blieb schwermütig und erschoß sich endlich. Als die Hendel Nachricht von dessen Tode bekam, schrieb sie dem Meyer: jetzt sei ihre Rache voll. Sie habe die beiden Söhne, sie in Verzweiflung zu stürzen, glauben gemacht, sie hätten einen anderen Vater; ihm aber, seinen Schmerz zu vergrößern, wolle sie in Wahrheit sagen, daß er wirklich der Vater von ihren Kindern gewesen. Seine fernere Bestrafung überließe sie dem Himmel. Der Dr. Meyer, sonst der schönste und blühendste Mann, kränkelt jetzt elend dem Tode zu. — Adieu, Bärbelchen. Fühlst Du nun, wie es einem zu Mute ist, wenn die letzte Seite des Briefes leer bleibt? Bessere Dich. Dein Charles.

Nr. 10 erhalten Samstag d. 8. März.

218.

Nr. 14 *Berlin, Montag, d. 10. März 1828*

Deine letzten Briefe, gute Seele, sind so gar lieb, daß ich Dir untreu geworden bin und über das Bärbelchen von jetzt das Bärbelchen von sonst vergessen habe. Die Übel, die Du hattest, haben mich nicht betrübt, Deine schnelle Genesung hat mich nicht lächeln gemacht, weder über das eine noch über das andre erstaunte ich — ich fand das alle so natürlich. Die Menschen haben immer auf gleiche Weise geliebt und gehaßt, und nur in gleichgültigen Dingen haben sie sich unterschieden. Es war mir klar bewußt, mein vieles und mein warmes Reden von der M. S. würde Dich unruhig machen, aber ich dachte: es ist nicht

zu vermeiden und es wird vorübergehen. Einem Schlimmern als ich bin hätte ein böser Dämon zugeflüstert: Wie! nicht zu vermeiden wäre es gewesen? Hättest Du nicht schweigen können? – mir wagte er nicht so etwas zu sagen. Doch hast Du freilich meine Bekenntnisse etwas mehr mißdeutet, als zu entschuldigen ist. Du hast vergessen, worüber ich mit Dir so oft gesprochen, daß ich seit einiger Zeit eine große Leidenschaft zur Menschenjagd gewonnen habe, daß ich begierig nach ihnen suche wie nach Gemälden, nach Bildwerken. Mein Geist und mein Herz haben vierzig Jahre Gedanken und Empfindungen gesammelt, aber das sind Landschaften, unbelebt, die Figuren mangeln, und ich muß diese auch hineinzubringen suchen, wozu mir meine Reise Gelegenheit geben wird und wozu ich diese auch eigentlich unternommen. Nun tritt mir in der M. S. ein so höchst künstlerischer Stoff, ein so merkwürdiger ausgesprochener Charakter entgegen. Ich sammele ihre Züge, und wie könnte ich sie zur einstigen Gestaltung anders befestigen, als indem ich Dir von ihr schreibe. Es ist Liebe zur Kunst, Bärbelchen, nichts als Liebe zur Kunst. Was sie überdies für mich so anziehend macht, sind ihre Tugenden, die sie mit Dir, und ihre Fehler, die sie mit mir gemein hat. Nie ist mir ein so unverschlossenes Frauenzimmer, ja kaum ein Mann solcher Offenheit vorgekommen. Was sie nicht sagt, blickt sie, was sie nicht blickt, seufzt sie, und was sie weder sagt, noch blickt, noch seufzt, das ist gewiß nicht in ihr. Ich glaube, sie könnte eine Liebe, die sie hegte, nicht eine Stunde verschweigen. Sie hat gewiß viele Feinde unter den Weibern, denn da diese alle die nämlichen Geheimnisse haben, so verrät jede Unbesonnene, die ihre eigenen Geheimnisse bekennt, zugleich die ihrer Schwestern. Die M. S. teilt jeden Eindruck, den sie empfangen, augenblicklich mit. Sie macht sich, wenn sie aus einer Gesellschaft kömmt, über alle Personen lustig,

die ihr mißfallen, und da sie Witz hat, muß sie sehr beleidigen, wenn ihre Äußerungen bekannt werden, wie dieses unvermeidlich ist. Ihre Schwester Julie ist ebenso. Ich habe bei diesem und jenem angeklopft, um zu hören, was man von ihnen hält. Ich habe sie noch nicht loben hören. Wenn es geschah, vielleicht aus Rücksicht für mich, weil ich mein Wohlgefallen an ihnen aussprach, geschah es doch mit Einschränkung, mit Achselzucken – „man müsse sich über manches hinaussetzen“, hieß es. Aber gestern hörte ich zum erstenmal ohne Rückhalt und leidenschaftlich gegen die M. S. eifern, und zwar von Robert und seiner Frau. Nun steht zwar dieses Paar in keinem großen Ansehen bei mir, indessen möchten doch die Tatsachen, die gegen die S. vorgekommen, alle wahr sein, nur daß Gutgesinnte wie ich sie milder auslegen möchten. Ich will so viel wie möglich mit Roberts und seiner Frau eigenen Worten erzählen, was ich gehört. „Die Heyse, nun, die lasse ich hingehen; aber mit der Mariane bleiben Sie mir nur weg. Das ist eine ewige Lüge, sie hat immer sich und andere belogen. Ich kenne sie von ihrem 9ten Jahre an. Sie ist immer eine Närrin gewesen. Bald hatte sie eine Tasse, (!) bald etwas Anderes, in das sie verliebt gewesen. Sie ist eine Anempfindlerin. Von Marialva hat sie geglaubt, er würde sie heiraten, ein dummer fader Mensch, der in Wien zwanzig Freudenmädchen die Ehe versprochen. Sie wurde katholisch. Jetzt redet sie sich ein, sie wäre katholisch. Sie ist eine Proselytenmacherin, zieht junge Leute an, die sie bekehrt, wenigstens für den Katholizismus empfänglich macht. Neulich bei Mendelssohn hat sie kein Fleisch gegessen, weil Fasttag war. Mit der (Mademoiselle) Mendelssohn hält sie Konventikel, und dieser nehme ich's noch mehr übel als der Saaling. Die Saaling hat keinen Verstand, aber die Mendelssohn hat einen tiefsinnigen philosophischen Geist. Und sie ist doch auch nur katho-

lisch geworden, weil sie sonst Sebastiani nicht ins Haus genommen hätte ... Sie spricht immer von ihrem Wohltun, von ihren Krankenbesuchen. So was muß man geheim halten. Es ist gerade, als wollte man auf der Straße laut ausrufen: ich bin verliebt, bin verliebt! *Frau Robert:* Haben Sie neulich gehört, wie sie vom *räudigen Schaf* gesprochen? O ich hätte ihr mögen ... (dabei machte sie eine Bewegung mit dem Arme, die ausdrückte: ich hätte ihr mögen ins Gesicht schlagen.) Ich wollte ihr sagen: so werden die Juden auch gesprochen haben, als Sie katholisch geworden sind — aber mein Mann hat mich zurückgehalten.“ ... So weit Roberts. Das *räudige Schaf* habe ich selbst mit angehört. Ich sprach nämlich vom katholischen Pfarrer Fell in Frankfurt, der protestantisch geworden, und fragte, ob sie sein Büchelchen gelesen? Sie antwortete: Nein. Ich muß gestehen, daß ich den Fell immer als einen ordentlichen Mann gekannt; aber — sie zuckte die Achseln, — was liegt an einem räudigen Schafe? — Auch mit der Proselytenmacherei mag es seine Richtigkeit haben. Als ich einmal mit der Julie von der Demois. Mendelssohn sprach, und diese mir sagte, sie sei eine Proselytenmacherin, setzte sie hinzu: Aber ich bitte Sie, sagen Sie das meiner Schwester nicht wieder. Zu dieser Anklage muß ich noch hinzusetzen, daß die M. S. gern gefällt, daß sie, mit welchem Manne sie sich auch unterhalte, ihr Lächlen so bezaubernd als möglich zu machen sucht, was gewiß sehr unrecht ist. Sie sollte es mit mir nur allein so machen. Übrigens *kunstliebe* ich sie doch, trotz ihrer Fehler; Dich aber mein Bärbelchen *naturliebe* ich mit ganzer Seele. Darum werde nicht eifersüchtig, wenn ich oft von ihr spreche, und bedenke, daß es sehr verschieden ist, ob man etwas *auf* oder *in* dem Herzen habe, von dem man sich durch Mitteilung freizumachen sucht. Du bist viel edler als jene. Du weißt kaum etwas von Deinen herrlichen Eigenschaften, jene aber

kennt die ihren und stellt sie hervor. – Jean Pauls Witwe habe ich besucht. Als sie gleich bei meinem Eintreten mit mir von meiner herrlichen Rede auf Jean Paul, von meiner „Anhänglichkeit für den Geist" ihres Mannes zu reden anfing, glaubte ich, ihre Stimme wäre gerührt und ihre Augen schwämmen in Tränen. Bald aber gewahrte ich, daß ihre Stimme schwanke von zu schnellem Laufen, und daß ihre glühende Kohlenaugen immer naß sind. Eine solche Plapplies ist mir noch nicht vorgekommen. Als ich die hundert Millionen Worte berechnete, die diese Schwätzerin während einer 30jährigen Ehe ihrem Manne vorgeplaudert hat, kam mir Jean Pauls Tod gar nicht so unglücklich vor. Sie spricht lauter unnützes Zeug, verbrauchte Sentenzen aus dem vorigen Jahrhunderte und aus dem „Titan". Aber sie spricht von den 60 Bänden ihres Mannes herab, die ihr zum Piedestal dienen, mit großer Zuversicht. Sie hat eine aufgeworfene Nase und mag in ihrer Jugend eine muntere neckische Brünette gewesen sein. Mich ließ sie während einer halben Stunde gar nicht zu Worte kommen; keine zehen Worte gönnte sie mir. Ich war recht froh, als ich die Schwätzerin hinter mir hatte.

Es hat mir jemand anvertraut, die hiesige Regierung wolle eine *offizielle Theaterzeitung* stiften, um dem irre geführten Geschmacke des Publikums eine bessere Richtung zu geben, und man denke an mich als Redakteur. Ich habe den Jemand ausgelacht und gesagt, ich sei gar nicht der Mann zu so etwas, und er möge das nur in meinem Namen erklären. Ist das nicht närrisch – eine ministerielle Theaterkritik?

Ein Auftrag an *Dr. Reis*. Der Professor *Casper* hier ließe den *Dr. Mappes* in Frankfurt dringend bitten, ihm doch die fortgesetzte Anzeige des *Sieboldschen Journals* so bald als möglich zu schicken. Wenn er aber nicht könne oder möge, es ihm doch gleich wissen lassen, damit er

diese Arbeit einem andern übertrage. Bitte diesen Auftrag ja gleich zu besorgen.
Nach Frankfurt möchte ich nicht gern kommen. Ich male mir das so schön aus, wenn wir uns in der schönsten Frühlingszeit am Rheine wieder sähen, und den Rhein zum Aufenthalte zu wählen, würde doch wegen Ems das Schönste sein. Und Sie gingen voraus und richteten alles ein und empfingen Ihren ehemaligen Sklaven und zukünftigen Gebieter. Godesberg wäre am besten. Aber mit wem sollen Sie reisen? Müssen Sie ein Frauenzimmer mitnehmen? Mit meiner Reise nach Hamburg muß ich auf jeden Fall warten, bis die Jahreszeit gelinder wird. Denn Hamburger haben mir gesagt, es bleibe dort lange kalt. Spätestens werde ich den 15. April von hier abreisen. Dann rechne ich 4 Wochen für Hamburg, Braunschweig, Hannover, Göttingen, Kassel. Über Gießen, Wetzlar und Ems (wo ich mir einstweilen Logis bestelle) an den Rhein. [.....], denn ich fürchte die Ansteckung. Am 15. Mai wäre ich bei Dir. Empfehlungen nach Hamburg werde ich vollauf bekommen. Von Kopenhagen stehe ich ab, weil man mir sagte, daß vor dem Juni diese Seereise nicht angenehm wäre. Ich werde in Cuxhaven, 15 Meilen von Hamburg, die See erblicken. Wenn mir Zeit übrig bleibt, gehe ich auch nach Lübeck und Bremen. Die Wege von hier nach Hamburg sind uninteressant und schlecht. Keine Chaussee. Ich weiß noch nicht, wie ich hinkomme. Wahrscheinlich mit dem Postwagen und nachts liegen bleiben. — Diesen einliegenden Brief an Dr. Stiebel habe ich offen gelassen, weil Sie doch die Neugierde geplagt hätte, ihn zu lesen. Versiegeln Sie ihn, und, wenn die Oblate trocken geworden, besorgen Sie ihn in Stiebels Haus. Sollte er Ihnen die Antwort nicht gleich den andern Tag schicken, lassen Sie ihn doch durch Ochs daran erinnern. Es wäre doch schön, wenn ich mit geheilten Ohren zurückkehrte.

Die Türe an meinem Schlafzimmer hat ein Held, der Dir gleicht, machen lassen. Zwei Schlösser und drei Riegeln, so daß die Türe nach außen einmal und nach innen fünf Mal verschlossen werden kann. Außerdem ist inwendig eine Art Glockenspiel angebracht, das ertönt, sobald jemand die Türe öffnet. Eine für mich sehr wohltätige Einrichtung; denn da man durch das Schlafzimmer geht, um in meine Wohnstube zu kommen, so würde ich ohne den Glockenschlag nicht hören, wenn jemand kömmt, und es würde mir leicht etwas gestohlen werden. Man hat sich hier sehr vor Dieben zu hüten, und die Leute verwahren sich auf eine auffallende Weise. In angesehenen Häusern klingelt man dem Bedienten, und dann öffnet er mit einem Schlüssel das Zimmer, worin die Herrschaft ist, so daß diese immer eingeschlossen bleibt und nur von innen aufmachen kann. Nun denke Dir, wie süß mir der liebe Glockenklang tönt, wenn er mir den Briefträger meldet, dessen Viertelstunde ich fast berechnen kann. So gut verwahrt ist mir noch nichts gestohlen worden als . . . errate was? Es ist eine Million wert. Doch hoffe ich, es bei Dir wieder zu finden.

Gestern war ich bei einem Buchhändler Schlesinger eingeladen, dem Vater desjenigen, der in Paris eine Musikhandlung hat. Ein einaugiger, ekelhafter Kerl, und ich schlug die Einladung ab. Nun hörte ich heute, Hegel, Spontini und andere interessante Leute hätten da gegessen. Da tat es mir leid. Ich werde keine Einladung mehr abweisen; die Menschen der verschiedensten Art sind hier so vermischt, daß man sie oft an Orten findet, wo man sie nicht erwartet. Ich werde diese Woche irgendwo bei Tische den Fouqué finden, der mich höchlich interessiert. — Hier besteht eine Sonntagsgesellschaft von Gelehrten, die sich „*der* Sonntagsgesellschaft" nennt und druckt, um merklich zu machen, daß sie am Sonntage, nicht aber der Sängerin Sontag wegen zusammenkomme, welches man

vielleicht glauben könnte, wenn sie sich sprachrichtig *die* Sonntagsgesellschaft nennte. Welche Pedanterie! – Bitten Sie den Reinganum, er möchte sich doch einmal auf dem Stadtgericht vertraulich erkundigen, was sie wegen meines Prozesses beschlossen. – Die Julie Saaling hat sich in aller Schnelligkeit meine Wage, Zeitschwingen, die sie in Frankfurt zurückgelassen, verschrieben. Mütterchen, konserviere Dich so gut, wie meine alte Wage. Der wird hier noch die Cour gemacht, als wäre sie ein junges Mädchen. Die alte Schachtel hat Glück. Ich war unterdessen bei Hitzig gewesen. Er sprach mit mir von der Sammlung meiner Schriften, aber auf Subskribentensammeln kam er nicht zurück, und ich fand es nicht passend, davon zu sprechen. Die Werke hier drukken zu lassen, davon rät mir hier jeder selbst ab, wegen der Zensur. Ich habe also jetzt nur noch in Hamburg zu versuchen, ob mir ein Buchhändler mehr als Cotta dafür bietet. – Wie traurig ist es doch, wenn Leute von Stande und anscheinend behaglicher Lage im stillen Mangel leiden und Unterstützung so wenig fordern dürfen, als man sie ihnen schicklicher Weise anbieten darf. In dieser Lage befindet sich die Staatsrätin Uhden, eine wackere Frau, von der ich Ihnen schon geschrieben habe. Ihr Mann hat ein paar tausend Taler Gehalt, aber das reicht nicht aus, und sie müssen sich so einschränken, daß sie keinem ein Glas Wasser anbieten können. Was sie nämlich in so große Verlegenheit setzt, sind die großen Ausgaben, welche ihr die schon Jahre lang dauernde Krankheit einer Tochter verursachen. Ein elendes verwachsenes Geschöpf, das immerfort Krämpfe hat, und wenn die Krämpfe periodisch aufhören, tritt der schrecklichste Wahnsinn ein, der dann wieder den Krämpfen Platz macht. So wechseln diese beiden Übel mit einander. Die Uhden hat dieses Mädchen, obzwar nur ihre Stieftochter, leidenschaftlich lieb. Wie traurig ist es nun zu hören,

wenn die Uhden ihren vertrauten Freunden klagt, wie viele Kosten ihr dieses Mädchen, das nicht zu heilen ist und nicht sterben kann, oft in einer Nacht verursacht! So viel für einen Wagen, den Arzt zu holen, so viel für Blutigel, soviel für ein Bad. Oft zehen Taler in einer Nacht. Da haben es doch wahrlich entschieden arme Leute, die sich im Spital behandeln lassen, weit besser.
Haben Sie nicht gehört, ob meine Mutter bald wieder nach Frankfurt kömmt? – Was macht Pfarrer Kirchner? – Hier sagt jedermann Lieber, besonders die Damen. Ich heiße *lieber Börne, lieber Doktor Börne*, und wenn man sich trifft, gibt man sich die Hand. Das Handküssen ist seit 20 Jahren sehr aus der Mode gekommen. Sie vergessen doch nicht, vom lieben Börne alles zu grüßen? – Fragen Sie doch auch den Dr. Reis um seine Meinung wegen der Russischen Bäder. – Dienstag d. 11. März. Erhalten Nr. 11.

So lang, so lang, hab' i mei Schatz nit gesehe!

218.

Nr. 15 *Berlin, Donnerstag, d. 13. März 1828*

Was habe ich Dir getan Jeanette, daß Du mir heute nicht geschrieben? Der süße Klang meiner Türglocke brachte mir keinen Brief. Ich habe einen Festtag verloren. Der Puls meines Lebens ging bis jetzt so regelmäßig, was hat ihn in Unordnung gebracht? Ich glaube, meine Sünden sind Schuld daran. Ach, liebe Mutter, ich habe mich schlecht aufgeführt, ich wage es Dir kaum zu gestehen. Erstens habe ich mir gestern mit der Pfeife ein großes Loch in den Schlafrock gebrannt, aber ein ganz großes, grade in der Bordüre, durch und durch, man kann eine Hand durchstecken. Zweitens – kannst Du mir vergeben? Ich habe mir 6 Halstücher stehlen lassen. Das hat

kein anderer getan als mein Spitzbube von Bedienten, dem ich unbewacht den Schlüssel zu meiner Kommode anvertraute, die im Nebenzimmer steht. Ich will von nun an vorsichtiger sein. Aber mir darum nicht zu schreiben, die Strafe ist zu grausam!
Ich hatte mir in mein Taschenbuch den Geburtstag der Marie Kramm, den 13. März notiert, ich wollte ihr an dem Tage eine Aufmerksamkeit bezeugen, aber mein Porträt hat das schon abgemacht. Nun fand ich heute in einem hiesigen Blatte ein Gedichtchen an eine Louise, an ihrem Geburtstage d. 13. März. Da es auch für eine Marie paßt, habe ich es ausgeschrieben und hier beigelegt. Geben Sie es ihr und sagen Sie, ich hätte das Gedicht für sie gemacht.
Heute habe ich des Bildhauers Rauch Monument für die Königin Louise gesehen, wohin seit einigen Wochen ganz Berlin strömt. Rauch hat zehen Jahre ganz im geheim daran gearbeitet. Als er es kürzlich fertig hatte, ließ er den König kommen und zeigte es ihm. Dieser war so bewegt, daß er ohne dem Künstler ein Wort zu sagen, wieder fort ging. Man bewundert dieses Bildwerk. Der Kopf der Königin soll sehr ähnlich sein, und diese Königin wird als eine Heilige verehrt, weil sie gestorben an den Leiden ihrer Zeit, für eine bessere also. Aber mir mißfiel es sehr. Die Königin liegt auf einem Ruhebette ausgestreckt. Schläft sie, oder ist sie tot? man weiß es nicht, und dieser Zweifel in dem wunderschönen Kopfe ist vortrefflich ausgedrückt. Aber die Lage des übrigen Teils des Körpers ist nicht gut. Die Beine so unedel über einander gelegt, die Draperie so kokett, so ballettänzerartig, und das Ganze überhaupt so weich wie Butter. Am meisten amüsierte mich das Geschnatter der umstehenden Zuschauerinnen, besonders der Alten, die gleichzeitig mit der Königin Louise jung gewesen.
Ich komme aus einem Konzerte, das eine Sängerin im

Saale des Schauspielhauses gegeben. Der Saal ist zauberisch schön. Eine höchst sinnige Vereinigung von Pracht und Zierlichkeit und von Reichtum und Geschmack. Weißer Marmor und Gold und Grün und Rot und Säulen und die Galerie, Nebenzimmer, in Nischen die Büsten aller dramatischen Dichter und Tonkünstler und Schauspieler, die sich berühmt gemacht, es ist alles wundervoll, und ich habe noch auf keinem Theater einen gemalten Dekorations-Saal gesehen, der so malerisch gewesen als dieser wirkliche ist. Er mußte mich auch entschädigen für das langweilige Konzert, wohin mich Mad. Mendelssohn geführt hatte. Da hätten Sie auf drei nebeneinander stehenden Stühlen drei große Männer ihrer Zeit sehen können: den Komponist Meyer-Beer, Spontini, und den deutschen Fielding, den berühmten Dr. Börne, dem heute außer 6 Halstücher auch noch ein paar schwarze Beinkleider und eine Weste gestohlen worden ... das Geheimnis ist heraus, die Brust ist frei. O zürne nicht, himmlisches Herz, ich will es nicht mehr tun, nie mehr. – Lindenau wird Sonntag abend von hier abreisen und Mittwoch abend in Frankfurt sein. Ich werde ihm keinen Brief mitgeben, aber die versprochenen Sonette Deines Hans an Mad. Robert. Nicht wahr, ich habe Dir Deinen Hans versalzen? – *Freitag d. 14. März.* – Ach der schöne dicke Brief! Du wirst aber schlecht dafür belohnt werden. Mein heutiger wird kurz werden. Ich war gestern so verstimmt, daß ich keine Lust hatte zum Schreiben, und heute habe ich keine Zeit. O du stolze Patriotin! frage Deine Mutter, frage Dich selbst, was Birmanen ist. Und wenn Du's weißt, woher weißt Du es? Von mir. Du hast Füße unterm Tische der Gelehrsamkeit. – Warum hast Du denn das Dampfschiff nicht auch von innen gesehen? Hättest Du denn jetzt Mut, Dich hineinzusetzen? Ich las heute in der Berliner Zeitung: Das Frankfurter Dampfschiff sei inwendig nicht

so elegant als die andern. — Sei nicht bös Bärbelchen, daß dieser Brief so kurz. Der nächste soll um so größer werden.

Empfangen Nr. 12. Dein Charles.

219.

Nr. 16 *Berlin, Sonntag, d. 16. März 1828*

Ich mag doch den Lindenau nicht ziehen lassen, ohne ihm einige Zeilen mitzugeben. Ich tue es ungern, darin bin ich ängstlich, der Post traue ich mehr. Tausend und tausend Grüße. Für die Kürze des letzten Briefes gebe ich Entschädigung. Ich lege die Sonette des Heine an Robert bei. Welch' ein Hans! Lassen Sie sich von Lindenau erzählen, was er von mir weiß, er weiß aber nicht viel. Sollte er diesen Vormittag noch zu mir kommen, zeige ich ihm das große neue merkwürdige Loch in meinem Schlafrock, damit er Ihnen eine Beschreibung davon mache. Adieu.

B.

220.

Nr. 17 *Berlin, Montag, d. 17. März 1828*

Was hast Du mir für einen vernünftigen Brief geschrieben! Voll *Sie's* und Verdrüsslichkeiten. Er ist zum Einschläfern vernünftig. Und ich war durch die Erwähnung des Reinganums-Prozeß grade in die rechte Stimmung gegen die [. . .] gekommen. [. . . . . .] Wenn ich Dich zum Nachdenken aufgefordert, so meinte ich gar nicht unsere Sache, die ich für ausgemacht ansah, sondern nur den Ort unseres vorläufigen Zusammenkommens, wo wir die Ausführung des Plans besprechen wollten. Hätte ich das Beraten des Zimmern für zweckmäßig gefunden, hätte ich ihn bei meiner Herreise schon besucht, wo ich nahe an seinem Orte vorbeikam. Von Hamburg aus liegt es

ganz ab, und es wäre eine eigene große Reise dahin. Reinganum hat es, ich weiß nicht ob mir oder Ihnen, selbst schon gesagt, daß Zimmern in der Sache nichts tun kann; denn wolle man es ja durchsetzen, daß Christen und Juden sich heiraten, müsse man im Weimarschen Bürger werden. Zimmern kann höchstens nützen, um für unsere Persönlichkeit zu haften, wenn wir etwa andere, sonst zum Heiraten erforderliche Förmlichkeiten nicht erfüllen könnten. Das können wir aber an jedem andern Orte auch erreichen, wo wir Bekannte haben. Die Herz ist sehr dagegen, daß Du eine Jüdin bleiben sollest. Sie sagt, das wäre ein gezwungenes Verhältnis, das gar nicht nütze; wenn Sie Ihrer Mutter das Heiraten verheimlichten, könnten Sie das Taufen auch verschweigen. Die einzige Schwierigkeit finde ich nur darin, daß wir die verschiedenen Bescheinigungen umgehen, die man gewöhnlich von seiner eigenen Regierung beibringen muß, wenn man im Auslande heiratet. Und diese zu umgehen, ist uns notwendig, weil sonst in Frankfurt die Sache nicht verschwiegen bliebe. Ich werde mich hier erkundigen, wie streng oder nachsichtig man in diesem Punkte im Preußischen sei, besonders wenn es eine mündige Dame betrifft, die 1783 geboren. Also ist es ausgemacht, daß Du mit der Auguste zusammenkommst? Nun, ich habe nichts dagegen, nur daß Du besonnen bleibst und Dich in keine unabänderliche Verhältnisse einlassest. Aber am Rheine oder in dessen Nähe muß es sein. Wenn ich nur ohngefähr wüßte, wie bald Du Dich mit der Guste ansiedeln wirst, daß ich meine Reise darnach einrichte. Ich sehne mich sehr nach Dir, und ich werde, sobald Du Frankfurt verlässest, Dir folgen, und sollte ich auch die ganze Hamburger Reise darüber aufgeben. Aber, da fällt mir bei – wird denn der Guste Sommeraufenthalt nicht bedingt werden durch ihre Eltern? Daß sie nämlich, um in deren Nähe zu bleiben,

sich einen unangenehmen Aufenthalt wählt, etwa Darmstadt, Aschaffenburg? Das wäre doch traurig! Doch auch in dieser Beziehung wäre der Rhein zu wählen, da man mit dem Dampfschiffe jetzt in wenigen Stunden von Frankfurt hinkommen kann. Nach Deinem Briefe zu urteilen, hast Du Schmitt mit großer Gleichgültigkeit wiedergesehen. Ist das schön, gegen alte Freunde so zu erkalten? Nein, das ist nicht schön. Nicht einmal von seinem Gesundheitszustande hast Du mir ein Wort geschrieben. Wenn es dem Schmitt und der Auguste in Berlin gefallen, warum sind sie nicht hier geblieben? Mir gefällt es hier ungemein gut, und ich bin überzeugt, daß es Dir auch gefallen würde. Man macht sich bei uns von den Berlinern eine falsche Vorstellung, man hält sie für übergebildete, glatte, herzlose, verschrobene Menschen. Dieses ist grade das Gegenteil. Sie sind die einfachsten, bescheidensten, herzlichsten Menschen, die mir je vorgekommen. Man findet bei uns, bei Mangel aller Bildung, viel mehr Ostentation, viel mehr Falschheit und Verschrobenheit als hier. Der Luxus ist weit geringer als in Frankfurt, und die Leute hier richten ihre Lebensart nach ihrem Vermögen ein, und sie werden von den Reichen darüber gelobt und geachtet. Wie viele habe ich hier schon ganz unbefangen von ihrer ökonomischen Lage sprechen hören, und wie sie dies und jenes unterlassen müssen aus Mangel an Geld. Für Gelehrte ist übrigens Berlin ein kleines Eldorado. Sie werden respektiert und gefüttert, sie können alle Tage zu Gaste gehen. Mit Paris ist nicht ausführbar, nicht für Schmitt, nicht für uns und nicht für uns zusammen. Für Schmitt nicht, weil er durchaus die Scharlatanerie und das savoir vivre nicht hat, ohne welches man in Paris kein Glück macht. Für uns nicht, weil uns Geld fehlt. Für uns zusammen nicht, weil Paris, bei unserer aller häuslichem Sinne bei seiner ungeheueren Größe und seiner Fremde für uns ein Dorf

wäre, in dem wir, wie in einer Einsamkeit, einer auf des andern Umgang angewiesen wären, so daß wir voneinander abhingen. In Berlin wäre dieses minder lästig, da jeder leichter seinen eigenen Kreis suchte. Doch ist unser Zusammenleben überall, und ob es rätlich sei, wohl zu bedenken. Gott weiß es, daß ich dabei auf mich gar keine Rücksicht nehme. Du wärest gern mit der Auguste zusammen, und was Deine Zufriedenheit vermehrt, vermehrt meine um doppelt soviel. Aber überlege, ob Dein allzugutes, allzuschwaches Herz Verbindungen solcher Art nicht gefährlich machen, ob Du Dir nicht Sorgen zuziehst, die Du von Dir zu entfernen nie die Kraft hättest. Du wirst Schmitts Familienverhältnisse kennenlernen, erfahren, ob von ihnen mehr Freude als Leid zu erwarten. Dann prüfe Dich und beschließe, was Du willst. — Was Du mit meinem Gelde machst, ist mir recht. Frage Sachverständige und tue, was Du willst. Wem es anzuvertrauen, ist noch zu überlegen. Speier wäre unschicklich. Wer soll die Coupons besorgen? Aber ich begreife nicht, warum Du mit Deinem eigenen Gelde nicht ebenso verfahren willst. Deine Mutter braucht ja nicht zu wissen, daß Du es in Frankfurt zurücklassest. Du kannst ja sagen, Du hättest es mitgenommen. Es wäre ja auch nur für die erste Zeit, denn an dem Orte, wo wir künftig lebten, würden wir auch natürlich unser Geld placieren [. . . . . .] überlege es mit Reinganum. — Ja wohl will ich *Dachles* lernen; ich meine, zu heiraten wäre aller Dachles Anfang. Nach dem Schweren ist das Übrige leicht.

Ach, was ist mir so angst vor Deinem nächsten Briefe, wo ich meine Bescherung wegen des verbrannten Schlafrocks und der gestohlenen Sachen bekommen werde. Warum ich offenherziger Narr Dir auch alles sagen muß! Ist das Liebe! Ach, die Liebe! Was sagst Du dazu, daß ich von neuem verliebt bin? Mit der Mariane S. ist es nichts mehr. Bei mir heißt es nicht blos: ein anderes

Städtchen, ein anderes Mädchen, sondern sogar: ein ander Stübchen, ein ander Liebchen. Neulich – es war ein milder Frühlingsabend, und ich seufzte alte Seufzer – traf ich in einer großen Gesellschaft bei der Herz ein Mädchen von edler Gestalt. Sie hatte eine römische Nase und spanische Augen. Sie sehen und lieben war so verbunden, wie wir – nämlich unzertrennlich. Sie sprach so einfach, so herzlich, so freundlich. Und wer war die Holde? *Schillers* Tochter! Ist das nicht romantisch? Aber der Teufel soll sie doch holen und die ganze deutsche Nation mit ihr! Schillers Tochter hat kein Geld! Schillers Tochter kam nach Berlin, um Hofdame bei einer Prinzessin zu werden! Schillers Tochter wurde nicht für würdig gehalten, Hofdame zu werden, und wurde abgewiesen! Schillers Tochter *wollte* eine Hofdame werden! .. Als 130 Jahre nach Corneilles Tod Voltaire erfuhr, daß eine Ur-ur-Nichte des Dichters in trauriger Lage lebe, ließ er das Mädchen kommen, veranstaltete eine neue Ausgabe von Corneilles Werken, schrieb Noten dazu und verschaffte dem Mädchen von dem französischen Volke eine jährliche Rente von 30000 fr. und stattete sie aus und verheiratete sie an einen Edelmann! Das sind Hunde! – In der nämlichen Gesellschaft lernte ich den Bildhauer Rauch kennen und dessen Tochter, mit der ich mich viel unterhielt. Um das Haar über den Ohren trug sie naiv eine schmale goldene Borde und hatte überhaupt viel phantastisches Zeug am Leibe. Ihre Schicksale sind auch phantastisch. Sie war einige Stunden verheiratet. Ein Maler hielt um ihre Hand an. Rauch, der viel bei Hofe gilt, verschaffte dem künftigen Schwiegersohne viele Arbeiten bei der königlichen Familie. An einem schönen Tage reisen Vater, Tochter und Bräutigam nach Dresden, um dort Hochzeit zu machen. Es kam die Nacht. Dann kam der Morgen. Da stürzte ganz früh der junge Ehemann in Rauchs Zimmer und warf ihm mit wütender Gebärde

vor, er habe ihn betrogen mit der Tochter. Sie sei nicht mehr unschuldig. Darauf kam die Tochter dazu, aber gar nicht blaß, sondern im Gegenteil und sagte: Das sei nur ein Vorwand von dem Herrn, *sie* sei unschuldig, aber *er* sei es zuviel. Vater und Tochter reisen nach Berlin zurück. Der Hof entzieht dem Maler die Bestellungen, die Scheidung erfolgt, und die Madame einer Nacht läßt sich wieder Mademoiselle nennen. Ich erzählte Ihnen diese Geschichte mit ungemeiner Zartheit, aber mir wurde sie von Madame Robert erzählt, mit einer Genauigkeit, so malerisch – ein Mann hätte sie nicht so deutlich darstellen können. Das ist eine Frau! Bei der kann man die Anatomie der Verhältnisse studieren. Als sie her kam, – ihr Ruf war ihr Kurier, – haben sich die Damen gedreht und gewendet, ihr nicht zu nahe zu kommen. Aber sie hat es durchgesetzt bei den Männern, und sie kömmt in die ersten besten Gesellschaften. Ich bin überzeugt, und ganz Berlin ist es, daß ihre Aufführung besser ist als ihr Ruf. Sie ist ihrem Manne treu aus Indolenz. Sie suchte nichts, als ihre Schönheit allgemein anerkannt zu sehen, und hat dies erreicht. Aber eine so schmutzige Person im Hause ist mir noch nicht vorgekommen. Sie und der Mann, ein Paar Schweine sondergleichen. Sie hat keine Seele, und sie amüsiert mich nur, weil ich mich über sie lustig mache, ohne daß sie es merkt. Und so wie sie ist, macht sie doch Gedichte, besonders in schwäbischer Mundart, von ganz unbeschreiblicher Anmut und Feinheit. Ich war ganz erstaunt darüber. Was doch ein Mensch nicht alle vereinigen kann! – Eine Frau von Bardeleben habe ich kennengelernt, eine Dichterin. Sie hat Zähne wie ein Eber und fletschte sie auf eine furchtbare Weise, als sie mir erzählte, wie sie vor fünf Jahren mein Bild entzückt, nämlich das Houwaldsche. Aus Freude, mich kennenzulernen, hätte sie mich beinahe aufgeknackt. –

Mit Fouqué habe ich zu Mittag gegessen. Ein rotbackiger, dicker, guter, funfzigjähriger preußischer Major mit grauem Schnurrbarte, ganz artig, ganz gewöhnlich. Vom Schimmel und von sonstigen Ritterpferden, die mehr Verstand haben als ein bürgerlicher Mensch, schwieg er zwar bei Tische, doch sprach er von den Kreuzzügen und meinte, das Dichten sollte zünftig sein, dann wäre es besser. Er ist auch ein Anbeter der Madame Robert. Was hat die für Tiere vor ihren leichten Wagen gespannt! Wenn ich nur begreifen könnte, warum diese Frau den Männern, besonders den betagten, so gut gefällt.
Diese Woche erhielt ich eine Einladung zum Essen, wo auch Humboldt hinkam. Ich war schon anderswo versprochen. Das hat mich sehr geärgert. Humboldt soll ein äußerst liebenswürdiger Gesellschafter sein und in einem fort erzählen. Ich begegne ihm wohl noch.
Felix Mendelssohn hat eine Ouvertüre zu Shakespeares Sommernachtstraum komponiert, die ganz vortrefflich sein soll. Nun hatten neulich die Eltern die große Freude zu erfahren, daß diese Ouvertüre in Stockholm am Hofe mit vollem Orchester aufgeführt worden ist und so sehr gefallen hat, daß sie zweimal gespielt werden mußte.
Ich habe heute schon zwei artige Billetts von Damen bekommen, eines von der Mariane S. und das andere von Madame Mendelssohn. Hätte ich sie nur gestern gehabt, hätte ich sie dem Lindenau mitgegeben. Die M. S. hat unterdessen etwas in meinen Augen verloren, und was sie verloren, hat ihre Schwester Julie gewonnen. Aber es bleibe alles unter uns, sowohl Gutes als Böses. Die Mariane ist eitel, sehr eitel. Sie spricht von ihren Triumphen, von ihren wohltätigen Handlungen mit allzugroßer Unbefangenheit. Vielleicht spricht sie mehr davon, weil sie nichts verschweigen kann, als aus Prahlerei. Aber was ihren Charakter betrifft — rate einmal, mit wem ich

sie vergleiche? Du wirst Dich wundern – sie ist der *weibliche Sichel*! Nun, das ist so schlimm noch nicht; denn der Sichelsche Charakter bestand weniger in Fehlern als in einer gewissen Mischung von Tugenden und Fehlern. Aber ich fürchte, ich fürchte, ich werde noch einmal die gute Dame mit einer Person vergleichen müssen, der ähnlich zu sein nicht schön und nicht ehrenvoll ist. Ich fürchte, sie hat etwas von der – *Jettchen Sichel*. Aber natürlich, es ist hier nur von der [...] Sichel, nicht von der [...] die Rede. Es ist unglaublich! Sie ist so unterhaltend, witzig, so gebildet, viel gebildeter als ihre Schwester, und doch eine Närrin! Und noch vor 8 Tagen habe ich den Robert, der mir dies sagte, ausgelacht! Aber lache Du mich nur nicht aus wegen meiner schlechten Menschenkenntnis. Ich habe es Dir vor meiner Abreise gesagt, daß ich die Leute schildern werde, wie sie mir erscheinen, und wenn sich meine Ansicht ändert, dieses ehrlich gestehen. Wahrhaftig, die Fanny Ochs hatte auch recht, als sie mich eitel nannte. Ich habe mich gestern auf eine Eitelkeit ertappt, die merkwürdig ist. Ich, der ich so selten im Briefschreiben bin, und dies wahrlich ebensosehr aus Blödigkeit als aus Trägheit und Unfreundlichkeit, und Prosa schreiben, das ich doch verstehe – ich ließ mich vom Teufel versuchen und überreiche der M. S. ein *Gedicht*! Ich dichten! Zu meiner Beschämung und Buße will ich es Dir mitteilen. Ich muß Dir aber zuvor den poetischen Unsinn erklären. Die S. war nämlich auf Samstagabend irgendwo eingeladen, wo ich sonst auch hinkomme, aber, weil es ein Familienfest war, den Tag nicht gebeten wurde. Ich fragte sie, wie sie sich kleiden würde? Und sie sagte: in schwarz Atlas mit goldenen Ketten u. dergl. Da fingiere ich nun folgendes. Aber werde nur nicht eifersüchtig, Bärbelchen! Du weißt, wir Dichter lügen ganz entsetzlich, ganz ungeheuer.

Ich fühle das Wehen der seidnen Nacht,
Seh' wie Mondlicht Deinen Nacken strahlen
Und Männerblicke schleichen leise sacht –
Ach dürft' ich hehlen, was sie stahlen!

Blumendüft' aus Deinen Augen quellen, –
Dein Lächeln von Praxiteles gemeisselt –
Dein Kosen gleichet Purpurwellen
Im Abendrot auf stillem See gekreiselt.

Ring an Ring und Reiz an Reiz umkränzen
Deine holde zauberische Gestalt;
Ich sehe Sterne durch Tränen glänzen –
Fern ist der Himmel, nahe die Gewalt.

Ich fühl' der goldnen Kette Zug
Und darf nicht folgen ihrem Ruf.
Ach, gab es Schmerzen nicht genug,
Daß Gott noch diesen Schmerz erschuf?

Es gelang mir nicht, doch konnt' ich's wagen!
Mächt'ge Zauberin, es ist Dir gelungen;
Was sonst gefühlt, konnt' ich nur *sagen* –
Dies ist Dein Lied, Du hast Dich selbst besungen.

Das Gedicht wurde wohlgefällig aufgenommen und zu den übrigen gelegt, die sie von Schlegel, Goethe, dem Könige von Bayern und andern besitzt. Das war eben die Eitelkeit, die mich verführte. Ach! Bärbelchen, was wirst Du an mir zu waschen haben, wenn ich wieder nach Hause komme. Ich stecke in Sünden über und über. Aber mein größtes Verbrechen bleibt doch der Diebstahl der Kleider und Wäsche. Darüber, fürchte ich, gibst Du mir keine Absolution.
Als ich heute zu einem jüdischen Tabakshändler kam, mir Tabak zu kaufen, und dieser durch einen gewissen Anlaß meinen Namen erfuhr, war der Mann ganz außer

sich vor Freude, führte mich hinauf zu seinem Schwiegervater, zur Schwiegermutter, zur Frau, welche sämtlich meine sämtlichen Werke verehren. Die guten Leute regalierten mich mit einer Pfeife und mit Bier. *Muhr* heißt er und wohnt auf der Königstraße. Fragen Sie Lindenau, ob er ihn kenne?
Adieu unvergleichliches Bärbelchen. Du bleibst doch das schönste Gedicht, und das Gott selbst für mich gemacht. Zwar kommen ungereimte Stellen darin vor; aber so genau muß man es mit dem lieben Gott, der so etwas nur in den Feierstunden zu seiner Erholung macht, nicht nehmen. Gruß an alle und besonders an Ihre Schwester Fanny. Aber der Fanny Ochs erzähle nichts von meiner Zerknirschung. Das würde sie gar zu stolz machen. Dein

Charles.

(Erhalten Nr. 13) *Dienstag d. 18ten.*

221.

Nr. 18 *Berlin, d. 21. März 1828 (Freitag)*

Als ich den Brief an Stiebel beilegte, fiel mir gar nicht ein, Du würdest, ehe Du ihn gelesen, einige Minuten in Angst schweben, ich wäre krank und melde dieses. Du hast mich daran erinnert, und ich habe lachen müssen, wenn ich mir lebhaft vorstellte, wie Du zwischen beiden Briefen schwanktest, welchen zuerst zu lesen. Du bist doch manchmal ein komisches Äffchen, liebes Bärbelchen. Aber ich schwöre Dir bei Deinem Affentum, daß ich das Bad *nicht* gebrauchen werde, auch wenn mir Stiebel es anraten sollte. Es eilt ja nicht, und ich werde ja hoffentlich noch länger taub bleiben. Aber bin ich nicht ein rechter Tor, daß ich, willens mich zu verheiraten, mein Gehör zu verbessern suche? Übrigens ist die Natur und Einrichtung des Bades anders, als ich sie mir vorgestellt,

und ich hätte, wäre sie mir früher so bekannt gewesen, weniger bedenklich angefragt. Ich dachte nämlich, es wäre eine heftig geheizte Stube, und ich hatte Angst davor, weil schon ein gewöhnlich zu warmes Zimmer mir übel macht. Es ist aber nicht so. Es ist ein großer Saal voll Dämpfe, die durch Aufgießen von kaltem Wasser auf heiße Öfen hervorgebracht werden. Man legt sich nackt auf eine Bank und gerät augenblicklich in den stärksten Schweiß. Da man nun gleich transpiriert, gerät das Blut nicht in Unruhe wie in gewöhnlicher Stubenhitze. Ich glaube, Reis wird Ihnen eine andere Meinung von der Sache beibringen, wenn er deren Beschaffenheit erfährt. Doch bleibt es bei meinem heiligen Versprechen, ohne Deine Einwilligung nichts zu unternehmen. – Über die Tassen mit meinem Bilde bin ich recht erschrocken. Wenn nur der Bing den Verstand gehabt hat, die Unterschrift wegzulassen, und auch den Staatsmann. Wie häßlich würde sich das ausnehmen! Kommen denn die Tassen bald an? Sollte dieses der Fall sein, und sollten sowohl die Tassen als die Bildnisse schön sein, dann bitte ich Dich, mir doch zwei hierherzuschicken, durch den Eilwagen. Jedoch nur, wenn sie im Anfange Aprils hier sein könnten. Ich würde einigen Freundinnen damit ein sehr willkommenes Geschenk machen. Der Bing würde sie gehörig verpacken und Lindemann die Versendung auf dem Eilwagen besorgen. Ich möchte auch gar zu gern ein Paar von meinen Portraits hier haben, aber *ohne Unterschrift*. Wenn Oppenheimer gute Abdrücke davon hat, schicke mir doch 2 davon her für meine Kebsfreundinnen.
Meinen Reiseplan nach Hamburg habe ich große Lust aufzugeben und gegen einen andern zu vertauschen. Das Wetter ist schlecht, wie gewöhnlich und überall im März und April, der Weg nach Hamburg eine Wüste, und ohne Chaussee. Ich würde mit einem Hauderer sechs

Tage brauchen. Die Witterung in Hamburg soll erst spät angenehm werden, und alle Welt frägt mich, was machen Sie in Hamburg? Ich will dem Frühling lieber entgegenreisen, als mich von ihm entfernen. Darum bin ich willens, von hier nach Dresden und von dort südlich nach Nürnberg, Bayreuth, Bamberg, Würzburg zu reisen, Gegenden, die ich noch nicht gesehen und die sehr interessant sind. Stimmst Du damit ein?

Es ist aber mit Dir auch gar nichts zu machen. Ich dachte, wenn ich Dir erzählte, daß mir andere Leute auch gefielen, das würde Dich eifersüchtig machen; ich dachte, wenn ich Dir erzählte, daß ich anderen Leuten gefiele, das würde Dich stolz machen. Aber Du bist weder eifersüchtig noch stolz geworden. Du bist Deiner Sache gar zu gewiß, und das macht *mich* stolz. Du hast aber auch recht. Jetzt, nach so manchen interessanten weiblichen Bekanntschaften, jetzt erst habe ich Dich gewählt. Du bist die Unvergleichlichste, die Liebenswürdigste, die Beste Deines Geschlechts. Was bin ich so glücklich, daß Du mir geworden, was so glücklich, daß mir keine andere geworden!

Willst Du Dir im Ernste einen Bronze-Schmuck kaufen? Du wirst doch meinen Stand nicht so herabsetzen wollen? – Ich fange an und werde ein Narr und sehe die hiesigen Merkwürdigkeiten, Museen, Dioramen, Gemälden. Es macht mir schreckliche Langeweile. – Ich schicke Dir das Verzeichnis meiner Schulden. Fordere die Rechnungen (nur von Sauerländer nicht) und bezahle sie mit dem Gelde, das Du hast. Wenn es nicht zureicht, laß Dir von Samuel geben. Schreibe mir dann genau, wieviel Du ausbezahlt. – Ich habe heute weder Stoff noch Zeit, das Papier auszufüllen. Begnüge Dich damit und mit dem Herzen Deines treuen Charles, geb. Jeanette.

(Nr. 14 erhalten)

222.

Nr. 19 *Berlin, Montag, d. 24. März 1828*

Liebes Bärbelchen, lieber Engel, Satan, ist denn Dein bißchen Verstand auch weg, seit ich fort bin? Ich glaube es fast. Wer macht denn so ein Mordspektakel um ein Paar Beinkleider, oder, wie Mad. Robert sich richtiger ausdrückt, um ein Paar Hosen? Schämst Du Dich denn gar nicht? Gefaßt war ich auf Knurren, auf Zank, auf Ohrfeigen, aber daß Du eine solche Tragödie daraus machen würdest, das hätte ich nie erwartet. Was ist's denn weiter? In Berlin ist das Stehlen üblich und jeder gibt genau acht. Ich gab nicht acht und wurde darum bestohlen. Es wird nicht mehr geschehen. Die Kleider hat wahrscheinlich der Barbier mitgenommen, als er durch mein Schlafzimmer ging, wo sie auf dem Sopha lagen, und er war noch so ehrlich, den Rock liegen zu lassen. Die Halstücher wird sich wohl mein Bedienter angeeignet haben, da ich ihm den Schlüssel zu meiner Kommode anvertraute. Aber man muß keinem Unrecht tun — ich hatte von 6 Halstüchern gesprochen, es waren aber 7, die der Mensch genommen. Den Barbier habe ich abgeschafft, wiel er ohnedies nicht zur rechten Zeit kam. Den Bedienten habe ich beibehalten. Wozu ihn wegschicken und einen neuen nehmen? Damit dieser neue von vorn anfange? Die Bedienten stehlen hier alle, und man muß ihnen auf die Finger sehen. Mein Bedienter ist nicht bloß bei Robert, sondern auch noch bei andern ordentlichen Leuten meiner Bekanntschaft im Dienste. Übrigens ist er nicht den ganzen Tag um mir, sondern er kömmt nur des Morgens, meine Kleider zu reinigen. Wird denn in Frankfurt nie gestohlen? Die Saalings haben vor einigen Tagen von ihrer Schwester in Frankfurt die Nachricht erhalten, daß die mit einem Male 6 Domestiken weggeschickt, die sie alle bestohlen. Ein Hausknecht

habe nächtlichen Spuk veranstaltet, um zu stehlen, und sie hätten darum mehrere Nächte Polizei bei sich versteckt gehabt. O Satan! wozu Dein Lärmen? Wozu Dein Jammern? Aber gestehe nur, Du hast Furcht, der Schnurrbart murkst mich ab Du bleibst das alte Bärbelchen, an Dir ist Hopfen und Malz verloren. Da brauche in den Reinganum dazu, um zu wissen, daß ich nicht klagen soll bei der Polizei! Geh in Dich Satan, bessere Dich, gefallener Engel! Deine Instruktion, wie ich mich nach den Verhältnissen meines Bedienten erkundigen soll, ist ein Muster von Polizeiklugheit. Du solltest Polizeikommissärin werden. – Wie bin ich begierig auf Deine nächsten Briefe, um zu erfahren, was Du mit Schmitt wegen des Zusammenkommens mit Guste verabredet hast. Wenn es nur bald geschieht, daß ich Dich bald wiedersähe. Ach, *so* lang, *so* lang! Es sind schon über 6 Wochen. Was werde ich aber Schläge von der Mama bekommen wegen der Hosen! Ich habe mir von der Herz 6 neue Halstücher kaufen lassen. Man hat hier große Magazine von fertiger Wäsche, wo man alles so gut und billig kauft, als ließe man es selbst machen. Überhaupt kann man hier alles haben wie in Frankfurt. Die Läden sind schöner und eleganter als bei uns. – Gestern habe ich endlich Humboldt kennen gelernt. Er kam abends zu Mendelssohn. Er spricht unaufhörlich und sehr angenehm. Die ganze Gesellschaft, aus mehr als 30 Personen bestehend, Herren und Damen, bildeten einen Kreis um ihn und hörten ihm zu. Das scheint er gewohnt zu sein. Er fällt sehr strenge und scharfe Urteile. Besonders über den Schlegel in Bonn macht er sich unaufhörlich lustig, sowohl in Gesellschaften als in seinen Vorlesungen. Schlegel hat vor wenigen Tagen hier eine Broschüre drucken lassen, worin er sich gar zu lang und breit gegen die kurze Anschuldigung seines Hanges zum Katholizismus, den neulich ein französisches Blatt enthielt, verteidigte.

Das nahm Humboldt zum Thema einer halbstündigen Satire, die sehr ergötzlich war. Ich saß neben ihm, und er fragte mich, wie sich Madame Wohl befinde? Ich sagte ihm: die ist jetzt in großer Trauer, weil ihrem Schatze ein Paar Hosen gestohlen worden. Ja, bemerkte er, das ist aber auch keine Kleinigkeit. Und darauf erzählte er mir eine Geschichte, wie ihm einst in Peru ein Paar Hosen gestohlen worden, von einem Nachkömmling des Ferdinand Cortez; wie er sich beim Könige von Spanien darüber beklagt und wie dieser ihn ausgelacht habe. Von 9 bis 11 Uhr sprach er in einem fort, so daß schicklicherweise ein anderer gar nichts reden konnte. Es gefiel mir fast nicht.
Gestern abend ist Julie Saaling mit einem Sohne niedergekommen, mit einer Leichtigkeit, als hätte sie schon zehen Kinder gehabt. Sie hatte sich um einen Monat verrechnet, und wir hatten uns verabredet, den Abend zusammen ins Theater zu gehen.
Die Prinzessin Carl, Gemahlin des Sohns des Königs, ist vor einigen Tagen auch mit einem Prinzen niedergekommen. Das ist der mutmaßliche Tronerbe, weil der Kronprinz keine Kinder hat. Merkwürdig dabei ist, (und darum schreibe ich es Ihnen) daß die Prinzessin eine getaufte Jüdin zur Kinderfrau genommen. So weit ließ sich auch keine Frankfurter Kaufmannsfrau herab, eine getaufte Jüdin zur Wärterin zu nehmen!
Gestern sah ich eine neue Oper von Cherubini, „Abenceragen“. Sehr schöne Musik. Aber das Vergnügen wird einem verleidet durch die unendliche Ballette. In den Zwischenakten begegnete ich dem Dr. Levitta aus Mainz, der wegen Geschäfte auf 14 Tage hier ist. – Die jüngere Tochter Mendelssohns, ein schönes, munteres, gutes und sehr einfaches Mädchen lernt schon seit ihrem 11. Jahre Griechisch und liest die schwersten Klassiker. Sie wohnte dem Unterrichte ihres Bruders Felix bei und bekam Lust

zur Sache. Dieser Felix ist auch allseitig gebildet. Neulich führte er mich im Naturhistorischen Museum umher und erklärte mir alles so schön, wie es nur ein Professor könnte. Wenn hier die Leute wüßten, was ich für ein Ignorant bin! Zum Glück ahndet das keiner. – Die Herz ist eine sonderbare Frau! Sie hat unglaublich wenig Geld und weiß doch durch eine kluge Ökonomie sich so einzurichten, daß sie viele Wohltaten üben und ihrem Hauswesen einen Schein von Behaglichkeit geben kann. Neulich hatte sie eine Soiree, wobei Gesandten, Minister, sogar eine Prinzessin war. In Frankfurt hat man keine Vorstellung davon, wie eine Prinzessin zwei enge Treppen zu einer getauften Jüdin, die keine 1000 Gulden Einkommen hat, hinaufkriechen mag, um eine Tasse Tee und ein Stückchen Wurst zu verzehren! Zur Mariane Saaling kam neulich des Vormittags ein Herzog von Mecklenburg, blieb über eine Stunde da, und sie strickte dabei, als wäre es ein anderer. An der Herz habe ich einen merkwürdigen Charakterzug oder vielmehr Geisteszug wahrgenommen, den ich noch bei keinem anderen Menschen beobachtet. *Etwas Dummes begreift sie gar nicht!* Wenn einer etwas Dummes sagt oder tut, wenn auch zum Spasse, oder sie hört davon erzählen, fährt sie auf, als hätte sie eine Tarantel gestochen, und kömmt ganz außer sich. Es gibt nichts Lächerlicheres und ist ein Beweis von großer Beschränktheit. Ach, was hält sich die gute Frau an die Vergangenheit geklammert! Sie will gar nicht von ihr lassen. Es ist ein Jammer anzusehen, und es ist, als sollte sie hingerichtet werden und sträubte sich, aufs Blutgerüste zu steigen. Da hat sie so eigene Wörter an sich, die sie sich selbst gemacht und die kein anderer versteht: *handlich, mutschlich, knutschlich* und Gott weiß, welche noch. Die haben ihr alle sehr gut angestanden, als sie noch rote Lippen hatte und süßes Lächeln; aber jetzt ist es gar zu komisch. Sie

geht vor keinem Spiegel vorbei, ohne sich hineinzusehen, und drückt einem die Hand und macht Augen und Mäulchen, daß einem angst und bange wird. Ach, Bärbelchen, Du würdest lachen, wenn Du mein sauer-süßes Gesicht bei der Herz sähest. Was geniert sie mich, was werde ich gestraft für meine Jugendsünden. Die schönsten Stunden, die ich bei andern schöner zubringen könnte, muß ich bei meiner alten Freundin bleiben. Ich bin aber auch gar zu gutmütig. Komme ich nicht, und sie frägt: wo waren Sie gestern? und ich antworte: bei der Saaling, — sagt sie: ich bin doch auch ein Mensch. Neulich war ich maliziös, und als sie mir sagte: ich bin doch auch ein Mensch, erwiderte ich: das weiß ich schon *sehr lange*. Und das Schlimmste ist, daß ich keinen Schritt heimlich tun, kein Wort unverraten sprechen kann. Sie erzählen sich alles wieder, was ich bei jedem gesprochen. Ich erfahre immer den andern Tag, wo ich den vorigen Tag gewesen. Das ist eine Art Eitelkeit. Ich kann keiner Dame unter vier Augen etwas Galantes sagen, ohne daß sie es ausplaudert. Das ist erschrecklich. — Ich will Ihnen, weil ich doch nichts mehr zu schreiben habe, einige Billetts von Damen kopieren. Die verschiedenen Manieren zeigen sich darin.

1.

Die Abrede, die wir genommen, lieber Freund, zu Rauch zu gehen, kann ich heute nicht erfüllen, wir bleiben ja noch zusammen — aber — ich bin zwischen 6 u. 7 Uhr bei der Uhden — bitte kommen Sie dahin, dann gehen wir hinauf zur Levy. — Ihre H. *Herz*.

2.

Das Ungefähr ist mir ungünstig, wie ich sehe; ich will *Sie* lieber bitten. „Wenn Sie nichts besseres vorhaben, so

kommen Sie zu uns", sagte ich, als wir das letzte Mal das Vergnügen Sie zu sehen hatten. Aber eine Woche ist vergangen, ohne daß der Fall sich ereignete. Sind Sie morgen Mittag nicht versagt, so bitte ich Sie, speisen Sie mit uns! Wenn Sie mir bis morgen um 10 Uhr nicht haben absagen lassen, so erwarte ich Sie. Ergebenste Fr. *Varnhagen.*

3.

Herr Passalaqua wird Mittwoch vormittag 1 Uhr seine ägyptische Sammlung einer Gesellschaft zeigen. Ich habe ihm gesagt, daß einige liebenswürdige Fremde sie zu sehen wünschten, u. er wird Sie mit großem Vergnügen daran teilnehmen lassen. Haben Sie also die Güte, lieber Herr Doktor, sich um die genannte Stunde in Monbijou einzufinden u. ihm zu sagen, daß ich mit ihm von Ihnen gesprochen. Befehlen Sie ferner über mich, und lassen Sie sich bald bei uns sehen. Ihre ergebene Dienerin *P.* [In Börnes Abschrift: P. – Im O-Brief: L. V. P. – vielleicht: Lea] *Mendelssohn Bartholdy.*

4.

Als Beweis, daß ich nicht schreiben kann u. als Entschuldigung, daß ich es nicht tue, sende ich Ihnen, lieber Dr. Börne, beifolgende Erzählungen. Sie Ihrer Nachsicht und mich dieser empfehlen zu wollen, hieße der Eitelkeit mit Gewalt Tor und Türe öffnen; ich empfehle sie Ihrer Beurteilung und beuge mein Haupt in Demut. Lassen Sie mich bald, doch schriftlich, wissen, wie Sie damit *unzufrieden* sind.

Von *Mittwoch* weiß ich etwas, nämlich, daß nun mit der Abendgesellschaft nichts wird, weil – aber die Überraschung ist vielleicht dabei das beste. Kommen Sie nächstens, damit wir verabreden, wann die Abendgesellschaft ohne Gesellschaft abgehalten werden soll. Gott mit Ihnen! *M. S.*

5.

An Frau Dr. Heyse.

Ich habe die Ehre und den Jammer, Ihnen anzuzeigen, daß die Abenceragen nicht heute gegeben werden, sondern erst Sonntag. Ich habe vor Schrecken über die Krankheit der Mad. Schulz Kopfschmerzen bekommen. Darf ich hoffen, daß Ihre Zusage auch für den Sonntag gelte?
Ich schicke Ihnen die neuesten noch nassen Erscheinungen der schönen Literatur.
Unvergleichliche Julie, ich bin halb der Ihrige.

Börne.

6.

Antwort auf Voriges.

O ja! Sonntag ist auch ein Tag, und wir wollen ihn recht gern zum Theater verwenden. Ich fürchte, Ihre Kopfschmerzen sind schuld, daß die Schulz krank geworden. Bleiben Sie außerdem gesund, wir bleiben zu Hause (avis au lecteur), Sind sind ja klug.
Sie immer der *Schönste*, ich bin halb die Ihrige, das gibt ein schönes Ganze. – *Julie H.*

Ach, was muß der liebe Börne nicht alle tun, sich den Schmerz der Trennung zu versüßen; aber bald hilft es nicht mehr, denn gar zu lang, gar zu lang hat er sein Schatz nit gesehe! Adieu Engel, und wenn Du Dich nicht gut aufführst, schicke ich Dir den Schnurrbart. B.
Erhalten Nr. 15.

223.

Nr. 20 *Berlin, Mittwoch, d. 26. März 1828*

Heute hätte ein Brief kommen sollen. Warum kam er nicht? Wenn das noch einmal geschieht, laß ich Dich

vom Schnurrbart holen. Führ Dich gut auf, Du weißt, mit dem Schnurrbart ist nicht zu spaßen. Laß uns ein wenig plaudern. Ich sehe Deiner Bestimmung über die Dauer und über die fernere Richtung meiner Reise entgegen. Den 15ten April will ich Berlin verlassen, und bis zum 15ten Mai mit Dir zusammentreffen. Wirst Du denn bis dahin aus dem elenden Frankfurt weg sein? Jetzt frägt es sich, soll ich nach meinem ursprünglichen Plane nach Hamburg und zurück über Hannover, Kassel, oder soll ich nach Dresden, Nürnberg? Für das erstere ist mein Verstand, für das andere meine Neigung. Entscheide Du. Da ich einmal im Norden bin, sollte ich da bleiben und ihn kennenlernen. Aber das verdrüssliche Klima, das schlechte Aprilwetter. In Dresden und südlicher gewiß fände ich schon den Frühling, der mich tröstete, bis ich mein Bärbelchen finde. Dort wäre ich Dir auch näher. In Nürnberg würde ich Dir einen schönen Husaren mit einem großen Schnurrbarte kaufen, mit dem könntest Du spielen und so Dich spielend gewöhnen an des Lebens heiligen Ernst, an die Berliner lebenden und stehlenden Schnurrbärte. Vor Deiner Abreise mußt Du aber meine Sachen einpacken lassen, ja ich meine, daß Du ohne Verzögerung das gleich tätest. [— — —]. (Meine Manuskripte, das versteht sich, mußt Du mitnehmen.) Vergiß auch nicht der Schnapper das Sofa, das sie mir geliehen, zurückzugeben.
Joseph Mendelssohn hat zwei Söhne. Der eine ist standesmäßig verheiratet und in seines Vaters Geschäft. Der andere hat ein ganz armes Christenmädchen geheiratet und hält sich jetzt mit seiner Frau, mit der er schon fünf Jahre sehr glücklich lebt, in Bonn auf, um dort seine Studien (als Naturforscher) fortzusetzen und einst Professor zu werden. Obzwar Mendelssohn einer der reichsten Kaufleute in Berlin ist, so war doch nie die Rede davon, sich einer solchen Verbindung zu widersetzen.

Ihre einzige Sorge war, ob das Mädchen, das ihnen gar nicht bekannt war, brav sei. Sie war Gouvernante und hatte ihre Stelle der Empfehlung der Herz zu verdanken. Als nun der junge Mendelssohn seinen Eltern seine Neigung erklärte, erinnerten sich diese, daß die Herz bei Gelegenheit das Mädchen gelobt habe, und gaben augenblicklich ihre Einwilligung zur Verbindung. In Frankfurt denkt und handelt man anders!

Mein Geld reicht zwar noch aus für die Zeit meines hiesigen Aufenthalts, und noch auf länger; indessen da ich nicht berechnen kann, wo und wenn ich welches brauchen werde, will ich mich damit versehen. Wolle mir darum eine Anweisung auf 120 Taler sogleich hierherschicken. Es wäre mir *nicht* lieb, wenn diese Anweisung auf eines der großen Bankierhäuser, die ich kenne, lautete. Lindenau wird wohl an ein anderes Haus zu verschaffen wissen! Samuel soll den Betrag ausbezahlen.

Fouqué ist ein wunderlicher Mann, und ganz so, wie ich ihn mir vorgestellt. Ich habe ihn immer geliebt und geachtet in seinen Schriften, ob ich zwar diese selbst nicht liebte und gehörig verspottete. Man erkennt, daß es die Ergüsse einer gläubigen Seele sind. Es ist schön, aber doch fürchterlich, wenn ein Mensch so wahnwitzig selig in einer religiösen Idee lebt. Gestern besuchte ich ihn, und es dauerte nicht 3 Minuten, so stand er, ohne daß ich den geringsten Anlaß dazu gegeben, mitten im Zauberkreise der alten Ritterzeit, sprach mit Wehmut von den Burgen, die gebrochen, von Kaiser, von Lehnsleuten, und ein König dürfe jedes „Ritterskind heiraten" u. so mehr. Er empfing während ich bei ihm war ein Schreiben vom Prinzen Carl (Sohn des Königs), der ihm für ein Gedicht dankte, das er ihm kürzlich zur Niederkunft seiner Gemahlin geschickt. Die ehrfurchtsvolle, legitime Freude unseres Donquichottes hättest Du sehen sollen. Er las mir gerührt, aber doch mit einer Preußisch-Majo-

rischen-Wachtparaden-Donnerstimme den Brief vor. Dann deklamierte er das Gedicht und mehrere andere Gedichte. Ein schöner Ritter! Wenn er zwei Gläser Wein getrunken hat, wird er weich wie Butter und fängt zu weinen an wie ein Kind. Er steht unter dem Pantoffel seiner bösen und reichen Frau, die auch Schriftstellerin ist. Sie hat die guten Zimmer im Hause, und er muß durch unendlich lange Gänge, durch 2 Küchen, 2 Bedientenzimmer, mehrere Kammern reisen, um in sein kleines dunkles Studierzimmer zu kommen, das nach dem Hofe geht.

Donnerstag, d. 27. März. Nein, es ist zu arg; nein, es ist gar zu arg! Hat man je gehört, daß eine Braut von Erziehung einen fremden Mann in ihrem Zimmer schlafen läßt! Ich möchte mir die Haare aus dem Kopfe reißen. Tu l'as voulu George Dandin! Aber warte nur. Wie man in den Wald hineinschallt, schallt es heraus. Was Du kannst, kann ich auch. Aber Gott behüte mich, daß ich Dich hierher kommen lasse, ich hätte wegen der vielen Gardoffiziere keinen Augenblick Ruhe. Und nur zu Intrigen hast Du Verstand, in allem übrigen bist Du dumm. Begreifst Du denn gar nicht, wieso meine Abreise von der Deinigen abhängt? Warum soll ich denn länger wegbleiben, als nötig ist? Reist Du denn von Frankfurt fort, sobald ich es haben will? Hast Du nicht immer davon gesprochen, daß Du mit der Guste zusammenkommen willst? Was hast Du denn mit Schmitt darüber verabredet? Kannst Du mir zusagen, daß Du um die Mitte Mais am Rhein sein wirst, dann verlasse ich in der Mitte Aprils Berlin und reise noch 4 Wochen. Wirst Du aber Frankfurt später verlassen, dann bleibe ich länger hier. Hier bin ich einmal eingerichtet, habe viele Bekannte und [bin] wie zu Hause. Anderswo aber werde ich ohne Dich nicht lange Geduld haben. Ist es Dir denn nicht

möglich, schon am 1sten Mai am Rhein zu sein? Dann reise ich gar nicht weiter, sondern gehe von hier unmittelbar an den Ort der Verabredung. Geht das nicht in Deinen Kopf hinein? Ich will die Fragen beantwortet haben: soll es von mir abhängen zu bestimmen, wo und wann wir zusammenkommen? Oder hängt das von Guste ab? u. A. w. g.
Verlaß Dich doch darauf, daß ich das Dampfbad nicht gebrauchen werde, was auch der Stiebel an Caspar geschrieben haben mag. – Ich meine doch, ich hätte Dir geschrieben, daß Du das Logis bei Worms mit Ende Februar aufgeben sollst (nämlich ohne die Schlafstube). Daß Du meinen Brief flüchtig gelesen, kostet mich 20 fl. Jetzt muß der Monat März auch bezahlt werden, also statt 100 fl. (vom Oktober an gerechnet) 120 fl. Die 20 fl. kannst Du aus Deinem Beutel bezahlen, ich bezahle sie nicht. – Vergiß nicht an die Tassen und mein Bild.
Der Humboldt ist an der Tagesordnung. Die großen Städte sind sich alle ähnlich. Die Mode beherrscht Geist und Herz. Keine der hunderte von Damen, die H.['s] Vorlesungen besuchen, würde um alles in der Welt nur eine Stunde versäumen, und dennoch sind vielleicht keine funfzig darunter, welche die Sache selbst interessiert. Meine gute Herz besonders, die ohnedies nicht viel Kopf hat, faßt gar nichts, was dem 19ten Jahrhundert sein Dasein verdankt, und doch, glaube ich, würde sie lieber ihre 64 Jahre eingestehen, als gestehen, daß ihr H.['s] Vorlesungen keine Freude machen. Gestern war ich dabei, wie sie mit einem sehr reifen Fräulein von dem *Ursprung des Menschengeschlechts* sprach, und was Steffens und was Humboldt darüber meine. Die Herz war für Steffens, das Fräulein für Humboldt. Ich biß mir die Lippen zusammen. Es war eine Szene, der Bearbeitung eines Molières würdig. Gott weiß, für welche meiner Sünden ich immer unter alte Weiber gerate. Was denkst

Du, wie alt die Mariane S. sei? Du bist ein Rotznäschen dagegen. 42 — sage zwei und vierzig — Jahre! Ihre Schwester Julie ist 40 Jahre alt und deren Mann 30. Es war gestern große Bestürzung bei ihnen. Das neugeborene Kind, das unreif zur Welt gekommen, war im Sterben und wird wahrscheinlich jetzt tot sein. Als die Heyse niedergekommen, legte sie ihre beiden Finger auf ihre zwei Augen, um pantomimisch zu fragen, ob das Kind *beide* Augen habe. Sie fürchtete, es möchte wie die Mutter nur eins bekommen.

Hat denn Reinganum nichts erfahren, wie es mit meinem Theater-Prozeß steht. Und wie geht es mit dem seinigen? — Deine 7 Oblaten haben mich heute wieder in Verzweiflung gebracht. Einige der nötigsten Worte konnte ich nicht lesen. — Über die Heiratsverhältnisse bekomme ich aus der besten Quelle, durch Vermittlung der Herz, Bescheid; nämlich von demjenigen Beamten im Ministerium, der allen geistlichen Angelegenheiten vorsteht. Ich werde auf meine schriftlichen Fragen schriftliche Antworten bekommen. Mein Bericht fing an: „Der Mann ist 40 Jahre alt, die Frau etwas mehr oder weniger etc." — Adieu, Rotznäschen. Charles.

Nr. 16 erhalten.

224.

Nr. 21 *Berlin, den 1. April (Dienstag) 1828*

Liebes Bärbelchen, Du machst sehr dumme Streiche. Es ist auch sehr natürlich, denn ich habe Deinen Kopf mitgenommen, zum Unterpfande für mein Herz, das ich bei Dir zurückgelassen. Vorgestern habe ich keinen Brief gehabt und gestern auch nicht. Der Himmel wolle verhüten, daß er auch heute ausbleibe. Ich erinnerte mich erst spät, daß Du es mir vorhergesagt. Du hast mir etwas geschrieben von Briefe kreuzen, was Du vermeiden

wolltest. Aber lieber Dummkopf, wie ist das möglich? Wollten wir immer jeder die Antwort auf den letzten Brief abwarten, könnten wir uns nur alle acht Tage schreiben. Weil Du nur durch Beispiele zu belehren bist, habe ich vorgestern und gestern auch nicht geschrieben. Das ist eine Zärtlichkeit! Das ist ein Wetteifer in der Liebe! Ich habe ohnedies mit Dir zu zanken. Ich komme darauf zurück, daß ich es gar nicht verschmerzen kann, daß ich durch Deine heillose Nachlässigkeit um 20 fl. komme, die [da?] ich einen Monat unnötige Miete für meine Wohnung bezahlen muß. Sehe nur meine Briefe nach, und da wirst Du finden (wahrscheinlich in Nr. 10), daß ich Dir geschrieben, Du sollst mit Ende Februar das Logis aufkündigen. Nun, Du hast eine reiche Mutter, Du kannst es bezahlen.

— Meiner Schwester habe ich schon längst geantwortet. Über unsere Verhältnisse sagte ich kein Wort, sondern sprach blos von ihrem Sohne und war überhaupt sehr kurz. — Sehe doch nach, liebe Mama, ob ich meine große Schnürschuhe nicht in Frankfurt zurückgelassen? Sind sie da, dann stehen sie im Kleiderschranke auf der Hausflur. Ich meine aber, ich hätte sie mitgenommen. Fort sind sie. — Berlin kann man mit Paris vergleichen; aber daß man es vergleichen kann, was einem bei einer kleinern Stadt, wie Frankfurt, gar nicht einfällt, das macht es eben so lächerlich. Wie ein Zwerg, der sich auf die Zehen stellt und doch dem Riesen neben ihm nicht bis an den Bauch geht, so nimmt sich Berlin neben Paris aus. Aber an Schauspielen fehlt es nicht. Alle Tage drei, zwei deutsche und ein französisches. Dann de Bachs Kunstreutergesellschaft, Jongleur, Diorama, Konzert und ein vortrefflicher Taschenspieler Bosco. Über diesen letztern habe ich mich neulich öffentlich blamiert. Beim Restaurateur allein an einen Tischchen sitzend, setzt sich ein Franzose mir gegenüber. Er schneidet sein Bröt-

chen auf, und da fällt ein ganzer Teller voll Dukaten heraus. Er stellt sich verwundert, läßt sich vom Garçon ein anderes Brot, geben, dann noch eins, und aus jedem fallen Dukaten. Ich war vor Erstaunen ganz außer mir und rief ganz laut den Kellner und schrie: aber mein Gott, was soll das bedeuten? Endlich aber, spät, fiel mir ein, daß ich es mit einem Taschenspieler zu tun hatte. Ist das nicht eine Schande und ein Spott für die ganze Nation? Solche Gaukler pflegen sich immer die größten Dummköpfe zu wählen, um ihre Kunststücke an ihnen zu zeigen.

Gestern abend wohnte ich im Schauspielhause einem großen vollständigen Konzerte bei, wo das Orchester aus 80 Trompeten bestand. Es war nämlich die Militärmusik. Das Piano war merkwürdig; wie aber die Damen das forte ertragen konnten, das begreife ich nicht. Zum Schlusse sangen die Militärwaisenkinder ein God save the king, begleitet von allen diesen 80 Trompeten, das war, wie überhaupt das ganze Konzert, wunderschön. – Ich will Dir doch ein wenig von den Preisen der hiesigen Lebensmittel erzählen. Es ist teurer als in Frankfurt, doch höchstens um ein Viertel. Eine Wohnung wie wir sie brauchen würden (ohne Möbel), kostet jährlich 380 fl., eine möblierte 100 fl. mehr. Butter, Kaffee u. Zucker sind teurer als bei uns. Die übrigen Küchensachen von gleicher Wohlfeilheit. Die Gartenzucht ist hier in großem Flor. Es war noch harter Winter, als ich ankam, und ich hatte damals schon alle neue Gemüse gegessen, Bohnen, Spargel, Erbsen und (erhaltene) Trauben, wie im Herbste. Wein die Flasche 12 Batzen, von gleicher Güte als in Frankfurt. Man hat auch wohlfeileren, der aber nicht trinkbar ist. Ich weiß den Preis des Holzes nicht, man braucht aber weniger für Heizung als bei uns, weil die Ofen so zweckmäßig eingerichtet sind, daß man den Tag über nur 2 Mal einzulegen braucht. Equipagen ein klein

wenig wohlfeiler als bei uns. Die Mietwagen sind sehr elegant, und die Kutscher haben Livree. Theater: 1ste Rang Logen 1 Taler. Frauenzimmer können aber auch Parterre gesperrte Sitze nehmen für $^2/_3$ Taler. Konzerte 1 Tlr. Der Luxus im Damenputz ist nicht so groß als in Frankfurt. Zu Tee, etwas Fleisch und einer Flasche Wein kann man abends die beste Gesellschaft einladen. Wein ist schon vornehm, und guten Bekannten setzt man ihn nicht vor. –

Himmlisches Bärbelchen, ich habe mich halb totgelacht über Deine Nr. 17., die ich soeben erhielt. Unvergleich[lich]e Frau Schmelzle, ich bin zehenfach der Ihrige. Der Börne, der halb der Julie, halb der Mariane gehört, das ist der rechte Börne nicht, das ist der falsche, heuchlerische, schmeichlerische, – der echte gehört ganz seinem Bärbelchen. Nicht einer Deiner Briefe ist mir gestohlen worden; so poetisch sind die Berliner Diebe nicht. Sei doch nur ohne Sorge wegen meiner Reise, ich werde alles aufs bequemste, sicherste und gesundeste einrichten. Ich kenne hier einen General; wenn ich den schön bitte, gibt er mir sein Regiment mit, bis über den Nürnberger Moorgrund hinaus. Aber wohin ich reisen soll! Ich schwanke wie ein Rohr hin und her. Wenn Du schon Ende Aprils mit Guste zusammenkömmst, habe ich zum Reisen keine Geduld. Hamburg und seine Gegend, und besonders Dresden ordentlich zu sehen, das kostet allein 3 Wochen Zeit. Ich lasse vielleicht das alle sein und komme gleich zu Dir, jedoch auf jedem Falle einen andern Weg, als den auf der Herreise einschlagend. Also schreibe mir so bald als möglich, wann Du weggehst und wohin? Ehe ich das weiß, kann ich keinen Plan machen. Der Rhein wäre mir am liebsten, wegen Ems. Aber es müßte in der Nähe von Mainz oder Bonn sein, wegen des *Calderons*. Wie freue ich mich auf mein gutes Bärbelchen. Einige Tage laß ich Dich mit der Guste allein,

um Dich mit ihr auszusprechen. Kömmt sie denn nicht mit ihrer Mutter zusammen?
Bei meinen Abschiedsvisiten werde ich fahren, auch die Besuche nicht an einem Tage machen. Einpacken lasse ich von meinem Bedienten, werde ihm aber dabei auf die Finger sehen. – Wenn Du weggehst, darfst Du nicht vergessen, al[le]s von meinen Sachen mitzunehmen, was mir nötig sein dürfte. Erstens die Manuskripte, dann Sommerkleider (Überrock, Beinkleider), eine grüne Mütze etc. Ich überlasse das Deiner Beurteilung. Auch bleibt es Deiner Entscheidung, ob meine Sachen in einem gemieteten Zimmer bei Worms bleiben sollen, oder ob Du ein Gewölbe dazu mieten willst. In jedem Falle mußt Du vor Deiner Abreise dafür sorgen, daß [Du] meine Bücher und sonstige Effekten, die ich nicht gleich brauche und die Du nicht mitnimmst, gehörig einpacken lässest, und zwar solcher Art, daß sie zu seiner Zeit versendet werden können. Was machst Du denn mit meinem Gelde? Und mit Deinem? Du hast mir darüber noch nichts geschrieben. Bedenke was Du tust und laß Dir raten. – Empfehlungen von Schmitt nach Nürnberg, Hannover wären mir recht lieb. Täte er es gern? Ich müßte für beide Orte haben, weil ich noch nicht weiß, wohin ich gehe. Er mag dann auf einem offenen Papier mich mit wenigen Worten an seine Freunde empfehlen, deren Verzeichnis er darunter setzte. Wenn ich auch keine der beabsichtigten Reisen mache, so gehe ich auf jeden Fall doch über Magdeburg, Kassel und von da entweder über Gießen und Koblenz oder über Köln an den Rhein. Wo Du auch hingehst, sorge nur für eine schöne Gegend, für die Nähe einer Stadt und für ein freundliches Stübchen für Deinen Carl. Über die Politik wollen wir mündlich sprechen. Mir ist darüber das Herz so voll, daß ich es in einem Briefe doch nicht entleeren kann. Es geht himmlisch zu, besonders in Portugal, und ich schwimme

in Vergnügen. Das erste, was ich tue, wenn ich Dir wieder zur Seite bin, daß ich etwas über Berlin schreibe. Aber im Vertrauen, Dein faules Karlchen hat noch wenig gesehen, und ich muß das schnell noch alle abmachen. Überhaupt habe ich jetzt die größte Lust, mich zu produzieren, da ich weiß, wie begierig in Berlin meine Sachen gelesen werden. Das spornt doch meine Eitelkeit mehr an, als der Beifall des Frankfurter Publikums es vermochte. Du sollst noch Freuden an mir erleben. Romane werden geschrieben, zehen Bände dick; Novellen die artigsten von der Welt; sehr geistreiche Schisserchen und andere schöne Sachen. Sorge nur, daß ich in unserer Sommerresidenz den Calderon bekomme, denn ohne den Calderon kann ich nichts machen. Aber ganz im Ernste, wenn ich nur ein Dutzend solcher Charaktere kennenlernte, wie ich hier erst einige kennengelernt, würde ich vielleicht noch einen Roman zustandebringen. Ich habe auch hier die Zeit nicht gehörig benutzt. Im ganzen kenne ich nur 10 bis 12 Häuser, und regelmäßig besuchen tue ich nur 5. Zwei Monate ist freilich eine kurze Zeit in einer so großen Stadt. Und wieviel war ich zu Hause. Eigentlich bin ich ein Stück Möbel; ich bleibe gern im Zimmer und rühre mich nicht. Bin ich ein schön Stück Möbel? Der Nürnberger Moor-Grund geht mir im Kopfe herum, daß ich vor Angst nicht weiß, was ich schreibe, und der Schnurrbart sah heute absonderlich fürchterlich aus — wie Rinaldo Rinaldini. [. . . . . .]

Dein treuer Charles, Dein „lieber Börne".

225.

Nr. 22 *Berlin, Karfreitag, d. 4. April 1828*

Nun, das ist wieder ein süßer, himmlischer Bärbelchens-Brief. Zuerst das Nötigste. Über das Heiraten im Preußischen habe ich folgendes erfahren. Wenn man sich im

Rheinpreußen oder sonst an einem kleinen Provinzialort des Landes trauen läßt, muß man an seinem Wohnorte aufgeboten werden, also wir in Frankfurt, was also natürlich nicht gut angeht. Wenn man sich aber in einem Hauptort kopulieren läßt, wie in Breslau, Berlin, an einem Orte nämlich, wo eine Ober-Regierung ihren Sitz hat, ist jener Umstand nicht nötig – unter der Voraussetzung nämlich, daß man sich erklärt, sich im Preußischen niederlassen zu wollen. Was unterm letzteren zu verstehen sei, habe ich noch nicht erfahren, man wird mir das weitere darüber berichten. Indessen ist dieser preußische Plan nur für den Notfall, wenn es anderswo ohne Umstände nicht gehen sollte. Vielleicht aber geht es leichter, als wir denken. Wo aber einen Ort finden, wo es keine Juden gibt? Empfehlungen an einen Pfarrer am Rhein werden nichts nützen, da im Lande alles nach den Gesetzen streng gehalten wird. Jetzt von der Reise. Ich werde weder nach Hamburg noch nach Dresden reisen. Wer gäbe mir Geduld? Ich gehe unmittelbar von hier nach Kassel und von da über Wetzlar nach Koblenz. Bei Mendelssohn habe ich mich schon erkundigt. Bei Koblenz ist nichts zu vermieten. Du erinnerst Dich ja, daß wir uns dort schon umgesehen, daß wir keine passende Wohnung gefunden, ja daß es uns nicht einmal dort gefallen hat. Kannst Du Dich denn nicht entschließen, wieder in Rüdesheim oder in Godesberg zu wohnen, oder sonst im Rheingau? Noch etwas. Gustens Eltern, hoffest Du, werden die Tochter besuchen. Wäre nicht besser, wenn das gleich in Obernburg abgemacht würde, daß sie nicht nötig hätten, am Rhein zu uns zu kommen, und wir in der Wahl unseres Aufenthalts und dessen Nähe zu Frankfurt weniger geniert wären? Gehst Du denn auch nach Obernburg? – Übereile Dich auch nicht und strenge Dich nicht an mit Packen und Besorgen in Frankfurt. Du hast allerdings

viel zu tun. Mein Geld unterbringen. Willst Du mir nicht zuvor Deinen Plan darüber mitteilen? Meine Bücher einpacken. Vergesse ja nicht, meine Manuskripte und meine *Berliner Briefe* mitzunehmen. Deine eigenen Angelegenheiten ordene der Art, daß Dir aus der Entfernung alles weiter besorgt werden kann.

Ich mache mich also nach und nach fertig und reise von hier ab, sobald das Wetter gut wird. Jetzt ist es sehr kalt, und es schneit oft. Ich hoffe aber, das dauert nicht lange, und es ist der letzte Winterzorn. Sei nur ganz ruhig. Ich schwöre Dir, daß ich bequem, sicher und gesund reisen werde. — Vergesse Deinen Paß nicht, lasse ihn ausstellen nach den *Deutschen Bundesstaaten.* — In Kassel werde ich mich 8 Tage aufhalten. — [— — —]. Wollen wir unsere Pferde verkaufen oder sie mitnehmen? Ich meine, das erstere wäre besser. — Ja, liebs Bärbelchen, als ich Dich kennenlernte, da warst Du noch ein [...]. Du bist aber besser als alle Fürsten und ihre Minister, Du bist mit der Zeit fortgeschritten. Ist das Verläumdung, daß ich dieses öffentlich erkläre, ist es nicht vielmehr ein schönes Lob? Bedenke. — Der Dr. Meyer ist ein Schindluder. Du kannst ihm das sagen in meinem Namen. — Ich werde Mittag Humboldt und Hegel bei Tische finden. Letzteren habe ich noch gar nicht gesehen. —

Wie dumm bin ich wieder gestört worden! Aber ich mache mir nichts daraus. Ich habe zu nichts mehr Geduld, nicht einmal, Dir zu schreiben. Wenn nur das Wetter bald gut würde, daß ich abreisen könnte. Eben schneit es wieder. Aber das Klima hier muß mir besonders gut sein; denn ohngeachtet des veränderlichen Frühlingswetters habe ich, seit ich hier bin, nicht im geringsten gehustet und habe nach oft stundenlangem Sprechen nicht die geringste Beschwerde auf der Brust gefühlt, was doch seit einigen Jahren anderswo immer der Fall war nach an-

haltendem Reden. Aber jetzt spüre ich etwas, nicht *auf*, sondern *in* der Brust; ich glaube aber, es ist die Sehnsucht nach meinem lieben Bärbelchen. Ich hoffe, wir sehen und zanken uns bald, daß meine Liebe sich mindere, denn – Glück ohne Ruh' Liebe bist Du! Bin ich aber nicht ein recht einseitiger Mensch, daß ich nichts liebe als Dich? Darum ist auch mein Brief einseitig. Darüber darfst Du Dich aber nicht beklagen, denn wisse, daß eine meiner Seiten so viel enthält als drei der Deinigen. Adieu. Madame Börne. Ich küsse Deine Hand auf die allerzärtlichste Berliner Weise. – Gruß an die Schwägerin Schnapper.

Charles.

227.

Nr. 23 *Berlin, Ostermontag, d. 7. April 1828*

Ich habe gestern Deinen kleinen, lieben Krüppelbrief erhalten. Krüppel für Krüppel. Wie bescheiden Du bist, wenn Du glaubst, 120 Taler könnten mir nur eine Deiner Zeilen ersetzen. Den Brief an Lindenau konnte ich gestern nicht abgeben, weil jüdische Feiertage waren. Ich werde es heute [tun]. Hättest Du Dir nur ordentlich sagen lassen, ob es eine eigentliche Anweisung ist oder wie es sich sonst damit verhält. Denn mit dem alten [Lindenau?] zwei Worte über ein Geschäft zu sprechen, ist für mich keine Kleinigkeit. Das ist der ekelhafteste, schlemihlistische [. . .]. Ohne Übertreibung, [. . .]. Ich fürchte, mit der Hinkelschen Hypothek wird es nichts; denn wenn jemand auf ein neu zu bauendes Haus Geld nimmt, so sorgt er schon früh dafür. Und kann ich denn Hypothek bekommen, da ich nicht Bürger bin? Jetzt aber Bürger zu werden, ist für mich bedenklich, weil dieses das Heiraten im Auslande sehr erschweren würde. Reinganum hat unrecht, wenn er meint, am Rhein wären die nämlichen Verhältnisse als in Berlin; ich habe in meinem letzten Briefe über den Unterschied gesprochen. Auch habe ich

keine Advokatenkenntnisse nötig, um diese Sache gehörig zu erforschen, denn es kam hier ja nicht darauf [an], welche Förmlichkeiten zu beobachten wären, sondern welche *nicht* zu beobachten sind. Bei uns kam es darauf an, ob die übliche Heirats-Erlaubnis der Eltern und das Aufgebot im Geburtsorte vermieden werden kann, und der Mann, der mir hier *bejahend* Auskunft gab, ist der Direktor im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, der das alle am besten wissen muß. Übrigens wäre es freilich sonderbar, wenn wir deswegen nach Berlin müßten, und das soll hoffentlich vermieden werden können. Es gibt überall Pfarrer, die für Geld und gute Worte ein Auge zutun. Die Herz sagte mir, daß sie selbst hier in Berlin einen Pfarrer kenne, der gegen Bezahlung einen ohne weiteres traue. Das Schlimme ist nur in solchen gesetzwidrigen Fällen, daß die Copulation nicht ins Kirchenbuch eingetragen wird. Das wäre Dir, glaube ich, ganz recht. Dann könntest Du, sobald Dir die Lust ankäme, (etwa wenn ein Hans erschiene) leugnen, daß Du meine Frau wärest, und Du liefest in die weite Welt und ließest mich armen Teufel sitzen. Nein, schwarz auf weiß muß ich [es] haben, im Kirchenbuche muß ich stehen. Das gibt mir das Recht, Dir zu befehlen, Dich zu zanken, einzusperren und, wenn es nottut, auch zu prügeln. Welche paradiesische Aussichten eröffnen sich Dir!

So, mit dem Rhein ist es recht. Von Frankfurt aus Logis bestellen ist lästig und unsicher. Ich werde wohl hier nicht mehr bestimmt erfahren können, wann Du abreist. Das schadet aber nicht. Ich werde das in Kassel oder an einem [andern] Orte erfahren und mich dann dem Rheine nähern, sobald die Zeit Deiner Abreise kommt. Wenn das schlechte Wetter aufhört, reise ich den 15. von hier weg. Du schreibst mir natürlich so lange nach Berlin, bis ich es abbestelle.

Was hier die Menschen fromm, wie angefüllt die Kirchen sind, das sah ich in diesen Ostertagen; es ist unglaublich. Einen Tag vor Ostern ging ich mit der Herz die Treppe ihres Hauses herab, da begegnete ihr eine Familie, Mutter, Töchter, Vater, Söhne, die im nämlichen Hause wohnt und die eben heimkehrten. Die Herz sank einer nach der andern schweigend um den Hals, man küßte sich und flüsterte einige leise halbgeseufzten Worte. Alles war so still, so traurig, so tränenvoll, man schied endlich so bekümmert, still und schweigend. Ich fragte die Herz: es wäre wohl im Hause jemand gestorben? Keineswegs. Was war's? Die Familie kam vom Abendmal. Und die fromme Dame mit ihren Töchtern war doch keine andere als die erste geschiedene Frau des Dichters Zacharias Werners, die in der Lebensbeschreibung dieses Mannes gar nicht als eine Heilige erscheint. Sie trat später von der katholischen Religion zur protestantischen über und heiratete ihren jetzigen Mann, einen Staatsrat.
Wie geht es denn meiner Freundin Carl? Man soll doch über nichts lachen, weil es einem neu ist! Das kam mir immer so komisch vor, daß mir die Carl, wo sie mich traf, die Hand reichte, selbst an öffentlichen Orten, und es setzt mich in Verlegenheit. Das ist aber allgemeine Sitte in Berlin. Die Damen geben den Herren ihrer Bekanntschaft beim Kommen, Gehen und Begegnen die Hand. Ach, und wie oft wurde die meinige zärtlich gedrückt. Du glaubst es gar nicht, liebes Bärbelchen, welch ein Glück Du an mir machst. Wie würdest Du hier als meine Frau beneidet werden! Wahrlich, ich fürchtete mich, Dich herzuführen, Du armes Kind wärest Deines Lebens nicht sicher. Trauriges Los der Größe! – Habt Ihr Karfreitag in Frankfurt ein Oratorium gehabt? Hier wurde unter Zelters Leitung von der Singakademie der Tod Jesu von Graun aufgeführt. Es überraschte mich, den alten Mendelssohn an der Kasse mit dem Verkauf der Billette be-

schäftigt zu sehen. Das tut er alle Jahre aus Gefälligkeit für den alten Zelter und gibt ihm jedesmal 50 Taler dazu und läßt seinen Sohn Felix und seine Töchter mitspielen und singen.
Habe ich Dir denn schon erzählt, daß ich Dein zart Bettchen hier als Kopfkissen gebrauche? Ich schlafe so süß wie ein Kind darauf. Alles, was Dich je berührte, hat eine einschläfernde Zauberkraft. Und von Deinen guten Anisplätzchen habe ich auch noch. Erst heute morgen habe ich zu einer Tasse Schokolade davon gegessen. Gruß an die Ochsen und an die Kraus und an alle vom lieben Dr. Börne. Ich küsse Dir aufs zärtlichste die Hand.

Charles geborene Jeanette.

227.

Nr. 24 *Berlin, Donnerstag, d. 10. April 1828*

Wie angenehm war ich gestern überrascht, schon wieder einen Brief von Dir zu bekommen; ich konnte aber nicht gleich dazu kommen, ihn zu beantworten. Aber liebes Bärbelchen, Du füllst ja eine ganze Seite Deines Briefes mit Plagiaten an, indem Du Reichardts Guide de Voyageur ausziehst, den ich ja ganz dick selbst besitze. Du sprichst von Hameln wie ein Hämmelchen und von Paderborn wie ein Peterchen, lauter dummes Zeug. Sprichst Du von Bayreuth, sag ich: sei gescheit; sprichst Du von Braunschweig, ruf ich: traun schweig. Das war ein Stück Predigt aus Abraham a santa Clara! Nein, es wird nicht mehr herumgereist ohne Dich, ich gehe den graden Weg nach dem Rhein. Der liebe Börne ist kurz und nicht mehr so gesprächig wie sonst, *erstens*, weil er, nachdem der erste Eindruck von Berlin vorüber ist, wenig mehr zu schreiben hat. *Zweitens*, weil er, mit Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, wenig Zeit hat, und *drittens*, weil er verdrüsslich, verdrüsslich, verdrüsslich ist. Was habe ich nicht immer zu tun, wenn ich mein Lager aufhebe! Hun-

dert geliehene Bücher zurückschicken, Wäsche besorgen, Stiefel sohlen lassen, Geld einkassieren, Abschiedsvisiten, Billetts schreiben, bei [der alten Herz?] langweiligen Abschiedstee nehmen. Ach und das Wetter bringt mich zur Verzweiflung. Es wird alle Tage schlechter. Was habt Ihr in Frankfurt für Wetter? *Antworte nur noch auf diesen Brief nach Berlin und dann nicht mehr, ich müßte es denn ausdrücklich sagen.* Nach Hannover werde ich schwerlich kommen, und wenn auch, doch nicht mit Schmitts reisen. Das würde mich und sie genieren. Aber erkundige Dich doch genau, wie lange Schmitt noch in Hannover bleibt, um welche Zeit er nach Kassel kömmt, und wo er dort logiert. Vielleicht kömmt er grade nach Kassel, wenn ich dort bin. – Die Wechsel darfst Du *nicht* in Frankfurt lassen, sondern Du mußt sie mitnehmen, und zwar darum, weil, wenn sie fällig sind oder wieder verkauft werden sollen, sie ja der Eigentümer unterschreiben muß. [......] Wie ist da zu helfen? Ach Gott, was macht uns unser Geld für Sorgen! Wäre nicht am klügsten, es durchzubringen? Meine teuren Leinwandhemden, teure Freundin, werde ich vor dem Einpacken zählen und Dir getreu berichten, ob, was ich nicht glaube, eines davon gestohlen. Beim Einpacken werde ich mit Argusaugen wachen. Die Einrichtung ist so, daß ich dabei nicht hin und herzugehen brauche. A propos Hemden habe ich folgendes mit Dir zu überlegen und gehorsamst anzufragen. Solange wir auf der hohen See der Jugend schiffen, solange die Stürme der Leidenschaften uns umherwerfen, uns bald bis an die Wolken erheben, uns bald in den Abgrund der Wellen schleudern; solange ein seekrankes Herz uns taumeln und schwindeln macht; solange unser Fuß schwankt und unser Blick irre umherschweift – bedenken und berechnen wir nicht, wie kostspielig es ist, alle Tage ein weißes Hemd anzuziehen. Aber ach, in dem Winter unserer Tage lernen wir rech-

nen! Nun sind hier große Etablissements, wo man *fertige Wäsche* kauft. Die Preise sind fix und billig. Die reichsten Familien kaufen auf diese Weise ihren Bedarf. Man hat dort auch Chemisetten [...]. Nun wollte ich Dich fragen, ob ich nicht vernünftig täte, mir ein halbes Dutzend solcher Chemisetts zu kaufen, um das viele Waschgeld zu sparen. Man hat das Stück von 1 bis 3 Taler. Was sagst Du dazu? U. A. w. g.

Der liebe Börne hat gestern das erstemal ein Schauspiel und das Schauspielhaus gesehen. Was sagst Du dazu? Nach fast zweimonatlichem Aufenthalte? Ist der liebe Börne nicht ganz charmant? Devrient ist ein vortrefflicher Komiker. Ein Lustspiel von Raupach, „Der versiegelte Bürgermeister", hat mich sehr lachen gemacht. Raupach schreibt viel fürs Theater und gefällt sehr. Man erzählte mir, es stünde, ich weiß nicht in welchem Blatte: „Der geistreiche und *liebenswürdige* (!) Dr. Börne, ehemals Herausgeber der Wage, hält sich gegenwärtig hier auf und wird ein eigenes Blatt herausgeben. Dem Vernehmen nach wird er bald eine junge und reiche Witwe heiraten, deren feiner und gebildeter Geschmack, dem Vernehmen nach, auf die gewandte Feder dieses ausgezeichneten Schriftstellers großen Einfluß üben soll." Was sagst Du dazu?

Die Mariane S. hat mich neulich mehrere Novellen lesen lassen, die sie geschrieben. In Wahrheit zu sagen, fand ich sie sehr hübsch. Nun habe ich freilich meinen Beifall in schmeichelhaften Worten zu erkennen gegeben und mehr gesagt als gedacht. Mein Lob hat sie ganz berauscht, sie ward ganz rot und erhitzt davon. Das ist ein seltsames Frauenzimmer. Sie lobt sich selbst und hört sich mit der größten Naivität loben, ohne was dagegen einzuwenden. Ich kann es nicht gewöhnliche Eitelkeit nennen, es ist eine Art katholisches Wesen, eine Art Sinnlichkeit der Seele, die immer nach Genuß hungert. Ich

mache ihr Schmeicheleien mit grenzenloser Unverschämtheit, und es hat mir nie bei ihr geschadet.
Den Hegel, hat das Schicksal beschlossen, soll ich nicht kennenlernen. Eigentlich liegt mir auch nichts daran, denn er soll in Gesellschaft sehr uninteressant sein. Aber ich möchte mir von Dir keine Vorwürfe machen lassen, daß ich einen berühmten [Mann] kennenzulernen versäumt. Nun war ich neulich irgendwo zu Tische gebeten, wo Hegel auch sein sollte. Ich hatte das schon früher erfahren durch einen Bekannten, der grade dabei war, als der Bediente den Auftrag bekommen, mich einzuladen. Der Bediente aber war neu und konnte meine Wohnung nicht finden, und so mußte ich wegbleiben.
Geduld, Bärbelchen, wenn ich einmal auf der Reise bin und eine neue Welt sehe, und vielleicht Berlin selbst aus der Entfernung mir neu erscheint, dann werden meine Briefe länger werden. So lang, so lang! Werden wir uns viel zu erzählen haben? Auf einem Dampfschiffe an einem schönen Maitage müssen wir uns wiedersehen. Adieu, Holde, Liebe, Gute. Adieu wilder Husar.

Dein Charles.

Nr. 20 erhalten.

229.

Nr. 25 *Berlin, Sonntag, d. 13. April 1828*

Lieber Engel, Deinen Brief Nr. 21, geschrieben den 8. April, hätte ich schon gestern haben können, habe ihn aber erst heute erhalten. Wie geht das zu? Ach Gott nein, ungeduldig bin ich nicht, ich möchte nur, wenn Du von Frankfurt weggehst, keinen Tag später mit Dir zusammentreffen, als auszuführen wäre. Die Blicke und die Hände sind holder und freundlicher als je, und ich werde alle Tage ein lieberer Börne. Meine Abreise wird sich noch um eine Woche wenigstens verzögern, und ich

komme durch meine Schuld in eine dumme Verlegenheit. Aus einem einfältigen Geiz, ja keine paar Taler Miete zu verlieren, wenn ich früher als Ende April abreisen sollte, habe ich es auf übermorgen den 15ten aufgekündigt, und jetzt ist es weitervermietet, und ich muß auf so kurze Zeit wieder ins Wirtshaus ziehen. Ich war so verdrüsslich darüber, daß ich vor einigen Tagen beschloß, mich schnell reisefertig zu machen, um Dienstag abzugehen, da bekam ich unglücklicherweise nach leichten Zahnschmerzen ein dickes Gesicht, mußte vorgestern und gestern das Zimmer hüten und werde auch heute noch nicht ausgehen können. Dadurch wurde ich verhindert, die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Die Herz hat mir höchst eigenhändig ein Kräutersäckchen gemacht, und die Julie, als sie erfuhr, daß ich alte Leinwand suche, hat sie mir ihren Mann geschickt und mir auf ihre witzige Art alle *Lumpereien* anbieten lassen, die sie im Hause habe. Das Wetter fängt übrigens an, gut zu werden. Nach Hannover will ich recht gern reisen, es kömmt nur darauf an, wie lange Schmitt noch dort bleibt? Vielleicht könnte ich erst in den ersten Tagen des Mais dort ankommen. Schreibe mir das also genau. O Bärbelchen, was bist Du eine schlechte Geographin! Nach Bremen soll ich reisen, das nur wenige Meilen von Hamburg entfernt ist. Es wäre mir selbst interessant, Hannover kennen zu lernen, und es kömmt also darauf an, ob Schmitt nicht zu schnell von dort abreist. Das war wirklich ein treffender Witz von Heß. Schreibe mir doch, wie es mit Kirchners Gesundheit aussieht. Wenn Dir etwa Lindenau sagt, daß ich von seinem Vater die 120 Taler noch nicht eingenommen, so erklärt Dir das, daß ich einige Tage nicht aus war. Es eilt ja nicht. Das ist ein himmlischer Gedanke, zuweilen eine ironische Lustpartie vom Rhein nach Frankfurt zu machen. Ich werde dann ganz vergnügt wie ein steifer Engländer durch die Straßen gehen und

mir die Häuser ansehen. Satan, willst Du Dir denn das dumme Zeug von einem *Gütchen kaufen* nie aus dem Sinne schlagen? Wie soll sich das denn verinteressieren? Ich sehe voraus, das Weib ruiniert mich. Mendelssohn hat ein großes Gut am Rhein, mit Waldung, Wiesen, Weinberg, und er sagt mir, es bringe ihm gar nichts ein. Nur daß er frei wohnt, einige Flaschen Wein zieht und Obst zum Einmachen für den Winter.

Mit meiner Freundin Saaling geht es immer besser. Wir haben uns wechselseitig ganz förmlich unsere — Freundschaft erklärt. Aber das ist doch nur ungesäuertes Brot gegen Dich. Es gibt keine Person, mit der man besser einen Roman spielen kann als mit ihr. Sie ist selbst ein ganz fertiger Roman. Ein wunderliches Gemisch in ihr von Wahrheit und Dichtung. Und in eine solche Rolle einzugehen, bin ich ganz der rechte Mann. Ich treibe wahre Stil- und Deklamierübungen mit ihr. Glaube aber nicht, daß das Heimtücke ist; das macht sich so mit dem besten Willen, und ob ich gleich ihr aufrichtiger Freund bin.

In ihrem häuslichen Verhältnisse mit ihrer Schwester und ihrem Schwager ist auch eine Art wunderlicher Poesie in der Gattung der Satire. Heyse ist ein junger Mann, dem natürlich seine hübsche Schwägerin besser gefallen muß als seine häßliche Frau; Josef Mendelssohn sagte mir einmal lachend von ihm: ich glaube, daß er seine Schwägerin lieber hat als seine Frau. — „Warum er sie dann nicht geheiratet?" — Er hat die *Courage* nicht gehabt, sich um sie zu bewerben. — Diese hingeworfene Bemerkung war nun für mich Mephistopheles ein herrlicher Fund. Ich paßte auf. Wenn wir vier abends zusammen Tee tranken, merkte ich nichts. Heyse herzte und küßte seine Frau unaufhörlich. Gegen die Schwägerin betrug er sich wie ein guter Bekannter. Jetzt kam aber die Frau Dr. in die Wochen, und wir zwei Männer tranken allein

Tee mit der lieben Schwägerin. O wie war es da anders! Gleich am ersten Abend ohne die Frau nahm des Herzens und Händeküssens zwischen Heyse u. Mariane kein Ende. Einmal fiel er ihr um den Hals und küßte sie und sagte mir dabei: Sie wissen gar nicht, was ich da für eine herrliche Schwägerin habe. Ich fragte mit *finsteren Blikken*: worin besteht denn ihre Herrlichkeit? Was war's! Das eintägige Kindchen wollte nicht pissen. Die Wärterin hatte nicht den Mut, dem Kinde wegen seiner Schwäche die verschriebene Medizin zu geben. Da gab die entschlossene Schwägerin das Säftchen, und das Kind – pißte. Was! dachte ich. Also für eine Kinderpisserei einen Kuß. [.....] – und 10000 kleine Teufelchen jubelten in mir ... Aber Bärbelchen, wenn Du so etwas wiedererzähltest, nur einer Seele – es wäre schrecklich. Denke nur, was da für ein Unglück daraus entstehen könnte. Man kann sich nicht genug in acht nehmen. Die Julie erzählte mir erst neulich kränkende Dinge, die Dr. Neuburg von ihr erzählt, und daß sie alles, Wort für Wort, wiedererfahren und ihm seitdem gram ist. Und das hatte doch Neuburg auf einer Durchreise in Weimar erzählt. Wie schneller erführe sie mein Geschwätz, wenn es erst in Frankfurt bekannt würde. Um Gottes willen sei vorsichtig.

Wenn Du Dich gut aufführst und verschwiegen bist, teile ich Dir auch in meinem nächsten Briefe einige zwischen mir und Mariane gewechselte Billetts mit. Die sind wie gedruckt. Anliegendes habe ich aus begreiflichen Gründen vom Briefe getrennt. Adieu. Engel. Dein heutiger Brief hat mir besonders Freude gemacht. [...] Charles. Nr. 21 erhalten. Aber warum einen Tag zu spät. Die Schuld kann nur an Dir liegen. – Schreibe mir nur unter der gewöhnlichen Adresse hierher. Ich werde zwar übermorgen ausziehen, mein Brief wird mir aber gehörig besorgt.

229.

Nr. 26 *Berlin, Mittwoch, d. 16. April 1828*

Wir wollen sehen, wer gewinnt, Jeanettchen, wir wollen sehen, wer die kürzesten Briefe schreiben kann. Also nicht warten auf Schmitt, sondern allein von Frankfurt weg. Das ändert aber die ganze Sache. Jetzt hätte *ich* zu bestimmen, *wann* und *wo* wir uns treffen sollen am Rhein. Das kann ich aber auf dem Wege erst, wenn ich Berlin hinter mir habe. Auch mache ich mich jetzt fertig, das Wetter ist sommerlich. Ich denke, in Mainz treffen wir zusammen. Es wäre sehr liebenswürdig von der Fanny Ochs, wenn sie Dich begleitete. Es würde mich ganz glücklich machen. Die guten Kramms sind doch etwas langweilig. Wenn aber weder die eine noch die andere mitginge, wer dann? Engagiere niemand drittes, ohne mich vorher um Rat zu fragen. Ich habe hier sehr meinen Geschmack ausgebildet, ich bin äußerst delikat in der Wahl der Gesellschaft geworden, und es wird nötig sein, daß ich Dich selbst noch etwas filtriere. Also Dich jetzt in Ordnung gebracht, reisefertig gemacht und aufgepaßt, wenn ich kommandiere: marsch!

Ich glaube nicht, daß ich nach Hannover gehe. Wohl nur nach Magdeburg, und von da nach Köln oder Koblenz. – Das Geld von Lindenau ist einkassiert. – Ist es wahr, daß Ihr Ostern in Frankfurt Schnee gehabt?

Heute mittag bin ich wieder mit Hegel eingeladen. Ich hoffe, daß er mir diesesmal nicht entwische. – Die Heyse erzählte mir, ihre Nichte, die Frau von Rothschild, habe den Dr. Christ als Accoucheur angenommen. Hat das nicht etwas Neid erregt bei Mappes, Reis? Mein Bärbelchen, geliebte Jeanette, teures Weib, wie froh bin ich, daß Du mir geblieben. Wirst Du den Sünder, der reuig zu Deinen Füßen fällt, wieder aufnehmen, wirst Du ihm seine Untreue vergeben? Gebrechlichkeit, Dein Na-

me ist Weib. [Die Mariane] hat mich schändlich, schändlich, schändlich betrogen. Erzählte sie mir, sie erwarte in diesen Tagen einen jungen Menschen, einen Arzt, aus Schottland zurück, der früher hier studiert, und der wie ein Kind in ihrem Hause gewesen. Ich höre das so gleichgültig mit an — was habe ich Kinder zu fürchten, die aus Schottland kommen? Das Kind kam. Du, Bärbelchen [. . .] nie werde ich es verschmerzen oder vergessen) kleidetest Dich doch nur in ein weißes Gewand und gabst Deiner tückischen Freude die Farbe der Unschuld. *Sie* aber, ihr Kind erwartend, zog ein hellfarbiges seidenes Kleid an, schmückte sich mit Bändern in den Haaren und goldenen Ketten und saß da, selig lächelnd wie eine Braut. Die Verschmitzte, welche Schlangenwendungen gebrauchte sie, mich abzuhalten, daß ich diesen Abend nicht komme (das Kind wird in einigen Tagen wieder abreisen), um ungestört zu sein, um meiner Beobachtung zu entgehen. Aber ich blieb dumm und taub und kam doch. Ein junger Mensch von 24 Jahren, recht hübsch, sehr fein, klug, gelehrt; er gefiel mir. Sie liebt ihn, er sie. Was nur Zärtliches unter meinen Augen vorging, ist nicht zu beschreiben, was mag erst geschehen, wenn sie allein sind! Und das verdammte Weib spottete meiner noch und sagte mir mit Lachen, es wäre besser für mich gewesen, ich wäre einige Tage früher von Berlin abgereist. Der Geliebte heißt Dr. Becker und ist der Sohn des Dr. Becker in Offenbach. Er soll äußerst unterrichtet sein und wird hier von den ersten Ärzten und Professoren gepriesen und befördert. Er hat für einen jungen Menschen ein äußerst angenehmes Glück. Ein getaufter jüdischer Baron von hier, ein junger Mann, der 8 Millionen reich und krank ist, hat den Becker gegen einen glänzenden Gehalt als Arzt engagiert, um ein Jahr lang in Italien mit ihm zuzubringen. Früher hat er auf einige Zeit den kranken Dufay [?] aus Frankfurt als

Arzt hierher begleitet. Das ist der glückliche Jüngling, den die 42jährige [. . .] mit aller Zärtlichkeit liebt; aber ganz im Ernste. Und der liebe Börne läßt jetzt wie ein geschlagener Pudel Schwanz und Ohren sinken und duckt sich und schleicht sich weg. Ist das nicht artig von der Schickung? Aber Du glaubst es nicht, was sie für eine Närrin ist. Es läßt sich schriftlich gar nicht auseinander setzen. Es jammert einen. Die vielen Schmeicheleien, die sie teils freiwillig bekommen, teils zu erpressen wußte, haben ihr den Kopf verrückt. Sie ahndet nicht, daß sie ganz verblüht ist, beträgt sich wie ein junges Mädchen und spricht nur von ihrer Kindheit, nie von ihrer Jugend. Sie versteht einem weis zu machen, daß man sie lieb habe. Goethe hat das treffliche Wort: *Anempfindlerin* erfunden. Sie ist eine. Die Arme, die Unglückliche! In wenigen Jahren ist sie ein Spott der ganzen Welt, sie ist es jetzt schon vieler. Sie ist ein lehrreiches Opfer der Schwäche und Eitelkeit. Ich möchte alle junge, schöne Mädchen um sie her versammeln und ihnen sagen: Seht, das ist das Los einer Empfindlerin, die mit ihrem eigenen Herzen so lange spielte, bis es fiel und brach, und mit fremden Herzen, bis sie entrollten und nicht mehr zu finden waren. Ich umarme Dich, Bärbelchen, Du reine, unverfälschte schöne Seele.

Meine neue Wohnung: *Französische Straße Nr. 53*. Deine Nr. 23 gestern habe ich richtig in meiner jetzigen Wohnung erhalten. Charles Dupe.

Heute habe ich zum erstenmale kein Feuer.

230.

Nr. 27 *Berlin, Freitag, d. 18. April 1828*

Wir schreiben Briefe wie zwei rechte müde Gäule, die sich in den Stall sehnen. Mich hält eigentlich hier nichts

mehr zurück als die Faulheit, meine Sachen in Ordnung zu bringen, Abschiedsbesuche zu machen u. dergl. Das Wetter ist gut. Du irrst Dich aber, wenn Du glaubst, ich sei aus Unverständigkeit Berlins überdrüssig geworden. Es gefällt mir immer noch. Aber so lieb es mir ist, bist Du mir denn nicht noch lieber? Und wie sollte ich nicht ungeduldig werden, wenn unser Zusammentreffen so nahe ist. Nach Hannover kann ich auch jetzt nicht mehr, selbst wenn ich wollte. Du verrechnest Dich ganz in der Zeit. Reise ich gegen das Ende künftiger Woche von hier ab und bleibe nur wenige Tage in Magdeburg, Kassel — wird es Mitte Mais, bis ich an den Rhein komme. Ich reise ja langsam mit dem Hauderer. Auf diesen Brief kannst Du mir immer noch hierherschreiben, das wird aber gewiß der letzte sein.
[— — —]. — Wenn Reinganum 2000 fl. oder eine dem nahe kommende Summe nähme, dann wäre er so niederträchtig als sein Bruder. Tausendmal lieber gar nichts. Wenn ich zurückkomme, lasse ich mich durch nichts, und auch von Dir nicht, abhalten, etwas von Rgn. u. meiner Erbgeschichte in das Morgenblatt zu bringen. Ich werde das schon anzuknüpfen wissen. [. . . . . .]
Schätzchen, der Taschenspieler, der mich für einen Dummkopf angesehen, ist ja der nämliche, der auch hier den Streich mit dem Bauer gemacht. Ich habe Dir das zu schreiben vergessen. Zu einem Romane hätte ich wirklich große Lust. Aber mein Gott, wie viel fehlt mir dazu, wieviel Talent, wieviel Stoff. Ich bin aber jetzt zu diesem Zwecke sehr aufmerksam auf meine Bekanntschaften. Die M. S. ist ein Studium, ich lese sie und durchblättere sie wie ein Buch. Das ist ihr Glück, sonst mißfiele sie mir im höchsten Grade, ja täglich mehr. Wie nötig ist doch den Weibern Verstellung, Bekleidung. Wie häßlich ist es, wenn sie sich zeigen, wie sie sind. Nie ist mir ein Frauenzimmer vorgekommen, das so unbesonnen, so

leichtsinnig, so taktlos — ich muß das harte Wort gebrauchen, so *schamlos* wäre. Doch hoffe ich, Du werdest das nicht mißdeuten und den Ausdruck nicht im gewöhnlichen Sinn nehmen, sondern im malerischen, wie ich ihn mir gebildet. Wenn die Fanny Ochs mit Dir an den Rhein käme (im Vertrauen, ich möchte sie im geheim abkonterfeien) würde ich Euch vier Wochen lang von der M. S. unterhalten können.
Sei nur ruhig, ich will keine Wäsche kaufen, ich erschrecke vor Deinem Mordspektakel, ich fürchte Dich mehr als den Teufel. — Noch einmal meine Adresse: *Französische Straße 53.* Ich wohne im nämlichen Hause als Robert. So sehr mißfällt mir die schöne Madame, daß ich während meines hiesigen Aufenthalts erst zweimal den Abend bei ihr zugebracht, und daß ich, seit ich im Hause wohne, sie noch gar nicht besucht habe. Von Robert sagte mir neulich einer, was ich früher gesagt, nur noch besser. Er sei: ein ausgebrannter Krater, der nie gebrannt habe.
Neulich war ein Erdbeben hier in der Nacht. Als ich morgens aufwachte, lag meine Nachtmütze auf der Erde, die mir der Erdstoß vom Kopfe geworfen hatte. Dein treuer Charles und lieber Börne.
Nr. 23 erhalten.

231.

Nr. 28 *Berlin, Montag, d. 21. April 28*

Ich küsse Dir aufs zärtlichste die Hand, teuere Freundin, für die Pikeewesten, die Du für mich hast machen lassen. Auch soll der erste Dintenflecken, den ich darauf mache, Dir gewidmet sein. Ich will es abwarten, ob ich zu Hannover noch Neigung bekomme, ich glaube es aber nicht. Ich denke, Ende dieser Woche abzureisen. *Schreibe mir nicht mehr nach Berlin.* Es wäre freilich verdrüßlich,

wenn ich, einige Tage länger hierbleibend, Deine Briefe entbehren müßte, aber so ist es mir immer noch lieber, als wenn einer Deiner Briefe mich hier nicht mehr träfe. Schreibe mir nach Empfang dieses *Postrestant* nach *Magdeburg*. Ich werde Dir in den gewöhnlichen Zeitfristen schreiben, also wahrscheinlich Donnerstag noch einmal von Berlin. Du aber schicke mir, außer dem einen Brief nach Magdeburg, keinen andern, bis Du weitere Nachricht von mir bekömmst.

Vor der Anzeige im hiesigen Wochenblättchen hättest Du Dich nicht zu ängstigen. Das kömmt nicht nach Frankfurt und wird auch hier nicht gelesen. Es erscheinen täglich wenigstens 12 Blätter davon, und da ist man unter Austern, Gänsebrüsten, Steckbriefen, Auktionen und hunderttausend andern Anzeigen so versteckt, daß uns keiner fände. Es ist kein Wochenblättchen wie das Frankfurter, es ist ein Buch. – Was hatten wir drei Nächte hintereinander für schrecklichen Gewitter! Ich habe so etwas noch nicht erlebt, ich meinte, die Welt würde untergehen. Beim Gewitter, das Freitag abend stattfand, hatte ich auch noch ein artiges Abenteuer, das zwar romantisch war, aber gegen alle Ästhetik zugleich antik, denn es begegnete mir mit einer alten Frau, mit der 55jährigen Varnhagen. Wir fuhren um 11 Uhr nachts aus einer Gesellschaft nach Hause, in einem Regen, der einer Sündflut glich. Die Straßen waren überschwemmt, das Wasser, das nicht schnell genug ablaufen konnte, bildete Seen und Flüsse, und die Strömung war so stark, daß der Kutscher Mühe hatte, durchzukommen. Es war ein halber Wagen, vorn ohne Leder, und der Wind trieb uns den Regen ins Gesicht. Wir wurden durchnäßt, als wären wir zu Fuße gegangen. Jetzt plötzlich geschah ein Donnerschlag – ich glaubte, es wäre einer – es war aber das Krachen des Wagens, der gebrochen und umgefallen war. Da lagen wir, in dem fürchterlichen Wetter, und über

und unter uns nicht[s] als Wasser. Wir mußten aussteigen, die Varnhagen hatte ganz den Kopf verloren, und ich wollte mich zu Tod lachen. Wir suchten das erste beste bekannte Haus auf, schellten die Leute heraus, die schon schliefen, und da zog sich die nasse Hexe in meiner Gegenwart von Kopfe bis zum Fuße trocken an, und ich sang: was hab ich gesehen, was hab ich gesehen! – Vergangenen Freitag war hier eine große Feier zum Gedächtnisse Albrecht Dürer[s] mit Reden, Deklamation, Musik und Gastmahl. Die große Musik, eine Art Oratorium von Felix Mendelssohn, soll vortrefflich gewesen sein. Ich war nicht dabei, ich fürchtete die Hitze.

Vergesse nicht, ehe Du weggehst, meine im Mai fälligen Wechsel zu realisieren und Dir die Verfallzeit der neu zu kaufenden gehörig zu merken.

Rede mir nicht mehr von der M. S., das ist ein schwaches eitles unweibliches Weib, und ich schäme mich, daß ich mich von ihrem empfindsamen Flitter eine Weile lang habe verblenden lassen. – Jetzt ist's warm wie im Sommer, und ich werde gutes Reisewetter haben. – Der Fanny Ochs schreibe ich gewiß noch, lasse sie nur nicht merken, daß Du mir über meine Nachlässigkeit Vorwürfe gemacht. – Hattest Du denn keine Lust, Dich malen zu lassen? Wie glücklich hätte mich hier Dein Bild gemacht! Und wozu das Geld sparen! Denken wir uns, ich hätte auf der Reise soviel mehr gebraucht. Wäre nicht noch Zeit dazu? Es würde mich gar zu glücklich machen. – Aber daß nur Deine Abreise dadurch nicht verzögert werde. An Dir liegt mir immer noch mehr als an Deinem Bilde. – Schon einige Male, daß ich mit der Herz von Dir und Deiner zarten Weiblichkeit sprach, kam sie in Verlegenheit [. . .] – ich hatte meine Freude daran. „Ja die Wohl – sagte sie dann – das ist Ihr Ideal. So ist nicht jeder.“ – Dein Charles mehr als je.

Nr. 25 erhalten.

232.

Nr. 29 *Berlin, Donnerstag, d. 24. April 1828*

Bärbelchen mein, ich grüße Dich fein. Als ich gestern abend spät nach Hause kam und zu Bette ging und wie gewöhnlich einige Bücher auf meinen Nachttisch legte und bald das eine bald das andere nahm, mit der Langeweile wechselnd, da — lag plötzlich wie durch einen Zauber Dein holder Brief unter einem Buche, den wahrscheinlich meine Wirtin hingelegt, und den ich ohne ihn zu bemerken mit Büchern bedeckt hatte. Ich bedeckte ihn mit Küssen. Da mußte ich aber wieder aus dem Bette, eine Schere zu holen. Dann las ich ihn und lachte, daß mir der Kopf schmerzte. Du bist das komischte Äffchen, das man nur finden kann. Über Deine Angst, der entschlüpften 2½ Prz. wegen, mußte ich lachen. Ich sah das Mäuschen in der Falle, ich hörte es pfeifen. Jetzt ist alles zu spät. Ich werde mich nach der Decke strecken, ich werde zu Fuße reisen, meinen Koffer auf den Rücken nehmen und mich ernähren von den Wurzeln des Waldes. Daran ist Deine Schwatzhaftigkeit schuld. Ein anderes Mal sei vorsichtiger und überlege, was Du sprichst. Deine Briefe habe ich alle erhalten, auch Nr. 22.

Nein, ich bin nicht unschlüssig, ich gehe nicht nach Hannover. Das ist mir zu weit, zu nordisch. Ich schmachte nach dem Rhein und Dir, und wenn Du zu lange zauderst, komme ich einmal des nachts mit einem Wagen und zwei Banditen vor Dein Haus und entführe Dich. Die Tante! ach, die Tante! Die kann den ganzen Rhein zu Meerwasser machen, die kann ihn versalzen. Ich meine auf jeden Fall, es wäre zweckmäßiger, Du nähmest ein Frauenzimmer mit. Wir wären dann freier, unsern eigenen Weg zu gehen. Wenn Fanny Ochs nervenschwach und reizbar ist, wäre ihre Gesellschaft freilich bedenklich. Dann wären Kramms vorzuziehen. Von diesen aber wäre die Marie mir am liebsten.

Ich warte hier noch Deinen Brief ab, den ich Samstags morgen bekomme, und reise dann Sonntag ab nach Magdeburg, welche Reise 2 Tage dauert. Dort bleibe ich ein oder 2 Tage und gehe dann nach Kassel. Du schreibst mir also nicht und nirgends mehr hin, bis ich weitere Nachricht gebe. (Außer den verabredeten Brief, den ich in Magdeburg erwarte.) Es kann sein, daß ich Dir, durch Geschäfte verhindert, von hier gar nicht mehr schreibe, und überhaupt vielleicht ein paar Tage später als die gewöhnliche Zeit. Das möge Dich dann nicht beunruhigen.

[— — —]. — Der Sachs mit seinem Roman! Das mag ein schöner Roman sein! Ich bin froh, daß er verloren. Ich erinnere mich dessen nicht; doch recht gut meiner Kleiderlosigkeit in Heidelberg. Darum ängstige Dich nicht wegen der verratenen 2½ Prz. Ein Baruch läßt nicht von Art, und ich werde nicht knausern auf meiner fernern Reise. Ich habe mich mit meinem Gelde verrechnet und werde mir wahrscheinlich nach Kassel noch welches müssen schicken lassen.

Die arme Constantia! Ich habe es ihr in die Hand versprochen, ihr zu schreiben. Sie bat mich wie ein Kind darum, und ich habe nicht Wort gehalten. Darum der Frühling einer Unglücklichen! Alles verliebt sich in mich, es ist gar zu traurig.

Ich begreife gar nicht, wie sich Rüppel um mich interessieren kann. Hat man denn in Ägypten auch meine *Wage* gelesen? — „Mai-Tage am Rhein" werden geschrieben für das *Morgenbl.*, und darin will ich meine Berliner Gedanken anbringen. Ich schlürfe den Rhein in meinem Geiste, es erquickt mich wie ein Bad, wenn ich nur daran denke. Nur ein Berliner kann den Rhein voll genießen, und das Fntzücken der Berlinerinnen in Rüdesheim, von dem man uns erzählt, wird mir jetzt ganz begreiflich. — Professor Zimmern? Ich will es der Fügung

anheim stellen. Die Pandekten in Ems — das kann interessant werden. — An 6 Orten hat es hier in der Stadt neulich eingeschlagen. Ein Offizier ist vom Blitze getroffen und blind und taub geworden — unheilbar. Nr. 25 erhalten. Dein guter Charles, Dein lieber Börne.

233.

Nr. 30 *Berlin, d. 26. April 1828 (Samstag)*

In Erwartung Deines heutigen Briefes will ich unterdessen den meinigen anfangen. Ich dachte, morgen abzureisen, aber es geschieht erst Montag oder Dienstag. Ich kann gar nicht fertig werden. Unterdessen entbehre ich Deine Briefe. Das ist recht traurig, aber es war nicht zu ändern. Aloys Schmitt hat mir gestern sehr freundlich geschrieben, ich möchte kommen, bei ihnen wohnen, sie wollten mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen. Auch Auguste hat einige Zeilen beigefügt. Ich habe ihnen heute geantwortet, es ginge nicht an. Ich habe gar keine Lust dazu. Ich will am Rhein unser Wiedersehen abwarten. Wahrscheinlich bleibe ich in Bonn, bis Du mir bestimmst, wo wir uns treffen sollen. Auch liegt mir viel daran, auf meiner Durchreise mir in Ems frühzeitig ein Logis zu bestellen. Ich habe immer so schlecht gewohnt. Von Magdeburg aus bestimme ich, wohin Du mir ferner schreiben sollst.

Gans hat mir erzählt, ein medizinischer Professor aus Jena, der gegenwärtig hier ist, habe ihm vertraut, Professor Zimmern sei recht bedeutend krank, er sei nahe daran, die Schwindsucht zu haben. Siehst Du nun, wie gefährlich das Arbeiten ist und wie gesund das Müßiggehen? — Jetzt ein anderes Kapitel. Ich zittere davon zu sprechen. Du wirst zanken, Du wirst toben wie ein Unhold. Aber nur sachte, sachte, Du weißt, ich bin Dein Sklave und tue und lasse, was Du willst. Aber reden darf ich doch; darf doch jeder arme Hund bellen, wenn man

sich auch nicht darum bekümmert. Ich brauche für meine gestohlene schwarze Weste und Beinkleider neue, ich habe nur ein Paar Beinkleider, die ich beständig trage. Willst Dir mir bei Bahrt welche machen lassen und sie mitbringen, ist es gut. Willst Du nicht, ist es auch gut, ich drehe mich auf dem Absatz und singe: ach, wäre ich ledig geblieben! – *Sonntag d. 27. April.* Deinen Brief Nr. 26, den ich gestern erhielt, konnte ich gleich zu beantworten keine Zeit finden. Du bist aber sehr unfreundlich, Du bist sehr unbekümmert um meine Wünsche. [– – –].

Ich werde, weil Du es wünschest, den Koffer *in* den Wagen nehmen. Freilich bleibt dann kein Platz für mich, und ich werde mich hinten müssen aufbinden lassen. Es ist aber besser, daß ich gestohlen werde als der Koffer. Was meine Reisegesellschaft betrifft, so hat sich gestern eine für mich gefunden, die Dir zwar angenehm sein wird, weil es *ordentliche* Leute sind, die mir aber etwas lästig ist, weil es Frauenzimmer sind, die ich beobhuten und artig behandeln muß. Es ist nämlich die Schwester des Dr. Heyse, die erst gestern von Magdeburg, wo ihre Eltern wohnen, zum Besuche ihres Bruders hier angekommen ist, und noch ein anderes junges Frauenzimmer, eine Witwe von 19 Jahren. Diese reisen ohne männliche Begleitung Mittwoch nach Magdeburg zurück. Ich wollte morgen schon abreisen. Man hat mich aber so dringend gebeten, meine Reise noch 2 Tage zu verschieben, daß ich es schicklicherweise nicht abschlagen konnte, da mich Heyse so sehr freundschaftlich in seinem Hause behandelt hat. Muß ich da nun zwei Tage artig sein, und ich dachte doch, mich von Berlinischer Feinheit zu erholen. Aber am traurigsten ist, daß ich jetzt fast 8 Tage lang keinen Brief von Dir habe. Daran ist doch nun wieder Deine Ängstlichkeit schuld, die mich angesteckt hat. Ich hätte Dich immerzu sollen nach Berlin schreiben lassen.

Wäre ich auch früher abgereist, wäre mir der Brief nachgeschickt worden. Aber ich wagte es nicht. Jetzt finde ich nun etwa künftigen Freitag einen Brief in Magdeburg, und dann muß ich wieder 8 Tage auf einen andern warten, weil ich nicht bestimmen kann, wohin Du mir schreiben sollst. Was mich das verdriesslich macht!
Auf baldigen Brief von mir kannst Du kaum zählen. Mittwoch reise ich ab und komme Donnerstag nachmittag in Magdeburg an. Dort schreibe ich, doch wahrscheinlich früher von Berlin oder dem Wege, wenn ich die Zeit dazu finde. Die weibliche Reisegesellschaft liegt mir wie Blei in den Gliedern. — Fange nur Deinen nächsten Brief gleich an, daß er recht lange werde.

Dein guter treuer Charles.

234.

Nr. 31 *Berlin, Dienstag, d. 29. April 1828*

Morgen also, geliebtes Bärbelchen, reise ich ab. Ich werde diesen Brief morgen in Potsdam auf die Post legen, so daß Dich das Postzeichen von meiner wirklichen Abreise benachrichtigen wird. Wie freue ich mich, in Magdeburg einen Brief von Dir zu finden. Schreibe mir gleich nach Empfange dieses nach *Kassel,* Postrestant, und zwei Tage später noch einmal dahin. Ich werde mich 4 bis 6 Tage in Kassel aufhalten. Ich habe sehr nötig Geld. Bitte mir nach Kassel welches zu schicken. [— — —]. — Ich werde, wie der verlorene Sohn, ohne Geld und Strümpfe zurückkehren. Ach! was sehen meine Strümpfe aus. —
Ich komme soeben von der alten Herz, von der ich Abschied genommen. Sie reichte mir die Wange zum Kusse. Als ich vor 25 Jahren in Tränen zerfließend von ihr ging und ich kein einziges Wort vor Rührung sprechen konnte, da war ich 17 Jahre alt, sie in ihrem Sommer, ich liebte sie und durfte damals nur ihre Hand küssen. Und jetzt! Il vaut mieux jamais que tard!

Abends 11 Uhr. Ich habe diesen letzten Berliner Abend bei M. S. zugebracht. Die jungen Damen, mit welchen ich morgen früh nach Magdeburg reise, sind sehr liebenswürdig, und die kleine Mühe, die mir das Reisen mit Frauenzimmern macht, wird mir reichlich vergolten werden. Es ist mein Glück, daß ich diesen langweiligsten aller Sandwege in schöner Gesellschaft mache. Adieu, adieu. Den 6. Mai ist mein Geburtstag. Schreibe mir *an* diesem Tage, wenn es nicht *für* ihn geschehen kann, einen lieben langen Brief. Die Mariane hat mir beim Abschiede die herzlichsten Grüße an Dich aufgetragen. Welche Farbe dieser Schillertaffet hat, das weiß ich nach zehen Wochen immer noch nicht. In Magdeburg schreibe ich wieder. Dein Charles.

235.

Nr. 32 Magdeburg, d. 2. Mai (Donnerstag, Freitag) 1828

Gott willkommen in Magdeburg! So wäre denn das auch vorbei, und Berlin und seine Zeit lägen hinter mir. Ich habe viel gelernt dort, gelernt nämlich, daß ich früher nichts gelernt, und wenn Du mich wieder siehst, singe mir nur immer vor:

Es ging ein Kälbchen über die Spree
Und kam als Ochs zurück, o weh!

Aber liebenswürdig war ich dort, ich kann es nicht leugnen, manchmal himmlisch. Ich habe eine unbeschreiblich angenehme Reise von Berlin hierher gemacht. Ich hatte zwei sehr vergnügte Tage. Die zwei junge Damen, welche ich begleitete, waren von so schöner gesunder Laune und hatten ein so zutrauliches und zugleich anständiges Betragen, daß mir die elendeste langweiligste Haudererfahrt als wie eine Sommerabendlust vorüberging. Wie artig war ich aber auch! Ganz unglaubliche Dinge habe ich zustande gebracht. Ich habe täglich wohl 20mal das

Wagenleder auf und zu gemacht; ich habe auf die geistreichste Weise zwei Weiberhüte so befestigt, daß sie ohne die geringste Beschädigung hier ankamen; ich habe in Potsdam den Frauenzimmern Gärten und Schlösser gezeigt; ich habe mit meinem dummen Kopf fünf neue Kartenspiele gelernt, nämlich: der schwarze Peter, Schnipp-Schnapp-Schnurr, Bastelarum, Vive l'amour, Hahnrei, Tod und Leben; kurz, ich war erhaben. Aber das sage ich Dir vorher: Das kann Dich alles nichts helfen, artig kann man nur gegen Menschen sein, die man nicht liebt. Die eine meiner Damen, die 19jährige Witwe, hatte in ihrem 17ten Jahre geheiratet, 8 Tage nach der Hochzeit erkrankte ihr Mann (ein Offizier), lag 8 Wochen krank und starb. Diese Witwe ist ein ewiges Lachen; sie sagte, daß sie nie geweint, sie könne gar nicht weinen. Meine andere Dame, die Schwester des Dr. Heyse, ist etwas romantischer. In deren Familie brachte ich gestern abend zu. Der 64jährige Heyse, ein sehr munterer, jugendlicher Mann, hat vor einigen Jahren seine zweite, jetzt 30jährige Frau geheiratet. Er hat ein Kind von ihr; aus der ersten Ehe 8, unter welchen eine wunderschöne 18jährige Bertha. Er ist Vorsteher einer Unterrichtsanstalt für Töchter aus höhern Ständen und hat auch mehrere Pensionäre, Ausländerinnen, im Hause. Die zwei große runde Teetische waren nun ganz allerliebst gestern abend. Einige junge Erzieherinnen, die Zöglinge – unter letztern suchte ich eine *Ottilie* und fand mehr als eine. Es war alles schön und zum Drukken.

Nun zu Deinem Briefe. Die Zeit ist zu kurz, Dir mit vielen Worten die Beruhigung zu geben, daß ich auf die vorsichtigste Art reisen werde. Wahrscheinlich morgen, wenn ich Gelegenheit finde, gehe ich nach Kassel. Man braucht im Hauderer 3–4 Tage dazu. Ich kann nicht vorhersagen, wenn ich wieder schreibe und ob noch vor

Kassel. Die Briefe von hier und hiesiger Gegend nach Frankfurt gehen sehr unregelmäßig. Schreibe mir nach Empfang dieses wieder nach Kassel. Und jetzt Adieu, geliebtes Bärbelchen, gegen die ich ewig unartig sein werde. Nr. 27 erhalten. B. – Nicht d. Geld nach Kassel zu vergessen.

236.

Nr. 33 *Braunschweig, Sonntag, d. 4. Mai 1828*

Mit meinen Briefen, liebe Seele, wirst Du seit einigen Wochen unzufrieden sein, wie ich selbst bin. Der Himmel weiß, wie es zugeht, aber es steht fast nichts darin als die Nummer und der Name. Doch Du bist ja wohl schon froh, wenn Du erfährst, daß der Koffer *im* Wagen mir nicht auf den Kopf gefallen und daß der Koffer *hinter* dem Wagen nicht abgeschnitten worden ist. Es ist jetzt 4 Uhr abends, ich komme soeben aus einer Gesellschaft, muß mich auf morgen früh reisefertig machen, und da werden es auch wieder nur wenige Zeilen werden. Gestern abend kam ich hier an. Ich wußte vorher gar nicht, daß der Weg von Magdeburg nach Kassel über Braunschweig gehe. Es ist auch eigentlich ein Umweg, aber die Mietkutscher, die Gott verdammen möge, machen keinen andern. Von hier sind nur noch 9 Meilen bis Hannover, und hätte ich früher gewußt, daß ich so nahe käme, wäre ich doch noch hin. Aber jetzt ist es zu spät, weil ich Briefe und Geld nach Kassel bestellt habe. Morgen früh reise ich fort, und übermorgen komme ich nach Kassel. Wie freue ich mich auf die vielen Briefe, die ich dort von Dir finden werde. Von Vieweg hier (dem alten, denn der junge, den ich von Paris aus kenne, war abwesend) bin ich ganz ungemein artig empfangen und mit der größten Artigkeit behandelt worden. Was ist das für eine schöne Familie! Ich glaube 8 Töchter. Ein palastähnliches Haus, ein himmlisches Landgut, herrlicher Park. Das wurde

mir alle gezeigt und den ganzen Tag mit mir herumgefahren. Welch eine Eintracht und Liebe zwischen Eltern und Kinder. Ein ewiges Küssen, ein ewiges Umarmen. Auch auf das Landgut eines reichen Kaufmanns führte man mich, wo man spät, nachdem ich schon lange dagewesen, mich endlich bei wiederholtem Hören meines Namens überrascht fragte, ob ich der nämliche sei, der von der Sontag in Frankfurt so schön geschrieben. In Kassel werde ich mir Zeit machen, Dir alles umständlicher zu beschreiben, wie ich mich hier und in Magdeburg amüsiert habe, und wie ich zu meinem Schrecken entdeckt, daß die Freuden eines schönen Familienlebens [......]. Das war doch alle wieder viel schöner, anständiger und einfacher, als ich es selbst in Berlin gesehen, wo es mir doch sonst gefiel. *Esef hat alles!* Ich lege diesen Brief morgen auf dem Wege nach Göttingen auf die Post. Schreibe mir nur immerfort nach Kassel, bis ich es abbestelle. Da ich aber nun nach der Mitte des Mais am Rhein sein werde, wäre doch Zeit, daß Du mir nach Kassel schriebest, wo und wann ich Dich erwarten soll. Du mußt endlich eine Zeit bestimmen und einen Entschluß fassen. Den ganzen Tag heute, als ich mit Vieweg herumspazierte, war mir angst, — rate wovor?.. Der Narr, der ehemalige Mann der Samson, der hier wohnt, möchte mir begegnen und mich fragen, [...]. Es ist gut abgelaufen. — Der liebe Börne küßt Dir aufs Zärtlichste die Hand. Quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser vos mains et d'oser aspirer à vos joues!

Charles

237.

Nr. 34 *Kassel, Mittwoch, d. 7. Mai 1828*

Wie freute ich mich auf die Briefe, die ich hier von Dir zu finden hoffte, aber noch nicht einer ist angekommen.

Wie das zugeht, begreife ich nicht. Nach meiner Berechnung könnte schon mehrere Tage einer hier sein. Ich bin darüber ganz verstimmt, und so lange sich dieses nicht aufgeklärt hat, habe ich gar keine Lust, viel zu schreiben. Deinen Brief in Magdeburg habe ich erhalten. Ich habe Dir von dort aus geschrieben (Nr. 32) und von Braunschweig (Nr. 33). Seit gestern bin ich hier. Das Wetter ist sehr schlecht, und ans Weiterreisen ist gar nicht zu denken. Auch hätte ich hier ohnedies Deine Bestimmung abgewartet, wo und wann wir uns treffen sollen. Doch will ich Dich gar nicht überreden, ja, ich wünsche es nicht, daß Du bei schlechtem Wetter abreisest. Ich habe hier einige Bekannte, die mir wohl die Zeit etwas vertreiben werden. Doch auf jeden Fall bleibe ich hier, bis Deine Abreise bestimmt ist. Die Post von Frankfurt geht alle Tage nach Kassel. Schreibe mir nur oft. Ich logiere im *König von Preußen*. Dahin adressiere die Briefe. Nicht zu vergessen, Du wirst doch mein Portrait nicht in Frankfurt zurücklassen? Laß es von Oppenheim gehörig einpacken und nimm es mit Dir. Nicht einmal gemalt will ich in Frankfurt sein. Die arme Fanny! Sind ihre Gesundheitsumstände wirklich bedenklich, und die der Dr. Reis? Schreibe mir das gehörig. – In Braunschweig hörte ich, Heine in München könne das dortige Klima nicht vertragen und werde nach Italien reisen. – Hast Du denn meinen Brief nicht bekommen, worin ich Dir schrieb, Du möchtest mir 100 Tlr. nach Kassel schikken?

Nachmittag. Jetzt bin ich vergnügt, Bärbelchen, bis in die Wolken. Ich habe Deinen himmlischen Brief bekommen. Der Eilwagen brachte mir ihn. Das Geld wird wohl auch richtig angekommen sein. Ich werde nachher darnach gehen. Warum hast Du mir nicht lieber preußisch Geld geschickt? – Ich werde heute nicht viel Zeit mehr

zum Schreiben haben. Übermorgen mehr. Königlich wie noch keiner hat mich Dein Brief amüsiert. Das Wetter ist abscheulich. Schade. Die hiesige Gegend ist romantisch. Ich will noch Nachmittag zu Spohr und einige andere Visiten machen, daß mir die Zeit nicht lange werde. Auf Deinem Briefe steht: *nach Abgang der Post.* Schicke ihn ein anderes Mal früher und schreibe mir gleich wieder.

Dein Charles trotz Berlin, Magdeburg und — Kassel; denn ich habe ein Empfehlungsschreiben an eine sehr schöne, geistreiche Dame, die ich aber noch nicht gesehen. Mein Herz hält auf dieser Reise die Feuerprobe. B.

238.

Nr. 35 *Kassel, Donnerstag, d. 8. Mai 1828*

Liebes Hermelinchen, ich habe Deinen gestrigen Brief, der mit so schöner Laune geschrieben, gelesen und wiedergelesen und geküßt und wiedergeküßt, und zum Lohne schicke ich Dir neue Nadelstiche. Aber auf Pfingsten, erst auf Pfingsten? Weißt Du denn, wenn Pfingsten ist? Dahin sind noch länger als 14 Tage. Wo soll ich denn unterdessen bleiben? Nach Frankfurt kommen — das gefällt mir gar nicht. Wo logieren? Im Wirtshaus, das ist so unangenehm. Wo aber sonst? Ich weiß mir wirklich nicht zu helfen. Du hast mich wieder betrogen. Du versprachst mir, die Mitte Mais ganz bestimmt abzureisen, und jetzt verschiebst Du es wieder. Und mit wem reisest Du? Könntest Du denn allein mit mir fort, oder wartest Du auf die Guste? [. . . . . .] Erkundige Dich doch darnach und schreibe mir genau, was ich denn tun soll. Bis Pfingsten hier bleiben geht nicht, Kassel ist trotz seiner schönen Gegend langweilig, und das Wetter ist so schlecht und wird wahrscheinlich schlecht bleiben. Von hier nach Köln zu reisen, daran dachte ich nie, ich wollte von hier

nach Koblenz; was soll ich aber bei diesem betrübten Wetter am Rhein machen? Antworte gleich und vernünftig. [.....] (nämlich das Gerede, nicht die Sache), wenn nicht [.....] wieder zum Vorschein gekommen. Aber woher [.....] Du hast doch wohl nicht geplaudert, denn Dir habe ich das ausdrücklich verboten. Wahrscheinlich ist sie selbst schuld daran. Als sie mich kennenlernte, wurde sie ganz von mir hingerissen, und das schrieb sie denn gleich nach Frankfurt, besonders an Neuburg, und der wird gehörig geschwatzt haben.
Es tut mir leid um die gute Dame, sie hat nicht den geringsten angenehmen Eindruck bei mir zurückgelassen; es tut mir wirklich leid, denn ihre großen Schwächen sind Folgen ihres Geschickes, ich meine nicht ihres unglücklichen, sondern Folgen ihrer frühern glücklichen Lage. Sie hat sich so sehr an die berauschendsten Schmeicheleien gewöhnt, daß es unglaublich ist, was man ihr all darbieten kann. Aber ihre Seele ist ganz schwammig davon geworden. Sie leidet an einem beständigen Erbrechen des Herzens, das so ekelhaft ist wie dieses Bild. Sie gibt jede Empfindung, kaum aufgenommen, gleich wieder von sich. Sie ist wie ein Kotzebuesches Schauspiel, das unterhaltend, das bis zu Tränen rühren kann, selbst mich – aber die Kritik hält es nicht aus.
Das Geld ist mit dem gestrigen Eilwagen nicht angekommen. Ich erwarte es Freitag. Es eilt nicht, ich habe noch Geld genug. – Nicht wahr, das kleine Unglück mit dem Kusse der Herz war artig? Aber das Schönste von der Sache habe ich zu erzählen vergessen. Nachdem ich sie geküßt, dankte ich ihr, Abschied nehmend, für alle die Güte, die sie in Berlin für mich gehabt. Ich danke für alles, sagte ich, „besonders für das Küßchen". Da lächelte sie gewaltig, denn sie dachte, ich meinte das eben erhaltene Küßchen. Ich aber meinte das Kräuterkisschen, daß sie mir für mein dickes Gesicht einige Wochen früher

gemacht. Das war ein närrisches désappointement, und, es wieder gutzumachen, mußte ich sagen, ich danke für beide Küßchen.
Ich habe Spohr vorgelesen, was Du mir von dem Paganini geschrieben. Er lachte darüber und sagte: ja, das sind die Wiener Enthusiasten. Der Paganini ist kein Anfänger, er ist in Spohrs Alter, er war aber noch nicht in Deutschland gewesen. Spohr hat ihn in Italien getroffen, konnte ihn aber nie bewegen, in seiner Gegenwart zu spielen. Von der Seele des Instruments soll er wenig besitzen, aber eine beispiellose mechanische Fertigkeit, die er sich auf eine wunderliche Art erworben. Der gute Mann hatte nämlich seine Frau totgeschlagen und wurde darum zur Galeere verurteilt. Der König von Neapel, berücksichtigend sein Talent, verwandelte die Strafe in fünfjährige Einsperrung. Er nahm seine Geige, die einzige Unterhaltung, mit ins Gefängnis. Als die erste Saite sprang, wollte man ihm keine neue geben, und er mußte sich mit 3 Saiten begnügen. So kam er endlich auf eine Saite herab und erlangte eine Fertigkeit, auf einer Saite zu spielen, wie andere auf vier. Das ist eine gute Violinschule!
Das schlechte Wetter bringt mich zur Verzweiflung. Da sitze ich wie ein Narr auf meinem Zimmer und frage mich: was hast du Esel in Kassel zu tun? Schreibe mir nur, ob es recht ist, wenn ich nach Frankfurt komme und wo ich wohnen soll. Ich möchte so gern Wilhelmshöh sehen. Spohr sagte mir, er habe ganz Europa durchreist, aber so etwas Ähnliches gäbe es in der Welt nicht mehr. Der Regen verhindert mich hinauszufahren. Meine Bekannte hier sind: die Brüder Murhard; der Schauspieler Seydelmann, ein vortrefflicher Künstler, der mit seiner sehr braven Frau im vorigen Jahr in Ems war, beide gute Leute, aber kränklich und hypochondrisch; der Bassist Sieber, an dessen hübsche und gebildete Frau,

eine Berlinerin, ich ein Empfehlungsschreiben mitgebracht u.a.m. Die Oper hier soll sehr gut sein. Wild ist auch hier angestellt [und] die Heinefetter. Übrigens mag Kassel ein elender Ort sein, trotz seiner himmlischen Gegend. Es riecht so bockbeutelig, Frankfurt ist ein Genie dagegen. – Hast Du mir denn neue Kleider machen lassen? Sorge mir nur ja für Socken. Vergiß auch nicht, mein Spazierstöckchen einzupacken. Soll ich kommen oder nicht? Antwort.

Freitag d. 9. Mai. Ich erhalte soeben Deinen Brief Nr. 29, der mich sehr amüsiert hat. Du wirst recht amüsant in Deinen alten Tagen. Nun ja, ich will nach Frankfurt kommen. Miete mir ein Zimmer in Deiner Nähe oder in einem Garten (etwa bei Kramm?). Tue es gleich, schreibe mir gleich, wo ich anfahren soll. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich hier machen soll. Entgegenfahren wird wohl nicht gehen; man verfehlt sich so leicht. Ich habe noch nicht gefragt, ob heute das Geld angekommen. Du brauchst darüber nicht besorgt zu sein, so etwas ist sicher. – Der [. . .] ist mir wie ein Donnerwetter in die Glieder gefahren. Aber ganz im Ernste. Sage nur überall, ich ginge in der Mitte Julis erst hin, denn wirklich, der [. . .] könnte mich zur Verzweiflung bringen. Ich gehe aber wie gewöhnlich d. 15. Juni hin. – Sei doch, ich bitte, etwas zuvorkommender gegen die Speier. – Vielleicht ist auf kurze Zeit auch ein Zimmer im Gartenhaus zu bekommen, wo Erlanger gewohnt. Findest Du ein Zimmer in der Stadt, sei es in keinem Wirtshaus u. [. . . . . .]
[. . .] Kassel Dein Charles

239.

Nr. 36 *Kassel, Sonntag, d. 11. Mai 1828*

Unruhestifterin, warum hast Du den Frieden meines Herzens gestört? Warum hast Du einen Feuerbrand in

meine friedliche Seele geworfen, in meine dumme Seele, die gemeint hat, sie müßte geduldig abwarten, bis Du Schnecke zu ihr kömmst, und nach Frankfurt dürfe sie nicht. Jetzt möchte ich zu Dir fliegen, und nichts kann mich zurückhalten. Ich werde wahrscheinlich Mittwoch abreisen und Donnerstag abend (wahrscheinlich sehr spät) in Frankfurt ankommen. Also nach Empfange dieses Briefes schreibe mir nicht mehr. Ich erwarte heute einen Brief von Dir, werde aber diesen Brief auf die Post legen müssen, ehe jener kömmt. Denn ich will heute den Tag in Wilhelmshöhe zubringen. Sollte ich über mein Absteigequartier unterdessen nichts Bestimmtes von Dir erfahren, so werde ich eine Nacht im Wirtshaus bleiben. Ich werde Dir noch bestimmter schreiben, wann ich abreise. Ich habe hier allerlei Bekanntschaften gemacht und bin auch hier sehr aufmerksam behandelt worden.
[9 Zeilen unkenntl. gemacht]
Ich werde mit dem Dr. Schreiber, mit dem sogenannten Domänenschreiber, reisen. — Heute ist schönes Wetter. Ich freue mich sehr auf Wilhelmshöhe. — Ich erhalte spät Deine Nr. 30. Komme von Wilhelmshöhe, gehe ins Theater. Muß schließen. Nichts schöner langer Brief. Der liebe Börne kömmt selbst; wird Samstag oder Sonntag in Frankfurt sein. Schreibe mir *nicht mehr*. Ich aber werde noch einmal schreiben. Bestelle Logis. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht vor Freude und Ungeduld. Dein Charles.

240.

Nr. 37 *Kassel, Dienstag, d. 13. Mai 1828*

Deine Nr. 31 erhalten. Mein Windbeutel von Reisegefährte nach Frankfurt (Dr. Schreiber) hält mich auf. Anfänglich wollten wir morgen fort. Jetzt heißt es Freitag. Bei Mohr vor dem Sachsenhäuser Tor mir ein Logis mie-

ten! Ist das Dein Ernst? Das wäre komisch. Besser in der Stadt. Es wird sich doch wohl eins finden. Wenn ich Freitag abreise, komme ich entweder Samstagabend so spät nach Frankfurt, daß ich vielleicht nicht mehr werde zu Dir kommen können, oder ich komme Sonntagmittag. Die Mietkutscher gebrauchen gewöhnlich $2\frac{1}{2}$ Tage dazu. Ich werde im Gasthof, wahrscheinlich im Römischen Kaiser, absteigen. Bei Reinganum anfahren ist unausführbar, weil ich meinen Reisegefährten nicht durch Umwege werde aufhalten können. Gestern abend sah ich die *Wienerin in Berlin* und war froh gerührt, als ich singen hörte: *So lang, so lang, hab' ich mein Schatz nit gsehe.* Ich sang es mit. Ich amüsiere mich ziemlich hier, aber satirisch. Wunderlicher Ort! Sonntag sah ich bei schönem Wetter Wilhelmshöhe. Schön, aber menschen- und erinnerungsleer. Jahrhunderte begegnet man in Versailles, hier kaum den heutigen Tag. Habe allerlei Bekannte. Die fragliche Dame ist schön und artig genug, aber nicht zum Verlieben. Ich schreibe noch einmal, ehe ich abreise, putze Dich, mein Hermelinchen. Adieu, adieu. Meine Briefe sind klein wie meine Geduld. Doch habe ich 6 Nummern mehr als Du. Dein Charles.

241.

Nr. 38 *Kassel, Donnerstag, d. 15. Mai 1828*

Liebchen mein
Putze Dich fein
Bald wird Dein Schatz bei Dir sein.

Samstag, wahrscheinlich aber schon morgen, Freitag, reise ich ab, komme also Samstagabend in Frankfurt an. Wie frühe, läßt sich nicht bestimmen, etwa um 8 Uhr. Ich werde im Kaiser einkehren. Es wäre freilich besser,

ich wüßte mein Logis gleich. Aber wie läßt sich das erfahren? Vielleicht könntest Du irgend einen klugen Menschen an der Friedberger Warte plazieren, der Samstag abend dort so lange Äpfelwein trinke, bis ich komme, und falls ich nicht käme, beim Chaussee-Einnehmer einen versiegelten Zettel an mich zurückließ, mit der Notiz meiner Wohnung. Aber Friedolin ist zu dumm zu diesem delikaten Geschäft. Ich habe mich hier ziemlich amüsiert. Die Gegend ist himmlisch schön. Ich werde heute noch ein Mal nach Wilhelmshöhe. Heute am Himmelfahrtstag ist alle Welt dort. Vorigen Sonntag vor 11 Uhr stak ich in der Keule des Herkules auf Wilhelmshöhe und hielt dort in Gedanken eine schöne Rede an die unter mir liegende Welt. Adieu. [. . .] Ich werde in Frankfurt keinen ansehen.

Dein Charles.

Der Teufel soll mich holen, wenn mir meine geliebte Mariane, seit ich Berlin verlassen, nur einmal in den Sinn gekommen! Ich habe doch eine prächtige Natur. Nur Dich kann ich nicht vertreiben, Du bist ein Fettflecken in meinem Herzen.

242.

Nr. 1 *Ems, Dienstag, d. 17. Juni 1828*

Ahhhhh!
Ahhhhhhhhhh!
Ahhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhh!

Es ist ein Hundeleben! Zwar hat mich die Professorin Zimmern, als ich zu ihr kam, sehr herzlich und kleinstädtisch geküßt, aber wie lang hilft's? Ein Kuß ist kurz und die Langweile ist lang. Das bezieht sich aber nicht auf die Professorin, die ich für Ems sehr unterhaltend finde. Sie ist immer lustig, und ich habe bemerkt, daß sie beim Einkaufen nicht handeln kann — ein gutes Zeichen. Sie ist mein Glück, mit *ihm* hielt ich es nicht aus. Es ist noch ziemlich still hier. Zimmern hat auch seine Kinder bei sich und unser Heidelberger Hannchen, die bei ihm dient, und die sich entsetzlich freute, als sie mich sah. Ich finde den Zimmern nicht sehr krank. Als ich bei meiner Ankunft die Badeliste las, fiel mir sogleich Herr *David* in die Augen, ein Dr. d. Philosophie aus Kopenhagen, und seitdem lebe ich in beständiger Angst, dieser David möchte mich zu seinem Jonathan machen. Diesem Schicksale entgehe ich gewiß nicht. Das Wetter war herrlich auf dem Rhein, die Gesellschaft gut, und ich hatte Vapeurs; aber trotzdem blieb ich kalt im Paradiese. Ach, was man nach und nach abstirbt, es ist schrecklich! Das Schicksal muß mir Branntweinfreuden schenken, der Wein wirkt nicht mehr. Auf dem Marktschiff war ich der gefeierte Held, ich stand in ungemeinem Ansehen bei dem ganzen Volke. Herr Doktor, Herr Doktor, schallte es von allen Seiten — Figaro! Figaro! Figaro! Ich hatte nicht Ohren genug. Der Rauch war höflich und untertänig als ein echter Schulmann. Beim Landen in Mainz wollte er mir durchaus helfen, meinen Koffer auf- und zuschnallen. Ich dachte, Du wärst schon längst nach

Hause, als ich Dich beim Abfahren des Schiffes noch am Ufer erblickte. Die Berli setzte mich fast in Verlegenheit, die Leute mußten denken, ich hätte einen Liebeshandel mit ihr. Beim Vorbeifahren vor ihrem Landgute in Sindlingen winkte sie mir von der Altane des Hauses mit ihrem Schnupftuche; aber damit nicht zufrieden, stürzte sie aus dem Hause und lief die ganze lange Terrasse im Garten dem Schiffe nach, in einem fort mit dem Schnupftuche wehend. Ich, ganz verschämt, erwiderte das Signal nicht, und da zogen wohl acht Herren ihre Schnupftücher heraus und wedelten damit, und der Kramm nahm meinen Hut, pflanzte ihn auf einen Stock und hielt ihn in die Höhe. – Hier im Hause ist ein 16jähriger Pursche, der mich schon im vorigen Jahre bediente und der mir gefällt. Ich hätte Lust, ihn mitzunehmen. Er ist noch ziemlich klein und gäbe ein artiger Jockei. Was meinst Du, soll ich es tun? Den nächsten Freitag schreibe ich wieder. Von hier kann man vier[mal] wöchentlich schreiben, von Frankfurt hierher aber sechsmal, aber 2mal zu einer anderen Zeit. Erkundige Dich genau nach Tag und Stunde des Postabgangs, für den Fall, daß etwas Dringendes mir zu melden vorkäme.
Adieu Bärbelchen

Ahhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhhh!

B.

Herrn
Jacob Beer-Rindskopf
für
Mad. Wohl
in
Frankfurt a. M.

243.

Nr. 2 *Ems, Samstag, d. 21. Juni 1828*

Grüße die gute Marie herzlich von mir. Es ist ein rechtes Glück für sie, daß sie bei Dir ist, Du wirst sie gewiß trösten und erheitern, darin ist Deine Tugend und Deine Stärke. Das Gedicht des Stellwag ist ganz abscheulich, es ist recht malerisch niederträchtig. Wahrscheinlich hat er das Gedicht schon vor dem Tode der Susette gemacht. Ich möchte es gern lesen, die *Iris* wird hier aber nicht gehalten, darum bitte ich Dich, es herauszuschneiden und mir zu schicken. Deinen Brief vom Donnerstag hast Du einen Tag zu frühe auf die Post gegeben, an dem Tage geht keine Post, sondern erst Freitag. Merke Dir die 4 Tage, an welchen in Frankfurt die Post hierher geht. *Samstag, Montag, Mittwoch* und *Freitag*; und Du kannst Briefe empfangen: *Montag, Mittwoch, Donnerstag* und *Samstag*. Heute geht hier keine Post, ich kann morgen erst schreiben. – Du weißt nicht, was Ahhhhh bedeutet? Das ist doch so malerisch, daß es jedes Kind fassen kann. *Gähnen* soll das bezeichnen, Langeweile. Die Vapeurs auf dem Schiffe waren Reminiszenzen, alte Liebe rostet nicht. Ich bin ganz erschrecklich gesund – leider! möchte ich sagen. Das vermehrt meine Langeweile. Das Interesse für meine Gesundheit hat mir früher den hiesigen Aufenthalt noch etwas interessant gemacht. Ich bin sehr begierig, wie das Gewirre von Vilbel, Königsstein, Obernburg, Rosette und Guste sich so lösen kann, daß wir endlich am Rheine zusammenkommen. Die Sache ist mir noch gar nicht klar. Gewiß habe ich über die Vilbler Mordgeschichte sehr gelacht, aber nicht erst nach Deinem Briefe, sondern schon, als ich es in der Zeitung gelesen. Du fielst mir da gleich ein. So ein armer Teufel wie Du gibt es gar nicht mehr. Wo Du hinwillst, werden die Leute massakriert. – Der Kramm war wohl gar

nicht in Frankfurt, als die Susette gestorben, der wollte ja vergangenen Sonntag von Mainz nach Bingen reisen. — Über den Jockei schreibe mir gleich Deine entschiedene Meinung. Ich habe mit dem Jungen noch gar nicht darüber gesprochen und werde ihn auch natürlich ohne Beckers Einwilligung nicht nehmen. Er ist aber gerade, wie ich wünsche. Er hat 16 Jahre, ist aber noch so klein, als wäre er 13 alt. Er wird nicht sehr groß werden, was mir recht ist, denn ich will keinen Bedienten, der größer ist als ich. Doch wird er untersetzt und stark. Lesen und Schreiben kann er wenig oder gar nicht, er sagte mir, er habe arme Eltern, die ihn nicht viel hätten können lernen lassen. Ich würde ihm das Nötige unterrichten lassen. Der Lohn kann für so einen Jungen nicht bedeutend sein, und was er an Kleidern und Wäsche braucht, dazu habe ich alte Sachen genug. Ich mag keinen alten Bedienten, die sind alle verdorben. So ein Junge kann 6 Jahre gut bleiben, dann schickt man ihn fort und nimmt einen andern Jungen. Ich könnte ihn den Sommer, solang wir am Rhein bleiben, prüfen und, wenn er nichts taugt, ihn zurückschicken. Schreibe mir also Deine Ansicht, damit ich mit Becker darüber sprechen kann. — In Deinem Briefe ist eine Zeile, die ich nicht lesen kann. Sie sieht aus: [. . . . . .] Was heißt das? Das ist auch ein Ahhhh! Soll es vielleicht heißen, ich soll keine so kleine Briefe schreiben? Sei nur darauf gefaßt, immer solche zu erhalten. Woher Nahrung nehmen? Aber erquicke Du mich so oft als möglich mit Deinen Briefen, das ist hier meine einzige Zerstreuung. Von Frankfurt gibt es doch immer etwas zu schreiben. Die Pariser Blätter sind jetzt interessant, doch zu meinem Unglück wird hier nur die Gazette de France gehalten. Ich fürchte, die Türken machen Friede. Du siehst, wie uneigennützig ich bin, ich wünsche Krieg trotz meiner bayrischen Obligation. Wenn Du nach Vilbel gehst,

nimm nur meine Papiere nicht mit wegen der Räuber. Hast Du die Bücherkisten zumachen u. zeichnen lassen? Adieu Bärbelchen.

Dein Charles. *Sonntag d. 22.*

244.

Nr. 3 *Ems, Dienstag, d. 24. Juni 1828*

Madame Börne, Du bist sehr dumm! Du schreibst mir immer an unrechten Tagen. Sonntag geht in Frankfurt keine Post, Dein Brief blieb also einen Tag liegen, denn ich erhielt ihn erst heute. Auch erwartest Du meine Briefe, wenn keine Post kömmt. Merke Dir doch die Posttage, wie ich sie in meiner Nr. 2 angegeben. Daß Du Heines Aufsatz über London nicht schön findest, beweist mir, daß Deine Liebe zu ihm nachgelassen hat. Wärest Du nicht in ihn verliebt gewesen, hättest Du schon längst eingesehen und bekannt, daß er nicht wert ist, mir die Schuhriemen aufzulösen. Du tröstest Dich, er hätte es vielleicht auch besser machen können; das ist noch ein Überrest von Liebe. Es schreibt keiner besser, als er kann, als er wenigstens zu der Zeit konnte, als er schrieb. Doch das verstehst Du nicht (ich verstehe es selbst nicht). Ich habe schlecht stilisiert und ganz etwas anderes gesagt, als ich wollte. Das Emser Wasser wirkt! Wir werden bald sympathisieren. Der S. habe ich noch nicht geschrieben. Ich fange an zu glauben, daß *alte* Liebe leicht rostet. Ich wollte, die Rothschilder kämen, während ich noch hier bin, damit ich beobachte, wie sie sich mit dem Kur-Adel vermischen. Es gäbe da allerlei zu bemerken. Erfahre doch, wann sie kommen. Du bist und bleibst ein Judenkind. Es juckt Dich immer, sooft die Papiere steigen, die Katze läßt das Mausen nicht, und

der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wie viele zugrunde gegangen, Goldschmith in London, so viele in Paris, Maas, Wertheimer, die bedenkst Du nicht. Schicke nur Dein Geld nach Wiesbaden. Ich stehe dafür. Ich habe hier zwar einen Wiesbader zu[m] Bekannten, da er aber ein Nassauer Staatsdiener ist, würde er mir natürlich nichts Nachteiliges über die Kasse sagen, und Nachteiliges willst Du ja nur erfahren, denn das Gute ist Dir schon bekannt. Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich diese Seite ausfülle, ich bin kein Shakespeare-Geist wie Du, dem die schönsten Schissercher im Traume einfallen. Deine vorhabende Reise nach Vilbel ist eine Lust! Wirst Du Reisebilder schreiben? Bist Du aber auch gehörig vorbereitet, hast Du die Altertümer von Vilbel studiert? Du mußt Dir einen festen Plan machen, ohne Ordnung wird man betäubt und geblendet, und man hört und sieht nichts, weil zu viel zu hören und zu sehen. Es ist wie eine italienische Reise. An der Bornheimer Chaussee kömmst Du an eine Brücke, das da ist die Teufelsbrücke. Der Vilblerberg ist der Gotthard, und an Räubern fehlt es auch nicht. Ach die Räuber! – Ich sehe aber gar nicht ein, worüber sich Getz zu beklagen und worüber ich mich bei ihm zu entschuldigen habe. Es war verabredet, daß sie mir sollten sagen lassen, ob sie mit mir die Rheinreise machten. Sie ließen mir aber nichts sagen, und Hiller hinterbrachte mir, sie hätten die Reise aufgeschoben. Was brauche ich da noch nachzufragen? Gibt man einem Juden den Finger, will er die Hand. Die Großfürstin Helena von Rußland ist hier. Ein schönes Frauenzimmer. Adieu. Schreibe mir oft von Vilbel. Hüte Dich, zu viele Orangen zu essen, sie erkälten leicht den Magen. Ich werde nur schreiben, wenn ich einen Brief von Dir zu beantworten habe, sonst nicht. Wie man in den Wald hineinschallt, schallt es heraus. Ahhhhhh! Ahhhhhhhh!
Charles.

245.

Nr. 4 *Ems, Freitag, d. 27. Juni 1828*

Den Brief, den Du Montag geschrieben, habe ich gestern, Donnerstag, erhalten, also den vierten Tag, grade wie in Berlin. Dusselkopf, warum hast Du ihn nicht Montag auf die Post gelegt, dann hätte ich ihn Dienstag schon gehabt. O Madame Börne, wie dumm sind Sie! Ich freue mich auf Deine Berichte von der Vilblerreise, Du solltest sie im Morgenblatt drucken lassen. Dein Plan, mit der Schnapper nach Schwalbach zu gehen, macht mich unruhig. Da sehe ich schon wieder einen neuen Aufenthalt im Hintergrunde. Bis sich Deine Schwester entschließt, ist meine Kurzeit vorüber, und geht sie dann noch, kann ich sitzen und auf Dich warten. Ich glaube, Schlangenbad ist kein Ort, an dem wir lange Geduld hätten, indessen, zu unserer Zusammenkunft ist der Ort sehr geeignet; in einem Vormittag kann man sowohl von Frankfurt als von Ems hinkommen, und dann könnten wir versuchen, ob es dort gefällt. – N.B. Gestern erhielt ich einen Brief von einer Dame, die ich nicht nennen mag, die statt *Kur Kuhr* schreibt. Ist das nicht zum Lachen? Und diese Dame ist noch überdies die Braut eines berühmten Gelehrten und eines der ersten Männer seiner Zeit ! – Also mit dem Jockei ist nichts. Du sollst mir aber auch keinen Bedienten engagieren. Wir wollen gemeinschaftlich einen suchen. Aus Frankfurt dürfte er aber durchaus nicht genommen werden.

Sonntag, d. 29. Die Badstunde hatte mich vorgestern überrascht, so daß ich nicht Zeit hatte, den Brief zu beendigen. Dein heutiges Schreiben, liebes Kind, hat mich sehr verdrüßlich gemacht. Auf zwei Seiten hängst Du wieder, und es wird nie dahinkommen, daß Du Dich unabhängig machst. Das kömmt aber nur daher, weil ich Dir zu wenig bin. Jetzt gehst Du Ende dieser Woche

mit der Schnapper nach Schwalbach, bleibst 3 Wochen dort, und meine Kurzeit ist den 15. aus; was soll ich dann machen? Und hast Du mir nicht versprochen, sobald ich Ems verlasse, zu mir zu kommen? Jetzt sage mir, wo ich hin soll, denn nach Schwalbach unter die Juden gehe ich auf keine Weise. Dann ist mir auch todangst, daß Du in Schwalbach Wasser trinkst und Dich badest, was Dir gewiß sehr schadet. Schmitt scheint nicht Lust zu haben, an den Rhein zu kommen, und da haben sie Dich gewiß überredet, in die Gegend von Obernburg zu ziehen, wie ich auch vorher gefürchtet. Wenn Du aber an mich dächtest, würdest Du gewiß einsehen, daß das für mich ein unangenehmer Aufenhalt ist, ein Ort außer aller Verbindung. Was hast Du gegen den Rhein einzuwenden? Wo kann es schöner sein? Wenn der Guste so viel daran liegt, den Sommer mit Dir zusammenzuleben, so mag sie sich nach Dir richten und mit uns an den Rhein kommen. Ich sehe aber voraus, daß Du Dich wieder abhängig machst und daß es bleibt, wie es immer gewesen. Vor allen Dingen sage mir nun, wo ich hin soll von Ems, da Du, wenn ich von hier fortgehe, noch in Schwalbach bist und Dich vielleicht gar bestimmen läßt, Deine Schwester wieder nach Frankfurt zu begleiten? Ich grüße Dich herzlich. Frage Dich in Deinem Gewissen, ob ich nicht Ursache habe, verdrüßlich zu sein und über Dich zu klagen. B.

Ich bereue es schon, daß ich Dir so verdrüßlich geschrieben. Sei nicht bös, Mütterchen. Aber ich kann mich gar nicht darüber beruhigen, daß Du immer von Deiner Familie abhängst. Ich will übrigens mit Dir hin, wo Du willst, ich bin überall mit Dir vergnügt; nur ärgert es mich, wenn Du nur da oder dort hin willst, weil es der Guste so gefällt. Kannst Du ja Deine Schwäche nicht überwinden, so solltest Du billig am schwächsten gegen

mich sein. Ich habe mir überlegt, daß ich, während Du in Schwalbach bist, am besten in Schlangenbad wohne, dann sind wir nahe beieinander und könnten uns täglich schreiben. Geht denn Schmitt nicht nach Schwalbach? Schreibe mir darüber. Schicke mir Dein Geld nach Wiesbaden, laß Dich aber ja nicht von Rothschild prellen. Im Notfalle könntest Du ja, wenn Du nach Schwalbach reist, das Geld bar nach Wiesbaden mitnehmen. Du brauchst nur ein Pferd mehr vorspannen zu lassen und nimmst den Bernhard mit. Vergiß nicht, meine Effekten und mein Kasten Manuskripte mitzunehmen. Hast Du die Bücherkisten zuschlagen, umreifen und zeichnen lassen?

Dein kleiner böser Charles

246.

Nr. 5 *Ems, Mittwoch, d. 2. Juli 1828*

Ich muß lachen, daß Du so begierig auf meine langweiligen Briefe bist, die doch nichts enthalten als Ahhhhh.

Ich ennuyiere mich mehr als je. Ich habe hier unter den Kurgästen noch keinen gefunden, mit dem sich reden läßt. Ich bin so verwöhnt, es gefallen mir nur vornehme Geister, die bürgerliche Seelen, besonders die weiblichen, sind mir zuwider. Sonntag überwand ich mich und näherte mich einem Tische im Garten, woran 14 Damen saßen, sprach mit ihnen allen nach der Reihe, schloß mich dann einigen auf einem Spaziergange an. Ach! es waren lauter Bestien! so gewöhnlich wie Kartoffel. Es ist schön, Goldkind, daß Du Gründe annimmst. Sieh, mit dem Odenwalde ist es nichts. Da kann man wohl einige Tage herumreisen. Aber dort zu wohnen, wäre unerträglich. So abgelegen, keine Stadt in der Nähe, wo man Bücher und Zeitungen haben kann, keine besuchte Landstraße. In Biebrich oder der Gegend, wie schön und bequem wäre das. Wiesbaden, Mainz in der Nähe und das

Dampfschiff. Der Kirchhof wird ja am 1sten eröffnet, das muß ja sehr interessant sein, wer zuletzt auf dem alten, wer zuerst auf dem neuen Kirchhof begraben wird.
Ich könnte auch, wenn meine Kurzeit geendet ist, während Du noch in Schwalbach bleibst, mich im Rheingau umsehen nach einer Wohnung. Mein großes Gepäck geniert mich nur, ich kann mich gar nicht bewegen. Schreibe mir nur gleich nach Deiner Ankunft in Schwalbach Deine Adresse und wenn ich aufhören soll, meine Briefe nach Frankfurt zu schicken. Das wird sonderbar sein, wenn Du in Schwalbach bist und ich hier. In 5 Stunden fährt man von einem Orte zum andern. Die Marie Kramm, wenn sie erst nach ihrer Rückreise von Brüssel herkäme, würde ich wohl hier nicht mehr finden, das würde ja erst in einigen Wochen geschehen.
Die Professor Zimmern macht mich tot mit ihrem unaufhörlichen Geschwätz von Erziehung, Leben und Literatur. Und so deutlich spricht sie, daß mir meine tauben Ohren gar nichts helfen. Sie geht wenig aus, ich besuche sie aber täglich auf eine halbe Stunde. Eine gute Frau, wenn sie nur nicht so gelehrt spräche! Du solltest mein Gesicht sehen, wenn sie mir mit ihrer Bildung auf den Leib rückt. Verzweifeln tue ich fast, und die gute Frau ahndet das gar nicht. – Ich habe nicht verstanden, auf welche Weise Stellwag die Kramms plagt, was will er denn von ihnen? Adieu. Ich weiß nichts mehr zu schreiben. Ich bin dumm. Dein Charles.

247.

Nr. 6 *Ems, Sonntag, d. 6. Juli 1828*

Also wirklich morgen nach Schwalbach! Wir kommen uns dann so nahe, daß wir uns mit den Händen erreichen könnten. Ich dachte schon die ganze Zeit daran und hätte Dir es heute geschrieben, wenn Du mir das Schreiben

nicht verboten; Du solltest nicht in dieser schrecklichen Hitze reisen, nämlich nicht bei Tage, sondern des nachts; es war mir wirklich bang davor. Meine Hoffnung ist, es werde in Frankfurt wie hier verflossene Nacht gewittert und geregnet haben und morgen das Wetter kühl sein. Die Hitze war hier so hoch, daß alle Hühner vollkommen gesottene Eier gelegt haben (im Ernste), und man mußte sie in Eiskeller einsperren, um für die russische Prinzessin weiche Eier zu bekommen. Du schreibst mir etwas, was Du nach Belieben einrichten würdest, weil ich auf mehrere Deiner Anfragen nicht geantwortet. Ich fürchte zu verstehen, was das ist. Das wird wohl Dein Geld betreffen, und Du, zu schwach, Dich loszumachen, wirst es beim alten lassen. Es ist doch nichts schrecklicher, als wenn man mit offenen Augen und mit Bewußtsein sich Verdruß sät, und wäre es auch nur der Verdruß, den Du darüber mit mir bekommen wirst. Denn ich sage es Dir vorher, daß ich hartnäckig darauf bestehen werde, das Geld aus [...] Händen zu ziehen, weil mir nie etwas so klar war, daß es geschehen müsse. Übrigens ist die Klage, daß ich Dir nicht darüber geschrieben, nur Ausflucht; denn mehrere Male habe ich in meinen Briefen ganz deutlich gesagt, Du sollest das Geld in Wiesbaden plazieren. Sollte ich mich irren, solltest Du was anderes meinen, dann nimm es nicht übel. Aber was könnte es sonst sein? Du hast mir auch aufgetragen, mit Zimmern zu reden, aber das geschah erst in Deinem vorletzten Brief, worauf Du noch keine Antwort hast. Auch paßt Deine Klage hierauf nicht. Übrigens werde ich mit Z. *nicht* sprechen. Ich mag mich nicht lächerlich machen. Schon vor 4 Jahren sprach ich mit ihm, und wir sind die Zeit nicht weiter gekommen. Ermanne und entschließe Dich und suche keine Ausflüchte. Ich sage wie die Heilige Schrift: Ja, ja, nein, nein, und was darüber ist, ist vom Übel. Während Du in Schwalbach bleibst, werde ich

in Schlangenbad zubringen. Ich habe Lust dazu bekommen. Die Einsamkeit dort zieht mich an, weil ich erschrecklich viel arbeiten will. Auch habe ich in medizinischer Beziehung darüber nachgelesen und gesehen, daß es mir sehr zuträglich ist. Es heilt die Reizbarkeit der Nerven, es mildert und besänftigt und kann den kleinen, bösen Charles noch ganz gut machen. Auch heilt es Blutwallungen und wird also ein Mittel gegen das dumme Rotwerden sein, woran mir viel gelegen ist, damit ich keine Verlegenheit verrate, wenn Du mich in der Folge frägst: Männchen, wo bist Du gewesen, Männchen, wo gehst Du hin?

Kramm war schon hier einen Nachmittag, das gute Mädchen freute sich sehr mit mir. Sie kamen von Koblenz und blieben einen Nachmittag. Der Vater wollte nicht her, aber Marie quälte, bis er nachgab. Sie sagte, er verderbe ihr die ganze Reise, wenn er nicht nach Ems ginge. Mit dem Alten mögen die Mädchen ihre rechte Not haben. Ich ritt mit der Marie spazieren, während der Papa sich badete. Sie erzählte mir die ganze Geschichte von Stellwag und Kirchner und von dem Briefe. Das muß eine Herzensfreude für den Kirchner gewesen sein, dem Stellwag, den er immer haßte, Grobheiten sagen zu können. Kirchner hat mit der Marie auch von mir gesprochen. Er sagte: ja, Madame Wohl hätte den Börne bald verloren, er hat der Fräulein Saaling gewaltig den Hof gemacht. Welche schändliche Verleumdung, glaube es nicht. Ich mußte der Marie mein Zimmer zeigen, ehe sie wegging, stellte sie, ohne ein Wort zu sprechen, meine Pantoffeln, die mitten im Zimmer standen, unter das Bett. Ist das nicht ein schöner Mädchenzug. Sie sagte mir auch, Du habest Dich mit Ein- und wieder Auspacken sehr gequält. Du habest ihr den Schreiber mitgeben wollen, ihn aber nicht gefunden. Indessen habe ich ihn doch zurückgelassen.

Donnerstag, d. 10. Ich habe Deinen Schwalbacher Brief bekommen. Er kostet nur 5 Kreuzer. Ist das nicht schön? So nahe beieinander. Als Du im Anfange Deines Briefes Dich lustig machtest, daß ich mich fürchtete, auch nur einen Tropfen weniger zu trinken, um schneller bei Dir zu sein, lachte ich und dachte, der Brief schließt nicht ohne eine Aufforderung, ja nicht früher zu kommen, ehe meine Badezeit zu Ende ist. Und so war es. Wo hättest Du den Mut, ein Glas Emserwasser auf Dich zu nehmen. Wenn ich nach 10 Jahren krank würde, würdest Du Dir Vorwürfe machen, das Glas zuwenig sei schuld daran. Dienstagmorgen trinke ich das letzte Glas, und dann reise ich. Zwischen 11 und 1 Uhr kannst Du mich erwarten. Ich werde ein Sacktuch an den Stock gebunden als Fahne zum Wagen hinausschwingen, daß Du mich von weitem sähest. Schreibe mir, zu welcher Seite ich das Zeichen geben muß, ich glaube zur linken. Auf Dienstag bestelle mir also ein Zimmer, natürlich ohne Verbindlichkeit, es zu behalten, denn ich werde nach Schlangenbad, wo ich arbeiten will. Dort können wir uns täglich schreiben und uns besuchen, sooft wir wollen. Meinen angefangenen Aufsatz an die Gesellschaft in Breslau (die Pferdegeschichte) hast Du wahrscheinlich in den Manuskriptkasten gelegt. Ich vergaß, Dir zu schreiben, daß Du ihn mitbringen solltest, denn diesen Aufsatz wollte ich zuerst vornehmen. – Wo gehen wir nach Schwalbach hin? In Schlangenbad ist es zu langweilig auf die Dauer und besonders zu *teuer*, noch teurer als hier. Das Essen Mittag ohne Wein kostet 18 Batzen. An den Rhein? Ich glaube, daß ich Dir noch gar nicht erzählt, daß ich vor meiner Abreise mit Wilhelm Speier wegen seines Hauses in Geisenheim gesprochen, und daß er mir den 2ten Stock, der aus 5 bis 6 möblierten Zimmern besteht, für monatlich 30 fl. angeboten. Wir wollen mündlich darüber mehr sprechen. Ich ging freilich lieber nach Ba-

den, aber das kostet wieder schrecklich viel Geld. – Seit 8 Tagen sage ich täglich: *Das dumme Ding!* Rate, wer das dumme Ding ist? Das bist Du. So rufe ich nämlich aus, sooft ich die weiße Nachtweste anziehe, die *links* zugeknöpft wird. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen. Das fehlte mir noch in diesem Jammertale Ems, daß ich mich mit einer linken Weste zu quälen habe. Das dumme Ding! – Du sollst aber wieder klug sein, wenn Du mir den Gefallen tust und an Bernhard oder Samuel schreibst, er möchte mir 2 Pf. Toback kaufen, in der Sandgasse bei Debary das Pf. zu 27 Batzen und Dir ihn nach Schwalbach durch den Fuhrmann schicken. Der Fuhrmann hält in der Traube neben der Stadt Paris.

Freitag, d. 11. Gestern ging keine Post. Seit 10 Tagen ist dieses der erste Brief, den Du von mir bekömmst. O daß sie ewig grünend bliebe. Zacharias Wertheimer ist hier mit so schmutzigen Nanking-Hosen, als wäre er noch ein Millionär. In der Kurliste steht eine Frau v. Wertheimstein aus Wien. Nun sah ich neulich eine Frau, die sah aus wie eine Madame Wertheimer, die ehemals in Frankfurt wohnte und eine sehr schöne Tochter hatte. Sollte das die Frau von Wertheimstein sein? Sollte [. . .] geadelt worden sein? – Was ich gern wieder einmal in Paris wäre! So schön war es dort noch nie. Die Liberalen oben an, (wer weiß, wie lange es dauert) die größte Freiheit im Schreiben und im Theater. Hätte ich kein Bärbelchen, wäre ich schon dort. – Auf diesen Brief antworte am nämlichen Tage. Morgen Samstag geht von Schwalbach die Post. *Dann schreibe mir nicht mehr*, weil ich wahrscheinlich Dienstag weggehe. Ich werde Sonntag noch einmal schreiben. Grüße die Schnapper. Das Schwalbacher Wasser wird sie wohl lustig machen. Adieu.

Dr. Börne geb. Wohl.

248.

Nr. 7 *Ems, Sonntag, d. 13. Juli 1828*

Du bist doch ein dumm Ding, und Du hast schändlich gelogen! Nur die eine Weste ist geändert, die andere aber nicht. Also bist Du ein dumm Ding. Das ist der wahre echte Liebesstil. Meine Briefe sind im Prosaischen, was Petrarcas Sonette in der Poesie sind. Also Dienstag etwa um 12 komme ich. Quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser vos mains et d'oser aspirer à vos joues.

Ich werde, sobald ich die Schwalbacher Straße sehe, meinen roten, wollenen Schal lang flattern lassen. Verschaffe Dir ein Perspektiv. Ich werde mit dem meinigen nach Deinem Hause sehen, gebe mir auch ein Zeichen mit einem farbigen Tuche. Gestern im Garten packte mich ein ganz kleiner Jude am Arm, der Emden aus Frankfurt, der die Samson hat. Herr Doktor, sprach er, dort ist eine Dame, die Sie gern sprechen möchte. Ich: wer ist die Dame? — Das sage ich nicht, Sie sollen überrascht werden — — Ich, ganz gespannt, ging zurück und wer wars? [. . .], die mich überraschen! Ich hätte den Jud ins Wasser werfen mögen. Ich machte ein Gesicht wie Milch und Honig und sagte: entschuldigen Sie mich, ich muß weggehen an den Brunnen. Ich ging fort, ließ mich nicht wieder sehen und werde heute aus dem Garten bleiben, sie nicht zu begegnen. Morgen gehen sie nach Schwalbach, sie haben eine Pläsierreise gemacht.

Wütend habe ich mich geärgert, daß Du Dich vom Rothschild so schändlich prellen lassen. Für 77 fl. hättest Du ja mit 4 Pferden und 2 Commis das Geld bar nach Wiesbaden bringen können. — Den Breslauer Aufsatz habe ich gefunden. — Daran werde ich erkennen, ob Du mich liebst, wenn Du alles folgende besorgst. 1. Mein Zimmer bestellen und in Ordnung bringen lassen, ehe ich an-

komme. 2. Die neueste Kurliste von Schwalbach und Schlangenbad mir auf den Tisch legen. Man kann sie einzeln zu kaufen bekommen. Laß sie holen. 3. Mittag das Couvert neben Dir bestellen und machen, daß wir nicht in die Nähe von Juden kommen.
Adieu Madame Wohl
Meine Lust und meine Qual. B.

An
Frau Wohl aus Frankfurt
in der Post Nr. 30
in
Schwalbach

249.

Nr. 1 *Braunschweig, d. 19. Sept. 28 (Freitag)*

Husar!

Ich habe den Bogen verkehrt genommen, es schadet aber nichts. Um 1/2 6 gestern abend bin ich glücklich hier angekommen. Die Post geht erst morgen ab, so daß Du den Brief erst Sonntag bekommen wirst. Ich komme soeben von Vieweg (dem jungen, der alte ist nicht hier). Ich habe, nach meinem Plane, ihm zu erkennen gegeben, daß ich meine Werke bei ihm drucken lassen wolle, auf meine Kosten, habe ihm gesagt, was mir Cotta geboten, daß ich damit nicht zufrieden, daß ich auf viele Subskribenten zähle u. mich besser dabei befände, als wenn ich die Werke einem Verleger gäbe. Ich ließ mir die Kosten des Druckes berechnen. 600 Exemplare muß ich verkaufen, um meine Kosten zu decken, das übrige wäre Profit. Vieweg hat nun freilich kein Anerbieten gemacht, den Verlag zu übernehmen, aber die Lust dazu merkte ich ihm deutlich an. Ob er mehr als Cotta geboten hätte, konnte ich nicht erraten. Ich werde in weitern Unterredungen ein Wort davon fallen lassen, ob er Lust habe, und sehen, was dabei herauskömmt. Ich zweifle aber an dem Erfolg. Auf jeden Fall habe ich jetzt eine sichere Basis u. weiß die Verhältnisse, wenn ich die Schriften auf eigene Kosten herausgebe oder vielleicht noch mit einem Hamburger Buchhändler in Unterhandlung trete. Ich denke noch einige Tage hier zu bleiben, um abzuwarten, ob Viewegs geheime Gedanken reif werden. Schreibe mir aber nicht hierher, weil ich über meinen Aufenthalt nichts Bestimmtes sagen kann. Die Post geht nur einige Male die Woche, es muß Dir also nicht auffallen, wenn Du keine Briefe ferner von mir bekömmst.

Grüße an Schmitts.

Ich wohne im Hôtel d'Angleterre. Dein Carl.

1828

Sr. Wohlgeb.
Dem Herrn Kapellmeister Aloys Schmitt
Für
Mad. Wohl
in
Hannover

250.

Nr. 2 *Braunschweig, Sonntag, d. 21. Sept. 28*

Liebes Bärbelchen!

Dienstagmorgen werde ich mit dem Postwagen abreisen und um 7 Uhr abends in Hannover ankommen. Sollte an dem Tag schönes Theater sein, bleibe ja darum nicht weg, sondern gehe ins Theater. Mit Vieweg kam kein Anerbieten wegen Verlag zur Sprache. Ich wollte mir zu meinem Schaden nichts vergeben, u. er fürchtete sich wegen meiner vermutlich großen Forderung. Wir haben nur wegen Drucken auf meine Kosten Abrede getroffen. Er hat mir eine Seite zur Probe aus der Wage abgedruckt. Das wird sehr schön, ungefähr wie der Müllner, aber größer, u. es kann 8 Teile geben. Aber bei reiflicher Überlegung wird mir doch vor dem Subskribentensammeln u. den Kosten des Druckes bange. Das sind langweilige Geschäfte, für die ich gar nicht gemacht bin. Ich werde also dem Vieweg doch noch von Hannover aus unter einer schicklichen Wendung den Antrag zum Verlage machen. Das Anerbieten jetzt gleich mündlich zu tun, wäre nicht ratsam u. wird wahrscheinlich auch darum zu nichts führen, weil der alte Vieweg noch im Bade ist u. der junge wohl das Geschäft für sich allein doch nicht abschließen würde. Die Kosten des Druckes auf die projektierte Art würden 1800 Taler für 2000 Exemplare betragen. Wenn ich also 2000 Abonnenten zu 5 Tlr. hätte, wäre mein Vorteil 8200 Tlr. Das klingt schön, aber wer

schafft mir 2000 Abonnenten? Ich glaube nicht, daß mir Vieweg 3000 Gulden Honorar gäbe. Das Zusammenbetteln von Abonnenten, – nur der Gedanke, es zu tun, fällt mir sehr unbehaglich, ich müßte denn durch eine witzige, humoristische Bekanntmachung (die schon in meinem Kopfe spukt) die Leute für mich gewinnen ... 8200 Taler! Welch eine gute Partie!

Dein Carl.

Sei nur nicht ängstlich, wenn ich zur bestimmten Zeit nicht käme, vielleicht knüpft sich noch etwas mit Vieweg an. Die Briefpost geht übrigens, ich glaube, nur 2 mal nach Hannover, u. ich wäre also nicht imstande, wenn ich Donnerstag nicht reise, Dich davon zu unterrichten.

251.

Nr. 1 *Hamburg, d. 11. Okt. 1828, Samstag vormittag*

Oh!

Wenn ich der Lust widerstehe, in das weite Weltmeer zu fahren, dann muß ich Dich sehr lieb haben, Bärbelchen. Schon die Überfahrt von Harburg hat mich erquickt. Wir hatten starken, aber günstigen Wind, in einer Stunde waren wir da. Was ist unser Rhein ein Kinderwasser dagegen. Hier fühlt man doch, daß man sich bewegt. Wenn der Mast die Wellen küßt, das wäre ein Schauspiel für Dich. Der Hafen hat mich entzückt. Ich will es heute nur bei einigen Worten bewenden lassen. Übermorgen mehr. Ich wohne im *Hôtel Belvedere.* Adressiere meine Briefe dahin. Aber Du glaubst es nicht, Geliebte, was es mit [...] ein wunderliches Ding ist. Gestern den ganzen Tag über Steinpflaster gefahren. Ich habe jetzt zehntausend Teufel weniger im Leibe. Nächstens das Umständliche. Ich gehe aus, irgend einen Bekannten aufzusuchen.

Dein Carl.

Gruß an Schmitts.

Sr. Wohlgeb.
Herrn Kapellmeister Aloys Schmitt
Für Mad. Wohl
in
Hannover

252.

Nr. 2 *Hamburg, Montag d. 13. Okt. 1828*

Wünsche schönen guten Morgen, Madame Wohl. Haben Sie auch so schlechtes Wetter wie ich hier um 8 Uhr morgens? Aber wir duzen uns ja, das hätte ich bald vergessen. Mit den Posten hier, da habe ich meine Not, so habe

ich sie noch nirgends gehabt. Denk Dir nur, jedes Land, sowohl deutsches als fremdes, hat hier seine eigene Post u. sein eignes Posthaus. Und da weiß man gar nicht, wo man hingehen soll. Die Post nach Hannover geht jeden Tag an einer andern Stunde, und die Briefschalter sind jeden Tag an einer andern Stunde geöffnet, u. kömmt man zu früh oder zu spät, ist alles zugeschlossen, u. man kann den Brief nicht einmal abgeben.
Nun zu meiner Reisebeschreibung: Vorgestern, als ich mich ein bißchen in Ordnung gebracht, schlenkerte ich herum auf der Straße in den Kaffeehäusern. Der erste Bekannte, der mir im Kaffeehaus begegnet, ist der [...], der, so viel es ihm seine Geschäfte erlaubten, mich gehörig gequält. Alles ausgefragt, alles wissen wollen, [...]. Gestern vormittag, als ich eben zu Zimmermann gehen wollte, kam er zu mir. Ich sollte nachmittags mit ihm spazieren gehen, abends Whist spielen – *ohne Umstände*. Als ich ausging, begleitete er mich, mir den Weg zu zeigen, und da wir an Zimmermanns Türe waren u. ich natürlich dachte, er würde fortgehen, hatte der Mensch die Unverschämtheit, mit hinaufzugehen, mich dem Z. vorzustellen. Darauf setzte er sich ohne Umstände nieder. Z. wollte gleich vom Geschäft zu sprechen anfangen, da fiel ich ihm in die Rede u. sagte, davon sprechen wir ein ander Mal. Aber der [...], ob er zwar hörte, daß ich mit dem Z. allein sprechen möchte, ging doch nicht weg, bis [er] endlich, da Z., sich vergessend, immer wieder von Campe reden wollte u. ich es immer abwehrte, uns allein ließ. Zimmermann sagte mir, der Campe habe 3000 Taler gleich bewilligt. Das wirst Du jetzt schon wissen, weil Du Zimmermanns Brief wirst empfangen u. gelesen haben. Da haben wir beide einen dummen Streich gemacht, und wir wollen uns nebeneinander aufhängen. Warum haben wir nur 3000 Taler gefordert, jetzt wird es mich wenig helfen, wenn ich mehr fordere, da Campe nun

schon weiß, wofür ich es lasse. Indessen werde ich das meinige tun. Ich habe dem Z. gesagt: ich begehrte 5000 Thr., u. dafür wolle ich es auf 5 Jahre lassen. – Der Z. ist ein lustiger Patron, der bei einem sehr großen Gehalte nie Geld genug hat u. der seine Köchin, aus Dankbarkeit, daß sie ihn zum Vater gemacht, geheiratet hat u. eine sehr verdrüßliche Ehe führt. Er kann nicht verdrüßlicher sein als ich, weil ich mein Pult nicht mitgebracht. Das Schreiben im Sitzen fällt mir gar zu beschwerlich. Ich muß mir ein Pult zu verschaffen suchen.

Jettchen Worms habe ich, um meine Schuldigkeit abzutun, gleich am ersten Tage besucht. Sie hat verwelkte u. verweinte Augen. So unglücklich sie zu sein scheint, so unausstehlich ist sie doch zugleich. Ihr Kind schwebt zwischen Leben u. Tod schon seit der Geburt. Riesser erzählte mir, der Schmidt sei lüderlich, gebe gar keine Stunden u. prügele seine Frau nicht mehr so viel als sonst. Sie müsse schon morgens um 6 Uhr mit ihm ausgehen, zuweilen auf die *Jagd*.

Ich kann wirklich ohne Pult nicht weiterschreiben. Ich muß sehen, daß ich eins bekomme. Adieu. Dein *Carlchen*.

Meine Adresse:

Im Hôtel Belvedere.

253.

Nr. 3 *Hamburg, Mittw., d. 15. Okt. 1828*

Ich habe noch immer keinen Brief von Dir, was mich sehr wundert. Du hast mir ja versprochen, mir, noch ehe Du meine Adresse bekommst, durch Zimmermann zu schreiben. Und selbst unmittelbar unter meiner angegebenen Adresse hätte ich einen haben können. In Hannover geht die Post regelmäßig jeden Tag hierher. Hier ist der Postlauf nach Hannover sehr verwirrt. Die Post geht nicht

alle Tage, und sie geht jeden Tag der Woche zu einer andern Stunde. Ob heute Posttag ist u. der Brief abgeht, weiß ich nicht. – Meine Unterhandlungen mit Campe haben begonnen. Viertausend Taler (das wäre nach dem Kurse mehr als 7000 Gulden) will er geben. 5000 habe ich gefordert. Ich habe ihm gesagt, ich wollte mich besinnen. Auf 5 Jahre werde ich das Werk ihm überlassen, was er zufrieden ist. Ich muß selbst darüber lachen, daß ich mich da noch lange besinne, da wir beide doch übereingekommen, es im schlimmsten Falle für 4000 fl. zu tun. Er, Campe, ist [ein] sehr ordentlicher Mann. Komisch ist es aber, wie er brennt auf den Handel. Ich war gestern nicht bei ihm, um ihm, wie verabredet, meinen Entschluß mitzuteilen, und da ist ihm (wie mir Zimmermann gesagt) ganz angst geworden, der Schatz möchte ihm entgehen u. ein anderer Buchhändler ihn haben. – (Was sagst Du zu dem miserabel fließenden Papier, das habe ich in Hannover gekauft) – – Wahrscheinlich wird heute noch mit Campe in Ordnung gebracht. Ich werde natürlich den Kontrakt, eh ich ihn unterzeichne, von einem Advokaten prüfen lassen. – Ich laufe viel herum, habe aber noch niemanden besucht. Das kostet zu viel Zeit. Die Juden plagen mich schrecklich, nämlich [...], der will mich mit einem jüdischen Tempelprediger bekannt machen. Wenn ich mit Campe in Ordnung bin, werde ich doch einige Leute besuchen. Ich bin verdrüßlich, daß Du mir nicht geschrieben.

Deinen Brief erhielt ich, wie grade Campe bei mir war. Ich bat ihn zum Essen, u. jetzt eilt die Post. Das nächste Mal schreibe ich Dir gewiß ausführlicher. Mehr als 4000 Taler konnte ich nicht herausbringen, u. das Honorar ist nicht unbillig. Wir sind also in der Hauptsache einig, und es ist jetzt bloß noch von Nebensachen, Zahlungsterminen etc. die Rede. Zu Bekanntschaften hatte ich bis jetzt keine Zeit. Jetzt ist mir aber das Geschäft aus dem Kopfe.

Ich werde mich zwar hier noch umsehen, aber gar zu lange doch auch nicht verweilen. Ich brauche gar zu viel Geld, u. ich möchte auch bald die Werke in Ordnung bringen. Nach Cuxhaven werde ich *nicht* reisen, das Wetter ist zu schlecht. Nächstens erzähle ich Dir von der Fahrt im Hafen, die ich gestern gemacht. Das ist himmlisch! Ach, wäre ich ein Seemann geworden. Das ist mein Element. Du aber bist es noch mehr.

Dein Carl.

254.

Nr. 4 *Hamburg, Freitag, d. 17. Okt. 1828*

Ich hoffe heute noch einen Brief von Dir zu bekommen und will unterdessen den meinigen anfangen. Soeben verließ mich der Campe, der mir den Entwurf des Vertrags brachte. In der Hauptsache wären wir also einig. Es gibt nichts komischer, als mit einem Buchhändler zu tun zu haben. Zwar hat sich Campe, was das Geld betrifft, vernünftig betragen, und das wurde gelassen abgemacht. Aber die Unterhaltung sonst hatte viel Lächerliches. Jedes interessante Wort, das man spricht, möchten sie gleich gedruckt haben. Ich war in der heutigen Unterhaltung lebhaft, zuweilen witzig, und da hättest Du des Campe närrische Gesichter sehen sollen. In Gedanken machte er von meinen Einfällen schon eine 2te Auflage. Ich soll eine Ankündigung schreiben, „so scherzhaft wie möglich". Er bestellte sich das, wie man sich ein Kleid bestellt. Ich glaube auch, daß er ein gutes Geschäft macht; aber ich komme deswegen nicht zu kurz. Er muß 1700 Exemplare absetzen, um erst seine Kosten zu haben. Das kann ich ihm nachrechnen. Ich bekomme, zum gewöhnlichen Drucke berechnet, vom Campe mehr als 116 Gulden für den Bogen. Wenn Cotta, nach seinem Antrage, 3000 Exempl. verkauft hätte, hätte ich 7920 fl.

bekommen, und jetzt habe ich 7000 fl. sicher. Die Zahlungstermine sind wie folgt festgesetzt:

a.	Am 15. Dez. 1828	500 Taler
b.	Nach Ablieferung des Manuskr. zu den ersten 4 Teilen	500 »
c.	Nach Erscheinung dieser 4 Teile	1000 »
d.	Nach Erscheinung des 8ten Teils	1000 »
e.	Ein Jahr nach der Erscheinung des letzten Teils	1000 »

Welche Summe bis dahin mit 4 Prz. verzinst wird.

Da es des Campes Interesse ist, so schnell als möglich zu drucken, so hängt es bloß von meiner Arbeit ab, wie bald ich die ersten 3000 Tl. bekommen soll.

Das wäre alle recht schön. Aber wo bleibt die Katz, wo sind die Werke? Das mag Gott wissen, wo die herkommen sollen.

Werde nur nicht ängstlich, wenn zur Zeit meiner Rückfahrt über die Elbe wieder Sturm ist. Das hat keine Gefahr, und im schlimmsten Falle sind immer Inseln in der Nähe, wo man sich flüchten kann. Überhaupt haben wir Landratten von Seegefahren eine übertriebene Vorstellung. Ich sprach erst gestern einen Hamburger, der viel zur See gereist ist, einen alten Mann, – ich fragte ihn, ob die Reise von hier nach London bedenklich sei? Er, in der Absicht, mir zu sagen, *sie sei nicht ohne Gefahr*, erzählte mir, vor *39* Jahren, erinnere er sich, sei ein Paketboot zwischen hier u. London zugrunde gegangen, nämlich das Schiff, die Mannschaft wurde gerettet. Du siehst also, wie selten Unglücksfälle sind. – Ich bin willens, mir zur Rückreise einen Einspänner von Hannover kommen zu lassen, worüber seinerzeit das Nähere.

Der Rat Ludwig hat mich gestern von selbst besucht, noch ehe ich bei ihm war. Ein gut Männchen. Er will mich zu den Weibern führen, für welche mir Saphir Adressen gegeben. Der Saphir ist hier nicht verrufen. Wenigstens bei den Christen nicht, u. sie beurteilen ihn, wie ich es auch tue. Der Kerl hat doch verfluchte Einfälle. Hier leben drei bekannte Menschen, die buckelig sind, u. da sagte S., wenn man diese beisammen sähe, könnte man sich eine kleine Vorstellung von der Schweiz machen.
Gestern hat mich ein Jud besucht namens *Cohen,* ein Mäkler, der jährlich 100 000 Mark verdient, ein Enthusiast. Der Kerl hat mir Spaß gemacht. Er macht sich über die Griechenfreunde lustig u. spricht von den „Göttern Griechenlands u. von Cadmus". Ich muß morgen bei ihm essen, *ägyptische Gerichte,* wie er sagte. Heine wird auch da sein. Dr. Halle, ein Schwiegersohn Heines, hat mich heute durch Campe bitten lassen, ihn zu besuchen, er wolle mich bei Heine einführen. Große Lust, Bekanntschaften zu machen, habe ich nicht, u. wenn mein Geschäft beendigt ist, denke ich nicht länger mehr hier zu bleiben. Es ist schlechtes Regenwetter. Dieses Wetter haben die Hamburger gern, es ist ihnen gesund, wahrscheinlich weil sie an der Brust leiden.
Gestern morgen kam ein Herr ohne Hut zu mir. Er wolle „gute Nachbarschaft" halten. Es war der schlechte Deklamator Baron Sydow, der sich in Frankfurt [Hamburg?] aufhält. Er hat hier sein Zimmer neben dem meinigen. Als der Lump fort war, sah ich sorgfältig nach dem Türschloß. Ich wette, Du schreibst mir darüber ein moralisches Lehrgedicht, wie ich mein Geld vor dem Sydow verwahren solle.
Nach Heine habe ich mich hier erkundigt. Er ist jetzt in Genua. Sein Onkel war den Sommer in München, u. seit der Zeit ist er ganz stolz geworden auf seinen Neffen. Der ginge in München nur mit vornehmen Leuten um.

Heines Vater, der auch hier wohnt, erzählt den Leuten, der König von Bayern ging' mit den Reisebildern zu Bette u. stünde mit ihnen auf. H. soll ein schrecklicher Poltron sein. Ein jüdischer Mäkler, den er in seinem Buche bezeichnet, hat ihm auf der Straße Schläge gegeben und gedroht, ihn noch tot zu machen. Heine, voll Angst, flüchtete sich nach Lüneburg und getraute sich nicht wieder nach Hamburg zu kommen, bis er im 2ten Teil der Reisebilder sein Lob Napoleons bekannt machte, das dem Mäkler so wohl gefiel, daß er sagte, er wolle ihm jetzt alles verzeihen.

Soeben erhalte ich Deinen Brief, erwarte aber sogleich einen Besuch und kann nicht viel mehr schreiben. In der Eile sage ich Dir nur, daß ich mich über Deinen Brief ärgere und daß er mir Verdruß macht. Jetzt zeigst Du Dich unzufrieden, wenn ich weniger als 5000 Taler bekomme, und anfänglich waren wir doch übereinverstanden, es für 4000 fl. zu tun. Jetzt ist es zu spät. Mehr als 4000 Taler hätte ich schwerlich bekommen. Vielleicht; aber meine Hartnäckigkeit wäre gewagt gewesen. Wenn ich unverrichteter Sache abgereist wäre, hätten wir beide doch am meisten Verdruß davon gehabt. Mit der Subskribentensammlung hätte es unbesiegbare Schwierigkeiten gehabt. Bedenke, daß Müllner ebenfalls auf 5 Jahre nur 4000 Gulden bekommen hat, und es ist die Frage, ob meine Schriften besser gehen. Du willst den armen Campe ruinieren, wie Du schon den Cotta ruiniert hast. Ist das christlich? Ich werde es dem Weidner schreiben. Wofür habe ich einen Taler für eine Bibel ausgegeben. Adieu.

B.

Nr. 5

[fehlt sowohl im O wie in den NS]

256.

Nr. 6 *Hamburg, Mittwoch, d. 22. Okt. 28*

Liebe Seele, ich wußte recht gut, daß Dir das Honorar für meine Schriften nicht sehr am Herzen liegt, aber es schien mir, daß es Dir nicht genug vorkäme, und das tat mir leid, denn ich bin sehr zufrieden mit dem Handel. Auf jeden meiner beschriebenen Bogen, wie Du sie kennst, kommen 50 Taler. Das ist schrecklich viel. Der Kontrakt ist jetzt unterschrieben, ich habe ihn vorher einem Advokaten gezeigt. Ich bekomme 4040 Taler, weil die letzten tausend mit 4 Prz. auf ein Jahr verinteressiert werden. Diese 40 Taler schenke ich Dir, ach! wenn Du sie und mich noch haben willst. Beklage Dich nicht über meine kurzen Briefe, guter Gott, wie unrecht tätest Du mir und Dir, wenn Du glaubtest, meine Liebe wäre das Maß zu ihrer Größe. Ich habe nur nicht Zeit genug. Freilich hätte ich sie, wenn ich mit der Zeit ökonomischer umzugehen wüßte. Das werde ich aber nie lernen. Vergangenen Sonntag habe ich bei Heine auf seinem Landhause gegessen. Was hat das eine herrliche Lage. Es liegt an der Elbe, und alle Schiffe von und nach der See müssen am Garten vorbei. Ich habe mich ziemlich amüsiert. Eine hübsche Familie. Heines Töchter sind verheiratet: eine an Dr. Halle, ein Advokat u. getaufter Jude; eine an Oppenheimer, Kaufmann, auch getauft, und die dritte an Dr. Schröter, Mediziner u. geborner Christ. Der Dr. Halle ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, der mir ungemein gefällt. Ich bin auf heute bei ihm zu Tische gebeten. Seine Frau scheint erst 18 Jahre alt zu sein, und sie haben erst kürzlich geheiratet. Ich saß bei Tische neben der alten Heine mit meiner linken, tauben Seite. Ich fürchtete mich, die Dame unterhalten zu müssen und dann nichts zu hören, als ich bald zu meinem Entzücken entdeckte, daß die gute Frau auf dem rechten Ohr taub ist und sich darum genierte, mit mir zu sprechen.

Von der Fahrt nach Harburg braucht Dir nicht bange zu sein, bei keinem Wetter. Das Dampfschiff ist jetzt wieder im Gange, worüber ich mich sehr freue. Zwar zittere ich nicht wie Du vor Sturm u. Schiffbruch, aber wohl vor Wind u. Regen, die einem in den gewöhnlichen unbedeckten Schiffen sehr lästig sind. Jetzt aber im Dampfschiffe sitze ich warm u. geborgen. Die nächste Woche, Donnerstag, werde ich abreisen, bestelle mir also einen *Einspänner* nach *Harburg*. Merke Dir genau folgendes:

Der Kutscher, der mich hergefahren und der mich abholen soll, heißt H. *Heimberg* u. wohnt *Große Brandstraße* 299. Laß ihn rufen und rede mit ihm selbst. *Donnerstag d. 30. Oktober* abends muß er in Harburg *im Schwanen* sein, so daß wir Freitag morgen d. 31sten abreisen können. Er soll nicht den Wagen nehmen, den ich hierher hatte, weil das Leder vorn zerrissen ist und nicht gehörig gegen Wind und Regen schützt, sondern den andern, der vorn einen Glasladen hat. Ich werde den ersten Tag in *Soltau* übernachten, den 2ten Tag in *Celle* und erst den 3ten in Hannover ankommen (also Sonntag d. 2. Nov.). Du mußt das dem Kutscher sagen und daß ich morgens nicht vor 8 Uhr wegfahre. Ich habe schon auf der Herreise den Kutscher gefragt, ob es bei einer solchen längern Fahrt mehr koste als 9 Taler (so viel bezahlte ich). Er sagte nein.

Akkordiere also erst die 9 Taler, u. dann sage ihm die Bestimmungen. Sollte er aber sich besonnen haben und mehr fordern wegen des längern Aufenthalts, so wären ein paar Tl. drüber auch nicht unbillig. Du mußt dem Kutscher das Datum, wenn er in Harburg sein soll, *schriftlich* mit nach Hause geben. Er soll auch Kette u. Stricke mitbringen u. eine Matte, die Koffer gegen Regen zu schützen. Auch soll er den Boden des Wagens mit einer Decke versehen. Du mußt ihm auch meinen *Namen* aufschreiben ... Schreibe mir dann, ob Du die Bestellung

gehörig gemacht, daß ich mich darauf verlassen kann. Laß ihn gleich rufen, denn er hat mich gebeten, es ihn einige Tage vorher wissen zu lassen, damit er für den Hinweg sich nach Reisenden umsehen könne. In Harburg möchte ich keinen Wagen nehmen. Erstens sind die Einspänner schlecht (ich habe auf dem Herwege einen begegnet), 2tens kosten sie viel mehr, und drittens fahre ich nicht gern mit unbekannten Kutschern! Ich bin vorsichtig in solchen Sachen!!
Seit einigen Tagen haben wir das herrlichste Wetter. Gestern bestieg ich den höchsten Turm der Stadt, 575 Stufen. Die Aussicht über Land u. Wasser ist herrlich, aber so schön das Wetter war, war doch Stadt und Umgebung mit einem Dufte bedeckt, der den Blick in einen Schleier hüllte. Darin ist Hamburg wie London, u. das Brennen von Torf und Steinkohlen mag daran schuld sein. Einige Sommermonate hier zuzubringen, müßte interessant sein. Die Gegend, obzwar flach, hat doch etwas Ansprechendes. Sie ist nicht kleinstädtisch. Hamburg ist doch lebhafter, als es mir die ersten Tage erschien. Hätte ich nur Zeit, das großartige Handelswesen zu studieren. Davon hatte ich gar keine Vorstellung. Die Börse zu sehen, verlohnte der Mühe, eine Reise von 100 Meilen zu machen. Es ist alles hier echt republikanisch. Hutabziehen an öffentlichen Orten ist gar nicht gebräuchlich, u. Polizei u. Soldaten bekommen bei Gelegenheit Prügel. Die Nähe von Altona ist auch merkwürdig. Ich kam aus einer Straße in eine andere, fragte, wie sie hieße, u. erfuhr, das wäre Altona, eine Stadt von 30000 Einw., die einem ganz andern Herrn gehört und mit Hamburg ganz zusammen gebaut ist. — Erquicken tut mich mein Tee morgens. Man wird auf englische Art serviert, bekömmt einen Wasserkessel, den Tee selbst zu machen, einen Spülkummen u. grünen u. schwarzen Tee, mehr als zu 4 Portionen.

Grüße die Frau Kapellmeister herzlich von mir und ihren Mann. Ich bringe ihr etwas mit, darüber soll sie mich nicht wenig lieb bekommen, wenn nur eine Ader von einer guten Hausfrau in ihr ist, so lieb, daß sie ihren Mann sitzen lassen u. mit mir fortlaufen soll – oder ich müßte die Weiber nicht kennen. Sorge auch, daß meinem Jungen die Nägel beschnitten werden, ehe ich komme; ich fürchte mich sehr vor seinem Kratzen.

Montag d. 27. Okt. schreibe mir zum letzten Male hierher. Gebe aber, ich bitte Dich, dem Kutscher einen Brief mit, einen ordentlichen, und fürchte nicht, daß er ihn verliert. Schreibe auf der Adresse: Der Überbringer erhält 4 ggr. Trinkgeld. Dann wird er schon achtgeben. Das Schiff geht schon um 8 Uhr von hier ab. Ich muß also den ganzen Tag in Harburg bleiben. Wenn ich nun auf den Abend einen lieben Brief erwarten darf, wird mir die Zeit nicht lang werden. – Schreibe noch nichts nach Hause von meinen Hamburger Geschäften, warte, bis ich zurückkomme.

Dein

Carl

256.

Nr. 7 *Freitag, Hamburg, d. 24. Okt. 1828*

Das gute Wetter, das wir seit einigen Tagen hatten, hat wieder aufgehört. Zum Glücke habe ich es benutzt, mich umzusehen. Ich habe vor einigen Tagen eine Spazierfahrt nach Blankenese gemacht, das 4 Stunden von hier an der Elbe liegt. Dort besteigt man einen Hügel und hat eine himmlische Aussicht über die ganze Elbe auf- und abwärts und die unübersehbar ist wie ein Meer. Ich war entzückt wie ein Kind, das von der Welt noch nichts gesehen; die Hunderte von Schiffen mit vollen Segeln machten den Strom belebter, als bei uns die Fahrwege es durch

Wagen sind. Ich hatte von so etwas gar keine Vorstellung. Wieviele Zeit und vieles Geld haben wir zu unsern Reisen verwendet und haben doch nichts gesehen. Ich habe gelernt, daß nicht die Größe eines Anblicks, sondern das Neue desselben uns überrascht. Paris oder Frankfurt, das ist alle eins, nur die Größe, nicht die Art unterscheidet sie. Gestern bin ich bei herrlichem Wetter wieder im Hafen herumgefahren. Hier wurde aus einem Schiffe, das von Brasilien kam, Zucker ausgeladen, dort ein anderes war voll holländischer Käse, die, gar nicht eingepackt, wie Kanonenkugeln im Schiffsraum liegen. Man sollte meinen, ganz Europa könnte in einem Jahre den Käse alle nicht essen. Dort nahm ein Schiff Butter ein nach London. Man sagte mir, das reiche nicht hin für den Bedarf eines Morgens. Ein anderes, das leer nach Amerika fuhr, nahm große Kähne voll Steine als Ballast mit. Die Matrosen singen immer bei der Arbeit. Da hört man holländische, französische, englische, deutsche Lieder. Der alte Schiffer, der mich umherfuhr und der mit seiner kleinen Gondel den Hafen nicht mehr verläßt, war 14 Jahre auf der See und hat die ganze Welt gesehen. Wenn Du nicht wärest, hätte ich alter Narr mich in das erste beste Schiff gesetzt, ohne zu fragen, wo es hinginge. Es muß himmlisch sein, so außer Gedränge, ganz allein, ohne Staub, Doktor und Apotheker zu leben, und dann plötzlich, ohne Übergang wie auf dem festen Lande, unter fremden Menschen, Tieren und Pflanzen zu sein. Wenn Du mitgingest, ich reiste gleich auf ein paar Jahre nach Nordamerika. – Beim Dr. Halle habe ich gestern zu Mittag gegessen, wo viele Advokaten waren.

Was wird Dein heutiger Brief mir bringen? Die Post kömmt erst Nachmittag. – Ich habe Deinen Brief erhalten. Nichts beunruhigt mich daran als daß er so kurz ist. Du kannst aus meinem spätern Briefe ersehen haben, daß ich ruhig und in der gewohnten Stimmung bin,

vielleicht in einer bessern als früher. Ich hatte einen Dorn im Herzen, ich bin davon frei. Ich kann unglücklich werden, aber nicht mehr schuldig. Wahrheit erwarte ich von Dir. Daß Du mich nicht betrügen kannst, das weiß ich. Wüßte ich nur auch so gewiß, daß Du Dich nicht selbst betrügst. Daß ich diesen Brief schließe, hat keine andere Ursache, als weil Dein Brief spät gekommen und ich eilen muß. Da ich einen Wagen von Hannover erwarte, kann ich jetzt nicht früher abreisen als an dem bestimmten Tage.

Dein B.

257.

Nr. 1 *Schwalbach, 1. Juli 29*
gegen 7 Uhr

Lieber Schutzgeist,

ich bin ganz wohl hier angekommen in weniger als 3 Stunden. Der schöne Weg hat mich zerstreut. Bin auch 2mal ausgestiegen und gegangen. Ich habe gutes Logis in der Post. Das Wetter hätte ich nicht schöner bestellen können. In der Emser Kurliste, die ich eben gelesen, fand ich *Speier* und Fräulein *Zimmern* aus Heidelberg mit Professor *Puchelt* und dessen Töchter. Die Liste ist für Ems sehr voll, nahe an 600. Mir ist bange vor Logis. Indessen bemerke ich eben beim nochmaligen Durchlesen der Liste, daß große Häuser noch ziemlich unbesetzt sind.

Adieu. Gruß an Mad. [. . .] u. Böhnings
Börne.

An Frau J. Wohl
bei Herrn Böhning
in
Wiesbaden
Der Überbringer
bekömmt 24 kr.

258.

Nr. 2 *Ems, Freitag, d. 3. Juli 1829*

Gestern um 4 Uhr Mittag bin ich hier angekommen, so wohl, als es unter meinen Umständen nur möglich ist. Gestern mittag während des Regenwetters war ich unter Dach in einem Dorfe. Das hielt einige Stunden auf. Als ich in Ems einfuhr, ging die Sonne auf. Mit Logis hatte ich Not. Ich habe endlich eins gefunden in einer Seitengasse, da, wo man um das steinerne Haus umbiegt. Es

stehen zwar Häuser gegenüber, aber niedrige, und ich sehe darüber aus meinem 2ten Stock hinaus auf die Berge und rechts ganz ins Freie. Es ist recht ländlich. 2 Zimmer kosten wöchentlich 16 fl.
Der Hofrat Vogler lud mich gestern im Vorbeifahren zu sich ein, und ich wartete in seinem Zimmer und ließ den Conrad in Begleitung eines hiesigen Kommissionärs unterdessen Logis suchen. Der Vogler, eine Karikatur von Habsucht, spekuliert auf mein Honorar der Gesammelten Schriften. *Er*: „Herr Speier hàt mir Ihre Werke geliehen. Sie haben sie für 5000 fl. verkauft?" – *Ich*: „Für 7000; die aber noch nicht bezahlt sind" ... Da kratzt sich mein Vogler hinter die Ohren, wie einer [, der] sagt: o weh! Aber ganz förmlich gekratzt, wie der Verlegene in der Komödie. Er wird mich Vormittag besuchen, um von meiner Gesundheit zu sprechen. Den Brief von Lehr habe ich ihm gestern schon geschickt.
Es wird hier glänzender als je, der König von Württemberg kömmt her und der König der Niederlande. Der König der deutschen Schriftsteller ist gestern angekommen.
Eben verläßt mich Vogler. Er sagt, es werde mit mir bestimmt bald gut gehen. Zum Frühstück empfahl er mir Kakaobohnen. Das wäre sehr gesund, und das könnte ich in der Folge beibehalten. Gegen Geheimr. Lehr bemerkte er, daß er zuviel Medizin gebe, worin er nicht ganz unrecht haben mag. Adieu. Adieu..
Adresse: bei Herrn *Baumann im Rebenstock* in Bad Ems

Dr. Börne

Herrn Jacob B. Rindskopf
Für
Mad. Wohl
in
Frankfurt a. M.

259.

Nr. 3 *Ems, Sonntag, d. 5. Juli 1829*

Ihren Brief habe ich empfangen. Genieren Sie sich nur nicht, wenn Ihnen Zeit und Muße mangelt, mir jeden Brief zu beantworten, Sie haben Ruhe nötig. Ich werde Ihnen so oft als möglich von meinem Befinden Nachricht geben. Das Schreiben geniert mich nicht, im Gegenteile, es zerstreut mich heilsam und beschäftigt meine gereizte Einbildungskraft. Es bessert sich mit mir, wenn auch, wie natürlich, langsam. Der Schwindel wird seltener, der Magen hat sich sehr gebessert. Ich darf nur keinen Hunger aufkommen lassen und muß außer dem Frühstück täglich 4mal essen. Das Wetter ist schlecht. Weder den Brunnen noch das Bad konnte ich anfangen. Das tut aber nichts. Die Zeit ist mir auch heilend. Meine armen dünnen Beine fangen schon an, dicker zu werden. Ich bin mit meinem Logis ganz zufrieden. Es fehlt mir nichts. Die Wirtsleute sind ordentlich und gefällig. Wenn Sie das Geld von R. bekommen, betrachten Sie's wie Ihres. Um Gottes willen machen Sie sich gute Tage, soviel Geld sie machen kann. Fahren Sie, machen Sie Reisen. Wenn Sie bei Ihrer Schwester angenehm leben, würde ich mich nicht eilen, aufs Land zu ziehen. Man muß das gewisse *Gut* dem unwissen *Besser* vorziehen. Das Wetter wird auch wohl in Frankfurt ungünstig sein. Grüßen Sie die Schnapper, und ich ließ sie bitten, ihren Gast gut zu pflegen, besonders es ihr an ihrer täglichen Bouteille Wein, woran sie gewohnt ist, nicht fehlen zu lassen.

Wenn Sie Zeit haben, schicken Sie mir die Sachen, die ich früher oder später brauchen werde: *Hemden* und *Halstücher* zum Wind machen; *Strümpfe* u. *Socken*; 3 Pfund *Taback*; 2 Glas *Eau de Cologne*; 1 Pfund *Gesundheitsschokolade*; das Blatt der *Iris*. Der Fuhrmann, der nach Ems geht, logiert neben der Stadt Paris.

Adieu. Gruß an Schmitts.

Gibt es gar keine Neuigkeiten?
Die Post von Frankfurt nach Ems geht wöchentlich nur 4mal. Suchen Sie die Tage zu erfahren.

Dr. Börne

260.

Nr. 4 *Ems, Dienstag, d. 7. Juli 29*

Ich habe mich verspätet und werde heute kurz sein. Mit meinem Befinden geht es fortwährend gut. Gestern morgen ging ich zum erstenmal an den Brunnen. Der schlimmste Umstand bei meinem Übelbefinden ist der Arzt, der miserable *Hofrat* Vogler. In meinem nächsten Briefe muß ich mir über ihn Luft machen, daß ich nicht platze vor Ärger. Den will ich prellen! Hemden, neue, muß ich durchaus haben. Einige werden doch fertig werden. Es ist bloß des Voglers willen, vor ihm Wind zu machen, daß er sieht, was ich für ein Mann bin, um dann so schmerzlicher bei der Bezahlung getäuscht zu werden. Als ich vor einigen Tagen zum ersten Male wieder mit Leichtigkeit Stiefel anzog, freute ich mich wie ein Bübchen mit den ersten Hosen. Die Ochsen, so sehr Ochsen sie sind, haben doch die liebenswürdigsten Einfälle. Ihr Geschenk hat mir unendliche Freude gemacht. Anfänglich gedachte ich es nicht zu nehmen, weil sie mir nichts dabei geschrieben, ich habe mich aber anders besonnen. Mit der Zimmern ging es mir sonderbar. Ich machte ihr Komplimente, sie wäre schöner, vollkommner geworden, ich fand sie auch im Ernste liebenswürdiger als früher, dann fragte ich sie: wie geht es denn bei Ihnen zu Hause? Was macht Ihre Schwester *Hannchen*? Dann ward sie feuerrot und sagte: „Ich bin ja Hannchen!" Ich hatte sie für die Jette gehalten. Da entschuldigte [ich] mich mit meinem Schwachkopf. Hemden muß ich haben, sonst bin ich der unglücklichste Mensch von der Welt. Auch mein Messer von Schmitt nicht zu vergessen.

Adieu. Bald, hoffe ich, bin ich kein Schindluderchen mehr. Conrad erzählt mir eben, der König von Württemberg käme heute; und es wären im Kurhaus 40 *Diners* bestellt worden. Er wollte sagen Couverts.
„Ein Mann wie Sie"! sagt immer der Hofrat. O wie will ich ihn prellen! Hätte ich nur schon meine Jabots und Manschetten.

Börne

261.

Nr. 5 *Ems, Mittwoch, d. 8. Juli 29*

Ich fange heute meinen Brief an, weil ich nicht weiß, ob ich morgen Zeit haben werde, da ich, wenn das Wetter günstig, zu baden anfangen werde. Überhaupt, wenn Sie jetzt einen Posttag keinen Brief erhalten, denken Sie weiter nichts, als daß ich keine Zeit gehabt. Von meinem Befinden habe ich nur Gutes zu berichten. Meine nervöse Leiden verschwinden nach und nach. Der Schwindel bleibt aus, aber an Migräne, an lächerlichen Weiberkopfschmerzen, leide ich noch. Ich schäme mich dessen. Eine Heldenseele wie ich und hysterische Kopfschmerzen! Unser Conrad ist ein merkwürdiges Geschöpf. Zwar Neues entdeckte ich nicht an ihm, aber ich fange doch jetzt erst an, ihn dramatisch aufzufassen. An Aufmerksamkeit, Dienstbeflissenheit und Treue ist er der Alte und alles Lobes wert. Ich fürchte aber, wenn ich gesund sein werde, halte ich es nicht mit ihm aus. Er hätte selbst einen Bedienten nötiger als ich, er ist gar zu schwach. Wenn er mir ein paar Minuten den Rücken frottiert, stöhnt er zum Erbarmen. Auf dem Wege nach Schwalbach mußte er länger als eine Stunde bergauf gehen, und da fiel er bald um. Ich ging auf diesem Wege einmal zu Fuße, und der Wagen war 10 Schritte voraus. Ich sagte ihm, dem Walter zuzurufen, daß er halte, und da hatte er nicht die Kraft, sich hören zu machen. Er rief „Herr

Walter“ wie ein von Küssen ersticktes Mädchen. Sein süßes Sprechen macht mir Herzweh. Ganz wie Hr. v. Fistel, ohne Konsonant. Wenn er *Hähnchen*, *Brötchen*, sagt (anders spricht er nicht), wird mir übel. Besonders das Französische spricht er so unleidlich weich und richtig aus. *Eau de Colon-je* sagt er, daß mir schaudert. Er ist für einen Arzt ein merkwürdiges physiologisches Exemplar. Er ist *links*, und daher, glaube ich, kömmt seine Schwäche.

Gestern war der Vogler bei mir (natürlich ohne Not und ungerufen), und da legte er auf einmal die Hand auf die Brust, schneidet Gesichter und sagt: „Hören Sie, das Sprechen mit Ihnen strengt entsetzlich an.“ Das war nun eine lächerliche Komödie. Er spricht gewöhnlich so laut, daß ich ihn 30 Schritte weit hören kann, und er saß hart neben mir. Die Brustschmerzen hatte er infam gelogen, um sie auf Rechnung zu setzen. Es macht mir Vergnügen, von ihm zu sprechen, mein Ärger über ihn ist solcher Art, daß er meine Nerven stärkt, wie jede aktive Malice.

Donnerstag, d. 9.

Ich habe Ihren heutigen einseitigen Brief erhalten. Unglücklicherweise geht heute keine Post, was ich nicht wußte, und da werden Sie denn wieder ohne Not besorgt sein. Das Wetter ist heute abscheulicher denn je, es regnet schon den ganzen Tag. Das sind traurige Aussichten für mich. Ich werde wohl 6—8 Wochen hier bleiben müssen, wenn ich meine Badekur durchsetzen will. Schon 8 Tage hier, und ich konnte noch nicht zum Baden kommen.

Freitag, d. 10.

Wenn Sie sich nur nicht wegen Ausbleiben eines Briefes geängstigt haben. Ich hätte Ihnen das ersparen können, wenn ich mir die Posttage besser gemerkt hätte.

Aus einem Ihrer Briefe ersehe ich, daß ich Ihnen geschrieben, ich wohnte im *2ten* Stock. Sie fanden das hoch. O was muß ich, als ich das schrieb, noch für einen Schwachkopf gehabt haben. Heute sah ich zum Fenster hinaus und bemerkte, daß ich so niedrig wohnte, rief den Conrad und fragte: wohnen wir denn nicht im 2ten Stock? Ei bewahre, lispelte dieser, im *ersten*. Und so ist es auch und noch dazu eine ganz kurze Treppe von nicht 20 Stufen. O ich armes Schindluderchen!

Sie sprachen einmal davon, daß ich dem Bernhard etwas schenken sollte. Man kann hier hübsche Neuwieder Pfeifen haben, die bei den Rauchern sehr beliebt sind, mit Silber beschlagen, zu 6 Taler, vielleicht noch teuerer. Soll ich so etwas kaufen? Für den Samuel könnte ich ein schönes, vielklingiges Messer kaufen, das hier auch von Koblenzer Fabrikation gut zu haben ist. Schreiben Sie mir Ihre Meinung darüber. Ich könnte die Sachen mit Gelegenheit gleich nach Frankfurt schicken und brauchte nicht zu warten, bis ich selbst hinkäme. – Mein Essen lasse ich mir aus dem Kurhaus kommen. Es ist sehr gut, kostet aber 1 fl. 24 Kr. Das wohlfeilere aus andern Wirtshäusern war gar nicht zu genießen. Jetzt einige Worte von unserem Conrad in Eßangelegenheiten. Ich bekomme jeden Mittag zwölf Schüsseln, manchmal mehr. Die Suppe teile ich gut und großmütig mit ihm, ob ich sie zwar allein essen könnte. Dann behalte ich eines der beiden Gemüse, ohne die Beilage, und einen halben Hahn oder so etwas. Das übrige alle bekömmt Conrad. Er hat also Suppe, Rindfleisch, Gemüse und 2 Beilagen, wenigstens noch 2 verschiedene Fleischspeisen, Fisch mit Kartoffel, Mehlspeise, Kompott, 1 Teller mit 1 Pfund Kirschen, 1 Teller mit Dessert. Sollten Sie nun glauben, daß er das alle aufißt und nicht die Überwindung hat, sich auf den Abend mehr als etwa 10 Bissen Rindfleisch aufzuheben, so daß er eigentlich abends hungern müßte,

wenn er sich [nicht] an Butterbrot sattäße? Das Komische ist, daß es bei ihm nicht als Gefräßigkeit erscheint, sondern als Leckerei. Er ißt mit einem vornehmen Anstande, wie ich mir denke, daß Ludwig XIV. gegessen hat. Der Stuhl steht eine halbe Elle weit vom Tische entfernt. Darauf sitzt er kerzengrad angelehnt, streckt den Arm weit aus und bringt das Essen mit majestätischer Langsamkeit an den Mund. – Soeben erhalte ich das Paket vom Fuhrmann. Küsse die liebe Hand für die schönen Sachen. Es ist doch angenehm, wenn man eine gute Seele hat, die einem alles so treu besorgt.
Ich beschwöre Sie, lesen Sie den *romantischen Oedipus* von Graf *Platen*, der kürzlich erschienen ist. Die ganze Komödie ist gegen Immermann gerichtet, der darin unter dem Namen Nimmermann erscheint. Der Platen ist ein gewaltiger Geist. Ich bin noch nicht mit mir einig, ob sein Verdienst größer ist oder sein Stolz. Nie ist mir ein Mensch vorgekommen, der sich mit solcher Unerschrockenheit lobt und alle andere mit solcher Frechheit unter die Füße tritt. Immermann ist aufs Schmählichste und Unverdienteste herabgesetzt. Gegen Heine ist auch eine Szene darin, der als getaufter Jud auf das Unverschämteste gelästert wird. Da ist von Knoblauchgeruch u. drgl., von Samen Abrahams die Rede. Heine wird sich ärgern, denn in der Satire ist auch gar nichts, woraus seine Eitelkeit sich eine Befriedigung destillieren könnte. Auch Raupach wird schmählich gelästert und ein *Jüdchen* gescholten. Ich habe mich hier bei einem Berliner erkundigt, und der sagte mir, schon früher gehört zu haben, daß Raupach ein Jude sei. Houwald wird zermalmt. Merkwürdig ist die Begegnung, daß Platen über einige Stellen in Immermanns *Tiroler* und dann über Houwalds *Die Feinde* sich fast wörtlich lustig macht, wie ich es getan. Gegen Immermann scheint Rachsucht im Spiele zu sein, ich glaube, er hat früher den Platen herunterge-

macht. Dennert in seiner Leihbibliothek hat das Buch gewiß, wo nicht, kaufen Sie sich's, es ist sein Geld wert. Wenn Platen nicht ein verrückter eiteler Narr ist, ist er (oder vielmehr wird er werden) der größte Dichter, den die Deutschen noch hatten. Es ist nicht möglich, dieses ungeheure Selbstgefühl eigenen Wertes zu haben und es so unbedenklich auszusprechen, wenn ihm nicht eine ungemeine Kraft zum Grunde liegt. Platen ist kaum 30 Jahre alt. Die Kraft seiner Sprache, seine Verskunst ist ohnegleichen. O was bin ich ein miserables Schriftstellerchen! Im „Oedipus" ist Platen ganz Aristophanes, aber ganz. (Was die gelehrte Frau aber nicht wird zu beurteilen wissen).

Von einem Breslauer jungen Gelehrten namens Frank, der mit Mutter und Schwester hier ist, bin ich besucht worden. Wenn ich wieder bei Kräften sein werde, wird er mir während meiner Kurzeit ein angenehmer Gesellschafter sein. Er hält große Stücke auf mich. Auch Dr. Stiefelchen hat mich besucht. – Die Arme und Schultern tun mir wieder weh. Der Vogler macht sich nichts daraus und meint, das würde dem Bade weichen. Ich muß Ihnen das darum mitteilen, damit, wenn es ärger werden, ich dadurch am Schreiben gehindert und vielleicht genötigt sein sollte, dem Conrad einen Brief zu diktieren, Sie keine unnötige Besorgnis hegen mögen. Das sind Nebensachen. Mein Befinden wird täglich besser. Ich kenne mich nicht mehr. So haben sich in diesen wenigen Tagen meine Nerven gestärkt. Kein Schwindel. Der Heißhunger, der mich so sehr gequält, nimmt ab, und ich brauche nicht mehr so oft zu essen als sonst.

Schreiben Sie mir doch, ob Sie mir *Gesundheits*schokolade geschickt, nämlich solche ohne Gewürz. Denn diese wäre mir nicht zuträglich. – Der rohe Schinken, mein liebstes Essen, ruiniert meine ökonomischen Verhältnisse. 3 Schnittchen, dünn wie Goldschlägerblättchen, kosten

18 Kr. Ich brauchte 3 Portionen, meinem Appetit genug zu tun. Wahrhaftig, wenn Sie mir einen schickten, das würde meinen Vermögensumständen wieder aufhelfen. Bei Mannberger in der Weissadlergasse bekömmt man welchen. Man muß aber fragen, ob es wirklich Westfälischer und ob er frisch ist. Aber ich mißbrauche Ihre Gefälligkeit. Schreckliche Prellerei ist hier im Essen. Man hat es darauf angelegt, mir Geizhals das Herz zu zerbrechen. Erst heute fand ich Gelegenheit, bei einer Bauerfrau das Pf. frische Butter für 16 Kr. zu kaufen. Bis jetzt mußte ich im Kurhaus jede Portion mit 6 Kr. bezahlen, so daß ich ausgerechnet, daß mich das Pfund auf 18 Batzen kam.

Adieu, lieber Schutzgeist! Grüße an die Schnapper, Ochs, Schmitt, Rindskopf. – Habe ich mich denn bei Süsschen bedankt, für ihre hölzerne Schriften? Tun Sie es, wenn es noch nicht geschehen. Ich werde sie später rezensieren.

Börne

262.

Nr. 6 *Ems, den 11. Juli 29*

Ich habe heute vergebens auf Ihren Brief gewartet. Vielleicht dachten Sie, es ginge keine Post. Ich kann Ihnen jetzt genau angeben, wenn die Emser Post in *Frankfurt* abgeht und ankömmt.

Geht ab:

Samstag–Montag–Mittwoch–Freitag

Kömmt an:

Montag–Mittwoch–Donnerstag–Samstag

Nicht zu vergessen: wenn Ihnen Reinganum das Geld für mich zahlen sollte, müssen Sie nicht versäumen, ihm seine Schuldverschreibung zurückzugeben. Sie liegt im Blechkasten. Haben Sie nichts von Worms gehört, was er zu seinem Dintenfasse sagt? Es tut mir sehr gute Dienste, und ich könnte es gar nicht entbehren, da ich noch

sitzend schreibe. — Meine jährliche Cousine aus Bonn mit dem *ö* ist wieder hier zu meinem Ärger. Heute begegnete sie mir und sagte mir, seit 4 Tagen habe sie mich gesucht. Meine Name sei falsch gedruckt. Und richtig heiße ich in der Kurliste wieder falsch B*ä*rne. Es ist eine wahre Neckerei des Schicksals, daß seit 3 Monaten mein Name immer falsch gedruckt wird, damit ich daraus ersehe, daß ich kein berühmter Mann bin.
Heute ging ich spazieren, Conrad wie gewöhnlich ehrerbietig hinter mir. Da höre ich flüstern, sehe mich um, und mein Conrad unterhält sich mit 2 Damen. Ich bekümmere mich nicht darum. Später fragte ich ihn, was denn die Damen von ihm gewollt, und da sagte er mir, sie hätten sich nach meinem Befinden erkundigt. Mehr konnte ich nicht aus ihm herausbekommen, aber die Unterredung hat eine Viertelstunde gedauert. Das waren gewiß Juden, denn wären sie Christen gewesen, warum haben sie sich nicht an mich selbst gewendet? Bei jedem Spaziergang muß ich über den Conrad lachen und mich ärgern. Er grüßt alle Welt. Nun geht er zwar immer hinter mir, aber wahrscheinlich, weil er so elegant gekleidet ist, eine militärische Haltung hat und ihm vielleicht sein Tschako das Ansehen eines Offiziers gibt, erwidern die Frauenzimmer mit solcher Höflichkeit seinen Gruß, daß sie oft von den Bänken aufstehen und sich verneigen.

Sonntag, d. 12. Juli
Ihr heutiger Brief ist zum Küssen, erstens weil er lang, dann weil er lieb, und endlich, weil er voll der besten und schönsten Eßwaren ist, eine wahre Speisekammer, ich könnte den Brief aufessen. Von Eßangelegenheiten werde ich auch hauptsächlich schreiben. Lachen Sie mich nicht aus, aber Essen und Trinken hat jetzt auf mein Befinden den größten Einfluß. Ich bin immer noch nicht

im gehörigen Takte mit meiner Krankendiät, und das Schlimme bei der Sache ist, daß es mir hierin ergehen wird, wie ich in meinen Schriften in den Nudeln gesagt: bis ich die Erfahrung erlangt, wird die Krankheit vorüber sein, und ich kann sie dann nicht mehr brauchen .. Die *Schokolade* ist vortrefflich, ob es aber Gesundheitsschokolade ist, das kann ich nicht herausschmecken. [— — —].

An der, die ich erhalten, hat eine Tafel gemangelt. Haben Sie sie genommen oder sonstwer? Stellen Sie die genaueste Untersuchung darüber an.

Schneiden Sie dem Bernhard den Bauch auf oder jedem andern, der etwa das Paket gemacht. Ich möchte gern wissen, ob die Tafel in Frankfurt oder hier weggekommen. Das letztere wäre bedenklich. Doch seien Sie wegen des Geldes unbesorgt, das halte ich unter eigenem Verschlusse wohlverwahrt. Für *Hering* danke ich, ich glaube, das paßt sich nicht zum Emser Wasser. Auf den *Schinken* freue ich mich ungeheuer. Mit der *Suppe* werde ich eine Änderung treffen, weil Sie mich so feierlich beschwören. Das ist rechte Weiberart, auf Suppe Gewicht zu legen, ich könnte sie das ganze Jahr entbehren. Glauben Sie denn im Ernste, daß ich geizig bin, mir wegen der großen Ausgaben hier Verdruß einrede oder gar aus Ökonomie mir etwas versage? Kennen Sie mich so wenig? Ich prahle nur mit meinem Geiz, im Grunde aber bin und bleibe ich ein Baruch. Und Sie sind in diesem Punkte auch eine Baruch, die größte *Übelhabterin*, die mir noch vorgekommen. Aber es ist nicht Ihre Schuld, das haben Sie von Ihrer Mutter geerbt. — Mit den *Hemden* hat es nichts zu eilen, an Windmachen halte ich [mich] noch nicht. Sie können also immer warten, bis mehrere fertig sind, und sie mir später schicken. Das ganze Dutzend brauche ich auf keinen Fall.

Seien Sie nicht besorgt, daß mich das Briefschreiben an-

strengt. Erstens ruhe ich mich dazwischen aus, und an meinem letzten Brief, wie Sie sehen können, habe ich ja 3 Tage geschrieben. – Die Wiesbader Rezepte brauche ich nicht. Der Vogler scheint dem Lehr spinnefeind. Auch gibt es keine größeren Antagonisten als die zwei.
Ich werde Ihnen wahrscheinlich, wenn mir der Himmel etwas Witz beschert, in diesen Tagen einen kleinen Artikel für das *deutsche Journal* schicken, worin ich gegen das hiesige *Weißbrot* und *Mürbs* losziehen werde. Es ist eine wahre Schmach für die hiesige Polizei und die Brunnenärzte, solches unverdauliches giftiges Zeug zu dulden. Die Milchbrote sind nicht zur Hälfte ausgebacken, fast ganz der rohe Teig. Ich weiß mir gar nicht zu helfen und muß mich beim Frühstück an Zwieback halten, die hier aber auch nur Einback sind. In Frankfurt würde die Polizei solche Semmel in den Main werfen und die Bäcker bestrafen. Überhaupt werde ich, wenn ich nach Frankfurt [komme], es nicht länger verschieben und – wahrlich nur des allgemeinen Besten, nicht meiner persönlichen Klagen willen – alle die Mißbräuche bekanntmachen, die ich in Ems schon seit 5 Jahren beobachtet, besonders das elende Betragen der Brunnenärzte. Ich bin überzeugt, daß ich dadurch Gutes stiften und die Nassauer Regierung, die für Bäder- und Medizinalpolizei überhaupt vortrefflich sorgt, veranlassen werde, die Klagen zu untersuchen und ihnen abzuhelfen. Unter den Bretzelartikel aber im *Deutschen Journal* werde ich, weil ich noch hier sein werde, wenn er gedruckt wird, einen falschen Namen setzen.
Adieu liebe Köchin. Nur alles weiter gut besorgt. Mir ist in einem fort angst, daß mich meine Cousine besucht, die nicht anders spricht als *höööööööööören* Sie Herr Vetter. O wie wird man die Mischpochen los [. . .]. Eine Mad. Heinemann aus Braunschweig, eine Jüdin, geborne Berlinerin, hat dem Speier geäußert, sie möchte mich gern

kennenlernen. Ich ließ ihr sagen, wenn sie mir etwas schickte, dürfte sie mich besuchen. Zwei andere Judenweiber, die sehr Hochdeutsch sprechen, haben mich im Garten angeredet. Wäre ich nur kein Barje, das ist mein Unglück. Die Äser sind stolz auf mich.

Börne.

263.

Nr. 7 *Ems, Montag, d. 13. Juli 29*

Erkundigen Sie sich doch, was der Dr. Meier macht, und teilen Sie mir es mit. Von meiner Cousine öö habe ich erfahren, daß meine Schwester noch in Frankfurt ist, um die Schwangerschaft ihrer Tochter, der Madame Baruch, zu beobachten und zu leiten. Was wird Bruder Philipp seufzen, wo er Brot herbekömmt, seine gute Hoffnungen zu füttern! Soll ich ihn unterstützen? – Etwas sehr Nötiges bei meiner guten Hoflieferantin zu bestellen, habe ich vergessen, nämlich *Federzahnstocher*. Sollte man glauben, daß man solche hier nicht bekommen kann? Noch etwas anderes brauche ich nötig. Mein Uhrband ist wieder zerrissen. Ich möchte mir aber diesmal etwas Schöneres kaufen. Flörsheim der Große, den Gott segnen möge, trug, wie ich in Wiesbaden bemerkt, ein Uhrband von goldnem Flechtwerk. So eine möchte ich haben, das kann nicht viel kosten. Oder sollte es zu teuer oder nicht dauerhaft sein, kaufen Sie mir (bei Bing) eine schwarze geflochtene, von Stelle zu Stelle mit goldnen Ringen versehene. Den großen Flörsheim habe ich mir zum Muster genommen. Beim Spaziergehen sehe ich mir unaufhörlich auf die Füße, obzwar aus andern Gründen als jener; aber die schöne Gewohnheit wird mir bleiben.

Heute habe ich zum ersten Male gebadet. Ich bin ganz glücklich, daß ich nur endlich einmal den Anfang machen konnte. Das viertelstündige Bad hat mich aber so matt gemacht, daß ich kaum die Beine aufheben konnte. Das

gehört zur Geschichte. Übrigens ist es mir gut bekommen, und ich befinde mich sehr behaglich. Ich habe ein prächtiges Marmorbad, ein geräumiges Zimmer mit Fußdecke, Sessel, Tisch und was sonst dazu gehört. Conrad ist natürlich dabei. Als ich im Bade saß, hatte ich folgenden großen Gedanken. Der Mensch überhaupt, besonders aber der Gelehrte und am besondersten der Dr. Börne ist doch ein großes Schwein! Seit 12 Monaten ist das der erste Tropfen Wasser, der auf meinen nackten Leib kömmt. Und dabei soll man gesund bleiben! – Goddelkumm! Herr Hiller ist angekommen. Er sagte mir: später kömmt vielleicht auch meine Frau mit einem *meiner* Kinder!

Morgen, da ich wieder bade, werde ich wenig Zeit haben, auf Ihren eintretenden Brief zu antworten. Jetzt könnte wohl überhaupt mancher Posttag von mir ausgesetzt werden. Aber genieren Sie sich gar nicht, meine Gute, schreiben Sie mir nur immerfort jede Post, ich werde Sie darum gar nicht für zudringlich halten. – Ich habe heute eine Pfeife gekauft für Bernhard für 6 Tlr. und ein Messer für Samuel für 4 Tlr. Besseres und Teureres konnte ich nicht finden. Wenn es nötig ist, könnte man ja für Samuel noch etwas kaufen. Freilich nehmen sich 2 Stücke unanständig aus. Ich konnte aber nicht anders. Damenbesuche habe ich gehabt, von Hannchen Zimmern und von meiner Cousine. Im ersten Falle war ich zu meinem Leide, im anderen zu meiner Freude nicht zu Hause. Wenn ich den einen Fall von dem andern abziehe, bleibt viel Freude übrig.

„Das Wetter ist trübe", sagt der Conrad. Ich würde ihm einen Groschen geben für jedesmal, daß er das e wegließe und trüb sagte. Es macht mir Herzweh. Was kann ich aber tun? Trübe ist wenigstens richtig Deutsch. Die weiche gemütliche Bestie setzt aber auch aus lauter Liebherzigkeit ein e hin, wo es nicht gehört. Er sagt *reine*,

feine, kleine statt rein, fein, klein. Das ist ein Mensch wie das hiesige Weißbrot. Gar nicht ausgebacken. Ich möchte ihn mit seiner Geliebten sprechen hören.

Dienstag d. 14. Juli. Dank für die Neuigkeiten. Aber ich habe für nichts in Ihrem Briefe Sinn als für den *Milchkuchen*. Das ist ein himmlischer Gedanke! 8, ja 14 Tage bliebe er genießbar, wenn in Schokolade eingetaucht. Aber die kascherschte Köchin, die nie treife gegessen oder uneheliche Kinder gehabt, muß ihn backen, sonst bleibt er *sitzen*, was schrecklich wäre. Ich schäme mich nur vor der Maut, wenn es im Frachtzettel heißt: *Milchkuchen*. Wenigstens lassen Sie hineinsetzen: *Kuchen* oder *Backwerk*. – Mit meiner Bezeichnung der Posttage hat es ganz seine Richtigkeit. Himmlischer Vater, wie dumm sind Sie! Kann nicht in Paris an einem Sonntag die Post nach Frankfurt gehen und auch an einem Sonntag ankommen? Aber es ist nicht der nämliche Sonntag! So gehen an Sonntag und Dienstag die Briefe von Ems und Frankfurt zugleich ab. Aber den Brief, den ich am Sonntag erhalte, ist in Frankfurt Samstag, und den ich Dienstag erhalte, Montag geschrieben. Und so auch hier. Das hat Sie unbegreiflichen Schwachkopf irregemacht. Richten Sie sich nur nach meiner Angabe. – Es soll mir lieb sein, wenn es dem Campe mit meinen Schriften gut geht. Ich werde ihm auch in einigen Tagen schreiben.
O wai! Löbchen Zimmern kömmt in diesen Tagen hierher, seine Tochter abzuholen. Ich werde seine Wieder-Abreise festlich begehen. Aber das ist wahr, er nimmt ungemeinen Anteil an mir. In jedem Briefe an seine Tochter ist von mir die Rede. Er macht ihr, wenn sie nicht genug von mir schreibt, strenge Vorwürfe. Hannchen hat mich gestern wieder besucht und mich zum zweitenmal verfehlt. Wenn es nur unserm Milchkuchen nicht ergeht wie diesen getauften Zimmernstöchter, daß er

sitzen bleibt. Was macht denn Fanny Ochs? Kömmt sie nicht nach Frankfurt? Wie lange bleibt die Wölfin in Frankfurt?
Mein Geld ist gut verwahrt. Es liegt hinten im Koffer, der wohl verschlossen und überdies mit allen Riemen verklausuliert ist. Der Kofferschlüssel liegt in der Kommode, und den Kommodenschlüssel trage ich in der Tasche. Gestohlen wird mir mein Geld allerdings, nur auf eine andere Art, als Sie fürchten. Nähme es mir ein Dieb auf einmal, dann hätte ich es recht bequem, ich brauchte dann nur einen Posten in mein Buch zu schreiben. Aber 20 Diebe stehlen mir's täglich teilweise, machen mir mit Aufschreiben große Mühe, und gegen die hilft kein Schlüssel. Da ist der Hauswirt, der Doktor, der Speisewirt, die Wäscherin. Das Mittagessen kostet mich nicht 1 fl. 24 kr., wie ich geglaubt, sondern 1 fl. 36 kr. Der Bernhard wird nicht lachen, daß ich so viel Geld mitgenommen, wenn sich bei meiner Zurückkunft zeigen wird, wie wenig ich übrigbehalten.
Für einen Wagen kaufen bin ich nicht. Habe ich erst den, habe ich gewiß keine Geduld in Frankfurt. Adieu Engel, ich muß baden gehen.

B.

264.

Nr. 8 *Donnerstag, Ems, d. 16. Juli 1829*

Warum habe ich heute keinen Brief bekommen? Warum? Weil meine Krankheit und Ihre Sorge abnimmt. So gleicht sich alles aus im Leben. Der Hiller hat mich gestern an einem Tage zweimal besucht, mich aber nicht zu Hause gefunden. Warum besucht mich der Mensch, der doch in Frankfurt nie bei mir war? Ist das nicht die größte Dummheit oder Unbescheidenheit? Übrigens werden mich keine Besuche belästigen, da ich meiner Wirtin aufgetragen, es möge kommen wer wolle, zu sa-

gen, daß ich nicht zu Hause wäre, ausgenommen Mad. Wohl [. . .] trinkt aus einem Glase, das 2 Schoppen hält, damit er nicht lange hier zu bleiben braucht. Guter Gott, der alte Narr spart für seine Kinder! Den hat mir Dr. Reis über den Hals geschickt, der ist ja, glaube ich, [. . .]'s Arzt. Das will ich ihm gedenken. Ich habe jetzt schon dreimal gebadet, und es bekömmt mir sehr gut. Die Füße haben sich schon gebessert, aber die Schultern widerstehen noch. Der [. . .] Speier, den, als ich noch schwach war, ich mit kränklicher Menschenliebe ertrug, fängt jetzt auch [an], mir lästig werden. Zum Glücke geht er in einigen Tagen fort. Ferner ist eine Madame Kraus hier, eine Freundin der Speier, die sich zu mir stellt und setzt, wo und sooft sie mich findet und mich unterhält. Eine langweilige Plapplies und ganz eine Kleinigkeitskrämerin wie Ihre [. . .] Freundin.
Ihren lieben Brief habe ich diesen Abend erst bekommen. Der Briefträger sagte, die fahrende Post habe ihn mitgebracht. Aber wahrscheinlich lügt er, war der Brief schon heute morgen da, und er hat vergessen, mir ihn zu geben. – Um des Himmels willen, schicken Sie mir den Milchkuchen nicht mit der Post, das würde mich ja in ganz Ems lächerlich machen. Übrigens geht der Postwagen auch nur einmal wöchentlich, es ist also ebenso gut, wenn Sie ihn mit dem Fuhrmann schicken. Aber Unglückliche! warum zaudern Sie mit dem Schinken? Die ganze Woche freute ich mich darauf, der morgige Fuhrmann würde ihn mitbringen, und jetzt kömmt er nicht. 10 Pfund ist ja so viel nicht, und es ist gar nicht nötig, ihn mit einem zu teilen. Ich hätte (gelegentliche Gratifikation für Conrad mitgerechnet) 3 Wochen daran. Ich habe einen Keller im Hause, wo alles gut verwahrt ist und sich hält. Also mit dem nächsten Fuhrmann.
Was die Kakaobohnen betrifft, habe ich Ihnen denn nicht

geschrieben, daß ich ihn hier in der Apotheke nach Vorschrift des Arztes bereiten lasse? Ich trinke ihn täglich. Er wird leicht gebrannt und grob gemahlen und dann wie unfiltrierter Kaffee gekocht, so daß der Satz am Boden bleibt. Ich mache ihn selbst in meiner Maschine. Es ist ein vortrefflicher Trank, der mir besser schmeckt als Schokolade. Ich habe die Gesundheitsschokolade nur versuchen wollen, weil ich dachte, das wäre das nämliche, ich habe aber gespürt, daß er mir nicht so gut bekömmt als die Kakao. Der Arzt hat mir verordnet, ich solle *drei* Lot zu 2 Tassen nehmen. Ich fand das aber nach einigen Versuchen zu schwer und nährend für meinen Magen und verwende jetzt nur 2 Lot zu 2 Tassen. Ich werde mich künftig an diesem vortrefflichen Frühstück, das ja, wie wir von der Köhler wissen, sogar die homöopathischen Ärzte empfohlen, halten. Gesundheitsschokolade brauchen Sie mir also ferner nicht zu schicken. Den vorrätigen werde ich von Zeit zu Zeit trinken oder kauen. Sie sprechen von 4 Wochen hiesigen Aufenthalts, und ich werde Gott danken, wenn ich mit 6 Wochen durchkomme. Ich habe heute erst zum 4ten Mal gebadet, muß wenigstens 21 Bäder nehmen, und wenn ich die unausbleiblichen kalten, regnigen Tage rechne, an welchen ich nicht baden darf, werde ich von heute an wenigstens noch einen Monat hier bleiben müssen, und heute sind es schon 14 Tage, daß ich in Ems bin. Das Baden bekömmt mir besser, als ich erwartet habe. Den Badausschlag, den man gewöhnlich erst am Ende der Kurzeit bekömmt und der als ein Zeichen guter Wirkung angesehen wird, habe ich jetzt schon nach dem 4ten Bade. Mein ganzer Körper ist voll roter Flecken und sieht aus wie ein Panaché von Vanille- und Himbeer-Gefrorenes.

Daß der Savigny auch von Berlin weggeht, das wußte ich ja gar nicht. Wo geht er denn hin? Der Gans ist ein prächtiger Kerl, zieht durch seinen lebhaften geistreichen

Vortrag viele Zuhörer an, und es freut mich, daß er die zwei Pedanten, Mystiker und *Reschuem* aus dem Felde geschlagen. Der Hollweg soll ein ganz gewöhnlicher Mensch sein und hat seine Beförderung bloß Savignys Protektion zu verdanken.

Freitag, d. 17. Juli. Warum haben Sie sich aber vorgenommen, ängstlich zu sein, wenn ich eine Post aussetze? Es geht mir ja so gut, [wie] Sie es nur wünschen können. Unter den 4 Posten wöchentlich kommen Dienstag und Mittwoch zwei hintereinander, und da ich Mittwoch keinen Brief von Ihnen haben kann, so werde ich diesen Tag gewöhnlich aussetzen und also in der Regel wöchentlich 3mal schreiben. – Wie beneide ich die Lilly Schmidt um ihre Sennhütte. Das wäre jetzt so etwas Schönes für mich. Ich habe eine ungewöhnliche Sensualität nach reiner, besonders Bergluft. Ich gehe gewöhnlich bei gutem Wetter einen schönen Spazierweg, der den Wald hinaufführt, und bringe da 2 Stunden mit – Sitzen zu. Denn der Weg ist in 20 Minuten zurückgelegt. Und da oben ist mir ganz wohl, wenn die Luft frisch ist. Aber das ist selten der Fall. In Ems ist die Luft entweder schwül oder kalt. Wir sollten nach vollendeter Kurzeit noch eine kleine Schweizer Reise auf mäßig hohe Berge machen; wenigstens sollten wir nach Baden, wo eine himmlische Luft ist. Es ist doch ein Beweis von Schwächung, daß mich die Luft so erquickt. Das Herz geht mir auf, wenn nur im Nebenzimmer, weit von meinem Sitze, das Fenster geöffnet wird. Dieses Gefühl hatte ich früher gar nicht.
Der Hiller erzählt mir viel von seinem Sohne in Paris. Was es der junge Mensch gut und wieviel besser hat, als wenn er ein jüdischer Kaufmann geworden wäre. Die berühmtesten Künstler besuchen ihn: Cherubini, Rossini u. a. Er kömmt in die vornehmsten Gesellschaften. Kürzlich war er bei Lafayette, wo er alle merkwürdigen

Staatsmänner, Deputierten getroffen. Lafayette zeigte ihm die Originalurkunde des amerikanischen Freiheitsvertrags, der vor 50 Jahren geschlossen. Ich alter Esel schäme mir die Augen aus dem Kopfe, daß ich so lange in Paris war und kaum einen berühmten Mann kennengelernt habe, was mir doch so leicht gewesen wäre. Schreiben Sie dem alten Esel oft und verzeihen Sie ihm seine langen Ohren wegen seiner langen Freundschaft.

Ihr B

265.

Nr. 9 *Ems, Freitag, d. 17. Juli 1829*

Nein, so ein lieber Engel gibt es nicht mehr, als eine gewisse Person ist. Ihre Mittel, junge unerfahrene Leute zu fesseln, sind doch unerschöpflich. Was war das heute wieder für eine angenehme Schachtel! Für den Verfasser der *Wage* gibt es kein größeres Entzücken, als jeden Freitag durch den Fuhrmann ein Paket zu bekommen. Ich gebrauche die Politik, den Frachtbrief mit dem Verzeichnisse der Sachen vor Öffnung des Pakets nicht zu lesen, sondern dasselbe zu öffnen und mich überraschen zu lassen. Alles, was Sie mir heute geschickt, ist sehr liebenswürdig, besonders die Lebkuchen. Sind das Baseler? Die Makronen muß ich mir noch aufbewahren.

Diesen Morgen war der [...] Speier mir wieder sehr zur Last. Er ging im Garten neben mir auf und ab und schwatzte mir den Kopf weh. Ich schickte meine stillen Gebete um Erlösung gegen den Himmel. Die Götter erhörten mich. Aeolus fuhr plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt aus mir heraus. Der [...] spuckte aus, ließ meinen Arm fahren, an dem er sich geführt, und eilte davon. Wer war unartiger, der Narr oder ich? Der Narr hatte es in seiner Macht, nicht auszuspucken, aber ich hatte sie nicht, Aeolus zurückzuhalten. Kann ich einen Gott bändigen, darf ich es?

Es ehre die Götter das Menschengeschlecht!
Sie tragen die Herrschaft in ewigen Händen
Und können sie brauchen, wie's ihnen gefällt.

Wie jauchzte ich über meine Befreiung! Wer mir ein Mittel gäbe, den Aeolus zu jeder Minute herbeizubeschwören, um die Narren zu verjagen, der wäre mein Freund! Mit den Hemden bin ich ganz zufrieden. Ich weiß recht gut, daß neue Leinwand nicht *klar* sein kann; so klar sehe ich auch. *Klar!* Von welcher Wäscherin haben Sie das Wort gelernt? Anprobiert habe ich die Hemden noch nicht. – Die Leute, die nicht wissen, daß ich als Rekonvaleszent hierhergekommen und die Krankheit schon im Rücken hatte, sondern die glauben, ich hätte die frische Krankheit mit hierhergebracht, können sich über meine schnelle Besserung nicht genug wundern, und sie wünschen mir Glück. Das werden nun die Interessenten dem Bade zuschreiben, vielleicht gar dem Arzte. Nun, diese Freude kann ich ihnen lassen, da ich den Vorteil davon habe. Die Juden sagen alle, ich sehe *um 100 Prozent* besser aus als vor einigen Tagen. Die Christen gebrauchen diese Redensarten nie. Hiller sagte mir, in Frankfurt habe er so viel Bedenkliches von meinem Übel gehört, und es freute ihn, mich gar nicht so schlimm zu finden. Es muß ihm wahrhaftig einer erzählt haben, ich wäre so etwas wie übergeschnappt, denn schon einige Mal hat er mich gefragt, ob mir der Kopf wieder *klar* wäre. Ich bin willens, ihm morgen obigen schönen Artikel vom Speier und Aeolus vorzulesen, daß er sehe, daß ich noch das alte Genie bin.

Samstag, d. 18. Juli. Ich habe heute dem Campe nach Hamburg geschrieben und ihn gebeten, mir seine Antwort unter Couvert an Dr. Reinganum nach Frankfurt zu adressieren. Wenn dieser einen Brief für mich bekömmt, nehmen Sie ihn in Empfang und schicken mir

ihn. — Ich lese jetzt die „Mémoires d'une Contemporaine", die mich sehr amüsieren. Das ist die Contemporaine, von welcher ich im 6ten Zinstaler gesprochen habe. Aber ihr Buch kannte ich noch nicht. — Der gute Berli hat den besten Willen gehabt, mich zu loben, aber unglücklicherweise ist er ein *Beheme,* der weder das Gehörige auszuziehen noch mich überhaupt versteht. Da hat er den Satz über *Vernichtung des Pöbels* so mißverstanden, daß er glaubte, ich hasse und verachte den Pöbel und wolle ihn totschlagen, da ich doch unter Vernichtung des Pöbels nur dessen Veredlung verstand. Wie dieser Berli ist das Publikum. Unter 100 Lesern versteht nur einer den Verfasser. Sollten Sie nur lesen, welche freundschaftliche achtungsvolle Briefe der Berli dem Speier hierher schreibt, und wie er darin von dessen *vortrefflicher Gemahlin* spricht. Der hat sich in das Speiersche Haus ganz hineingeschmeichelt und -gefressen. Auch hat vorigen Herbst der Speier den jungen Berli auf einer Reise nach Holland, London und Paris mitgenommen.

Löbchen Zimmern. Eine Novelle.

Ich wußte schon seit 8 Tagen, daß er heute hier ankommen würde. Ich bereitete mich auf diese fürchterliche Stunde durch alle die Trostgründe vor, die mir Religion und Philosophie darboten. Auch wußte ich, daß er nur komme, seine Tochter abzuholen und am nämlichen Tage wieder abreisen würde. Abweisen durfte ich seinen Besuch nicht, weil das gute Hannchen dreimal in meiner Wohnung war, mich zweimal verfehlt hatte und das dritte Mal von dem dummen Conrad abgewiesen worden war. „Weil Sie *schliefen*", sagte der elegante Redner, da ich darüber mit ihm zankte. Ich hatte Hannchen gebeten, wenn ihr Vater mich besuchen würde, ihn nachmittags zu mir zu schicken, weil ich nach dem Essen und Mittagsschlafe am muntersten und am geschicktesten bin, einen

unerträglichen Menschen zu ertragen. Jetzt saß ich nach 12 Uhr, als bald Essenszeit war, und las, kömmt mein Löbchen. Ich ließ ihn auf dem Sofa neben mir sitzen. Es dauerte keine 5 Minuten, und sein Geschwätz machte mir schon Kopfweh. Ich dachte, durch seine Tochter gewiß von meiner Schwäche unterrichtet, würde er mich beim ersten Winke sogleich verlassen. Ich rief also den Conrad und sagte ihm, er solle gehen, mein Essen zu bestellen. Jetzt dachte ich, der Jud wird aufstehen. Aber nein. Der schreckliche Mensch sagte: „Essen Sie zu Hause? Da esse ich eine Suppe mit Ihnen, ich habe Leibschmerzen und mag nicht an die Wirtstafel gehen." Als ich diese fürchterlichen Worte vernahm, dachte ich, der Donner erschlüge mich. Ich überlegte schnell, daß, wenn ich auf diesen Vorschlag einginge, der Jud bis 3 Uhr bei mir bleiben würde, bis seine Töchter (er hat Jettchen mitgebracht), die im Kurhause aßen, vom Tische kämen. Ich sagte also: Herr Zimmern, mein Essen kömmt erst in einer Stunde, das möchte Ihnen zu lange dauern. Ich will Ihnen lieber gleich eine Suppe holen lassen. Das war er zufrieden, und ich schickte Conrad nach der Suppe. Aber ehe dieser zurückkam, nahm meine Geduld mit Löbchen ein Ende, und ich sprach mit matter Stimme, nachdem ich mir zur Bekräftigung meiner Rede die Stirne mit Eau de Cologne gewaschen: Herr Zimmer, nehmen Sie mir's nicht übel, es wird mir übel. Darauf ließ ich meinen Kopf auf das Kissen neben mir sinken, stöhnte und schloß die Augen. Jetzt wird doch der Jud gehen! O nein. Er sagte: „Genieren Sie sich gar nicht", nahm ein Buch und las darin. Ich hätte ihm mit meinen Füßen, die nach ihm gerichtet waren, Tritte geben mögen. Als nach einigen Minuten Conrad mit der Suppe noch nicht da war, sprang ich vom Sofa auf und sprach: Herr Zimmern, seien Sie nicht böse, ich bekomme eine Ohnmacht, wankte nach meinem Bette und spielte ganz natürlich den

Ohnmächtigen. Löbchen nahm sein Käppchen und sagte: „Gut gut, ich gehe“ und ging. Er ging, wo er hineingekommen, vorn durchs Nebenzimmer, durch Conrads. Als er fort war, erhob ich mich aus meiner Ohnmacht und lachte vor Vergnügen. Jetzt höre ich Conrad zurückkehren. Ich springe auf und gehe ihm in seiner Stube entgegen. Wen finde ich da? ... Löbchen. Conrad hatte die Türe zugeschlossen, und er konnte nicht fort. Jetzt, da die Suppe da war, setzte er sich an Conrads Tisch und aß sie. Darauf zog er den Geldbeutel heraus. Ich fragte ihn: Herr Zimmern, Sie werden doch die Suppe, die Sie bei mir aßen, nicht bezahlen? Er erwiderte, nun, ich werde doch dem Bedienten ein Trinkgeld geben dürfen! Das ließ ich gelten, ging wieder nach meinem Bette und legte mich in Ohnmacht. Als er fort war, fragte ich Conrad, wieviel er ihm gegeben? Er sagte, Trinkgeld habe er ihm eigentlich nicht gegeben; er habe gefragt, was die Suppe koste, und habe diese bezahlt. Ist das nicht ein doppelt elender Jud? Erstens, daß er mich plagt und Suppe bei mir essen will, die er ja in jedem Gasthofe haben kann, und zweitens, daß er so unverschämt ist, die Suppe in meinem Zimmer zu bezahlen. Wahrscheinlich blieb er aus Geiz von der Wirtstafel weg, wo doch seine beiden Töchter aßen. Oder die Sache kann noch anders gedeutet werden. Hannchen Zimmern blüht wie eine Rose. Und ihrer Gesundheit wegen war sie gewiß nicht hier. Sie kam in Begleitung der Professorin Puchelt aus Heidelberg. Löbchen hat sie wahrscheinlich in dieser christlichen Gesellschaft das Bad besuchen lassen, weil er versuchen wollte, ob nicht ein echter koscherer Christ an seiner Tochter als Mann hängen bliebe. Jetzt dachte mein Löbchen, was soll ich noch am letzten Tage um einer Stunde willen mit meinem jüdischen Gesichte mich in den Kursaal setzen, mich als Vater darstellen und alles verraten und verderben? Und darum setzte er mich in Verzweif-

lung mit seinen Leibschmerzen und seiner Suppe. Löbchen soll Leibschmerzen haben! Woher? Ein Geizhals hat nie Leibschmerzen.

Ende der Novelle

Stellen Sie sich nur einmal vor, der Conrad ist ein Poet! Vorhin brachte er mir beiliegendes Gedicht,* das er im vorigen Jahre für eine Freundin gemacht. Lesen Sie und staunen Sie. Sie müssen nicht übersehen, daß die Anfangsbuchstaben der Verse, herabgelesen, den Namen Johannes Wagner bilden. So ein Genie von Bedienten gibt es nicht mehr. Ich fange an, mich vor ihm zu fürchten. Er ist vielleicht heimlich ein großer Schriftsteller und rezensiert mich einst fürchterlich.

Sonntag d. 19. Juli. Als ich heute Ihren Brief mit der fürchterlichen Nachricht bekam, daß ich den Milchkuchen durch die Post erhalten sollte, geriet ich so in Zorn,

* Am 35sten Geburtstage meines teuren Gatten, Johannes Wagner, gewidmet von dessen treuen Gattin, Elise Wagner, geb. Leckert. Kassel, am 17. Januar 1828.

Jubelnd kehrt zurück ein Tag mit Wonnefreuden,
O! geliebter Gatte, heut Dein Lebenstag.
Heut möcht' gern ich Freuden Dir bereiten,
An mein treues Herz Dich drücken, ist, was ich vermag.

Nimm' auch hier ein Kuß von meinem Munde,
Nimm' aus Liebe Du ihn gütig an.
Er erinn're Dich an jenem schönen Bunde,
Seit Du mich nanntest Weib, und ich Dich Mann.

Wie wonnig diese beiden Namen klingen,
An denen Gott selbst große Wunder tut.
Gott selber schuf nach allerschaff'nen Dingen
Nun Mann und Weib, und sieh', es war sehr gut.

Es zollt mein Herz dem Schöpfer heißen Dank.
Reich bin ich im Besitz von Deiner treuen Hand!

daß ich Sie wollte hinrichten lassen. Denn ich glaubte, die fahrende Post käme nur jeden Donnerstag hier an, und bis dahin wären die guten Sachen trocken geworden. Bei nährer Erkundigung erfuhr ich aber, daß auch heute abend eine kömmt, und da habe ich die Strafe für Ihren Ungehorsam gemildert, und Sie sollen bloß durchgeprügelt werden. Das haben Sie wenigstens verdient. Allerdings machen Sie mich lächerlich. Mit Schlangenbad ist es ein anderer Fall. Das ist viel näher als Ems, und dort kann man nichts haben. Es hätte ja Zeit gehabt bis Mittwoch. Indessen werde ich alles mit dem größten Appetit verzehren, trotz meiner Wut. Ich bin sehr begierig auf Ihre Schinkenmoral, und ich werde sie befolgen, wenn sie nicht gar zu streng ist. Schachteln, Uhrbänder werde ich Ihnen so bald als möglich zurückschikken. Wenn es nur tunlich ist! Der Fuhrmann Köhler wohnt eigentlich nicht in Ems, sondern zwischen hier und Schwalbach. Ich werde Erkundigungen einziehen.
21 Bäder werde ich wenigstens brauchen müssen. Natürlich werde ich zu seiner Zeit den Arzt darüber konsultieren. Bis jetzt habe ich erst 5mal gebadet. Gestern wie heute mußte ich aussetzen des schlechten Wetters wegen, das anzuhalten scheint. Das ist zum Verzweifeln. Das Bad bekömmt mir über Erwartung gut und greift mich auch nicht sehr an. Nur die ersten Male fühlte ich mich matt, was aber dem stärksten, gesündesten Menschen auch widerfährt. Ich war anfänglich sehr ängstlich, habe aber sogleich gespürt, daß, was mir auch fehlen mochte, Eingenommenheit des Kopfes, Magenübel oder andere Nervenverstimmungen, sie das Bad augenblicklich hob. — Der Narr Speier reist heute ab. Ich habe ihm aufgetragen, Sie zu besuchen und Ihnen Nachricht von mir zu geben. „*Nicht um hundert, um zweihundert Prozent sehen Sie jetzt besser aus*“, sagte mir der Narr beim Abschiednehmen.

Aus der *präparierten Kakao* kann ich nicht klug werden, und ich weiß nicht, wie sie zu gebrauchen. Beim Kochen muß ja das ein Brei geben, wie Schokolade, der gequirlt werden muß. Oder setzt sich da was zu Boden wie bei den puren Kakaobohnen? Und worin unterscheidet sich präparierte Kakao von Gesundheitsschokolade, die ja auch nichts als Kakao enthält? Übrigens schreiben Sie mir gelegentlich Ihre weise Ansicht darüber. Ich werde diese Sachen nur genießen, weil sie einmal da sind, mich aber gewöhnlich an meine Bohnen halten.
Ich habe mich anders besonnen, ich erlasse Ihnen alle Strafe, und Sie sollen auch nicht einmal geprügelt werden. Im Gegenteil, ich küsse Ihnen tausendmal die Hand für alle die Güte und Sorgfalt, die Sie mir armem Sünder erzeigen. Heute abend, wenn der Schinken kömmt, werde ich sehr gerührt sein und wahrscheinlich einige Tränen vergießen.
Der reiche dicke *Berne* ist hier. Nun wollte diesen Morgen der Briefträger dem Conrad einen Brief an Berne für mich geben. Da das auch umgekehrt geschehen kann, so kann es sich treffen, daß Berne mein Paket erhält. Wenn der aus Unachtsamkeit es öffnete und Ihre Schinkenphilosophie läse, das gäbe ein Gegenstand der Médisance für den ganzen Winter in Frankfurt. Ist Ihnen nicht angst?

Ihr B.

266.

Nr. 10 *Montag, Ems, d. 20. Juli 1829*

Ich habe die Schachteln richtig erhalten. Ungeheuer! Ich habe 1 fl. 40 kr. Porto zahlen müssen. Durch den Fuhrmann hätte es nur 24 kr. gekostet. Der Milchkuchen sieht appetitlich aus, ich werde ihn morgen früh anschneiden. Der Schinken hat auch gutes Ansehen. Viel ist es nicht, denn die Hälfte ist Speck und nicht genießbar. Ich werde ihn heute zum Abendessen versuchen. Aber

Ihre Schinkenmoral ist zum Lachen. Conrad zwar ist so dumm wie Sie, und wenn ich sagte: kosten Sie einmal den Schinken, denn, wenn er nicht ganz gut ist, mag ich ihn nicht – würde der ehrliche Narr sagen: o er ist vortrefflich! statt, wenn er ein Bedienter wäre, wie er sein sollte, ein Intrigant, er sagen würde, der Schinken ist schlecht, damit er ihn allein für sich behielte. Aber meine Hausleute, die soll ich um ihre Meinung fragen und soll abwarten, wie sie den Schinken verdauen? O wie dumm sind Sie! Die würden sagen: pfui er stinkt. Und was die Verdauung betrifft, so ist mein Wirt ein Gärtner, sein Sohn ein rüstiger Bengel, seine Tochter eine Wäscherin. Die können Steine verdauen. Seien Sie doch außer Sorge, was kann denn an einem Schinken Bedenkliches sein, sobald er nicht riecht? Auch wird er mir nicht verderben, er hängt in der Rauchkammer meines Wirts. Auch wird mir nichts davon gestohlen, das habe ich erprobt an einem Pfund Butter, das ich ihnen in Verwahrung gegeben. Aber ich werde den Schinken zu einem nützlichern und schöneren Gebrauche verwenden als zum Essen. Ich werde mich damit bewaffnen wie mit einer Keule (diese Form hat er ja ganz) und am Brunnen und im Garten die abscheuliche Rotte von Juden von mir abhalten. Es wimmelt hier von Juden. Da ist eine Gans aus Kassel, wohnhaft in Offenbach, verheiratet mit einem Breidenbach; da ist die Witwe Bummer, die selige Hamburger Braut, die vergnügt, geputzt und leichtfüßig an dem Arme eines gar nicht uneleganten Herrn herumhüpft. Da ist der Hiller, der aus dem Traume schwatzt und erzählt, er habe einen Sohn in Paris, da sind noch 20 andre. Sie kommen mir zwar nicht nahe, denn ich sehe aus wie Fliegengift, aber auf meiner Hut muß ich beständig sein. Ich schrieb Ihnen von einem gewissen Frank, einem jungen Literaten aus Breslau, der hier ist mit seiner Mutter, die einen Kropf, mit einer Schwester, die ein breites Maul hat, und

mit noch zwei kleinen Geschwistern. Ich dachte in meiner Unschuld an gar nichts, der Frank stellte mich seiner Familie vor, und hol mich der Teufel, das sind auch Juden. Der Frank ist verreist und läuft am Rhein umher, und da muß ich aus Artigkeit mich zuweilen im Saale zu einem Kropf, einem breiten garstigen Maul und zwei Chuzpebinimer von Kindern setzen. Den Hiller halte ich mit Feinheit zurück. Ich erzählte ihm so viel von meinem schwachen Kopf und daß ich ihn nicht *ansehen* könne, ohne daß mir *übel* wird, daß es mir der Esel glaubt und mich in Ruhe läßt. Natürlich fällt es mir leicht, diese Rolle zu spielen, da ich früher im Ernste schwach wurde, wenn ich aufmerksam mit einem sprach. Aber der ungeheuere Esel redet mich darum doch alle Tage kurz an und sagt mir mit seiner weichen Stimme: hören Sie, ich besuche Sie jetzt nicht eher, bis Sie mir's sagen. *Entschuldigen* tut er sich! Am meisten Mühe machte mir meine Bonner Cousine. Es ist eine Madame Kaufmann, Schwester des Samuel Baruch, der Ihnen ja früher bekannt war, hat wie ihr Bruder einen starren, lauernden, schurkischen, lieblosen Blick und ist mir ganz unerträglich. Übrigens ist sie [ein] Nichtsnutz der ersten Sorte. Sie hat eine jüngere Verwandte bei sich als Koscherzettelchen. Mein Gott, der ganze Jordan könnte über sie herströmen, und sie würde nicht koscher. Gestern war ich ganz infam grob gegen sie, und ich denke, sie läßt mich jetzt gehen. Ich war im Saal, und es regnete stark. Conrad stand wie gewöhnlich an der Saaltüre mit dem Schirme und wartete auf mich. Da kömmt die Cousine an und sagte, sie wolle nach Hause, habe keinen Schirm, ich solle sie von meinem Bedienten nach Hause führen lassen. Ich erwiderte ihr: ich ginge selbst fort und könne den Schirm nicht entbehren. Da sagte sie: sie wolle warten, bis ich weggegangen, und ich solle dann den Bedienten zurückschicken. Ich antwortete kurz und trocken, ich könne we-

der Schirm noch Bedienten entbehren, und wandte ihr den Rücken. Die wollte den Conrad wahrscheinlich während ihres hiesigen Aufenthaltes in Kippe mit mir nehmen, und nach rechter Judenart hatte sie früher mit dem Conrad als mit mir unterhandelt. Sie ist ein unverschämtes Ding. Gleich beim ersten Male, daß sie mich traf, forderte sie Tee von mir und Eau de Cologne, und ich solle ihr eine Uhr leihen. Der Dr. Reinganum kann sich vor mir verkriechen, ich bin ein größerer Rusche als er.
Ich werde von den *Uhrbändern* die mit den Ringen behalten und auch ein seidnes. Doch will ich abwarten, was Sie mir morgen in Ihrem Briefe über diesen Gegenstand noch zu sagen haben möchten. – Das Wetter ist wieder so abscheulich wie möglich, schon 3 Tage habe ich das Baden aussetzen müssen. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich anfange, wenn das schlechte Wetter anhält oder nach Zwischenräumen von wenigen schönen Tagen immer wieder eintritt. Das Baden einige Tage und dann wieder aussetzen hilft gar nichts. Fragen Sie doch den Reis oder den Stiebel, ob im Notfall und wenn hier die schlechte Witterung fortdauert es kein anderes Bad gibt, das Ems einigermaßen ersetzen kann. Vielleicht *Baden*, das gelinder als Wiesbaden, soviel ich weiß für Gicht und Rheumatismen gut ist, vielleicht gar *Soden*. Ich muß durchaus vor dem Herbste meine Glieder sauber machen, sonst bekomme ich den Winter das Übel wieder, wenn auch nicht die heftige Krankheit, wie ich sie gehabt, doch wenigstens chronische Rheumatismen. Das Fragen deshalb bei meinem hiesigen Arzte würde gar nichts helfen, denn die hiesigen Ärzte sind niederträchtige Menschen, die ihre Kranken, sobald sie nur keinen Todesfall befürchten, der ihr Bad in Mißkredit bringen könnte, nie in ein anderes Bad schicken, und wenn sie noch so gut wissen, daß sie in Ems nicht geheilt werden können. Sooft ich beim Vogler über das Wetter lamentiere, sagt er:

Sie haben ja Zeit, das Wetter wird sich bessern. Der wäre imstande, mich bis zu Weihnachten hier zu behalten. Das Schlimme ist, daß ich nicht im Kurhaus wohne, da könnte ich bei jedem Wetter baden. So aber muß ich über die Straße gehen und mich Erkältungen aussetzen. Sagen Sie nicht, ich hätte das vermeiden können, wenn ich mir im Kurhaus ein Logis bestellt. Denn erstens müssen die Bestellungen vor dem 15. April gemacht werden, und zweitens bekommen nur die Edelleute Zimmer im ersten Stocke, die Bürgercanaille aber wird in den 2ten, 3ten und 4ten Stock einlogiert; da ich herkam, hätte ich so hoch gar nicht steigen können. Ich könnte jetzt noch ein Zimmer im 2ten Stock haben, das in diesen Tagen leer wird, aber der Conrad könnte nicht in meiner Nähe sein, sondern müßte im 3ten Stock wohnen. Also fragen Sie unsere Ärzte um Rat. Sie brauchen mir darüber nicht gleich in Ihrem nächsten Briefe Bescheid zu geben; denn in jedem Falle, auch bei schlechtem Wetter, würde ich noch den ganzen Juli hier bleiben, um wenigstens meine Trinkkur zu [ver]vollständigen.

Dienstag, d. 21. Juli. Sie haben in Ihrer gestrigen Schinkenpredigt mich auf Ihren heutigen Brief verwiesen, worin Sie mir noch von den Uhrbändern schreiben wollten. Sie haben das aber vergessen. Es bleibt also bei meinem Obigen. Ich werde Ihnen mit der nächsten Gelegenheit eine der Schachteln zurückschicken und diese mit Sachen, die ich nicht brauche, baumwollene Strümpfe etc., vollmachen und die eine der goldnen Ketten hineinlegen, ohne daß ich dieses grade in dem Frachtbriefe bemerken werde. Wegen des Schinkens seien Sie unbesorgt, ich habe ihn gestern abend versucht. Nun hat er mir zwar nicht so gut geschmeckt als der hiesige, ich kann aber noch nicht von seinem Werte urteilen, denn ich habe ihn auf der schlechtesten Seite angeschnitten. Fehler, die

ihn schädlich machen, hat er auf keine Weise, und er ist mir sehr gut bekommen. Heute abend aber, wo ich ihn von der rechten Seite anpacken werde, wird sich zeigen, ob er von Adel ist. Der Milchkuchen wurde diesen Morgen zum Frühstück probiert. Ganz köstlich. Die Lebkuchen sind gut, wenn auch keine Baseler. Ich esse ein paar Mittag zum Dessert. Das Gewürz schadet mir nicht, ich habe ja keine Fieber mehr. Jetzt wüßte ich aber auch gar nicht mehr, was ich noch brauchte, ich habe alles. Ich möchte Sie freilich gern schikanieren. Ich möchte gern ein *Chusenschabetche* haben, aber ich fürchte, das schikken Sie mir nicht.
Es ist mir recht lieb, daß Sie die Speier besuchen wollen. Ich hätte Sie darum gebeten, wenn Sie nicht selbst den Vorsatz gefaßt. Sie hat zwar hinten einen Fehler und ist vorn nicht liebenswürdig, sie ist aber doch eine gute Frau und von unabschreckbarer Artigkeit. Gehen Sie doch einmal zu Tische bei ihr, wenn Sie sie zugleich mit Schmitts einladen sollte. Was macht denn mein liebes *Bißchen*? Diesen Morgen am Brunnen hat mich eine alte Schachtel angeredet, die aussieht wie eine Gelehrte und der an meiner Bekanntschaft viel gelegen zu sein schien. Ich hoffe zu Gott, daß es keine Jüdin ist. Ihre Anrede war die nämliche, wie die der übrigen Unbekannten, die bisher ein Gespräch mit mir anknüpfen wollten: „Das Bad muß Ihnen gut bekommen, Sie sehen ja viel besser aus.“ Da sie nicht von Prozenten sprach, wird sie wohl keine Jüdin sein. Doch hat mir gestern auch ein Christ gesagt: Sie sehen ja um 50 Prozent besser aus. Es war aber freilich ein Croupier von der Bank, und zwischen Spielern und Juden ist kein großer Unterschied.
Der Berne, der hier ist, heißt David Berne. Er ist nicht der mit der dicksten Schnauze, sondern der mit der dicken. Ich schreibe den heutigen Artikel mit einer Metallfeder, die miserabel geht. Madame Bummer erschien diesen

Morgen am Brunnen einfach gekleidet, aber sehr geschmacklos. Sie trug einen schwarzen Kattun mit roten, gelben und grünen Sternen, die fast so groß waren wie die am Himmel. So ein ledernes Käppchen, wie ich in Wiesbaden gesucht, habe ich hier sehr schön gefunden und gekauft. Roter Saffian, schwarze Trottel und mit Seide gefüttert. Ich sehe darin aus wie Canaris. Es ist aber um 75 Prozent kleiner als meine rote Tuchmütze, und ich kann es also bei diesem kalten Wetter noch nicht tragen. Die Mütze ist aus einer Wiener Fabrik.
Die kleine Lahn hier ist durch Regen so angeschwollen, daß sie fast so breit ist als der Main, die Schiffbrücke hat abgenommen werden müssen. Einer, der gestern vom Rheine kam, sagte mir, die Passage wäre fast gesperrt, die Chausseen wären überschwemmt. Seien Sie gefaßt darauf, daß vielleicht wegen des großen Wassers die Post zwischen hier und Frankfurt aufgehalten werden könnte, ob ichs zwar nicht fürchte, da bei Nassau nur die Lahn zu überschreiten ist, über die man mit einer Fähre setzt. Doch könnten vielleicht diesseits die Wege unter Wasser kommen. Das ist nur von mir eine wahrscheinlich unnötige Besorgnis, um Ihrer Ängstlichkeit zuvorzukommen, wenn ein Brief ausbliebe. Adieu meine gute Lieferantin. Börne

Ich muß ein Couvert um den Brief schlagen, ob es zwar das Porto verteuert, aber das schlechte Papier läßt unsere Geheimnisse zu sehr durchscheinen. Man muß vorsichtig sein. Ich bin nicht wie Sie, die wie ein Husar über Zaun und Graben durch das Leben galoppiert, ich bin vorsichtig.

267.

Nr. 11 *Ems, Donnerstag, d. 23. Juli 1829*

Also zuerst von der Wohnung, und dann Zank. Unmittelbar von Ems nach Frankfurt zu kommen, bin ich keines-

wegs willens. Ich möchte vorher noch ein wenig umherwandern und -kutschieren, mehr des Nutzens als Vergnügens wegen; denn zu einer weiten interessanten Reise hätte ich ohne Sie doch keine Lust. Erst gegen den Herbst, Ende September, werde ich das schöne Frankfurt sehen, wenn es ja unabänderlich beschlossen ist, daß ich den Winter dort bleiben soll, nämlich, daß Sie dort bleiben, denn von dem einen hängt das andere ab. Gleich eine schöne eingerichtete Wohnung zu finden, wäre nun freilich sehr angenehm für mich. Es war ursprünglich unser Plan, daß wir beisammen wohnen sollten, warum ist das aufgegeben? Ich sehe freilich ein, daß Sie nirgends besser sein können als bei der Schnapper, und billige ganz, daß Sie dort bleiben, wie wird es aber dann mit mir? Ohne weibliche Bedienung kann ich nicht sein, mein Bedienter kann und soll die Dienste einer Magd nicht verrichten, und wo finde ich die, wenn ich allein wohne? Wie ist es ferner mit dem Essen? Werden Sie denn eigene Wirtschaft führen und soll ich denn nicht bei Ihnen essen? Ins Wirtshaus mag ich nicht gehen und wäre auch, da ich für den Bedienten besonders zahlen müßte, zu kostspielig. Wenn ich aber bei Ihnen essen soll, wäre eine unerläßliche Bedingung, daß Sie eine *christliche* Köchin anschafften, und zwar eine gute, wenn sie auch größern als gewöhnlichen Lohn forderte; denn die jüdische Küche ist mir durchaus zuwider. Wenn Sie überhaupt mir zu Wunsch sein und mich dafür, daß wir nicht zusammen wohnen, so viel wie möglich entschädigen wollen, müssen Sie mir versprechen, keinen jüdischen Dienstboten ins Haus zu nehmen, auch die Lene nicht, keinen Fridolin. Man muß sich rein halten, so viel wie möglich. Die Wohnung bei Reiz ist der Beschreibung nach schön und zweckmäßig. Die Lage des Hauses kenne ich, auch die Hausleute. Mit Reiz würde ich gut harmonieren. Ich habe ungemeines Interesse für die Garten-

baukunst, eine der schönsten der schönen Künste, ich würde also mit Reiz gern und viel von seinem Fache reden. Aber wie kann ich auf ein ganzes Jahr mieten, da ich ja noch weniger als Sie im Sommer mich in Frankfurt gedulden würde. Ich zahlte als 250 fl. bloß für den Winter. Haben Sie das bedacht? Ich meine, wenn Sie das Logis auf 8 Monate bekommen könnten, vom 1. September bis Ende nach April (und zwar für ²/₃ von 250 fl.) könnte man es eher tun. Übrigens letzteres auch dann nur sogleich, wenn zu befürchten ist, daß die Wohnung weggenommen. Ohne diese Besorgnis wäre immer besser, man zauderte. Überlegen Sie das. Können Sie das Logis auf 8 Monate haben (vom 1. Sept. an gerechnet und zwar 166 fl.) so ermächtige [ich] Sie, es gleich zu mieten, insofern die Zweckmäßigkeit für mich außer Zweifel. Am Eingang wäre mir nichts gelegen. Ist zu fragen: ob im Hause ein Mädchen ist, das die weiblichen Arbeiten für mich verrichten kann. Sind die Mansarden solcher Art, daß der Bediente da schlafen kann? Denn die 3 Zimmer unten möchte ich für mich behalten. Wegen der Möblierung würden wir später eine Übereinkunft treffen. Wie vergnügt wäre [ich], wenn ich nach Frankfurt käme, eine schöne bequeme Wohnung eingerichtet zu finden! So gut habe ich es eigentlich noch nie gehabt, und Sie würden gewiß alles zu meiner Zufriedenheit besorgen. Ich werde ein Haus machen, daß man davon sprechen soll.

Jetzt Zank! Warum schicken Sie mir wieder Milchkuchen? Welche Aufführung! Welche Unbescheidenheit! Ich habe ja von dem frühern erst ein Dritteil gegessen. Ich brauche gar nichts mehr, außer später die neue Wäsche, soviel fertig wird, *Windsor-Seife* und was ich in der Folge noch befehlen werde. Unterstehen Sie sich nicht, mir noch etwas zu schicken. – [– – –].

Habe ich Ihnen denn geschrieben, daß mir die Juden auf

dem Halse liegen, weil sie mich zur Grobheit aufmuntern? Keineswegs, es kömmt mir keiner nahe, nur ärgert mich, daß ich immer gerüstet, auf dem Kriegsfuß sein muß, sie fernzuhalten. Ich kann Ihnen gar nicht genug erzählen, was die Leute (nämlich die Leute comme il faut, die gebornen Schinkenfresser), für Teil an meiner schnellen Besserung nehmen. Sooft ich mich nur öffentlich zeige, kömmt ein anderer zu mir und drückt sein Erstaunen aus, wie ich in so kurzer Zeit geändert. Bei einigen mag es Teilnahme sein, bei andern ein Vorwand, meine Bekanntschaft zu machen, bei den meisten aber ist es nichts als ein obzwar verzeihlicher Egoismus. Da natürlich jeder hier Heilung sucht, so muß es jeden freuen, an mir ein so auffallendes Beispiel von guter Wirksamkeit des Bades zu sehen. Diesen Morgen trat auch eine schöne Frau zu mir mit der gewöhnlichen Anrede. Der war es aber zu tun, mit mir anzuknüpfen, denn ich habe oft bemerkt, daß sie mir im Garten neugierig nachgesehen. Es ist die Frau v. Mörs aus Frankfurt, die auf der Zeil wohnt. Ich lasse aber Christen wie Juden stehen, denn ich bin sehr tolerant.
Heute ist herrliches Wetter, und es scheint Dauer zu haben. Ich habe wieder gebadet. Das ist das 6te Bad. Man muß Geduld haben, es geht alles vorüber. — Gewiß hatten Sie recht, die Auguste nicht zu Berli gehen zu lassen. Die Frauenzimmer, die dorthin kommen, sind zwar nicht unanständig, doch nicht weit her. Übrigens kommen meistens Schauspielerinnen hin. Doch das unter uns, denn Berli ist ein gefährlicher Feind. Mit Schmitt ist es ein anderes, der mag hingehen, wenn es ihm gefällt. Ordentliche Herrn trifft man dort zuweilen. Doch wird er es bald satt werden. Berlis sind entsetzlich unverschämt und zudringlich. Schmitt muß seinen Tee und Wein, den er dort genießt, abklavieren, da kömmt er nicht so leicht fort. Ich übrigens, der [ich] nichts gelernt

habe und mit nichts bezahlen kann, ich habe mich immer dort amüsiert, und Mutter und Tochter Berli haben mich sehr lieb. — Nicht zu vergessen! Die Witwe *Bummer* trägt abends ein lilaseidnes Kleid, weißen Schal, Strohhut mit Schleier und nimmt sich sehr gut aus. — Die Juden hier vermehren sich ungemein. Sie laichen ordentlich. Vorgestern abend stößt mir der kleine Getz auf, mit Frau und seines Bruders Moritz Tochter. Meine Nase hatte gerade meinen Rock etwas beschmutzt. Er bemerkt dies und sagt mit seiner gewöhnlichen Chutzpe: „Macht Euch ab, *Schwein.*" Ich erwiderte: „Seid Ihr Frankfurter Juden noch immer so ungezogen wie sonst?" *Er*: „wieso?" *Ich*: „Nun, ich denke es, weil Sie Schwein zu mir sagen." Darauf ließ ich ihn mit seinen Weibsleuten stehen und ging. Mich ein Schwein zu nennen! Ist das nicht die größte Ungerechtigkeit? Den andern Morgen kam er am Brunnen wieder zu mir; ich fertigte ihn aber kurz und trocken ab. Er reiste bloß durch. Der Schnapper aus Wien war auch hier. Der Mensch sieht sehr dumm und *blöde* aus. Früher kannte ich ihn als lebhaften Menschen. Sein Schwager Wertheimstein war mit ihm, ein *Blondin*. Wenn der einen Juden zum Vater hatte, lasse ich mich hängen!

Freitag, d. 24. Juli. Heute ist das Wetter herrlich, und der Barometer steht, wie mein Herz, auf beständig. Der Schinken ist vortrefflich, ganz wie der hiesige. Ich hatte ihn auf der schlechten Seite angeschnitten. Conrad bekömmt den Speck, welches eigentlich das Beste ist. — Lassen Sie sich doch nicht weis machen, daß Dr. Schuster jährlich 5000 fl. verdient. Das sind jüdische Aufschneidereien. Ich zweifle sogar, ob er von der *Didaskalia* 1800 fl. hat. Aber gefühllose Freundin, wie konnten Sie nur daran denken, ich sollte den 2ten Stock im nämlichen Hause beziehen, wo Dr. Schuster den ersten hat? Dieser Mensch

schreibt eigentlich so schlecht gar nicht. Aber ein einziges Mal unterhielt ich mich mit ihm, und da fand ich ihn ziemlich borniert, besonders aber unerträglich pedantisch. — Der König von Württemberg, der 3 Tage hier war, hat in seinem Wirtshause 160 fl. Trinkgeld gegeben. Sie sehen also, wie Unrecht Sie haben, mit mir zu zanken wegen meiner starken Trinkgelder. Und der König von Württemberg ist doch nur ein König und kein Gelehrter. — Hat Ihnen der Speier seinen versprochenen Besuch noch nicht gemacht? Sie müssen mir schreiben, was er Ihnen gesagt. Wollene Strümpfe und Socken oder letztere von Baumwolle brauchte ich eigentlich noch. Ich habe hier keine gefunden. — Ich habe dem Conrad außer seinem Lohne für seine Krankenpflege noch nichts gegeben. Ich wollte es verschieben bis Ende dieses Monats. Wieviel meinen Sie, daß ich ihm geben soll? Er schickt beinahe alles, was er verdient, seiner Mutter, was mir nicht ganz recht ist. Von hier aus hat er ihr 10 Tlr. geschickt, früher schon 2 Brabanter Taler. Das ist ja fast alles, was er eingenommen, seit er bei mir ist. — Ich muß schließen, weil ich ins Bad muß. Adieu Bruderherz.

B.

268.

Nr. 12 *Ems, Freitag, d. 24. Juli 1829*

Gott segne Dich, meine Tochter, für alle Deine liebe Narrheiten. Aber wenn Sie wieder etwas schicken, werfe ich alles zum Fenster hinaus. Ich brauche nichts mehr, ich will nichts mehr haben. Und was mich am meisten gerührt und wahrhaft betrübt, ist, daß ich wahrnahm, wie Sie selbst die Mühe sich gaben, die Pakete zu machen, zu adressieren. Das ist eine Anstrengung, die ich Ihnen danken weder kann noch will. Wenn Sie mich liebhaben, hören Sie jetzt auf, sich zu plagen. Ich habe jetzt Kuchen und andere Eßwaren genug für die ganze

Dauer meines hiesigen Aufenthalts. Ein Korb mit einem Kuchen — nun solche Körbe sind die schlimmsten nicht. Aber Sie hätten nicht darauf schreiben sollen *zerbrechlich*, sondern *zerquetschlich*. Der arme Kuchen ist wie ein Menschenherz etwas gepreßt worden.

Gezittert habe ich vor Neugierde, was in der Pappschachtel liegen mag. Das ist ja eine prächtige Schifferweste, ich sehe aus wie ein kleiner Matrose in der blauen Weste. Aber im Leibe ist sie mir etwas zu eng, ich muß die Knöpfe weiter vorrücken lassen. Sonst paßt sie ganz und gefällt mir sehr. Von den neuen Hemden habe ich heute zum ersten Male eines angezogen. O wäre ich in meiner stillen Niedrigkeit geblieben! Zum vornehmem Mann und zum Windmachen passe ich gar nicht. Die Chepraus [NS: Jabots] sind ja so lang, gehen so weit in die Beinkleider hinunter, daß ich gar nicht wußte, wie ich es machen sollte, daß sie zur Weste hinausguckten und man sie sähe. Die zwei Enden des Kragens stehen zu nahe beisammen, legten sich übereinander, und mein Kinn konnte nicht zwischendurch. An den Manschetten zupfte ich unaufhörlich, aber vergebens, daß sie hervorreichen mögten, sie krochen immer wieder zurück und wurden von den Rockärmel bedeckt. Heute abend, nachdem ich das neue Hemd, das ich nur drei Stunden getragen, ausgezogen, fand ich die Manschetten so zerknittert, daß ich sie morgen dem Publikum gar nicht zeigen könnte, auch wenn sie ihre Blödigkeit ablegten. Und die neuen Halstücher, die ganzen, sind ja erschrecklich groß! Eine halbe Elle hing vor der Schleife überflüssig herab, ich mußte sie unter der Weste stecken, und die Brust schwitzte mir unter der schweren Ware. Nein, mit dem Windmachen ist es nichts. Aeolus zeigte sich mir sonst seit einiger Zeit zu andern und wichtigern Diensten überaus gefällig.

Die alte Schachtel, von der ich Ihnen schon geschrieben, hat mich heute, da ich auf einem einsamen Spaziergang

auf einer Bank saß und vom Kuchen im Korbe träumte, so plötzlich überfallen, daß Rettung unmöglich war. Sie setzte sich zu mir, aber ihre Tochter, ein sanftes schönes Mädchen, hatte den 16jährigen Verstand, sich zwischen mir und der Mutter zu drängen. Letztere, dadurch wie durch meine Harthörigkeit und Zerstreuung gehindert, nach Herzenslust mit mir zu plaudern, stand auf und stellte sich vor mir. Eine halbe Stunde hielt ich aus, dann ging ich fort. Gleich nach mir standen Mutter und Tochter auch auf. Ich hörte ihre Fußtritte, da ging ich rasch zu, um nicht eingeholt zu werden, und bei dieser Gelegenheit merkte ich, wie gut meine Beine geworden sind, und wie ich laufen kann, wenn mich eine alte Schachtel verfolgt. Zu bescheiden, die Dame nach ihrem Namen zu fragen, forschte ich sie wegen ihrer Wohnung aus, und da habe ich denn nachher aus der Kurliste gesehen, daß es eine Frau *Hadelich* aus Erfurt ist. Ob sie mich übrigens kenne und was sie von mir wisse, habe ich ihr eigentlich nicht abgemerkt; aber ich kann Ihnen die zärtlichen alten Augen nicht beschreiben, mit denen mich Frau Hadelich jeden Morgen anblickt.
[– – –]. In Ermangelung anderer und besserer Bücher habe ich hier viel von Clauren gelesen. Ich kann Sie versichern, der Mann ist so schlimm gar nicht, und ich habe die üble Meinung, die ich aus Mode von ihm hegte, (außer Mimili hatte ich noch nichts von ihm gelesen) aufgegeben. Wenn man im geselligen Umgang einen Menschen lobt, der sich immer gefällig zu machen sucht, der unterhaltend ist und jedem etwas Angenehmes sagt – wenn man ihn lobt, auch wenn die Unterhaltung ohne vielen Geist, die Gefälligkeit nicht immer aufrichtig ist, warum soll man dieses an einem Schriftsteller nicht auch gut finden? Clauren sucht zu gefallen und gibt allen seinen Geschichten immer einen solchen Ausgang, wie ihn jede Leserin wünschen muß. Unangenehme Spannungen,

peinliche Rührungen, sucht er einem zu ersparen. Erzählt er eine fürchterliche Geistergeschichte, gibt er gleich anfänglich zu verstehen, sie werde sich natürlich auflösen, so daß man nicht zu sehr schaudert. Begeht eine interessante und bisher tugendhafte Person ein Verbrechen, bittet er den Leser, nicht zu früh zu urteilen, und am Ende findet sich, daß kein Verbrechen begangen worden. Was aber Clauren am liebenswürdigsten macht, ist das ungeheuer viele Geld, das seine Heldinnen haben. Reiche Leute gibt es in allen Romanen. Aber bei Clauren haben alle Mädchen 3 bis 4 Millionen (oder *Milliönchen*, wie er sich gewöhnlich ausdrückt). Einmal las ich von einem sehr schönen und gebildeten, aber armen Mädchen, das einer heiratet. Ich wunderte mich darüber. Aber was geschah? Nach der Hochzeit kömmt der Vormund des Frauenzimmers zum jungen Ehepaare, öffnet und liest das Testament des verstorbenen Vaters der Frau, und da heißt es denn: der Vater habe ein ungeheures Vermögen besessen, aber es der Welt und seiner eigenen Tochter immer verheimlicht, damit keiner komme und sein geliebtes Kind des Geldes wegen heirate. Erst nach der Hochzeit solle alles kund werden. Und jetzt werden dem Ehepaar *drei Tonnen Goldes* zugerollt. Lesen Sie diesen herrlichen Clauren. Man muß sich an Geld reiben, auch selbst an gedrucktes. Laß dich stoße, laß dich stumpe, laß dich trete, mach nur, daß du reich wirst. (1. Buch Moses. Kap. 3. 24).

Samstag, d. 25. Juli. Die Witwe Bummer verdreht mir ganz den Kopf. Heute am heiligen Sabbat trug sie ein sehr geschmackvolles Muslinkleid, unten mit 3 Besatzungen übereinander. Grundfarbe grünlich, bedeckt mit vielfarbigen Schlängelchen und Arabesken. Ferner eine französische Haube mit roten, gelben und weißen Bändern. Vor der Bank, auf der ich saß, stand sie eine Viertel-

stunde, sich mit einigen Glaubensgenossen unterhaltend, und hatte die ganze Zeit über den Fuß in der 5ten Position. Ich habe noch nie eine Frau von dem Reichtume und dem Stande der Madame Bummer gesehen, die in ihrem ganzen Betragen so einfach ist.
Der Fuhrmann Köhler, dem ich die Schachtel mitgegeben, kömmt, eingezogener Erkundigung nach, erst Dienstag mittag in Frankfurt an. Ich habe das Paket, wie meine Briefe, an Rindskopf adressiert. Es wäre aber doch gut, wenn Sie mir für kommende Fälle von Paketsendungen Adresse, Straße u. Nummer Ihrer Schwester (Schnapper) schickten. Überhaupt wüßte ich gern, wo Sie wohnen. Steht denn das Haus in der Langen Straße, auf der nämlichen Seite, wo früher Ihre Schwester wohnte, oder auf der andern? Hat man die Aussicht nach dem Weiher?
Sind denn Schmitts und Jettchen Worms noch nicht beisammen gewesen? Was macht Reische Gehler? Hier sagt man allgemein, sie heirate den Hrn. v. Münch-Bellinghausen, den österreichischen Gesandten in Frankfurt. Hiller erzählt mir, Amschel Rothschild habe Stunde im deutschen Stil beim Professor Weber genommen. Ist das wahr? Ich kann es kaum glauben.

Sonntag, d. 26. Juli. – Ich muß lachen, daß Sie mir in Ihrem heutigen Briefe raten, nicht gleich von hier nach Frankfurt zu gehen. Als wenn das meine Neigung wäre. Es ist nur die Frage, ob ich von Ems aus erst eine Reise machen, oder gleich nach Soden soll. Doch ist noch Zeit, davon zu sprechen. Ich habe gestern erst das 8te Bad genommen, muß wenigstens noch 13 brauchen, und einige störende Tage eingerechnet, gehören 3 Wochen dazu. Also würde ich vor dem 15. August nicht von hier wegkönnen. Werde ich mich aber in Soden nicht sehr langweilen? Sie reden ja gar nicht davon, daß Sie dann auch dort sein wollen. – Mit Vogler habe ich trotz Beer ganz

recht. Beer war 6 Jahre hintereinander in Ems, der Vogler hat es ihm also ziemlich spät gesagt, daß ihm das Bad nicht nütze. Übrigens besorgen Sie doch nicht, daß ich mich unziemend gegen Vogler betragen möchte. Ich werde ihm bezahlen, was ihm gebührt.

Ich habe beide Pakete richtig empfangen. Wie kamen Sie zu der Angst, daß ich nur den Kuchen erhalten? Von diesem sprach ich, da Sie mir ihn angekündigt, aber nicht als von etwas schon Erhaltenem. Die Chepraus an den neuen Hemden gefallen mir nicht. Ich will wohl glauben, daß Leinwand *klar* wird im Verlaufe der Jahrhunderte, aber Moll und dergleichen, wenn nicht klar geboren, wird es nie. – Ihre Nasenpredigt ist wie vom Himmel herabgeschneit, ich begreife gar nicht, wie die zur Geschichte mit Getz kömmt, das war ganz was anders, was dem saubersten Menschen begegnen kann. – Dem Conrad werde ich 1 Louisdor geben. Ich finde auch, daß das genug ist. Adieu. Ich muß baden gehen.

B.

269.

Nr. 13 *Ems, Sonntag, d. 26. Juli 1829*

Ich bin verstimmt, ich habe heute Madame Bummer nicht gesehen. Wir wollen ein wenig plaudern, das wird mich zerstreuen. Nach Madame Bummer sind Sie meinem Herzen am nächsten. Der Plan mit Soden gefällt mir. Ich denke mir es dort sehr gesund. Berge, Täler, mannigfaltige Ausflüge. Ich möchte gern weit in den Herbst hinein dort bleiben. Würde auch später das Wetter rauh und herbstlich, das bliebe mir doch zuträglich, und schlechtes Wetter auf dem Lande ist nie so schlecht als schlechtes in der Stadt. Aber eine bequeme gut möblierte Wohnung müßte ich haben. Keine kleine Zimmer, wie sie der Beschreibung nach Louis hatte. Dieser kann ja überhaupt über alles Auskunft geben. Die Wohnung müßte ins

Freie gehen, womöglich nach der Sonnenseite. Im Gasthause wohnte ich ungern. Badet man nicht dort im Zimmer? Ich glaube, das Wasser wird gewärmt und zugetragen. Das dortige Bad und wenn ich auch das hiesige vollständig brauchte, bliebe [täte?] mir nachträglich doch vielleicht gut. Über alles dieses, *nasenfingerbohrenden-vielgrämelnde* Freundin (das lange Wort habe ich dem Graf Platen nachgeahmt, der Meister ist in langen Worten), bitte ich um genaue Auskunft, aber diese nicht aufsparend auf einen und den nämlichen Brief, sondern mir diese nach und nach mitteilend, wie Sie allmählich die Nachrichten bekommen.

Hauptsache! Attention! Apporte! Sollte ich auch für diesen Winter eine möblierte Wohnung mieten, so brauchte ich doch einen *Bücherschrank*, den man nie in Mietzimmern findet. Was den betrifft, den ich besitze und aus dem Pauline einen Speiseschrank gemacht, ist zu bemerken 1., daß er für meine Bücher doch nicht zureicht. 2. daß ich ihn nicht leiden kann, weil er der Türen wegen unbequem ist. Und 3. daß ich der Pauline, wenn er ihr Freude macht und sie sich vielleicht daran gewöhnt hat, ein Geschenk damit machen möchte. Ich möchte mir also einen neuen Bücherschrank machen lassen, und zwar ganz [wie] der Dr. Reis einen hat. Eigentlich hat er mehrere, die nebeneinander stehen. Es muß also berechnet werden, wieviele ich solcher brauche. Zu breit ist des Plazierens wegen unbequem, und es ist immer besser, man hat mehrere kleinere im Zimmer, die man nötigenfalls an verschiedene Plätze des Zimmers stellen kann, als einen unzertrennlichen großen Schrank. Ich brauche Raum zu etwa 600 Bänden. Bitte also den Reis zu fragen, bei welchem Schreiner er seine Büchergestelle habe machen lassen, was sie gekostet etc. Dann bestellen Sie mir ähnliche und lassen Sie [sie] auch wie die von Reis anstreichen. Aber es wäre gut, wenn Sie das gleich besorg-

ten, damit die Schränke zur rechten Zeit fertig werden und der Geruch der Ölfarbe verdünste. Silence et soumission! Mein lieber Bruder Philipp ist nicht nach Wiesbaden, mich zu besuchen, sondern er hat, wie ich schon früher erfahren, die Kur dort gehalten. Vivat Ristkeche! Schade, daß sie nicht hier ist. Die und Madame Bummer wären ein Paar. Denken Sie, was sich meine Schwester mit dem Stocke, den sie mir geschenkt, angegriffen. Ein Dreher sagte mir, der Stock müßte 6 Taler kosten. Der elfenbeinerne Knopf wäre sehr kostbar und koste allein 5 Taler. Den großen Stock trage ich aber nicht mehr. Als ich ihn vor 8 Tagen zum ersten Male zurückstellte und mit dem kleinen ausging, war das mir ein Fest, als ein Zeichen der Besserung. Aber ich habe doch bei diesem Anlasse wunderlich melancholische Betrachtungen angestellt. Es ging mir durch den Sinn: wieviele närrische Belustigungen hat mir die Natur seit einigen Wochen gegeben! Heute ward mein Hintere heil, und ich konnte darauf liegen. – Den andern Tag schmerzte der rechte Arm nicht mehr – den andern Tag der linke nicht – dann konnte ich etwas schlafen, dann etwas gehen, dann hörte der Schwindel auf, und so bis jetzt, noch täglich habe ich eine neue Freude. Und da dachte ich: wie arm, wie ohne Geist und Erfindung ist die Natur! Einem an Seele und Leib gesunden Menschen, wieviele Freuden kann sie ihm geben? Drei, vier, und die sind nicht rein, denn das höchste Entzücken ist wieder ein Schmerz. Ihre armselige Kunst, ihre geizige Wohltätigkeit besteht nur darin, daß sie uns Schmerzen gibt und dann wieder nimmt, wir müssen entbehren, um zu genießen. Warum gibt es Krankheiten? Da sehen Sie hier Menschen genug, und gewöhnlich junge, denen der Tod, der ganz nahe Tod, auf dem Gesichte geschrieben. Gestern sprach ich einen solchen, ein Studenten, er war betrübt, daß ich Mühe hatte, meine Tränen zurückzuhalten. Seine Kurzeit ist

geendigt, und er hat sich nicht gebessert. Er darf gar nichts essen und bekömmt Ohnmachten aus Hunger. Er ist schwindsüchtig und wird keinen Frühling mehr sehen. Muß das so sein? Der gottlose Voltaire scheint recht zu haben. Er macht sich immer lustig über die *beste Welt*. In einem seiner Spottgedichte gegen Gott und die Natur sagt er (auf eine der schmerzlichsten Krankheiten anspielend, womit der arme Mensch geplagt ist) was das in der meilleur des mondes possibles für eine herrliche Einrichtung wäre, de faire d'une vessie une carrière! Aber ich sollte mit Ihnen nicht [so? Zerstörter Blattrand] sprechen, Sie sind ungläubig Ihrer Konstitution gemäß, bei mir ist es nur eine Insurrektion der Nerven, die [ich bän]digen werde. Leben ist Leiden. Ich, der [ich] doch ein Gelehrter bin, wüßte nicht zu sagen, wie es Gott hätte anders machen [sollen]. Sollte er die Welt nicht schaffen um der Schmerzen darin? Ohne Welt gäbe es auch keinen Gott, [das aber] ist gewiß, die Welt ist nicht für unsereinen gemacht, sondern für die Madame Bummer, die an nichts denkt, und die meisten Menschen sind Bummers. Was das für erbärmlich Papier ist, ich kann auf der andern Seite gar nicht schreiben.

Montag, d. 27. Juli. Flörsheim der Große ist ein Lump gegen mich. Er muß sich selbst nach den Füßen sehen, mir aber sehen andere Leute darnach. Wahrhaftig, das tun sie, solche nämlich, die sich nicht bis zu meinem Kopfe erheben und nicht wagen, ein Gespräch mit mir anzufangen. Ich weiß nicht, bewundern sie die Schnelligkeit oder die Vollständigkeit oder die Schönheit meiner Beine. Selbst die Frauenzimmer wenden ihre Blicke dahin. Mais ce sont de ces choses fines et spirituelles qu'on ne peut exprimer qu'en français. Toutes les dames entre deux ages et d'un rang élevé sont d'accord que j'ai des mollets très remarquables. Les tiroliens marchands-gan-

tiers qui sont à Ems ne passent jamais devant moi sans me regarder avec étonnement et même avec envie, eux qui excellent en fait de jambes. Un de ces honnêts gens qui se font payer leur gants le double du prix ordinaire me dit hier: Monsieur, vous êtes savant qui lit beaucoup et nous autres Tyroliens, fidèle sujets du bien-aimé François, „lesen nur den Kalender, Herr". Malgré cela vos jambes surpassent les nôtres. Je commence à réfléchir sur notre vénérable curé qui nous prèche tous les dimanches que le beaucoup savoir fait maigrir et rend impie et revolutionnaire. La dessus je lui répondis: Mon bon ami, il est bien vrai que l'ignorance soit très nourrissante, mais elle n'engraisse que les souverains, leurs cours et ministres et jamais les sujets ignorants. Comme nous causâmes ainsi ensemble passa le baron d'Aichen, conseiller de cour autrichien, qui est ici pour prendre les bains. Il appela le gantier à lui qui étoit monté sur un âne et lui dit à voix basse quelques mots que je ne pouvais entendre. Brusquement le tyrolien retourna vers moi, leva son bras vigoureux et se mit à me pratiquer un soufflet en criant: infâme révolutionnaire. — Mais je l'esquivai adroitement, Conrad en me voyant attaqué, prit la fuite — und daran ist Rewwe Leisers Gans gestorbe!

Dienstag, den 28. Ihr heutiger Brief ist ja wieder voll von Unarten — nämlich von den meinigen. Sie müssen noch Frau Pastorin werden. — Hätten Sie mir nur wenigstens Titel und Inhalt des neuen Buchs von Menzel mitgeteilt. Das Buch selbst brauchen Sie mir nicht zu kaufen. — Was, auf die Schäfer[gasse?] soll ich ziehen? Sie sind nicht klug. Keine Wohnung dort geschenkt möchte ich haben. Suchen Sie mir eine in Ihrer Nähe zu verschaffen, wenn auch unmöbliert, ich kann ja Möbel mieten. Doch ja nicht bei Juden. Sie wohnen ja meinen lieben Geschwistern gegenüber. Haben Sie ihnen keinen Nachbarbesuch

gemacht? Mit der Wohnung-Mieten hat es Zeit, bis ich in Soden bin. – Es wäre schön, wenn Pauline Senatorin würde. Wir hätten dann Füße unter dem Tisch. – Was Sie sich bescheiden stellen und erst um Erlaubnis anfragen, ob Sie Campes Brief öffnen dürften! Die Freiheit hätten Sie sich selbst genommen. Was will ich tun, ich muß mir alles von Ihnen gefallen lassen. Der Brief bleibt aber lange aus. Wahrscheinlich schickt mir Campe ein Paket mit der fahrenden Post. Dann mir alles gleich herbesorgt. – Heute bade ich zum 11ten Male, also die Hälfte und eins darüber. Es rückt doch vorwärts. Wie beneide ich jeden Morgen die Abreisenden, deren Wagen ich vor dem Kurhause packen sehe! Wie beneide ich sie noch mehr, wenn sie eigene Wagen haben! Das ist doch gar zu bequem. Was hat man mit Mietwagen für Not. Erst mieten, dann das Packen der Koffer und der Strickwirrwarr und das Wechseln und das Schleichen! Ein Hund ist man in einem Mietwagen, man müßte denn in Ihrer Gesellschaft fahren, [dann ist] man ein König.
Hiller geht diese Woche fort. Das ist wieder eine Freude, wie ich oben beschrieben. – Mein Jagdrock (habit de chasse) tut mir gute Dienste. Ich trage ihn täglich. Morgens unter dem Überrock und mittags, wenn ich ins Bad gehe und es warm ist, bloß. Dann laß ich mir den Überrock nachtragen, den ich beim Nachhausegehen anziehe. Es haben hier sehr viele Herren solche Jagdröcke, aber meistens mit *Metallknöpfen*! Ihnen muß man folgen, dann ist man [verloren?]. Das sagte mir schon mein ästhetisches Gefühl, ohne daß ich historische Kenntnisse davon hatte, daß auf einen Jagdrock Metallknöpfe gehören. Nur allein der Narr Speier, der so wenig als Sie Ästhetik besitzt, hatte gesponnene Knöpfe auf dem seinigen. Ich und er, wir waren die einzigen, ich schämte mir die Augen aus dem Kopfe. – Den 2ten Milchkuchen habe ich immer noch nicht angeschnitten, ob ich zwar

dem Conrad ein großes Stück vom ersten geschenkt. Ihre Freundschaft wird trocken. Von meinen Schriften haben doch viele Leute mit mir gesprochen, auch einige Hannoveraner. Sie scheinen also in Hannover bekannt geworden zu sein. Gestern kam ein Herr zu mir und fragte mich, ob ich nicht der Herr von Börne wäre. Er habe mich in Hannover auf dem Museum oft gesehen. Er ist ein Arzt, praktiziert aber nicht mehr und hat ein braunes sonnenverbranntes Gesicht. Ich weiß seinen Namen nicht, vielleicht kennt ihn Schmitt.
Werden Sie mich denn in Soden oft besuchen? Ich bin neugierig, wie Sie in Ihrem neuen Putze aussehen. Sind Sie noch so ein wilder Teufel? Über welchen Text werden Sir mir in Ihrem nächsten Briefe eine Predigt halten? – Sagen Sie dem Reinganum, der lange steife Meidinger wäre hier mit seiner wahrscheinlich neuvermählten Frau und wäre zwar immer noch lang, aber gar nicht mehr steif, sondern lustig und beweglich wie ein Wiesel. Adieu Euer Hochwürden.

Börne.

270.

Nr. 14 *Ems, Mittwoch, d. 29. Juli 1829*

Gestern fragte ich den Vogler, wieviele Bäder ich wohl nötig haben würde? Er antwortete: das ließ sich so genau nicht bestimmen. Auf meine Frage: ob ich mit 21 wohl genug hätte, sagte er: *wenigstens* 21, Sie sind ja nicht *pressiert*. Was nun das für eine wunderliche Badepolitik ist! Geschäftsleuten, die keine Zeit übrig haben, sagt man, sie hätten genug mit 3 bis 4 Wochen, aber Müßiggängern wie ich legt man eine längere Kur auf. Auf das eigentliche Bedürfnis wird nicht Rücksicht genommen. Natürlich werde und muß ich der Vorschrift des Arztes folgen. – Philipp Ellisen ist mit seiner Frau hier angekommen. Wer von ihnen ist denn krank, er oder sie?

Sind das Leute comme il faut? – Meine Bonner Cousine, die ich gestern begegnete, erzählte mir, dem Doktor Meier ging es schlecht. Sein Vater wäre verflossenen Sonntag durch eine Estaffette von Wiesbaden nach Frankfurt geholt worden. Sie schien zu wissen oder zu fürchten, daß der Meier gestorben sei.
Ich habe einen kleinen Kupferstich von Soden. Das sieht ja sehr romantisch aus. Ist denn die Umgegend bergig? Ich kann mich gar nicht erinnern, je dort gewesen zu sein. Sie waren ja da. Erzählen Sie mir doch etwas davon. Die reichen Leute wie Gontard, haben die denn eigene Landhäuser oder wohnen sie zur Miete? Wie ist der Gasthof eingerichtet?
Mein Badeausschlag, der mich nach und [nach] ganz überzieht, ist mir sehr lästig. Er juckt mich ganz infam. Fragen Sie doch den Dr. Reis, was Hippokrates und Galen darüber sagen, ob man sich kratzen soll, wenn es einem juckt. Nach der Heiligen Schrift darf man sich kratzen, denn wie da zu lesen, hat sich der gottesfürchtige Hiob gekratzt und zwar gar nicht zart und recht mit Malice; er hat sich nämlich *geschabt mit Scherben*. Sie, meine Teuere, sind, wie ich weiß, fürs Kratzen. Ich aber bin dagegen, das macht die Sache noch ärger. Wenn ich den Vogler frage, ob ich mich kratzen soll, kostet mich das einen preußischen Taler. Fragen Sie also den Reis.
Ich lege Ihnen Muster von Wäschzetteln bei, wie sie Conrad führt. Über die Pedanterie von Nr. 1 habe ich sehr lachen müssen; auf meine kritische Bemerkungen darüber hat er sie in Nr. 2 verbessert. Sie können auch daraus sehen, wie teuer hier die Wäsche ist. – Heute habe ich Douche-Bäder zum erstenmal gebraucht, für meine Schultern, die immer noch nicht gut sind. Das hat mir eigentlich Vergnügen gemacht. Man sitzt im Bade auf einem Schemel, grade wie einer, der geköpft werden soll. Man muß eine Haube von Waschstaffet auf den

Kopf setzen, damit die Haare vom warmen Wasser nicht benetzt werden. Jetzt wird vor der Türe die Sprütze manövriert, und ein anderer Kerl steht im Badezimmer und leitet den Schlauch nach dem leidenden Teil. Siebenstrahlig wurde ich mit warmem Wasser begossen. Die ganze Geschichte dauerte für das erste Mal nur ein paar Minuten. Dann setzt man sich ins Bad und badet wie gewöhnlich. Das Douchen soll sehr wirksam sein, wir wollen sehen.

Madame Speier mit ihrem Bruder ist heute hier gewesen. Sie haben auf Walters Rat in Bonn ihren Max hierher gebracht, um zu versuchen, ob seine periodische Taubheit geheilt werden könnte. Der Bub ist allein hier. Seine Mutter hat ihn bei Vogler einquartiert und ihn seiner Obhut empfohlen. Sie ist gleich nachmittags wieder fort, er, Speier, ist schon früher nach Frankfurt zurückgereist. Sie schrieben mir, die Speier mit ihren Kindern wäre ihrem Manne nach Mainz entgegengereist, um den teuern Gatten zu einer Rhein-Lustfahrt abzuholen. Aber behüte, die Sache war ganz anders und naturgemäßer. Die Speier hatte ihrem Mann von der projektierten Rheinreise gar nichts geschrieben, weil sie seine Gesellschaft nicht haben mochte. Zufällig aber, als Speier auf der Rückreise nach Wiesbaden kam, erfuhr er, seine Frau sei in Mainz. Er geschwind hin, und da mußten sie ihn wohl mitnehmen, ließen ihn aber bald wieder fort. Die Speier schämte sich wahrscheinlich, mit ihrem Manne sich in Ems sehen zu lassen, und sie hat recht. Ich habe diesen Narren jetzt erst recht kennengelernt. Er ist ganz erschrecklich. Er hat so viele Lächerlichkeiten, daß er Frau und Kinder von seinem Überflusse mit lächerlich machen muß. Übrigens hatte ich doch meine Schadenfreude, daß der Speier ihre List, dem Manne zu entwischen, nicht ganz gelungen ist. Die Speier wird Sie wahrscheinlich besuchen, es wäre aber billig, daß Sie ihr

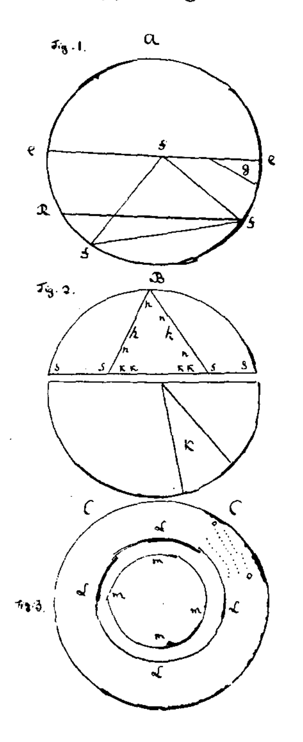
zuvorkämen. Sie erzählte mir, sie habe Reis gefragt, wenn man Sie treffe? Und der habe geantwortet: Vormittag nie, nur Nachmittag. Darüber freute ich mich, lieb Mütterchen, das ist gewiß meiner Briefe willen und Ihrer eigenen. Aber gehen Sie doch ja zur Speier, auch wenn sie nicht zu Ihnen kömmt. Ihr Bruder Walter sagte mir auch, er wolle Sie besuchen, um Ihnen Nachrichten von mir zu bringen. Sie und ihr Bruder haben mir die Guste sehr gelobt, sie habe ihnen sehr gefallen und sie hätten sie ganz anders erwartet, nämlich Frankfürtisch etc. – Putzen Sie sich denn wirklich so sehr, als Sie mir neulich geschrieben? Und was bedeutet das? Wieviel hat Ihr neuer Schal gekostet, wie sieht Ihr neuer Hut aus, und wie sind Ihre neue Kleider? Das möchte ich alle wissen, und Sie könnten mir wohl etwas umständlicher davon schreiben. Und die Warze? Ist jede Spur von ihr vertilgt?
Rückert, der bekannte Orientalist und Dichter, ist hier. Der sieht ganz genau aus wie ein Schlossergesell (wie der Bruder der Speier ganz richtig bemerkte). Ich werde suchen, ihn kennenzulernen. Es ist aber merkwürdig mit den deutschen Gelehrten! Der Rückert dichtet die zartesten, rosenduftigsten morgenländischen Lieder und ist groß, schwarz, zottig, rußig und sieht eigentlich einem Schmied noch ähnlicher als einem Schlosser. Eine Frau, wahrscheinlich die seinige, ist bei ihm. Außer diesem und Börne ist sonst kein berühmter Mann hier. Lauter schofele Prinzen und Prinzessinnen und andere solche Canaille.

Donnerstag, d. 30. Juli. Das haben Sie heute nun gleich benutzt und mir nur 2 Seiten geschrieben, weil Sie andere Briefe beigelegt. Was gehen Ihnen fremde Briefe an, daß Sie damit Ihre Schulden bezahlen? Wie, Sie fürchten, ich möchte mich ärgern über Cottas Brief! Ei,

ihn werde ich ärgern. Ich werde gleich morgen seiner Buchhandlung, durch die er mir hat schreiben lassen und mich mahnen lassen, einige wenige, aber bitterböse Worte schreiben. Zertrümmern will ich den Freiherrn, wenn er sich nicht geduldig von mir will ruinieren lassen, woraus sich jeder andere Buchhändler eine Ehre machen würde. Da ist der Campe ein anderer Mann. Wenn ihn nur Gott gesund läßt, daß ich ihn ausplündern kann. Ich habe wahren Verdruß davon, daß er die Flanelljacke abgelegt. Aber im Ernst, der Campe scheint ein honnetter Mann zu sein.
Wie der Heine nach Potsdam kömmt? Das ist leicht zu erraten. Wahrscheinlich hat er dem Turnierfeste beigewohnt, das dort vor einiger Zeit der Kaiserin von Rußland zu Ehren gegeben worden, und dann hat ihn irgend ein Mädchen festgehalten. Übrigens ist die Gegend um Potsdam gar nicht häßlich. Heute las ich in der Berliner Zeitung die Danksagung von 5 bis 6 Personen an *Saphir,* daß er eben in Potsdam ein Mädchen, das ins Wasser gefallen, mit eigener Gefahr gerettet habe. Es ist Zeit, daß der einmal Courage bekömmt. Duelle hat er immer ausgeschlagen und hat sich lieber beohrfeigen lassen. Übrigens wünsche ich diesem Saphir alles Gute, das ihm fehlt, weil er, wie mir Campe geschrieben, ein Freudenfeuer über meine Schriften angestellt.
In Schusters Wohnung mag ich nicht ziehen, ich möchte mit dem nicht in einem Hause wohnen. Übrigens wäre mir das Logis von Reiz schon für sich angenehmer. Wenn ich in Soden bin, komme ich einmal incognito auf einige Stunden nach Frankfurt und sehe mir alles selbst an, ob mir zwar lieber wäre, mir alles von Ihnen besorgen und einrichten und mich überraschen zu lassen. – [– – –]. – Daß Sie mein Bild wieder aufgehängt, ist schön, aber schöner wäre noch, wenn Sie sich auch von Oppenheimer malen ließen. Jetzt, da Sie keine Warze mehr im Gesichte ha-

ben, braucht Ihnen der Maler nicht zu schmeichlen. Hiller ist fort, wie ich erfahren. Er hat mich zum Abschiednehmen entweder nicht aufgesucht oder nicht gefunden. Oder, was wahrscheinlicher ist, es kam ihm so schnell eine wohlfeile Retourgelegenheit zu, daß er alle Freundschaft und Hochachtung für mich aus den Augen setzte und in den Wagen stieg. – Ich habe Madame Bummer die Zeit über wieder in zwei neuen Kleidern gesehen. Was man sich täuschen kann! Ich dachte, diese Frau wäre so einfach. – Heute, heute, heute – o merkwürdiger Tag! Heute habe ich mir zum ersten Mal die Zähne mit Pulver geputzt. Loben Sie mich darum, man muß die Tugend aufmuntern – *Edle Handlung des Dr. Börne.* Dieser berühmte Schriftsteller ging heute in der Promenade, da stieß ihn ein dreckig Kind auf, das weinte. Es trug einige Körbe mit Himbeeren und auf der Erde lagen viele Himbeeren zerstreut. Börne fragte: warum heulst Du denn so? Das Mädchen antwortete: Es habe ihr jemand im Vorbeigehen ein Körbchen mit Himbeeren aus der Hand gestoßen. Wieviel kostet denn so ein Körbchen? fragte Börne. – Zwei Kreuzer – darauf zog der edle Mensch seinen Beutel und gab dem Kind 2 Kreuzer und sagte: Heul nicht mehr. Wie selten ist es, daß sich ein großes Talent mit Herzensgüte paart! – Paganini kömmt her, aber nicht zum Konzertgeben, sondern die Kur zu halten. – Die Speier, die einige Tage in Bonn war und Schlegel gesehen, erzählte mir, daß sich dieser alte Narr auch *schminke.* Sollte man es glauben! – Heute, heute erst, habe ich den zweiten Milchkuchen angeschnitten, und da hat Conrad vom ersten wenigstens 1/4 bekommen. Was hat mir dieser Milchkuchen für Not und Kummer gemacht! Nicht des Essens, sondern der Wissenschaft und der Moral wegen. Wie schmerzlich wurde ich wieder daran erinnert, daß ich meine Jugend schlecht verwendet, so vieles Nötige nicht gelernt habe,

und darum immer mich mit Büchern beschleppen muß, um im vorkommenden Falle mir daraus Belehrung zu schöpfen. Hören Sie, worauf es hier ankommt, und bedauern Sie mich. Es lag mir alles daran, den Milchkuchen so lange wie möglich frisch zu erhalten. Nun hängt diese Dauerhaftigkeit ganz allein von der größeren oder geringern Fläche des *innern* Kuchens ab, die man der Luft darbietet. Je kleiner diese Fläche ist oder mit andern Worten, je ein größerer Umfang von schützender Kruste nach der Außenwelt gerichtet ist, um so länger wird der Kuchen vor dem Trockenwerden bewahrt. Es kömmt also alles darauf [an], wie man den Kuchen an- und täglich daran fortschneidet. Dieses ist aber ein Gegenstand der höhern Mathematik, wovon ich unglücklicherweise nichts verstehe. Beiliegende Zeichnung wird Ihnen die Aufgabe deutlich machen; diese ist leicht, aber die Auflösung! Daran hapert's. Fig. 1 ist der Milchkuchen. Jetzt frägt sich: ist es besser, den Kuchen grade anzuschneiden oder in Dreiecken, d. h. bietet die Linie R—F eine größere oder kleinere Fläche der Luft dar als die beiden Schenkel des Triangels F—F—F oder des Triangels g? Ferner, ist das letztere der Fall, sind dann



gleichseitige Triangels wie FFF oder gleichschenklige wie g besser? Natürlich kann dieses alles nur bei der ersten untern Hemisphäre des Kuchens die Frage werden, denn was die obere Hemisphäre betrifft, so wäre es lächerlich und würde die größte Unwissenheit verraten, zu zweifeln, daß grade Schnitte besser sind als dreieckige. Werfen Sie ein Aug auf Fig. 2. Hier ist wieder der Milchkuchen, aber in zwei Hälften geteilt. Wollten Sie das System der Dreiecke, wie der Triangel K auch in der obern, durch den Triangel, h h anwenden: so würde sich eine Fläche ergeben = SS + SS + nn + nn. Nun ist aber ganz klar, daß die grade Linie kk kk, die dadurch wegfiele, kleiner ist als die beiden Seiten des Dreiecks hh. Denn zwischen 2 gegebenen Punkten ist eine grade Linie die kürzeste, oder vielmehr, eine grade Linie nennt man diejenige, die zwischen 2 gegebenen Punkten am kürzesten ist. Aus dem Satze, daß die Quadrate der beiden Cadetten [Katheten!] eines rechtwinkligen Dreiecks gleich ist dem Quadrate der Hypothenuse, folgt aber keineswegs, daß die eine Linie ebenso groß sei als die beiden andern zusammengenommen. Eine dritte Art, den Milchkuchen zu behandeln, wäre, ihn im Kreise von innen anzuschneiden. Siehe Fig. 3. m m m m . . . L L L L. Dieses hätte vielleicht im Anfange seinen Vorteil. Später aber, wenn die Kreise sich der Peripherie nähern, scheint mir diese Verfahrungsart ganz zweckwidrig. Denn endlich würde (wie o o zeigt) der Kreisschnitt mit der Peripherie zusammenfallen, also der Kuchen mit der größtmöglichen Fläche offenliegen. Ich bitte Sie, mir über alles dieses Ihre Meinung zu sagen. Am besten aber wäre, Sie fragten einen Mathematiker. Es ist doch gar zu traurig, wenn man nichts gelernt hat!

Freitag, d. 31. Juli. Nach reiflichem Nachdenken diese ganze Nacht durch bin ich zum Resultate gekommen,

daß es am besten ist, den Kuchen grade anzuschneiden. – Heute ist wieder abscheuliches Wetter, und ich muß das Baden aussetzen. 13 Bäder sind wenigstens zurückgelegt. Auf das Douchen sind mir Schultern und Arme wieder etwas angeschwollen und schmerzen mich. Vogler sagt, das wäre gut. Es mag sein; ich aber meine, es wäre besser, *er* hätte die Geschwulst und den Schmerz und *ich* sagte, es wäre gut. Ich hoffe, das Übel wird sich nicht ausbreiten und mich am Schreiben hindern. Wenn ich dem Conrad diktieren müßte, könnte ich Ihnen ja nur lauter kurze vernünftige Briefe schreiben. Gott weiß, wo ich die Torheiten alle herbekommen, mit welchen ich hier schon so manchen Bogen verdorben. Sie kommen mir so unwillkürlich wie das Schwitzen. Es muß zum Rheumatismus gehören. – Ich ruiniere Sie mit meinen *einseitigen* Briefen, das elende Papier! Das kostet zweifaches Porto. Adieu, Madame Wohl, Madame Bummer läßt Sie wieder grüßen.

Börne.

[Beigeheftet ein gefaltetes Blatt mit Randbemerkung von Strauß' Hand: „Zu dem Brief 29. Juli 1829." Inhalt: verschiedene Kreissegmente und Schnitte. Aufschrift:]

Brevet d'invention
GATEAU FIGURATIF
ou
Casse – tête Juif
–
Nouveau jeu inventé par Boerne
Patissier, ingénieur géographe et
premier rhumatiste de son altesse sérénissime
le Duc de Nassau
–
Se vend à Ems chez tous les marchands de
nouveautés.

271.

Nr. 15 *Ems, Samstag, d. 1. August*

Guten Abend, liebe Freundin. Ich fange damit an, Ihnen die Abschrift des Briefes mitzuteilen, den ich heute dem Cotta oder vielmehr an dessen Buchhandlung geschrieben habe und morgen fortschicken werde. Ich habe kurz geantwortet, bin aber mit der Hauptsache gleich herausgerückt. Was soll ich da viel Umstände machen? Man muß verplüffen. [Hier folgt die Abschrift des Briefes an die Cotta'sche Buchhandlung v. 2. August 1829, s. *Briefe an verschiedene Empfänger* Nr. 99.]

Sonntag, d. 2. August. Was! besuchen wollt Ihr mich? Sie und meine Schwester! Plagt Euch denn der leibhaftige Teufel? Lassen Sie meiner Schwester sagen, ich blühte wie eine Rose und würde bald nach Frankfurt kommen; und der Madame Wohl sagen Sie, ich wäre zum Platzen dick und fett, und das hätte ich bloß der Ruhe zu verdanken, und Ruhe wolle ich behalten, darum sollte sie nicht kommen, denn

Glück ohne Ruh
Liebe bist Du.

Auch ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. In der Tat, es würde mir gar kein Vergnügen machen, wenn Sie jetzt herkämen, es würde mich nur stören. Sie sollen mich erst sehen, wenn ich ein ganz neuer Mensch geworden bin. Aber ich kenne Sie, an dem Einfalle, mich zu besuchen, war nichts schuld als die Nachricht, die ich Ihnen gab, daß meine Schultern geschwollen wären. Daß ich Ihnen diese Lumperei mitteilte, daran ist nicht meine, sondern Ihre Ängstlichkeit schuld. Ich habe mir nichts daraus gemacht, aber ich dachte, wenn es schlimmer würde und Sie bekämen auf einmal ein Brief von Conrads Hand, würden Sie erschrecken, und darum wollte ich Sie darauf

vorbereiten. Wenn mir Vogler das Douchen empfohlen, muß es wohl gut sein. An Einsicht fehlt es ihm keineswegs. Übrigens ist es sehr natürlich, daß vom Douchen die berührten Teile leicht anschwellen, denn das ist grade, als wenn man einem einen Schlag mit dem Stocke gebe. Die Geschwulst und der Schmerz haben fast wieder aufgehört. Ich habe freilich des schlechten Wetters wegen seit drei Tagen nicht gebadet. Heute fange ich wieder an. Wegen des Badeausschlags habe ich natürlich den Vogler gefragt. Das wäre alles in der Ordnung und gutes Zeichen, sagte er, und ich solle nur fortbaden. Wir müssen Geduld haben. Und wenn ich auch mit 21 Bädern (die jeder Badegast wenigstens gebraucht) genug hätte, so müsse ich doch noch 14 Tage hier bleiben, da ich erst 13 zurückgelegt habe und es nicht gut ist, wenn man nach dem letzten Bade gleich fortreist. Aber um Gottes willen, suchen Sie zu verhindern, daß meine Schwester nicht herkömmt. Die würde sich und mich ennuyieren und mich überdies in die Gesellschaft meiner Bonner Cousine und in den Strudel der ganzen Judenschaft hineinziehen.

[— — —] — Ach! Madame Bummer ist fort! — Nichts mit griechischen Papieren. Haben Sie denn nicht Geld genug? Ist der Jud gar nicht aus Ihnen zu vertreiben?

Gedulde Dich, mein Hermelinchen. Pfingsten! Pfingsten!

Wegen des Briefes an Cotta, wie Sie sehen, bin ich Ihrem Wunsche zuvorgekommen. Ich habe mich so sehr gebessert (nämlich körperlich), daß ich jeden Morgen sieben 4tel Stunde die Promenade auf- und abgehe, ohne mich einen Augenblick auszuruhen, und nachmittags einige Stunden nähere oder weitere Spaziergänge mache. Anfänglich begleitete mich Conrad immer, aber seit 14 Tagen gehe ich allein. Doch bestelle ich ihn zu bestimmten Stunden an bestimmten Orten, um meine Aufträge zu empfangen. Abends bin ich so müde wie ein Hund und

schlafe augenblicklich ein, sobald ich ins Bett komme, ohne nach alter Weise vorher zu lesen und zu rauchen. Um 5 Uhr stehe ich auf, und um 1/2 6 bin ich am Brunnen. – Mit der neuen Wäsche können Sie es halten, wie Sie wollen, schicken oder nicht schicken. Vergessen Sie nicht, dem Pakete *Windsor-Seife* beizulegen. – Mit dem Rückert habe ich Bekanntschaft gemacht. Er trägt wie ein Handwerksgesell einen langen blauen Überrock, aus welchem die Pfeife eine Viertelelle weit herausgeht, geht immer in einer Mütze und ohne Halstuch. Er ist 6 Fuß hoch. – Sie müssen mir über meinen Brief an Cotta Ihre Meinung sagen. Ich bin neugierig, was er darauf antwortet. Ich erwarte nichts als Höflichkeit und Nachgiebigkeit. Er mag wohl etwas Furcht vor mir haben. Auch hat er Recht zu zittern. Wenn er mich verklagt, lasse ich die ganze Geschichte drucken. – Daß Zimmern mich im Ernst für so schwach gehalten, ist mir sehr lieb. Ich habe schon gefürchtet, es zu arg gemacht zu haben. Ich beleidige doch gern niemand. – Adieu, ich muß ins Bad.

Ihr B.

272.

Nr. 16 *Ems, Sonntag, d. 2. August 1829*

Mit dem Rückert unterhalte ich mich viel. Glauben Sie vielleicht, er kennt mich, er weiß was von mir? Ei bewahre! so wenig wie vom Mann im Monde. Heute fragte er mich nach meinem Namen. Ich heiße Börne. Ich hätte ebensogut sagen können, ich heiße Hans. Er scheint gar nichts zu wissen von einem Börne, das amüsiert mich. Nun bin ich begierig, ob ihm in der Folge meine Unterhaltung nicht auffallen wird, da wir angefangen, von Literatur zu sprechen. Er scheint freilich nicht von der Art zu sein, einem schöne Sachen sagen zu machen. Sehen Sie nun, was die Deutschen Viehkerls sind. Die-

ser Rückert, ein sehr achtungswürdiger Dichter und in seinem Genre einzig – ich bin sein einziger Bekannter, der einzige, der ihn angeredet von allen Kurgästen. Ein französischer Dichter von Ruf in einem französischen Bade würde gleich am ersten Tage einen Hof von Männern und Frauen um sich haben. Da kömmt jedes Jahr ein jünger Prinz von Dessau her, der unter den Badegästen den Ruf ausgezeichneter Dummheit hat, und jeder macht sich eine Ehre daraus, an seiner Seite zu gehen.
Mir in Soden selbst ein Logis zu suchen, dazu bin ich zu bequem, zu vornehm, das könnte mir wohl mein liebes Bärbelchen vorausbesorgen. Ich möchte, wenn ich hinkomme, schon alles in Ordnung finden. Die Zeit, wenn ich dort eintreffe, behalte ich mir noch zu bestimmen vor. Die Preise des Logis und Essens, welches Wirtshaus das beste, darüber muß ja Louis Auskunft geben können. Was die Ärzte über die Dienlichkeit des Soden-Bades für mich gesagt, darüber haben Sie mir ja noch nichts geschrieben. Es wäre aber gut, wenn ich das jetzt schon wüßte. Denn im Falle Soden ein Surrogat für Ems wäre, brauchte ich ja, wenn das Wetter hier schlecht bliebe, nicht so lange hier zu bleiben. Wie schon oft bemerkt, auf den Vogler kann ich mich nicht verlassen. Ich will nicht grade sagen, daß er mich zu lange hier festhielte, wenn das Zuviel mir offenbar schädlich wäre, aber wenn ein längerer Aufenthalt, längeres Baden *unnötig* wäre, darauf nimmt er bestimmt keine Rücksicht, sondern würde mich oder vielmehr mein Geld so lange als möglich in Anspruch nehmen. Denn hier arbeitet jeder nicht bloß für seinen eigenen, sondern auch für seines Nächsten Beutel. Es ist unter den Emser Schacherjuden eine Liebe und Einigkeit, die man nur unter Spitzbuben findet. – Da hat die kluge Speier ihren dummen Max ohne Aufsicht hier gelassen, sich auf den Vogler verlassend, bei dem er wohnt und der gar nicht Zeit hat, auf

den Jungen achtzugeben, auch wenn er den guten Willen hätte. Der Bub ist schon 2mal vom Esel gefallen und hat sich und seine Kleider beschädigt. Er scheint überhaupt ein Taugenichts zu sein. Die Speier hat mein Erbieten, dem Max sein nötiges Taschengeld für kleine Ausgaben vorzustrecken, angenommen (für alles übrige hat sie ihm Kredit eröffnet), und da hat der Bub seit wenigen Tagen schon 16 Taler bei mir geholt, die er, Gott weiß wofür, verwendet. Erzählen Sie aber nichts davon. Die Speier (ach! ich denke mit Beben daran) wird mir gewiß einmal schreiben, und da werde ich ihr selbst mitteilen, wie sich der Max aufführt.

Montag, d. 3. August. Heute ist wieder schönes Wetter, und es verspricht anzuhalten. Das 15te Bad genommen. — Hören Sie, ich glaube, die Mutter des Gans ist nach Heidelberg, um für ihren Sohn um Hannchen zu werben. Was hätte sie sonst dort zu tun? Daß er eine Mendelssohn heiratet, ist ungegründet, wie mir hier einer sagte, der im Mendelssohnschen Hause gut bekannt ist. Es sollte mich recht freuen. Das arme Hannchen schmachtet darnach, eine Gans zu werden. Sie möchte gar zu gern nach Berlin kommen. — Es fängt jetzt hier an, merklich stiller zu werden. Das ist recht gut für die zurückbleibenden Kurgäste; man hat dann alles besser, schneller und bequemer. — Ich werde, ehe ich von hier abreise, einige Blechwaren für meine Haushaltung in der Koblenzer Blechfabrik einkaufen. Dort wird alles aufs Geschmackvollste verfertigt, und besser und billiger als in der bekannten Braunschweiger Fabrik. Ich kaufe ein Dintefaß, eine Filtriermaschine, einige Leuchter, ach! und ein einschläfriges Kaffeebrett. Wenn Sie vielleicht von dergleichen Dingen etwas brauchen oder wünschen, bestellen Sie es bei mir. In Frankfurt bekömmt man diese Sachen weder so gut noch so wohlfeil.

Dienstag, d. 4. August. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir doch etwas von den Manoeuvres meiner Schwester, nämlich, wenn es zum Lachen und nicht zum Ärgern ist, denn Belustigungen kann man in Ems brauchen. — Der Vogler erzählte mir heute, der Max habe gleich am ersten Tage an der Bank gespielt, er und der Major (der Badekommissär) aber hätten Lärm geschlagen und es ihm verboten. An dem wird die Speier Freude erleben. Was das aber dumm ist, daß sie noch gar kein Wort weder dem Vogler noch mir geschrieben, um sich nach dem Bub zu erkundigen. Sie muß durchaus jemand herschicken, der auf ihn achtgibt. Vielleicht schreibe ich ihr morgen. — Sie schreiben mir da eine Geschichte von Hiller und der Recamier. Habe *ich* Ihnen nicht früher die Sache mitgeteilt? Dann müßte ich es vergessen haben. Der alte Hiller hat mir davon erzählt. Chateaubriand hat den Hiller bei der Récamier eingeführt, die, seit sie nicht mehr reich und jung ist, eine Betschwester geworden. Chateaubriand hat sie zur Vertrauten, sie ist seine Muse, und er liest ihr alle seine Reden vor, die er in der Kammer zu halten gedenkt. Wie ich schon früher aus den Zeitungen wußte, hat Chateaubriand ein Trauerspiel *Moses* geschrieben und wird es im Théâtre français aufführen lassen. Hiller als Jud kann also am besten die mosaischen Chöre komponieren und „Chassen, Singer und Baß“ * hineinbringen.
Ich bin sehr begierig auf die Sodner Luft, die Sie mir so rühmen. Wie kann man aber so dummes Zeug reden oder nachreden, daß dort die Luft wie in Nizza sei! Wenn von der Luft zu Nizza die Rede ist, so meint man den Winter darunter. Im Sommer ist überall Nizza. — Die Schmitt tut nicht recht daran, zu Berli zu gehen. Jetzt muß sie ihn und seine Familie bei Gelegenheit auch zu

* Im jüdischen Gottesdienst: Vorsänger, Sopranist und Bassist.

sich einladen, und das sind unverschämte Leute, die man nicht wieder los wird. *Ich* habe nichts gegen Berlis, im Gegenteil, das Volk ist ganz nach meinem Geschmack und amüsiert mich, aber wenn ich eine Frau hätte, die ließ ich nicht hingehen. Man findet dort keine Damen comme il faut.

Sie können ganz ruhig sein, ich werde Ems bis auf den Hefen ausleeren, das Schwerste ist ja überstanden. Aber daß wir den Winter in Frankfurt bleiben sollen und nicht lieber in Hyères, in Rom, in Paris, in Neapel, an den Gedanken kann ich mich noch gar nicht gewöhnen. Wenn ich in Soden sein werde, wird meine Schwester kommen, mit Töchtern, mit Philipp, mit Bamberger, und ich werde Minjan machen können. Weit vom *Schuß* erspart *Verdruß*. Ich habe großen *Kummer*, mir fehlt die *Bummer*. Wo ich auch *bin*, seufz ich: ach! *Bummerin*! – Was fällt Ihnen wieder ein, gegen das Rauchen loszuziehen? Ich habe geraucht, ich rauche und ich werde rauchen. Das hat mir nichts geschadet, das schadet mir nicht und wird mir nicht schaden, und damit Punctum und das Maul gehalten. — Adieu, ich muß ins Bad.

B.

273.

Nr. 17 *Ems, Dienstag, d. 4. August 1829*

Mendelssohn hat mich schon mehrmals durch Personen, die von ihm kamen, einladen lassen, ihn auf seinem Gute in Horchheim zu besuchen. Ich werde es wohl tun, wenn meine Kur beendigt. Ich kann auch einige Tage bei ihm bleiben, wenn ich Lust dazu habe, er hat das gern, und in seinem Hause sind einige Gastzimmer eingerichtet. — Wieviel meinen Sie wohl, daß ich dem Vogler geben soll? Er hat mich 3mal besucht, und ich habe ihn einige Male in seinem Hause und auf der Börse der hiesigen Ärzte, am Brunnen, gesprochen. Ich meine, 2 Louisdor wären genug.

Am Frieden glaube ich noch nicht recht. Rußland hat zu viele Vorteile erreicht, die es im Frieden nicht wird fahren lassen und die ihm England und Österreich nicht werden lassen wollen. Ich halte es jetzt wie [ich] es früher hielt, gar nicht mehr für unmöglich, daß die Russen Konstantinopel erobern, nämlich in einem 3ten Feldzuge im nächsten Jahre. Der Sultan hat sein Volk und Heer durch seine aufgedrungene Zivilisation sehr geschwächt. Die Macht des Orients besteht seit Jahrtausenden in der Unveränderlichkeit. Das hat nun der kluge Hr. v. Metternich, der Ratgeber war, wieder nicht verstanden.
Ich habe heute erfahren, Neuburg reise mit der Saaling nach Salzburg. Das ist eine weite und schöne Partie für 2 Liebende. 115 Jahre sind die beiden zusammen alt. Das ist eine sehr tugendhafte Zahl! Es ist gar nicht möglich, diese Jahre so zwischen einem Manne und einem Frauenzimmer zu teilen, daß sie sich einander gefährlich werden können. Zum Beispiel: halbiert, kömmt auf jeden 55½ Jahr. Ist das Frauenzimmer 18 Jahre alt, kommen auf den Herrn 97 Jahre. Ist der Herr 30 Jahre alt, kommen auf die Dame 85, und wenn sich alle Mathematiker auf den Kopf stellen, können sie diese Zahl nicht so teilen, daß die Liebe Erfolg habe.

Mittwoch, d. 5. August. Heute ist wieder abscheuliches Wetter. Ich werde mich nicht lange mehr zum Narren halten lassen. Was mich in meinem Jammer noch etwas tröstet, ist der noch größere Jammer des Schacherjuds Vogler. Wenn ich ihm sage: das Wetter ist wieder schlecht, der Barometer ist gefallen – erwidert er: leider, leider! und seufzt dabei dreimal. Einmal als Arzt, einmal als Gastwirt und einmal als Lohnkutscher. Er vermietet nämlich nicht bloß sein Haus, sondern auch seine Equipage. Das erquickt mich ungemein. Ich werde noch 5 Bäder gebrauchen, soviel fehlen mir noch an 21, meine ge-

wöhnliche Zahl, ich denke also, den 15ten abzureisen, da ich hoffe, daß in diesen nächsten 10 Tagen doch noch 5 gute badfähige sein werden. Gegen die schwachen Reste meines ci-devant Rheumatismus will ich noch einige Bäder in Schlangenbad gebrauchen. Ich halte diese für meine Nerven sehr zuträglich und habe im vorigen Jahre, wenn auch nicht deren Heilsamkeit, da mir damals nichts fehlte, aber doch deren Wirksamkeit erprobt. Sie wirkten fast stärker als das Emser Bad auf mich. In Schlangenbad kann ich im Badhause wohnen, und das schlechte Wetter hindert mich da nicht wie hier. Ich habe gestern die Schlangenbader Kurliste gelesen, es ist dort nicht voll, und an Logis kann es nicht fehlen. Lauter schöne adlige Leute sind da, kaum ein Bürger. Das ist so ganz für mich. Von Schlangenbad aus wollen wir wegen Soden Verabredung treffen. Wenn mich eine gewisse Person in Schlangenbad besuchen und von dort aus mit mir nach Soden fahren wollte, so würde mich das sehr glücklich machen.
Ein Doktor *Rubino* ist hier angekommen, ein Jude aus Kassel, der ohne Zweifel ehemals Ruben geheißen hat. Dieser ehemalige Ruben schmachtet schon mehrere Lüstres darnach, meine Bekanntschaft zu machen. Conrad der Süße, welcher murmelt wie die Quelle zu Vauclüse, daß mir oft schwabbelig wird, protegiert diesen Ruben als seinen Landsmann, und weil er ein Vetter des Pinhas ist. Schon seit 8 Tagen quält er mich, ich möchte dem Rubino eine Stunde bestimmen, wenn er mich besuchen könne. Ich blieb aber standhaft dabei, ich könne im Hause keine Besuche annehmen, aber jeden Nachmittag wäre ich im Garten zu sprechen. Nun hat mich aber der Ruben nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, wie soll er es also anfangen, mich im Garten zu finden? Das war eben mein kluger Plan und ein meisterhafter Rückzug gleich Moreaus seinem. Doch es half mich nichts ... Vor einigen

Tagen besuchte ich einen andern Bekannten aus Kassel, einen Beamten, weil er krank war. Und der auch sagte mir, wie sehr Doktor Rubino nach mir lechze, und er wäre ein großer Philolog, und er wolle ihn rufen lassen. Da kam er und ennuyierte mich, und jetzt, da er mich kennt und mir in der Promenade aufpaßt, ist wieder einer mehr, dem ich auszuweichen habe. Ich habe oft darüber nachgedacht, aber es ist mir nie klar geworden. Wenn dieser Ruben oder sonst ein anderer Christ oder Jude in Armut geriete, er würde, ist er nur sonst ein Mann von Erziehung und Ehre, lieber die drückendste Not ertragen, als daß er zu mir oder zu einem andern Fremden ginge und spräche: leihen oder schenken Sie mir Geld, schenken Sie mir einen Rock, ein Hemd. Aber zu einem Unbekannten zu treten und ihm zu sagen: Leihen Sie mir Ihr Ohr, Ihr Herz, Ihren Geist, schenken Sie mir, was ich Ihnen nie wieder erstatten werde noch kann, Ihre Zeit, unterhalten Sie sich mit mir – vor dieser Zudringlichkeit scheut sich keiner. Die Armut und der Hunger des Geistes müssen doch peinlicher sein als Geldnot und Magenhunger. Und ist es etwas anderes als Armut und Leere, das die Menschen antreibt, sich aufzusuchen und erbärmlich unnützes Zeug miteinander zu sprechen? Wir andern Genies, ich meine Dich und mich – nehmen Sie's nicht übel, ich duze nur des Reims wegen (ich kann doch nicht sagen *Sie* und *mie*) – wir haben keine Vorstellung davon, wie erbärmlich es den meisten Menschen zumut ist, wenn sie kein Buch und keinen Gesellschafter haben, sich zu unterhalten. Ich sehe hier solches Volk umhergehen. Sie dauern mich oft, man sieht ihnen die Verzweiflung an. Mit sich wissen sie gar nichts anzufangen. Mir wird nie die Zeit lang, ich bin mir der angenehmste Gesellschafter. Das, was ich Ihnen da hier schreibe, [sagte] ich gestern einem Bekannten, dem Frank aus Breslau, von dem ich Ihnen geschrieben. „Und –

fuhr ich fort — welch erbärmlich unnützes Zeug hört man in den gesellschaftlichen Unterhaltungen! Ich will gar nicht von den gewöhnlichen Menschen reden, sondern von den bessern. Sehen Sie, wir beide sind doch gewiß ordentliche Leute; nun, was haben wir seit einigen Wochen miteinander gesprochen? Lassen Sie es drucken, und es wird nicht zum Lesen sein.“ Herr Frank kratzte sich verlegen hinter die Ohren, denn er fühlte sich betroffen. Er gehört auch zu der Klasse von Menschen, die sich nicht genug sind. Er sagte mir: ja Sie! So kann nicht jeder sein. Das ist aber eben das Rätsel, das ich nicht begreife. Jeder Mensch hat doch Geist genug für sich. Jeder ist mit seinen Gedanken, seinen Einfällen, seinen Plänen und Träumereien zufrieden, jeder glaubt klug zu sein und Beobachtungsgeist zu haben; warum kann nun nicht jeder, wie Sie und mie, mit sich selbst umgehen? (Fortsetzung folgt.)
Erinnern Sie sich meines Onkels, der in Montmorency bei mir war? Dieser Mensch ist jetzt hier. Der wird mich nun aufsuchen, überall fragen, wo Dr. Baruch wohnt, und wird Geld wollen. Was ist ein getaufter Jud geplagt! — Eine „Freifrau von Elkan aus Wien“ ist hier. Ist das eine Jüdin? Noch ein Jud ist hier, der mir auflauert, ein Benedix aus Stockholm. Vom Nordpol kommen sie her, es ist eine wahre Judenwanderung. Das ist die verdammte Aufklärung. O die Österreicher haben recht! Hat vor der Revolution ein Jud schwache Nerven gehabt? Ist je einer nach Ems gekommen? Nach Offenbach sind sie gefahren und haben Streiberlich gegessen. — Der Rousseau, den Sie bei Speier getroffen, ist Katholik, Jesuit, Kamerad von Pfeilschifter. Er arbeitet an der Postzeitung. Kurz, niger est.

Donnerstag, d. 6. August. Wie unglücklich bin ich, daß ich keinen einzigen wahren Freund habe! Beraubt, be-

trogen, verraten! Mein Milchkuchen verstümmelt! Wollen Sie mir es weis machen, daß Sie einen großen Teil meines Kuchens haben zurückhalten müssen, weil die Schachtel zu klein gewesen? Da müßte ich der große Mathematiker nicht sein, der ich bin, um dieses zu glauben. Es war nichts als Betrügerei und Näscherei von Ihnen. Denn sagen Sie mir einmal, wenn ein *runder* Kuchen zu groß ist, in eine runde Schachtel zu passen, was wird denn gewonnen, ein Stück davon abzuschneiden? Braucht nicht ein Halbkreis von Kuchen eine Schachtel von gleich großem Umfange als ein ganzer, dessen Hälfte er ist? Nicht um es Ihnen handgreiflich zu machen (denn Sie wissen am besten, daß nicht die Schachtel, sondern Ihre Ehrlichkeit zu klein gewesen), bloß, um es mir selbst klar zu machen, weil ich so eine schändliche Verräterei nicht für möglich hielt, habe ich in beiliegendem figürlichem Kuchen klar bewiesen, daß ich betrogen. [— — —]. Morgen wird sich zeigen, wer recht hat. Wie kann ich da gesund werden, wenn ich alle Tage Ärger erlebe? Übrigens kömmt der Fuhrmann morgen erst nach dem Abgange meines Briefes, ich werde Ihnen also noch nichts von dem Pakete schreiben können.

Freitag, d. 7. August. Flörsheim der Große ist gestern hier angekommen. Wir waren sehr freundlich miteinander, und er hat mir Grüße von einem meiner Brüder gebracht. Er kam her, seine 2 Töchter, welche hier die Kur halten wollen, zu „installieren". Eine unverheiratet (ein interessantes Gesicht) und eine verheiratete, die ich noch nicht gesehen. Hat die nicht einen Reis zum Manne?

Aristoteles in seiner Geschichte der Französischen Revolution bemerkt sehr richtig: ἁ ϑέσφατος ὄμβρος εὐκρασία τῶν ὀρῶν λαμπρότατος αἰϑὴρ δυρ [δὸρυ?] ἄορ κορ [κόρος?] μάλα δ'εἰσὶν ὑπερφίαλοι κατὰ ϑῦμου [δῆμον] μυχὸς ϑαλά-

μων.* D. h.: „es kömmt viel weniger darauf an, daß man ein gutes Herz als eine genaue Kenntnis der deutschen Grammatik habe." Sie haben mir in Ihrem gestrigen Briefe einen Beweis gegeben, wie recht dieser große Schriftsteller hat. Sie schrieben mir, Sie hätten bei Bing die *Überraschung* für mich gekauft, *die* Überraschung. Ich besann mich, womit Sie mich hier schon überrascht: mit einer Jacke, mehreren Speisen u. dgl., lauter Sachen, die man nicht bei Bing kauft. Oder wäre vielleicht von einer Überraschung die Rede, die mir noch bevorstünde? Dann hätte es aber nicht heißen müssen *die*, sondern *eine* Überraschung. Der Zweifel, ob es eine Überraschung passiva oder futura sei, hat nun mich wieder die ganze verflossene Nacht beschäftigt. Wie kann ich nun gesund werden, wenn Sie unaufhörlich mit Ihren mathematischen und grammatischen Aufgaben mich reizen und mir den Schlaf rauben? O Weiber! Weiber!
Ich kann und will heute der Speier noch nicht schreiben. Denn ich bekomme den mißhandelten Kuchen mit dem Zettel erst nach Abgang der Post, und ich mag von Max nicht reden, bis mir die Speier Anlaß dazu gibt. Das scheint ja ein rechter Taugenichts zu sein. Vogler sagte mir, er käme abends vor 1/2 11 nicht nach Hause, und morgens läge er bis 9 Uhr im Bette. – Wenn ich in Soden mir mein eignes Bett stellen muß, muß ich dann da auch für eines für Conrad sorgen? Und wenn Sie die Nacht dort bleiben wollen, woher haben *Sie* dann ein Bett? Fehlt es denn sonst nicht an Möbeln in den Wirtshäusern? Adieu Kuchendieb, bessere Dich.

B

* Scherz, zusammengesetzt z. T. aus homerischen Zitaten ohne eigentlichen Sinnzusammenhang.

274.

Nr. 18 *Ems, Freitag, d. 7. August 29*

Nun, wer hat recht? Der Kuchen ist gekommen, das Vertrauen ist weggegangen. Er war in Stücken. Wen der Teufel will *versuchen,* den lockt er mit *Milchkuchen.* Aber die Überraschung, ob es zwar *die* Überraschung war und nicht *eine,* war doch gar zu schön. Gestehen Sie es nur, Sie haben mich noch ein bißchen lieb. Noch dazu für das Rauchen, das Ihnen so zuwider ist! Den ganzen Nachmittag habe ich das Feuerzeug in die Hand genommen, weggelegt, eingewickelt und wieder aus dem Papier genommen, soviel Freude hat mir das gemacht. Es ist gar zu schön und brauchbar. Küß die Hand, liebe genädige Frau. Heute habe ich zum ersten Male die goldne Uhrkette angelegt. Sie steht mir prächtig, und ich habe in einem fort unter mir gesehen, nach der Brust, um zu sehen, wie ich mich ausnehme. Eigentlich war mein Plan, der Flörsheim sollte mich begegnen und anstaunen, aber der Mensch stieß mir erst um 7 Uhr auf, wo ich der Abendkühle wegen meinen Rock zugeknüpft halten mußte. Ich glaube, er geht morgen zurück. Ich bin begierig, mit wem seine Töchter, sich selbst überlassen, umgehen werden. Soll ich aufmerksam gegen sie sein?

Mit dem Rückert ist's nicht viel. Er hat zwar oder macht wenigstens ein satirisches Gesicht, hinter dem vielleicht etwas steckt, aber ich konnte es noch nicht heraustreiben. Er kann mich, ich ihn nicht in Bewegung setzen. Das ist so schwer, so hart wie ein Einzkergaul. Sie fragten mich, ob er krank sei? Nun, was wär's? Krank kann der gesundeste Mensch werden. Aber nein, das kränkelt, das hat's an der Brust, im Unterleibe, das weiß nicht, was es will. Himmlischer Vater, und der [. . .] ist sechs Fuß hoch und sieht aus wie ein Zyklope. Brauch ich Knirps mich da

zu schämen? Das kömmt vom verdammten deutschen Sitzen, nicht vom Sitzen des Hintern, sondern vom Sitzen und Eingesperrtsein des Geistes. O hätte ich 6 Fuß, dann wär ich ein anderer Kerl! Aber meine *Sorle*! Ach, es ist zum Weinen. Sorle war meine Amme, ein kleines schwarzes Wesen mit feurigen Augen, ganz Nerv, ohne Fleisch und Knochen. Woher Fleisch und Knochen? Das ganze Jahr nichts zu essen als Knoblich-Fleisch, hart Hintergestell und Äbbelgemüs und an Jondef gefüllt Hälsche. Und die ganze Wuch mit mir eingesperrt in der Gaß und Schabbes nicht weiter als auf den Dalles-Platz. So lebte der Säugling Börne. Wie komme ich aber jetzt darauf? Das will ich Ihnen sagen. In Ems gibt es viele vornehme und reiche Badgäste, gewiß auch viele, die klüger, wohl auch manche, die glücklicher und zufriedener sind als ich. Aber unter allen diesen wirklichen oder möglichen Personen beneide ich nur ein neun Monat altes Kind, das hier herumgetragen wird — um seine Amme. Wenn alle medizinische Fakultäten Deutschlands eine Bittschrift bei dem lieben Gott einreichten, er sollte ihnen einmal eine Amme schaffen, ganz nach der Regel, und Gott täte ihnen diesen Gefallen, so könnte kein schöneres Musterbild von Gesundheit, Stärke, reinem Blute und heiterm Gemüte erscheinen, als diese Amme zeigt. Das Kind gehört einer jungen Engländerin. Die Amme mag wohl eine Schottländerin, eine Hochländerin sein. Sie ist in den reichsten seidnen oder andern Stoffen ganz wunderlich gekleidet. Ihr Rock und Mieder ist mit goldnen oder silbernen Tressen an allen Nähten besetzt; sie trägt eine seltsame goldgestickte Haube, rote Schuhe und einen kostbaren roten Schal. Alle Tage ein anderes Kleid. Die junge Mutter nimmt sich in ihrer höchst einfachen Kleidung, wenn sie neben der geputzten Amme hergeht, seltsam aus. Sooft ich nun diese köstliche Amme sehe, seufze ich: ach wäre Deine Sorle eine Hochländerin ge-

wesen, dann brauchtest Du nicht alle Jahre nach Ems zu reisen, Dich zu flicken, wenigstens nicht *allein.*

Samstag, d. 8. August. Vielleicht schreibe ich morgen noch der Speier einige Worte des Dankes für ihren Kuchen. Ich werde dann das Billet hier einlegen und Sie bitten, es zu besorgen. Aber mit dem Max habe ich mich anders besonnen. Ich werde mich gegen seine Mutter in keine weitläufige Klagen einlassen. Das macht ihr nur Verdruß, und ich habe am Ende keinen Dank davon. Aufsicht über ihn habe ich ohnedies nicht angelobt und habe also nichts zu verantworten. Den Hals brechen wird er nicht, und sonst ist nichts zu verderben. Sein Hauptfehler, daß er der Sohn seines Vaters ist, ist doch nicht zu verbessern. Er wird, wie sein Vater, von allen Kellnern, [. . .] und, wie man mir erzählt, besonders von den Eselsjungen zum Narren gehalten. – Das Wetter ist jetzt wieder gut. Heute, Gott sei gelobt, das 18te Bad genommen. Jetzt noch 3, dann habe ich wenigstens meine Pflicht erfüllt. Was ich dann noch mehr tue, ist freier Wille und hängt vom Wetter ab. Nach den 3 Bädern aber bin ich Herr, abzureisen, wann ich will. – Sollte der Schmitt noch nach Wiesbaden reisen, dann vergessen Sie doch nicht, mir seine Wohnung zu melden. Ich werde auf jeden Fall bei meiner Rückreise einen Tag in Wiesbaden bleiben.
Jetzt muß ich Sie für den nächsten Fuhrmann noch einmal in Anspruch nehmen. Bis künftigen Freitag ist mein Tabak und mein Eau de Cologne alle. [– – –]

Sonntag, d. 9. August. Ich bitte Sie, einliegendes Briefchen der Madame Speier zu schicken. Ich habe ihr von Max einiges geschrieben, aber nicht das Ärgste, und ich habe gut getan mit dieser Zurückhaltung. – Bitte dem nächsten Pakete ein fein Stück Leinwand zum *Dinten-*

lappen beizulegen. Die Leinwand muß aber recht *klar* sein. – Wer von den Ärzten recht hat wegen Soden, Stiebel oder Vogler, daran liegt jetzt nicht viel. Das Wetter ist gut und seiner Beständigkeit diesmal zu trauen. Ich kann also meine nötigen Bäder hier alle nehmen und in Soden die Luft gebrauchen. Ich kann dort baden oder nicht, auf keine Weise schadet mir das, wie Vogler selbst sagt. – Es freut mich, daß Ihnen meine Briefe Freude machen. Wenn Sie sich das Stehlen abgewöhnen könnten, wären Sie eine ganz erträgliche Person, trotz Ihren unerträglichen moralischen Grundsätzen. Ich habe der Speier geschrieben, daß Sie ein Stück vom Kuchen genommen. Wenn Sie nicht eifersüchtig werden wollen, will ich Ihnen gestehen, daß der Speier ihr Kuchen viel besser ist als Ihrer. Ihrer war ganz in jüdischem Geiste, schwer, düster, melancholisch. Die Zerstörung des salomonischen Tempels und die Tränen der Töchter Zions, die sie unter Babylons Weiden vergossen, schmeckt man deutlich darin. Der Speier ihrer dagegen ist leicht, locker, luftig, es herrscht eine heitere Lebensansicht darin vor. Auch kann ich doppelt soviel davon essen als von Ihrem. Doch soll das unserer alten freundschaftlichen Verbindung keinen Abbruch tun.

Wie sehr irren Sie sich mit Neuburg. Der ist ein schlimmerer Reisegesellschafter als ich. Die Saaling hat mir davon erzählt. *Sie* müsse für alles sorgen, die Pferde, den Wagen bestellen, *er* bekümmere sich um nichts. Adieu. Die Speier hat Sie um eine halbe Seite Brief gebracht. Die Konkurrenz in der Freundschaft ist doch immer gefährlich. Ich muß baden gehen. Wissen Sie, daß ich hier um einen halben Fuß gewachsen bin? Aber nicht oben, sondern unten an den Beinen. Das sehe ich an meinem Bademantel, der mir früher bis an die Knöchel reichte, jetzt aber viel kürzer geworden ist. Der Conrad meint zwar, ich wäre nicht gewachsen, sondern der Mantel wä-

re im Waschen eingegangen. Aber der dumme Mensch weiß nicht, was er spricht, ich bin bestimmt gewachsen. Was ich mit dem Conrad ausstehe! Im Bade habe ich jedesmal eine Wut auf ihn, daß ich ihn ermorden könnte. Beim Abtrocknen kömmt es darauf an, daß dieses schnell geschieht und daß hart gerieben werde. Das vermag der Zarte nicht. Er streichelt mich langsam und weich, als wäre ich ein Täubchen, und wenn er mir den Mantel reicht, kann er die Ärmel nicht finden. Mit den Strumpfbändern hat er so lange zu tun, als hätte er eine Bandage um einen Beinbruch zu legen. [— — —].
Noch einmal Adieu, ich gehe baden. — B. Aus Ökonomie schneide ich das leere Stück Papier ab. [— — —].
Wie komisch das eingesperrte B sich ausnimmt! Ich bin gefangen, ich bin in Banden.

275.

Nr. 19 *Ems, Sonntag, d. 9. August 29*

Nicht wo in Soden am besten gespeist wird, bei Jug oder dem andern Wirte, sondern daran ist mir gelegen, wo die besten Zimmer, die bequemsten Einrichtungen sind und wo die beste Gesellschaft ist. Ich werde Ihnen diese Woche noch eine umständliche Instruktion schicken, wie und nach welchen Umständen Sie wegen Soden Erkundigungen einziehen sollen. Das Wetter ist jetzt prächtig. Wie ist es denn mit dem Bücherschrank? Haben Sie einen bestellt? Wie, wie teuer? Ich bitte Sie, besorgen Sie mir das. Bis er fertig, dauert [es] mehrere Wochen, und es würde mich genieren, wenn ich in Frankfurt beim Einziehen in meine Wohnung nicht meine Bücher gleich aufstellen könnte. — Sie müssen mir, was ich hier schon wegen Soden oder sonstiges zu wissen habe, gleich schreiben, denn spätestens gehe ich die andere Woche von Ems weg, ob gleich nach Soden oder nach Schlangen-

bad oder wo anders hin, weiß ich nicht. Etwas Bewegung wird mir gut sein, das lange Sitzen an einem Orte taugt nichts für mich. Man hat von einem Kronenburger Arzte eine topographisch-medizinische Beschreibung von Soden. Ich habe es vor mehrern Jahren gelesen und möchte es jetzt wieder haben. Suchen Sie sich doch das Büchelchen durch Leihen oder Kauf zu verschaffen. [— — —]

Dienstag, d. 11. August. Das ist ein abscheulich kleiner Brief. Meiner soll aber auch nicht viel länger werden. Ich habe keine rechte Geduld mehr zum Schreiben, wie gewöhnlich, wenn meine Abreise und das Wiedersehen herannaht. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie lüstern Sie nach dem kleinen verschlossenen Briefchen an die Speier waren, und ich lache boshaft, wenn ich daran denke. Es war dumm von mir, daß ich ihn nicht offen ließ. Sie haben nichts daran verloren. — Das Wetter fängt schon wieder an schlechter zu werden. Aber es liegt mir nichts mehr daran. Ich habe nur noch ein Bad zu nehmen. Auch fühle ich, daß es mit Trinken und Baden genug ist. Das kann einem kein Arzt sagen, das spürt der aufmerksame Kurgast selbst. Mit Harnier will ich jetzt noch kurze Zeit warten. Wie mir Campe geschrieben, müssen ja in ohngefähr 14 Tagen der 5te u. 6te Teil meiner Werke erscheinen, dann kann ich ja alles zusammen schicken. Auch wird es nötig sein, sie binden zu lassen, wozu ich hier doch keine Gelegenheit hätte. Übrigens ist Harnier jetzt in Pyrmont, und das Paket würde wahrscheinlich bis zu seiner Rückkehr im Herbste in Kassel liegen bleiben.
Den Ruben habe ich mir vom Leibe gehalten und habe sehr recht daran getan, denn er geht mit jüdischen Badgästen um, die ich mir dadurch auf den Hals gezogen hätte. Er scheint ein Pedant zu sein und hat eine so untertänige Artigkeit, die mir ganz zuwider ist. Alles übrige

abgerechnet, muß man hier schon darum die Juden meiden, weil sie allein stehen, sonst keinen Umgang haben, sie einem also, wenn man Bekanntschaft mit ihnen macht, sehr zur Last fallen. Die christlichen Badgäste dagegen haben alle mehrere Bekannte, und sie werfen sich nicht auf einen allein. In dieser Beziehung ist hier nichts trauriger als die beschränkte Lokalität. Der Garten, in dem man hier den ganzen Nachmittag zubringt, ist so eng, daß man keinem ausweichen kann. Verflossenen Sonntag war mein Vetter Samüel Baruch aus Bonn, Bruder der Cousine Ö hier, der, wie mir ein Koblenzer Jude sagte, mich begierig aufsuchte. Ich wollte ihm ausweichen, weil ich ihn nicht leiden kann, und zog mich daher in einen Teil des Gartens, der hinter dem Hause liegt und wenig besucht wird, zurück. Dort blieb ich 3 Stunden gebannt und konnte nicht spazierengehen, weil der Weg so eng ist, daß ich unbemerkt nicht vorbeischleichen konnte. – Ich bin so begierig darauf, was der Cotta antworten wird. Was glauben Sie wohl? Ich zweifle, daß er sich entschließen wird, mich zu verklagen. Mich von der Schuld frei zu erklären, wird er wohl auch Bedenken haben. Wahrscheinlich antwortet er gar nicht. Ich würde aber dann nicht stillschweigen, und wenn er nach einiger Zeit nichts von sich wird haben hören lassen, werde ich mit ihm anfangen. So verpflüfft man die Leute!

Wenn Sie nach Soden kommen, mich dort zu erwarten, wen bringen Sie mit? Es interessiert mich sehr, dies zu wissen. Ich wünschte sehr (im Vertrauen gesagt), es wäre ein Christenkind. Etwa die Kramm oder die schöne Kutscherstochter. – Wird denn die liebliche Peche nicht in Frankfurt engagiert? Ich glaube es in der *Iris* gelesen zu haben. Dann würde ich sie nächsten Winter bei Berli kennenlernen, und, wie es sich von selbst versteht, von einem, der eine Sorle zur Amme hatte, ihr den Hof machen. Ganz gewiß hängt von einer guten Amme, aber

nicht bloß von ihrer Milch, sondern auch von ihrem Temperamente sehr viel ab. Das schwächlichste Kind kann dadurch gestärkt werden. Aber meine Musteramme hier ist keine Holländerin, wie Sie falsch gelesen haben, sondern eine Hochländerin, eine aus den Gebirgsgegenden Schottlands. Ich habe es Ihnen gewiß schon einmal erzählt, daß mir meine Sorle vor 15 Jahren, nachdem sie mich seit meiner Kindheit nicht gesehen, auf dem Polizeiamte einen Besuch machte und mir durch das Geschenk einer *rohen Gänseleber* ihre Zärtlichkeit und Mutterliebe zu erkennen gab. Ist das nicht sehr charakteristisch? Und doch standen ihr dabei die Tränen in den Augen. Um nicht mit Tränen zu schließen, will ich Sie noch einmal herzlich auslachen, daß Sie das Speiersche Briefchen nicht haben lesen dürfen.

Börne g. W

276.

Nr. 20 *Ems, Dienstag, d. 11. Juli 29*
(August muß es heißen)

O wai geschrien! Da lese ich eben in der Badeliste unter Numero 1721: Hr. Zuns, Kaufmann aus Frankfurt, logiert im Karpfen. Ich wollte, er logierte wie Jonas im Walfisch, aber länger als 3 Tage. Wenn dieser Herr Zuns der Schwager ist von meines Bruders Frau, der schöne Geist, der Maler und Kunstfreund, der Theaterdichter und kurze dicke Mensch — dann reise ich auf der Stelle ab. Vor dem ist keine Rettung, bei dem verliere ich selbst die Kraft fortzulaufen, der übt die Gewalt einer Klapperschlange. Was ich dieses Mal von Juden bedroht und geplagt werde! Da ist ein Onkel, der bei mir gebettelt und dem ich nichts gegeben, weil er den letzten Kreuzer aufs Roulette setzt, und der so unverschämt wie Ihr Onkel [. . .] täglich ein paarmal in mein

Haus kömmt und nach mir frägt und den Wirtsleuten erzählt, er wäre mein Onkel. Da ist ein polnischer Jude, der auf rechte Judenart ausspioniert, daß der Conrad in meinen Diensten ist, und sich an den gemacht und durch denselben mich um Unterstützung bitten ließ. Dem werde ich aber doch etwas schicken, weil er ein alter kranker Mann ist. Weil Sie mir erlaubt haben, es mit den Töchtern des großen Mannes zu halten, wie ich wollte, werde ich von ihnen wegbleiben. Diesen Nachmittag ging ich einen schönen Waldweg berghinan. Oben auf einer grünen Bank vor einem grünen Tischchen saßen die beiden Schwestern und nähten. Sie waren allein, es war so stille, das Herz pochte mir, aber ich bezwang mich und ging, zwar grüßend, aber schweigend vorüber.

Donnerstag, d. 13. Juli. (August muß es heißen). Sie hätten wohl dem Fuhrmann von der Speier [von] Ihrem herrlichen Vanille-Eis etwas für mich mitgeben können; aber Sie denken nur an sich. Pfui! wer wird so ein Egoist sein. Aber reden Sie mir ja nicht mehr von *christeln.* Für jeden Juden, von dem Sie mich befreien, überlasse ich Ihnen zehen der schönsten Christen, die Sie nach Belieben ersäufen, hängen, erschießen mögen. Die Juden verderben einem das ganze Leben, und wenn man die Notwendigkeit einmal erkannt und den ernsten Willen hat, sie entfernt zu halten, muß man den Grundsatz, sie zu meiden, mit Pedanterie verfolgen. Und wenn Sie sich nicht bald in der Orthographie bessern, lasse ich Sie auch sitzen. Habe ich Ihnen denn je gesagt, das Cotta eine *V*orderung an mich gemacht? So unverschämt ist die Canaille nicht. Er macht nur eine *F*orderung, und das ist schon schlimm genug. Aber warum schrieben Sie mir nichts von der lieblichen Peche und ob Sie sie bei der Speier getroffen und wie sie ist? Sie fürch-

teten gewiß, ich möchte mich schon in die schöne Schilderung verlieben. Gewöhnen Sie sich nur immer an solches Fürchten. Dabei bleibt es nicht beim Verlieben. Man denkt daran zu heiraten. Man hat Bekanntschaften ... Amtsrätin ... Witwe ... Mecklenburg ... 500 Stück Vieh ... Landgüter ... 7 Kinder ... Zwischen 50 und 70 ... zwei Wagen ... mehr darf ich noch nicht sagen.

Freitag, d. 14. August. Ich bin jetzt mit Baden und Trinken fertig, und das schlechte Wetter, das wieder eingetreten, macht mir Vergnügen wie früher Ärger. Ich muß mich nur noch einige Tage ausruhen, und lange Zeit braucht auch die Schnecke Conrad zum Einpacken. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen meine Abreise bestimmen. – Gestern war der Eduard Ellisen hier. Weil er aber in Gesellschaft seiner Verwandten, einer Familie Landau aus Koblenz, erschien, Damen und Herren, die oft nach Ems kommen und mit denen ich keine Bekanntschaft machen will, entschlüpfte ich dem Freunde Eduard sehr bald und ließ mich nicht mehr sehen. – Ich habe es Ihnen immer gesagt, daß der [...] ein Bacher ist. Er ist es aber nicht bloß in der Sprache, sondern auch in der Gesinnung.
Sie fordern, ich solle Ihre Briefe zählen, die unzähligen! Wie soll ich das aber anfangen, da ich [nicht] weiß, wieviel Sie mir geschrieben? Sie liegen an zwanzig Orten zerstreut, und ich werde Mühe haben, sie zusammenzusuchen. Wenn nun auch einige hier zurückblieben, was läge daran? – Wie mögen Sie mir nur als eine Unbedachtsamkeit vorwerfen, daß ich meiner Schwester Rendez-vous gegeben? Habe ich das denn je getan? Habe ich nicht vielmehr auf einige ihrer Meldungen geantwortet, Sie möge ihre Besuche aufschieben, und konnte ich die Grobheit weitertreiben? Wenn ich nach Soden

komme, verheimlichen Sie nur das so lange als möglich. – Vergessen Sie ja nicht, mir zu schreiben, wo ich in Soden anfahren soll. – Es ist mir unerklärlich, daß mir die Speier wegen Max nicht schreibt, sie müßte denn willens sein, ihm jemand zur Aufsicht herzuschicken. Der Bub hat sich seit 14 Tagen 24 Taler bei mir geholt, und ich weiß nicht, wozu er es verwendet. Abschlagen kann ich es ihm auch nicht, da er doch allerdings nötige Taschenausgaben hat und er ohne Geld in Verlegenheit käme. Aber soviel ich ihm nachrechnen kann, kann er auf eine lobenswerte Art das Geld nicht alle gebraucht haben. Es ist doch traurig, so einen Sohn zu haben! Seine dumme Streiche würden nicht viel sagen, so machen es alle junge Leute, die zum ersten Male sich selbst überlassen; aber er ist ein Narr, ein viel größerer als sein Vater. Dieser klagte mir auch, sein lieber Sohn wolle nichts lernen. – Der Rüppel gefällt mir auch recht gut wegen seiner Einfachheit. Wie die Speier zu dieser Bekanntschaft gekommen, erkläre ich mir auf folgende Weise: politisch-merkantilisch-psychologisch. Rüppel ist der Bruder der Madame Kraus, der Busenfreundin der Speier. Der Mann der Kraus verkauft Handschuh etc. unter der Katharinenpforte. Dieser Kraus ist ohne Zweifel dem Speier Geld schuldig, und als 6tes Prozent der Zinsen mußte Madame Kraus ihren gefeierten Bruder ins Haus schaffen. Verstanden?

Ich hab auch Verstand. [Dieser Satz ist „vertont" in einem keinen musikalischen Sinn ergebenden Notenbild]

Was sagen Sie dazu, daß in Paris wieder ein ultrajesuitisches Ministerium ernannt worden, so arg, als noch keines war? Je toller, je besser. Der kleine Herzog von Bordeaux dauert mich. Ich gebe ihm keine Nußschale für seine künftige Kronen. Die Fürsten sind doch recht unglücklich, daß sie einen großen Geist haben müssen, um ihren eigenen Vorteil zu verstehen und zu verfolgen, was

doch ein Privatmann nicht braucht. Speier ist ein Bankier, wie er sein soll, und hat doch gewiß noch weniger Verstand als Charles X. Gruß an Reische Gehler.

B.

277.

Nr. 21 *Samstag, Ems, d. 15. August 29*

Gut Schabbes und Gottelkumm! Madame Emden ist hier angekommen, die liebliche Samsonstochter mit ihrem rotköpfigen Manne. Sie bleibt 4 Wochen hier, er geht zurück. Den Frankfurter Juden möchte ich sehen, der seiner kranken Frau oder Tochter zuliebe 4 Wochen aus der Handelskammer wegbleibt und den Seinigen im Bade Gesellschaft leistet. Die beiden Flörsheim gehen hier wie die verirrten Schafe umher (sie sehen auch wirklich recht dumm aus), haben keinen einzigen Bekannten. Ist das eine Art, zwei junge Frauenzimmer ohne männliche oder mütterliche Begleitung ins Bad zu schicken? Hätte der Esel von Vater nicht hier bleiben oder seinen Sohn, die *Perle*, herschicken können? Aber der Ultimo! Der Berne, der hier ist mit seinem kranken Sohne, ist doch auch ein Papierhändler und besucht die Börse und bringt doch der väterlichen Liebe das Opfer, seinem Sohn Gesellschaft zu leisten. Dieser Berne ist doch recht unglücklich mit seinen Söhnen, die von ihrer verstorbenen Mutter die Anlage zur Schwindsucht geerbt haben. Ein Sohn ist ihm schon gestorben, und von dem, welcher gegenwärtig hier, vertraute mir sein Arzt, es sei nichts für ihn zu hoffen. Übrigens ist der junge Mensch weder hinfällig noch schwächlich bis jetzt, und er könnte ganz gut allein hier bleiben. Es ist rührend zu sehen, wie der Vater mit dem Sohne umgeht. Er führt den 20jährigen Jüngling wie ein Kind an der Hand und geht ihm nie von der Seite. Seine Zärtlichkeit und Besorgnis ist so auffallend, daß ein Kurgast, der den Berne und das

Krankheitsverhältnis des Sohnes nicht kennt, zu mir kam und, sich über den Alten lustig machend, mir sagte: Sehen Sie nur, wie der Mann seinen Sohn verhätschelt. Tut das je ein Frankfurter Jude? Dem Speier, der jeden Posttag am Brunnen seine Frankfurter Briefe öffnete und las, konnte man am Gesichte ansehen, wie die Kurse stehen. Der Buchhändler Krebs, Besitzer der Andräischen Buchhandlung, einer der beschäftigsten in Frankfurt, blieb auch seines kränklichen Sohnes wegen 4 Wochen lang hier.

Conrad ist schon mit Einpacken beschäftigt. Mariane Saaling hat ihre verschiedenen Liebesbriefe nicht so sorgfältig sortiert eingewickelt und mit zierlichen seidnen Bändern umflochten als Conrad meine verschiedenen Sachen. Auf jedem Paar Stiefel oder Schuh steht mit schönen Lettern geschrieben: 1stes Paar Stiefel, 2tes Paar Stiefel, 1stes Paar Schuh, 2tes Paar Schuh. Ist das nicht nett? Ich laß ihn gewähren. – Mit dem Rückert bin ich nicht weit gekommen. Ich fing einige Male mit ihm, er mit mir von Büchern, besonders Dichtwerken zu reden an. Aber was ihm die Hauptsache ist an poetischen Werken, die Form, das Metrum und worin er selbst als Dichter Meister ist, das interessiert mich nicht, weil ich nichts davon verstehe, oder ich verstehe nichts davon, weil es mich nicht interessiert, und so wird gleich beim Anfange unserer Unterhaltung ein Schlagbaum zwischen uns gesetzt, und das Gespräch stockt. Nie habe ich diesen Rückert eine Zeitung in die Hand nehmen sehen, deren mehrere im Kaffeehause, wo wir uns jeden Nachmittag treffen, auf den Tischen liegen. An diesem Dichter und Gelehrten erkenne ich, wie gerecht mein Eifer im 6ten Zinstaler war. Er sieht aus wie ein Schwein. Um einen schmutzigen Halskragen hat er ein schwarz-seidnes Tuch geknüpft, so dünn wie ein Galgenstrick, so daß der schwarze haarige Hals nackt erscheint. Meine goldne

Uhrkette betrachtet er oft mit Aufmerksamkeit. Der arme Schelm hat nur eine silberne Uhr mit einem messingnen Uhrschlüssel an einer schmutzigen roten Schnur. Freilich muß man bedenken, daß ein Professor, der nur Dichter ist, wenige Zuhörer hat auf seiner Universität und daß ihm das Honorar für seine Vorlesungen wenig einbringt. Mit 8, höchstens 1200 fl. seines fixen Gehaltes muß er seine Familie ernähren. Aber ist das nicht traurig? Die französischen Dichter von Ruf sind alle wohlhabend. Ihre Schriften werden gut honoriert, und die Regierung gibt ihnen Gehalte, ohne dafür sie zur Fronarbeit der Jugendlehre zu verwenden. Nein, es ist nicht zum Aushalten, ich gehe nach Frankreich. Mieten Sie mir noch kein Logis in der Stadt.

Ich habe jetzt die 4 Bände der „Mémoires d'une Contemporaine" zu Ende gelesen. Sie werden dieses Buch in Dennerts Leihbibliothek sicher bekommen können, da man einen deutschen wohlfeilen Nachdruck davon hat. Zuerst will ich Ihnen erzählen, welche zufällige Ergötzung mir dieses Buch verschafft. Hier ist eine schöne junge Witwe in tiefer Trauer. Sie läßt sich nie unter dem Gewühle der Badgäste sehen, sondern sucht die einsamsten Spazierwege auf, wo sie zu jeder Tageszeit nähend oder lesend, von ihren Kindern umgeben, im Schatten der Bäume sitzt. Was zuerst meine Aufmerksamkeit und zwar auf eine störende Weise auf sie gelenkt, war die düstere Trauer, in welche sie ihre 4 Kinder gemummt, deren jüngstes, ein Mädchen, noch keine 3 Jahre alt ist. Ich finde das läppisch heuchlerisch herzlos. Man sollte keine Kinder in Trauer kleiden, die unfähig sind, Trauer zu fühlen. Da springen fröhliche Kinder lachend und jubelnd umher und sehen aus wie Leichenwagen. Nun, diese schöne Witwe, so tief sie auch trauert, sehe ich täglich mit der größten Andacht in den „Mémoires d'une Contemporaine" lesen, welches Buch ich aus der

Leihbibliothek am auffallenden Einbande erkenne. Es gibt aber kein Buch, das geeigneter wäre, die eheliche Treue wegzuspotten als diese Mémoires. Welch ein Weib ist diese Contemporaine! Sie war nicht etwa ein weiblicher Casanova; darum ist auch ihre Geschichte, weil sie keineswegs die Sinnlichkeit aufweckt, weniger gefährlich für eine leichtfertige Leserin als für eine philosophische, die weiß, daß Empfinden Leben heißt. Wie viel hat die Contemporaine gelebt! Ich beneide sie darum. Auf dem Zifferblatte der Zeit war ihr jede Stunde eine Begebenheit, jede Minute eine Empfindung. (Fortsetzung folgt.)

Sonntag, d. 16. August. Hahahahahaha! ich muß lachen! Einen Logenplatz soll ich für diesen Winter mieten? Woher wissen Sie denn, daß ich in Frankfurt bleiben werde? Und Sie? Ich werde Ihnen Pläne und Gründe vorstellen, denen Sie nicht widerstehen, oder wenn ja, dann wäre Ihr Sieg schimpflicher als eine Niederlage. — Vom fils de l'homme mag ich nichts wissen. Das Gedicht * mag schön sein, aber der Stoff taugt nichts. Der Himmel bewahre uns und die Franzosen vor dem Enkel des Kaisers Franz und dem Zögling der Wiener Polizei.
Ich glaube, die Frankfurter Juden werden so dumm sein, sich über den Wechsel des französischen Ministeriums zu freuen. Sie mögen o wai schreien. Jetzt hält's Frankreich mit England, jetzt wird England, was es früher nicht gewagt, Rußland den Krieg erklären, und dann gibt es allgemeinen Wirrwarr, dann kehrt Rußland von der Türkei zurück und fällt, mit Preußen verbunden, über Österreich her, und dann wird die Handelskammer überschwemmt werden von Tränen. — Was Sie mir aus dem pot-à-feu der *Didaskalia* erzählen von der Unzeitigkeit, jetzt Trauerspiele zu schreiben, das habe ich irgendwo ge-

* „Le fils de l'homme ou souvenirs de Vienne" 1829. Gedicht auf den Herzog von Reichstadt von Auguste Barthélemy.

sagt, und wahrscheinlich ist es wörtlich ausgezogen. Aber Sie lieben mich, Sie kennen meinen Stil nicht mehr. Erinnern Sie sich Ihrer alten Schwüre, dann lesen Sie die Stelle in der Didaskalia noch einmal und sehen Sie, ob sie von mir ist. – Bringen Sie mir doch von Zeitungen und Büchern nach Soden mit, was Sie nur auftreiben können. Ich habe gar nichts zu lesen, und dort gibt es keine Leihbibliothek. – Schreiben Sie mir nur immerfort. Nächsten Dienstag werde ich meine Abreise bestimmen. Heute kann ich es noch nicht. Ich habe noch mit Packen zu tun, und das Wetter ist zu schlecht. – Rothschild war ja gestern hier, wahrscheinlich auf seiner Reise nach Paris. Und Helele [?] ist auch nach Paris! Wenn man nur *eine* Frau hat, ist es doch schön, *zwei* Reisewagen zu besitzen. Ach, was sind die Reichen glücklich, besonders die verheirateten! Heiraten ist leicht, aber wie wird man reich? That is the question. – Frau [. . .] ist mir erschienen wie Ihnen, hat sich gegen mich betragen wie gegen Sie. Ich glaube nicht, daß Geflissentlichkeit dabei stattfindet. Es ist nicht viel an ihr, sie will aber etwas vorstellen, und da mag sie wohl in Gegenwart überlegener Geister, wie wir sind, etwas befangen sein. – Sie wissen, ich habe ein bös Maul und bin eine maliziöse Canaille. [– – –].
Gewitterwolken drohten am Himmel. Börne, ein junger deutscher Dichter, verdoppelte seine Schritte, um, ehe das Wetter herabstürzte, aus dem Walde zu kommen und ein Obdach zu finden. Die Luft, wie engbrüstig, vermochte nicht zu atmen, die erschrockenen Bäume zitterten, die Vögel verstummten... Da gewahrte unser eilender Wanderer unter einer Linde eine schöne junge Frau, die mit ihrem Kinde an der Hand unbeweglich und angstvoll stand, bedenkend, ob sie fortgehen oder bleiben sollte. Der Jüngling (Fortsetzung folgt). – Dem Fuhrmann habe ich jedesmal ein paar Kreuzer über die Fracht ge-

schenkt, aber nicht darum liebt er mich. Hat ein Fuhrmann kein Herz und weiß er wahre Liebenswürdigkeit nicht zu schätzen? Das Paket gestern habe ich richtig erhalten. Mit den Dintenlappen bin ich nicht ganz zufrieden. Wenn *klare* Leinwand solche heißt, die zugleich *weiß* und *fein* ist, so ist der Dintenlappen nur halbklar, denn er ist zwar weiß, aber nicht fein. Achtsamer künftig. Sie haben nur einen zu guten Herrn, der Ihnen zuviel nachsieht. — Gestern begegnete ich der Erbprinzessin der Niederlande mit ihrer Gesellschaftsdame; letztere, ein sehr schönes Frauenzimmer, sah mich lächlend an und winkte dann dem begleitenden Kammerherrn. Was bedeutet das? O Bummer!
Das sieht wohl je - de - - r ei - - n, daß dieses Lie - be ist.
[Der Satz ist „vertont" in einem keinen musikalischen Sinn ergebenden Notenbild.]
Ich las dieser Tage ein Werk über Ems vom Geheimrat Diehl, dem hiesigen Brunnenarzt. Der zählte unter den vielen Ursachen der jetzt so verbreiteten Nervenschwäche und anderer mystischer Übel auch die *unbefriedigte Sehnsucht nach Italien*. Wer hätte das gedacht? Ich will es aber wohl glauben, besonders von Frauenzimmern. Der alte Diehl muß in seiner 50jährigen Praxis das wohl beobachtet haben. O hätten Sie diese Nervenschwäche!

278.

Nr. 22 *Ems, Montag, d. 17. August 1829*

Halt!

Ich bringe meinen Brief, Ihrem schwachen Kopfe zu Hülfe zu kommen, in logische Ordnung und teile ihn in Paragraphen ein.

§ 1

Abreise von Ems. Ankunft in Soden

[— — —]

§ 2

Briefwechsel

[– – –]

§ 3

Milchkuchen. Zwieback.

Es wird wohl zu spät sein, noch einen Milchkuchen machen zu lassen, mir ihn mitzubringen; und doch ist mir dieser in Soden so unentbehrlich. Darum wollen Sie wenigstens bei Hecht, Gundersheim oder dem Erben von Mausche Jauch (der schon vor 30 Jahren gestorben, aber zu seiner Zeit mein weiches kindliches Herz mit vortrefflichem hartem Kuchen * erquickt hat) einige Portionen Milchkuchen holen. Auch wünschte ich Bockenheimer Zwieback zu haben, weil diese sehr lang halten. Eine Bäuerin sitzt jeden Vormittag in der Hasengasse und verkauft solche Zwieback. Doch ich glaube, der Weg nach Soden führt über Bockenheim, dann können Sie im Durchfahren sie selbst kaufen.

* „Harte Kuchen, wie er sein soll, muß stehen wie eine Mauer und umfallen von einem Schnepperlich." (Thibaut, Pandektenrecht. B. 3, § 6, Anmerkung)

§ 4

Sonstige Sachen mitzubringen

1. Lesebücher, womöglich Neuigkeiten. 2. zweiseitiges Postpapier. 3. 4. 5. 6. 7. ad libitum. *Zucker.*

§ 5

Bei Louis einzuziehende Erkundigungen

A. *Lage* von Soden, Klima, Winde, wo die Sonne aufgeht. – B. *Regierungsform.* Ortsbehörden. – C. *Bevölkerung.* Gibt es Juden im Orte? D. *Handel.* Gewerbe. Hat man Krämer in Soden? Kann man *Lichter* haben, die nicht schmelzen? Wie teuer das Pfund? – E. *Gesellige*

Verhältnisse. Vergnügungen. Theater. Casino. Musik. *Zeitungen.* Welche? F. *Posten.* Geht eine Briefpost nach Frankfurt? Kömmt dort eine her? Wie oft? [— — —].

§ 6

Dienstag, d. 18. August. Ich erhalte soeben Ihren Brief. Ich reise Vormittag ab und bleibe heute abend in Schwalbach. Es ist doch besser, wenn Sie mir *nicht* nach Wiesbaden schreiben. Der Brief möchte einen Tag später ankommen und ich ihn verfehlen. Ich erwarte Sie in Soden.

B.

279.

Nr. 22a

[Nr. 22a und 23 sind durch Boten überbrachte Zettel]

Wachslichter
Wein
Zucker
Zeitungen
Karten zu Fidibus
Sardellen (beste Sorte)
Fensterpapier
1 Buch Baseler Stab
Das kleine französische Lexikon
Frankfurter Zeitungen (vom Sonntag an)

Von beiden Büchern (Dennert) die 2ten Teile.
Die gelbe Weste zu waschen

Sonst brauch ich nichts. Ihre Besuche wie Ihre Briefe habe ich entbehren gelernt.
Die Wasserfrau hat mir zwar versprochen, Nachmittag wieder zu Ihnen zu kommen, die Antwort zu holen. Sollte sie es aber vergessen, können Bestellungen in der Windmühle (im Riesen) auf der Allerheiligengasse bis vor 2 Uhr gemacht werden. (Oder Bockenheimer Gasse bei Bierwirt Hermann am Tor).

B.

280.

Nr. 23

Ohne alle Freundschaft und Poesie
Wie es im Briefsteller steht;
Denn man kann nicht wissen wie
Ein Brief verloren geht.

Madame!

Ich habe schon zu häufige Beweise Ihrer Gefälligkeit erhalten, als daß ich fürchten sollte, eine Fehlbitte zu tun, wenn ich Sie ersuche, durch die Wasserfrau, welche die Ehre haben wird, Ihnen diese Zeilen zu überbringen, mir nachverzeichnete Gegenstände zu übermachen. Sollte die Zeit bis zur Rückkehr besagter Wasserfrau zu kurz sein, um alles zu besorgen, wollen Sie es nur einstweilen für den nächsten Freitag anschaffen und bereithalten und mir gleich nur dasjenige schicken, was zusammenzubringen Ihnen möglich war. Nämlich
1 Pfund Wachslichter
[– – –].
Spiritus. NB ist sehr nötig. – Auch ist der Krug mit einem Zettel zu bezeichnen, daß nicht etwa die Wasserfrau ihn als Branntwein schluckt und auf dem Weg verbrennt.
1 *neuer Häring*. Hier im Wirtshause hat man nur alte.
Mylius Reise im südlichen Frankreich (Dennert hat das Buch)
1 Pfund Tabak
Alte Karten zu Fidibus
Aus der Harmonie womöglich zurückgelegte Zeitungen. Abendzeitung, Consitutionnel, Morgenblatt, Literaturzeitung, Mitternachtsblatt etc.

In Ems schrieb ich einer Dame folgendes in ihr Stammbuch: „Das Leben ist eine Troschke und die Erinnerung eine gackernde Henne, dem barfüßigen Knaben gleich,

der sich auf der Wagendeichsel schaukelt. Der Weise begreift das und hält seinen Mittagschlummer; der Tor frühstückt zu jeder Tageszeit und schweigt."

Ems, d. 2. August 1829

Zur freundschaftlichen Erinnerung an
Börne

1 Päckchen chemische Zündhölzer

Ich schicke Ihnen le fils de l'homme zurück. Das Menschenkind gefällt mir nicht. Aber interessant sind die prosaische Noten, wie der Dichter in Wien behandelt worden und wie der kleine Napoleon erzogen wird. Wunderschön ist das Gedicht eines ungarischen Dichters, selbst noch in der (von ihm selbst gemachten) französischen Übersetzung *La revue nocturne* (S. 43). Lesen Sie's. Ich habe es ein halb Dutzendmal gelesen. Dann sehen Sie, wie der miserable Franzos davon spricht. „Ceci, comme on le voit, n'est plus que le squelette d'un corps; c'est une esquisse brute qui pourrait devenir un tableau admirable si un Victor Hugo voulait lui donner le *coloris* et la *vie*; mais du moins cette pièce peut donner une idée de la *nouvelle poésie allemande.*" Das Vieh sieht nicht ein, daß so eine Geistererscheinung als luftige Federzeichnung gedacht werden müsse und kein coloris haben dürfe.

Ihr ganz ergebenster Diener
Dr. Börne

Soden, Montag, d. 24. Aug. 1829

Den Zucker schicken Sie aus Vorsicht doch lieber gleich.

281

Nr. 24 *Soden, d. 27. August 29*

Mit meinem Befinden geht es besser. Nervenübel solcher Art heilen sich langsam, und nur die beharrlichste Diät kann sie besiegen. Die Medizin habe ich, nachdem ich sie dreimal genommen und mich jedesmal übel darauf be-

funden, weggestellt. Ich kenne diese Medizin von früher, da sie mir Dr. Oppenheimer und Stiebel selbst bei großen hypochondrischen Beängstigungen gegeben, sie hat mir nie geholfen. Ich gehe täglich bei gutem Wetter 4 Stunden spazieren, das ist die Hauptsache. Die Geduld werde ich auch bei schlechter Witterung nicht verlieren. Überall besser als in Frankfurt. Ihre schönen Sachen haben 47 kr. Maut gekostet. Eine Bouteille Wein 10 Kreuzer. [– – –].
Abonnieren Sie mich bei Dennert auf 1 Monat (40 Kr.) Beiliegenden Zettel schicken Sie mit und lassen sich ihn jedesmal zurückgeben und schicken ihn mir wieder. Man bekömmt 2 Bücher im Abonnement. Kommen Sie bald wieder? Sonntag ist Kirchweih. Aber die Nachmittage sind so kurz. Sie sollten hier zu Mittag essen. Wann kommt meine Schwester? Suchen Sie das doch zu erfahren.
Alte Karten zu Fidibus. Wie oft soll ich das noch sagen? Ich werde Sie abschaffen.
Den *Pultstuhl.* Man kann ihn aus- oder zusammenschrauben.
Schreiben Sie mir doch Neuigkeiten, worüber ich mich gelind ärgere. Das ist mir sehr gesund.
Tabak.
Den Zettel mit den Büchernummern brauchen Sie mir nicht zurückzuschicken. Ich habe ihn abschreiben lassen. Verwahren Sie ihn, und so oft ich ein Buch bekomme, streichen Sie die Nummer aus.
Adieu sans façon. B.

An
Frau Fanny Schnapper
Langenstraße B 25
in Frankfurt

Für Mad. Wohl

282.

Nr. 1 *Darmstadt, d. 4. Sept. 1830*
Samstag, morgens.

Vive la charte!
Guten Morgen, liebes Bärbelchen. Das Geld liegt im Koffer, und ich werde Ihre zehen Gebote befolgen. Gestern abend ging ich ins Theater und sah Minna von Barnhelm ganz erbärmlich spielen und hatte die Geduld, drei Stunden bis zum Ende auszuhalten. [Vgl. III/1/4].* Kaum saß ich auf meinem Platz, als zwei Herren mich in ihre Mitte nahmen, die in einem fort von meinen Schriften sprachen und entzückt waren, mich in ihrer Gewalt zu haben. Der eine heißt Bauer, der will vor 25 Jahren mit mir in Gießen studiert haben. Der andere [Nr. 1 an dies. Stelle und anderen z. T. stark beschädigt: . . .] Herr v. Golderer aus Offenbach, Speiers Schwager. Dach dem Theater mußte ich mit Hrn. v. Holtei nach Hause gehen, der einige Leute *auf mich* und Kartoffel eingeladen hatte. Die kannten meine Schriften im eigentlichen Sinne auswendig und ennuyierten mich mit Zitaten.
Ich mußte lachen, als ich hierher kam und mich erinnerte, daß hier Revolution gewesen sein sollte, wie man in Frankfurt sagte. Es ist eine Ruhe auf den Straßen wie bei uns in der Nacht, und die paar Menschen, die vorübergehen, treten nicht lauter auf als die Schnecken. Es war alles gelogen. Die Bürger sind unzufrieden, aber nicht mit dem Großherzog, sondern mit den Liberalen in der Kammer, die dem Großherzog seine Schulden nicht bezahlen wollen. [Vgl. III/1/3 f.].
Ich bin sehr willens, mir einen Wagen bis nach Paris zu

* Die Stellenangaben in den hier folgenden Briefen, die sich auf den jeweils vorhergehenden Passus beziehen, bezeichnen der Reihe nach: Band, Briefnummer und Seitenzahl der vorliegenden Ausgabe.

nehmen. Sollte es mich auch 5 bis 6 Karolin mehr kosten, so ist mir doch meine Bequemlichkeit so viel wert. Es würde mir sehr viele Not machen, so oft den Postwagen zu wechseln, welches ich doch müßte, da ich jede Nacht liegen bleibe. Und das Ein- u. Auspacken meiner Sachen! Welche ängstliche Aufmerksamkeit erforderte das. Auf jeden Fall würde ich den Wagen tagweise nehmen und so akkord[ier]en, daß ich ihn, wo und wann ich will, zurückschicken kann. Schreiben Sie mir Ihre Meinung darüber.
Holtei sagte mir, meine Schriften wären in Berlin sehr beliebt. Er habe sie in zwei gelehrten Gesellschaften den ganzen Winter durch vorlesen müssen.

Heppenheim. 11 Uhr. – Während die Pferde gefüttert werden, will ich dieses Briefchen schließen und versiegeln, um [es] in Heidelberg, sobald ich ankomme, auf die Post zu legen. Dort zu schreiben, wird es zu spät, weil die Post schon um 4 Uhr abgeht. [Sehen] Sie nur immer nach dem Postzeichen auf der Adresse, um zu [erfahren, wo der] Brief herkömmt.
Schreiben Sie mir gleich Post[restant nach Straß-]burg, aber dann [nicht] eher wieder, als bis [ich] es Ihnen sage [. . .] Brief. Adieu Bobeline.
Vive [la charte].

283.

Nr. 2 *Karlsruhe, Sonntag, d. 5. Sept. 1830*

A bas les rois!

Je mehr ich mich der französischen Grenze nähere, je wütender werde ich. Ich weiß jetzt schon, was ich auf der Kehler Brücke, wenn ich die letzte badische Schildwache hinter mir habe, tun werde.
Ich fange schon jetzt an, den guten Reisegeist zu spüren, und einige der Legion Teufel, die ich im Leibe habe,

haben mich schon verlassen. [Vgl. III/1/3]. Das zehentägige Herumkutschieren wird mir gewiß sehr gut tun.
Gestern abend war ich bei Süßchen. Die und ihr Mann hatten einmal eine Freude, mich zu sehen. Sie wußten gar nicht, was sie mir alle Liebes erzeigen sollten, sie hätten mir gern ganz Heidelberg gebraten vorgesetzt. Ich mußte trotz meiner Weigerung ein sehr schönes Perspektiv von ihnen annehmen. Die Ochsen sind doch gutes Vieh! Die Süßchen hat einen prächtigen Jungen. [Vgl. III/1/3]. Sie sagt und klagt mir, daß es ihr an allem Umgang fehle. Das ist doch recht traurig.
Dieser Brief geht erst morgen mittag ab. Ich bin nach der Post hier angekommen, was mich ärgert.
Ich reise morgen mittag ab und werde erst übermorgen in Straßburg ankommen. Ich denke, nicht früher als den 15. dieses in Paris zu sein. Ich werde mit Bequemlichkeit reisen. Schreiben Sie mir von jetzt an postrestant nach Paris. Ich hoffe dort einige Briefe von Ihnen zu finden.
An Stoff und Zeit, Ihnen große Briefe zu schreiben, fehlt es mir gänzlich. Sie müssen sich damit begnügen, bis ich in Paris bin.
Wollen Sie doch, wie ich, Ihre Briefe numerieren, damit ich sehe, ob keiner ausgeblieben. Sie müssen aber dann ein Register darüber führen mit Bezeichnung der Nummer u. des Tags der Absendung.
Das sehe ich doch jetzt erst, wie angenehm ein Bedienter auf Reisen ist. Ich wüßte nicht, wie ich ihn entbehren könnte. Wäre nur unser Conrad so kein Hampel. Er tut aus Einfältigkeit und Gutmütigkeit, was ein anderer Bedienter aus Schelmerei. In Frankfurt im Englischen Hof, als ich mit meinem Kutscher anfänglich über den Preis nicht einig war, sah ich durchs Fenster in den Hof, wie der Kutscher den Conrad gestreichelt und auf die Schulter geklopft, um ihn zu gewinnen, daß er mir zurede. Richtig kam er auch gleich herauf zu mir und sagte,

der Kutscher habe nicht zu viel gefordert. Und doch ließ er noch 3 fl. ab. Auf meinen Vorteil ist er gar nicht, so wenig wie auf seinen eigenen. Welch ein Figaro! Aus Dummheit hat er etwas Kluges getan. Er hat zwei Töpfchen Stiefelwichse für 8 kr. mitgenommen, die mich in Paris 2 Franken gekostet hätten. Ein gewandter Bedienter wäre gar nicht auf so einen Einfall gekommen. Nichts auf dem ganzen Wege interessierte ihn mehr als die Soldaten, die mir ein Dorn sind. So ein deutscher Fürst in seiner Residenz ist gerüstet wie ein Stachelschwein. [Vgl. III/1/4]. Übrigens bin ich mit dem Conrad zufrieden. Er wird dick davon werden, daß Sie nicht mehr mit ihm zanken. Heute habe ich mir die Hände sauber gewaschen, weil ich Mad. Haitzinger besuchen wollte. Sie war aber nicht zu Hause. Vielleicht gehe ich morgen frühe noch zu ihr. Ich vermute, daß sie brauchbare Bekanntschaften in Paris hat.
In Heidelberg sah ich die ersten Franzosen mit dreifarbigen Bändern im Knopfloch. Anfänglich sah ich es für Orden an und ärgerte mich. Aber ein Knabe von 12 Jahren, der auch sein Band trug, brachte mich auf die Spur.
Wenn Sie in Frankfurt etwas interessantes Politisches erfahren, was Deutschland u. die Niederlande betrifft, schreiben Sie mirs doch.

Montag, d. 6. Ich sage Ihnen guten Morgen, nur unter den heutigen Tag ein Wort zu setzen. Adieu Bobeline.

B.

284.

Nr. 3 *Straßburg, den 7. Sept. 30*
Dienstag

Diesen Morgen bin ich gesund hier angekommen und habe Ihr Briefchen erhalten. Jetzt stehe ich nun wie ein Ochs am Berg und weiß nicht, wie ich weiterkomme. Ein Mietwagen, sagt man mir, würde 400 fr. kosten. Mit

dem Eilwagen die Nächte durch getraue ich mich nicht. Extrapost würde auch 400 fr. kosten, und dabei hätte ich die Beschwerlichkeit, jede Station einen andern Wagen zu nehmen. Quel parti dois-je prendre? — me pendre! Es gibt kein größeres Unglück, als wenn man kein *rechter* Lump ist, sondern nur ein halber. Auf jeden [Fall] werde ich, da ich nun einmal im Dreck stecke, kein Geld scheuen und so bequem als möglich reisen.
Wenn ich morgen noch hier bin, schreibe ich Ihnen morgen auch. Ich muß kurz sein, weil ich noch allerlei zu besorgen habe. Überhaupt werde ich auf der ganzen Reise keine Zeit zum Schreiben haben.
Von jetzt an schicken Sie mir Ihre Briefe nach Paris. Sollte ein Brief von Ihnen noch hier ankommen, während ich schon fort bin, werde ich veranstalten, daß er mir nachgeschickt werde.
Wie entzückt war ich, als ich die erste dreifarbige Fahne sah! [Vgl. III/2/4 f.]. Davon von Paris aus mehr. Sie müssen sich bis dahin gedulden.
Der Bruder der Pauline hat Mittag mit mir gegessen. Der nächste Brief von Nancy.
Adieu. Gruß an die Freunde.

B.

285.

Nr. 4 *Straßburg, Dienstag, d. 7. Sept. 30*

Es ist Abend, Zeit habe ich mehr als mir lieb ist, sie wird mir lang. Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich Ihnen schreibe. Bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Ihnen so oft lästig falle.
Ich weiß noch nicht, ob ich morgen oder erst übermorgen abreisen werde. Morgen am Schlusse meines Briefes werde ich es Ihnen sagen. Ich habe mir einen Mietwagen nach Nancy genommen. Das ist kaum 1/3 des Weges nach Paris, und das kostet mich 100 fr. Meine Reise nach Paris

wird mich also von hier aus 300 fr. kosten, grade so viel als Extrapost. Es ist des Teufels zu werden, aber was will ich machen? Erzählen Sie es keinem. Potter mit seiner Gesellschaft, der vor kurzem in dem Wirthaus logierte, wo ich eben bin, ist mit dem nämlichen Kutscher nach Paris gereist, aber mit 3 Pferden. [Vgl. III/2/6]. Das kostete ihn 520 fr., wie mir der Wirt erzählte. Aut Rothschild aut nihil, sei von nun an meine Devise. Hätte ich weniger Geld, wäre ich viel reicher, als ich bin, dann fiele es mir nicht ein, nach Paris zu reisen. Mein Reichtum wird mich noch ruinieren.
Die erste dreifarbige Fahne hat mich unbeschreiblich aufgeregt. Gott, könnte ich doch auch einmal unter dieser Fahne streiten und nur ein einziges Mal mit roter Dinte schreiben, ich wollte gern alle meine Schriften verbrennen. [Vgl. III/2/5]. Ein Glück, daß ich nicht Nerven genug für mein Herz habe, ich wäre schon längst geköpft worden. Diesen Mittag war ein junger Mensch bei Tische, der in Paris mitgefochten. Es war mir grade, als brennten ihm die Haare, und ich rückte unwillkürlich von ihm weg, obzwar ich deutsches nasses Holz ihn eher ausgelöscht hätte, als er mich angezündet. Wir waren unserer 9, worunter zwei alte Weiber, mich mitgerechnet, und ich habe in einer Stunde mehr sprechen hören als im Englichen Hof, seit ich dort esse. [Vgl. III/2/5 f.].
Eben verläßt mich der Hirsch, der trägt einen Schnurrbart und ist unter den Nationalgarden. Ich passe sehr auf das Französische und suche zu profitieren, was mir nötig ist. Diesen Mittag sagte mir der Hirsch: Je vous *engage* d'aller au spectacle. Ich dachte, das hieße: er *lade* mich ein, mit ihm ins Theater zu gehen, und ich bedankte mich höflichst. Endlich merkte ich, daß das nicht anderes heiße als: ich *rate Ihnen*, ins Theater zu gehen. Das Theater ist hier sehr wohlfeil. 1ste Loge 2 fr., Parterre 1 fr.

Es ist unglaublich, wie wohlfeil man jetzt mit der Diligence reist! Der beste Platz im Cabriolet, der mit Gläsern versehen ist und in dem man wie im eigenen Wagen fährt, kostet nach Paris nur 30 fr., der 3te Platz nur 20. Es sind drei Gesellschaften, die sich durch Wohlfeilheit zu verdrängen suchen. Aber unglücklicherweise gehen sie alle zu gleicher Zeit ab, so daß ich nicht fort könnte, ohne die Nacht zu fahren. Es ist ohnedies schwer, Platz zu bekommen, und sie waren heute schon auf 2 Tage besetzt.
In dem französischen Paß, den ich hier bekam, stehe ich als docteur en médecine angeführt, und in der Wirtsrechnung, die ich gestern in Karlsruhe erhielt, wird Conrad zum *Kammerdiener* erhoben. Dafür wurden mir 2 Wachskerzen mit 40 kr. angeschrieben. Ich habe meinen Kammerdiener noch kein Wort französisch sprechen hören, aber er versichert mich, es zu verstehen. Da wird etwas Schönes herauskommen. Adorable amie, ich lege mich schlafen.
Eben kömmt mein Kammerdiener herauf und hat ungewöhnlich geistreiche Augen. Da jedem beim Essen eine Bouteille Wein vorgesetzt wird, so vermute ich, daß er viel getrunken. Ich merke aber nicht, daß sein Phlegma dadurch abgenommen. Er glänzt aber sehr und leuchtet wie eine verliebte Katze.

Mittwoch, den 8. — Ich reise heute von hier ab und werde Freitag mittag in Nancy sein, von dort schreibe ich Ihnen. Adieu Bärbelchen.

B.

286.

Nr. 5 *Lunéville, Donnerstag, d. 9. Sept. 30*
Abends 1/2 8 präzis.

Guten Morgen oder guten Abend? Ich weiß nicht, wann im Tage Sie meine Briefe erhalten. Hier übernachte ich.

Morgen gegen Mittag komme ich nach Nancy. Ob ich von dort am nämlichen Tage oder erst am folgenden Tage weiterreisen werde, kann ich noch nicht bestimmen, denn mein Wagen ist einstweilen nur bis Nancy akkordiert. Ich werde diesen Brief schließen und ihn in Nancy auf die Post legen, denn ich weiß nicht, ob ich Zeit haben werde, Ihnen dort zu schreiben.
A propos! Die *Oury Bierie's* sollen alle die Kränk kriegen, aus Gründen, die sich mit der Zeit entwickeln werden.
Ich befinde mich sehr wohl und reise sehr bequem. Das ist aber auch eine Schneckenfahrt. [Vgl. III/3/7]. Eigentlich wird mir die Zeit doch nicht lange, denn mein Kutscher fährt so schnell als Extrapost, *sobald er einmal fährt.* Es dauert nur lange, weil ich erst zwischen 7 und 8 Uhr morgens abreise u. abends spätestens um 7 Uhr einkehre. So gefällt es mir ganz gut.
Eben kam das Stubenmädchen mit dem Conrad herauf und bat mich, ihr zu erklären, was er von ihr wolle? Er habe sein Zimmer angewiesen, und jetzt wolle er noch ein Appartement haben. Es kam heraus, daß er nach dem *Abtritt* gefragt. [Vgl. III/3/10].
In dem Orte, wo ich heute zu Mittage aß, bemerkte ich an einem Laden ein Schild, worauf stand: *Oury Bierie,* marchand. Ich fragte die Wirtin, was das für ein sonderbarer Name wäre, ob der Mann ein Franzose sei? Sie antwortete mir: Il est un juif. Also darum! . . .
Ihren 2ten Brief in Straßburg habe ich dort noch erhalten. Morgen sind es schon 8 Tage, daß ich Frankfurt verlassen, und meiner Rechnung nach komme ich erst heute über 8 Tage in Paris an! Mit einem Wagen wäre ich bei gleicher Bequemlichkeit u. mit den nämlichen Kosten in 6 Tagen von Frankfurt hingereist. Eigentlich hätte es mich weniger gekostet, da ich weniger verzehrt hätte.
Ich freue mich sehr auf Ihre Briefe, deren ich gewiß ½ Dutzend in Paris vorfinden werde.

Das langsame Reisen hat doch auch seine Vorteile. Man bemerkt alles u. lernt die Physiognomie des Landes kennen. [Vgl. III/3/7]. Aber dumm war ich auf dem ganzen Wege. Das spricht sehr für mein Wohlbefinden. Adieu.

Der treuen Närrin
treuer Narr B.

287.

Nr. 6 *Vitry-sur-Marne, Sonntag, d. 12. Sept. 1830*
Nachtquartier

Guten Abend liebes Bärbelchen. Der Mensch, besonders der Dr. Börne, hat doch wunderliche Schicksale! Ein anderer ehrlicher Frankfurter, der abends in seinem Kolleg sitzt und raucht, kann sagen: heute übers Jahr, wenn ich noch lebe, sitze ich wieder hier und rauche wieder. Ich aber? Wer hätte mir im vorigen Jahre, als ich am heutigen Tage ganz allein in Soden war, gesagt: heute übers Jahr schläfst Du in Vitry. [Vgl. III/3/7 f.]. Ich habe, seit ich [in] Frankreich bin, schon an vielen Orten geschlafen: in Straßburg, Phalsbourg, Lunéville, Nancy, Toul, Bar-le-Duc und heute hier. Ich amüsiere mich eigentlich dabei. Ich laufe in den Straßen, in den Kaffeehäusern herum und fühle mich nicht fremder als in Frankfurt.
Morgen komme ich nach Châlons, wo ich diesen Brief auf die Post lege. Donnerstagmittag denke ich in Paris zu sein. Wie freue ich mich auf die Briefe, die ich dort von Ihnen finden werde.
Nur diese Zeilen; in Paris ausführlicher. Haben Sie schon alles in Ordnung zu Ihrer Reise? Ich habe mir's fest in den Kopf gesetzt, daß Sie auch noch nach Paris kommen.
In Holland scheint's arg herzugehen. [Vgl. III/3/9]. Ich wollte, ich hätte den Spektakel mit ansehen können.
Soeben las ich in einem Pariser Blatt, aus einem eng-

lischen entlehnt, in Hamburg wären Unruhen gewesen. Man hätte die Juden aus den Kaffeehäusern vertrieben. Und in Hannover hätten sie gerufen: A bas la noblesse! [Vgl. III/3/10]. Das erstere kann sein. Wenn aber das letztere wahr ist, geht die Welt gewiß bald unter.

B.

288.

Nr. 7 *Dormans, (28 Stunden von Paris)*
Mittwoch, d. 15. Sept. 1830

Hier habe ich übernachtet. Von Straßburg bis Châlons bin ich mit einem Mietwagen gefahren. Von dort hierher mit der Diligence. Mietwagen wie bei uns gibt es in Frankreich gar nicht, und wenn man nicht seinen eignen Wagen hat oder mit der Diligence fährt, weiß man gar nicht, wie man fortkommen soll. In Deutschland kann man mit Extrapost auch ohne eigenen Wagen reisen; die Post gibt stationsweise die Wagen. Die Wagen aber, die hier die Post hat, sind 2rädrige Karren ohne Federn, worauf für Gepäck kein Platz ist. Mit der Diligence ist gut, bequem u. wohlfeil reisen. Aber sie sind gewöhnlich besetzt. So mußte ich in Châlons von einem Mittag bis zum andern Mittag warten, bis ich Platz gefunden, und hier muß ich bis heute mittag warten, und es ist die Frage, ob ich Platz finde. Reise ich mit der Diligence, bin ich morgen in Paris. Indessen bin ich trotz dieser Verdrüßlichkeit guter Laune und gesund.
Ich weiß noch nicht, ob ich diesen Brief hier oder an einem andern Orte oder erst in Paris auf die Post lege. In Paris, am Tage meiner Ankunft, kann ich Ihnen ohnedies nicht schreiben.
Damit Sie wissen, wie weit der Ort von Paris ist, den Sie auf dem Postzeichen finden werden, setze ich die Hauptorte zwischen hier u. Paris und ihre Entfernungen bei.

Château-Thierry	23 Stunden von Paris			
La Ferme-de-Paris	20	„	„	„
La Ferté-sous-Jouarre	16	„	„	„
Meaux	11	„	„	„
Bondy	3	„	„	„

Es gibt nichts Langweiligeres als eine Reise von Straßburg nach Paris. Nirgends Leben, alles öde und stille, und wie froh wäre ich gewesen, hätte ich jeden Abend eine kleine deutsche Residenz mit ihren Hofräten zum Nachtquartier gehabt!
Mein nächster Brief künftigen Freitag, d. 17ten. Ich habe dem Dr. Donndorf geschrieben, er solle mir in seinem Hause Quartier bestellen. Haben Sie eingepackt? Sie kommen gewiß bald nach. Mir nur ja alle deutsche Neuigkeiten geschrieben und poste-restante nach Paris, bis ich es abbestelle.

Adieu, bête allemande.
B.

289.

Nr. 8 *Paris, Freitag, d. 17. Sept. 1830*

Gestern nachmittag bin ich gesund und vergnügt hier an[ge]kommen. Mein erster Gang war nach der Post, und da habe ich zu meinem Verdruß und Erstaunen nicht einen einzigen Brief von Ihnen vorgefunden. Warum haben Sie mir das getan? Schon 8 Tage lang könnten Ihre Briefe hier sein, ich erwartete deren mehrere und fand nicht einen. Das, worauf ich mich die ganze lange Reise gefreut habe, ist zunichte geworden. Ehe ich diesen Brief schließe, werde ich auf der Post nachfragen, ob heute keine gekommen.
Ich wohne bei dem Dr. Donndorf. Das Logis ist gut, aber die Straße behagt mir nicht. Ich werde mir mit Muße eine andere Wohnung suchen.

Gleich in meiner ersten Unterredung mit Donndorf fand ich Anlaß, auf Ihren Wunsch zu kommen, hier in einer Familie zu leben. Er sagte mir, es sei nichts leichter als das, und er nannte mir gleich ein solches Haus. Eine verheiratete Frau, eine Deutsche, eine Schriftstellerin, die ins Morgenblatt arbeitet. Ihr Mann ist ein gelehrter Italiener. Donndorf ist sehr gut bei ihr bekannt und spricht mit dem größten Lobe von ihr. Dr. Sichel ist da Hausarzt. Ich werde Ihnen in der Folge das Nähere schreiben.
Der Kopf ist mir ganz verwirrt von den Sachen, die ich heute in der Zeitung von Deutschland las. Wäre es möglich? Unruhen in Hamburg. In Braunschweig das Schloß angezündet und den Fürsten verjagt. Revolution in Dresden! Schreiben Sie mir doch darüber. [Vgl. III/6/24]
Ich traue den franz. Blättern nicht. Vor deutschen Revolutionen würde ich mich fürchten und fortlaufen. An Ihrer Stelle reiste ich gleich mit der ersten Gelegenheit hierher, ohne abzuwarten, bis sich eine Pension gefunden hat, denn diese kann nicht fehlen.
Ich komme eben von der Post und habe zwei Briefe gefunden. Ich habe Ihnen Unrecht getan. Die Briefe waren schon gestern da. Das Büro der lettres poste-restante hat je nach den Ländern mehrere Abteilungen. Gestern fragte ich in der Abteilung von *England*. Darum fand ich keine Briefe. Heute wendete ich mich an den rechten Ort.
Also ist es doch wahr mit den deutschen Unruhen! Die Rache der Regierungen wird schrecklich sein. Ich bin froh, daß ich weg bin.
Schreiben Sie mir künftig in meine Wohnung.

Rue neuf[!] des bons-Enfants Nr. 31.

In einigen Tagen, wenn ich mehr in Ordnung bin, schreibe ich ausführlicher. Ihr B.

Meine Wohnung ist nahe am Palais Royal und Place des Victoires. Nichts ist komischer als der drapeau tricolore in der Hand Ludwig XIV., dessen Reiterstatue auf dem Place des Victoires steht. [Vgl. III/5/22].

Madame Fanny Schnapper
Lange Straße Lit. B Nr. 25
p. Mad. Wohl
à
Frankfort sur Main

290.

Nr. 9 *Paris, d. 20. Sept. 1830*

Ich will von nichts hören und nichts wissen, als, ob Sie eingepackt haben. So viel sehe ich ein, daß, wenn ich es auch ohne Sie hier einen Winter würde aushalten können, ich doch gewiß nichts arbeiten könnte ohne Sie. Der Dr. Sichel hat mich gestern besucht. Er scheint ein sehr braver Mensch zu sein, und er gefällt mir sehr gut, besonders auch darum, weil ich neben ihm als ein Adonis erscheinen muß; er ist erschrecklich häßlich. Ich habe ihm nun gleich meine Not mit Ihnen geklagt und ihm Ihre Bedenklichkeiten, mit mir allein hier zu sein, mitgeteilt. Er sagte, Sie hätten ganz unrecht. Wenn unsere beiden Wohnungen nur durch einen Korridor getrennt wären, wüßte er gar nicht, was jemand darüber sagen könnte. Übrigens, geschähe es auch einmal, daß jemand bemerkte: die beiden jungen Leute scheinen sich gern zu haben, was denn das wäre? Da[s] sei ja in der ganzen Welt nicht anders. Auf mein Befragen, ob Sie nicht bei einer Familie [untergebracht werden] könnten, nannte er mir gleich das nämliche Haus, von dem mir Donndorf gesprochen und wovon ich Ihnen schon geschrieben. Es ist ein M. de Fiaris, Baron de l'Empire, Colonel général unter Na-

poleon. Seine Frau ist eine geborne Deutsche, eine Baronin von... aus dem Mecklenburgischen. Unter der vorigen Regierung war er en retraite und bekam auch seine Pension als membre de la Légion d'honneur nicht ausbezahlt. Dadurch kamen die Leute in Bedrängnis, und die Frau schriftstellerte und nahm Pensionäre, deren sie aber gegenwärtig keine mehr hat. Jetzt unter der neuen Regierung habe Herr von Fiaris die gewisse Aussicht, wieder in aktiven Dienst zu kommen. Sichel lobt mir diese Leute, deren Hausarzt er ist, über alle Maßen. Er sagt mir, wenn Sie dahin zögen, wäre am besten, ich wohnte auch da. Das einzige, was *ich* an dem Hause auszusetzen [habe], ist, daß es zu weit vom Mittelpunkt der Stadt entfernt im Faubourg St. Germain ist. Es liegt am Jardin de Luxembourg und hat die Aussicht in den Garten. Dr. Sichel selbst wohnt auch in der Nähe. Sichel aber meint, die Entfernung brauche Sie nicht abzuhalten. Zum Spazierengehen habe man den Jardin de Luxembourg, zum Theater das Odeon bei der Hand, und man fahre ja jetzt mit dem Omnibus so wohlfeil (für 6 sous) überall hin. Er wollte also mit den Leuten sprechen. Es käme übrigens gute Gesellschaft in das Haus, unter andern Benjamin Constant. Auf jeden Fall schreiben Sie mir vorläufige Antwort, ob Sie denn unter geeigneten Umständen kommen würden? Ich möchte das schon darum wissen, denn wenn ich die Hoffnung habe, daß Sie kommen, nehme ich mir kein anderes Logis, sondern behalte einstweilen mein jetziges. Wenn Sie aber jemand fänden, der nur wenigstens einen Teil der Kosten trüge, wäre das mit der Pension gar nicht nötig. Der Sichel hat eine Haushälterin, eine vortreffliche Köchin (ein cordon bleu), der gibt er monatlich 25 fr. Lohn, und er sagte mir, das Essen käme ihm kaum auf 3 Frank. Und ich wiederhole es Ihnen und gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß mir Sichel, der doch die hiesigen Verhältnisse kennt, ver-

sicherte, es würde niemand etwas darin finden, wenn Sie, nebst einem andern Frauenzimmer, mit mir zusammen wohnten. Für mich bin ich der Meinung, daß Sie, noch ehe mit der Pension etwas zustandegekommen, auf jeden Fall herkämen. Sie könnten ja hier unterdessen ein Frauenzimmer (etwa Paulinens Schwester) zu sich nehmen. Geld haben wir genug. Mit 700 fr. monatlich fehlt uns gar nichts. Ich gebe 400 und Sie 300. So würde Ihnen der Aufenthalt hier *über* Ihre Interessen 500 Gulden kosten. Was läge daran? Mit Kleidungen ist gar kein Aufwand zu machen. Ich war gestern in Gesellschaft von 12 Damen, meistens Deutsche. Sie waren so einfach gekleidet wie Sie in Frankfurt, wenn Sie in Gesellschaft gehen.
Gestern mittag besuchte ich die Valentin. Ich wurde von ihr und den übrigen Mitgliedern der Familie ganz unbeschreiblich artig und freundlich aufgenommen. Sie lud mich auf jeden Abend und besonders auf den Sonntag ein. Man war entzückt, mich kennenzulernen, man überschüttete mich mit Schmeicheleien über meine Schriften, die Mad. Valentin in London, wo sie diesen Sommer gewesen, gelesen hatte. Dr. Donndorf, der mich zu Valentin begleitete, sagte, so wie mich hätte er dort noch keinen aufnehmen sehen. Gestern abend ging ich wieder hin und fand dort fast lauter Deutsche, Herren und Damen. Unter andern Gans, Dr. Koreff, der Dichter Michael Beer etc. Zum Glücke, zum unerhörten Glücke, war ich zweimal in einem Tage gesprächig, witzig, liebenswürdig, ich kannte mich selbst nicht. Der erste Eindruck war also gut. Es gefiel mir da sehr gut. [Vgl. III/6/25]. Man ist ungeniert, kommt und geht, wenn man will. Auf dem Tische liegen viele Kupferwerke, man spielt eine Art Billard und amüsiert sich sehr.
Ich wohne jetzt noch im 3ten Stock. In diesen Tagen aber bekomme ich ein Zimmer im ersten. Ich werde dann jede

Woche auch eine Soirée geben. Ich schrieb Ihnen, daß mir die Straße nicht gefällt, indessen werde ich mein Logis nicht wechseln, bis ich etwas Bestimmtes über Ihr Herkommen erfahre.

Soeben erhalte ich Ihren Brief Nr. 5, der sehr interessant ist. Gott segne Dich dafür, meine Tochter. Fahren Sie so fort. Vielleicht kann ich mit deutschen Neuigkeiten hier Geld verdienen, wenigstens durch deren Mitteilungen an hiesige Blätter, die sehr erpicht darauf sind, mir Freunde machen, die Geldes wert sind. Wenn das in Deutschland so fort geht, ist es dort interessanter als hier, wo alles sehr ruhig ist. Sehen Sie, selbst ich kannte die Zeit nicht genug, sie ist reifer, als ich dachte. [Vgl. III/6/24].

Erinnern Sie sich der 4 Unteroffiziere, deren Hinrichtung auf dem Grève-Platze ich 1822 hier beiwohnte und im Morgenblatte beschrieben? Morgen, als am Jahrestage ihres Todes, wird die Freimaurerloge, deren Mitglieder sie waren, in Verbindung mit einigen andern volkstümlichen Gesellschaften in Prozession auf den Grève-Platz ziehen und dort eine Totenfeier halten. Ich werde auch mitziehen.

Gestern, Sonntag, war herrliches Wetter, und ich ging in den Tuilerien-Garten. Ich war vom großartigen Anblicke und der Volksmenge überrascht, als wäre es das erste Mal. Unser Frankfurt ist nur wie eine Musterkarte von Menschen, das Warenlager ist hier. [Vgl. III/6/27 f.].

Conrad macht sich so übel nicht. Ja, in gewissen Dingen, wie z. B. Straßen und Wohnungen zu finden, allerlei zu holen, zeigt er sich über Erwartung geschickt.

Zum Arbeiten hätte ich Lust und Stoff, aber im Ernst, ich fürchte, daß, wenn Sie nicht herkommen, ich nichts zustande bringe.

Wenn Sie Gelegenheiten finden, mir durch einen Reisenden Tabak zu schicken, würden Sie mich sehr vergnügt

machen. Ein Pfund hereinzubringen, ist erlaubt, man kann aber ohne Gefahr mehr hereinschmuggeln. Ich bin sehr nachlässig untersucht worden.
Machen Sie doch dem Herrn v. Welling d. Kompliment, ich wäre auf sein Schreiben bei der Valentin gut aufgenommen worden. Sie können sich übrigens denken, daß *er* nicht den geringsten Einfluß dabei hatte. Die Valentin hat kein Wort mit mir von ihm und seinem Briefe gesprochen. Sagen Sie ihm auch, er möchte mir deutsche Neuigkeiten schreiben, ich schriebe ihm französische dafür. Sie dürfen aber nicht sagen, daß ich sie für die hiesigen Blätter benutzen will.
Der Mendelssohn-Bartholdy war vor einiger Zeit hier. Er soll die Hälfte seines Vermögens in unglücklichen Spekulationen verloren haben.
Ich werde Ihnen in der Regel wöchentlich zweimal schreiben.
Adieu, bête allemande.

B.

Soeben verläßt mich der Dr. Sichel, der sich in Ihrer Angelegenheit, wie überhaupt in allem übrigen, sehr gefällig bezeigt. Er hat mit der Frau v. Viaris [?] gesprochen, und sie will Sie sehr gern aufnehmen und mich auch. Sie kennt mich dem Namen nach und freut sich sehr, mich kennenzulernen. Sie gibt Ihnen 2 Zimmer im ersten Stock. Das würde ohngefähr 80 Franken monatlich kosten. Wegen des Essens weiß der Sichel den Preis noch nicht. Es würde aber auf jeden Fall so billig als möglich kommen. Übermorgen abend wird mich Sichel zu ihr führen.
Was denken Sie nun? Was werden Sie tun? Bedienung ist auch im Hause. Ich meine nun, daß Sie mit der ersten besten Gelegenheit hierher reisen.

291.

Nr. 10 *Paris, d. 23. Sept. 1830*

Ihren Brief Nr. 6 erhalte ich soeben. Aber plagt Sie denn der leibhaftige Teufel, daß Sie mir schlechte Zeitungen schicken? Ich bin ein ruinierter Mann. 2 fr. 16 sous kostet mich der Brief. Das ist nach unserm Gelde 1 Fl. 20 Kr. Ehe ich den Brief öffnete, freute ich mich über das starke Porto, denn ich dachte, es wäre alles vollgeschrieben, als ich aber Gedrucktes fand, ward ich ganz wütend. Politische Privatneuigkeiten, die in keine deutsche Zeitungen kommen, können Sie mir schreiben, so viele Sie wollen, aber nichts Gedrucktes interessiert mich, denn das lese ich in der Allgemeinen Zeitung und in den hiesigen Blättern.

Wegen Ihres Kapitals in Wiesbaden kann und mag ich Ihnen nicht raten, denn ich möchte keine Verantwortlichkeit übernehmen. Ich für mich lasse mein Geld dort. Wo man es jetzt anlegt, ist es bedenklich, und ein Staat ist nicht besser als der andere.

Ich brenne vor Begierde zu erfahren, was Sie über Ihr Herkommen beschlossen haben. Gestern war ich bei der Frau v. Viaris. Die Familie gefällt mir. Die Frau ist herzensgut, der Mann auch und ein wütender Liberaler. Der älteste Sohn 18 Jahre alt, 3 Töchter von 15 Jahren an abwärts. Eine junge Engländerin, eine Musikvirtuosin, ist im Hause, die geht aber bald nach England zurück. Die Familie würde Ihnen anstehen. Alle mögliche Sprachen werden da geredet, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch. *Das wäre das Gute* an der Sache. Jetzt aber *das Schlimme.* Das Haus liegt an der Grenze des Luxemburger Gartens, also zu Fuß 3/4 Stunden weit vom Palais Royal. Das Zimmer, das Sie bekommen sollen (ich habe es noch nicht gesehen), geht nach dem Hofe. Doch haben Sie noch ein Schlafkabinett und können das gemeinschaftliche Gesellschaftszimmer, das ins Freie geht,

den ganzen Tag benutzen. Die Leute sind, wie ich Ihnen schon geschrieben, in bedrängten Umständen, und ich fürchte daher, daß sie wenig Besuche bekommen, die sie ihrem Stande und ihrer Bildung nach bekommen würden, wenn sie reich wären. Sie wissen ja, wie es in Paris ist. Man sucht helle schöne Salons und gute Bewirtung. Jetzt wissen Sie alles. Lächerlich aber ist, daß Sie Ihr Herkommen an solche Bedingungen binden. Sichel will es gar nicht begreifen, welche Bedenklichkeiten Sie haben, hier nebst einer Gesellschafterin und mir zusammen zu wohnen. Ist Ihnen denn meine Zufriedenheit gar nichts wert? Reisen Sie mit der ersten besten Gelegenheit hierher; nehmen Sie fürs erste die Schwester der Pauline zu sich. Sind Sie einmal hier, können Sie selbst sehen, wie es Ihnen bei der Viaris gefällt, oder ein ander Haus suchen. Können Sie sich aber entschließen, hier wie das vorige Mal mit mir zusammen zu sein, dann sehen Sie, daß Sie jemand bekommen, der von Frankfurt mitgeht. Ich hätte nichts gegen die Fanny Ochs. Geld haben wir genug. Geben Sie nur monatlich 300 fr. Alles übrige leiste ich. Sollte sich denn in Frankfurt kein Frauenzimmer finden, die für ihr eigenes Geld mitreist? Auf den Schmitt zu warten und mit ihm zu reisen, widerrate ich Ihnen noch einmal. Das zöge sich bis in den Winter hinein, und die Schwierigkeiten Ihres hiesigen Etablissements würden dann nicht weniger. Schmitt kann kein Französisch, weiß sich gar nicht zu präsentieren und würde kaum fertig werden, sich selbst einzuführen, geschweige Sie.

Vorgestern war die Todesfeier auf dem Grève-Platze für die vor 6 Jahren guillotinierten 4 Unteroffiziere. Es ging alles sehr still, bürgerlich und ohne alles theatralisches Wesen vor. Ich mußte die Lippen zusammenbeißen, um nicht laut zu weinen. Das gibt einen Artikel. [Vgl. III/7/32–36].

Cotta will hier eine deutsche Zeitung herausgeben. Er hat deswegen dem Donndorf geschrieben. Dieser hat ihm gemeldet, daß *ich* hier sei. Nun bin ich neugierig, ob er mir Anträge macht. Ich werde keineswegs ihm entgegenkommen. Es soll mich aber sehr freuen, wenn ich ihn zum zweiten Male ruinieren könnte. [Vgl. III/8/38]. – Wenn Sie nicht herkommen, ist mit allen Arbeitsplänen nichts. Ich habe dann weder Lust noch Geduld.
Wenn ich nur erst wüßte, ob Sie kommen oder nicht. Eher habe ich keine Ruhe und kann mich gar nicht ordentlich einrichten.
Morgen will ich den 8ten Band wieder vornehmen. Ich bin neugierig, wie die Arbeit geht. – Ich konnte noch nicht dazu kommen, die Eltern der Pauline zu besuchen, ich werde es aber in diesen Tagen tun. Auch bei v. Eichthal, an den ich Kreditbriefe habe, war ich noch nicht. Ich habe nichts Angenehmes von diesen Leuten gehört.
Meine Wohnung ist hart am Palais Royal, im ersten Stocke. 2 Zimmer täglich 3 fr., das Logis ist ganz gut, doch die Gegend gefällt mir nicht. Ich werde es nur behalten, bis ich Ihre Pläne erfahre. Ich habe merkwürdige vis-à-vis. Ich sehe in das Fenster der Küche eines Restaurateurs, dann in ein Spielzimmer, dann in die Stube einer Demoiselle, dann in ein Kaffeehaus, dann in eine Schneiderswohnung, die alle im Palais Royal sind. [Vgl. III/5/21 f.]. Adieu. Bald mehr

B.

Der Zeitung in Nürnberg habe ich gestern erst geantwortet. Ich verlange monatlich 200 fr. Ich bin neugierig, ob man es annimmt. Ich zweifle.

292.

Nr. 11 *Paris, d. 25. Sept. 1830*

Ich habe Ihre Nr. 7 erhalten und beantworte ihn gleich, ob ich Ihnen zwar erst vorgestern geschrieben. Aber

künftig werde ich Ihnen immer nur alle 4 Tage schreiben, also wöchentlich zweimal. Wenn ich mit so einer dummen Person, wie Sie sind, mich zu viel beschäftige, werde ich selbst dumm. Sie kennen unser deutsches Volk und unsere Staatsmänner schlecht, wenn Sie glauben, es würde bei den revolutionären Bewegungen etwas herauskommen. Was hat denn das Vieh getan? Nichts. In Hamburg war es bloß Pöbelgeschrei. In Kassel, Braunschweig und Dresden war es nur persönlicher Haß gegen den Fürsten oder gegen die Maitresse. In Dresden haben die Hunde dem Prinz Friedrich die Pferde ausgespannt und haben selbst den Wagen gezogen und illuminiert! Die neuen Herren werden nicht besser sein als die alten. Und wollten sie besser regieren und dem Volke mehr Freiheit geben, würde es der Bundestag nicht dulden. Was ist denn gewonnen, wenn Hessen-Kassel und Sachsen Stände einführen? In Darmstadt, Württemberg, Baden, Bayern etc. sind Stände, und es geht da nicht besser her als in Preußen, wo keine sind. Preußen und Österreich werden sich hineinmischen und *energische Maßregeln* ergreifen (wie sie es nennen), und glauben Sie mir, es wird gehängt werden. Solange wir keine Pressfreiheit haben, ist nichts zu hoffen, und diese wird nicht bewilligt, ja nur immer mehr eingeschränkt werden. Ich kenne meine Leute.

Die fürchterliche Lage der Dinge in den Niederlanden werden Sie erfahren. Nach der heutigen Zeitung war die königliche Armee vor Brüssel. Die einen sagen, sie wäre siegend eingerückt, und es hätte ein fürchterliches Blutbad stattgefunden; nach andern Nachrichten wäre noch nichts entschieden, und man fechte noch am Tor. [Vgl. III/8/36].

Das hiesige Ministerium wird geändert werden, und der heutige *Moniteur* wird die Änderung vielleicht schon enthalten; ich war noch nicht aus u. habe ihn noch nicht

gelesen. Ich freue mich darüber. Das jetzige Ministerium ist zu schwach und zu ängstlich, besonders gegen die andern Mächte. Das neue wird kräftiger sein. Ich bin noch immer der Meinung, daß es Krieg gibt. Preußen wird sich und muß sich in die niederländische Angelegenheiten mischen, u. Frankreich darf es nicht zugeben. Und wenn die Regierung auch diese Einmischung ruhig mitansehen würde, würde es das Volk nicht dulden, und ganz gewiß werden die Franzosen ohne Befehl des Königs den Niederländern beistehen, sobald sie erfahren, daß Preußen ins Land gerückt. Potter, der hier war, ist nach Brüssel zurück. Wenn der König siegt, wird er geköpft.
Dem Campe habe ich schon früher geschrieben. Fürchten Sie nur nicht, daß ich mich von ihm wie ein Pferd antreiben lasse. Ich werde nur schreiben, wann, wie und soviel ich Lust habe. Wenn ein Bekannter hierher reist, geben Sie ihm doch so viele Exemplare von meinen Schriften mit, als er übernehmen will. Sie liegen im *Sekretär*, den ich beim Valender stehen habe. Sie müssen aber nachsehen, ob die Exemplare vollständig sind. Von meinen beiden Exempl., die ich mithergebracht, habe ich eins verschenkt und eines verliehen.
Der Conrad macht sein altes Gesicht. Doch hat Paris den ungeheuern Einfluß auf ihn, daß er lächelt. Neulich ging er ins Palais Royal und geriet ins Café des Aveugles. Das ist ein Kellernest, wo nur Lumpenvolk hingeht. Er sieht etwas in einem Glase trinken, das er *nicht kennt*. Es war Punsch. Er fordert sich auch so ein Gläschen. Man bringt ihm eine Bowle brennenden Punsch, von dem er nur ein Glas trinkt. Dafür mußte er 2 1/2 fr. bezahlen. In den ersten Kaffeehäusern kostet das nur 25 sous. Da dieses ein kleines Unglück war, erzählte er es mir mit *Lachen*. Gut, daß er nicht um viel geprellt werden kann. – Sein Frühstück (eine kleine Tasse Kaffee) kostet mich 4 sous, sein

Mittagessen 1 fr. 4 sous. Wohlfeiler war es nicht zu haben.
Ich weiß Ihnen heute gar nichts mehr zu schreiben. Jetzt beschäftigt die niederländische Angelegenheit meine ganze Seele. Wenn dort das Volk siegt, kann es in Deutschland gut wirken. Unterliegt es aber, sagen unsere Perrücken: Da seht Ihr's, mit *energischen Maßregeln* unterdrückt man die Revolutionen!
Adieu Engel! Kommen Sie bald?

B.

293.

Nr. 12 *Paris, d. 28. Sept. 1830*

Dankeschön für Ihren schönen langen Brief Nr. 8. Fahren Sie so fort. Aber was in den deutschen Zeitungen steht, brauchen Sie mir nicht zu schreiben, denn diese lese ich hier. Teilen Sie mir nur Privatneuigkeiten mit, wie das heute über Frankfurt. Wie können Sie nur glauben, daß ich mich gegen Sichel des kürfürstlich-hessischen Ausdrucks bedient habe: wie man Sie hier *unterbringen* könne? Das Wort habe ich der Kürze wegen nur gegen Sie gebraucht, gegen Sichel selbst aber habe ich mich in dieser Angelegenheit nur der schönsten und zartesten Substantive, Verben und Adjektive bedient. Wegen Ihres Herkommens kann ich nichts mehr sagen, als was ich schon gesagt und was Sie in den Briefen, die Sie unterdessen erhalten haben werden, noch gelesen haben. Wunderlich finde ich nur, daß Sie nicht begreifen, wie mich Ihre Gegenwart zufriedener und glücklicher machen möge. Wenn Sie hier sind, habe ich alles, was ich sonst hatte, weniger Frankfurt und mehr Paris. Indessen kann und will ich durchaus die Verantwortlichkeit nicht über mich nehmen, daß Sie hier zufrieden sein werden. Sie haben recht, man kann seiner Gefühle nicht Meister werden, und wenn zu fürchten ist, daß Sie bereuen

möchten, hierhergekommen zu sein, möchte ich Sie auf keine Weise dazu bereden. Nur behalte ich mir die Freiheit vor, wieder nach Frankfurt kommen zu dürfen, wenn ich mit der Zeit erfahre, daß ich ohne Sie nicht vergnügt sein kann. Ich werde mich, darauf können Sie sich verlassen, nicht kindisch betragen, ich werde mich nicht übereilen, sondern abwarten, wie es mir hier behagt. Ich weiß recht gut, daß man den ersten Eindrücken nicht nachgeben darf. Bis jetzt war ich nicht mißvergnügt, weil ich die Hoffnung hatte, daß Sie kommen werden. Ich werde nun sehen, wie es mir sein wird, wenn ich diese Hoffnung aufgeben muß. Das aber weiß ich gewiß, daß es mit meinen Arbeiten, wenn Sie nicht bei mir sind, sehr schlecht gehen wird.
Bekanntschaften habe ich hier noch keine gemacht noch gesucht. Ich will warten, bis ich mehr in Ruhe und Ordnung bin und bis ich ein bestimmtes Logis habe; denn das jetzige werde ich wechseln, sobald es entschieden ist, daß Sie *nicht* kommen. Bei Valentin war ich letzten Sonntag wieder und habe dort Raupach kennengelernt. Es ist sonderbar, daß ich drei Monate in Berlin war, wo er wohnt, ohne ihn gesehen zu haben, und er selbst, wie er mir sagte, hatte damals gar nicht erfahren, daß ich in Berlin sei. Valentins sind sehr artig und freundlich gegen mich. Ich werde heute dort zu Mittag essen. Wenn meine berühmte und liebenswürdige Person nicht wäre, so hätte mir Hrn. v. Wellings Empfehlung nichts geholfen. Mad. Valentin sagte mir von demselben: „sie erinnere sich seiner wohl, *es wäre ein sehr unbedeutender Mensch*!“ Aber um Gottes willen nicht geplaudert! Übrigens ist das auch *meine* Ansicht nicht, und ich bin nicht der Meinung, daß der Welling ein unbedeutender Mensch sei.
Der Dr. Koreff, der Arzt bei vielen Gesandten ist, sagte mir: Hr. v. Hügel, Legationssekretär des österr. Gesandten hier, wünsche sehr, mich kennenzulernen. Fer-

ner: er habe dem österr. Gesandten, dem Hrn. v. Apponyi, meine Schriften geliehen, und der habe sich bald tot darüber gelacht. Die Freude möchte ich erleben, daß ich durch meine Schriften einen österreichischen Minister umbringe! Übrigens ist dem Koreff kein Wort zu glauben. Er lügt ganz schändlich, weil das zum Mann von Welt gehöre, wie er denkt. Er hat mir angeboten, mir alle Bekanntschaften zu verschaffen, die ich nur wünsche, und wirklich wäre er es imstande zu tun, denn er kennt die ganze große Welt. Aber ich habe sein Anerbieten mit Stillschweigen aufgenommen, denn ich weiß, daß er nicht worthalten und sich zurückziehen würde, wenn ich seine Gefälligkeit in Anspruch nehmen würde. Er scheint ein geistreicher Mann zu sein, aber sein Charakter mag nichts taugen.
Wenn es entschieden ist, daß ich den Winter hier bleibe, sind mir die Bücher, die ich in einen besonderen Koffer gepackt habe, ganz unentbehrlich, und ich möchte sie mir schicken lassen. Da habe ich aber die Nachlässigkeit begangen und habe das nötigste Buch, nämlich *Mozins großes franz. Lexikon in 4 Quartbänden* nicht eingepackt. Das liegt in einer der drei Kisten, die bei Valender stehen, ich weiß aber nicht, in welcher. Das wird viele Mühe machen, das zu finden. Wenn Sie die sehr große Güte hätten, mir das zu besorgen, mache ich Ihnen den Vorschlag zu folgendem Operationsplan: Sie schicken den Fridolin mit den Schlüsseln zu Valender und fragen Josef Rindskopf, ob er nicht die Gefälligkeit hätte, mit hin zu gehen und das fragliche Buch suchen zu helfen. Der Fridolin allein, so geistreich er auch ist, würde doch nicht damit fertig werden. [— — —]. Aber noch einmal: schicken Sie [es] mir nicht eher, als bis ich es verlange. — Ich bin recht froh, daß ich meinen Pelz mitgenommen habe. Auf der Reise war gewöhnlich schlechtes Wetter, und er hat mir Dienste geleistet. Jetzt ist hier das

herrlichste warme Wetter, das man sich nur denken kann.
Gestern habe ich zum erstenmal den König gesehen. Er erschien auf einer offnen Galerie im Palais-Royal. Die Herzlichkeit und Liebe, mit welcher er vom versammelten Volke begrüßt und mit welcher vivat gerufen worden, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Das kam aus der innersten Seele. Ich hatte meine Freude daran. [Vgl. III/8/36 f.].
Mit Brüssel ist es gräßlich, unerhört. Was in Paris vorgefallen, war Kinderspiel dagegen. Wenn ich nicht das Porto scheute, würde ich das Stück der heutigen Zeitung mitteilen. Man könnte rasend werden über die Niederträchtigkeit der Fürsten, u. der König v. Holland ist noch einer der besten! Nur einige Stellen in Abschrift. In den Frankfurter Zeitungen wird doch nicht alles gedruckt werden dürfen: „Les nouvelles que nous recevons de Bruxelles font horreur. Il est vrai, comme nous l'avions annoncé précédemment, que les troupes hollandaises qui avaient pénétré dans la ville, ne pouvant résister plus longtemps au courage du peuple, avaient voulu capituler et avaient offert d'évacuer Bruxelles. Le peuple, exaspéré par les pertes qu'il avait déjà faites, s'est refusé à toute espèce de capitulation. Mais alors, au lieu de se sauver, comme nous l'avions dit, les Hollandais se sont emparé de toutes les maisons qui avoisinent le parc, afin de se mettre à l'abri du feu; et là ils ont commis des atrocités. *Les femmes, les enfants qui se trouvaient dans ces maisons ont été écrasés, massacrés ou jetés par les fenêtres à la vue du peule. Les canons, placés dans la rue royale et aux environs du parc, lançaient leur boulets de toutes parts. Des hauteurs d'Ever partaient des fusées à la Congrève pour incendier la ville; et le prince Frédéric* [Hier folgt i. d. Handschrift ein v. Börne gezeichneter Galgen.] *avait adressé à ses soldats une proclamation qui*

leur promettait deux heures de pillages. La voilà donc, cette famille de Nassau! La voilà telle qu'elle est! Les souvenirs historiques, dont elle s'enveloppait pour conserver sa réputation de libéralisme, peuvent-ils contre le pillage qu'un de ses princes promet à ses troupes, contre l'incendie qu'il allume, contre l'orde sanguinaire de massacrer des femmes et des enfants . . . la conduite du peuple est admirable. Depuis qu'il a le fusil sur l'épaule et qu'il marche à l'ennemi, il passe quarante-huit heures sans manger et sans voler un pain! — — Depuis 2 jours ils se battent comme des lions, et il n'y a parmi eux ni capitaine ni général ni rien. — — L'esprit de la population est indomptable . . . Voilà 2 jours entiers que cet état des choses dure dans la ville; *combien donc de cadavres faut-il pour qu'un roi puisse rentrer à l'aise dans sa capitale?* — — Les rues sont jonchées de cadavres; on dit que le prince Frédéric est mortellement blessé . . . 500 Hollandais faits prisonniers ont été massacrés par le peuple . . . On porte le nombre des morts à 4000 . . . Cent grenadiers s'étaient réfugiés dans l'immense bâtiment de Mécues; ils s'y défendaient comme des lions. Le peuple irrité à mis le feu à ce bâtiment, et ils ont été dévorés par les flammes . . . Les enfants coupaient les traits de chevaux des dragons. Les femmes se battaient avec des cailloux. [Vgl. III/8/36]. — — Eben sagt mir jemand, es wären heute Nachrichten von Brüssel gekommen „tout va bien". Näheres wußte er nicht.

Grüßen Sie die Fanny Ochs, über die ich ganz wütend bin, daß sie nicht reich ist. Wäre sie reich, könnte sie nach Paris kommen und Sie armen Teufel auf ihre Kosten mitbringen. Dann wäre uns allen dreien geholfen. — Soeben erfuhr ich: in Gera sei auch eine Revolution gewesen. [Vgl. III/8/37]. Ich lasse hier in die Zeitung setzen, das Fürstentum des Fürsten von Reuss sei nicht größer als die Richelieustraße. B.

294.

Nr. 13 *Paris, den 1. Okt. 1830*

Die Angelegenheit wegen Ihres Herkommens soll abgetan sein, wir wollen nicht mehr davon sprechen. Übrigens werde ich mir die Entbehrung so leicht als möglich machen, und ich werde nicht den Kopf hängen lassen. Paris hat den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartete und wie ich ihn schon erfahren. Das Leben gefällt mir, und ich wüßte nicht, wo es jetzt interessanter sein könnte als hier, wo alle Bewegung der ganzen Welt ausgeht. In Brüssel, wie Sie jetzt wissen werden, ist die Sache entschieden, das Volk hat gesiegt. Welche Zeiten! Potter, verbannt, noch vor wenigen Tagen hier, ist wieder in Brüssel. Die ganze Bevölkerung ist ihm entgegengegangen. Man hat seinen Wagen in die Stadt *getragen*! (Das ist wörtlich wahr). Ich glaube übrigens noch nicht, daß die Sache schon aus ist. Der König der Niederlande wird es mit einer zweiten Armee probieren, wird aber hoffentlich nichts ausrichten. Es sind schon mehrere tausend, nicht bloß Belgier, sondern auch Franzosen von hier den Niederländern zu Hülfe geeilt. Alle Diligencen sind von ihnen gefallen [besetzt?]. Vorgestern saßen 50 in einem Wagen.

Der Hiller hat mich einigemal besucht. Er wohnt auf dem Lande und kommt alle Woche nur einmal in die Stadt. Gans war auch einige Male bei mir. Ich treffe ihn jeden Sonntag bei Valentin. – Von Eichthals kann ich noch nichts sagen. Ich war erst gestern auf dem Comptoir, meinen Kreditbrief abzugeben, und fand ich bloß den Sohn. Ich werde, wie üblich, wohl bald dahin eingeladen werden. – Bekanntschaften habe ich bis jetzt noch nicht gesucht; ich will damit warten, bis ich mein festes Logis habe, das ich mir nicht eher nehmen wollte, bis ich wüßte, ob Sie herkämen oder nicht. – Wenn ich Ihnen rate, sich diesen Winter kein Logis zu nehmen, sondern bei Ihrer

Schwester zu bleiben – werden Sie ausrufen: da sieht man den Egoisten! Sie hätten freilich recht, es zu sagen. Jetzt, da ich nicht in Frankfurt bin, leide ich nicht davon, wenn Sie bei Ihrer Schwester wohnen. Auf der andern Seite aber würde doch eine eigne Wohnung ihre Mißstände haben. Sie wären gebunden, machten eine bedeutende Ausgabe, die im nächsten Frühling schöner zu verwenden wäre, und hauptsächlich: Sie würden langweiligen und lästigen Besuchen nicht ausweichen können. Das wollte ich Ihnen nur vorstellen.
Vielleicht reise ich auf einige Tage nach Fontainebleau zur Weinlese. Sollten in diesen Tagen meine Briefe einmal länger als gewöhnlich ausbleiben, so wissen Sie die Ursache. Ich bin dann nicht hier. – Ich muß immer lachen, wenn Sie besorgen, ich möchte mir zu viele Arbeiten aufladen, als wenn das je von mir zu befürchten wäre! Wenn mir auch Cotta annehmbare Vorschläge machte, so verstünde sich immer von selbst, daß ich mich zu nichts verpflichtete, als bis ich mit meinem 8ten Bande fertig bin, welches vor Neujahr nicht sein kann. Eine Korrespondenz nach Nürnberg aber könnte ich gleich schon übernehmen, weil dabei nichts zu tun wäre, als wöchentlich einen Brief zu schreiben. Übrigens glaube ich nicht, daß mir die armen Teufel die verlangte Summe bewilligen werden. Von dieser Nürnberger Korrespondenz müssen Sie so wenig jetzt als später mit irgendeinem sprechen. Das muß ein Geheimnis bleiben. In einigen Tagen erwarte ich die Antwort. – Gans wird in 8 Tagen wieder zurückreisen. Wenn er über Frankfurt geht, will ich [ihn] zu bestimmen suchen, daß er Sie sieht.
Die Frankfurter Bürgerschaft wäre ja rein toll, wenn sie die Anwerbung von Schweizer Truppen zugäbe. Gibt es denn Pöbel in Frankfurt, der in Zaum zu halten wäre? Das gäbe nur eine Leibwache für die Bundesversammlung, und die steckt gewiß dahinter. [Vgl. III/8/39].

Hier hat sich seit einiger Zeit eine religiöse Gesellschaft gebildet, welche die Lehren des *St. Simon* zu verbreiten sucht. Ich habe nie etwas von diesem Simon gehört. Es werden Sonntags Predigten gehalten. Der Hauptzweck ist gleiche Verteilung der Güter. Die Gesellschaft zählt viele Anhänger, und der *Sohn vom Eichthal* soll einer der eifrigsten Mitglieder sein. Wenn ich einmal Geld von ihm hole und er einen Wechsel verlangt, werde ich ihm sagen: das sei ja ganz überflüssig; sein Geld sei ja auch das meinige. [Vgl. III/8/39]. – Gestern war ich im jardin des plantes und habe Conrad mitgenommen. Der hat Augen gemacht, als er die Giraffe, die Strauße, Elephanten und andere Tiere sah. Es ist dort wirklich alles großartig. [Vgl. III/8/39]. – Viele Freude machen mir die Diligencen, die jetzt in der Stadt herumfahren. Sie sind so billig. Die Fahrt von der Nähe meines Hauses bis in die Nähe des jardin des plantes, wozu man zu Fuße $5/4$ Stunden braucht, kostet nicht mehr als 6 sous. Die Sache ist sehr unterhaltend. Es geht da zu wie in einer Gaststube. Alle 5 Minuten steigen Leute aus und ein, und während einer halben Stunde bin ich wenigstens mit 30 verschiedenen Menschen gefahren. Die Wagen sind inwendig mit Spiegel versehen.

Fahren Sie nur fort, mir deutsche Neuigkeiten zu schreiben. Die Sache mit Hanau ist merkwürdig. Wir wollen aber den Ausgang abwarten. [Vgl. III/8/39]. – Haben Sie auch gutes Wetter? Hier ist es prächtig. – *Tabak* nicht vergessen, sobald sich Gelegenheit findet. – Sie sollten nur einmal mitansehen, welch ein Treiben abends in den cabinets de lecture ist, wenn die Abendzeitungen kommen. So begierig ist man auf die Brüssler Geschichten. Ich war gestern in so einem Cabinet, wo wenigstens 20 Exemplare vom *Messager* ausgegeben worden, alle zerschnitten, so daß jeder nur eine Hälfte bekam. Ich mußte eine Stunde warten, bis ich eine bekommen konn-

te. Nicht die Hälfte der Leser hatte im Zimmer Platz. Die meisten saßen vor der Türe.
Der Gans schwadroniert hier ganz erschrecklich. Die deutschen Revolutionen setzen in mehr in Flammen als mich, der ich keinen guten Erfolg erwarte. Dr. Koreff nennt den Gans: königlich-preußischen Ober-Hof-Rebell. — Ich wollte, es gäbe Unruhen in Frankfurt, und daß Sie aus Angst hierher flüchteten. Sie sollten aber schlecht von mir aufgenommen werden. Adieu.

B.

295.

Nr. 14 *Paris, d. 3ten Okt. 30*

Ich habe Nr. 10 erhalten. Es soll bei der Einrichtung bleiben, daß wir uns wöchentlich zweimal schreiben. Darum beantworte ich Ihren heutigen Brief auch erst morgen, weil ich erst vorgestern geschrieben. Euere Frankfurter Revolution ist köstlich. Der Held in der Backgasse verdiente, in Lebkuchen gebacken zu werden. Die Frankfurter Handwerker mögen nur Lärm machen. Es kömmt jetzt nur darauf an, daß man sich in Bewegung setze, aus welchem Grunde ist gleichgültig. Der Unverstand kann nicht siegen in einem Kampfe für die Freiheit. Es wäre auch schön, wenn Österreicher Frankfurt besetzten, das wird alles zum Guten führen, wenn auch auf schlimmen Wegen. Wahrhaftig, die Österreicher dauern mich. Bestimmt werden alle Briefe, die aus Frankreich, Deutschland und andern Revolutionsländern nach Wien kommen, durchstochen und mit Essig durchräuchert.
Die Sache mit den Niederlanden ist wie ein Wunder. Aber nach den neuesten Nachrichten wird der König mit einer neuen Macht Brüssel angreifen. Alle Bürger ohne Unterschied des Alters und Geschlechts sind zum Kampfe aufgefordert.

D. 4. Okt. – Gestern war ich mit Gans in St. Cloud. Es war da noch Nachkirchweih und Messe. Es ist doch alles großartig, und es hat alles wieder viel Eindruck auf mich gemacht. Wenn Sie hier wären, gefiel mir Paris ungemein. Man fühlt doch, daß man lebt. In St. Cloud fragten mich Deutsche nach dem Weg. Es waren Württemberger Landleute, die nach Amerika auswanderten. Ich sagte ihnen, sie sollten zurückkehren und ihren König wegjagen. Darüber lachten sie. – Ist es denn wahr, was heute in der Zeitung steht, daß auch in Mainz das Volk die Douane zerstört hat? Ich glaube es nicht. Auch haben Sie mir nichts davon geschrieben.
Gestern abend bei Valentin traf ich Flörsheim den Großen. Er war sehr überrascht, mich da zu finden, und schien es nicht zu wissen, daß ich in Paris bin. Er spielte mit Gans Ecarté, und sein freiwilliges französisch Sprechen (übersetzte Frankfurter Harmonie-Späße) nahm sich sehr gut aus. Was man doch in der kleinsten Pariser Gesellschaft für mannigfaltige Völkerschaften findet! Wir waren etwa nur 20 Personen, und darunter waren Griechen, Engländer, Wiener, Münchner, Berliner etc. [Vgl. III/6/25 f.]. Einige junge deutsche Frauenzimmer haben mit mir mit großem Interesse von meinem Aufsatze „*Der Roman*“ gesprochen und haben mich ganz ernstlich gefragt, ob der Oberst nicht noch später das Fräulein geheiratet habe, oder was sonst aus ihm geworden. Ich erzählte, er sei in Spanien als Revolutionär gehängt worden.
Der Flörsheim geht in acht Tagen nach Frankfurt zurück. Soll ich ihm ein Empfehlungsschreiben an Sie mitgeben? – Der Sohn des Pfarrers Kirchner hat mich gestern besucht, und ich habe ihn, des Vaters wegen, sehr artig aufgenommen. Dem gefällt es hier gar nicht, und er ennuyiert sich. Ich habe ihn mit zu Valentin genommen. Da gefiel es ihm aber auch nicht.

Aus der neuen französischen Literatur kann ich Ihnen nichts empfehlen. Es ist gar nichts von Bedeutung erschienen. Jetzt ist keine Zeit für Bücher. – Der Flörsheim sagte mir: wissen Sie, was ich tue, wenn es in Deutschland unruhig bleibt? Ich *packe meine Frau und Kinder ein* und schicke sie nach Paris. Ich glaube, die werden keine Maut zu bezahlen brauchen.
Schreiben Sie mir nun auch, wie Sie Ihre Zeit zubringen, was Sie abends machen, und ob Hr. Lehmann oft zu Ihnen kommt? Man darf Frankfurt nicht nach Ihren Gesellschaften beurteilen. Bei Ihnen ist Paris im Kleinen.
Über Conrad habe ich mich in nichts zu beschweren. Er gibt sich alle mögliche Mühe, sich zu französieren. Sein Rechnungsbuch führt er in französischer Sprache. Er schreibt: pour lire la Gazette 2 sous usw. In Wohnungen und Straßen zu finden, wohin ich ihn schicke, hat er eine mir ganz unerklärliche Geschicklichkeit. Er findet alles und schnell. Aber sein Französisch ist mir zu hoch. Ich verstehe es nicht. Neulich schickte ich ihn mit einem Billet zu Valentin. Diese gab ihm eine mündliche Antwort und hielt eine lange französische Rede an ihn. Endlich merkten sie beide, daß sie sich wechselseitig nicht verstünden und entdeckten, daß sie Deutsche sind. Da fielen sie sich in die Arme. Mad. Valentin ist sehr häßlich und geschminkt, aber die beste Frau von der Welt. Ist sie doch neulich mit mir herumgelaufen und treppauf treppab gestiegen, um mir ein Logis suchen zu helfen. Das geschah aber alle nicht pour mes beau yeux, sondern wegen meiner Schriften. Hätte ich doch nur noch einige Exemplare hier. Deren Verteilung könnte mir sehr nützlich sein. Ein Deutscher, dem ich einen Band geliehen, erzählte mir, ein Franzose, der Deutsch verstände, habe ihn neulich besucht und meinen Band Schriften bei ihm gefunden. Er habe sich auf seinem

Zimmer hingepflanzt und habe *vier Stunden* hintereinander das Buch gelesen.
Ich habe große Not wegen Wohnungen. Mehrere, die ich gesehen, kosten monatlich 160 fr., und ich kann doch höchstens nur 100 ausgeben. Ich muß ein Zimmer haben, das Sonne hat, und das macht die Wahl klein. Geld! Geld! Wenn ich nichts verdiene, wird es mir schlimm gehen. Ich bin dann ein ruinierter Mann. Zu meinem Glück habe ich Sie im Hintergrunde. Wird denn die Lotterie bald wieder gezogen? Es ist schön, hier zu gewinnen. Und da ist der verfluchte Campe und mein verdammter 8ter Teil, der mir nichts einbringt und mir die Zeit raubt. Hätte ich nur den Cotta nicht ruiniert! Jetzt hat er nichts mehr. — Sind Sie dafür, daß ich Rothschild besuche? Es ist nur die Frage, ob es mir etwas helfen würde. Denn einmal bei Tische zu ihm eingeladen zu werden, daran liegt mir nichts. Ich möchte seine Soirées besuchen, und es ist die Frage, ob er mich da haben will. Hr. Salomon Rothschild wird mit seiner Frau nach Frankfurt reisen und von da nach Wien. Madame bleibt vier Wochen in Frankfurt und kömmt dann hier zurück. (Diese Nachricht ist aus dem *Moniteur* genommen). — Ich hoffe noch stark, daß die Juden in Frankfurt Schläge bekommen, und daß Sie dann aus Furcht hierher flüchten. —

B.

296.

Nr. 15 *Paris, d. 6. Okt. 1830*

Ihre Nr. 11 erhalten. Ob ich zwar vorherwußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volks nicht nachgeben, sondern Maßregeln der Strenge ergreifen werden; ob ich zwar vom Schauplatze entfernt bin, so hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte doch die größte Ge-

mütsbewegung gemacht. Ich hielt das nicht aus, und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen, und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigsten und gutmeinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volks in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Dr. Fiedler findet, der die zensiert. Die alten Künste, in jedes aufrührische Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt getan, Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind. Alle alte Dummheiten kommen wieder zum Vorschein, nicht eine ist seit 15 Jahren gestorben. So habe ich in deutschen Blättern gelesen, man habe entdeckt, daß eine *geheime Gesellschaft* alle revolutionäre Bewegungen geleitet, und man habe die Rädelsführer festgenommen. [Vgl. III/9/40 f.]. – Ist es denn wahr, daß auch in München eine Revolution ausgebrochen? Man erzählte es gestern abend bei Lafayette, und heute steht es im *Messager*. Ein Regiment Kürassiere hat sich empört. Der Prinz Carl zog mit den übrigen Truppen gegen sie und bekam einen Schuß in den Arm. Das Volk nahm die Partei der Kürassiere und verlangte die Wegschaffung der Jesuiten. Der König, der am 26sten nach München kam, stellte die Ruhe wieder her, änderte aber das ganze Ministerium.

Gestern abend war ich bei Lafayette s. III/9/41 f. bis: *Wissen Sie etwas davon?* – S. 41 *Nachrichten aus* ... im O: *Nachrichten aus München.* –

Gans reist Montag in Gesellschaft des Flörsheim von hier

ab. Er hat mir versprochen, wenn er sich in Frankfurt aufhalte, Sie zu besuchen. Er glaube aber, er werde keine Zeit dazu haben, weil er am nämlichen Tage noch nach Berlin zu reisen gedenke. Ich habe ihm gesagt, Flörsheim gehöre zu den gebildetsten Frankfurter Juden. – Ich wünschte, daß Sie zuweilen die Speier besuchten. Sie könnten da von Welling u. andern Neuigkeiten erfahren, die mich interessieren.
Was ich Ihnen über die Greuelszenen in Brüssel schrieb, das ist alle wahr. Es stand im *Globe* und auch in andern Blättern.
Die Nürnberger Zeitung hat mir bis jetzt nicht geantwortet. Es scheint also, man will mich nicht engagieren. Wenn ich nichts verdiene, ist es doch eine schlimme Sache. – Die *Bettücher* sind auch überflüssig, und brauchen Sie mir höchstens 1 zu schicken, für Blutigel. *Servietten* u. *Handtücher* wünschte ich von jedem 3 zu haben. Wenn ich zu Hause essen will, u. beim Frühstück brauchte ich die Servietten; u. die Handtücher, die man im Hause bekommt, reichen einem reinlichen Menschen, wie ich bin, nicht hin; sie sind zu klein. Die Sachen will ich mir erst schicken lassen, wenn ich mein neues Logis habe. Bereiten Sie unterdessen alles vor. Sie dürfen nicht vergessen, den Schlüssel am Koffer zu binden.
Was meinen denn eigentlich die vernünftigen Leute in Frankfurt, wie es mit den deutschen Revolutionen gehen wird? Glaubt man, die Sache werde ernst werden, und man werde die Regierungen überwältigen? Ich kann in der Entfernung gar nicht darüber urteilen.
Legen Sie mir auch in den Koffer 1 Pfund Tabak. Es ist gut, wenn Sie inwendig am Deckel einen Zettel klebten, worauf französisch alles bemerkt wäre, was der Koffer enthält.
Erzählen Sie mir doch einmal, wie Sie eigentlich leben und Ihre Zeit eingeteilt haben. Was machen Sie abends?

Sind Ihre soirées glänzend? — Denkt denn der Schmitt noch daran, hierherzukommen? Schreiben Sie mir doch, wenn die Lotterie wieder gezogen wird. Wenn wir gewönnen, kämen Sie doch noch den Winter hierher. Ich denke Tag und Nacht daran. Geld ist doch das einzige Hindernis. Es macht mich manchmal recht traurig.

B.

297.

Nr. 16 *Paris, d. 10. Okt. 1830*

Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude, ehe ich sie aufmache, und in der Erwartung, daß sie recht groß sind. Aber einmal geöffnet, ist auch alles vorüber. In einer Minute habe ich sie gelesen, es ist das kürzeste Vergnügen auf der Welt. Ich werde durch Ihre lange Buchstaben und gestreckte Zeilen sehr betrogen. Ihre ganze Briefe schriebe ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundschaft reicht nicht weiter. [Vgl. III/9/42]. Sie sollten nur einmal Ihre Briefe im Französischen lesen, wie schön sie sich darin ausnehmen. Ich glaube, Sie wissen gar nicht, daß Ihre meisten Briefe in den hiesigen Blättern stehen und oft ganz wörtlich. Ich erzähle nämlich den Inhalt einem, der in den *Globe* schreibt, und der läßt die Neuigkeiten drucken. Aus dem *Globe* kommen sie in die andern Blätter. Das macht mir vielen Spaß. Daß der Bürgermeister gehängt worden ist, die Truppenversammlung in Offenbach, daß Weißbinder die Soldaten mit Kalch besprützt und mit Pflastersteinen bedroht, das steht alle darin. In Frankfurt ließe sich gewiß keiner träumen, daß Sie Korrespondentin des *Globe* sind. Vielleicht werden Sie noch einmal darüber eingesperrt. Was machen denn die Bauern, was macht der Prinz Emil, der Erretter des Vaterlands? Wo hat er sein Hauptquartier, in Vilbel oder in Offenbach? Wenn der diesen Sommer

nach Schwalbach kommt, da wird ein Jubel sein! Ich glaube aber, wenn er all sein Geld verloren, setzt er auch seinen Lorbeerkranz auf die Spielbank. Die schönsten Zeiten hat jetzt eigentlich der Frankfurter Zensor, der findet so viel zu streichen, daß es eine Lust sein muß. Was mag jetzt nicht in Deutschland alle vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutscher Jünglinge, die alle revolutionieren möchten. Es ist aber mit den Menschen gar nichts anzufangen. Sie wissen weder was sie wollen noch was sie können. Neulich traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbart und vielversprechender Physiognomie. Dieser war von Dresden, wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hierher gekommen, hatte Lafayette, Benj. Constant, Quiroga und andere Revolutionshäupter besucht und um Rat gefragt, grade als hätten diese Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutschen eingeben könnte. [Vgl. *Was mag jetzt* bis: *eingeben könnte* mit III/9/42]. Ich ließ diesen Freiheitsapostel zu mir kommen, um ihn vor seiner Rückreise zu sprechen. Nun, es war auch ein Stockfisch. Diese Menschen haben weniger politische Aufklärung als hier jeder Taglöhner hat, und wenn nicht die Mistgabeln der Bauern uns helfen, bleiben wir, was wir sind, noch jahrhundertelang.

Diese Woche traf ich im Palais Royal den Flörsheim, der mich seiner Tochter und mir seine Enkel vorstellte, die so glücklich sind, von ihrer Mutter kein einziges deutsches Wort gelernt zu haben. Der *Harle* sagte immer zu seinem Enkel: „Dites donc bonjour en allemand“, aber das Kind tat's nicht. Da sah ich auch die Rosine Oppenheimer. Die ist alt und häßlich geworden! Ihr Bruder, Seeligmann Oppenheimer, wohnt auf dem Lande und liegt am Tode.

Mit Logis habe ich meine große Not. Alle, die ich gesehen und die für mich taugen, kosten monatlich 150 fr., und ich weiß mir gar nicht zu helfen. Wenn ich diesen Winter nichts verdiene, wozu ich wenig Aussicht habe, da der halbe Winter mit dem verfluchten 8ten Bande hingeht, was mache ich dann im Frühling? Die 4000 fr., auf die ich Kredit habe, werden dann aufgezehrt sein, und dann bleibt mir nichts als 1500 fl. jährlich. Raten Sie, raten Sie. Die Nürnberger Zeitung und Cotta lassen nichts von sich hören. Übrigens habe ich hier noch kein Wort geschrieben. Mad. Valentin läuft herum, mir Logis zu suchen, und zeigt sich sehr gefällig. Schon 4 lange Billets hat sie mir geschrieben und ich ihr auch, gespickt mit Witz und Ästhetik. Ach, was habe ich für erschreckliches Glück mit alten Weibern! Und alle kein Geld! Wäre die Mad. Valentin eine Frau von Rothschild, würde sie mich *aushalten* (entretenir). Heute muß ich schon wieder da essen. Aber um Gottes willen meine Ironie geheimgehalten. Ich habe meine Absichten mit der Dame. Sie kann mir vielleicht einmal Dienste tun und ist übrigens eine durchaus brave und achtungswerte Frau.

Denken Sie nur, in Frankreich setzen die Weiber die Blutigel, Morgen wird meine Portiere die schöne Arbeit verrichten. Vor 4 Wochen, in Châlons, hatte ich eine Hebamme. Die haben nun ganz eigene Manieren und Ausdrücke beim Geschäft. Sie knien dabei auf die Erde, brauchen Milch, Essig, Zucker und allerlei Zeug, woran ein deutscher Chirurg nicht denkt. Wenn ich meine Hebamme fragte, ob die Blutigel ziehen, antwortete sie: oh, ils travaillent joliment. In Frankreich setzen sie die Blutigel dutzendweise. 20, 30, 50 auf einmal. Und als ich von 4 Blutigel sprach, die ich brauchte, sah mich meine Frau verwundert an, als wäre ich ein Narr und fragte: seulement quatre? [Vgl. III/4/14 f.].

Was sagen Sie dazu, daß die Todesstrafe abgeschafft

[werden soll], vor jetzt wenigstens bei politischen Vergehen? Ist das nicht schön? Und das geschieht nur in der Absicht, die angeklagten Minister zu retten. Und nicht die Regierung etwa will das, sondern der bessere Teil des Volks selbst. Diese Woche kam eine Bittschrift von 100 blessierten Bürgern, die alle die Abschaffung der Todesstrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das sehr, daß Menschen, welche von den Ministern unglücklich gemacht worden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unserem niederträchtigen Bundestag um die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Vergehen einkäme, da käme man schön an! [Vgl. III/9/42 f.]. Ich hätte nicht gedacht, daß mein Haß gegen unsere elenden deutschen Regierungen noch größer werden könnte. Freilich werden sie sich ins Verderben stürzen; aber wie viele Unschuldige ziehen sie mit sich hinab. Nehmen Sie sich nur in acht, daß Sie dem Prinz Emil nicht in die Hände fallen. Wenn man meine Briefe bei Ihnen findet, werden Sie als Mitschuldige gewiß vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen.
Eben war der Hiller bei mir in Nationalgard.-Uniform. Seine Legion hat heute ein großes Essen im Opernhaus. Soll ich auch unter die Nationalgarde gehen? Ich müßte mich in der Uniform schön ausnehmen.

Freundlichen Gruß
B.

298.

Nr. 17 *Paris, d. 12. Okt. 1830*

Da Sie nun einmal nicht herkommen, so ist nur etwas, was Sie mir ersetzen kann, nämlich — *Tabak*. Bemühen Sie sich also, zu erfahren, wenn ein Frankfurter hierher kömmt, um ihn mitzugeben. Der Bruder des Philipp Ellisen war hier und reist heute mit Flörsheim und Gans

nach Frankfurt. Er sagte mir, er käme in einigen Wochen vielleicht wieder hierher. Merken Sie sich das.
Sie irren sich, wenn Sie glauben, in einem Hotel sei es wohlfeiler als in einem Privathaus. Grade das Gegenteil. Übrigens habe ich ja nicht bloß Privathäuser, sondern auch Hotels gesehen und nirgends ein Logis zu 100 fr. gefunden, das ich hätte brauchen können. Meine gegenwärtige Wohnung, die mich täglich nur 3 fr. kostet, wäre mir ganz genug, aber sie hat keine Sonne, und darauf sehe ich am meisten. Auch sind die Zimmer mit hölzernem Fußboden selten. Ich muß Geduld haben. Es wird sich wohl noch eins finden.
Den Gans werde ich nicht vermissen, ich habe ihn eigentlich wenig gesehen. Er läuft erstaunlich viel in alle Gesellschaften, und ich glaube, es ist hier kein Haus von Bedeutung, in dem er nicht war. Er ist sehr keck. Das Französische spricht er nicht besser und geläufiger als ich, aber mit einer Zuversicht, als wäre es seine Muttersprache. Übrigens ist er erschrecklich ungezogen. Und er hat nicht bloß deutsche, sondern auch jüdische ungeschliffene Manieren. Er ist gar nicht gemacht, den Franzosen auf die Dauer zu gefallen, und ich habe schon gehört, daß man sich über ihn lustig gemacht. Er schreit ganz entsetzlich, faßt einen beim Rocke, wenn er spricht, und zerbricht und zerreißt alles, was ihm unter die Hände kömmt. Die deutschen Gelehrten, die hierher kommen, betragen sich überhaupt sehr dumm, und ich habe von manchem schon manches erzählen hören. Sie sind sehr unbescheiden, sagen den Franzosen ins Gesicht, sie wären Dummköpfe gegen die Deutschen, und machen in ihrem französischen Kauderwelsch die größten Grobheiten. Der Raupach, der hier ist, beträgt sich auch so schlecht und disputiert sich mit den hiesigen Gelehrten auf echt deutsche gemeine Weise herum, daß diese zu träumen glauben, da sie gehört, das wäre unser „premier

poète tragique". Der Raupach sagt ihnen: vous vous trompez, vous ne comprenez pas cela, cela n'est pas vrai, was im Französischen lauter Grobheiten sind. Ich mache nie solche Fehler, und ich hüte mich wohl, mit Franzosen zu disputieren, sobald ich merke, daß ich mich nicht verständlich machen kann.

Die alte Madame Beer aus Berlin, die Mutter des Komponisten und Dichters, ist, wie ich Ihnen schon geschrieben, auch hier. Die sprechen zu hören, lohnt sich die Mühe, eine Reise nach Paris zu machen. Sie läuft immer ihren Söhnen nach, um sich in der Sonne ihres Ruhms zu wärmen. Ich nenne sie die Mutter der Gracchen. Sonntag bei Valentin hat Gans, der sehr gut nachahmen kann, erzählt, wie sie mit ihm von ihren Söhnen gesprochen, so daß wir vor Lachen nicht essen konnten. Sie war mit dem Komponisten lange in Italien, und so mischt sie in ihr jüdisch Deutsch französische und italienische Redensarten, was sich sehr komisch ausnimmt. Sie sagt: mein Michel *geht in die Szene* nach München. Das heißt: in München wird ein neues Stück von ihm aufgeführt. Dann erzählt sie, wie sie in Venedig der Aufführung einer Oper von ihrem Meyer beigewohnt und wie das herrlich gewesen und wie sie vor Rührung geweint und wie alles nach ihrer Loge hinaufgesehen und gerufen habe: La madre piange! Das müssen Sie nun alle von Gans in dem näselnden Tone einer alten kränklichen Jüdin erzählen hören. Übrigens hat die alte Schachtel, sie für sich allein, 120000 fr. Einkünfte, und ich habe ihr durch Mad. Valentin den Antrag machen lassen, sie zu heiraten. Haben Sie etwas dagegen?

Eben komme ich müde nach Hause, nachdem ich wieder zwei Stunden lang vergebens Logis gesucht. Das Geringste, was ich gefunden, war 150 fr. Es wird mir zuletzt nichts anderes übrig bleiben, als soviel auszugeben. Es ist zum Hängen. Das Klügste wäre, ich trennte mich von

Conrad und würde Bedienter. Conrad könnte sich dann mit Unterrichtgeb'en in der deutschen Sprache sehr gut ernähren. Sie sollten erst sehen, was der Gans Geld braucht! Wie er mir sagt, täglich 30 fr. Für mich ist es noch ein großes Glück, daß ich einen schwachen Magen habe und keinen Wein trinke. Ich spare dadurch viel an Essen und Trinken. Für Mittagessen brauche ich 2 fr., Conrad seines kostet mich 1 fr. 4 sous, und sein Frühstück 7 sous.

Auf der Straße diesen Vormittag begegnet mir der Jaurès. Ich hatte zwar seine Adresse, die er mir in Frankfurt gegeben, aber offenherzig, ich hatte ihn ganz vergessen. Er war mit noch einem Franzosen und freute sich sehr, mich zu sehen. Nachdem wir eine Zeitlang gesprochen, fing er auf einmal an, *Deutsch* zu sprechen. Ich verstand kein Wort. Er sprach von Mamsell Jeanette . . . er hätte Briefe an mich von ihr, Pakete etc. Ich, der [ich] nur eine Jeanette in der Welt kenne, dachte, er spräche von dieser, und konnte nicht klug daraus werden. Ich bat ihn auf französisch, er möchte doch französisch sprechen, er antwortete aber auf deutsch, er wolle lieber deutsch sprechen. Da merkte ich, der anwesende Franzose soll nicht verstehen, was er sagte, endlich kam heraus: *Hannchen* [. . .] habe ihm aufgetragen, mir seine Briefe an Sie mitzugeben, wahrscheinlich in der Meinung, daß ich wieder nach Frankfurt ginge. Er hat Militärdienste genommen und wird in einigen Tagen nach seiner Garnison (Mâcon in der Bourgogne) abgehen. Er will mich morgen besuchen. Bei der Gelegenheit grüßen Sie die Jeannette [. . .] von mir, und sagen Sie ihr, es hätte mich gewundert, daß Amor so ein schlechter Sprachlehrer sei, ich hätte den Jaurès nur mit Mühe verstanden.

Diesen Morgen schickte mir Mad. Valentin einen Korb von Fontainebleauer Trauben. Ich fürchte, die verliebt sich noch in mich.

Der Staatsmann, den man in Berlin anstellen will, ist nicht der *Stein*, sondern Hr. v. Humboldt, der Bruder des Reisenden. Dieser letztere ist gegenwärtig hier. „Il parle comme un moulin" hörte ich einen Franzosen von ihm sagen. So habe ich ihn in Berlin kennenlernen. Für mich ist er ein unerträglicher Schwätzer. Wenn er im Zimmer ist, kann kein anderer zu Worte kommen.
Sie haben mir noch nicht geantwortet, ob Sie diesen Winter bei Ihrer Schwester wohnen bleiben oder nicht. Ich meine, Sie sparten die Kosten eigner Einrichtung. Es kann sehr leicht sein, daß Ihnen bis zum nächsten Frühling ein alter treuer Freund auf den Hals kömmt, dem Sie das Gnadenbrot geben müssen. Darum sparen Sie so viel als möglich.

D. 13. Okt. Daß die Frankfurter Kaufleute gegen die holländische Revolution sind, ist sehr natürlich; sie verlieren viel Geld dadurch. Die französische Revolution haben sie gern gesehen, weil, wenn Charles X seine Sache durchgesetzt hätte, die Renten in größerer Gefahr gewesen, als es durch den Sieg des Volks hätte kommen können. Haben Sie denn geglaubt, die Frankfurter Kaufleute wären liberal und die Gesinnung käme bei ihren politischen Ansichten in Spiel?
Verflossenen Sonntag war es wieder sehr schön in den Tuilerien. Es war herrliches Wetter, gewiß 20000 Menschen waren im Garten, von welchen wenigstens 5000 *saßen,* und ich habe im wörtlichsten Sinne keinen Stuhl bekommen können.
Wegen Polignac und die andern Minister ist man doch in großer Verlegenheit. Die Regierung und die Kammer möchten ihr Leben schonen und bloß deswegen die Todesstrafe bei politischen Vergehen abschaffen. Das Volk aber will ihren Tod, und man fürchtet, wenn die Pairskammer sie freispricht, möchte es einen Aufruhr geben.

Sonntag bei der Revue der Nationalgarde haben ganze Legionen „mort aux ministres!" gerufen. Ich muß schließen und ausgehen, nach Logis suchen.

Ihr Börne, geb. Wohl.

299.

Nr. 18 *Paris, d. 15. Okt. 1830*

Heute war der Tag, an dem ich Brief von Ihnen hätte haben sollen, aber ich bekam keinen. Sie schrieben mir in Ihrem letzten Briefe, daß Sie mir von jetzt an seltener schreiben wollten. Was ist Ihnen auf einmal eingefallen? Zweimal wöchentlich, wie wir es bis jetzt gehalten, ich meine, das sei nicht zu oft. Indessen werde ich mich ganz nach Ihnen richten und Ihnen so oft, aber auch nicht öfter schreiben. Ich habe mir ein anderes Logis genommen, und ich werde morgen, Samstag, dahinziehen. Von jetzt an schreiben Sie mir also unter der neuen Adresse:

rue Lepelletier, nr. 18

Das Haus liegt in der Chaussée d'Antin, nicht weit von der Oper, in der Nähe von Rothschild, Lafitte. Gleich und gleich gesellt sich gern. Das Logis kostet mich monatlich 150 fr. Anfänglich hatte ich großen Verdruß gehabt, daß ich so vieles Geld ausgeben muß; aber ich habe es mir aus dem Sinne geschlagen, da es doch nicht zu ändern war. Wohlfeiler konnte ich keins finden. Ich habe gewiß 30 Logis angesehen. Ich wollte nicht hoch steigen, eine freundliche, nicht zu geräuschvolle Straße und Sonne haben. Meine Wohnung vereinigt das alles. Es sind 2 schöne Zimmer, eine Entrée und eine Küche, mit der ich freilich nicht weiß, was ich machen soll. Für den Conrad habe ich noch ein Zimmer in der Höhe, wenn ich ihn nicht im Vorzimmer schlafen lassen will, was ich auch kann. Ich habe auch einen *englischen Ort* im Schlafzimmer, nämlich lieu anglais, wie sie hier sagen, nämlich

cabinet d'aisance, nämlich auf Deutsch Abtritt oder in der Sprache zweier uns wohlbekannten Liebenden die Grotte des *Antiporas* genannt. [Vgl. III/10/44]. Ich brauche also nicht das Zimmer zu verlassen, um die Grotte zu besuchen. Kann ich es besser wünschen? Schicken Sie mir also den Koffer mit den bestellten Sachen. Versteht sich, mit dem Fuhrmann, ja nicht mit dem Postwagen. Ich denke, Sie werden alles schon vorbereitet und eingepackt haben. Daß besonders Mozins Wörterbuch nicht fehle. Das brauche ich sehr nötig.
Hätten Sie gedacht, daß die Pariser so abergläubisch wären, daß keiner an einem *Freitag* ausziehen will? Hier ist eine Entreprise von Wagen, welche beim Ein- und Ausziehen den Transport der Möbel übernehmen. Man muß sie viele Wochen lang vorher bestellen, so sehr sind [sie] das ganze Jahr durch beschäftigt. Aber am Freitag haben sie gar nichts zu tun, weil an diesem Tage niemand ausziehen will, so daß sie einen Tag in der Woche für ihr Geschäft ganz verlieren. Ich habe heute, Freitag, meine neue Wohnung beziehen wollen. Aber die Wirtin, eine ganz junge Frau, hat es nicht getan, hat die Achseln gezuckt, hat gesagt: c'est vendredi und hat mich gebeten, auf morgen zu warten. [Vgl. III/10/43].
Michel Beer, der Dichter, hat mich gestern im Café de Paris mit einem köstlichen Diner bewirtet. Er war sehr verdrüßlich, daß ich so wenig aß und gar nicht trank, und seufzte wohl im stillen, daß mit mir gar nichts anzufangen sei. Natürlich war es nicht Börne, der Tugendhafte, nicht Börne, der Humorist, nicht Börne, der reiche Mann, nicht Börne, der Liebling der Madame Wohl, sondern Börne, der Rezensent, dem der Dichter zu essen gab. Wahrhaftig, er dauerte mich. Ist da ein junger Mensch von kaum 30 Jahren, der 50000 fr. Renten und einst von seiner Mutter noch ein großes Vermögen zu erben hat, und macht sich Sorgen, ob man seine Tragö-

dien lobt oder tadelt! Er wartete immer darauf, ich würde über seine Schriften zu reden anfangen, aber ich schwieg und aß. Endlich, als er meringues glacées, nämlich mit Eis gefüllte, kommen ließ, die mir sehr gut schmeckten, ward ich doch etwas gerührt und fragte ihn, wie die Rezensenten seinen *Struensee* (ein Trauerspiel) beurteilt? Ich bekümmere nicht darum, antwortete er, ich laß sie *bellen*. Ich suchte das Lachen zu unterdrücken, aber darüber floß mir das Vanille-Eis aus dem Munde, und mein neuer Überrock bekam den ersten Fleck. Es wird nicht der letzte sein. Der Beer ist seit zwei Jahren hier, reist aber in einigen Tagen nach München. Paris, sagte er, ob es ihm zwar gefiele, ersetze ihm doch Deutschland nicht. Man verstünde ihn nicht genug. Er wäre in jeder Gesellschaft gern der „Ressort", und das könnte er in Paris nicht sein. Ich dachte: was bist du für ein Tor mit deinem Ressort! – So ist der Mensch!

Ich empfehle Ihnen zu lesen: Constants „Valet de Chambre de Napoléon", Memoiren. Es sind recht artige Sachen über Napoleons häusliches Leben darin. Vielleicht hat sie Dennert. 4 Bände. Dann: Lettres inédites par Didérot, die erst kürzlich erschienen. Ich habe nur Auszüge daraus gelesen, die mir sehr gefielen. Es sind Briefe an eine Freundin, in die er sich noch in seinen reifen Jahren verliebt hatte.

Seit einigen Tagen wohnt ein junger Amerikaner neben meinem Zimmer, der hat sich aus Amerika sein ganzes Bett mitgebracht. Ist es nicht merkwürdig, mit welcher Bequemlichkeit man jetzt reist? – Sehen Sie doch womöglich, daß Sie mir mein Federbett (das von Flaumfedern) schicken können. Ich meine, in einem Fäßchen wäre es am besten. Und legen Sie mir auch die blaue gesteppte Decke und die weiße Decke, die über dem Bett liegt, bei. Hätte ich meinen Pelz nicht, hätte ich bis jetzt schon sehr gefroren. Aber das reicht nicht. –

Den 16. Oktober. Gestern war ich im Jardin de Luxembourg, wo die Pairskammer ihre Sitzungen hält, vor welcher jetzt bald die alten Minister vor Gericht treten werden. Alle Wände im Garten sind mit Zetteln beklebt, die den Tod der Minister verlangen und mit der fürchterlichsten Rache drohen, wenn sie die Pairs nicht zu Tode verurteilten. Es gibt bestimmt Aufruhr, wenn die Regierung die Abschaffung der Todesstrafe zum Gesetze macht. Es heißt auch, der Beschluß wäre zurückgenommen bis nach dem Urteilsspruche der Minister, diese werden also wahrscheinlich ums Leben kommen, was sie auch verdient haben.

Soeben erhalte ich Ihren Brief Nr. 14. Da ich aber heute ausziehe, kann ich nichts mehr darauf antworten.

Ihr treuer B.

300.

Nr. 19 *Paris, den 19ten Okt. 1830*

Jetzt bin ich in meiner neuen Wohnung. Gestern, am 18ten Oktober, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutschlands, da fing es an, mich zu frieren, und da machte ich zum ersten Mal Feuer. Jetzt brennt es so schön hell in meinem Kamin, daß mir die Augen übergehen. Denn, was denken Sie wohl, daß das Holz kostet? Ohne Macherlohn 45 fr. Meine Wirtin, als sie sah, daß ich vor Entsetzen über diesen hohen Preis die Hände über den Kopf zusammenschlug, tröstete mich mit den Worten: „Mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois." Was das Volk Redensarten an sich hat! [Vgl. III/10/44]. Sollte man nicht meinen, es wäre von Mahagoniholz die Rede.

Vor zu vielem Rauchen braucht Ihnen nicht bange zu sein. Ich rauche nicht mehr als jeden Morgen eine Pfeife. Was sagen Sie dazu, daß ich alter Kerl mich in Paris noch erziehen lasse? Denn mein mäßiges Rauchen hat nicht

darin seinen Grund, daß der hiesige Tabak so schlecht ist (ich habe bis jetzt noch Frankfurter gehabt), sondern in dem Abscheu, den man hier gegen das Rauchen und den Tabaksgeruch hat, der so groß ist, daß ich, um mein Zimmer und meine Kleider nicht anzustecken, der allgemeinen Sitte nachgab. Daß Sie das aber ja nicht abhalte, mir bei Gelegenheit Tabak zu schicken. Denn etwas rauchen täglich muß ich schon der Gesundheit wegen.
Gestern las ich in den *Berliner Jahrbüchern der Literatur* eine Kritik meiner Schriften. Sehen Sie doch, sich die Blätter zu verschaffen (Monat Okt. Nr. 61–62). Ich komme noch besser weg, als ich von diesen Blättern erwartet habe. Der Mann scheint seine unparteiische Meinung gesagt zu haben. Er tadelt mich in manchem mit Recht, manchmal auch dumm. Wenn er von der Politik spricht, verliert er freilich ganz den Kopf. Mein Sachen über Paris lobt er sehr und sagt, es wäre besser als das beste, das Mercier und Jouy über diesen Gegenstand geschrieben. [Vgl. II/10/45].
Was mir der Conrad mit seinem Französischsprechen für Not und Verwirrung macht, kann ich Ihnen gar nicht beschreiben. Es ist zum Lachen. Er redet sich ein, er könne gut Französisch sprechen. Wenn ich mit jemandem spreche, und ich höre nicht gut, und er ist dabei, übersetzt er mirs immer ins Deutsche, weil er meint, ich hätte das Französische nicht verstanden, und er verstünde es besser. Vorgestern morgen bekam ich ein warmes Bad ins Zimmer gebracht von den Leuten, die solche in der Straße herumfahren. Ich sagte, daß ich keins bestellt hätte, aber man behauptete mit Bestimmtheit, ich hätte ein Bad verlangt. Endlich ward es klar, daß Conrad der beim Portier nach Brot fragen sollte, bain statt pain verlangt.
Ich erinnere mich nicht mehr, was das für principes politiques sind, die der Bodin hat und von welchen Sie

glauben, ich könnte auch solche machen. Ich werde mir das Buch zu verschaffen suchen. – Neulich wurde bei Valentin ein Stück Übersetzung von Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenstücke vorgelesen, die in einem hiesigen Journale steht. Man kann sich nichts Komischers vorstellen. Der Übersetzer hat vielleicht sein Möglichstes getan, aber die Sprache widerstrebte. Ich ärgerte mich, denn ich habe daraus gesehen, daß meine Schriften, ohne das meiste zu verlieren, auch nicht übersetzt werden könnten.

Den 20sten Oktober. Ich hätte Ihnen, der eingeführten Ordnung nach, schon gestern geschrieben. Aber Ihren Brief (Nr. 15) bekam ich, wahrscheinlich wegen des Aufenthalts, den der Wechsel meiner Wohnung und der Briefträger veranlaßt, so spät Nachmittag, daß ich nicht mehr Zeit hatte, darauf zu antworten. Ihr Brief hat mich sehr amüsiert. Sie haben mein Budget sehr richtig und klar auseinandergesetzt. Aber eben, dabei kömmt nichts Tröstliches heraus. Wie Sie bemerkt, habe ich 2000 fr. [verschrieben für fl.] von Frankfurt mitgenommen. Ich brauche monatlich 500 fr. Dabei muß ich aber, ich will grade nicht sagen kärglich, aber doch mit strenger Ordnung leben. Nun hat mich die Reise hierher 500 fr. gekostet, und die Rückreise wird ebensoviel kosten. Denn mit der Diligence zu reisen, ist mir unmöglich. Nach dieser Rechnung werde ich, wenn ich bis Ende April nach Baden komme, nur noch 1000 fr. mitbringen. Indessen müssen Sie ja nicht glauben, daß ich mir darüber große Sorge mache. Ich werde wohl unter der Zeit etwas verdienen, und ein Baruch bin und bleibe ich doch immer. Aber Sie sind mir eine schöne Mama! Statt Ihren Sohn zur Sparsamkeit zu ermuntern, treiben Sie ihn zur Verschwendung an. Ich rechne sehr auf die Lotterie, die heute, Mittwoch, gezogen wird, und während ich hier

schreibe, habe ich wahrscheinlich schon gewonnen und bin ein reicher Mann. Ich rechne darauf, daß Sie mir mein Glück gleich melden, auch wenn es grade kein Brieftag wäre. Aber geheimgehalten! Es soll in Frankfurt niemand wissen, daß ich gewonnen.

Meine Portiere hat die Blutigel prächtig gesetzt, welches ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung mitteile. Es ist aber merkwürdig, wie in allen praktischen Dingen die Franzosen geschickter sind als die schwerfälligen Deutschen. Alle Chirurgen, die ich noch in Deutschland zum Blutigel-Setzen gebraucht, haben ungebührlich lange an mir herumgezappelt, bis sie das kleine Geschäft zustandegebracht. Bei meiner französischen Hebamme und meiner Portiere war das die Arbeit einer Minute.

Von Campe habe ich gestern wieder Brief bekommen. Er jammert erschrecklich, daß es mit dem Absatze meiner Schriften schlecht ginge, und setzt alle seine Hoffnung auf den 8ten Teil. Hätte ich nur das Geld, das er mir schuldig ist, würde ich ihn auslachen. Aber so ist es eine schlimme Sache. Übrigens weiß ich nicht, ob ich ihm in seinen Klagen trauen darf. Ich habe verschiedene Leute aus verschiedenen Gegenden Deutschlands gesprochen, die mich alle versichert haben, daß meine Werke viel gekauft würden. Ich glaube, Campe klagt nur so arg, um mich zu einem *dicken* und interessanten 8ten Bande anzuspornen. Ich werde ihm in meiner Antwort die 400 Taler fordern, die er mir auf diesen Winter versprochen hat, und ich bin begierig, ob er mit Geld herausrückt in dieser schlimmen Zeit. Ich hatte den Campe gebeten, er möchte mir für eine Hamburger Zeitung eine Korrespondenz verschaffen, die gut bezahlte. Darauf bekam ich gestern einen Brief von dem Redakteur des *Hamburger Korrespondenten*, der sich sehr freut, mich zu gewinnen. Aber vermutlich wird dabei ebensowenig zustande kommen als mit der *Nürnberger Zeitung*, die nichts weiter

hat von sich hören lassen. Denn *erstens* wird man meine Forderung von 200 fr. monatlich zu hoch finden, obzwar dieses Blatt es besser bezahlen könnte als irgendeins, denn es ist das gelesenste Blatt in Deutschland, und es hatte Zeiten, wo 20000 Exempl. davon abgesetzt worden. *Zweitens* verlangt der Redakteur Beschränkung auf *Tatsachen*, also keine Raisonnements. Aber erstens fällt hier in der Regel nichts vor, und dann, wenn ja etwas vorfällt, kann ich es nicht früher mitteilen als die hiesigen Blätter. Ich sehe also nicht ein, was ich schreiben könnte, wenn ich mich der Raisonnements enthalten soll. Solche Not hat man mit dem deutschen Lumpenpack in jedem Verhältnis. In den französischen Blättern sind Raisonnements gerade die Hauptsache. [Vgl. III/10/44]. Ich habe über Campes Brief lachen müssen. Ich bat ihn, mir zu schreiben, wie es in Deutschland politisch aussähe. Da antwortet er mir nur das Bekannte, kömmt aber zuletzt auf den König von Preußen, den Retter Deutschlands, und hält ihm eine prächtige Lobrede. Dann sagt er: Die Franzosen möchten sich nur ja hüten, Krieg mit den Deutschen anzufangen. Ganz Deutschland würde sich gegen Frankreich erheben und es zermalmen. Ich kann mir gar nicht denken, daß es dem Campe mit seinen dummen Reden ernst war. Wahrscheinlich dachte er daran, sein Brief nach einem revolutionären Lande und an einen bekannten Revolutionär wie ich könnte vielleicht geöffnet werden, und er sah sich vor.
Seit einigen Tagen ist es hier wieder sehr unruhig. Das Volk läuft abends im Palais Royal und andern Orten zusammen und schreit: Justice, justice! Mort aux ministres! Gestern abend ging ich noch spät in Palais Royal, um die *Revolution zu sehen*. Es blieb aber alles ruhig. Ganze Scharen von Nationalgarden zogen aber durch die Straßen, um die Ordnung zu erhalten. Die Bewegung kam daher, weil das Volk befürchtete, die Todesstrafe

möchte abgeschafft werden, ehe die Minister gerichtet würden. Die Regierung hat gestern im *Moniteur* bekanntmachen lassen, die Abschaffung der Todesstrafe wäre *aufgeschoben*. Sie hat große Furcht und zeigt sich schwach. Der Palais de Luxembourg, wo die Minister während des Prozesses eingesperrt sind, wird von 2400 Nationalgarden und Kanonen bewacht. Das wird aber alles nichts helfen; denn wenn das Volk Gewalt gebraucht, wird die Nationalgarde nicht schießen.
Könnte ich Ihnen nur einen Biscuit glacé nach Frankfurt schicken, wie ich gestern bei Tortoni eines gegessen. Ich habe dabei immer an Sie gedacht, und das Herz war mir recht schwer, daß wir getrennt sind. Ich habe eine Küche und weiß nicht, was ich damit machen soll. Meine Wohnung wäre groß genug für zwei. – Hier spricht man so viel von Bankerotten, daß einem ganz bange wird. Man sprach sogar von Rothschild und Ternaux. Das ist nun wohl nicht wahr, aber schon die Furcht ist bedenklich. In Berlin sollen die Bankrotte wie die Pest herrschen. Wie sieht es in Frankfurt aus? Mein teurer Freund Speier wird sich doch halten? Machen Sie aber keine Späße darüber und erzählen Sie es niemand. Er könnte es übelnehmen, wenn er's erführe. Sobald Sie hören, daß Speier unsicher ist (aber ich rede im Ernst), schreiben Sie mir's nur gleich, damit ich meine 4000 fr. in Sicherheit bringe. Es ist eine schöne, aber fürchterliche Zeit! Alle Leidenschaften der Menschen, seit tausend Jahren durch die übermächtigste der Leidenschaften, durch die Herrschsucht der Fürsten gezügelt, haben sich losgerissen und werden wild durch die Welt rennen und alles niederwerfen. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächsten Frühling ganz Europa in Flammen stehen wird und daß nicht bloß die Staaten über den Haufen fallen, sondern daß auch der Wohlstand unzähliger Familien dabei zugrundegehen wird. [Vgl. III/10/48]. Glücklich dann die Frau,

die einen Beschützer und *Ernährer* hat. Comprenez-vous?
Ich lege Ihnen meine Visitenkarte bei. Stecken Sie sie unter den Spiegel.

B.

301.

Nr. 20 *Paris, d. 24. Okt. 1830*

Über Ihre Verzweiflung über den *Mozin* bin ich selbst in Verzweiflung. Ich brauche das Buch sehr notwendig und kann es hier nirgends geliehen bekommen. Ich dachte, die Kiste wäre jetzt schon auf dem Wege. Jetzt fürchte ich aber, der Winter wird darüber hin gehen, ehe ich die Sache bekomme. Gern möchte ich Ihnen die Mühe ersparen. Ist denn niemand, der die Sache besorgen kann? [– – –].
Ja, der Gans hat hier sehr gejammert, daß er wieder fort mußte. Es hat ihm sehr gefallen, und er, wie ich höre, hat auch gefallen. Wissen Sie aber warum? Weil er als Jude eine Lebhaftigkeit hat, die an einem Deutschen auffiel und überraschte. Daß er ein Jude sei, wußte niemand, und so blieb ihm das Verdienst, daß er unter seiner Nation eine Ausnahme mache. Das sagte man ihm auch überall. Dazu kömmt, daß er in Berlin wegen seiner jüdischen ungezogenen Manieren bei feinen Menschen nicht gelitten ist. Hier, wo er gefiel, mußte es ihm also gefallen. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn er auf die Dauer hier bliebe, es mit seinen guten Verhältnissen bald ein Ende haben würde. Eigentlich ist er ein jüdischer *Chutzbe-Bunem.* In Frau von St. Aubain, die er mir als sehr liebenswürdig schilderte, war er ganz verliebt. Sie spricht gut Deutsch. Ehe Gans abreiste, schrieb sie ihm noch: Tenez votre promesse, retournez au printemps; c'est la seule guerre que nous voulons faire à la

Prusse. Sie fragen mich, warum ich mich von ihm nicht habe einführen lassen? Er hat es mir nicht angeboten, und ihn darum bitten mochte ich nicht. Ich weiß das aus meiner eigenen und anderer Erfahrung, daß die Deutschen die Bekanntschaften, die sie haben, ungern mit andern teilen. Sie sehen das als eine Art Konkurrenz an. Zu Lafayette hatte mich Gans freiwillig mitgenommen; als ich aber dort der Regel nach dem Lafayette vorgestellt sein wollte, sagte Gans, das könnte er nicht. Das ist freilich nur eine bloße Form, denn Lafayette kann unmöglich im Kopfe behalten, wer von den Tausenden, die seinen Salon besuchen, ihm vorgestellt worden ist oder nicht. Indessen ist es doch nötig, und ich konnte darum nicht mehr hingehen. Ich muß sehen, daß mich ein anderer einführt. — Ich mußte darüber lachen, daß mir der Gans raten ließ, nicht so viel mit dem Donndorf umzugehen. Es ist grade, als wollte mich jemand warnen, nicht zuviel Essig zu trinken. Das läßt man schon von selbst bleiben. Solange ich bei ihm im Hause wohnte, konnte ich ihn nicht meiden, jetzt aber, in einem ganz entfernten Quartiere, sehe ich ihn nicht mehr. Das ist ein fürchterlicher Mensch! Der gute Junge dauert mich eigentlich, er kann nichts dafür. Die Natur hat ihn im Schlafe geschaffen. Er ist phlegmatisch, aber phlegmatischen Temperaments, wie es in den medizinischen Büchern gedruckt steht. Er hat eine dicke Haut, ist in seinem 25sten Jahre schon fett, hat einen langsamen Kopf und eine langsame Zunge, und dabei hört er sich gern sprechen und spricht in einem fort. Ich bekomme Krämpfe davon. Einen eignen Gedanken zu haben, ist ihm ganz unmöglich. Sagt man ihm etwas, dauert es eine Viertelstunde, bis es in seine Seele kömmt. Man *sieht* das ordentlich. Sage ich etwas Treffendes oder mache einen Witz, horcht er auf wie ein Jagdhund und ist ganz stille. Nach einer langen Zeit, wenn ich an nichts mehr denke und selbst vergessen

habe, was ich gesagt, fängt er plötzlich zu lachen an. So lange dauert es, bis mein Wort durch seinen fetten Kopf dringt. Es ist fürchterlich, wenn man wahrnimmt, welch eine unbesiegbare Gewalt das Temperament über den Menschen ausübt! Ich bin überzeugt, man könnte den armen Donndorf in in Witz und Wein baden, und man würde ihn nicht heilen von seiner Hartköpfigkeit. Nichts war mir ergötzlicher, als wenn Donndorf und Gans miteinander sprachen; es war grade, als wenn ein Ochs neben einem Pferde einen Wagen zöge.

Aber komischer als Donndorf und alles in der Welt ist und bleibt doch meine liebe Jeanette. Ich will Ihre Briefe verbrennen, wenn Sie es haben wollen. Aber nehmen Sie es auch auf Ihr Gewissen, wenn ich bei dieser Gelegenheit mitverbrenne? Bestimmte Antwort will ich haben. [— — —].

Jaurès, wie ich Ihnen, glaube ich, schon geschrieben, hat mir versprochen, mich zu besuchen, ist aber nicht gekommen. Jetzt ist er gewiß schon abgereist. Sollte er mir von Hannchen noch etwas auftragen, werde ich natürlich nicht versäumen, es gehörig zu besorgen. — Paulinens Eltern habe ich noch nicht besucht, ich will es aber nächstens tun.

Gestern habe ich mich in den Variétés sehr amüsiert. Von halb 7 bis 3/4 auf 11 habe ich ausgehalten. Das wäre mir in keinem deutschen Theater möglich gewesen. Ich habe meine Freude daran, wie sich das leichtsinnige Volk alles so leicht macht. Sie machen schneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu sehen. Es ist gewöhnlich kein gesunder Menschenverstand darin, aber für den Abend reicht es hin, und man amüsiert sich. Das erste Stück hieß „Monsieur de la Jobardière“. Dieser alte Royalist mit seiner Frau bekam, als eben die Revolution im Juli anfing, von seinem Arzte, einem jungen Patrioten, Opium ein, damit er den Lärm verschlafe. Er mit

seiner Frau schlafen richtig 3 Tage und finden, als sie erwachen, alles verändert. Ist das nicht eine prächtige Erfindung? Das zweite Stück war „Clara Wendel“, das Sie vorigen Winter gelesen haben. Im 3ten Stück kömmt Napoleon vor, als er in Berlin war. Der Schauspieler stellte ihn aber in Gang, Kleidung und allem so täuschend vor, daß ich erschrak, als er auftrat. Er spricht aber nur wenige Worte, und ich [war] verwundert, daß der Verfasser des Stücks so viel Verstand hatte, den Kaiser nicht viel sprechen zu lassen. – Das 4te Stück war „Voltaire chez les Capucins“. Auch Voltaire wird so täuschend nachgeahmt, daß man ihn augenblicklich erkennt. Das Stück spielt in einem Kapuzinerkloster, worin Voltaire als Gast, aber ungekannt, eingekehrt war. Es sind heuchlerische Pfaffen, die heimlich junge Mädchen ins Kloster kommen lassen. Voltaire entdeckt alle Schelmereien. Und das ist nun Wasser auf seiner Mühle. Es hat sehr komische Szenen. [Vgl. III/10/45–47].

Glauben Sie wohl, daß der junge Spiro Geist hat? Seine große Blödigkeit für sein Alter (er ist doch schon 28 Jahre alt) ist mir aufgefallen. Ist er nicht vielleicht langsamen Kopfes oder pedantisch? Ich habe nie recht aus ihm klug werden können.

Im Luxembourg ist eine Ausstellung von Gemälden zum Vorteil der Blessierten. Lauter Gemälde, die seit 15 Jahren versteckt waren, weil sie Napoleons Schlachten vorstellten. Das alle ist äußerst interessant. Als ich dort war, dachte ich wieder an Sie und wieviele Freude es Ihnen machen würde, das zu sehen. In dem langweiligen Frankfurt hat man doch gar nichts, weder Menschen noch Sachen. Jetzt ist eine Gemäldeausstellung angekündigt, wo die Entrée *zehen* (10) Franken kostet. Ist das nicht merkwürdig?

Der Dichter Michel Beer und seine Mutter haben mich ganz im Ernste gefragt, ob ich ihm, dem Michel, keine

Frau verschaffen könnte. Ich habe ihm darauf alle Frankfurter *Perlen* vorgezählt: Mademois. Flörsheim, Kau [?], Speier, meine Nichte Bamberger. Die haben ihm aber alle nicht Geld genug. Bei der Gelegenheit erzählte er mir, welche reiche Partien die Dichter in Paris, wie überhaupt jeder, der nur einen Namen habe, da machen könnten. *Delavigne* heiratet jetzt eine Frau, die hundertundfünfzigtausend fr. Renten hat. Als der Raupach hier war und von den dramatischen Dichtern erzählen hörte, wieviel Geld ihnen ihre Theaterstücke einbrächten, ist er geborsten vor Neid. Der Raupach sieht sehr auf Geld. Hiller ist auch neidisch. Er erzählte mir: Kalkbrenner habe eine große Partie gemacht und sei jetzt ein großer Herr, und der Klavierspieler *Herz*, ein Wiener Jude, verdiene jährlich mit Stundengeben und Kompositionen fünfzig- bis sechzigtausend Franken. Der Hiller will mich bei der Récamier einführen. Ich kann mir aber nicht denken, daß das Wort eines so jungen Menschen mir sonderlich zur Empfehlung gereichen kann. Es ist freilich wahr, daß man hier nicht viel Umstände zu machen hat. Das Einführen dient nur wie ein Paß, daß man Namen und Charakter des Fremden wisse. Um das übrige bekümmert man sich nicht.

Der junge Rothschild hat neulich zu einem Berliner von meinen Bekannten gesagt, er wundere sich sehr, daß ich noch nicht bei ihm gewesen. Dieser nämliche Berliner hat mir die junge Frau v. Rothschild (Salomons Tochter) sehr gelobt. Sie wäre eine charmante Frau. — Der Gans hat hier überall so laut und heftig gegen die preußische Regierung losgezogen, daß ich gewiß bin, man erfährt es in Berlin, und dann sollte es mich gar nicht wundern, wenn er seine Stelle verlöre.

Adieu. Ihr treuer Narr B.

302.

Nr. 21 *Paris, d. 26. Okt. 1830*

Ihre Nr. 17, wie auch die früheren Briefe, die noch unter meiner alten Adresse angekommen, habe ich richtig erhalten. Ich werde Ihnen künftig jeden *Mittwoch* und *Samstag* schreiben, also einen Tag nach Ankunft des Ihrigen. Ich danke tausendmal für die Mühe die [Sie] sich gegeben, den Mozin zu verschaffen. Sie haben mir aber auch einen sehr großen Gefallen damit getan. Das Buch war mir unentbehrlich, denn ich werde mich jetzt, soviel ich Zeit übrig behalte, viel mit dem Französischen beschäftigen, was ich bei meinem frühern Aufenthalte in Paris ganz vernachlässigt hatte. Warum haben Sie aber in den Koffer nicht gleich ein Pfund Tabak gelegt? Hat Ihnen vielleicht Bing gesagt, daß dieses nicht tunlich sei? – Das Plumeau wird mir auch für den kältesten Winter genug sein. Der Conrad, der zuweilen *nicht dumm* ist, hat den Einfall gehabt, die zwei wollne Bettdecken, die wie üblich in Paris von ungeheuerer Größe sind, umzuschlagen, so daß ich unter einer vierfachen wollenen Decke liege. Das allein gibt Wärme genug. Die Barchent-Decke ist mir ganz entbehrlich. Ich forderte sie nur, bei Tage über das Bett zu legen. In meiner jetzigen Wohnung aber habe ich ein Himmelbett von gelbem Damast, und bei Tage eine seidne Decke, welches ganz kaiserlich aussieht.

Mit dem Conrad sein Schlafen denke ich keine Ändrung zu machen. Sein Bett in das Vorzimmer zu stellen, würde dort alles verunzieren, da man durch muß, um zu mir zu kommen. Bei Nacht brauche ich ihn ja nicht. Bei Tage ist er den ganzen Tag im Vorzimmer, und da er den Schlüssel zu meiner Wohnung hat, kömmt er morgens, wenn ich schon [noch] im Bette liege und geht abends erst fort, wenn ich mich schlafen gelegt.

Das Wetter war bis jetzt ganz herrlich, manchmal wie im Juni so warm. Gestern fing der Regen an, und heute ist wieder schönes Wetter, aber kalt. Ich bin viel spazieren gegangen. Die Diligencen, die man jetzt in der Stadt hat, erleichtern das Spaziergehen sehr. Für 6 sous fährt man bis ans Tor – und ist so ohne Zeitverlust und Anstrengung im Freien.

D. 27. Okt. – Ich glaube, es ist nicht der berühmte reiche Ternaux, sondern sein geringerer Bruder, der Bankerott gemacht hat.
Mein Tagebuch, wie ich es den vorigen Sommer in Soden geführt, kann ich hier unmöglich fortsetzen, wenigstens nicht, es drucken zu lassen wie jenes. Nicht etwa, als fehlte es mir an Einfällen und Stoff zu Gedanken; aber grade weil der Stoff zu reich ist, darf ich ihn nicht verderben, indem ich einzelne Lappen davon abschneide. Ich muß aus dem Zeuge ein ganzes Kleid machen. Wenn ich die Beobachtungen, die ich hier täglich über Menschen und Sachen mache, einzeln niederschreiben und als Tagebuch drucken lassen wollte, dann hätte ich in wenigen Blättern Züge verschwendet, die, am gehörigen Orte gestellt, ein ganzes Gemälde hätten bilden können. Ich werde zur Ergänzung meines 8ten Bandes (den der Teufel holen möge mit Herrn Campe!) *Schilderungen aus Paris* schreiben gleich den frühern. Diese haben ja hier wie in Deutschland allgemein gefallen, und sogar meine Rezensenten, selbst die übelwollenden, haben sie gelobt. Es ist aber merkwürdig mit diesem kritischen Lobe meiner Pariser Skizzen! Die Rezensenten, die es mir alle übelgenommen, daß ich Deutschland und die Deutschen in meinen Schriften mit Haß und Verachtung verfolgt, geben mir doch darin recht, ohne daß sie es wissen. Menzel sagte: in Frankreich wäre ich ein liebenswürdiger Laertes, in Deutschland aber ein schwermütiger Hamlet. Neu-

mann (in den *Berliner Blättern*), der meine Pariser Schilderung sehr lobt, frägt: warum ich die Deutschen nicht mit gleich guter Laune als die Franzosen beurteilt hätte? Aber — setzt er hinzu — es geschieht oft so, daß man in seinem Hause knurre und mißmutig sei, und sobald man den Fuß aus dem Hause setze, liebenswürdig werde. Ist dies dumme Geschwätz nicht sehr komisch? Gestehen diese Herren nicht ein, daß man in Deutschland verdrüßlich sei — und daß man nichts da zu leben finde? Über Politik zu sprechen, habe ich gar keine Lust, weder mit Ihnen noch mit der Welt. Eine Flinte möchte ich haben und schießen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünsche, daß es Krieg gäbe und der kränkelnde Zustand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entscheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Tyrannei in Deutschland immer größer werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegenteil; ich will mich hängen lassen, wenn ich nicht recht behalte. Der Held Prinz Emil hat in seinem Hauptquartier zu Nidda oder Vilbel von Wien seine Ernennung zum österreichischen Feldmarschall erhalten, um ihn recht anzufeuern, gegen das rebellische Volk zu handeln. „Daran erkenne ich meine Pappenheimer" — würde Saphir sagen. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel, und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Kommando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt und die Despotie der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die Nationalgarde hält ihn im Zaum, läßt sich aber nicht zum besten haben, sondern verteidigt und beschützt nur seine eignen Rechte und seinen eignen Vorteil. Heute las ich in der hiesigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu 16jährigem Zuchthause verurteilt worden, weil man bei einem Volksauflaufe ein

Messer bei ihm gefunden, als wenn es nicht ganz was Natürlichs und Gewöhnlichs wäre, daß ein Koch ein Messer bei sich führt! Auch hat man einen Grafen *Schulenburg* arretiert und nach Berlin geführt, der das Volk aufgewiegelt haben soll. Es versteht sich, daß die deutschen Zeitungen nicht Graf Schulenburg schreiben durften, sondern nur Graf S. Nur in den französischen Blättern war der Name ausgeschrieben. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es in Deutschland Menschen gibt, die aus Patriotismus oder Mutwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben sie die verschiedenen Revolutionen nicht herbeigeführt, sondern höchstens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verstocktheit, werden glauben oder sich anstellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen schuld, und wenn sie nun diese in ihre Gewalt bekommen, werden sie denken, alles sei geendigt, auf die Klagen des Volks keine Rücksicht nehmen und in die alte Lage zurückfallen. Nur Krieg kann helfen. [Vgl. von: *Eine Flinte* bis: *kann helfen* mit III/11/49 f.].

Bekanntschaften habe ich noch gar keine. Ich habe gedacht, bei Valentin welche machen zu können, aber die Leute, die dahin kommen, sind fast lauter Deutsche, und die wenigen Franzosen machen kein Haus. Auch haben mir Valentins noch nicht den Antrag gemacht, mich irgendwo einzuführen, und ich glaube, sie haben selbst wenige Bekanntschaften. Indessen wird sich das doch noch mit mir machen. Sie wissen, daß ich darin faul bin; ich habe mir aber fest vorgenommen, Bekanntschaften, wenn auch nicht mit Eifer zu suchen, doch auch nicht zu fliehen, wenn sie sich mir anbieten. Der Hiller kommt oft zu mir. Es ist ein ganz ordentlicher junger Mensch, und er *strebt* gewaltig. Er hat mich zum Vertrauten seiner Liebschaften gemacht. Er hat deren mehrere (verheiratete Frauen; versteht sich). Sie können sich denken,

daß ich den Jüngling auf den Weg der Tugend zurückzuführen suche. Er zeigte mir neulich ein zärtliches Billet von einer verheirateten Frau. Das war sehr romantisch. Sie schrieb ‚mon cher Ferdinand' und wie sie traurig zwei Stunden lang in den Tuilerien herumspaziert und vergebens ihren Freund gesucht habe. Ich glaube, Hillers musikalische Laufbahn ist nicht sehr glänzend, und der Ehrgeiz verzehrt ihn. Aber alles im Vertrauen, und reden Sie in Frankfurt weder von der Liebe noch von der Musik.
Nächsten Sonntag ist eine große Revue von der Nationalgarde, der hiesigen und von den angrenzenden Departementen. Es werden 90 000 Mann zusammenkommen.
Ich sammle jetzt Notizen zu 4 Aufsätzen für den 8ten Teil. 1. Meine Reise nach Paris. 2. Die Omnibus. 3. Der 18te Oktober im Garten der Tuilerien. 4. Victor Hugos Schriften.
Schreiben Sie mir doch, wie lange es wohl dauern mag, bis meine Koffer ankommen. Ich möchte die Zeit wissen, wo ich sie zu erwarten habe. Bing kann Ihnen das wohl sagen.
Haben Sie denn nicht Lust, den Winter zuweilen zur Speier zu gehen? Sie haben sehr unrecht. Sie schreiben mir ja auch nicht, ob der Schmitt noch daran denkt, nach Paris zu kommen. Ich zweifle. Ich glaube, daß hier gar nichts für ihn zu machen sei. Der Plan, eine Oper aufzuführen, ist ganz unausführbar. Der Meyer-Beer, der doch durch seinen Reichtum hier so viele Freunde hat, kann es nicht durchsetzen, daß seine Oper „Robert le Diable", die er für das franz. Theater geschrieben, zur Ausführung komme. Die hiesigen Komponisten schikanieren so mächtig. Man darf nur nicht vergessen, daß die Pariser Komponisten bares Geld dabei verlieren, wenn ein Fremder hier eine Oper aufführt, da sie von ihren Kompositionen jeden Abend den 10ten Teil der Einnahme haben. Der Schmitt, wenn er herkömmt, muß an nichts denken, als zu hören, zu sehen und sich zu amüsieren.

Und das wäre das Allervernünftigste, denn bei solchen Erwartungen würde er nicht getäuscht.
Gruß an Ihre Schwester und die Demoiselle ... Uhrband.

B.

303.

Nr. 22 *Paris, d. 30. Okt. 1830*

Heute ist der schöne Tag, an dem ich Brief von Ihnen bekommen werde. Das macht mich immer glücklich. Wenn Ihre Briefe nur nicht so kurz wären. Sie messen jüdisch. In meinem vorigen Quartier bekam ich die Briefe fast zwei Stunden früher als in dem jetzigen. Ich Unglücklicher muß mein Logis wieder wechseln. Der Kamin raucht. Es ist des Teufels zu werden. Auch haben die Zimmer keine Fußdecken, und das macht sie kalt, obzwar der Boden gedielt ist. Ich glaube, die Kälte des Fußbodens kömmt von dem Wichsen her, denn in Deutschland habe ich den Boden nie so kalt gefunden als hier. Ich habe auch schon ein anderes Logis gefunden, das ich wahrscheinlich nehmen werde. Es hat Fußdecken und ist sonst mit allen Bequemlichkeiten versehen. Es ist nur schlimm, daß man sich mit dem Rauchen des Kamins nicht vorsehen kann. Die Vermieter versichern immer, es rauche nicht, wenn sie auch das Gegenteil wissen. Man kann nicht mehr tun, als den Kontrakt zu machen, daß man berechtigt sei, jeden Tag auszuziehen, wenn es raucht, ohne den Monat auszuhalten. [Vgl. III/11/48 f.].
Eben erhalte ich Ihren Brief Nr. 18. – Ich glaube, Sie tun dem Campe unrecht. Ich wüßte nicht, was er für ein Interesse dabei haben sollte, mir zu verschweigen, daß meine Werke gut abgehen. Wenn in Deutschland von meinem Buche 1500 Exemplare verkauft worden, so heißt das schon guter Absatz. Nun aber kann ich berechnen, daß Campe 12 bis 1500 verkaufen muß, um

seine Kosten gedeckt zu sehen. Hätte er also auch so viele schon abgesetzt, so hätte er immer noch nichts gewonnen, und er wäre immer noch berechtigt, zu klagen.
Vor einigen Tagen stand in einem hiesigen Blatte ein sehr merkwürdiger Brief aus Deutschland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich diese Unruhen angefacht habe, und wozu er sie habe benutzen wollen. Der König von Bayern habe aber den Plan durchschaut und ihn dadurch vereitelt. Der Bericht ist sehr interessant und ist, wie mich einer versichert, von Hrn. v. Hormayr in München eingesandt. Dieser war früher in Wien angestellt und ist ein großer Feind von Metternich. Es ist sehr traurig, daß in deutschen Blättern der genannte Artikel nicht erscheinen darf und er daher gar nicht bekannt werden wird. Denn selbst das französische Blatt, worin er steht, gehört zu den neuern, die in Deutschland noch wenig gelesen werden. Es ist der *National*, und der Artikel steht im Blatte vom 26. Okt. Ich wollte, Sie könnten es sich verschaffen, ich sehe aber keine Aussicht, da es nicht einmal im Casino gehalten wird. Ich hörte, auch die Liberalen in Bayern suchten den König zu revolutionieren, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle und sich zum Herrn von Deutschland mache. Die Sache ist gar nicht unmöglich. Überhaupt höre ich, daß geheime Gesellschaften, besonders der alte Tugendbund, in Deutschland gegenwärtig sehr tätig wären. [Vgl. III/11/50]. In den hiesigen Blättern fängt man doch jetzt an, von der Möglichkeit eines Kriegs mit Deutschland zu sprechen. Bei mir ist die Sache entschieden. Das wechselseitige Mißtrauen ist zu groß.

Heute steht im Constitutionnel: ein Truppencorps von Bundestruppen s. III/11/51 bis: *und das bald.*

Sie wundern sich, daß ich mit 500 fr. nur knapp auskomme, da wir doch zusammen nur 700 gebraucht ha-

ben. Das ist aber alle sehr natürlich. Unsere Wohnung hat nur 200 fr. gekostet, und mir allein kostet sie 150. Und dann haben wir eigene Wirtschaft geführt. Und dann habe ich auch den Conrad zu versorgen. Daß dieser dumme Streiche mache, die *mir* schaden, darüber brauchen Sie keine Sorge zu haben. Erstens ist keine Gelegenheit dazu da. Zweitens habe ich ihn gewarnt, daß er den Schaden seiner Dummheit allein zu tragen habe. So hat er trotz meiner Warnung sich in eine Korrespondenz mit Kassel eingelassen und hat vor einigen Tagen einen Brief bekommen, der ihn 5 fr. Porto gekostet. – Mein Holz habe ich nicht zu teuer bezahlt. Meine Wirtin hat mir ihre eigene Holzrechnung gezeigt, woraus ich gesehen, daß es der richtige Preis ist.
Man erwartet täglich die Abdankung der Minister Guizot und Broglie. Lafitte soll Präsident des Minister-Conseils werden. – In Spanien geht es noch langsam. Indessen soll Mina Fortschritte machen, und man rechnet sehr auf seine Klugheit. – Peyronnet und Polignac sollen sehr niedergeschlagen sein. Der Hals juckt ihnen. Der öffentliche Prozeß wird jetzt bald angehen. Die Debatten müssen interessant sein in der Pairskammer. Ich möchte gern dabei sein, ich glaube aber nicht, daß ich es ausführen werde. Es ist nur Platz für 300 Personen auf der öffentlichen Tribüne, und die Regierung gibt alle Billets an die 12 Mairien, die sie an das Volk verteilen. Es werden natürlich nur wohlbekannte Leute Billets bekommen, um zu verhindern, daß keiner bei den Debatten sei, der Lärm mache. Die Regierung hat große Besorgnis. Achttausend Mann Nationalgarden werden [den] Luxembourg besetzen. Es muß in diesen Tagen im Garten schön aussehen. Ich werde mich auf jeden Fall hinter der Fronte des Volks begeben, damit ich nicht in die Klemme komme, denn ich wollte darauf wetten, daß es Lärm gibt.
Morgen ist auf dem Marsfelde Revue, über hunderttau-

send Nationalgarden. – Es will mir jemand eine Offizierstelle bei den Dragonern verschaffen. Raten Sie mir, sie anzunehmen? Jetzt kömmt wieder eine Zeit, wo man Marschall werden kann.

Bei Paulinens Eltern war ich immer noch nicht. Sie wissen ja, wie das in Paris geht. Es ist so erschrecklich weit, und ich bin so erschrecklich faul. Den Dr. Sichel sehe ich außer Sonntag bei Valentin fast gar nicht. Wir wohnen eine Stunde auseinander. – Was sagt denn Ihr Schwager Stern über die Verhältnisse dieser Zeit? Die Welt verliert viel dabei, daß er seine Ansichten nicht drucken läßt.

Ich habe „Hernani", Drama von Victor Hugo, gelesen. Es ist schon zweimal ins Deutsche übersetzt, und es gefällt mir sehr gut. Gegenwärtig lese ich Mémoires de St. Simon, die mich sehr interessieren. – Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich hier alle Tage die *Didaskalia* bekommen könnte. Das müßte eine wahre Erquickung sein, die in Paris zu lesen.

Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutschland die Pressfreiheit beschränken. Wie sie das aber anfangen wollen, möchte ich wissen. Die Zensur kann ja nicht ärger sein, als sie schon ist. [Vgl. von: *Ich habe Hernani* bis: *schon ist* mit III/11/51 ff.: *Victor Hugos Hernani* bis Ende des Briefes.]

Pfui über euch! (Ich habe eben in den Kamin gespuckt, denn hier in Paris hat man keine Spuckkästchen).

Bei Valentin ist jede Woche einmal viel Gesang. Es werden Chöre aus Opern aufgeführt, die mich sehr amüsieren. Ich habe schon hier wie in Deutschland von Musikkennern sagen hören, was ich in meinen Schriften über Musik gesagt, wäre so wahr und schön. Was doch ein Genie nicht alles kann! Über Dinge sprechen, die er gar nicht versteht!

Schönen Gruß von Ihrem treuen B.

304.

Nr. 23 *Paris, Mittwoch, den 3. Nov. 1830*

Nr. 19 erhalten.

Ach, Sie haben ganz recht, meine Briefe sind sehr leer, ob ich zwar überzeugt bin, daß sie Ihnen die größte Freude machen. Sehen Sie, mit dem Tagebuche geht es nicht. Wären Sie nie hier gewesen und wäre Paris Ihnen fremd, hätte ich Ihnen natürlich viel zu erzählen. Da Ihnen aber das alles nichts Neues ist, so bliebe nur übrig, was mir persönlich begegnet, meine Bekanntschaften, meine Lebensart. Aber davon ist nicht viel zu erzählen. Aufrichtig zu reden (aber zanken Sie mich nicht), ich führe mich sehr schlecht auf. Das heißt eigentlich, ich führe mich sehr gut auf, und jeder Vater würde sich glücklich schätzen, wenn sein Sohn in Paris so ordentlich lebte als ich. Aber für einen alten Kerl, der aus Büchern nichts mehr lernen kann, ist das keine Aufführung. Ich bin fast den ganzen Tag zu Hause und habe gar keine Bekanntschaften. Man mag sich anstellen, wie man will, man fällt immer in sein Temperament zurück. Bekanntschaften zu machen bin ich *erstens* zu faul, *zweitens* zu ungeschickt, *drittens* zu blöde, *viertens* zu bescheiden, *fünftens* zu eitel. Interessante Bekanntschaften *unmittelbar* zu machen, ist mir wie jedem untunlich. Man kann ja den Leuten nicht ohne weiteres in das Haus laufen. Man muß ja immer einige haben, die einen einführen. An diesen einigen fehlt es mir aber. Bedenken Sie, daß alle Fremde, die hierher kommen, aus ihrem Wohnorte Empfehlungen mitbringen, die ihnen den Weg bahnen, und daß dieses bei mir nicht der Fall war. Valentins kommen sehr wenig aus dem Hause, ich glaube nicht, daß sie bedeutenden Umgang haben; wenigstens habe ich sie von keinem sprechen hören. Auch haben sie mir nie angeboten, mich irgendwo einzuführen. Meine un-

zureichende Kenntnis der französischen Sprache macht mich etwas schüchtern. Allen Leuten von Kopf, allen, die ihre eigene Gedanken und Gefühle haben, fällt es schwer, sich in einer fremden Sprache auszudrücken. Junge Leute, Commis, unbedeutende Menschen, denen nur an den Worten liegt, lernen die Konversationssprache der Franzosen viel schneller als ein deutscher Philosoph. Dann möchte ich doch nicht als ein kalter deutscher Hans erscheinen, und wenn man wortkarg ist, halten einen die Franzosen für geistarm. Dann frage ich mich: was haben die Leute von mir? Das sind aber alle keine Entschuldigungen. Mit einiger Überwindung und Mühe könnte ich doch nach und nach mich mit den bessern Gesellschaften bekannt machen, und ich verspreche Ihnen, *mich zu bessern.* Trotz dem allem aber und daß ich bis jetzt so eingezogen lebte, bin ich sehr vergnügt und heiter, ja, wenn ich unter Leuten bin, gesprächiger als je. Das Unglück ist, daß der Sporn, Bekanntschaften zu suchen, der andere Leute treibt, mir mangelt: *die Langeweile.* Mir wird zu Hause nicht die Zeit lang. Jetzt werden Sie mich wie gewöhnlich fragen, was haben Sie denn von Paris? Ich antworte Ihnen: Paris und Deutschland nicht. Kurz, ich bin wie der Langenbach in Frankfurt, der das herrliche Pariser Leben mit den Worten schilderte: Da sitze ich abends auf meine Stub, lese ein Buch und rauche eine Pfeife Tabak. [Vgl. mit III/12/53 f. von: *Ich habe bis jetzt* bis: *zu kurios.*] – [— — —].
Gestern habe ich Paulinens Eltern besucht. Ach, es ist doch ein Jammer, in Paris arm zu sein! Was wohnen die Leute schlecht. Welche schmutzige Winkel und Treppen hatte ich zu überwinden. Und alles in einer Stube. Ich habe dort Paulinens Bruder getroffen und zwei junge Frauenzimmer, die aber, glaube ich, nicht ihre Schwestern waren. Der alte Hirsch hat von meinen Schriften gesprochen. Gott weiß, wie er davon erfahren.

Was sagen Sie zu Antwerpen? s. III/12/54 f. bis: *wahr gesprochen.* – S. 54 nach: *begangen worden?* im O eine Zeile unkenntl. gemacht. – S. 55 *bis jetzt so weit* im O: *bis jetzt weit.* – *de Potters* im O: *Potters.* –

Eben war der Conrad in meinem Zimmer und sagte: „Wenn Sie es nicht übelnehmen wollen, bitte ich Sie, Madame Wohl von mir zu grüßen."
Was sagt man denn in Frankfurt von der Pest (Cholera morbus), die jetzt in Moskau herrscht? Die Krankheit hat sich von Asien dort hin gezogen. Die Geschichte ist gar nicht zum Lachen. Gestern steht in der Zeitung, der englische Gesandte in Petersburg habe seiner Regierung berichtet, diese fürchterliche Krankheit werde sich wahrscheinlich auch nach Deutschland und weiter verbreiten. Das ist auch wieder Gottes Finger. Die Fürsten werden dadurch verhindert, große Armeen zusammenzuziehen, indem sie dadurch die Pest befördern würden. Machen Sie sich nur einstweilen reisefertig, wenn das Unglück sich auch nach Deutschland verbreiten sollte, obzwar alsdann auch Frankreich ausgesetzt wäre. In Moskau flüchtet alles, sogar das gemeine Volk. Schon 50 000 Handwerker haben die Stadt verlassen. Ich habe von der Cholera morbus früher gelesen, das Übel breite sich mit ungeheuerer Schnelle über ganze Länder aus, es habe aber, ganz wunderbar, wie ein reißender Strom, nur eine gewisse *Breite*, und was außer dieser Breite liege, bleibe verschont. Auf jeden Fall packen Sie und bringen Sie mir Zigarren mit; die sind sehr gut gegen die Pest. Was kann der nächste Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Tränen werden nichts helfen, und man wird vor lauter Not lachen müssen. [Vgl. III/12/55 bis: *komisch.*]

Die Revue, die verflossenen Sonntag s. III/12/55 f. bis: *Anblick.* – S. 55 nach: *auf einem Platze, den* folgt im O: *wie Sie sich erinnern werden.* – *Manchem Bataillon* im O: *jedem Bataillon.* –

S. 56 nach: *zur Revue hingefahren* heißt es im O: *und es war ein seltsamer Anblick, die vielen Cabriolets, aus welchen auf beiden Seiten Flinten hervorsahen.* –

Man hat mir erzählt, Charles X. in Schottland könne die ganze Woche nicht aus seinem Schlosse und Park herauskommen, außer sonntags. Er hat nämlich dort noch für 8 Millionen Schulden, und seine Gläubiger passen ihm auf, ihn zu arretieren. Nur sonntags wäre er frei, weil an Feiertagen wegen Schulden keiner arretiert werden darf. Die Herzogin von Berry soll sich so leichtsinnig wie in Paris betragen. Nichts als Lustpartien, als wäre gar nichts vorgefallen.

Heute ist das Ministerium geändert, wie Sie aus den Zeitungen erfahren werden. Lafitte Präsident des Conseils und Finanzminister etc.; Thiers, der Verfasser s. III/12/56 f. bis: *Und was sind wir?* – S. 57 Der Satz: *Möchte man ... Hofrat werden* heißt im O: *Möchte man sich vor Ärger nicht seine eigene Nase abbeißen.* –

Nach Hamburg habe ich noch gar nicht geantwortet. Ich kann doch an keine andere Arbeit denken, als bis ich den verdammten 8ten Teil fertig habe. Der liegt mir wie Blei auf die Brust. Ich habe noch gar nichts angefangen, und Neujahr soll ich ihn liefern und habe ihn zugesagt. Helfen Sie mir. Schönen Gruß von Ihrem

B.

305.

Nr. 24 *Paris, Freitag, den 5. Nov. 1823 [1830]*

Daß ich es nicht vergesse: gestern erzählte mir die Valentin, der Saaling (der Bruder der Mariane) hätte das Kammermädchen geheiratet, das im Dienste seiner Schwester war, wäre in Frankfurt katholisch geworden und würde sich mit seiner Frau im Badischen niederlassen. Ist denn die Geschichte wahr? Es wäre doch gar zu toll! Ich kenne dieses Kammermädchen recht gut von Berlin her, und ich habe nichts Besonderes an ihr gefunden.

Mittwoch abend war ich in Gesellschaft bei Gérard, dem berühmten Maler, dessen Salon schon seit 30 Jahren besteht und wo sich die ausgezeichnetsten Personen versammeln. Diese Gesellschaft hat das Eigene, daß sie erst um 10 Uhr anfängt und daß man noch nach Mitternacht dahin gehen kann. Ich habe mich dort sehr amüsiert, und Gérard, der von einem da anwesenden Deutschen erfahren hat, was ich für ein merkwürdiges Tier bin, hat mich sehr freundschaftlich eingeladen, wieder zu kommen. Humboldt war auch da. Ich war sehr gesprächig, zu meiner eigenen Verwunderung. Ich habe mich viel mit *Ancelot* unterhalten, einem bekannten dramatischen Dichter. Es war wirklich zum Lachen! Der Ancelot kannte mich nicht, ich wurde ihm nicht vorgestellt. Mir war er nur dem Namen nach bekannt, ich hatte nie etwas von ihm gelesen, aber ich kannte meine Leute. Ohne Scheu trat ich zu ihm, stellte mich entzückt, ihn kennenzulernen, sprach mit dem größten Lobe von seinen Werken und log ihm vor, sie wären alle ins Deutsche übersetzt. Er lobte sich aber selbst noch viel mehr als ich ihn. Er ließ sich mein Taschenbuch geben, schrieb mir zwei Seiten voll, das vollständige Verzeichnis seiner Werke, wo sie zu haben wären, in welcher Ordnung sie erschienen etc. Dann prahlte er, von der und der Schrift wäre die Auflage erschöpft, und sie kann [sei] nicht mehr zu haben. Ich hörte dem Franzosen mit Verwunderung und – aufrichtig zu reden – mit Neid zu. Ich dachte: möchte ich doch auch so sein können und das Talent haben, mich so herauszustreichen! Denn im Grunde, was verlor er bei mir durch sein unverschämtes Selbstlob? Ich bin dadurch mit seinen Schriften bekannt worden, werde sie holen, sie lesen und doch wahrscheinlich einiges Gute darunter finden. Dann vielleicht darüber schreiben und den Ruhm des Verfassers verbreiten. Hätte er bescheiden geschwiegen, hätte ich vielleicht nie etwas davon erfahren. In der

Gesellschaft war eine schöne Frau, die mir durch ihre unanständige Kleidung, kokettes Wesen und lächerliche Minauderien sehr auffiel. Auf meine Erkundigung nach ihr erfuhr ich, sie sei Ancelots Frau. Sie war des Marschall Marmonts Maitresse, und sie und ihr Mann verlieren viel Geld, daß er jetzt emigriert ist. Als vor einigen Jahren der Marschall Marmont von der franz. Regierung nach Rußland geschickt wurde, um als außerordentlicher Gesandte der Krönung des Kaisers Nikolaus beizuwohnen, nahm er den Ancelot mit unter seinem Gefolge. Nach seiner Rückkehr gab er eine Reisebeschreibung von Rußland heraus und eine Tragödie Olga, die den nämlichen Stoff behandelt wie Raupachs Isidor und Olga. Bei Gérard wurde hoch Ekarté gespielt, und Mad. Gérard, eine dicke Italienerin, nahm leidenschaftlich daran teil. Ich unterhielt mich auch viel mit einem jetzt berühmten Bildhauer namens *David*, einem noch jungen Manne. Ich hatte noch in Deutschland aus den Zeitungen erfahren, daß er im vorigen Sommer in Weimar gewesen, um Goethes Büste aufzunehmen. Er ist noch gegenwärtig mit dieser Arbeit beschäftigt. Dieser David erschien in der Uniform eines gemeinen Soldaten, da er an dem Tage gerade als Nationalgardist die Wache [hatte]. Das findet man jetzt hier so häufig, daß die bedeutendsten und reichsten Leute in Uniform gehen. In dem Garten der Tuilerien müßte es einem Fremden sehr auffallen, so oft vornehme und hochgeputzte Weiber an dem Arme eines gemeinen Soldaten zu sehen. Bei Gérard war noch eine große Menge berühmter Schriftsteller und Künstler. Humboldt, Monsieur de Stendhal, Vitet. [Vgl. III/12/57]. Ein armer deutscher Gelehrter wird gelb vor Ärger und Neid, wenn er sieht, wie es den französischen Schriftstellern so gut geht. Außer dem vielen Gelde, das sie durch ihre Werke verdienen, werden sie noch obendrein von der Regierung angestellt. Stendhal ist eben im Be-

griffe, nach Triest abzureisen, wo er eine Stelle als Konsul erhalten. Er bat den Komponisten Meyer-Beer, der ihm Empfehlungen nach Triest gibt, er möchte ja in seinen Briefen nicht erwähnen, daß er Schriftsteller sei, da er recht gut wisse, daß man sich dadurch im Österreichischen in einen üblen Ruf setze. →

Vitet schreibt sogenannte s. III/12/57 f. bis: *wie ein Genie.* – S. 58 nach: *die alten Bauwerke* fährt O fort: *aus den römischen Zeiten, Tempel, aqueducs, amphithéatres etc. besichtigt und darauf sieht ...* – *jährlich 8000 Franken* im O: *jährlich 3000 fr.* – Nach: *namens Berlioz* folgt im O: *ein guter Freund von Hiller.* – Nach: *gefällt mir* heißt es im O: *denn er sieht aus wie ...* –

Dieser junge Mensch war bisher in der größten Dürftigkeit, denn sein Vater, der verlangte, er solle Medizin studieren, unterstützte ihn nicht. Jetzt ist ihm geholfen, er hat jährlich 3000 fr., womit ein junger Mensch hier recht gut leben kann. Nach Rom will er aber auch nicht gehen, weil er hier eine Liebschaft hat. Und so sucht er es durchzusetzen, daß er sein Geld in Paris verzehren darf. →

Geschieht je so etwas s. III/12/58 f. bis: *verschlingen.* –

Zu Valentin kömmt oft ein deutscher Komponist namens Neukamp [Neukomm] (ich glaube, er macht Kirchenmusik), der lebt in Talleyrands Haus; aber nicht als Musiker, sondern als Attaché sonst. Ich weiß nicht, wie er in das Verhältnis gekommen. Er begleitet Talleyrand überall hin und ist ihm auch jetzt nach England gefolgt. Gestern abend, als ich bei Valentin war, kam er grade von London. Er war von dort mit Depeschen für die Regierung abgeschickt worden. Es mag recht angenehm sein, in Talleyrands Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu so etwas. Bête allemande, sprich, wie kann man das ändern?

Gerard sagte mir, s. III/12/59 bis: *nichts heilig.* – Vergl. den ganzen Brief mit III/12.

Samstag *d. 6. Nov.* – Ich habe heute keinen Brief bekommen, obzwar der bestimmte Tag ist. Was mag wohl die Ursache davon sein? Ich bin verdrüßlich, und obendrein raucht heute wieder der Kamin. Es kömmt kein Unglück allein. Adieu. Ihr B.

Der Brief war schon versiegelt, als ich noch unverhofft Ihre Nr. 20 bekam. Es ist aber jetzt zu spät, etwas hinzuzusetzen. Gleichzeitig bekam ich einen Brief von Hrn. Wagner und Oehler. Dummes Zeug! Er ist *meschuche*. Ich soll ihm Beiträge zu den *Zeitbildern* schicken.

306.

Nr. 25 *Paris, Dienstag, den 9. Nov. 1830*

Nr. 21 erhalten. – Ich habe ein anderes Logis genommen, und ich werde heute über 8 Tage dahin ziehen. Von jetzt an schreiben Sie mir also:

Rue de Provence Nr. 24

Es ist nur einige Schritte von meiner jetzigen Wohnung entfernt und hat viele Vorzüge. Es hat Fußdecken, ein großes Vorzimmer, worin Conrad schlafen kann, und einen großen Spiegel hinter dem Bette, so daß ich liegend und schlafend meine ganze schöne Gestalt beschauen und bewundern kann. Es hat die Aussicht auf einen Garten und ist also ganz still. Der Dichter Michel Beer hat es vor mir bewohnt.

Ihre beiden letzten Briefe waren doch recht voll, daran bin ich satt geworden. Fahren Sie so fort. Ich muß Sie bitten (aber ganz im Ernst), zu Ihren Briefen *feineres* Papier und weniger Oblaten zu nehmen. Das dicke Papier macht das Porto teurer. Ein gewöhnlicher einfacher Brief von Frankfurt kostet 26 sous, ich habe aber oft 2 Frank, also 14 sous oder 21 Kreuzer mehr bezahlen

müssen. Da ich argwöhnte, der Portier möchte mich betrügen, brachte ich Ihren letzten Brief an Valentin, der aus dem Zeichen erkannte, daß er wirklich 2 fr. gekostet. Er sagte mir, die Briefe würden alle gewogen, wenn also das Papier dick sei, koste der Brief gleich mehr. Also richten Sie sich darnach und ruinieren Sie mich nicht.

Ich komme jetzt auf einige Punkte zurück, die ich in Ihren beiden letzten Briefen noch zu beantworten habe. – Das ist ein recht guter Plan von Schmitt, seine Oper von den Deutschen hier aufführen zu lassen; aber diese fangen ja erst Ende Aprils an. Ich werde gewiß hier mit keinem davon sprechen, denn Verschwiegenheit ist hier in diesem Punkte sehr nötig. Es könnten sich sonst Kabalen bilden. Was man hier zu kämpfen hat, das ist ganz erschrecklich, und ich bin recht froh, daß ich keinen Ehrgeiz habe und nichts suche. Nichts kömmt mir komischer vor als die Bewegung, die sich der arme Meyer-Beer gibt. Er ist eigentlich ein sehr gebildeter, liebenswürdiger und bescheidener Mann; aber der Künstlerehrgeiz quält ihn. Er hat für die franz. Oper eine große Oper, *Robert le Diable*, geschrieben, Text von Jouy und Scribe, und ich glaube, schon 2 Jahre arbeitet er vergebens, sie zur Ausführung zu bringen. Seine Frau und seine Mutter sind ungern in Paris und bleiben bloß hier der Oper willen.

Der Spontini ist gegenwärtig s. III/13/59 f. bis: *nicht mehr gegeben werden.* – S. 59 * * * im O beidemale: *Valentin.* →

So weit schon ist es in Preußen gekommen!

Die Theater werden jetzt hier freigegeben. Das heißt: es darf jetzt jeder, der Lust hat, ein Theater errichten, und man braucht kein Privilegium mehr dazu [Vgl. III/13/60]. Stellen Sie sich nun vor, was das für Folgen haben wird. Bei dem großen Unternehmungsgeiste der Pariser und dem Überflusse der Kapitalien werden in der Folge in jeder Straße neue Theater errichtet werden. Es wäre dann

auch sehr zweckmäßig, wenn ein ständiges deutsches Theater sich hier bilde[te]. Opernkomponisten und dramatische Dichter würden dann sehr aufgemuntert werden, weil sie hier den 10ten Teil der Einnahmen bekämen. Auch würde man bessere deutsche Komödien schreiben als für Deutschland, wo die Theaterzensur aller Freiheit im Wege steht. Ich habe große Lust, mich an die Spitze eines deutschen Theaters zu stellen. Ich würde Sie dann als erste Sängerin engagieren, den Dr. Reis als Theateraccoucheur, die Fanny Ochs für intrigante Rolle, den Bernhard als Kassier, den Conrad als Souffleur. Gefällt Ihnen der Plan?
Der Dr. Reis hat recht, daß der *Globe* eine andere Richtung bekommen. Der vorige Redakteur hat eine Stelle bekommen und ist abgetreten, und die neuen Redakteurs, die auch angestellt sein wollen, suchen sich durch Opposition geltend zu machen. →

Es geht jetzt in der Kammer s. III/13/60 f. bis: *gewiß nicht aus.* – S. 61: *nämlich den Teig, aber ohne die Hefen* erst im ED. – Nach: *Krämer* hat O: *die auch Furcht haben. Freiwillig gibt* im O: *freiwillig das gibt.* –

Woher hat denn der Dr. Reis erfahren, daß es der *Schulz* war, der bei Lafayette die Nachrichten über München erzählte? Das zu wissen, bin ich doch sehr begierig. Er war es wirklich. Aber gelogen hat er darum nicht. Der Brief wurde von München wörtlich hergeschrieben, wie er in den Zeitungen abgedruckt stand. Den Artikel, den der *National* bekannt machte, halte ich übrigens gar nicht für dummes Zeug; es ist gewiß viel Wahres daran.
Es scheint Ihnen sehr leid zu tun, daß Sie die Sachen, die ich hier schreibe, nicht zu lesen bekommen. Aber trösten Sie sich mit mir, ich bekomme sie wahrscheinlich auch nicht zu lesen. Ich habe bis jetzt noch gar nichts zustande gebracht. Gott weiß, wie das gehen wird. Ich habe aber meine Schadenfreude daran. Wären Sie bei mir, ging'

alles besser. Darauf können Sie sich verlassen, daß, wenn ich meinen 8ten Teil noch fertig mache und er schlecht wird, wie ich gar nicht zweifle, ich es in der Vorrede ganz deutlich auseinandersetzen werde, wie Sie allein schuld daran sind. Ich will dann sehen, was Sie für ein Gesicht dazu machen, wenn ganz Deutschland mit Fingern auf Sie weist.

Mittwoch den 10. Nov. Ist denn der Schmerber so schlecht, daß er nach Nizza gereist? Gewöhnlich schicken einen doch die Ärzte dahin, wenn nichts mehr zu machen ist. Es wäre doch schade! – Ist denn die Lotterie aus und haben wir gar keine Hoffnung zu gewinnen? Ich freue mich sehr auf Ihr Geld den künftigen Sommer. Wie ich da einhauen will! Da Sie schuld sind, daß ich nichts arbeite und verdiene, ist es ganz billig, daß Sie mich ernähren.
Neulich bin ich bei Férussac eingeführt worden, der jede Woche réunions hat. Er gibt ein Journal heraus, das in Deutschland bekannt ist. Er ist jetzt Deputierter geworden. Man findet in seinem Salon alle fremden und einheimischen Blätter und Journale, alle interessanten Bücher und Küpferwerke. Man vertreibt sich die Zeit mit Lesen und Kupferstichebetrachten. Er fragte mich, was mein Fach wäre. Ich sagte: je *travaille* en belles lettres et politique. Er machte eine etwas spöttische Miene und ich auch. [Vgl. III/13/61].
Der Meyer-Beer will mir hier den Namen machen, ich wäre *der deutsche Sterne*. Das ist recht gut. Denn, wenn die Franzosen nur ein Wort haben, das reicht ihnen hin und daran halten sie sich. Es kömmt mir so komisch vor, daß die Österreichische Gesandtschaft hier in meine Schriften verliebt ist; wie mir der Dr. Koreff erzählt. Der Fürst Schwarzenberg hat sie gekauft und verbreitet sie, und der von Hügel wollte mich neulich besuchen, ver-

fehlte aber mich oder mein Logis. Das soll ein Philosoph sein. –

Ich habe in diesen Tagen s. III/13/61 f. bis: *zwölf Bände.* – S. 61 nach: *möglich halten?* folgt im O: *Es ist schade, daß Sie das Buch in Frankfurt nicht werden bekommen können.* →

Ich halte erst am dritten. Eben fällt mir wieder ein neuer Plan ein, Geld zu verdienen. Ich halte den nächsten Sommer in Baden Vorlesungen über die neueste französische Literatur und über anderes, was ich diesen Winter hier bemerkt habe und noch erfahren werde. Was sagen Sie dazu? Ich habe gewiß in meinem Leben schon für einige Millionen Pläne gemacht.

Paulinens Bruder hat mich neulich besucht. Ich will ihn nächstens einmal zum Essen einladen. Ich habe mir auch die Adresse von der Schwester geben lassen, die eine Schule hat, und ich werde sie bald besuchen. – Daß der Spiro ein Pietist ist, scheint mir wahrscheinlich. Entweder es wurde mir in Berlin erzählt, oder ich habe es erraten; ich erinnere mich nicht mehr. Zu verwundern ist es nicht: *der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.* Meine Schwester und ihr Mann waren immer sehr pietistisch gewesen. – Daß der Saaling ein Kammermädchen geheiratet, ist wirklich wahr, und ich höre auch von mehreren Berlinern hier, daß die Mariane Saaling den Dr. Becker heirate. Ich habe Ihnen von diesem Verhältnis, glaube ich, schon früher erzählt.

Neulich schickte ich den Conrad zu Franconi, das dauerte von 6 bis halb 12. Sie hätten seine Beschreibung und Erzählung mit anhören sollen. Ich habe doch recht, und ich finde das hier bestätigt, daß der Conrad mit seinem Phlegma und seiner Langsamkeit grade für mich paßt. Ein lebhafter Mensch hielt' es gar nicht hier aus. Denken Sie doch, daß er gar keine Bekannten hat, außer einem Kassler Schreinergesellen, den er alle 8 Tage einmal sieht. Und so sitzt er den ganzen Abend zu Hause, die Woche

wenigstens einige Male bis nach Mitternacht, wenn ich aus bin, und er verliert die Geduld nicht. Das täte ihm kein anderer nach. →

Manchmal, wenn ich um Mitternacht s. III/13/62 bis: *kann es vertragen.* – *So nervenfroh* im O: *nämlich so unhypochondrisch.* – Nach: *Herz zu leben* heißt es im O: *Sie sollen darum aber nicht fürchten, daß ich mich nicht hüte, ich bin so vorsichtig wie immer, aber die geistige ... vertragen.* →

Das kömmt aber daher, daß ich mich beim Essen unterhalte, auch wenn ich ohne alle Gesellschaft beim Restaurateur esse, die ewig wechselnden Umgebungen würzen die Speisen und machen sie verdaulicher. – [Vgl. III/13/62].

Gestern sagte mir Hr. Bing: der junge Ellisen käme in diesen Tagen hierher. Darauf habe ich Sie schon vor 4 Wochen aufmerksam gemacht, und daß Sie ihn benutzen sollten, mir Tabak zu schicken. Aber Sie haben es vergessen. Aus den Augen, aus dem Sinn. – Grüßen Sie denn auch den Dr. Stiebel, Reis, etc. von mir. Das dürfen Sie ja nicht versäumen. – Heute ist wieder herrliches Wetter. Ich schließe, um mich anzukleiden und spazierenzugehen.

Ihr treuer B.

307.

Nr. 26 *Paris, Samstag, d. 13. Nov. 1830*

Heute ist recht winterkalt. Ich freue mich doppelt auf Ihren Brief, den ich aber erst um 12 Uhr bekomme, zwei Stunden später als in meiner vorigen Wohnung. Sooft ich an Sie denke, fällt mir auch gleich Freund Tabak ein. Ihr beide seid meinem Herzen am nächsten. Ach! Ich vermisse euch schmerzlich. Seit zehen Wochen habe ich Sie nicht gesehen, und seit vier Wochen habe ich nicht geraucht. Ich rauche täglich nur eine halbe Zigarre, das ist alles. Mehr kann ich von dem schlechten Zeuge nicht herunterbringen. Hiller sagte mir, sein Bruder (Sichel)

komme in diesen Tagen nach Paris. Ich bitte Sie, schicken Sie doch zu ihm, und lassen Sie sich erkundigen, wann er abreist, und geben Sie ihm Tabak für mich mit. Versäumen Sie darum andere Gelegenheiten nicht, sondern schicken Sie mir, sooft einer hierher kömmt. Ich habe Ihnen, glaube ich, schon geschrieben, daß der Ellisen hierher kömmt.

Sagen Sie mir, halten Sie es nicht für schicklich, ja für ganz unerläßlich, daß ich dem Dr. Stiebel auf Weihnachten ein Geschenk mache? Er hat so viele Mühe mit mir gehabt. Es ist freilich eine ganz desparate Sache, hier etwas zu kaufen. Die Wahl fällt einem so schwer, und kaum hat man gewählt, sieht man für gleichen Preis etwas Schöneres; man hat immer Reue. Ich sollte auch billig der Pauline etwas schicken, da der Reinganum allerlei für mich gearbeitet. Aber reden Sie nicht davon; sondern raten Sie mir.

Eben erhalte ich Ihre Nr. 22, worin Sie so munter sind. Wie kann [man] munter sein, wenn man keine hunderttausend Taler reich ist? Schämen Sie sich Ihrer Arroganz. – Ich verstehe Sie nicht recht, was Sie eigentlich haben wollen, das ich von Paulinens Eltern schreiben soll. Ich kann nichts anderes sagen, als was ich gesagt. Daß es gut bei den Leuten aussieht, kann ich doch nicht lügen, und Pauline kann sich denken. Übrigens habe ich dort kein Mißvergnügen bemerkt, und sie scheinen alle recht munter zu sein. Paulinens Mutter habe ich auch keine Spur von Krankheit angesehen. Sie sieht noch gar nicht so alt aus und mag einmal hübsch gewesen sein. Ich will in diesen Tagen auch die Schwester besuchen, die eine Schule hat.

Was mag in Frankfurt für Schrecken gewesen sein, als man dort von den Londoner Ereignissen vom 8ten Nov. erfahren. Auch hier war die Bewegung sehr groß. Aber nach den gestrigen Nachrichten ist alles wieder ruhig.

Doch zweifelt man nicht daran, daß Wellington abtreten wird. Die Rede des Königs von England dürfen Sie keineswegs als ein Zeichen ansehen, daß Talleyrand nichts ausgeführt. Grade im Gegenteil. Diese Rede, wegen der aufrührischen Bewegung, die sie in England hervorgebracht, ist grade Frankreich sehr nützlich. Die englische Regierung hat jetzt so viel zu tun, ihr Volk und Land in Ordnung zu halten, daß sie sich wohl hüten wird, den französischen Interessen in den Weg zu treten. Mit Belgien, denke ich, wird sich alles friedlich beilegen. Die großen Mächte haben seine Unabhängigkeit bereits anerkannt und wollen ihnen auch den Prinz von Oranien nicht zum König aufdringen. Nur das eine wird verlangt, daß sie sich nicht zur Republik machen. Die meisten Belgier sollen freilich für die Republik sein, sie werden aber nachgeben müssen. Ich wollte, sie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder für Belgien noch für ein anderes Land unseres Weltteils für heilsam; aber Preußen würde durch eine Republik an seiner Grenze in Todesangst versetzt werden, und daran hätte ich meine Schadenfreude. Es gäbe dann bestimmt Krieg, was mir sehr lieb wäre, denn der Rothschild muß geplündert werden. Auf Talleyrand setze ich großes Zutrauen. Er setzt bestimmt alles durch. Er ist der einzige Staatsmann, der keine Leidenschaften und kein System hat, und der darum die Verhältnisse klar erkennt, wie sie sind. Er weiß die Fehler der andern sehr gut zu benutzen, und an Fehlern wird's nicht fehlen. [Vgl. III/13/62 f. von: *Mit Belgien, denke ich* bis: *heilig ist!*].

Ich will es wohl s. III/13/63 f. bis: *fort mit ihnen.* – S. 63 *wegen der Form seiner Nase* im O nur: *wegen seiner Nase.* – *wirft man mit Grund zur Türe hinaus* im O nur: *wirft man zur Türe hinaus.* – S. 64 nach: *intérêts particuliers* hat O: *Möchte man nicht die Kränk kriegen, wenn man so was hört?* – Anstelle: *fort mit ihnen* hat O: *zumTeufel gejagt.* →

Die Hauptsache aber ist und bleibt, daß Rothschild geplündert werde. Wenn ich nur wüßte, wie [ich] es veranstalten könnte, daß dieser Brief in die Hände der hochlöblichen österreichischen oder preußischen Polizei fiele, damit Sie als Mitverschworene eingesteckt würden. Sie müßten schreckliche Dinge auf mich aussagen, damit wir konfrontiert werden und so zusammenkämen.

Das Buch der Lady Morgan kömmt mir alle Tage unter die Hände, da es auf dem Tische meiner Lesegesellschaft liegt. Aber ich lese es geflissentlich nicht; denn da ich über die nämlichen Gegenstände schreiben könnte, würde mich das irre machen. Mit der Rue de Rivoli hat sie ganz recht. Die Aussicht in den dortigen Hotels, den Tuilerien gegenüber, ist merkwürdig. Aber die Wohnungen sind ungeheuer teuer. [Vgl. III/13/64]. Ich komme in ein Hotel dieser Straße zuweilen zu Besuch, bei Mad. Beer aus Berlin, die da wohnt. Sie wohnt in einem Entresol, dessen Fenster unter den Arkaden gehen, welche, wie Sie sich erinnern werden, durch die ganze Straße Rivoli gehen. Auch da noch ist die Aussicht schön. Für mich wäre die Wohnung gut genug, aber für eine Frau wie die Beer, die 120000 fr. Renten hat, finde ich lächerlich, so schlecht aus Ökonomie zu wohnen. Sie zahlt monatlich nicht mehr als 220 fr. Ich esse zuweilen bei ihr. Aber darin ist sie nicht geizig und sehr splendid.

Mit meiner neuen Wohnung, die ich kommenden Dienstag beziehe, können Sie zufrieden sein. Gedielter Boden und darüber Decken, prächtig möbliert. Mein Schlafzimmer wie das einer Operntänzerin. Ein Bett mit Spiegel, Vasen, Toilettenspiegel, Waschbecken von feinem Porzellan. Wenn nur der Conrad nichts zerbricht. Das Logis kostet monatlich 160 fr. Ich fürchte nur, daß ich darin ein schlechter Schriftsteller werde. Michel Beer hat 2 Jahre darin gedichtet.

Meine Füße sind diesen Winter mit aller möglichen

Wärme ausgestattet. Ich trage ein Paar herrliche Pelzpantoffel, die nicht bloß inwendig, sondern auch außen mit Pelz besetzt sind. Ich sehe darin aus wie ein Hospodar der Walachei.

Eben verläßt mich der Hiller, der bei mir gefrühstückt hat, nämlich Butter und Käse. Ich kann ihn sehr wohl leiden. Er ist jugendlich lebhaft und doch besonnen. Es wird mir nie die Zeit bei ihm lange. Man kann von allem mit ihm sprechen, und er hört aufmerksamer zu, als nötig wäre, denn er könnte auch auf alles antworten. Kurz, er ist ein wohlerzogener, bescheidener junger Mensch.

Heute will ich ins Theater gehen, ich weiß aber noch nicht in welches. Es sind jetzt 25 Theater hier, worunter 13 große. Da hat man die Wahl. – Ich freue mich sehr auf die cholera morbus, und wie dann die Juden am ersten fortlaufen werden. Es wird schön sein, wenn sie auf dem Rigi Börse halten und Handelskammer im Lauterbrunnertal.

Adieu. B.

308.

Nr. 27 *Paris, Mittwoch, d. 17ten Nov. 1830*
ad. Nr. 23 *(Rue de Provence Nr. 24)*

ad. Nr. 23 – das ist Kanzleistil. So schreibt man in Frankfurt auf dem Römer, und heißt das so viel als: Antwort auf Ihre Nr. 23. Das ist kürzer und ehrwürdiger, als zu sagen: ich habe Ihre Nr. 23 erhalten. Schreiben Sie künftig auch ad. Aber an Ihre Nr. 23 werde ich lange denken. Mein liebes Herz, [. . . . . .] wo haben Sie rechnen gelernt? Wie haben Sie es herausgebracht, daß mir Campe für 24 Bogen 7000 fl. gegeben hat und daß ich nach diesem Verhältnis für 6 Bogen vierteljährlich 6000 fr., das heißt für den Bogen *500 Gulden* verdienen könnte? Campe hat mir für *120* Bogen 7000 fl. gegeben, macht der Bogen

ohngefähr 54 Gulden. Wenn er mir also für Neues nach Verhältnis mehr bezahlte, (Ihnen zu Gefallen will ich annehmen hundert Gulden für den Bogen) betrügen also 6 Bogen 600 fl. od. 1200 fr. vierteljährlich, also das Jahr 4800 fr. Wie kann ich damit Frau und Kinder ernähren? Wo bleiben die 24000 fr., die Sie mir jährlich versprochen? Der Gans ist ein Narr. Wenn ich sehr fleißig wäre und ungemein gut bezahlt würde, wären es höchstens 12000 fr., die ich jährlich erwerben könnte; und das nicht einmal, wenn ich nicht ein Journal redigierte, wo außer den Arbeiten noch die Redaktion bezahlt würde. In Ihre Idee, Briefe zu schreiben, kann ich nicht eingehen, wenigstens nicht für den 8ten Band. Ich habe Ihnen das (nämlich daß ich kein Tagebuch für diese Bestimmung schreiben könnte, aber die Gründe für Briefe sind die nämlichen) schon auseinandergesetzt, es scheint aber, Sie haben mich nicht gefaßt. Wenn Sie übrigens in den Briefen, die ich Ihnen bis jetzt von hier geschrieben, auch nur das mindeste Interessante finden, so müssen Sie für Ihren kleinen Börne recht eingenommen sein. Ich finde kein Wort darin, das gedruckt zu werden verdiente. Da haben andere und vernünftigere Menschen als Sie eine richtigere Meinung von mir, z. B. – *Madame Walter* in Wien. Verflossenen Sonntag schrieb mir Madame Leo (Schwester der Mad. Valentin) ein Billet, worin sie mich zum Essen einlud und mir sagte, sie habe einen Brief von einer schönen Dame bekommen, die meine Cousine wäre und mich grüßen lasse. Ich konnte gar nicht erraten, wer das sein mochte. Als ich hin kam, nannte sie mir Mad. Walter in Wien und las mir den Brief vor. Sie können sich nichts Lächerlichers und Anmaßenderes denken. Erst zieht sie gegen die letzte franz. Revolution los, ganz im Stile des *Österreichischen Beobachters*, und dann spöttelt sie über meine Schriften und sagt, ich schriebe *bös* und *viel*. Das dürfen Sie sich nicht gefallen lassen,

und wenn die Walter einmal nach Frankfurt kömmt, fordern Sie sie heraus. Übrigens mag sie wohl ihre aufrichtige Meinung ausgesprochen haben. Sie ist, wie ihr verstorbener Bruder, der Dr. Maier, eine kalte, herzlose Person und ein abscheuliche Aristokratin. Kopf ab!
Gestern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne, daß es eine Schande ist, wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni und Bronze, prächtige Pendüle, 5 große Vasen, Stühle und Sofa von braunem Samt mit gelben Blumen, scharlachrote Fußdecke. Es ist alles so voll von Möbeln, daß ich kaum Platz habe zu wohnen. In meinem Wohnzimmer allein stehen: Ein runder Tisch, ein Schreibtisch, ein Tisch unter dem Spiegel, ein Sekretär, 6 Stühle, 4 Sessel, 2 Bergères, drei große Spiegel, Kupferstiche, Fußschemel. Aber das ist kein Fußschemel mit dummen hölzernen Beinen wie bei uns, sondern es ist ein kleiner harter Polster, mit Stramin überzogen und gestickt. Wenn ich auf dem Sofa sitze, meine Füßchen aufgestellt, dünke ich mich der Prinz Pipi. Nun aber erst mein Schlafzimmer. Das ist über alle Beschreibung. Meine Toilette, mein Toilettenspiegel, mein Toilettenservice, weiß Porzellan mit Gold. Und mein Bett! Die Wand, an der es steht, ein großer Spiegel. Und wenn ich mich schlafen lege, ein Licht vor dem Bett, solange ich lese, sehe ich mich vom Kopfe bis zu den Füßen. Da ist keine Rettung. Gestern, als ich mich so bespiegelte, dachte ich: mein lieber Herrgott! Sie haben da keine schöne Arbeit gemacht. Was aber das Ärgste: das Kopfkissen ist mit einer Art Jabot, mit Spitzen garniert, die mir wie die Spinnen im Gesichte krabbeln und mich sehr stören. [Vgl. III/14/64 ff.]. Die Pariser Betten sind aber vortrefflich, und man sollte das in Frankfurt nachahmen, und man würde Geld dabei sparen. Die Matratzen werden nicht, wie bei uns, ganz mit Roßhaaren gefüllt, sondern nur zum Teil. Eine

dünne Schichte Roßhaare wird oben und unten mit einer dicken Lage Schafwolle bedeckt. Man schläft viel sanfter darauf und doch gar nicht weichlich. Ich habe auch ein großes Vorzimmer, worin der Conrad hinter einer spanischen Wand schläft. Mit der Einrichtung werden Sie wohl zufrieden sein.
Ich habe neulich Madame Goldschmith aus London kennen gelernt, die Schwester des Moses Herz in Frankfurt. Sie hält sich oft und lange mit ihrer einzigen noch unverheirateten Tochter hier auf. Dieses große Haus Goldschmith soll ganz zugrunde sein. Sie erinnern sich wohl, daß der Goldschmith vor einigen Jahren sich aus Verzweiflung umgebracht hat. Eine Tochter ist an einen Fuld verheiratet, der diesen Winter wegen schwacher Brust mit seiner Frau nach Pisa gereist. Die Madame Goldschmith (was ich eigentlich erzählen wollte) gefällt mir ungemein gut. Sie ist eine ältliche Dame, die aber sehr schön gewesen sein muß, voller Lebhaftigkeit, viel Bildung und Verstand, und ich glaube sogar geistreich. Auch hat sie einen Anflug von Schnurrbart und schnupft gern Tabak. — Die Geschichte mit dem Saaling ist eigentlich so noch schöner, als ich sie gewußt. Es ist schön *angelegt* an den Herz. Ich habe hier erst gehört, daß sie sich gegen genannte Goldschmith damals, als das Haus fiel, sehr schlecht benommen haben sollen, nämlich wegen der beabsichtigten Verbindung zwischen Mariane Herz und dem Goldschmith, die sie auf eine schnöde Weise gebrochen haben.
Da Sie den *Constitutionnel* lesen, wird Ihnen nicht entgangen sein, daß die Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den Christen setzen und ihren Kultus besolden will. Das ist doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an so etwas denkt! [Vgl. III/14/66]. Wie hat Ihnen die Rede gefallen, die Bignon neulich in der Kammer gehalten? Sie steht in

der Zeitung vom 14. Nov. Was ich aber der franz. Regierung nicht verzeihe, ist, daß sie die Kaution wegen der Journale beibehält. Sie wissen, daß jedes Journal 150 000 fr. Kaution leisten muß. Einige liberale Mitglieder der Kammer haben auf deren Aufhebung angetragen. Aber die Majorität und die Minister wollen sie beibehalten. Das ist so sehr gegen den Geist der Freiheit, daß nach meiner Meinung die letzte Revolution ganz vergebens war. Es ist jetzt das sonderbare Verhältnis, daß die Minister liberaler sind als die Kammer (nämlich die neuen Minister, die seit ein paar Tagen bestehen) und daß sie, wenn sie etwas Liberales durchsetzen wollten, die Majorität gegen sich haben. Eigentlich muß man jetzt die royalistischen Blätter, die *Gazette de France* und die *Quotidienne* lesen, um von der Lage der Dinge eine richtige Ansicht zu bekommen. Denn diese, als Freunde der neuen Regierung, passen auf und halten ihnen die Fehler vor, und diese Blätter haben sehr oft recht. [Vgl. III/14/66 ff.].

Meine Briefe brauchen Sie also nicht abzuschreiben. Ich werde sehen, wie ich mit dem 8ten Bande noch fertig werde. Den Koffer habe ich noch nicht erhalten. Er muß aber wohl jetzt bald eintreffen. — In meiner schönen Stube müßte sich Ihr Portrait gut ausnehmen. Wie kömmt es, daß Sie nie daran gedacht, sich für mich malen zu lassen? Wie glücklich würde mich das machen, wenn ich Ihr Bild hätte. Ich weiß gar nicht mehr, wie Sie aussehen. — Vielleicht besuche ich den Berger noch, und ich wollte, daß ich mich in seine liebenswürdige Frau etwas verliebte, damit ich doch nicht so oft an Sie dächte.

Von den genannten Theaterstücken habe ich noch keines gesehen. „Le Dieu et la bayadère“ soll schlecht sein. Ich warte auf den „Barbier“ von Rossini, der seit 8 Tagen angekündigt, aber immer wieder verschoben wird. — Was Sie

mir aus der *Flora* schreiben, das *Gebet* um Press-Sklaverei, ist echt deutsch. Der Teufel soll Euch miteinander holen. Gestern las ich im *Constitutionnel* aus Berlin: im dortigen Hospital lägen noch 100 Blessierte gegenwärtig von dem Auflauf, der am *18ten Oktober* gewesen. Ist das Datum verdruckt, ist es die alte Geschichte mit der Revolution der Schneidergesellen oder ein neuer Vorfall? Was ist wahr, was ist gelogen? Darüber wird es noch lange dunkel bleiben. Ein Korrespondent in der *Allgemeinen Zeitung* sagte neulich, der Volksauflauf in Berlin wäre bloß *„Neugierigkeitsaufläufe"* gewesen. Was das eine Sprache ist. [Vgl. III/14/68].

Gestern habe ich meine Rechnung gemacht. Vom 16. Sept. bis 16. Nov., also in 2 Monaten, habe ich 1043 fr. gebraucht. Also monatlich 500 fr. Dabei sind 150 fr. ungewöhnliche Ausgaben, die nicht jeden Monat vorkommen (96 fr. für einen Überrock, 22 für einen Hut, 34 für ein Perspektiv). Aber im Jahr durch kommen solche Sachen doch mehrere vor. Übrigens nicht unnötig ausgegeben, und war erst ein einziges Mal im Theater. Also mit weniger als 500 fr. komme ich nicht aus. Mein Geld reicht heute noch bis zu Ende des Monats. Vom Dezember an muß ich von meinem Kreditbriefe haben. Bis Ende April (5 Monate) würde ich also noch 2500 fr. brauchen. Dann die Kosten der Rückreise und die Präsenter, die ich Weihnachten nach Hause schicken möchte und worüber ich Ihren Rat abwarte. Aber für das letztere würde ich gern etwas Geld verwenden. Den Sommer arbeiten wir wieder zusammen und verdienen erschrecklich viel. – Doch arm oder *reich*, meine Liebe bleibt sich immer *gleich*.

Ihr alter Börne geb. Wohl.

Ihr letzter Brief hat wieder nur das einfache Porto, 26 sous, gekostet, bloß weil das Papier dünn war. Sie

sollten mich wegen meines Geizes einmal recht züchtigen und mir einen Brief von 10 Bogen schreiben. Aber leider können Sie nicht hart sein.
Der Dichter Michel Beer hat von München hergeschrieben: kaum angekommen, hätte ihn gleich der König rufen lassen. Der wollte gewiß wissen, wie es in Paris aussieht. Des Michels Mutter hat sehr geschmunzelt wegen der großen *Couvert*. Der Koreff nennt die Alte: „ein Opfer der Kunst", und ich nenne sie „die Mutter der Gracchen".

309.

Nr. 28
ad Nr. 24 *Paris, Samstag, d. 20. Nov. 1830*

Es tut mir leid, daß Sie sich das mit meinen Briefen in den Kopf gesetzt haben. Ich kann diese für den 8ten Band nicht brauchen. Machen Sie sich darum keine unnötige Sorgen, indem Sie vielleicht glauben, dieser 8te Band mache mir Unruhe und störe meinen Seelenfrieden. Kennen Sie mich denn so wenig? Und wenn ich bis zum Frühling auch kein Blatt für den Campe schriebe, würde mir das Essen nicht ein bißchen schlechter schmecken, und mein Gewissen bliebe ganz ruhig. Übrigens hoffe ich noch damit zustande zu kommen. Auch fürchten Sie nicht, ich möchte mich krank arbeiten. Habe ich das denn je getan? Wer mich kennt und meine Faulheit, muß Sie ja auslachen, wenn er so etwas von Ihnen hört. Manchmal, wenn Sie mich vor zu großem Fleiße warnen, möchte ich fast denken, Sie wollen sich über mich lustig machen. Ihr Frankfurter seid gewaltige Schelme. Mit Ihren Briefen seit einiger Zeit bin ich besonders vergnügt. Sie schreiben enger und mehr als sonst. Besonders die Querzeilen, die noch hinter dem Briefe her gehen, sind meine Lust, und ich betrachte sie als Dessert. Fah-

ren Sie so fort, und Sie werden es weit bei mir bringen. Wer weiß, wozu ich mich noch entschließe.
Die Landesverweisung des Saphirs ist wieder die alte deutsche Niederträchtigkeit. Und ich bin überzeugt, daß man das allgemein billigen wird. Saphir [......], er ist ungerecht in seiner Kritik — das ist alle wahr. Aber darf man darum einen Deutschen verbannen? Und der König von Bayern, der ein Gelehrter, ein Dichter, ein freisinniger Mann sein will. Pfui über euch! [Vgl. III/14/71].
Es amüsiert mich sehr, daß sich die Frankfurter so über Belgien ärgern. Natürlich verlieren sie ungeheuer dabei, denn Holland ist jetzt ruiniert und kann, von Belgien losgerissen, sich nicht mehr erholen. Aber was geht das die Gelehrten, Reis, Schmitt, Stiebel an? Die Leute betrachten das alle aus einem falschen Gesichtspunkte. →

Es ist wahr s. III/14/71 f. bis: *Frankfurt sagen.* – S. 71 *Ein König ... billig.* erst i. ED. – S. 72 nach: *Rechenschaft abgelegt* folgt im O: *von seiner Mission.* – *Prinz von Oranien* im O: *Prinz von Nassau.* – →

Der hiesige neue Kriegsminister, Marschall Soult, wird wohl auch gern Krieg haben. Ich hoffe es wenigstens. Der neue Minister des Innern, Montalivet, ist erst 28 Jahre alt. Es gibt kein Gott mehr in der Welt! [Vgl. III/14/72].
Also Schmitts Oper ist in Karlsruhe wegen des vielen Volks darin abgewiesen worden? Ich hoffe, in Deutschland, wo man in der Dummheit und Angst alles bis zur Genialität treibt, wird man mit der Zeit alle Spektakelstücke verbieten, und es werden keine Stücke mit Chören mehr aufgeführt werden dürfen. Die belgische Revolution hat in Brüssel bei der Aufführung der „Stummen von Portici" ihren Ausbruch genommen, das hat unsern Leuten angst gemacht. Ich finde es doch recht impertinent von den Frankfurter Operntänzerinnen, daß sie nicht für 30 kr. den Abend tanzen wollen und daß sie weiße

seidne Schuhe verlangen. Die Direktion sollte sich hier an die Taglioni wenden, die würde für 30 kr. den Abend gern nach Frankfurt kommen und in Stiefeln tanzen.
Sie haben recht, der Neumann spricht sehr geniert von meinen Schriften. Das ist's ja eben, was ich in meiner Broschüre gegen die *Berliner Zeitung* vorausgesagt habe. Das ist eine ganz erbärmliche Sklaverei, wo jeder Einzelne seine Meinung einer Gesellschaft unterwerfen muß, und noch obendrein einer, die von der Regierung gelenkt wird. Im Lobe wie im Tadel ist der Neumann affektiert, und man weiß nicht, was sein Ernst ist, man merkt, daß er manches unterdrückt.
Sie haben mir, so viel ich mich erinnere, früher geschrieben, der Brief des Wiener Gelehrten an mich (den ich heute mit den Sachen durch den Fuhrmann erhalten) sei sehr langweilig. Ich finde das aber nicht. Der Ton darin ist so wahr und so herzlich. Ich habe das größte Mitleid mit den armen Wiener Gelehrten, die so im schnödesten Geistesdruck leben und darum und weil sie sich gar nicht aussprechen dürfen, die freisinnigen Ideen in Philosophie und Politik lebhafter fühlen und viel schmerzhafter von ihnen gequält werden müssen als wir andern. Warum gefiel Ihnen denn der Brief nicht? Was er über Goethe sagt, ist so wahr. Was mich aber ärgert und wundert, ist, daß er aus meinen Schriften nicht gemerkt, daß ich selbst ein großer Feind von Goethe bin. Er schreibt mir: „Was mich aber wundert, ist dies, daß Sie den wilden Goethe öfters anführen. Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seinesgleichen findet. Töricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Goethe, Schiller und Goethe, wie Voltaire und Rousseau. Um so viel mehr Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire. Goethe war immer nur ein Despotendiener; seine Satire trifft weislich nur

die Kleinen, den Großen macht er den Hof. Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper etc.“ Ist das nicht alle wahr und doppelt schön gesagt von einem Wiener? Es ist recht feige von mir, und ich mache es mir zum großen Vorwurfe, daß ich meine Gesinnung gegen Goethe noch nicht öffentlich ausgesprochen. Es wäre von der größten nationalen Wichtigkeit. Goethe ist der König, und stürzt man ihn, wäre mit dem Volke leicht fertig zu werden. [Vgl. III/14/68–71].

Ich bin eine ganze Stunde lang durch Besuch gestört worden, und das wird meinen Brief wohl kürzer machen. – Die Sachen, die ich heute mit dem Fuhrmann bekommen, haben nicht mehr als 15 fr. Fracht gekostet. Das ist doch sehr billig. Nach dem Verhältnis könnte ich Sie für 10 fr. hierher transportieren lassen. – Seien Sie ohne Sorgen wegen des Zeuners Reden, daß man nach Mitternacht hier auf der Straße ausgeplündert werden könnte. Erstens komme ich vor Mitternacht nach Hause, 2tens passiere ich nur besuchte Straßen, und drittens fahre ich, wenn der Weg weit ist.

Wenn Sie in der heutigen Zeitung lesen, ein gewisser Borne habe sich flüchtig gemacht und man habe in seiner Kasse ein Defizit von 20 000 fr. entdeckt, so denken Sie nicht, daß ich es bin. Es ist ein ganz anderer, der in der Provinz wohnt und gar nicht mit mir verwandt ist.

Ihrer Beschreibung nach muß in Frankfurt eine liebliche Langweiligkeit herrschen. Hier spüre ich nichts von Langeweile. Könnte man nur den Zeitvertreib kaufen und packen, wie gern schickte ich Ihnen eine Kiste davon. Heute gehe ich wahrscheinlich *aux Italiens* in den Barbier. Wollen Sie mit? – Meine neue Wohnung ist der Neid aller Deutschen, die mich besuchen. Es gibt nichts Schöneres, Anmutigeres, Komfortableres. Es ist wie ein zierliches Etui, worin ich als Schmuck liege. [Vgl. III/14/66].

Es hat mich gewundert, daß ich Ihren heutigen Brief schon unter der neuen Adresse erhielt. Nach meiner Rechnung mußte er noch ins alte Haus kommen. Es scheint, die Briefe nach Frankfurt gehen jetzt schneller als früher. Früher bekam ich erst den 9ten Antwort, jetzt schon den 8ten. Ihr heutiger Brief hatte das gehörige Papier und hat darum nur 26 sous gekostet. Wieviel kosten Ihnen meine Briefe? Das muß Sie ja ganz ruinieren. Soll ich seltener schreiben.

Ihr B.

310.

Nr. 29
ad 25 *Paris, Mittwoch, d. 24. Nov. 1830*

Habe ich Ihnen denn geschrieben, daß es hier kalt sei, weil Sie mit Ihrem herrlichen Frankfurter Klima prahlen? Kältlich war es etwas, aber von kalt ist gar keine Rede. Übrigens will ich lieber hier frieren, als in Frankfurt warm sitzen. Ich habe keine Vorstellung davon, wie ich mich je wieder entschließen könnte, einen Winter in Frankfurt zu leben, Sie müßten denn dort einmal den klugen Gedanken haben, die ganze Stadt an Fremde zu vermieten und unterdessen alle hierher reisen. Vierzigtausend Frankfurter könnten wohl Paris ruinieren und es langweilig machen. Es ist gar nicht auszudrücken, wie abgeschmackt einem von hier aus das gute Deutschland vorkömmt. So schlemihlig! Man schämt sich, dazu zu gehören. Ich gebe mich auch überall für einen Engländer aus. Gestern habe ich Paulinens Schwester besucht, die, welche eine Schule hält. Das ist ein lebhaftes und ganz liebenswürdiges Frauenzimmer, auch schön genug, und scheint die Kunst zu gefallen in ziemlichem Grade zu besitzen. Sie hat viele Ähnlichkeit innen und außen mit der Pauline.

Das Bett und alles was Sie mir geschickt, tut mir sehr gut

und macht mir viele Freude. Es ist doch schön, daß es gute Leute gibt, die für einen sorgen. Aber wissen Sie, daß ich meine Meinung von Ihnen geändert und daß ich nicht mehr glaube, daß Sie *zu* gut sind, seit ich vor kurzem im Marivaux die sehr feine und wahre Bemerkung gelesen: pour être assez bon il faut l'être trop.

Sie meinen also, ich solle auf Weihnachten keine Präsenter nach Hause schicken. Und Ihnen selbst auch nichts? Das wäre mir leid. Ich fürchte, Sie zu überraschen und es möchte Ihnen nichts Freude machen. Darum wollte ich, Sie bestellten sich etwas bei mir und wäre es auch nur der Leute willen, damit sie sehen, daß wir uns noch lieb haben. Aber es müßte etwas *Ganzes* sein, nichts, das geteilt werden kann, denn sonst, fürchte ich, verteilten Sie es unter andere, und das möchte ich nicht. – Daß die Speier meiner nicht erwähnt, das wundert mich gar nicht. Das ist die weibliche Eifersucht. Sie wollte ihre glückliche Nebenbuhlerin nicht an ihren Triumpf erinnern. Das geschieht mir oft so, und darum sprechen die Frauenzimmer so selten von mir. Aber warum waren Sie so blöde und haben nicht, um die Speier zu ärgern, von mir zu reden angefangen? Das ist doch eigentlich ein Beweis, daß Sie noch etwas verliebt in mich sind, was Ihnen kein Mensch übelnehmen wird.

Der Cotta hat aus München einen geschickten Lithographen hergeschickt, um die Volksszenen aus der letzten Revolution zu zeichnen. Wenn Geschichtserzählungen dazu geleistet werden sollen, was ich nicht weiß, möchte ich sie wohl machen. Das wäre eine Arbeit für mich, denn ich möchte gern etwas dazu beitragen, Deutschland zu *entpflastern.* Aber ich fürchte, genanntem Lithographen fehlt es an Geist und Humor, die Sache gehörig darzustellen. Gestern lernte ich ihn bei Valentin kennen, wo er einige Hefte Lithographien zu Goethes Balladen und Romanzen produzierte. Mad. Valentin, die eine Kunst-

kennerin sein will, und die andern lobten alles über die Maßen. Ich, als der Herr fort war, tadelte alles und sagte, da wäre ja durchaus keine Phantasie und kein Charakter darin, und die Zeichnungen wären bloß schlechte Übersetzungen der Balladen. [Vgl. III/15/75 f.]. Das war aber alles tauben Ohren predigen. Mad. Valentin bemerkte, die *Botanik* darin wäre schön, und es wäre alles herrlich. So sind die Kunstkenner! Wenn nur etwas schön gezeichnet und gemalt ist, loben sie es und bekümmern sich gar nicht darum, ob Sinn oder Unsinn in der Sache ist. Diese Mad. Valentin malt gar nicht übel, aber sie kopiert bloß und hat keine eigne Gedanken. Und so hat sie auch kein eignes Urteil und spricht bloß nach, was andere sagen. Ich erzählte ihr, was mir der Wiener Gelehrte in dem Briefe, den Sie mir geschickt, über Goethe geschrieben, und sagte, das wäre auch meine Meinung. Und das war darauf ein Jammern und die-Hände-über-den-Kopf-schlagen und mich flehentlich bitten, ich möchte nichts gegen Goethe schreiben. Und warum nicht? Sie habe ihn gern. Und warum gern? (Ich weiß, Mad. Valentin ist nicht einmal imstande, das Gute in Goethe zu würdigen.) Da kam es heraus, weil er ihr einmal ein paar Medaillen geschickt, mit einem Gedichte dabei. Und so sehen Sie, wie es Goethe immer mit dem Pöbel hält und wie es ihm gelingt, sich dadurch Anhänger zu verschaffen. Mad. Valentin (unter uns gesagt) ist eine gute Frau, aber sonst nichts. Ich amüsiere mich *bei* ihr wegen der Leute, die hinkommen, und der Menge unterhaltender Kupferwerke, die auf ihrem Tische liegen, aber nicht *mit* ihr. Ebensowenig mit ihr[em] Haus. Ach! Es gibt nur eine Jeanette! Versteht sich, „da sitze sie un habbe Hütcher uf".

Vor einigen Tagen wollte ich *aux Italiens* gehen und den Barbier sehen. Mein Gott! Es war leichter, ins Paradies zu kommen. Alle Billets voraus ausgegeben. Einer wollte

mir noch ein Billet für 20 fr. verkaufen. Das war mir doch zu arg, und ich ging nach Hause. – Die Kammer besuche ich nicht. Erstens, weil man einen ganzen Tag darüber verliert, denn man muß schon um 10 Uhr hingehen, um Platz zu bekommen, und erst um 2 fängt die Sitzung an. Vier Stunden warten kann ich nicht. Zweitens lese ich ja noch am Abende alles in der Zeitung. Die Börse besuche ich zuweilen. Aber das ist groß wie ein Markt und das Gedränge so, daß ich meine paar Bekannte nicht finden und also auch nichts Neues erfahren kann.

Glaubt man in Frankfurt noch nicht an Krieg? Hier will auch nicht jeder daran glauben. Ich aber lasse mich nicht irremachen und weiß, was ich weiß. Die neuesten hiesigen Blätter sprechen von neuen Unruhen in Hessen und behaupten immerfort, in Berlin hätte eine Revolution stattgefunden. Ich kann nicht klug daraus werden. – Haben Sie nicht die verschiedene Verordnungen des Königs von Sardinien gelesen und was der Furcht vor Revolution hat? Das ist zum Totlachen. Alle Schulen und Universitäten im Lande sind aufgehoben. Die Theologen, die Juristen, die Mediziner, (heißt es im Dekret) sollen jeder auf dem Zimmer studieren; aber fleißig in die Kirche und zum Abendmahl gehen. Er hat auch früher eine Verordnung über das Straßenpflaster erlassen, die habe ich aber nicht gelesen.

Der Sichel ist ein miserabler Mensch, daß er mir keinen Tabak mitbringen will. Ich will aber seinem Bruder hier die Wahrheit sagen, und der soll sich gewiß ärgern und darüber nach Frankfurt schreiben.

Sehen Sie doch, daß Sie Victor Hugos Gedichte sich verschaffen: Odes et ballades, besonders Les Orientales. Das ist alle wunderschön. – Was Menzel in seinem *Literaturblatt* über Börne sagt, darin hat er ganz recht. Aber Leute, die den Börne ganz genau kennen, haben mich ver-

sichert, daß er seine Werke gar nicht selbst geschrieben, sondern eine Freundin von ihm, und daß er, wenn er von dieser getrennt lebt, nichts zustande bringe. Das wäre doch sonderbar, wenn das wahr wäre. Ich kann das nicht glauben. Es mag Verleumdung sein. – Der Dr. Goldschmidt hat mir einen Dr. Lorch aus Mainz adressiert. Dessen Brief habe ich noch nicht bekommen, aber den Lorch habe ich einmal zufällig beim Essen gefunden. Ein langweiliger Mensch, [...]. Es ist merkwürdig, daß ich in der kurzen Zeit, wo ich hier bin, mehr Deutsche kennengelernt habe als in den letzten 10 Jahren in Deutschland. Es kömmt aber auch alles her. – Den 15. Dez. nächstens fängt der Prozeß der Minister an, und man meint, in acht Tagen würde dann alles beendigt sein. Sie werden wohl zu langen Gefängnisstrafen verurteilt werden. Hielten wir nur mit dem Metternich auch schon so weit! Das Leben wollte ich ihm gern lassen. – Gestern habe ich *die ersten Zeilen* für meinen achten Band geschrieben und zwar charakteristisch mit folgendem Gebet an die Geduld angefangen. „*Geduld*, sanfte Tochter des grausamsten Vaters; Schmerzerzeugte, Milchherzige, weichlispelnde Göttin; Beherrscherin der Deutschen und der Schildkröten; Pflegerin meines kranken Vaterlandes, die Du es wartest und lehrest warten.

Die Du hörest mit hundert Ohren und siehest mit hundert Augen und blutest an hundert Wunden und nicht klagest.

Die Du Felsen kochst und Wasser in Stein verwandelst.

Schmachbelastete, Segenspendende; holdes mondlächelndes Angesicht; heilige Mutter aller Heiligen.

Erhöre mich!

Sieh! Mich peinigt die Ungeduld, Deine Nebenbuhlerin. Befreie mich von ihr; zeige, daß Du mächtiger bist als sie. Sieh! Mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaschen wird. Ich

renne toll wie ein Sekundenzeiger um die schleichende Stunde. Ich peitsche und sporne vergebens die stätige Zeit; die hartmäulige Mähre steht und spottet meiner. Ich suche die Hülfe, die mir mein Kopf versagt, im Dickicht meiner Haare. Siehe auf mich herab und erbarme Dich meiner!

Laß mich nicht zugrunde gehen! Berühre mit Deinen kühlen Fingern meine heiße Brust und lösche mein brennendes Auge mit dem Wasserstrahl Deines Blickes. Hänge Blei an meine Hoffnungen und tauche meine Wünsche in den tiefsten Sumpf. Deutsche mich, gute Göttin, von der Ferse bis zur Spitze meiner Haare. Erhöre mich!

Ich will Dir auch künftig treu und ergeben sein, Dir dienen und gehorchen. Ich will Dir Opfer bringen, welchen Du am freundlichsten lächelst. Die Didaskalia will ich lesen alle Tage und das Abendblatt und alle Theaterkritiken und den Hegel, bis ich ihn verstehe. Und ich will ohne Schirm beim Regenwetter vor dem Palaste der Deutschen Bundesversammlung stehen und warten, bis sie herauskommen und die Presse frei erklären.

Und keinen Wein will ich trinken, bis Dich Deine guten Deutschen aus dem Tempel jagen und Dein Reich endigt.“ [Vgl. III/4/12 f.]

Und hier endigt mein Brief. Ich gehe auf die Börse.

B.

311.

Nr. 30
ad Nr. 26 *Paris, Samstag, d. 27. Nov. 1830*

Das Gedicht von Simrock ist sehr schön und schöner als alle Gedichte, welche hier über die Revolution gemacht worden sind. Aber die Strafe hat er ganz verdient, nicht für sein Gedicht, sondern für das, was er auf den König von Preußen gemacht. [Vgl. III/15/76]. Ich kenne den

jungen Mann, ich habe ihn in Berlin gesehen. Er ist der Busenfreund des Spiro. Es geht gut bei uns her, und ich freue mich zu sehen, daß ich recht hatte, als ich gegen Sie und gegen mehrere Deutsche hier behauptete, die neue Revolution würde die deutschen Fürsten nicht klüger machen, sondern dümmer. Der König von Bayern ist ein wahrer Hanswurst. Mit dem Zeuner — verlassen Sie sich darauf — werde ich sehr auf meiner Hut sein. Ihrer ganzen Beschreibung nach traue ich ihm gar nicht. Er mag leicht ein Spion sein. Sein vieles Hin- und Herreisen, sein Ausfragen und sein extravaganter Liberalismus, der nicht im Charakter eines alten und eines *geizigen* Mannes liegt, macht mir ihn sehr verdächtig. Daß Sie ihm übrigens meinen Brief vorgelesen, schadet nichts. Ich bin sehr neugierig, meinen Nebenbuhler kennenzulernen. Er soll an mir seinen Mann finden.
Krieg gibt es, ich wollte das letzte Haar auf meinem Kopfe verwetten. Vielleicht ist in diesem Augenblicke der erste feindliche Schritt schon geschehen. Nach den gestrigen Nachrichten hat der belgische Kongreß zwar die konstitutionelle Monarchie beschlossen, aber die ewige Ausschließung der Familie Nassau. Darüber kann das Eis brechen. Seitdem der Marschall Soult Kriegsminister geworden, werden die Rüstungen mit ungemeiner Tätigkeit betrieben. Es ist kein Dorfschmied in ganz Frankreich, der nicht mit eiliger Verfertigung von Waffen beauftragt ist. Auch hat Marschall Soult das Ministerium nur unter der Bedingung angenommen, daß im Fall eines Krieges er es wieder niederlegen dürfte, um ein Kommando zu übernehmen. Bis heute übers Jahr gibt es wieder französische Einquartierung in Frankfurt.
Ich weiß nicht, was der Schmitt in Wien macht. Warnen Sie ihn nur, daß er dort kein Wort über Politik spreche und auch in keinem Briefe nur das Geringste darüber schreibe, sonst kann es ihm schlimm gehen. — Schreiben

Sie mir doch, ob der Pixis in Frankfurt ist und bleibt. Ich habe hier darüber klatschen hören, er wäre der Liebhaber der Mad. Devrient und sei ihr nachgereist. Diese Madame Devrient soll sehr leicht sein. Ist sie noch in Frankfurt? Der Pixis soll auch mit der Sontag auf gutem Fuße gestanden haben. Ein sonderbares Glück! Da doch der Pixis ein sehr häßlicher Mensch sein soll. – Sie raten mir zu einer silbernen Tasse für Stiebel. Sonderbar, daß ich auch schon daran gedacht habe. Ich werde Mad. Valentin bitten, mir kaufen zu helfen, denn ein Fremder, den man als solchen erkennt, wird sehr geprellt.

Von den neuen Unruhen in Hanau stand schon in der hiesigen Zeitung. Ist es nicht sehr lächerlich, daß man in Frankfurt nicht mehr davon weiß als in Paris? – Das Stück von Napoleon in Porte-St.-Martin werde ich wahrscheinlich heute abend sehen. Es soll alles naturgetreu bis zum Schauerlichen sein.

Im jardin des plantes sind 12 neue Tiger und Löwen aus Algier angekommen. Ich habe sie gestern besucht, und ich soll Sie grüßen. Es ist merkwürdig, wieviel seltene Tiere jetzt dort zu sehen sind, wilde sowohl als zahme. Wie Sie hier waren, waren deren lange nicht so viel. Überhaupt haben Sie keine Vorstellung davon, wie vieles sich hier seit unserer Abreise geändert hat. So viel neue Brücken, Quais, Passagen. Passagen, die zu unserer Zeit glänzend genannt wurden, erscheinen neben der Pracht der neuen wie Viehställe – und so in allem übrigen. Bei Passy führt eine neue Brücke über die Seine, die ist ganz von Gerstenzucker. In der Sonne glänzt sie, daß es nicht zum Aushalten ist.

Aber im Ernste, ist der Zeuner verliebt ihn Sie? Das wäre ja prächtig. Kömmt er denn gewiß zu mir? Den will ich aber totärgern, so eifersüchtig will ich ihn machen. Von allen Briefen, die ich von Ihnen bekomme, werde ich ihm

erzählen und von Ihren alten und neuen Zärtlichkeiten. Eine junge deutsche Dame hier (Frau des Musikers Bohner [?] hat sich gegen mich neulich über den Zeuner lustig gemacht. Es wäre ein langweiliger, zudringlicher und wunderlicher Mensch. Er habe in einem fort mit ihren Ringen am Ohr gespielt und gesagt, das mache ihm Vergnügen. Hat er das mit Ihnen auch getan?
Neulich habe ich mich bei Gérard wieder sehr amüsiert. Es waren eine Menge Damen da — schreckliche! Lauter Genies. Unter andern *Leontine Fay* [irrtümlich für Delphine Gay], eine Dichterin, die Sie dem Rufe nach vielleicht kennen. Was wurde die in den Zeitungen in frühern Jahren nicht gepriesen: Wie oft las ich nicht von ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrem goldnen Haare, ihrer sapphoschen Begeisterung. Ich sah, hörte sie, las den andern Tag ihre Werke — Wind, Wind, Wind! gar nichts. Sie ist 28 Jahre alt oder mehr. Großgewachsen, gar nicht schön — oder nicht mehr. Verblüht. Mit unerträglicher Zuversicht auftretend, ohne alle Grazie in ihren Bewegungen. Ein blonder Husar. Ihre Gedichte die allerunbedeutendsten, ohne alle Wärme, alle Kunst. Eine Einbildung von ihrem Genie, die nicht lächerlicher sein kann, und eine noch größere von ihrer Schönheit. Sie singt: le héros, me cherchant au jour de sa victoire — si je ne l'ai chanté doutera de sa gloire ... Les Français me pleurant comme une soeur chérie — m'appelleront un jour muse de la patrie! — In einem Gedichte *Le bonheur d'être belle* sagt sie: Je bénis mes parents de m'avoir fait si belle ... Ihre Mutter ist eine bekannte Schriftstellerin und soll jetzt in ihrem Alter noch galant sein. Noch andere gelehrte Weiber waren da. Wie dankte ich Gott in meinem Herzen, daß er mir einen dummen Schatz gegeben. Es geht gar zu wunderlich in solchen Gesellschaften her. So eng, daß man sich nicht bewegen kann. Zum Sitzen ist kein Platz, alles steht gewöhnlich, die Damen

auch. Aber es gibt nichts Ungenierters. Um den Herrn, um die Dame des Hauses bekümmert man sich gar nicht. Sieht man sie zufällig, macht man ihnen eine Verbeugung, und damit genug. Ihnen sich vorzustellen, ist gar nicht nötig, außer das erste Mal. Wenn die Dame einem Herren die Hand reicht, welches ein Zeichen näherer Bekanntschaft ist, küßt sie der Herr.
Ich kann höchstens nur noch diese Seite herunterschreiben; denn es ist schon spät, und weil ich Holz bekommen habe, worauf der Conrad achtgeben muß, muß ich den Brief selbst auf die Post tragen. Vom 16ten Oktober bis heute habe ich für 46 fr. Holz verbrannt. – Wissen Sie, daß mich die Leute hier für reich halten? Ich sprach so leicht und vornehm vom vielen Gelde, und das macht sie irre. Ich sage z. B. mit 20000 fr. jährlich könne man nicht viel machen, und ich sage das auf eine solche Art, daß man glaubt, so viel hätte ich zu verzehren. Übrigens schadet das gar nichts. Reich zu sein gibt einem hier ein Ansehen. Sie aber wissen, daß von mir nichts reich ist als mein Herz, das ganz allein Ihnen gehört und daß Sie um eines [Name unkenntl. gemacht, viell. Zeuner] willen nicht verschmähen sollten.

Ihr B.

312.

Nr. 31
ad Nr. 27 *Paris, Mittwoch, d. 1. Dez. 1830*

Gott! Was die Zeit rennt! Es ist erschrecklich! Sie kommt mir vor, wie ein Pferd, das mit seinem Reiter durchgeht. Vergebens schreie ich Halt! Halt, nimm den 8ten Band mit. Es hilft alles nichts, sie rennt und wird nicht eher stehenbleiben, bis sie vor Ihnen steht. Was man doch grob wird, wenn man in Bildern spricht! Eigentlich habe ich damit gesagt: Die Zeit wird wieder ihren langsamen ruhigen Schritt gehen, wenn ich bei Ihnen bin. Ich weiß

wahrhaftig nicht, wie das kömmt. Ich lebe doch wenig in Zerstreuungen, bin viel zu Hause und habe bis jetzt noch nichts gearbeitet, und doch geht mir der Tag wie eine Minute vorüber. Ich habe eigentlich gar keinen Tag. Kaum bin ich aufgestanden, ist es wieder Abend und Zeit zum Schlafengehen. Ich glaube, die großen politischen Bewegungen sind es, die meine Einbildungskraft und die Stunden im Sturme vor sich herjagen. In Deutschland steht das Wetter unter Zensur, und man erfährt nicht eher vom Gewitter, als bis es herabschlägt. Hier aber sieht man, wie sich die Wolken bilden, und das unterhält mich. Glaubt man bei euch noch immer nicht an den Krieg? Ich setze meinen 8ten Band an eine Million, daß es keine 2 Monate mehr dauert, bis es losbricht. Es gibt auch hier viele, die noch nicht daran glauben wollen; aber ich weiß das besser und besser vielleicht als hier der König selbst. Die Leute hier haben gar keine rechte Vorstellung von Deutschland. Sie wissen gar nicht, wie dumm wir sind. Sie sagen: die deutschen Regierungen hätten Furcht und würden darum keinen Krieg anfangen. Aber die Furcht macht blind, so daß man die Gefahr nicht sieht, und dann fürchtet man sich wieder nicht. Übrigens ist die Masse der Franzosen voll höchster Begeisterung und wünscht den Krieg. Noch diese Woche wird der Antrag zur Verstärkung der Armee in der Kammer gemacht werden. Bis zum 1sten März wird eine halbe Million Linientruppen gerüstet sein und eine halbe Million mobiler Nationalgarde. Jetzt noch zu rechnen die übrige Nationalgarde, die sédentaire, die das innere Land verteidigt und eine Million beträgt. Und jetzt noch die Freikorps. Im Falle eines Krieges wird der König selbst ins Feld ziehen. Der Kriegsminister Soult steht morgens um 4 Uhr auf, und die hiesigen Blätter machen sich über die armen soliciteurs lustig, die in dieser Jahreszeit so frühe aus dem Bette müssen, wenn sie beim

Kriegsminister Audienz haben wollen. Sie sollten doch sehen, daß Sie sich den *Figaro* verschaffen. Dieses Blatt wird seit einigen Tagen von einem neuen Redakteur redigiert, der ungemein viel Geist und Witz hat.
Daß der König von Bayern die Kautionen für die Zeitungen einführen will, hat mich gar nicht überrascht. Als neulich die Kammer diese unselige, alle Freiheit verspottende Fessel der Kautionen gegen den Antrag einiger liberalen Deputierten so eigensinnig in Schutz genommen, habe ich mich meistens darum darüber geärgert, weil ich vorhersah, daß sie in Deutschland, wo die Regierungen so große Sympathie für alle Tyranneien haben, dieses nachahmen werden. Das hat nur in Deutschland weit schlimmere Folgen als hier. In Paris finden sich immer Kapitalisten genug, die, sei es aus Spekulation oder aus Patriotismus, Kapitalien für eine Zeitung leihen. Aber wer täte das bei uns? Mehr als drei Viertel der Blätter würden dadurch zugrunde gehen. Das Spaßhafteste wäre aber, wenn sie trotz der Kaution die Zensur doch beibehielten. Das sähe unsern Pappenheimern sehr ähnlich. Weil wir von Bayern sprechen: ich glaube (unter uns gesagt), daß der König von Bayern einen geheimen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen hat und daß er im Falle eines Krieges es nicht mit den Deutschen halten wird. Deutlicher darf ich mich nicht ausdrücken; es wird alles zu seiner Zeit an den Tag kommen.
Eben bin ich von Zeuner unterbrochen worden, der mir Grüße von Ihnen brachte. Er gefällt mir nicht, mein Nebenbuhler. Es ist ein gefrorener Mensch, ich weiß nicht, ob kalt vom Alter, von Herzlosigkeit oder von Rußland. Doch scheint es seinem Kopfe nicht an Wärme zu fehlen. Ich traue ihm nicht und halte ihn für einen russischen Spion. Ich sagte ihm sehr ruhig und naiv: „Aber nicht wahr, Madame Wohl ist eine charmante Frau?“ Und er: „Jawohl, und in der ganzen Welt steht keiner besser bei

ihr als Sie. Das muß ich sagen." Was doch die Eifersucht blind macht! Er will mich oft besuchen, wir sollen zusammen zu Tische gehen etc. Aber ich habe keine große Lust zu dem Herrn. Was käme auch endlich dabei heraus. Ein Duell! Und wer auch unterläge, Ihr Herz würde bluten.

Ich habe für Dr. Stiebel eine schöne silberne vergoldete Tasse gekauft. Kostet 155 fr. Dazu werde ich für seine Kinder noch etwas Bonbons auf Weihnachten legen. Ich werde Ihnen bald das Kistchen unter Ihrer Adresse schikken und später auch einen Brief für Stiebel. Weihnachten abends schicken Sie es ihm ins Haus. Ich brauche es Ihnen wohl nicht erst zu verbieten, das Kästchen etwa aus Neugierde zu öffnen. Das würde sich nicht schicken. Was Sie mir von St. schreiben, obzwar bekannt, hat mich neu mit Bedauern erfüllt. Wohin doch die Eitelkeit einen Mann führen kann, dem es sonst weder an Herz noch an Geist fehlt! Wenn er wenigstens einen Zweck bei seinem Betragen hätte, ich wollte über die Unanständigkeit der Mittel gern hinaussehen. Aber nein, die Mittel sind ihm selbst der Zweck. Der arme St., wenn er in Paris lebte, ging' ganz zugrunde. Hier, wo alles Ostentation, wo alles Schein ist und sein muß, weil die Menschen nicht Zeit noch Raum haben, das Wesen und die Wahrheit zu untersuchen, hier ging' sein Inneres ganz verloren, und er würde zu lauter Flitter werden.

Nun, in der Schweiz, in Zürich und an andern Orten ist nach den neuesten Nachrichten auch die Revolution losgebrochen. Ich habe mich an den Unruhen so gewöhnt, daß ich den Tag für verloren halte, an dem ich von keiner neuen Revolution gehört. Der Zeuner hat mich erst darauf aufmerksam gemacht, daß im Falle eines Kriegs, und wenn Rußland den Deutschen zu Hülfe käme, die russische Armee die Cholera morbus mitbringen würde. Ich versichere Sie, daß es mit der Cholera morbus gar

kein Spaß ist, und bei unserer liebenswürdigen deutschen Zensur würde man nicht eher erfahren, daß die Pest schon im Lande ist, bis alle Zensoren bereits daran krepiert wären. Packen Sie ein und machen Sie sich fertig, mit mir nach dem Rigi zu flüchten. Zeuner soll mit. Sein Frost würde uns vielleicht vor Ansteckung schützen.

Freilich habe ich den Mantelsack auch bekommen. Aber von einem *B*lumeau weiß ich nichts. Sollten Sie vielleicht ein *P*lumeau gemeint haben? Das habe ich erhalten und macht mir, wie auch die bibernen Hosen und die blaue Decke, großes Vergnügen. Ich bin so warm wie in Italien. – [– – –].

Neulich wollte ich Napoleon in Porte St. Martin sehen, konnte aber keinen Platz bekommen. So geht das schon länger als 4 Wochen. Das Stück hat der Direktion bereits 200000 fr. eingebracht. Dafür ging ich in die große Oper und sah La Muette de Portici, die ich noch gar nicht kannte. Ich habe mich entsetzlich gelangweilt, trotz der Pracht in Tanz und Dekorationen. Die Musik gefällt mir gar nicht. Aber um des Himmels willen, wie wird man denn in Frankfurt mit dieser Oper fertig, die so viel kostspieligen Spektakel hat? Ich kann Sie versichern, daß die Kleider der neapolitanischen Bäuerinnen kostbarer sind als in Frankfurt die der Prinzessinnen auf dem Theater. Es ist eine tolle Verschwendung. Der Markt in Neapel ist ganz nach der Natur, Hunderte von Marktleuten mit großen Körben von Orangen, Blumen etc. Die Dekoration im letzten Akt ist bewunderungswürdig. Der Vesuv, der ganz natürlich Feuer speit, und die Lava strömt, und die Steine werden umhergeschleudert. Das hat mich am meisten amüsiert, weil damit die Oper aus war – um ½12 Uhr, nein um ¾. Dann ging ich noch in ein Lesekabinett, die Abendzeitung zu lesen, dann ½1 Uhr zu Tortoni, wo alles angefüllt war mit Menschen, und aß Eis (café blanc), dann um 1 Uhr nach Hause, wo ich den Conrad ganz

gleichmütig am Tische sitzend fand, eine Didaskalia vom vorigen Jahre lesend. Dann steckte ich mich unter mein *B*lumeau und schlief sanft ein.
Als ich Ihnen neulich einmal von Dr. Stiebel, Reis und Schmitt schrieb, die gegen Belgien loszogen, da meinte ich nicht unsern Schmitt, sondern den Dr. *Schmitt* im Gelehrtenverein, von dem Sie mir ja mitgeteilt, wie er sich über Belgien gegen Reinganum geäußert. Dieses zur Ehrenrettung.
Heute steht in der Zeitung: die Preußen wären in Holland eingerückt und der Prinz von Oranien hätte sich in London erschossen. Man sagte dieses gestern auf der Börse. Es ist aber bestimmt alles gelogen. Leider! – Die Deutschen, die mich besuchen, sind alle ziemlich unbedeutend. Es ist mir doch lieb, daß sie zuweilen kommen, weil ich von ihnen Neuigkeiten aus Deutschland erfahre. Einer derselben, namens Wiedemann, ward früher wegen demagogischer Umtriebe aus Württemberg, seinem Vaterlande, verbannt. Dann und bis in die letzte Zeit war er Hofmeister im Hause des bekannten Ministers von Maanen in Haag. Der weiß allerlei Politisches. Die Übrigen lohnt sich nicht die Mühe zu nennen. – Neulich habe ich einmal beim Sattler Stiebel zu Mittag gegessen und mich sehr ennuyiert. Ich konnte nicht ausweichen. – Heute ist ein großes Diner, das Ausländer aller Länder, besonders Engländer, dem Lafayette geben. Die Revolutionäre aller Staaten werden sich dort einfinden, und es soll jeder seinen Toast in seiner Muttersprache ausbringen. Ich wollte anfänglich auch dabei sein. Es kostet aber 12 fr., und die will ich sparen. Solche patriotische Essen gibt es jetzt alle Tage, und man würde nicht fertig werden, sich darauf einzulassen. Ich warte lieber, bis wir den Rothschild geplündert haben; dann brauche ich nicht mehr zu sparen. – Gratuliere! Der Metternich hat zum 3ten Mal geheiratet.

Wenn es Krieg gibt, wird manches spaßhaft sein. Dann bringt man vielleicht ins westliche Frankreich den Herzog von Bordeaux und ins östliche den Herzog von Reichstadt, beide als Prätendenten, und um oder gegen diese zwei Buben wird eine ganze Welt von Männern fechten. Ist das nicht närrisch? Das ist das monarchische Prinzip. Ich mache mich lustig über das monarchische Prinzip, und doch lasse ich dieses nämliche Prinzip in meinem Herzen regieren, ganz unbeschränkt. Ich denke, eine neue Liebeserklärung wäre jetzt gar nicht überflüssig, da Sie den Zeuner später gesehen haben als mich. Es wurmt mich doch mit dem Zeuner, und ich fürchte, die Sache nimmt ein schlimmes Ende. Er oder ich.
Unterdessen adieu und packen Sie ein.

B.

313.

Nr. 32
ad 28 *Paris, Freitag, d. 3. Dez. 1830*

Es raucht heute wieder in meinem Zimmer, und ich schreibe Ihnen unter Tränen und Seufzern. Aber das ist nun einmal nicht zu ändern in Paris, es geht in den meisten Häusern nicht anders. [Vgl. III/15/72] Ich werde die Polizeiquittung dem Briefe einschließen. Sie wissen ja, was Sie damit zu tun haben; nichts, als sie zu Ochs in den Laden zu schicken, das Geld wird von Schulz hingebracht. In diesen Tagen, vielleicht heute oder morgen schon, schicke ich Ihnen durch den Postwagen das Kästchen an Stiebel, das Sie ihm den 25. dieses ins Haus schicken, mit einem Briefe, den Sie später noch erhalten werden. Ich bin fast froh, daß Sie mir verboten haben, Ihnen etwas zu kaufen. Es wäre mir für Sie doch nichts schön, nicht gut genug gewesen, und ich hätte Reue dabei gehabt oder mich zu unverhältnismäßigen Ausgaben verleiten

lassen. Und da ich bis jetzt gewohnt war, Ihnen meine Geschenke alle nach und nach wieder abzulocken, so hätte ich doch eigentlich nur mich selbst beschenkt. →

Jetzt um diese Weihnachtszeit s. III/15/72 f. bis: *Kirschkerne ausspeien.* – S. 73 nach: *und über alles* folgt im O: *Sie schrieben sich wie wir, wöchentlich zweimal, und nummerierten auch die Briefe.* – →

Vielleicht hat sie Dennert. (correspondance inédite de Diderot), bis jetzt 2 Teile.

Haben Sie die gestrige französische Zeitung gelesen und die Rede, welche s. III/15/73 f. bis: *die Juden verfolgen.* –

Sie lesen, wie Sie mir geschrieben, den *Constitutionnel.* Aber gerade darin steht die Rede nicht vollständig. Sie müssen sich den *Messager des Chambres* zu verschaffen suchen.

Schreiben Sie mir doch genau s. III/15/74 bis: *Victor Hugo und andern.* – Nach: *ich sehe zu.* folgt im O: *Der Metternich hat jetzt zum dritten Mal geheiratet, und ein Mensch, der so dumm ist, regiert die halbe Welt! Da läß sich vorhersehen, was kommen wird.* – Nach: *Abend* im O: *wieder.* – * * * im O: *Dechamp.* –

Einer erzählte mir, meine Werke würden übersetzt, ich weiß nicht von wem, ich weiß nicht wie. Aus dummer Bescheidenheit fing ich von etwas anderm zu reden an, statt mich genauer nach dem zu erkundigen, was mich doch eigentlich interessieren soll und darf. In solchen Fällen ist ein Franzose ein andrer Mensch als ein Deutscher. Dem Victor Hugo erzählte man, sein „Hernani“ würde jetzt in Mailand als Oper gegeben, und er ruhte nicht eher mit Fragen, bis er von allem genau unterrichtet und seine Eitelkeit satt war. Wer der Komponist sei? wer den Text gemacht? wer die erste Rolle spiele? (die Pasta, die jetzt in Italien ist).

Sie sprachen mir von Goethe und Schiller s. III/15/74 f. bis: *in Deutschland selten.* – S. 75 nach: *Zufall dazu, der* folgt im O:

für mich Humoristen. – Nach: *nichts eher als bis* Variante im O: *der Rauch zwischen seine Augen und dem Papier kam.* – *Samstag d. 4ten.* Ich muß lachen, daß Sie, wie ich aus Ihrem heutigen Briefe erfahre, ängstlich waren, die *Geduld* hätte mich angegriffen. Ich habe sie schon 40 Jahre, ich bin gewohnt daran. Ich war durchaus in keiner wehmütigen Stimmung, als ich das schrieb, sondern in einer spaßhaften. Wer in Paris wehmütig bleibt, ist ein Narr. In Deutschland ist es auch nur die Langeweile, die mich wehmütig macht. Es war auch dieses Mal in meiner gewohnten Weise gar nicht gemeint. Erinnern Sie sich, daß ich auf meiner Reise hierher (in Dormans) 24 Stunden warten mußte, bis ich Platz in der Diligence fand. Dort (fingiere ich) will ich meine bisherige Reise, also auch meine Ungeduld beschreiben. Daher das Gebet. An die Deutschen dachte ich gar nicht. Da ich aber die Göttin Geduld schildern wollte, fiel es mir natürlich ein, daß sie die Landesgöttin der Deutschen ist. Es ist eine wehmütige Göttin und daher die Wehmut. Sie war aber nicht in mir. Die betreffende Stelle „Dickicht der Haare" hat mir gleich anfänglich nicht gefallen und wird wohl geändert werden. Ich wollte schildern, wie man aus Ungeduld in seinen Haaren herumfährt. Glauben Sie mir's, seit ich hier bin, lache ich über die Deutschen. Soviel Genie in der Dummheit habe ich ihnen nicht zugetraut. Sie mögen sehen, wie sie fertig werden.

Mit den Lithographien von den Revolutionsszenen ist es nichts. Es ist anders, als ich mir gedacht. Es ist kein Text dabei, sondern die Zeichnungen werden zu den schon vorhandenen Freiheitsliedern, der Marseillaise, der Parisienne gemacht. Da ich den Zeichner kenne, ein altdeutscher, süßlicher, wehmütlicher Romantiker (wie es sich in den Zeichnungen zu Goethes Balladen gezeigt), so erwarte ich nur Lächerlichkeiten von seiner Pariser Arbeit. Die praktischste Sache von der Welt, die letzte Re-

volution, wird er in lauter romantischen Rauch aufgehen lassen, und die Deutschen, die sich ja daran begeistern, werden lernen, wie sie einst in jener Welt, im Himmel, den Satan mit seinem Volk niederpflastern und verjagen, aber nicht in dieser die Minister und Polizei. Ich mag mit diesem Heiligen nichts mehr zu tun haben. Das Freiheitsgedicht von Simrock, das Sie mir geschickt, ist auch in diesem unseligen romantischen Geiste gedichtet. Gar nichts Mutentflammendes darin, sondern nur Muttötendes. Ich sehe, wie dumm die preußische Regierung ist. Diesen Simrock hätte ich wegen seines Gedichts befördert, statt ihn absetzen. Der würde pflastern helfen, aber nicht das Pflaster herausreißen. Es ist eine schöne Erfindung mit den Pflastersteinen, das Gegengift der Pulvererfindung. [Vgl. III/15/75 f.] Dagegen ist kein Kraut gewachsen. Das Gedicht von Simrock habe ich neulich in großer Gesellschaft bei Valentin vorgelesen und dabei Ihren Brief vor 40 Augen ausgebreitet. Was werden Sie dazu sagen? Was helfen Ihnen die drei Oblaten, wenn der Verräter im Hause ist? – Sie geben mir recht, nicht für 20 fr. ins Italienische Theater gegangen zu sein; aber das waren nur 7 fr. über die Taxe. Der gewöhnliche Preis aller Plätze ist 13 fr. Ist das nicht zum Totschießen? – Es ist ein Briefwechsel zwischen Humboldt und Schiller erschienen. Haben Sie schon davon gehört? – Ich schreibe die Polizei-Quittung auf die andere Seite des Bogens, die Sie aber abschneiden und nicht etwa mit dem Briefe übergeben dürfen. Sie sind gar zu dumm in solchen Sachen, man kann sich nicht genug vorsehen.

Also Reis und Rosette haben sich taufen lassen? So wird's Ihnen auch ausgehen. Jetzt wird nun Rosette die Christenjagd auch treiben wie Stiebel. Ich bin neugierig, ob sie Glück hat. Sie dürfen ihr gewiß nicht mehr ins Haus. Die Familie Beer hier hat erschreckliche Angst vor dem

Saphir, von dem sie gehört, daß er nach Paris komme. Sie sagen, er wäre der niederträchtigste Mensch unter der Sonne. Wahrscheinlich hat er in Berlin den Dichter und Komponisten schlecht kritisiert, und sie fürchten vielleicht, wenn er hierher käme, möchte er dem Meyerbeer, der eine neue Oper aufführen lassen will, schaden. Mir sind sie sehr zugetan und machen mir über meine Schriften die unerhörtesten Lobsprüche. Es scheint mir, daß es ihr Ernst ist, doch mag leicht sein, daß die Mutter der Gracchen eine Stütze an mir sucht für ihre zwei kunstgesegneten Söhne. Sie haben mich gebeten, hier um Gottes willen den Saphir nirgends einzuführen. Der Meyerbeer, zwar ein recht liebenswürdiger und bescheidener Mann, gibt sich aber doch die unsäglichste Mühe, hier mit allen Künstlern und Schriftstellern auf gutem Fuße zu stehen, um ja keine Feinde zu haben, die ihn auf seiner musikalischen Laufbahn gefährden könnten. Das geht so weit, daß er, wenn er mit mir allein ist, über die Maßen den Hiller lobt, und ohne Zweifel in der Absicht, daß ich es ihm wieder erzähle. Neulich bei der Macbeth-Vorlesung ging er nach einigen Akten fort, um nach Hause zu gehen. Ich sagte ihm (auf Deutsch), das wäre wohlgetan, man schliefe doch nirgends besser als in seinem eignen Bette. Und da antwortete er nichts und sah sich erschrocken um, ob es keiner gehört.

Ich habe noch 1½ Jahre bis zum 46sten Jahre meines Alters, und da fängt man erst recht an sich zu verlieben, wie ich durch Diderot erfahren. Solange gedulden Sie sich. Sie kennen mich noch gar nicht und was ich für ein Herz haben kann, wenn ich will. Ich bin nur noch zu jung. Einst schreibe ich Ihnen wie Diderot seiner Sophie: „Comment vous portez-vous aujourd'hui? Avez-vous bien dormi? Dormez-vous quelquefois comme moi, les bras ouverts? (wie fein das ist!) Que vos regards étaient tendres hier. Combien ils le sont depuis quelque temps! Ah!

Sophie, vous ne m'aimiez pas assez, si vous m'aimez aujourd'hui davantage." [Vgl. III/15/73] Aber Sie müssen auch dabei sein, sonst mache ich die Rechnung ohne den Wirt. Und jetzt die Quittung darunter, wie die Erde unter den Himmel, daß wir nicht zu luftig werden in dieser pflasterschweren Zeit. Adieu, Sophie

B.

314.

Nr. 33
ad Nr. 29 *Paris, Dienstag, d. 7. Dez. 30*
Mittwoch, d. 8.

Sie beklagen sich über meine kurzen eiligen Briefe. Aber wenn ich gerecht wäre und nicht barmherzig, schriebe ich Ihnen gar nicht. Nie ist eine treue Liebe schnöder behandelt worden als die meinige, die jetzt doch schon länger dauert als die Heilige Allianz. Seit drei Monaten jammere ich nach Tabak, Sie versprachen mir welchen, und ich habe ihn immer noch nicht. Der Ellisen ist hier und hat mir keinen mitgebracht. Wie geht das zu? Sagten Sie nicht, Sie hätten dem Bing, der es zu besorgen versprochen, 1 Pfund für mich gegeben? Und jetzt verliere ich noch obendrein mein Geld. Ich habe den Ellisen nicht selbst gesprochen, ich habe ihn aber fragen lassen, und er weiß von nichts. Überhaupt betragen Sie sich dumm. Das Frankfurter Große Los ist in Paris gewonnen worden. Ich habe den jüdischen Kollekteur, einen namens Meyer, der das Geld hergebracht, selbst gesprochen. Da das Glück doch einmal für Paris bestimmt war, wie leicht hätten Sie es einrichten können, daß ich es habe.

Wie gern schickte ich Ihnen von meinen Arbeiten, hätte ich nur welche. Noch gar nichts gemacht, obzwar viel notiert. Sagen Sie mir, wenn ich den Winter vorüber gehen lasse, ohne den 8ten Band fertig zu machen (und ich hatte ihn bis Neujahr versprochen), wird dann Ihre

Freundschaft noch Sophismen finden, mich zu trösten? Es ist unmöglich. Und das Geld, das mir Campe noch schuldig ist! Wenn der Krieg dazwischen kömmt, ist es verloren!

Die Stelle über die Geduld, die ich neulich mitgeteilt, endigt wie folgt: „Und sie erhörte mich. Oh! es gibt noch Götter, man muß nur an ihnen glauben. Mein Blut ward süß und rot wie Himbeergefrorenes. Ich zog die Uhr aus der Tasche und sagte: *schon* drei Uhr. Ich sah zum Fenster hinaus und rief: ein recht hübscher Ort. Dann trat ich an das Kamin und streichelte freundlich den chinesischen Wackelkopf, dem ich eine Stunde früher im Zorne die kleine Nase abgekneipt, und ich hätte weinen mögen, daß ich den berühmten Rhinoplastiker Gräfe aus Berlin oder Herrn von Hohenlohe nicht herbeischaffen konnte, die Nase zu erneuern. Wie mag sich nur der sterbliche Mensch den Zorn anmaßen, diese himmlische Leidenschaft, die nur Göttern ziemt! O Eitelkeit!"

Es ist entsetzlich mit Goethes Sohn. s. III/16/76–78 bis: *Deutschland?* – S. 77: *der reiche B.* im O: *der reiche Börne.* –

Hatte ich Ihnen von Leontine Fay geschrieben? Das war ein Schreibfehler. Das ist allerdings die kleine Schauspielerin im „Gymnase", die wir gesehen und die jetzt eine erwachsene Schauspielerin noch am nämlichen Theater ist. Die Dichterin, von der ich sprach, ist eine ganz verschiedene Person und heißt Delphine Gay.

Hiller hat mir gesagt, seine Mutter hätte ihm geschrieben, die Stern hätte ihr gesagt, Sie hätten ihr gesagt, ich hätte Ihnen geschrieben, ich ginge in Paris noch nachts 2 Uhr auf der Straße herum. Ist das wahr? Das ist ja ein schöner Klatschknäul. [Vgl. III/16/78]

Ich muß doch einmal den Zeuner besuchen, um sein geheimes Serail zu entdecken. Aber der Herr gefällt mir nicht. Er ist so trocken und dürre, als hätte er 10 Jahre lang in der arabischen Wüste gelegen. Der Pixis ist wie-

der hier, und ich habe ihn gesprochen. Der gefällt mir auch nicht.

Sie haben Angst s. III/16/78 bis: *früher dem Marineminister.* – *Dr.* * * * oder * * * im O: *Dr. Koreff* oder *Koreff.* – *einen lieblichen großen Tiger* im O recte: *einen leiblichen großen Tiger.* – Nach: *die kranke Frau* – im O: *es ist der zahme Tiger des Marineministers.* – *Menagerie zeigt* im O: *Menagerie hat.* – →

Koreff mag größere Angst gehabt haben, als er gestand. Einige Furcht gab er zu, und, wie er ferner erzählte, hätte er Ursache dazu. Nämlich: der verstorbene Preußische Generalkonsul Bartholdy in Rom (ein Bruder der Madame Mendelssohn, daher sie sich auch Mendelssohn-Bartholdy nenne) glaubte die Gabe zu besitzen, jedem Menschen in seinen Gesichtszügen sein künftiges Schicksal zu erkennen. Dabei wurde er von einer dämonischen Gewalt wider seinen Willen angetrieben, allen seinen Bekannten ihr Schicksal vorherzusagen. Koreff (so erzählt er) habe ihn gebeten, ihn mit solchen Sachen zu verschonen, er wolle sein Schicksal nicht wissen. Bartholdy aber habe sich nicht bezwingen können und ihm endlich gesagt: *er solle sich vor wilden Tieren hüten.* Aber gerade seitdem, sagt Koreff, habe er einen unwiderstehlichen Trieb, sich bei jeder Gelegenheit wilden Tieren zu nähern. Das läßt sich freilich psychologisch erklären. Ich habe Martins Menagerie hier noch nicht gesehen, habe mir aber vorgenommen, nur in Koreffs Gesellschaft dahin zu gehen, damit, wenn einer von uns gefressen werden soll, er es werde, wie es prophezeit worden. [Vgl. III/16/78 f.]

Das Wetter hier ist seit einigen Tagen zwar schlecht, aber sehr gelind wie im Frühling. Wie bei euch?

Sonntag habe ich einem Konzerte s. III/16/79–81 bis: *Pflastersteine.* – S. 79 nach: *Jugendgeschichte* folgt im O: *, seine unglücklicheLiebe.* – Nach: *hexenmäßig* . . . hat O: *Das Spaßhafte ist, daß die Geliebte des Komponisten (die ihn aber nicht er-*

hörte), eine berühmte englische Schauspielerin namens Smithson, am nämlichen Abend zu ihrem Benefiz in der großen Oper La muette de Portici gab. – S. 80: *Scene aus Madrid* im O recte: *Scenen aus Madrid.* – *am graulichsten* im O recte: *am gräulichsten.* – *und zum Weinen* im O: *und ich hätte fast geweint.* – S. 81 *setzte es mit Unverschämtheit durch* im O: *setzte es durch mein Imponieren durch.* – *wäre ich wegen meines Lärmens gewiß arretiert worden.* im O: *wäre ich gewiß arretiert worden wegen meines Spektakels.* –

Adieu. B.

315.

Nr. 34

ad 30 *Paris, Samstag, d. 11. Dez. 1830*

Wir wollen plaudern, bis Ihr Brief kömmt. Das dauert noch länger als eine halbe Stunde.

Wissen Sie schon, daß Benjamin Constant gestorben ist? s. III/17/81 f. bis: *für das Geschlecht.* – S. 82 *der gediegenste Redner* im O: *der einzige gediegene Redner.* – *niedergeschlagen aussehen* im O: *niedergeschlagen sein.* – *mit vierzig Zeitungsschreibern* im O: *mit 40 Journalisten.* – *den Mund nicht halten* im O: *das Maul nicht halten.* –

Da ist der Brief! Den Bauch habe ich mir geschüttelt vor Lachen über Ihre Angst vor dem Zeuner. Das sieht Ihnen wieder ähnlich. Was kann er mir denn tun? Seien Sie ohne Sorge. Er war auch seit seinem ersten Besuche nicht wieder bei mir. In Paris hat es keine Not mit dem Lästigfallen, denn [es] ist leicht, auszuweichen. Und für den Conrad fürchten Sie, er, die feinste Canaille von Paris? Oh, Sie kennen den noch gar nicht. Vor einigen Tagen erzählte er mir mit dem größten Triumphe, wie er zwei Spitzbuben zum Besten gehabt. Ich machte große Augen und war sehr neugierig. Als er abends über die Straße ging, kam ein Mensch zu ihm, der Deutsch sprach und sich für einen Bedienten ausgab. Er log ihm allerlei vor

und zeigte ihm endlich einen Schmuck von Brillanten und bot ihm das zum Kaufe an, für 500 fr. und seine Uhr. Dann kam ein anderer Mensch dazu, nahm Conrad beiseite und sagte: jener mit dem Schmucke sei ein dummer Kerl, der Schmuck sei 1000 fr. wert, er glaube aber, man könne ihn beschwätzen, ihn für 300 fr. und die Uhr zu lassen. Conrad sagte, er kaufe nichts. Aber – fragte ich ihn – wieso haben *Sie* denn die Spitzbuben angeführt? – Ei, ich habe lange mit ihnen gesprochen und sie eine ganze Strecke Wegs mit mir geschleppt und sie dann stehenlassen. Ich riet ihm, mit dem Stehenlassen künftig gleich den Anfang zu machen und gar keine Antwort zu geben. Das ist ein Kauz. Alle Tage erzählt er mir die Neuigkeiten aus den Zeitungen, die ich eben selbst gelesen. Das tut er aber nur aus Eitelkeit, um mir zu zeigen, daß er Französisch verstehe. Gestern abend beim Auskleiden sagte er mir wörtlich: „Hier herrscht eine recht verdorbene Menschheit" – wieso? – „Den Abend ging ich über die Straße, und da kam ein Frauenzimmer und sagte, ich solle mit ihr gehen, und wenn ich auch kein Geld hätte, sie wolle mich regalieren. Ich antwortete, ich wolle nicht, und da sagte sie mir: vous êtes méchant." – Wie der Herr so der Diener!
Ich hätte gern für die andern Kinder auch Bonbons geschickt, ich scheute aber die Kosten. Dem Stiebel war ich es schuldig, und ich bereue es gar nicht. Ich begreife nicht, was Sie daran zu tadeln finden.

Von Polen wußte ich schon seit gestern. s. III/17/82 f. bis: *alles eins.* – S. 82 *es wäre ... ihrer Empörung* erst ED. – S. 83 *die kleinen Staaten* im O recte: *die kleinern Staaten.* –

Gestern sagte eine hiesige Zeitung, der König von Preußen wolle die Krone seinem Sohne übergeben. Leider wird das wieder gelogen sein. Es wäre schön. Der Kronprinz wird gehaßt im Lande, er ist ein Tyrann, und käme er an die Regierung, dann würde alles gut.

Von der Schweiz schrieb ich Ihnen schon. s. III/17/83 bis: *Zeitung schreiben.* – *kann die Zensur* im O: *wird die Zensur.* – →

Es gibt jetzt alle Tage so viel neues, daß man gar nicht mehr zu Besinnung kömmt. Doch was sich auch ereignen mag, wenn sich Völker empören, Kronen stürzen und die Cholera morbus Conrads „verdorbene Menschheit" hinrafft — ich werde immer an meine Wäsche denken und die neuen Hemden nicht so oft waschen lassen. Bin ich denn ein so großer Freund von Waschen? Neulich im Palais Royal reichte ein Arbeitsmann dem König die Hand, der sie ihm freundlich drückte. Der entzückte Maurer sagte: quel brave homme! je jure de ne jamais la laver! Ich wollte, mir drückte einmal ein König die Hand, damit ich einen Vorwand hätte, sie nicht zu waschen. [Vgl. von: *Neulich im* III/17/83]
An dem versäumten Essen zu 12 fr. habe ich nichts verloren. Solche Gelegenheiten finden sich alle Woche. — Mit unserm Gelde in Wiesbaden ist es freilich eine schlimme Sache. Was ist es aber zu ändern? Alle übrigen Staatspapiere sind noch gefährlicher, und es ist immer besser, man ändert nichts und läßt's beim alten. Wenn wir unser Geld verlieren, schreiben wir eine Zeitung in der Schweiz. Ich höre, das Lafitte'sche Haus soll sehr verloren haben. Es ist doch merkwürdig, daß die drei reichsten Leute in Paris nebeneinander wohnen, Lafitte, Börne und Rothschild.
Swift hat mehr geschrieben als ich, meistens von Politik. Das Märchen von der Tonne ist sein Hauptwerk. Übrigens reiche ich ihm das Wasser nicht. Er hatte freilich als Engländer mehr Freiheit als ich, und ich, in England geboren, wäre vielleicht ein Swift geworden; aber Swift in Deutschland wäre gewiß mehr geworden als ich.

Bis von uns einer auf den Brief des andern s. III/17/81 bis: *sehr schön.* – *neun Tage* im O: *elf Tage.* –

Wenn ich morgen nicht zu faul bin und das Wetter nicht zu schlecht ist, will ich Benjamin Constants Leichenbegängnis beiwohnen. Da muß ich mich aber heute erst erkundigen, wo er wohnt und deswegen einen Besuch machen. Man hat hier täglich etwas Neues zu sehen und zu hören, es ist aber nicht wie bei uns, wo man zu bestimmten Stunden nur hinzugehen braucht; man hat schon mit den Vorbereitungen seine Not. Einige interessante Sachen humoristischen Stoffes für meine Feder habe ich versäumt, was ich mir aber keineswegs vorwerfe, ich wäre keine Stunde im Zimmer, wenn ich alles mitansehen wollte. Wenn ich alles zum Arbeiten zweckmäßig einrichten wollte, müßte ich eigentlich 2 Tage wöchentlich in der Stadt bleiben und herumlaufen und die übrigen 5 Tage auf dem Lande wohnen, den gesammelten Stoff zu verarbeiten. Hier, auch wenn ich zu Hause bleibe, werde ich doch zerstreut, weil ich alles, was vorgeht, aus Zeitungen oder von Besuchen erfahre. →

Neulich war eine Auktion s. III/17/83 f. bis: *Vorsichtsmaßregeln.* – S. 83 *Möbeln . . . Berry* im O nur: *Möbeln, Kleidungsstücken etc. der Berry.* – S. 84 nach: *Revue de Paris* hat O: *die in Frankfurt zu haben ist.* –

Das Odeon-Theater, das im Quartier des Luxemburg liegt, ist bis nach dem Ausgange des Prozesses geschlossen, weil man den Zusammenlauf der Menschen fürchtet. Lafayette hat das Kommando nicht bloß über die Nationalgarde, sondern auch über das Militär für diese Zeit bekommen und wird sein Hauptquartier im Luxemburg aufschlagen. Ganze Regimenter Nationalgarde tun den Dienst, und damit sie gar keinen Anlaß haben, sich von ihrem Posten zu entfernen, ist im Luxemburg eine Restauration eingerichtet worden. Man fürchtet weniger das demagogische Volk, als die Karlisten, die diese Gelegenheit zu Unruhen benutzen möchten. →

Kein Nationalgardist s. III/17/84 bis: *lachen müssen.* –

Grüßen Sie den Strauss von mir und sagen Sie ihm, er solle bei seinen guten Gesinnungen beharren und sich bereit halten; es würde bald Arbeit für uns geben. – In der Handelskammer, in der Harmonie mag es jetzt gut hergehen. Ich glaube, an den polnischen Losen verlieren unsere Juden auch viel. Wohl bekomm es ihnen. Aber Strauss hat ganz recht. Wenn sie so gute Royalisten sind, warum nehmen sie nicht die Flinte und helfen dem König von Holland? Der kann Leute brauchen. Wegen Belgien ist das neueste Gerücht, das nicht unwahrscheinlich ist: Prinz Leopold von Coburg werde König von Belgien werden und eine Tochter des Königs von Frankreich heiraten. – Den Berger habe ich neulich zum ersten Male auf der Straße begegnet. Er erzählte mir, er sei verheiratet, und scheint sehr vergnügt darüber zu sein. Er wohnt ganz in meiner Nähe, ich habe ihn aber noch nicht besucht und weiß auch nicht, ob ich es tun werde. – Also der Goethe wird wieder aufkommen! Der hat eine glückliche Natur.

Ich bin begierig, welche neue Revolution zwischen diesem und meinem nächsten Briefe vorfallen wird. [Vgl. III/17/84] Aber was auch geschehen möge, denken Sie an Tabak. Von Neujahr an wird eine neue Lesegesellschaft hier errichtet, wo man auch alle deutsche Blätter, gelehrte und politische, wird haben. Es fehlt mir also nichts mehr als Sie und Tabak. Welche Pläne haben wir denn für den Frühling? Noch weiß ich es nicht recht. Sammeln Sie nur für Geld auf jede mögliche Art. Stehlen Sie, betrügen Sie, wo Sie nur können. Aber lassen Sie sich nicht bestehlen und betrügen, d. h. kaufen Sie keine Staatspapiere. Wenn wir im Frühling zusammenkommen wollen, werden wir uns sehr früh auf den Weg machen müssen, sonst können wir durch den Krieg auseinander gehalten werden. Ich kann mir nichts Angenehmeres denken, als mit Ihnen in einem Wagen sitzen und mitten durch feind-

liche Heere fahren. Hinter und vor uns Kanonendonner, wir beide mit Flinten bewaffnet, Held Conrad auf dem Bocke, in jeder Hand eine Pistole. Das müßte gar zu schön sein. Nehmen Sie sich auf jeden Fall ein vollständige männliche Kleidung mit, um im Falle der Not als Mann behende durchzukommen. Das Geld nähen wir im Rockkragen [ein]. Und so vorwärts. Es lebe die Freiheit!

Habe ich Ihnen noch nicht erzählt, daß Conrad jetzt auch das Bett macht und das Zimmer und, die Bürste am Fuß, auch den Boden frottiert? Er stellt sich ganz gut dazu an. Wenn das, wie gewöhnlich, der Portier besorgte, müßte ich monatlich 10 fr. dafür bezahlen. Zum Glück braucht er täglich 3 Stunden für diese Arbeit, sonst wüßte ich ihn gar nicht zu beschäftigen. – Auf dem Bastillenplatz wird ein neues Theater gebaut. [Vgl. III/17/84]

Was Sie für Stiebels Kistchen an Porto oder sonst für mich ausgeben, machen Sie sich von dem Polizeigelde bezahlt. Adieu bis zur nächsten Revolution. [Vgl. III/17/84] Was werden Sie die Neujahrsnacht machen? Schreiben Sie mir das vorher, damit ich weiß, wo ich Sie finden kann, wenn ich an Sie denke.

B.

317.

Nr. 35

ad 31 *Paris, Dienstag, d. 14. Dez. 1830*

Ich erhalte soeben Ihren Brief. Ich kann mich nicht erinnern, falsche *ad.'s* gemacht zu haben. Heute (ich merke darauf) ist Nr. 31 gewiß recht. Übrigens habe ich alle Ihre Briefe richtig empfangen.

Die Polen! Das Théâtre Français hier könnte Gott verklagen, daß er auf seinem Welttheater Stücke aufführt s. III/18/84–86 bis: *die Beamten.* – S. 85 *daß man alles* im O: *daß man viel.* – S. 86 *liegt es nicht allein* im O: *liegt es wahrhaftig nicht.* –

Gestern im Konzert habe ich den Berger und seine Frau getroffen. Die Frau ist jung und sehr schön; aber sie sieht nicht aus, als wäre sie sehr klug. Bergers Bruder, der in Frankfurt bei Carl Rothschild war, war auch da. –
Vorgestern stand in den hiesigen Blättern, in Königsberg (Preußen) hätten sich Bürger und Soldaten geschlagen, und es wären von beiden Seiten 300 Menschen geblieben. Ist daran etwas Wahres?
Ich habe einen Brief aus dem Österreichischen gelesen, der folgendes Ereignis mitteilt. Der Brief ist schon vom Oktober, die Sache *ganz authentisch*. Daß man in keinem selbst hiesigen Blatte ein Wort davon erfahren, läßt sich ganz gut daraus erklären, daß die österreichische Polizei alle Briefe zurückgehalten, die von der Sache sprachen. Die Regierung war benachrichtigt, daß eine Verschwörung im Theater ausbrechen sollte. Als der Vorhang aufgezogen wurde, standen statt Schauspieler 2 Bataillon Soldaten auf der Szene, die ihre Gewehre auf das Publikum anlegten. Das Volk stürzte zum Hause hinaus, wurde aber vor der Türe von andern Soldaten empfangen. Das ganze Publikum wurde arretiert, auf Wagen geworfen und auf mehrere Festungen gebracht, und dort sollen die Untersuchungen beginnen und die Schuldigen von den Unschuldigen abgesondert werden. Das ist recht à la Metternich!

Gestern las ich auch in einer deutschen Zeitung: s. III/18/86 f. bis: *elende Volk.* – S. 86 nach: *Truppen hingeschickt* folgt im O: *da dachte ich sogleich an unser Geld in Wiesbaden.* – *Ich erwarte nun, daß der Bundestag ... verschütten lassen wird* im O: *Ich hoffe aber, der Bundestag wird den Selterwasserbrunnen verschütten lassen, die wahrscheinliche Quelle der Nassauer Revolution.* – *bisherige Hülfe* im O: *bisherigen Mittel.* – *Herr v. Berstett, Minister ... Freund* im O: *Herr v. Berstett, Curator Metternichs, Minister der auswärtigen Angelegenheiten.* – Nach: *Karlsruhe sein.* folgt im O: *Ich kenne mehrere Mitglieder der Regierung, und man könnte dort etwas wirken.* – *meiner*

Gesinnung im O: *meiner Tugend.* – S. 87. *gegen die Hölle* im O: *gegen den Teufel.* –

In Deutschland sollen erschienen sein: „*Briefe eines Verstorbenen.*“ Man spricht hier unter den Deutschen viel davon. Es soll eine Satire gegen den König von Preußen sein. Wenn Sie das Buch in Frankfurt haben können, lassen Sie es doch bei Sauerländer oder Jügel für meine Rechnung holen, und schicken Sie mir's durch den *Goldschmidt.* Auch habe ich eine Broschüre angekündigt gelesen: *Die ganze Preßfreiheit* (so ohngefähr) von Professor *Welcker* in Freiburg. Schicken Sie mir das auch.

Gestern las ich die neueste Didaskalia s. III/18/87 bis: *Spleen vertrieben.*

Das Kistchen für Stiebel werden Sie wohl jetzt erhalten haben. Ich mußte den Wert auf der Adresse angeben. Sehen Sie doch, ob das auszulöschen ist. Es ist etwas Unschickliches darin, bei einem Geschenke den Wert kundzugeben.

Man wird wohl den Günderode von der Polizei entfernt haben, weil er in solchen kritischen Zeiten nicht Verstand genug zum Polizeidirektor hat. Der Malapert, wie ich hier erfahren, ist abgesetzt worden, wegen seiner infamen Ausschweifungen. Der Günderode hatte doch so Unrecht nicht, als er diesen Sommer sagte: er wolle lieber Schweinhirt sein als französischer Minister. Heute hat er gewiß recht. →

Heute beginnt der Prozeß der Minister. s. III/18/87 f. bis: *seine Seele aus.* – S. 88 nach: *dauerte der Zug* folgt im O: *Vierzigtausend Nationalgarden und andere Personen folgten der Leiche. 15 000 junge Leute zogen in Prozession mit. Auf beiden Seiten bis zum Kirchhof ein Heer von zweimal hunderttausend Menschen als Zuschauer. Um 12 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, und erst um 8 Uhr wurde die Leiche begraben.* – *Ich sprach einen Mann* im O: *Ich sprach einen.* – *Constant hat ... Pension bekommen* erst im ED. – *seinem ehelichen Nachfolger* erst im ED. – *ehe es zu verhindern war* erst im ED. – Nach:

Lachen ausbrach folgt im O: *Madame Constant, so häßlich sie ist, soll viele Liebhaber gehabt haben. Sie wird eine große Pension bekommen. Der König hat schon bei Lebzeiten Constants 150 000 fr. Schulden für ihn bezahlt. Er hat stark gespielt. –*

Aus dem 8ten Bande sehe ich nichts werden. Hätte ich nur Ihrem Rat gefolgt. Wenn Sie wirklich glauben, daß in meinen Briefen an Sie genug Stoff sei, noch die fehlenden Bogen auszufüllen, schreiben Sie nur das Brauchbare ab. Wird Sie das aber nicht anstrengen? Könnten Sie nicht jemand dazu brauchen, dem Sie diktieren. Es müßte freilich eine vertraute Person sein, denn von jedem möchte ich die Sache nicht gern vorauslesen lassen. Was nicht zu brauchen, werden Sie wissen. Doch vielleicht wäre manches Wort dienlich zum Ausarbeiten. Nehmen Sie lange Bogen und teilen Sie sie in der Mitte und schreiben Sie immer auf der rechten Seite, die linke freilassend. Da Sie mir die Kopien nicht durch die Briefpost, sondern durch den Postwagen schicken werden (wie wir zu seiner Zeit es näher besprechen wollen), brauchen Sie auf das leergelassene Papier keine ökonomische Rücksicht zu nehmen. Ich müßte aber schon zu Ende Dezember einen Teil davon haben, damit mir Zeit zur Bearbeitung bleibt, da spätestens Ende Januar ich alles nach Hamburg schicken muß. Vielleicht können Sie dem Goldschmidt schon etwas mitgeben. Sie müssen zu jedem Briefe, so kurz er auch sein mag, eine neue Seite anfangen und das Datum dabei setzen. Die Briefe von der Reise auch. Übrigens überlegen Sie noch einmal, ob das Zeug wirklich zu brauchen ist; denn umsonst soll Ihre Mühe nicht sein: Ich fürchte nur immer, daß Sie das zu sehr anstrengt, und daß Sie mir dann seltener und kürzer schreiben werden. Ich bin ein schrecklicher Egoist. Ich werde also an nichts mehr denken und nichts tun als Ihnen Briefe schreiben und mehr als bisher. Da überlege ich nicht, und steht es einmal auf dem Papier, kann ich

es mit einigen Abänderungen doch zum Drucke gebrauchen. Sind Sie der Meinung, daß ich den Aufsätzen den Namen *Briefe* oder *Tagebuch* gäbe? Wenn Briefe, werde ich es in der Vorrede zum 8ten Band auch richtig sagen, ich hätte in dieser Zeit keine Freude an Federfuchsereien und nur um die versprochenen Bogen zu liefern, teilte ich Auszüge aus Briefen mit, die an schriftstellerischen Wert gar keinen Anspruch machen. [Im Folgenden vieles unlesbar, da das Original stark beschädigt] Es ist eine Zeit [?], daß sich das Wort verkörpere – werde ich sagen, und ein einziges Gewehr wäre mehr wert als alle Satire, und ein Pflaster wichtiger als die wichtigsten Gründe. So ohngefähr. – Schreiben Sie mir ferner die Kurse. Ich habe meine eigenen Gründe, diese zu kennen.

Die Geschichte mit Polen s. III/18/88 bis: *zuerst losbrechen?* –

Vorgestern habe ich mit dem Hiller aus Frankfurt (dem Bruder des hiesigen) beim Dr. Sichel gegessen. Der Doktor ist auch bei der Nationalgarde, die während des Prozesses die Uniform nicht verlassen darf. Und so in Uniform besucht er seine Kranke. Es ist ein wunderlicher Mensch, und ich muß ihn Ihnen gelegentlich einmal beschreiben. Paulinens Schwester, die jüngste, sieht [. . .] und lobt sie mir als die liebenswürdigste unter allen. Ich glaube, er besucht sie zuweilen. Er sollte sie heiraten. Aber das wird seine Köchin nicht leiden, unter deren Pantoffel er steht. (Aber nichts geplaudert, Klatschlies, sonst erzähle ich [. . .], was Sie mir verraten von dem und jenem) „*es wäre boshaft*", wenn sie in Frankfurt davon sprechen. Bei Tische, wenn ab- oder aufgetragen werden soll, hat er nicht das Herz zu klingeln, sondern er geht in die Küche und ruft sie. Wenn er allein, essen sie an einem Tische. Übrigens – und was das Lächerlichste – alles in Ehren! Sichel ist ein tugendhafter Mensch. Der Sichel ist ein guter und schwacher Charakter und sehr putzig. Ich glaube, sein Fach versteht er; aber [. . .] scheint mir ein

bornierter Kopf zu sein (auch unter uns). Langweilig ist er sehr.
Ich werde Ihnen in [meinem] nächsten Briefe einen Brief für Dr. Stiebel einschließen, den Sie zu seiner Zeit mit dem Kistchen ihm zuschicken. – Wollen wir uns nicht auch Waldungen in Frankreich kaufen, wie Goldschmidt? Aber in Nancy möchte ich nicht wohnen. [Geben Sie] ihm Tabak mit, dann will ich auch artig gegen ihn sein. – Eben kommt Besuch. Adieu.

B.

317.

Nr. 35 *Paris, Donnerstag, 16. Dez. 1830*

Es gibt doch kein geplagteres Geschöpf als ein Verliebter! Muß ich jetzt schon an Weihnachten denken, muß ich jetzt schon einen Brief schreiben, den Sie erst in 9 Tagen erhalten werden! Einmal und nicht wieder. Und was hilft mich's? Mit der Überraschung ist es doch nichts. →

Es wird Sie nicht überraschen s. III/18/89 bis: *Mühlrad greifen.* – Nach: *gewünscht haben* folgt im O: *Tue ich nicht immer alles, was Sie wünschen, außer die Zähne putzen.* – →

Ich habe dem Victor Hugo sagen lassen, ich hätte in ganz Paris nichts Schöneres finden können, einer teuern Freundin für Weihnachten zu schenken, als seine Gedichte. Der wird sich freuen.
Da ist aber noch die kleine seidne Schürze, die macht mir große Sorgen. Ich konnte nicht anders. Neulich sah ich eine häßliche Dame von meinen Bekannten, die trug eine solche Schürze und war darin zum Küssen schön. Ich dachte: wie schön müßte eine solche erst meiner Jeanette stehen! Da konnte ich nicht widerstehen und kaufte eine. Und ich habe sie heute frühe geholt, im Schneegestöber (es ist der erste Schnee) – aber es war mir gar nicht kalt. Wenn Sie Lust haben, mit mir darüber zu zanken, sehen Sie nur den Brief an, den Extrabrief, eine Bis-Nummer.

Mit Briefen sind Sie zahm zu machen. Ich glaube, wenn Sie Königin wären, Sie würden Ihren Untertanen keine anderen Auflagen machen, als daß Ihnen jeder täglich einen Brief schreiben müßte. Das wäre ein Leben! — Sie müssen mir aber auch versprechen, die Schürze an den Weihnachtsfeiertagen zu tragen. Alle Damen von Stande tragen hier solche im Hause. Hinten fehlen noch die Haken zum Befestigen.

Das kostbarste aller **s. III/18/89 bis:** ***Überraschungen.*** **–** Nach: *erhalten* folgt im O: ***haben.*** **–** ***hofft man, würde*** im O recte: *hofft man, werde.* –

Aber ich schreibe nicht mehr als diese Seite. Das ist auch zum Dessert genug.

Freitag d. 17. — Heute über acht Tage ist schon der kürzeste Tag. Dann rollt der Winter schnell bergab. Welch ein schöner Frühling! Sie, Baden, Krieg und kein Geld! Wenn nur die Darmstädter Lotterie, die am 2ten Januar gezogen wird, uns nicht etwas von diesen poetischen Freuden verdirbt, indem sie uns reich macht. Ich fürchte sehr. Angst ist mir vor dem nächsten Neujahrstage. Hier ist es Sitte, daß die Damen an diesem Tage ihre Bekannten umarmen und küssen, und ich kenne einige alte Weiber. Ihnen aber tausend Küsse alle Tage des Jahres.

B.

318.

Nr. 36
ad 32 *Paris, Samstag, d. 18. Dez. 1830*

Meine gehorsamste Empfehlung an Henriette von Mintenglaut geb. von Cronsten, und ich ließ sie bitten, sie soll sich zum Teufel scheren. Aber wenn Sie einmal Gelegenheit haben, schicken Sie mir den Brief durch einen Reisenden. Vielleicht amüsiert mich der weibliche Attila.

Sie schrieben mir noch nichts von dem Empfange des Kistchens für Dr. Stiebel. Ich muß auch noch einen Brief dazu schreiben, wozu ich bis jetzt nicht kommen konnte. [— — —].

Die Geschichte von Polen wußte ich schon, als ich Ihre Nachricht bekam. Natürlich haben Sie die nordische Nachrichten früher als wir in Paris. Aber bis Ihr Brief ankömmt, steht es auch hier schon in der Zeitung. Sie brauchen mir also künftig gar keine Zeitungsnachrichten zu schreiben, denn ich lese auch hier alle deutsche Blätter. Nur Privatnachrichten teilen Sie mir mit. Seit vorgestern spricht man hier auch von einer Revolution in Petersburg und Moskau (aber nur als Gerücht). Der Kaiser soll sich nach Riga geflüchtet haben. Es wäre ein rechter Spaß, wenn das große russische Reich über Nacht zusammenstürzte wie ein Kartenhaus! Und das kann kommen. Der Kaiser von Rußland hat nicht, wie die andern Fürsten, ein Stammland, das ihm treu bliebe im Notfalle. Er ist kein Russe. Die Familie ist eigentlich deutsch. Er kann alles verlieren und zum Auswandern genötigt sein. Das kömmt gewiß. Und noch vor 6 Monaten zitterte Europa vor dem Riesen! An der preußischen Konstitution will ich wohl glauben, sie wissen vor Angst nicht, was sie tun sollen. Es wird ein Spaß sein, ihre Gesichter zu sehen, wenn sie in den sauren Apfel beißen. Aber was wird das auch für eine erbärmliche Konstitution werden! Was aber Frankreich Glück hat. Wer wird es jetzt wagen, es anzugreifen. Vielleicht in der Verzweiflung tun sie es doch. Ich möchte doch einmal in Frankfurt in der Harmonie sein, wo ich dieses alle schon vor 10 Jahren vorausgesagt habe, und wo man mich ausgelacht. Und doch ist das alles noch nichts gegen das, was kommen wird. Näher darf ich mich darüber nicht erklären, aber Sie werden sich wundern. Ein Sperling wird zwei Tiger verschlingen, und gebratene Fische werden verschiedene Arien singen.

Und ein Dintenfaß wird austreten und wird eine ganze Stadt überschwemmen, und auf dem Röderberg wird man nur noch die Spitze der Bäume sehen. [Hier folgt eine Zeile in fingierter Geheimschrift. – Vgl. III/19/89f.]

Ich mache Sie aufmerksam s. III/19/90 bis: *die Pfeife.* – *Das Gesetz soll* im O recte: *das Gesetz solle.* – *Ich tröste mich wegen* im O: *trösten Sie sich wegen.* –

Der Stern irrt sich, wenn er meint, daß nur die Juden in Berlin alle 14 Tage ihre Aufenthaltskarte erneuern müssen. Dem sind alle Fremde unterworfen. – Fürchten Sie nichts für mich bei Ausbrüchen von Unruhen. Ich werde mich schon entfernt zu halten wissen. Übrigens glaube ich, daß es ruhig bleiben wird. Viele aber meinen, es würde Lärm geben, wenn nicht wenigstens Polignac zum Tode verurteilt würde. Das muß sich in einigen Tagen zeigen.

Schreiben Sie mir doch, an welchen Tagen Sie meine Briefe bekommen. Es scheint mir, *den vierten.* Und um wieviel Uhr abends. Ich bekomme Ihre Briefe erst den fünften Tag vormittags. Sie kommen auch, wie in Frankfurt, schon des Abends an, sie werden aber erst den andern Tag ausgeteilt. – Schreiben Sie mir, wo Sie [die] Neujahrsnacht zubringen werden. Ich werde wahrscheinlich bei Valentin sein, wo jedes Jahr Fête ist. Mir ist jetzt schon angst vor den Küssen um Mitternacht. – Ein Dr. Bunsen aus Frankfurt hat mich heute besucht, Mediziner, der schon lange hier ist. Er will nicht nach Frankfurt zurück, sondern sich in Amerika niederlassen.

Ich lese jetzt täglich s. III/19/90f. bis: *gerade wie bei uns.* – S. 90 nach: *Kasino* folgt im O: *auf einen Monat.* – Die Stelle: *Ich gehe. . . . prächtig sein* lautet im O: *kostet monatlich 30 fr. Ich gehe heute abend zum ersten Mal hin. Das soll überaus prächtig sein. Aber was hier alles teuer ist.* – *les salons de lecture à minuit* im O recte: *le salon de lecture à minuit.* – *à l'heure fixe* im O recte: *à heure fixe.* – →

Aber Sie müssen nicht glauben, daß das Diner, von dem [die] Rede ist, nichts kostet. Die Person zahlt 6 fr. Das wird aber nur als ein kleiner Beitrag angesehen, denn das Essen soll 40 fr. wert sein. Das übrige legt die Gesellschaft darauf. Es werden täglich nur 24 Couverts gedeckt. Wer mitessen will, muß es vorher bestellen. — Bin wieder gestört worden. Genug für heute. Übrigens, wie man in den Wald hineinschallt, schallt es heraus. Ihr Brief war auch kürzer als gewöhnlich. Adieu. Bärbelchen.

Dein Dich zärtlich liebender Carl.

319.

Nr. 37
ad 33 *Paris, Dienstag, d. 21. Dez. 1830*

Gestern war wieder ein unglückschwangerer Tag s. III/19/91 f. bis: *weggebracht werden.* – S. 92 *gesellen sich noch* im O: *gesellen sich nun.* – *Dreiunddreißigtausend Mann* im O: *32 tausend Mann.* – *Die Verteidigungsrede der Minister* im O recte: *der Verteidigungsreden der Minister.* –

Dieser Crémieux ist ein Jude und ein kleiner schwacher Mensch. Er sieht aus wie ein *Bacher.* Seine Rede war unbedeutend. Ich habe ihn einmal gesprochen. In Frankfurt wird gewiß auch wieder große Spannung sein, wenn die heutige Pariser Zeitung ankömmt.

In welcher schrecklichen Lage s. III/19/92–94 bis: *Gott preisen.* – S. 93: *(mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten)* erst im ED. –

Ihren Brief erhalten. Sie sind schlimmer als die Schlange Evas. Sie verführen mich zu allen Lastern, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang, und Sie fordern mich auf, nichts zu arbeiten. Schöne Schlange, ich danke. Doch soll es so arg nicht werden. Den Plan mit den Briefen denke ich auszuführen, etwas früher, etwas später. Sind Sie noch dafür, dann tun Sie, wie ich Ihnen geschrieben.

Dumm, daß es so lang dauert, bis von unseren Briefen einer den andern beantwortet: 11 Tage. Sie schrieben mir noch nicht, daß Sie das Kistchen für Stiebel erhalten. Wenn es nur auf Weihnachten ankömmt. Wenn nicht, ist es nicht meine Schuld. Ich habe es schon vor 14 Tagen abgeschickt. Beiliegend ist der Brief für Stiebel.
Aber zur Entschuldigung bekommen Sie ihn einen Tag früher. Denn nach der Ordnung hätten Sie ihn erst morgen zu erwarten. Ich habe keine Geduld zum Schreiben. Ich bin neugierig, was in der Stadt vorgeht und ärgerlich, daß ich nicht ausgehen kann. [Vgl. III/19/94]
Dr. Donndorf hat mir erzählt, seine Mutter habe sich in ihrem letzten Briefe beklagt, daß er so selten schriebe, und er solle *mich* zum Muster nehmen, der ich so oft schreibe. Woher weiß die das? Das tut mir leid, das kann meinem Rufe schaden. Sie sollten diskreter sein. Glückliche Liebe ist sonst verschwiegen. – Mein größter Spaß ist, wenn ich mir Ihren Zorn vorstelle beim Anblick des verschlossenen Briefes an Stiebel, und wie Sie gern wissen möchten, was er enthält und doch nichts erfahren. So denke ich mir eine hungrige Löwin im Käfig, die draußen ein Lamm sieht. Welche Blicke! Welche rastlose Unruhe! Wie brüllt sie! – [– – --].

Wie konnten Sie nur glauben s. III/19/94 bis: *gut. vorüber.* – *Doch ich hoffe* im O: *Aber ich hoffe.* –

Adieu

B.

320.

Nr. 38

ad 34 *Paris, Freitag, d. 24. Dez.*

Das war wieder eine merkwürdige s. III/20/94 f. bis: *jetzt ist alles vorüber.* →

Es freut mich, aber es erquickt mich nicht. Das politische Leben der Franzosen ist ganz wie ihr Theater, klassisch

aber kalt, korrekt aber manieriert. In allem, was sie tun, selbst in den wildesten Ausschweifungen einer Revolution, erkennt man die alte dramatische Regel. Die Helden der jüngsten Zeit reden, handeln, morden oder fallen ganz wie die Helden Racines. Alles, was geschieht, geschieht in Versen und Reimen, und wenn man das Versmaß der Franzosen kennt, kann man berechnen, wie lang jede Geschichte wird, und aus dem Ende der einen das Ende der andern erraten. →

Wollen Sie genau wissen s. III/20/95–97 bis: *ist gebaut.*

Den nächsten Brief werde ich Ihnen nicht, wie gewöhnlich, Mittwoch, sondern schon Dienstag schreiben, damit er Freitag, am Silvesterabend, ankomme. Wären Sie wohl imstande, den Brief 6 Stunden lang einzuschließen und ihn nicht eher zu eröffnen, bis es Mitternacht schlägt? Ich möchte einmal Ihre Seelenstärke auf die Probe stellen. Zeigen Sie sich groß, zeigen Sie sich dieser Zeit würdig. Ich weiß es zwar, der Kampf ist schrecklich, aber denken Sie an den Lohn des Sieges. Stellen Sie sich vor, was im Jahre 1831 alles Großes sich ereignen kann, welche Reiche zertrümmert, welche alte Könige umgeworfen werden können, und denken Sie dann, mit welchem Hochgefühle, mit welchem edlen Stolze Sie am Ende des Jahres sagen dürfen: „Viel Großes ist geschehen im verflossenen Jahre, aber die erhabenste Handlung ist mein Werk; ich habe einen Brief bekommen und habe ihn 7 Stunden lang uneröffnet gelassen!“ Reizt Sie das nicht? Gewiß. Versprechen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe, um diesen Lorbeer zu ringen. Ach! könnte ich nur dabei sein. Es muß ein herrlicher Kampf sein und dabei zum Totlachen. Aber ich glaube nicht an Ihren Sieg. Werden Sie mich beschämen?

Samstag d. 25. Dez. Eben fällt mir ein, daß eigentlich gestern abend man zu Weihnachten bescherte, und ich

habe Ihnen glaube ich geschrieben, dem Dr. Stiebel das Kistchen erst heute abend zu schicken. Vielleicht haben Sie mehr Religion als ich und werden dann von selbst meinen Irrtum verbessert haben.

Als ich gestern s. III/20/97 bis: *Komödie.*

Seit gestern weiß man, daß die 5 Mächte die Unabhängigkeit Belgiens förmlich anerkannt haben. Der Prinz von Coburg wird König und heiratet eine Tochter des französischen Königs.

Jetzt macht die Schuljugend s. III/20/97 f. bis: *müßten nachgeben.*

Ihr Brief bleibt heute lange! – Endlich, da ist er. Ich bin sehr verdrüßlich, daß die Sachen für Stiebel noch nicht angekommen sind. [– – –].

Die Briefe, die Sie für mich abschreiben wollen, schicken Sie mir nicht eher, als bis ich es Ihnen schreibe. Haben Sie denn jemand in Frankfurt, der Ihnen das ordentlich besorgt, der weiß, auf welche Art der Inhalt des Pakets auf der Adresse zu bezeichnen ist und überhaupt die nötigen Formalitäten für Frankreich kennt? Denn die Maut öffnet alles an der Grenze. Sie müssen sich genau nach allem erkundigen. Sollte sich nicht früher eine Gelegenheit durch Reisende finden, schicken Sie mir die Bücher zusammen mit den Manuskripten. Ich hätte sie freilich gern früher. Das würde aber zuviel Porto kosten. Ich glaube nicht, daß „Die Briefe eines Verstorbenen“ von Heine sind. Erstens ist er zu eitel, etwas drucken zu lassen ohne seinen Namen. Zweitens hätte er das Buch bei Campe verlegen lassen, und drittens war er nie in Frankreich.

Der König von Bayern s. III/20/98 bis: *nicht zu berechnen.* – *dürfte* im O recte: *dürfe.* – *den ich viel kenne* im O: *den ich sehr viel kenne.* – *nichts Genialischeres* im O: *nichts genialischer.* –

Der anonyme Salon, von dem Sie in der „Mode“ gelesen,

ist der Salon der Redakteurs des *Temps*, eines der besten Blätter jetzt. Da 71 Deputierte Aktionäre des Blattes sind, so ist die réunion dort leicht zu erklären.

Was mir an der polnischen Revolution s. III/20/98 f. bis: *auf Gott.*

Sie haben immerfort Angst, ich möchte zuviel arbeiten. Wissen Sie, daß mich das beleidigt? Habe ich Ihnen nicht schon genug Beweise meiner edlen und unerschütterlichen Grundsätze gegeben. Die Erde kann wanken, aber ich – bleibe faul. →

Und Gemütsbewegung! O nein. s. III/20/99 bis: *Weltmeer herum.* – *weibisches Keifen* im O: *weibliches Keifen.* – →

Nur von Ihnen will ich mich fangen und salzen lassen. Ich bin ein guter Rogner. Adieu. Wie verdrüßlich bin ich, daß die Weihnachtssachen nicht angekommen.

B.

321.

Nr. 39

ad 35 *Paris, Sonntag, d. 26. Dez. 1830*

Sieg oder Niederlage? Wann lesen Sie diesen Brief, im alten oder im neuen Jahre? Soll ich Sie bewundern oder verachten? Verachten! Nein, das auf keine Weise. Was können Sie dafür, daß Sie eine Tochter Evas sind? Aber bedauern, verspotten. Doch noch ist Zeit. Legen Sie den Brief beiseite, und ich will es Ihnen für den ganzen Sieg anrechnen. Aber es ist zu spät. Der Tiger hat einmal Blut geleckt. Wären Sie Blaubarts Frau gewesen, und nicht bloß seine siebente, sondern seine siebentausendste, er hätte Sie umgebracht wie die andern auch. Und Blaubarts Weiber, durften sie auch nicht in das Zimmer hinein, konnten sie doch durch das Schlüsselloch sehen, und entdeckten sie auch nichts, war es ihnen doch eine Erleichterung. Aber ein Brief hat kein Schlüsselloch, und ich will dieses Mal dafür sorgen, daß er gut versiegelt

werde. Aber da fällt mir ein, der Zufall kann Ihnen günstig sein, daß Sie Ihre Neugierde befriedigen und doch Ihre Ehre retten. Dieser Brief kann Freitag ankommen, ehe der Ihrige abgegangen, und dann können Sie sich einreden: es steht vielleicht etwas darin, was ich gleich beantworten muß. Da ist keine Zeit zum Spaßen, ich muß ihn gleich aufmachen. Das sind aber bare Ausflüchte. Sie wissen, daß [ich] Ihnen noch nie so etwas Dringendes geschrieben, das gleich beantwortet werden mußte. Wenn Sie gesiegt, mit welchem stolzen Selbstgefühle werden Sie diese Zeilen lesen, wenn Sie aber unterlegen, mit welcher Beschämung! Wie wird Ihr nächster Brief anfangen? Mit Triumph! Triumph! oder mit Erbarmen! Erbarmen!

Ich scherze und bin doch s. III/21/99–102 bis: *wohl nicht zu fragen.* – S. 99 nach: *aus Verzweiflung* hat O: *habe ich eben den Bedienten weggeschickt, mir eine Tasse Schokolade zu holen.* – S. 100 *Lafayette als Kommandant* im O: *Lafayette als Kommandanten.* – S. 101 *kein Unverstand* im O: *kein Mißverstand.* – nach: *eben erzählte mir jemand* hat O: *der mich besuchte.* – nach: *abgesetzt werden* folgt im O: *Das sind die liberalen Mitglieder der Regierung.* – *einmal nicht anders* im O: *einmal nichts anders.* – S. 102 nach: *im Ärger* folgt im O: *Montag d. 27. Dez.* –

Dienstag d. 28. Dez. Gestern habe ich viel geschrieben! Ich war gestört worden. Ich werde entsetzlich geplagt von deutschen Bettlern und von solchen, die Geld von mir geliehen haben wollen. Mit den erstern finde ich mich so wohlfeil als möglich ab, die andern lache ich aus.

Mit den zwei nach Frankfurt geschickten Kistchen, die Sie wohl jetzt, wie ich hoffe, erhalten haben werden, kann es eine große Verwirrung gegeben haben. So geht es einem, wenn man Juden gebraucht, einen romantischen Zweck zu erreichen. Schon am 3ten Dezember gab ich dem Bing hier das Kästchen für Stiebel und bat ihn,

es unter *Ihrer* Adresse nach Frankfurt zu schicken. Vierzehn Tage später gab ich dem Bing das Kistchen für Sie und bat ihn, es *seinem Bruder* in Frankfurt zu schicken. Diesem letztern schrieb ich zugleich mit der Post, er möchte Ihnen Weihnachten das Kistchen nebst einem Briefe zustellen. Nun erfuhr ich aus Ihrem vorigen Briefe vom 21sten, daß Sie das Kistchen für Stiebel noch nicht erhalten hätten, was mir auffiel. Ich frage aber den Bing hier, wie das zuginge? Und da gesteht mir der Esel, er habe zwar das Kistchen sogleich weggeschickt, aber in Gedanken nicht an Sie, sondern an seinen Bruder. Diesem habe er weiter kein Avis gegeben, und vor einigen Tagen habe er von seinem Bruder einen Brief erhalten, der ihn gefragt, was er denn mit dem Kistchen machen solle. Nun hatte unterdessen der Bing meinen Brief bekommen. Er glaubte also wahrscheinlich, das Kistchen, von dem ich ihm schrieb, wäre das erstere. So wird er also beide Kistchen bis zu Weihnachten zurückbehalten haben. Ich möchte aus der Haut fahren vor Ärger. Ist es nicht abscheulich, wenn sich Menschen freiwillig erbieten, einem etwas zu besorgen, und dann es schlechter besorgen, als man es selbst getan hätte? Und jetzt habe ich noch obendrein dem Bing geschrieben, er soll Ihnen Ihr Kästchen den 25. abends (statt den 24.) schicken. Sie werden es also erst den zweiten Weihnachtsabend erhalten. Und dann wissen Sie vielleicht nicht, welches Kistchen Ihnen und welches dem Stiebel gehört. Und für alle Mühe, Sorgen und Ärger werde ich vielleicht noch von Ihnen gezankt werden.
Ich habe Ihren Brief erhalten. Also am 24sten das Kistchen noch nicht bekommen, und der Bing hat es schon 14 Tage! Und zu meinem Ärger müssen Sie mir gerade heute einen so mageren Brief schreiben, so mager wie Mad. Valentin, die ich in der Neujahrsnacht küssen soll. Die Kürze meiner Briefe entschuldigt die der Ihrigen

nicht. Eine Seite meiner Schrift ist wenigstens so viel als zwei Seiten von Ihrer. Ich bin sehr böse auf Sie, und da ich in meinem Ärger den Bing zum Teufel geschickt habe, wünsche ich sehr, daß Sie ihn eine kleine Strecke Wegs begleiteten. Nicht gar zu weit, denn in die Hölle dürften Sie doch nicht hinein, Sie könnten den Teufel selbst bekehren.

Allerdings ist es mein Ernst, die Briefe drucken zu lassen, aber natürlich in der Voraussetzung, daß Sie dafür halten, sie seien es wert, was mir eigentlich nicht recht klar ist. Bleiben Sie also mit Strauss beim Abschreiben. Aber verlieben Sie sich nicht in den jungen Mann. Sobald Sie einen Teil der Briefe abgeschrieben, schicken Sie mir sie mit den Büchern, auf welche ich sehr begierig bin. Der Hauptgrund, daß ich glaube, die „Briefe eines Verstorbenen" sind nicht von Heine, ist, weil er sie nicht bei Campe hat drucken lassen.

Ich glaube nicht s. III/21/102 bis: *der erzürnten Natur.* – Anstelle: *ich grüble ... Blüten* heißt es im O: *ich bin zu philosophisch dazu.* – *Mit der Reise* im O: *mit dem Reisen.* – *Seelenfrieden* im O: *eigenen Seelenfrieden.* – *könnte man hinreisen* im O: *könnten wir zusammen dahin reisen.* – *noch die der erzürnten* im O: *noch der erzürnten.* – →

Es wird sehr bald in Italien eine fürchterliche Naturkatastrophe stattfinden. Was der Göntigen prophezeit, ist auch mir offenbart worden. Man wird es in Frankfurt früher erfahren als in Paris. [Vgl. III/21/102]. Man kann weder sagen, daß es im alten noch im neuen Jahre geschehen wird, es wird in der Neujahrsnacht geschehen und solcher Art sein, daß Engel und Teufel zugleich darüber lachen werden. →

Es steht mir klar s. III/21/102 bis: *oder rauben.*

Der Herr Weil, wie ich höre, ist schon ein paar Tage hier, hat sich aber noch nicht bei mir sehen lassen. Ich fürchte, mit dem Tabak ist es wieder nichts.

Es ist doch gar s. III/21/102–104 bis: *den lieben Gott.* – S. 103 *hier aber sich* ..... *der nämliche* im O: *und hier in einem gläsernen Gehäuse, das alle Bewegungen sehen läßt, aber der Gang ist der nämliche.* – *sehr aristokratisch aussehen / sehr* erst im ED. – *Man meint* im O: *Man meinte.* – *(für 14 Tage)* im O: *(für 14 Tage Entree).* – *(es ist .... deutsches Wort)* erst im ED. – *Kälte bringt* im O recte: *Kälte bringen.* – S. 103/4 *größte Freude, ihre deutsche Treue auf die Probe* im O: *größte Freude, sie auf die Probe.* – S. 104 *Pariser Sohlen ..... fühlen* erst im ED. – Anstelle: *Vom Kaiser Nikolaus ..... ihn begnadigen.* hat O: *Der Kaiser Nikolas soll der schändlichste blutdürstigste Tyrann sein, den noch die Erde getragen. Von ihm ist keine Gnade zu hoffen, die Polen müssen ihn begnadigen.* – *die heutigen Zeitungen sprechen* im O: *die heutige Zeitung spricht.* – *die sich dort begeben haben soll* erst im ED. – *darf man* im O: *kann man.* – Nach: *Galizien* folgt im O: *(Österreichisch-Polen).* –

Da entgeht mir eine große Freude, daß, wie Sie mir schreiben, die Briefe nicht mehr abends ankommen, sondern erst den andern Morgen. Sie erhalten also diesen Brief am Neujahrstag und nicht am Silvesterabend. Es erspart Ihnen Kampf und Niederlage und rettet Sie vor meinem Spotten.

Nun Glück zum s. III/21/104 bis: *Dutzend Fürsten.* – *und lassen ihn* im O recte: *und lassen Sie ihn.* –

[Hier folgen einige Worte in einer — fingierten? — Geheimschrift] Samiel! Samiel! Samiel!
Was haben Sie mir nicht noch alle zu beantworten: Zahnweh, Kistchen, Schürze, Revolution, Lafayette, Victor Hugo! Es ist gar zu dumm! — Ich lese jetzt Chamforts Werke, 5 Bände, gefüllt wie meine: Aphorismen, Rezensionen, Theater. Aber ich gefalle mir besser. Wie steht Ihnen die Schürze? Stecken Sie die Hände in die Taschen?

B.

322.
Nr. 40
ad 36 *Paris, Mittwoch, d. 29. Dez. 1830*

Wie hat mich heute Ihr lieber außerordentlicher und Ihr außerordentlich lieber Brief erquickt! Und wie war ich beschämt! Denn ich gestehe es, ich war mißmutig und brummte den ganzen Tag wie ein Käfer. Ich sagte bei mir: „Jetzt muß ich nun warten bis Samstag und erfahre nicht, ob die Kistchen angekommen. Könnte sie mir nicht gleich antworten! Aber das geht so regelmäßig, als wären wir miteinander verheiratet. Es ist nichts mehr mit ihrer Freundschaft; sie findet nur noch, sie erfindet nichts mehr." So brummte ich immerfort. Und doch hätte ich darauf schwören sollen, daß Sie schreiben würden.

Ich habe am ersten Weihnachtstage ein hübsches Ding gewonnen, das ausgespielt worden und wozu ich schon längst einen Zettel hatte. Hätte ich es nur früher gehabt, hätte ich es Ihnen auch geschickt. Da der Zettel 5 fr. gekostet und 90 Nummern gezogen worden, welches also zusammen 450 fr. beträgt, kann leicht sein, daß die Sache 2 bis 300 fr. wert ist. Es ist nämlich eine Art Brieftasche, die aber nichts enthält als einige Bogen dickes Löschpapier und bestimmt ist, Briefe, die man im Schreiben hat, hineinzulegen. Man nennt das hier buveur [buvard]. Die Tafeln sind von Spaholz [?], worauf sich zwei Ölgemälde, oder eigentlich Kopien von berühmten Gemälden, befinden. In diesen Gemälden besteht der Wert der Sache. Ich verstehe nichts davon: aber Mad. Valentin, eine Kunstkennerin, sagt, sie wären gut. Das Ganze ist in einem eleganten Etui von Saffian eingeschlossen. Ich werde es Ihnen durch eine wohlfeile Gelegenheit schicken, wenn nämlich der Bing Warensendungen nach Frankfurt besorgt. Oder meinen Sie vielleicht, daß ich es dem Dr. Goldschmidt schenken soll, dem ich doch eigentlich eine Aufmerksamkeit schuldig bin?

Da er ein Gemäldefreund ist, hat er vielleicht Freude daran. Auf jeden Fall geht es durch Ihre Hände, und wenn es Ihnen gefällt, können Sie es für sich behalten. Mir hat mein Glück Freude gemacht, an der Sache selbst liegt mir nicht. Auf keinen Fall reden Sie mit jemand davon, damit, wenn ich es je dem Dr. Goldschmidt schenke, ich ihn auch damit überrasche.
Sie gute Seele scheinen für mich neidisch zu sein, wenn der Heine besser schreibt als ich. Sie zu beruhigen, kann ich Ihnen sagen, daß die bewußten Briefe *nicht* von Heine sind. Dr. Koreff nannte mir den Verfasser. Es ist ein Graf Bidbus oder Kitbus [Fürst Pückler-Muskau], oder auch ganz anders – so ohngefähr heißt er. Wie kömmt es aber, daß Sie den 2ten Teil des Buches haben und den ersten noch nicht? Schicken Sie mir übrigens das Buch und die Briefe, sobald Sie wollen; sorgen Sie aber ja für gehörige Verpackung und Adressierung. – Der Weil, der mir Tabak mitbringen sollte und schon mehrere Tage hier ist, war nicht bei mir. Erkundigen Sie sich doch, wie es sich damit verhält.
Unser Briefwechsel wird alt, er zählt schon vierzig. Und noch ebenso viele und noch mehr Briefe muß ich Ihnen schreiben, bis ich Sie wiedersehe. Es ist eigentlich eine Torheit. Ich hoffe aber, wenn wir jetzt wieder zusammenkommen, werden uns die Flammen des Krieges so eng umschließen, daß wir nicht mehr hinauskommen und uns nicht mehr trennen können.

Freitag d. 31. Dez. Eben war der Weil bei mir und hat mir Tabak gebracht. Die Hälfte davon hat man ihm bei der Maut weggenommen. Ich bin aber zufrieden, besser als gar nichts. – Wie wird heute der Ultimo in Frankfurt ablaufen? [......]. Die polnischen Juden zeigen sich brav, sie wollen sich ein Vaterland erkämpfen. Waffen in der Hand, das sind bessere Gründe, Freiheit zu

gewinnen, als Prozeßschriften beim Bundestage eingereicht. Wenn es in Deutschland eine Insurrektion gäbe, welche Rolle würden dabei unsere Juden spielen? Sie wären die Spione der Fürsten und würden lieber den Galgen [...] →

Schon im Jahre 1794 s. III/22/105 f. bis: *a b c-Buche steht.* – S. 105 *dieses Mal werden* im O: *dieses Mal enden.* – *sehr elegante Herren* im O nur: *sehr elegante.* – *um sie bildet* im O: *um ihnen bildet.* – *Hegel würde vergehen vor Lachen* im O: *Hegel krepierte darüber vor Lachen.* – *die Gesellschafter der damaligen* im O recte: *die Gesellschaften der damaligen.* – S. 106 *kein Frauenzimmer* im O: *kein dummes Frauenzimmer.* – *eine bewunderungswürdige* im O: *eine so bewunderungswürdige.* – *ein Glas Orgeade* im O: *ein Glas Mandelmilch.* – *die wir am besten* im O: *die am besten.* –

Der Weil hat mir auch ein Frankfurter Blatt mitgebracht, worin der Artikel über Lyon steht. Man muß den jungen Berli kennen, um zu wissen, wie schön das ist. Das ist ein Mensch von lauter Springfedern, dessen Kopf, so elastisch getragen, bald hoch, bald niedrig steht. Es ist alles aus jugendlicher Herzensfreudigkeit hervorgegangen. Er war zu Pferde dabei, das heißt bei ihm mit zehenfachem Leben. →

Samstag, d. 1. Januar s. III/22/106 f. bis: *an Wein).* – S. 106: *Ich spräche* im O: *Ich spreche.* – →

Und in diesem Jahre wird sich ein berühmter Schriftsteller die Zähne putzen.

Heute nacht war ich bei Valentin. Sonst ist jedes Jahr große Gesellschaft in der Neujahrsnacht, wo es, wie ich von mehreren gehört, sehr lustig hergehen soll. Aber diesmal war nichts, wegen der schlechten Zeiten. Es waren nur wenige Leute da, *keine Einladung*, wie die Frankfurter Juden sagen. Doch habe ich mich ziemlich amüsiert. Ich muß Sie doch mit einem lustigen Spiele bekannt machen, das wir da getrieben, und was Sie in Frankfurt einmal unter jungen Leuten, auch selbst mit

der Schnapper Kinder, nachahmen können. Es gibt viel zu lachen. Man macht nämlich auf einem Teller eine Pyramide von Mehl, die man am besten dadurch bildet, daß man eine Tasse mit Mehl füllt und diese dann umstürzt und wegzieht. Jetzt nimmt man ein Stück Geld und steckt es auf der Spitze der Mehlpyramide, so daß die Hälfte heraussieht. Die Gesellschaft setzt sich um den Tisch. Jeder muß nun mit einem Messer ein größeres oder kleiners Stück des Mehlklumpens abschneiden, das Mehl auf dem Teller liegen lassen und dann den Teller mit dem Messer seinem Nachbar reichen, der es ebenso macht, und so fort immer im Kreise rund herum. Die Pyramide wird nach und nach kleiner, bis sie endlich zusammenstürzt, und das herabgefallene Stück Geld vom Mehle bedeckt wird. Derjenige, bei dem dieses geschieht, sei es während dem Schneiden, sei es durch die Bewegung, während er den Teller vor seinen Nachbar setzt, muß (ohne die Hände zu gebrauchen) das Stück Geld mit der Nase hervorsuchen und mit dem Munde auffassen. Dabei macht er sich das Gesicht voll Mehl, und das ist der Spaß. – Pixis und Hiller haben Klavier gespielt und zwar parodierend, schlecht und fehlerhaft, wie die Anfänger spielen. Das war sehr amüsant. Dann wurde vingt-un gespielt, worin ich viel Glück hatte. Um 12 Uhr Punsch getrunken, wobei ich bloßer Zuschauer war. Um 1 Uhr ins Bett gelegt.

Unser König hier s. III/22/107 bis: *Rücken zukehren. – durch Revolution* im O: *durch Revolutionen. – unsere Juden . . . zu machen* im O: *unsere Juden tun alles, sich bei den Freunden der Freiheit verhaßt zu machen. – Fürsten und Ministern* im O: *Fürsten und den Ministern. – Es ist nichts mehr* im O: *Es ist nicht mehr. – Sie sollten sich . . . Rücken zukehren* im O: *Sie sollen sich jetzt dem Volke zuwenden und den Srores‘* [ss'róress] *den Rücken kehren. –*

Wegen des schlechten Wetters kommen jetzt die Briefe sehr spät an. Es ist zwei Uhr, und die Post ist noch nicht

da. Wenn auch Ihr Brief, wie ich hoffe, noch eintrifft, werde ich doch wenig Zeit haben, ihn zu beantworten. – Eben erhalte ich Ihren Brief. Was nicht heute, werde ich nächstens beantworten. Das ist mir sehr aufgefallen, was der Dr. Schmitt von mir gesagt. Wie kömmt der Esel dazu, von mir zu denken, ich nähme lieber zehenmal, als daß ich einmal schenke? Wahrscheinlich wollte er auch nur etwas gegen mich sagen. Daß er mich nicht leiden kann, mag ich mir leicht denken – er ist von der ersten Sorte Frankfurter Philister. Und was sind das für Menschen, die glauben konnten, ich schenkte etwas, das wie Gold aussieht und schlechtes Kupfer ist? Und der Stiebel selbst? Und es ist nicht allein echtes Silber, sondern auch das Gold daran viel feiner, als es nur in Frankfurt gearbeitet wird.

Wenn Sie Gelegenheit haben, schicken Sie mir nicht allein die Bücher, sondern auch die Briefe durch Gelegenheit. Man spart dann immer das Porto. Es ist aber besser, Sie sagen dem Welling gar nicht, daß auch Manuskripte im Pakete liegen. Fragen Sie ihn nur, ob er auch für die Genauigkeit seines Freundes, und daß er alles gleich [nach] seiner Ankunft hier bestellen werde, sich verbürgen will. Auch suchen Sie zu erfahren, wer der Herr ist, und schreiben Sie mir's. – Nicht allein, daß ich Ihnen schon 37 Briefe [geschrieben habe], sondern noch viel Schlimmers erfährt jetzt die Stadt. Ich hatte dem Stiebel geschrieben: „Madame Börne sehen Sie wohl gar nicht, sonst würde ich Sie bitten, sie zu grüßen. Ich schreibe ihr heute den 37sten Brief seit meiner Entfernung von Frankfurt. Daraus möchten wohl Menschenkenner schließen, daß wir nicht miteinander verheiratet sind." Aber, wie Sie an dem Dr. Schm. sehen, sind die Frankfurter keine großen Menschenkenner, sie werden also, trotz der 37 Briefe glauben, daß wir miteinander verheiratet sind.

Grüßen Sie die Fanny Ochs, und sie hat doch wohl auch von den Bonbons bekommen? Schade, daß ich die Bonbons nicht später einkaufen konnte, dann wären sie ganz anders schön gewesen. Da hier nicht, wie bei uns, auf Weihnachten beschert wird, sondern erst Neujahr, werden die schönsten Bonbons erst kurz vor Neujahr gemacht. So werden z. B. Kindermöbel aller Art, von der größten Dimension, wie man sie bei uns nur von Holz sieht, ganz von Schokolade verfertigt. Esel, so groß wie Dr. Schmitt, auch von Schokolade, und dergleichen mehr.

Von wem die *Briefe* sind, habe ich Ihnen schon geschrieben. – Ich werde meine Briefe drucken lassen, gut oder schlecht, gleichviel. Ich muß ja doch mehr liefern. Ich will auch daran denken, mehr zu sehen, Theater etc., um reichern Stoff zu sammeln. Es ist 3 Uhr. Ich kann die Seite nicht herunter bringen. Füllen Sie sie mit eigenen Dummheiten aus. Adieu, Madame Börne.

B.

323.

Nr. 41
ad 38 *Paris, Dienstag, den 4. Januar 1831*

Saphir ist wieder hier. [Vgl. das Folgende mit III/23/107 f.] Das *wieder* ist mir entwischt, wie dem Frankfurter Borger, zu sagen: Herr N. ist wieder einmal gestorben, ob es zwar das erste Mal ist. Gestern erschien der Engel in meinem Zimmer ganz unerwartet. Ich empfing ihn mit den Worten: Plagt Sie der Teufel? Eigentlich hätte ich ausrufen sollen: Plagt denn Paris der Teufel auch! Jetzt wollen wir sehen, ob er hier auch so viel Aufsehen machen wird als in Deutschland, ob er mehr ist als ein Johanneswürmchen. Sein Anfang hier ist nicht schlecht. Einige Blätter sprachen schon von ihm als von einem, den der Zorn eines Königs verfolgt. Da wird nun natür-

lich auch gelogen, so viel nötig ist, um einen guten Witz zu machen. Hätte ich Ihnen nur die einige Zeilen abgeschrieben, die gestern der Figaro enthielt. Ich habe das Blatt nicht mehr. Der Sinn ist: →

Der König von Bayern, selbst Poet s. III/23/108. – bis: *daß er nicht fortläuft.* – *(das bekannte Kaffeehausgetränk)* im O: *(So nennt man hier ein gewisses Getränk in den Kaffeehäusern).* – *gar zu wunderlich* im O: *gar zu erbärmlich.* – *seine Verirrungen* im O: *seine Dummheiten.* –

Ihren Brief erhalten. Wenn Sie die Kopien noch nicht abgeschickt haben, behalten Sie sie lieber noch zurück. Hätten Sie sie dem Reisenden samt den Büchern mitgegeben, wäre es mir recht gewesen. Aber mit der Post bin ich etwas besorgt. Weder Sie noch Ihre Ratgeber wissen damit umzugehen. So scheinen Sie z. B. nicht zu wissen, daß das Paket dick gemacht werden muß, und daß, wenn es nicht schwerer ist als die paar Bogen sein werden, es auf dem Postwagen gar nicht angenommen wird. Darum schrieb ich Ihnen früher, Sie sollten die Bücher den Manuskripten beilegen. Darum jetzt lieber gar nicht schicken. Es hat nichts zu eilen. Sie haben mir ja früher selbst geraten, ich solle meine Zeit jetzt nicht mit dem Ausarbeiten verwenden, sondern meinen Aufenthalt hier besser dazu gebrauchen, mehr Briefe zu schreiben. Das, was die Briefe bis jetzt enthalten, ist doch noch mager und würde kaum ausreichen, den 8ten Teil, und sei er noch so klein, zu füllen. Ich halte es also für [das] Beste, ich beschäftige mich mit nichts, als hier noch allerlei Versäumtes zu sehen, Stoff zu sammeln und Ihnen darüber zu berichten; das Ausarbeiten für den Druck aber zu verschieben, bis ich nach Deutschland komme. Lasse ich mich jetzt auf beides ein, so weiß ich, wie es geht: ich versäume beides. Ich bin ohnedies willens, schon anfangs März von hier wegzureisen und Sie in Karlsruhe zu erwarten. Es liegt mir viel daran, schon im

März in Karlsruhe zu sein und mich einige Zeit da aufzuhalten. Es kommen dann die Stände zusammen, die ich in der Nähe beobachten möchte. Man hat meistenteils Liberale gewählt, von welchen ich einige kenne. Es kann leicht kommen, daß die Stände die Zeit benutzen und ein lautes Wort hören lassen. Ich könnte dann meinen Aufenthalt in Karlsruhe benutzen, die abgeschriebenen Briefe auszuarbeiten. Von diesem meinem Plan müssen Sie aber in Frankfurt ja mit keinem sprechen, weder jetzt noch später. Denn verlassen Sie sich darauf, allen Leuten *meinesgleichens*, die in dieser Zeit von Paris nach Deutschland reisen, paßt man sehr auf, (besonders wird das im nächsten Frühling der Fall sein). Wenn man nun sehen wird, daß ich mich zur Zeit der Ständeversammlung in Karlsruhe einniste, wird man glauben, ich wolle eine Revolution stiften, und die Polizei würde mich forttreiben. – Schreiben Sie aber immerfort ab, damit Sie zur gehörigen Zeit fertig sind.
Warum verschwenden Sie denn so vieles Geld für Tabaksbeutel? Das ist ja gar nicht nötig. 1 Pfund Tabak kann man in Papier auch hereinbringen. – Was das wieder für ein schöner Brief gewesen, den ich Ihnen geschrieben, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Das ist wieder Diderots Wiese. „Ja, sie ist schön."
Heute habe ich in der Berliner Zeitung die Proklamation des russischen Kaisers an die Polen gelesen. Sie ist im *alten Stil* datiert und im alten Stil geschrieben [Vgl. III/23/108] (Sie wissen, daß die Russen nach einer anderen Zeitrechnung wie wir zählen, und diesen Kalender nennt man den *alten Stil*). →

Der spreizt sich! s. III/23/108 f. bis: *sie abwerfen.*

Dem Dr. Donndorf (der, unter uns gesagt, etwas dumm ist) habe ich heute ein Billet geschrieben, worin ich ihm folgende Neuigkeit aus Frankfurt mitteilte, um sie in eine hiesige Zeitung zu bringen. Ich bin neugierig, ob er

es tut. Aber um Gottes willen still und nicht geplaudert. „Die Frankfurter Juden haben eine Million Gulden zusammengebracht, um damit ihre polnischen Glaubensgenossen bei ihrem Kampfe zur Befreiung ihres Vaterlandes zu unterstützen. Unter den Beitragenden zeichnete sich besonders der Bankier Zacharias Wertheimer mit zweimalhunderttausend Gulden und der Dr. Hamburger (Advokat) mit funfzigtausend Gulden aus. Herr Jonas Rothschild ist nach Warschau gereist, um das Geld zu überbringen. Er überbringt zugleich eine polnische Nationalfahne, welche einige jüdische Damen gemeinschaftlich gestickt haben."

In München und in Göttingen s. III/23/109 bis: *tausend Jahre gelebt.* – *sind doch voll tödlicher* im O: *sind voll tödlicher.* –

Mittwoch den 5. Januar. Aus den Neujahrsküssen ist Gott sei Dank nichts geworden. Aber meinem scharfsinnigen Blick sind die Vorbereitungen dazu nicht entgangen, sobald ich den Silvesterabend in den Salon der Mad. V. trat. Madame V. pflegt sich sonst zu schminken, aber diesen Abend war sie ungeschminkt und blaß. Verstehen Sie?

Was glauben Sie wohl s. III/23/109 f. bis: *die Geschäfte.* – S. 109 *fürchte ich keinem* im O: *fürchte ich keine.* – S. 110 *lebendige Musterkarten* im O: *lebendige Musterkarte.* –

Der Saphir verläßt mich eben. Allerlei Interessantes aus München von ihm erfahren, wovon nächstens mehr. Heute ist [es] zu spät. – Über Victor Hugo habe ich eigentlich noch nichts geschrieben, denn ich habe ihn noch nicht mit Ordnung gelesen; aber beides soll noch geschehen, und dann teile ich Ihnen meine Gedanken mit. – Mit dem heutigen Briefe werden Sie nicht zufrieden sein. Er ist nicht schön und nicht lang; aber ein Schelm gibt es besser, als er es hat. – Mein Gesicht ist wieder ganz gut und so schön als vorher. Ich muß schließen, seien Sie nicht bös. Ihr B.

324.

Nr. 42
ad 39 *Paris, Donnerstag, d. 6. Jan. 1831*

Heute steht folgende Nachricht im *Messager*: „Une personne bien informée vient de recevoir la lettre suivante de Francfort-sur-le-Main ... Les Israélites de Francfort ont fait une enquête d'un million de florins (plus de deux millions de francs) pour aider leurs corréligionnaires de Pologne à consolider la liberté de leur patrie. On remarque parmi les souscriptions celles du banquier Z. Wertheimer, qui a contribué pour 200 000 fl.. M. J. Rothschild de cette ville est parti pour Varsovie afin d'y porter le montant de la quête. Il y porte en même temps un drapeau national brodé par quelques dames juives." Sagen Sie, was ist das wieder für dummes Zeug? Ich glaube kein Wort davon. Ist der Z. Wertheimer der Zacharias W.? Der hat ja, soviel ich weiß, Bankrott gemacht. Ist M. J. Rothschild Rothschild der Große? Schreiben Sie mir doch etwas Näheres darüber. Wer sind denn die Damen, welche die Fahne gestickt? Es soll mich freuen, wenn etwas Wahres daran wäre; es würde unsern Juden Ehre machen.

Ich habe Ihnen in meinem vorigen geschrieben, daß der Saphir hier ist. Nun das geht mich nichts an, das ist ein Unglück für Paris. Aber denken Sie sich, der Schreckliche zieht heute in meine Wohnung, und ich werde mit dem Teufel unter einem Dache wohnen. Da hilft kein Weihwasser und kein Kreuzigen. Es ist eine böse Geschichte. Alle Menschen, die ihn kennen, sagen mir, er wäre ein Schuft, sein Gesicht sagt es auch; ich wollte es immer nicht glauben, aber seit ich gestern gehört, daß er eine Perücke trägt, um darunter seine roten Haare zu verbergen, zweifle ich nicht mehr daran. Ich bin zwar viel zu sehr Philosoph, als daß ich schlechte Menschen so sehr

verabscheuen könnte, als es andere tun; im Gegenteil, da ich taub, blind und träge bin und die Menschheit zu gut kenne, um große Menschenkenntnis zu haben, liebe ich alle ausgesprochnen Charaktere, weil sie mir die Mühe der Untersuchung und die Möglichkeit des Irrtums ersparen. Aber um so gefährlicher sind mir solche Musterschurken, und ich sollte sie meiden. Aber das ist bei mir nur Sache der Überlegung und nicht Sache des Gefühls. Es gibt wenige Schurken in der Welt und viele langweilige Menschen, und der Saphir amüsiert mich. Ich bin darin wie ein echter Kunstfreund, Gott oder Teufel, gleichviel, wenn einer nur ist, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Und Saphir ist gut getroffen. Kurz, es ist schlimm, und die einzige Entschädigung, die ich in diesem Unglücke haben werde, ist die Angst, die es Ihnen einflößen wird, sind die schönen mütterlichen Ratschläge, die ich in Ihrem nächsten Briefe zu lesen hoffe. „Schließen Sie um Gottes willen Ihre Papiere ein" etc. Danke schönstens. Jetzt hat der Saphir noch überdies einen dummen Jungen mitgebracht, der mit ihm zusammen wohnt. Es ist ein Sohn von Obermayer in Augsburg, der zu Fuld aufs Comptoir kömmt. Dieser kleine Obermayer ist das Schaf, das der Wolf Saphir als Proviant mit sich führt, um es in großer Hungersnot mit Haut und Wolle zu verzehren. Was sagen Sie dazu? –

Suchen Sie sich doch Diderots Briefe s. III/24/110 f. bis: *aushalten können.* – S. 110 *Erquickung des achtzehnten Jahrhunderts* im O: *Erquickung jener Zeit.* – *doch wenigstens aus Dankbarkeit* / *wenigstens* erst im ED. – S. 111 *sind verschmäht, vergessen* im O: *sind vergessen.* –

Ich: „Sprechen Sie *geläufig* Französisch?" – *Saphir:* „Ja, geläufig. Die Leute, die es hören, *laufen* fort." – Haben Sie Victor Hugos Gedichte schon gelesen? oder schonen Sie Papier und Einband? Ich kenne Sie als geübte *Ohrmacherin.* Es ist aber gar nicht nötig, daß Sie in den

Hugo Ohren machen, denn es liegen Bändchen darin zum zeichnen. →

Ich empfehle Ihnen s. III/24/111 f. bis: *öffentlich erscheint.* –

Eben erhalte ich Ihren Brief. Sie haben also gesiegt? Oh wehe! Das ist meine Niederlage. Wenn Sie mich liebten, hätten Sie es nicht vermocht, vier Stunden lang zu warten. Und das ohne alle Anstrengung. Es geschieht mir recht. Man soll sich mit dem blanken Gelde begnügen, das aus einem weiblichen Herzen zu Tage kömmt, man soll aber nicht mutwillig in den dunklen Schacht hinabsteigen, wo die neckischen Gnomen hausen. Der Mensch versuche die Götter nicht – und begehre nimmer und nimmer zu schauen, – was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen. Von 8 bis 12 Uhr geduldig warten! Kann man einem liebend schlagenden Herzen sagen, stehe still vier Stunden lang, dann schlage wieder? Ich Dummkopf, was habe ich getan.

Sie fragen, ob Frankreich s. III/24/112 bis: *russischen Provinzen anzetteln.* – *wenn es diese Gelegenheit ... vorübergehen ließe* im O: *wenn es diese Gelegenheit, die nicht zum zweiten Mal wiederkehrt, nicht benutzte, Rußland zu schwächen.* – →

Nach den letzten Nachrichten sollen wirklich schon in Finnland und auf der Universität Dorpat Aufstände vorgefallen sein. In Peterburg und Moskau selbst hat die Regierung mächtige Feinde, und der erste Sieg der Polen wäre die letzte Niederlage des Kaisers, er könnte nicht zurück und wäre ganz verloren. →

Es ist zwar gegründet s. III/24/112 f. bis: *Wahlgesetz promulgieren.* →

Das wäre aber ein Coup d'Etat. Das Schlimmste aber bei der Sache ist, daß ich aus Ihrer verständigen Geduld ersehe, daß Sie mich nicht mehr lieben. Sonst hätte ich wahrhaftig nicht daran gedacht, Ihnen solche kalte Dinge zu schreiben und mich mit Ihrem Kopfe zu unterhal-

ten; ich hätte mit Ihrem Herzen gesprochen. Ach! Der Mensch versuche die Götter nicht.
Vergessen Sie ja nicht, die Degiorgi [?] aufs freundlichste von mir zu grüßen und die Fanny Ochs auch und die Kramm auch (wer ist jetzt ihr Liebhaber?) und auch die unbekannten Schönen, welche die polnische Fahne gestickt haben. – Der Stiebel hat mir noch nicht geschrieben. Wenn es geschieht, wird er den Brief wahrscheinlich durch Ihre Hände gehen lassen. Ich erlaube Ihnen dann, ihn zu öffnen.
Wenn ich Ihnen geschrieben „Gestern habe ich viel geschrieben und bin gestört worden", so muß das ein Schreibfehler sein, oder Sie haben falsch gelesen. Mit dem Stören ist es so arg nicht. Kömmt mir einer zur ungelegenen Zeit, schicke ich ihn weg. Und mit dem Gelde! Glauben Sie denn wirklich, daß ich Geld verschenke oder gar borge? Eins so wenig als das andere.
Ich habe Ihnen nie erlaubt, sich zu verlieben. Ich habe Ihnen nur erlaubt zu heiraten, und das in der klugen Absicht, damit Sie sich *nicht* verlieben. Sie wissen auch recht gut, wie ich es gemeint, und Sie stellen sich nur an, als hätten Sie mich mißverstanden. Tun Sie übrigens, was Sie wollen; aber von dem Augenblick an, daß Sie sich verlieben, schreibe ich Ihnen keine Briefe mehr.
Ich habe auch in einer deutschen Zeitung gelesen, daß ein Lindner in München ein Blatt angekündigt. Das ist aber schwerlich der Lindner, den wir kennen; denn es ist von einer Theaterzeitung die Rede, womit der unsrige sich nicht abgibt.

Man sagt heute s. III/24/114 f. bis: *es ist unglaublich.* – S. 114 nach: *Die Deutschen!* folgt im O: *Doch das versteht sich. Liebes Kind, Sie sind doch auch dumm – aber Sie sind ein Genie gegen das deutsche Volk.*

Paganini – ist ein Italiener, und die Speier – ist eine Närrin. Und Sie sind eine Treulose. – Es haben mir schon

mehrere Leute gesagt, es wäre doch schön, daß die Frankfurter Juden die Polen unterstützen. Wie gesagt, ich glaube, alles ist gelogen, und ich bin sehr begierig, was Sie mir darüber schreiben werden.
Der Berlioz ist nach Rom gereist, unglücklich als ging' es zum Schafotte. Er ist verliebt, und sein Mädchen (das er heiraten wird) ist ein leichtsinniges Ding, die ihn unglücklich machen wird. Ich schreibe Ihnen einmal etwas Näheres darüber, damit Sie daraus sehen, wie schrecklich die Liebe verblendet. Eine Warnung kann Ihnen jetzt dienen. Schon in manchem Strausse hielt sich eine giftige Wespe versteckt. Adieu, adieu, leichtsinniges Ding!

B.

325.

Nr. 43

ad 40 *Paris, Montag, d. 10. Jan. 1831*

Sonnenaufgang 7 Uhr 47 Minuten
Sonnenuntergang 4 Uhr 13 Minuten
Die Tage wachsen schnell; das Wetter ist sehr gelind; schon sind die Wandervögel dem Norden zugezogen, ein Zeichen, daß der Winter bald aufhört; über meinem Kopfe Saphirs Fußtritte und eine deutsche Küche – kann man es besser haben als ich? →

Ja, ich habe eine deutsche Köchin gefunden s. III/24/115 bis: *meinen Metternich.* – *Gäste findet* im O: *Gäste hat.* – *man wird doch satt* im O: *ein armer Teufel wird doch satt.* – *nur meinen Metternich* im O recte: *mir meinen Metternich.* –

Wenn Sie diesen Brief bekommen, kann man in Frankfurt schon wissen, was sich irgendwo in der Neujahrsnacht begeben hat; erinnern Sie sich dann meiner Prophezeiung. – Samstag d. 22. Januar ist ein großer Ball im Operhaus zum Besten der Armen. Die Maires und Obersten der Nationalgarde unternehmen ihn. Wie voriges Jahr steht wieder der Herzog von Orléans an der Spitze der Ballkommission. Entrée 20 fr. Das ist nur

einige Schritte von meiner Wohnung, und ich werde dabei sein. Ich könnte zwar bequemer für die Armen beitragen, wenn ich zu Hause bliebe; aber Tanzen ist meine Leidenschaft. – Erinnern Sie sich eines Schriftstellers *Oettinger*, der mich vorigen Sommer in Soden besuchte und der bei Tische neben dem Patrizier saß, der lieber Schweinehirt sein wollte als französischer Minister? Oettinger war erst 20 Jahre alt, und gestern hörte ich, er wäre schon vor drei Monaten in Berlin gestorben.

Dienstag d. 11. Jan. Ihren Brief erhalten und – [. . .]. Nicht Ihr Brief, sondern der Rothschild. Es muß doch im Gelde recht etwas Teufelisches sein, weil es so gern sich mit den Juden begegnet. [– – –].
Heute wird im Odéon ein neues Stück aufgeführt, von dem man schon zwei Monate spricht: *Napoléon Buonaparte.* Dreißig Jahre aus der französischen Geschichte, das ganze Leben Napoleons in 6 Akten und 18 Tableaux. Da alle übrigen Theater hier schon längst jedes einen Napoleon gibt, und das mit augendurchbohrender Pracht, so muß der heutige Napoleon im Odéon die vorigen noch übertreffen. Da dachte ich diesetwegen, ich will einmal vernünftig sein und nicht faul und heute der ersten Vorstellung beiwohnen. Da mußte ich mich früh vormittags in einen Postwagen werfen, hinüberzufahren, um ein Billet zu holen. Aber es waren keine mehr zu haben, und die Billets-Verkäufer verlangten 15 fr. Das war mir zu teuer, und ich nahm eins auf morgen, das kostete 7 fr. Ich muß mich auf ein andermal bemühen, einer ersten Vorstellung beizuwohnen. Das hat ein ganz eigenes Interesse, das in Deutschland ganz unbekannt ist. Die Kabalen der Feinde und Freunde des Verfassers des neuen Stückes bilden dann ein Schauspiel für sich, das oft interessanter ist wie das auf der Bühne. Wie ich erst kürzlich erfahren, sind es nicht immer die Speku-

lanten, welche die Theaterbillets vorauskaufen und zu höhern Preisen absetzen, sondern die Theaterdirektionen tun das selbst, um mehr zu verdienen, da sie an der Kasse die Preise nicht erhöhen dürfen. Nämlich nicht so arg, denn um einige Frank ist jedes Billet teurer, wenn man es vorausnimmt. Der Platz im Odéon, den ich mit 7 fr. bezahlt, kostet eigentlich nur 5 fr. Als ich wieder nach Hause kam, fand sich, daß ich zwei Stunden auf diese mißlungene Theaterexpedition verwendet. Ein Vergnügen macht hier mehr Arbeit als bei uns ein Geschäft.

Mittwoch d. 12. Jan. – Daß die Juden in Warschau nicht zur Nationalgarde genommen worden sind, ist mir nicht aufgefallen. Da sie die Bürgerrechte nicht haben, war das nicht zu ändern. Es ist aber keine Frage, daß, wenn die Polen ihre Unabhängigkeit behaupten, auch die Juden die Freiheit [erlan]gen werden. Die polnischen Zeitungen sind voll von ihrem Patriotismus. Von den 3 Millionen Gulden, welche in Polen bis jetzt an freiwilligen Beiträgen eingekommen, haben die Juden allein eine Million gegeben. Gestern las ich einen Aufruf eines polnischen Juden, der Frau und Kinder hat, zwei Orden und 12 Wunden, in frühern Kriegen erworben. Sein Vater ist als Oberstlieutenant auf dem Schlachtfelde geblieben. Die Proklamation ist etwas in orientalischem Stile, aber sonst ganz gut gehalten. →

Der Enthusiasmus der Polen überhaupt soll s. III/24/116 bis: *in Polen einzuführen.* →

Da sich hier viele Polen aufhalten, die oft Briefe aus ihrem Vaterlande bekommen, stehen in den hiesigen Zeitungen oft Berichte über die dortige Lage der Dinge. Nach diesen zu urteilen, stünde es mit den Polen gar nicht so gefährlich, als man glaubt. Rußland wäre gar nicht so mächtig, als sie sich auf dem Papier machen. Sie brauchen 6 Monate Zeit, eine Armee zu sammeln, welche den Polen die Spitze bieten könnte. Unterdessen

könnte sich allerlei ereignen. Gewiß ist, daß die französische Regierung sich der Polen annimmt, soweit es möglich ist. Der König Orleans kann es leicht dahin bringen, daß einer seiner Söhne König von Polen wird. In Belgien herrscht schreckliche Verwirrung. Sie wissen nicht, wen sie zum Könige machen sollen. An mich denkt keiner. Den Sohn des Königs von Bayern wollen sie nehmen, einen Bub von 16 Jahren. Die hiesige Regierung ist damit zufrieden, und die dritte Tochter des Königs soll den Otto heiraten. Ich glaube aber, die französische Regierung sucht die Verwirrung in Belgien zu unterhalten, daß sich die Sache in die Länge ziehe, bis der Krieg ausbricht. Dann würde Belgien mit Frankreich vereinigt. Nach den heutigen Berichten wollen die Holländer ihren König auch wegjagen und ihre alte Verfassung wiederherstellen, den Minister von Maanen an der Spitze. Der Prinz von Oranien will seinem Erbrecht entsagen und soll Herzog von Hannover werden. Was haben wir davon? Der Herzog von Angoulême soll ganz blödsinnig sein und Charles X so schwach, daß er den Lehnstuhl nicht mehr verlassen kann. Der Herzog von Bordeaux soll nach Frankfurt in das Institut des Dr. Kaiser kommen (das muß man dem Speier erzählen).

Ende dieses Monats bekommen wir so gute Musik zu hören als in eurem Cäcilienverein. Dann beginnen die Konzerte im Conservatoire, wo die Beethovischen Sachen besser als in Deutschland aufgeführt werden. — Ich bin immer noch willens, schon im Anfang März nach Karlsruhe (oder Mannheim) zu reisen und Sie da zu erwarten. Was sagen Sie dazu? — Meine Schwester hat einen großen und teueren Umweg gemacht, zum *Moselli* zu kommen. Hätte sie den nicht gleich haben können, vor dem Bamberger? — Haben Sie denn schon einen Plan aufs Frühjahr, welches Frauenzimmer mit Ihnen reisen soll? Es wäre doch Zeit, daran zu denken und es mit mir zu überlegen.

Ich möchte doch wissen, wie Sie diesen Winter gelebt haben. Haben Sie oft Besuche gehabt? Gewiß, aber Sie fürchten sich, es mir zu sagen. Herr Lehmann, Dr. Hess werden sich nicht lange haben erwarten lassen. Kömmt denn Schmitt bald von Wien zurück, und ist er noch willens, nach Paris zu reisen?

Der Polignac hat dem Martignac, der ihn verteidigt, tausend fr. geschickt; der hat sie aber nicht angenommen. *Behemiel.* – Der Saphir ennuyiert mich sehr, seit ich ihn hier öfter sehe und spreche. Er ist ein vollkommner *Bacher* oder *Polack.* Ohne alle Tiefe, ohne alle Kenntnisse, ohne alle Philosophie, ohne alle Ehrlichkeit hält er die Probe nicht aus. Oben ist ein bißchen Vergoldung, das man mit den Nägeln abkratzen kann, dann kömmt Holz, und das faules, wurmstichiges.

Dieses Papier ist breiter als mein Verstand, und ich weiß nichts mehr zu schreiben. – Wird denn die Frankfurter Lotterie nicht bald gezogen? Ich möchte nur so viel gewinnen, daß ich mir einen Wagen kaufen kann. Jetzt graut mir schon vor der Rückreise in einem Mietwagen. Und wer weiß, ob ich hier überhaupt einen finde. Gewinnen Sie doch 3000 Gulden. So viel kostet hier ein Wagen [Blatt defekt] schön, und er würde uns beiden nächsten Sommer gute Dienste tun. Das Reisen im Hauderer schickt sich auch für Sie nicht.

B.

327.

Nr. 44

ad 41 *Paris, Donnerstag, d. 13. Jan. 1831*

Sonnenaufgang 7 Uhr 42 M.
Sonnenuntergang 4 — 19 —

Gestern abend im Odeon s. III/25/116 f. bis: *ihm verschweigen will.* – S. 116 nach: *zwanzig Schüsseln* folgt im O: *Und die Entremets in den Zwischenakten!* – *auf einer Stelle festgehalten* im O: *auf einer Stelle festhielt.* – Nach: *hinausging* folgt im

O: *ob ich es zwar leicht und bequem hätte tun können, da ich einen gesperrten Sitz hatte und nahe bei der Türe saß.* – Nach: *Unterschied* hat O: *Den Franzosen ist das Theater der Nachtstuhl des Lebens, was man am Tage gut gegessen, wird abends leicht verdaut. Wir armen Deutschen aber purgieren im Theater; was wir mit bitterm Ekel eingenommen, geben wir mit Schmerzen wieder aus ...* – Nach *grenzenlos* hat O: *und malerisch.* – S. 117 *mein täglicher Schmerz* erst im ED. – *aus Krämerei* im O: *aus Schurkerei.* – *so vieles Gutes* im O recte: *so vieles Gute.* –

Und in diese heiße Flamme meines Grimmes kam noch der *Saphir* und goß Öl hinein, er kam – und wollte Geld von mir geborgt haben. Erst zwei Tage wohnt er unter meinem Dache! Neue Unruhen für Sie. „Haben Sie denn Ihr Geld gut verwahrt?" ...

Jetzt zurück zum Odeon s. III/25/117–123 bis: *zerfetzte Schafe.* – S. 118 *Dieser erste Akt war mir der schönste* im O: *Dieser erste Akt war für mich die Hauptsache.* – *so frisch und nahe* erst ED. – *in seiner eigentümlichen Bestimmung* im O: *in seiner eigentlichen Bestimmung.* – S. 119 *was ich bis jetzt gesehen* im O: *was ich vor einiger Zeit bei Franconi gesehen.* – Nach: *es schneit folgt* im O: *(aber wie natürlich!).* – S. 120 *ein Ultra-Dicker* im O recte: *ein ultra-dicker Ultra.* – *ihre Herzensneigung* im O: *ihre Herzensmeinung.* – S. 121 *Goldfuchs Dupin dafür durchzuprügeln* im O: *Geldadvokaten Dupin durchzuprügeln.* – *ist nicht gesorgt* im O: *ist dann nicht gesorgt.* – S. 122 *wurde er ausgezischt ... und nicht* im O: *wurde er ausgezischt, als sei er der wahre Lowe und nicht.* – *auch befanden sich viele Offiziere* im O: *auch viele Offiziere.* –

In einigen Tagen reist ein *Dr. Bunsen* aus Frankfurt von hier nach Hause. Ich werde ihm die bewußte gewonnene Brieftasche für Sie mitgeben; aber ohne Brief, den ich lieber der Post anvertraue. – Ich habe zwischen die Papiere, welche das Kästchen einwickeln, einige Holzquittungen gelegt. Wenn Sie einmal ökonomische Judenweiber bei sich haben, welche über die großen *Gebräuche* jammern, halten Sie ihnen jene Zettel vor und sagen:

Was wollt Ihr? Seht, das sind Gebräuche [jüd. für: Ausgaben]!

Samstag den 15. Januar. Ihren zweiseitigen Brief erhalten. Ich werde im März nur dann abreisen, wenn das Wetter gut ist; es pflegt aber in diesem Monate schöner zu sein als im April. Wegen Karlsruhe seien Sie nicht angst. Meine Pappenheimer sind zwar dumm, aber gerade nicht boshaft. Und werde ich weggeschickt, gehe ich nach Mannheim oder sonst wohin. Von Hitze im Theater spüre ich nichts. Wir damals waren immer in der zweiten Galerie, wo es, weil hoch, in jedem Theater warm ist. Ich aber gehe immer im Orchester. Heute abend sehe ich im Italienischen Theater den Barbier und höre die vergötterte Malibran und den Lablache. Mein Billet habe ich schon. Kostet 12 fr. — Auch wegen zuviel Herumlaufen seien Sie unbesorgt. Ich *laufe* nie herum. Wenn ich etwas in der Weite zu sehen habe, *fahre* ich herum.

Daß die Deutschen ihren Fürsten s. III/25/123 f. bis: *auf der Erde bin.* – S. 124 *Sie werden sehen ... nach Kassel* im O: *a. and. Ort.* – *900 000* im O recte: *3 mal hunderttausend.* – *da nicht mehr erkennen* im O recte: *dann nicht mehr erkennen.* –

Der Danziger war noch nicht da. — Jetzt schreiben Sie mir auch, wenn Sie abzureisen gedenken und mit wem? Ich meine, so früh als möglich. Es ist Zeit, daß wir uns wiedersehen. Wie lange haben wir uns einander nicht geärgert! Das taugt nichts, darüber wird man sich ganz gleichgültig. Nicht von „Hrn. v. Rothschild" steht im *Messager,* sondern es heißt M. J. Rothschild. Das M. bedeutet Monsieur und das J? etwa Jonas? — Sie werden sehen, die guten Hessen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Kassel. [Vgl. III/25/124]

Es hat sich s. III/25/124 bis: *und Galle.* – Nach: *ausgespielt werden* folgt im O: *800 Zettel zu 2½ fr., worunter 100 gewinnen.* – *Ihr ganz Ergebenster* im O: *Ihr B.*

327.

Nr. 45
ad 42 *Paris, Sonntag, d. 16. Jan. 1831*

Sonnenaufgang 7 U. 37 M.
Sonnenuntergang 4 U. 23 M.

Lachen Sie mich aus! Ich bin gar nicht liberal mehr, sondern seit gestern abend ein vollständiger Narr und lächlender Gutheißer. Was geht mich die Not der Menschen an, wenn ich froh bin? Was ihre Dummheit, wenn ich klug bin und das Leben genieße? Mögen sie weinen, wenn es singt um mich herum. Ich habe bei den Italienern Rossinis Barbier gehört und darin Lablache als Figaro, die Malibran als Rosine. Und schlimmer als gehört, auch gesehen. Ich war entzückt und bin es noch, daß ich mich totschämen sollte. Stunde auf Stunde diese so bittern Pillen unserer Zeit schluckte ich fröhlich hinunter; so vergoldet waren sie mir. Ich dachte nicht mehr an die Hessische Konstitution und lasse fünf grade sein, wenn die Lüge so gesungen wird. Welch ein Gesang! Welch ein Spiel! Figaro in den besten Jahren, die Weiber zum besten zu haben, und dick. Ich weiß nicht, ob Lablache so ist von Natur, oder ob er sich durch Kunst so gemacht. Aber gewiß, mit dieser Gestalt muß sich ein Figaro ausstatten. Ja nicht flink, ja nicht jung, sich ja nicht zu schön gemacht, wie es alle die andern waren, die ich noch gesehen. Wie ist möglich, fröhlich zu sein, solange man den Weibern gefährlich ist? Wer Ruhe stören kann, dem wird sie auch gestört. Das Fett der guten Laune umgarnt diesen Figaro von allen Seiten, beschützte ihn und ließ keine feindliche Minute durch. Sie hätten den Spitzbuben sehen sollen mit seinen Augen! So habe ich nie mit den Augen spielen sehen. Er hätte bis auf die Augen das ganze Gesicht verhüllen, er hätte kein Glied zu bewegen, (ja zu zeigen brauchen) und man

hätte ihn doch verstanden. Wenn er Rosinen, den Grafen, den Alten ansah, wußte man vorher, was diese sagen würden. Man erkannte es an Figaros Gesicht, der sie durchschaute und uns sein Erraten erraten ließ. Welche unvergleichliche Mimik! Seine Worte waren eigentlich nur die Vokale, zu welchen seine Bewegungen die Konsonanten fügten; so eng standen beide zusammen, und so notwendig waren sie verbunden. Und der Gesang! Schnell, leicht und glänzend wie Seifenblasen stiegen ihm die Töne aus der Brust, und wenn man ihnen nachhören wollte, waren sie entschwunden und andere folgten ihnen. Man konnte nicht begreifen, wo sie hingekommen, wo diese vollen Töne Platz gefunden, sich zu verstecken. Und Rosine – *meine* Malibran! Ich bin verliebt, verliebt, verliebt. Schön ist sie gar nicht, bis auf die Augen; ja, sie hat einen großen Mund. Aber diese wonnesüße Schelmerei, dieses zaubervolle Lächlen, das man trinkt und trinkt und nie berauscht wird; und so ohne alle Tücke, man sieht es, sie will ihren alten Vormund einen Tag betrügen, nur um ihn nicht jahrelang betrügen zu müssen; so ohne alles Streben zu gefallen, so anmutig, so liebreizend und so züchtig, so leise schleichend, die mädchenhafte Sittsamkeit nicht aufzuwecken und zu erschrecken! Kein Hauch von Koketterie an der Malibran. Wäre es aber doch, käme ihr Zauberlächlen nicht aus der Seele, wenn auch freilich nur zur bestimmten Stunde heraufgerufen – dann seid Ihr Weiber fürchterliche Geschöpfe. Ihr Gesang! Was soll ich sagen? Auch die Narrheit hat ihre Grenzen; aber er war himmlisch! Er kam aus dem Herzen des Herzens. Beim Klavier in der Musikstunde hat sie einige Jodellieder gesungen. Wenn die Grazien ja zuweilen jodeln, vielleicht alle Jahre einmal, wenn der Olymp das saturnalische Fest feiert, so können sie es nur auf diese Art. Ich mußte mich daran erinnern, gerecht zu sein, um mich zu erinnern,

daß die Sontag ebenso schön gesungen. Ich weiß nicht, ich kann gar nicht urteilen, ich war geblendet. Ich will Kenner fragen, die beide gehört. Aber das will ich verbürgen: die Sontag singt schön, weil sie gefallen will, und die Malibran gefällt, weil sie schön singt. Sie hat mich gefangen, sie hält mich in Banden. Ich werde sparen, und reicht das nicht hin, werde ich stehlen, und reicht das nicht hin, werde ich rauben, und reicht das nicht hin, werde ich in die *Didaskalia* schreiben, aber ich versäume die Malibran nicht mehr, solange ich hier bin. Zwölf Frank kostete mich mein Platz, den vornächsten zu ihr, den man haben kann; den nächsten hat ihr Mann, der sehr eifersüchtig sein soll. Doch jetzt Bitterklee herbei, ich werde sonst zum ganzen Zuckerhut. Aber gemach! Wir wollen nicht gleich zum Bittersten übergehen, wir wollen damit anfangen, eine bittere Makrone zu essen ... Nein, ich bin noch nicht fertig. Ehe ich die Malibran gehört, ahndete ich gar nicht, daß ein musikalischer Vortrag auch genialisch sein könne; ich dachte, der Gesang stünde im Dienste der Komposition, und wie der Herr so der Diener. Aber nein. Aus der Spielerei Rossinischer Musik macht die Malibran etwas sehr Ernstes, sehr Würdiges. Dem schönen Körper gibt sie auch eine schöne Seele. Von ihr habe ich begreifen lernen, wie es möglich war, daß einst der Schauspieler Garrick das Abc so deklamierte, daß alle Zuhörer weinen mußten. Wenn die Malibran vor einem Toten sänge, und er erwachte nicht davon, würde ich denken: es ist bloßer Eigensinn, und er könnte wohl aufwachen, wenn er wollte. Lablache mußte ich bewundern wegen seiner Mäßigung in seiner Kraft. Wie kann man nur eine Stimme, die so große Gewalt hat, so meistern, wie man will? Es stürmt aus seiner Brust, und er sagt jeder Tonwelle: so hoch und nicht höher! Gleiche Mäßigung in seinem Spiele, und wie schwer das in dieser leichtsinnigen

Rolle! Es ist wie ein Eiertanz. Er bewegt sich im kleinsten Raume, kühn zwischen zarten leichtverletzlichen Verhältnissen, berührt sie alle und verletzt keines. Jetzt zur Makrone. [Vgl. III/26/125–127]

[Obwohl große Partien des vorstehenden Briefanfanges mit der entsprechenden Stelle in den Briefen aus Paris, wie sie Band III, dem ED folgend, bietet, im Wortlaut übereinstimmen, drängte es sich hier auf, den Zusammenhang des Originalbriefes als Ganzes wiederzugeben, um den Eindruck der Spontaneität des reicheren Originals nicht zu beeinträchtigen.]

Unter allen Späßen s. III/26/127 f. bis: *mit den meinigen?* – S. 127 *Suppe verbrannt* im O: *Suppe verbrennt.* – *großen Federball* im O recte: *großen Lederball.* – *in welchen Zorn* im O: *in welche Wut.* – S. 128 *aufrichtigen und verständlichen Brief / und* erst im ED. – *O dahin* im O: *Ja dahin.* – –>

Möchte ich nur eine Stunde lang ein Gott sein, um dieses entscheiden zu können.

Montag d. 17. Jan. – Ich habe heute an Campe nach Hamburg folgendes geschrieben. Ich hätte ihm auf den Januar den 8. Teil versprochen, wäre aber nicht damit zustande gekommen. Wegen der unruhigen Zeit wäre ich zu unruhig gewesen und hätte nicht arbeiten können. Kurz, alles der Wahrheit gemäß, wie Sie es selbst wissen. Nun hätte ich kürzlich einem Freunde (der Freund ist eigentlich eine Freundin – sagte ich ihm in Parenthese) meine Not geklagt, und dieser wäre über meine Verlegenheit erstaunt und hätte mich gefragt, warum ich denn nicht die Briefe drucken ließ, die ich ihm von Paris geschrieben. Dieser Rat wär mir wie ein Trost vom Himmel gekommen, und ich hätte mich entschlossen, ihn zu befolgen. Nun lasse ich meinen Campe von diesen Briefen ein goldenes Peru hoffen. Dann sage ich, ich brauche Geld. Schicken Sie mir die 1400 Taler, die Sie mir noch schuldig sind, aber auf einmal und gleich. Das Geld ist freilich noch nicht fällig, Sie werden aber entschädigt, da

ich Ihnen einen ganzen Band von 20 Bogen liefere, ob ich Ihnen zwar nur noch sieben schuldig bind, und die Pariser Briefe können Sie auch besonders verkaufen. Daß ich das Geld bekomme, daran ist nicht zu denken, ein deutscher Buchhändler hat eine so ungeheuere Summe nie vorrätig beisammen. Ich habe aber auf diese Weise dem Campe zu verstehen geben wollen, daß ich ihm nicht mehr als die 7 ihm noch schuldigen Bogen liefern werde, und wenn er die Pariser Briefe alle haben wolle, müsse er extra honorieren. Sollte mir aber Campe die 1400 Taler wider Erwarten doch schicken, so will ich ihm gern alles überlassen, weil ich durch das Geld in den Stand gesetzt werde, mir einen Reisewagen zu kaufen, wozu ich so große Lust habe. Ein solcher wird nicht, wie ich Ihnen neulich schrieb, 6000, sondern nur 4000 fr. kosten. Sagen Sie mir für den eintretenden Fall Ihre Meinung, was Sie von diesem Wagen-Kauf halten. Ich glaube, das Geld nicht besser verwenden zu können. Auf eine andere Art, als Extrapost zu reisen, ist mir unerträglich, und ich würde lieber künftig zu Hause bleiben. Die Reise mit eigenem Hauderer kostet mich ebensoviel als Extrapost, und es betrifft also bloß die Ausgabe ein für alle male für den Wagen.

Haben Sie es gelesen s. III/26/128 f. bis: *verliere mich darin.* – S. 128 *daß die Stunde* im O recte: *daß die Stände.* –

Dienstag d. 18. Januar. Ihren Brief erhalten, der mich heute ganz besonders überrascht hat. Denn zum ersten Mal hatte ich vergessen, daß er heute kommen mußte, ich erwartete ihn erst auf morgen. Auch bin ich gar nicht böse darüber, daß er kein Dessert hat; denn er enthält sonst viel Interessantes. →

Was ich von der s. III/26/129 f. bis: *genannt.* – S. 129 *unverschämteste Betrügerin* im O recte: *unverschämteste Betrügerei.* – *dann müßte das englische* im O recte: *dann mußte das englische.* – *hannövrisch* im O immer: *hannöverisch.* –

Wellings Bücher noch nicht erhalten. – Die schöne Esther liebkost wieder stark ihren alten Ahasverus. Bleiben Sie mir doch mit den Frankfurter Juden vom Halse. Sie haben ja ihren geliebten Metternich, der mag ihnen helfen. Dr. Donndorf sagt mir, Dr. Hess habe ihm geschrieben, es sei mir von Frankfurt oder Hanau eine Broschüre, die hessischen Juden betreffend, zugeschickt worden, ich habe aber nichts erhalten. In einem der hiesigen kleinen Blätter (dem *Corsaire*) steht heute ein sehr heftiger Artikel gegen den Frankfurter Senat, wegen der jüdischen Heiratserlaubnisse. Es wird darin gerade heraus gesagt, daß ein Brautpaar [in Börnes Orthographie hier: *Brautbar*] ohne Bestechung nicht seinen Zweck erreichen könne. Der Artikel ist von Sulzer, Commis bei Rothschild.

Mittwoch d. 19. Januar. Wie kömmt der Reis auf den dummen Gedanken, ich solle ins *Ausland* Pariser Artikel schreiben, einem Blatte, das unter Zensur erscheint? Und für Cotta, meinen Todfeind, der mich ruiniert hat?
Nein wie dumm, wie dumm sind Sie! Es ist Zeit, daß ich zurückkomme und Ihnen wieder Lektionen gebe. Haben Sie denn nicht verstanden, daß, als ich Ihnen meine Verwunderung ausdrückte, daß die Frankfurter Juden den polnischen Geld gegeben, dieses Spaß und Verstellung war, damit, wenn etwa einer in Frankfurt gegen Sie behauptete, *ich* hätte den Artikel einrücken lassen, Sie durch Vorlesung meines Briefes jedermann überzeugen könnten, daß ich der Sache fremd sei? Ich sehe, Sie sind nicht geschickt, in eine Intrige aus dem Stegreif einzustimmen, und Sie müssen, wenn man Sie zu so etwas brauchen will, gehörig einstudiert werden. →

Die Nachricht, s. III/26/130 f. bis: *Cholera morbus*. – S. 131 nach: *Preßfreiheit beschlossen* folgt im O: ***Und nicht einmal das ist recht gelogen, denn die Schweiz hat sie beschlossen, und das tut die nämliche Dienste, als wäre die Zensur in Deutschland aufgehoben.*** – *Also* * * * im O: *Also der Schmitt.* –

Ihre mütterlichen Ratschläge wegen Saphir waren gar nicht so versteckt, als Sie glauben. Die Natur kann sich nicht tief verstecken, ich habe Sie gleich gefunden. Wozu sich auch Gewalt antun? Sie sind nun einmal die Göttin der Furcht. – Gratuliere der Kramm. Das ist wahrscheinlich ein alter Reserve-Liebhaber, den sie geheiratet. Die ist gescheit! – Will denn Fanny Ochs auch mit nach Baden gehen? Und (unter uns gesagt) haben Sie das auch recht überlegt? Wäre eine andere, etwa die Lisette, nicht besser? Könnte nicht der Fall eintreten, daß die Fanny zurück nach Hause müßte, und wären Sie dann nicht in Verlegenheit, wo eine andere Begleiterin finden? Warum wollen Sie schon im März nach Heidelberg, da ist es ja dort noch gar nicht schön? Wenn ich auch im März schon von hier weggehe und dann natürlich gleich mit Ihnen zusammen kommen möchte, wäre mir Heidelberg nicht angenehm. Denken Sie die Last mit dem Zimmern. Überlegen Sie das noch und ob nicht ein besserer Plan gemacht werden könne.
Lassen Sie es dem alten Hiller zu seiner Beruhigung in meinem Namen sagen, daß sein Sohn nicht zur *stationären*, sondern zur *mobilen* Nationalgarde gehöre; d. h. wenn es zum Schlagen kömmt, wird er nicht *stehen* bleiben, sondern *fortlaufen*, und wozu ich ihm selbst geraten habe.

Es ist köstlich s. III/26/131 bis: *plaideurs*. – *Gnädigste* im O immer: *Genädigste*. – *Ich wollte ... holte* im O: *ich wolle ... hole*. –

Die Gérard ist eine Römerin und keine Enkelin der Genlis, und ihr Bruder war der verstorbene Glacier *Tortoni*. Das ist eine edlere Verwandtschaft als die Genlis. Es ist der *General* Gérard hier, dessen Schwester Graf Celle in Brüssel zur Frau hat.
Ich habe seitdem den Hiller, der doch eigenes Urteil hat und auch die Urteile anderer Musiker kennt, [gefragt].

Er sagte mir von der Malibran, es hätte mich kein Enthusiasmus geblendet. Die Sontag wäre nicht zu vergleichen mit der Malibran. Was bei jener nur Kunst sei, wäre bei dieser Natur. Aber der Barbier, das wäre noch nichts. Im Othello müßte ich sie hören. Der ist morgen. Die Malibran soll durch und durch Genie sein. Sie kennt *alle* Sprachen und spricht sie auch, sogar Deutsch. Ihr Vater ist der Sänger Garcia, der nicht mehr dient. Ich glaube, wir haben ihn noch gehört. Sie kam in ihrer frühesten Jugend nach Amerika und heiratete dort den Malibran, einen reichen französischen Pflanzer. Dieser verlor später sein Vermögen, und sie kehrte nach Frankreich zurück. Doch schickte sie ihm Geld. Vor kurzem kam der alte Mann unerwartet aus Amerika zurück und wurde schlecht empfangen. Er wollte nicht weichen und ließ sich endlich mit 180000 fr. abfinden. Jetzt ist sie frei, und ich bin jung, reich, schön — was kann mich hindern, glücklich zu sein? Ich habe ihr vorgestern für 100000 fr. Diamanten geschickt und habe sie bis heute noch nicht zurück bekommen. Auf Ehre nicht. Sie trinkt stark, *südliche* Weine. Ich verzeihe ihr das, sie mag wohl frieren auf dieser kalten Erde, die ihr fremd ist. Denn die Sprache der Seligen, wie sie sie spricht, so kann man sie nicht lernen, man muß darin geboren sein. Ach! Liebe, Liebe, Liebe! Wird die Lotterie bald gezogen?

Ihr treuer B.

328.

Nr. 46
ad 43 *Paris, Donnerstag, d. 20. Jan. 1830 [1831]*

Sonnenaufgang 7 U. 33 M.
Untergang 4 U. 27 M.

Wenn Sie fortfahren, so nachlässig zu sein, setze ich Sie ab. Die wichtigsten Neuigkeiten aus Frankfurt schreiben Sie mir nicht, und ich muß sie erst von anderen erfahren.

Gestern begegnete ich die Rosine Oppenheimer auf der Straße. Bonjour Herr Börne – Bonjour Madame – Nun, was haben Sie dazu gesagt, daß die Wimpfen schwanger ist – Welche Wimpfen? – Die Rosine Messel. Und das wußten Sie nicht? – Man hat mir kein Wort davon geschrieben. – Ihre Dienerin Herr Börne – ich empfehle mich Ihnen Madame. – Mir fiel jener gute Mann ein, der, als seine Frau im Kindbett starb, in seiner Betrübnis ausrief: Das ist mein einziger Trost, daß ich nicht schuld bin an ihrem Tode . . . Wer ist schuld daran? Heraus mit der Sprache.

Gestern las ich zu meinem Erstaunen in der *Allgemeinen Zeitung* in einem Schreiben aus Berlin folgendes: Der geniale Schriftsteller Heine, von dem es früher hieß, er werde eine Professur der Geschichte auf einer preußischen Universität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erste erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was sagen Sie dazu? Heine Professor? Aber es ist gar nicht unmöglich. In dieser gefährlichen Zeit möchte man wohl daran denken, die Genies einzusperren in einem Amte oder einer Professur. – [Vgl. III/27/132. – *Aber ein . . . läßt* erst im ED. –].

Ich habe Grimms Correspondance littéraire s. III/27/132–136, bis: *wieder losbrechen.* – S. 133 nach: *als er wegging* folgt im O: *Es war ganz die Krankheit, wie sie die Schmitt hatte.* –

Freitag d. 21. Jan. Habe heute durch Bing Tabak erhalten. Ich bin jetzt für die Schwangerschaft entschädigt, und ich habe alles vergessen und vergeben.

Von Campe aus Hamburg habe ich heute Brief erhalten, während meiner an ihn auf dem Wege ist. Den 8ten Teil will der Narr haben. Es ist eine fixe Idee! Er schreibt mir, das Gerücht ginge, Cotta habe failliert. Das ist wohl leicht möglich in diesen Zeiten. Cotta hat außer seinem Buchhandel noch andere bedeutende Geschäfte

gemacht. Wenn da ein Konkurs eröffnet würde, könnte ich als vorgeblicher Schuldner Cottas in die Masse kommen. Ich in die Bilanz! Die Leut' sind verrückt, ich wiege kein Lot. Heines 4ter Teil, wie mir Campe schreibt, soll sehr viel Beifall finden. Er hat sehr gegen Adel und Pfaffen losgezogen. Heine wolle ein Volksmann werden. Gestern war ich im Italienischen Theater und habe meine Malibran wieder gesehen. Wie gern spreche ich von ihr! Aber entzückt wie das vorige Mal im Barbier war ich nicht, was aber gar nicht unsere Schuld ist, denn wir hatten gewiß beide den besten Willen. Cenerentola (Aschenbrödel) von Rossini wurde gegeben. Musik bis auf einige Stücke, besonders einem herrlichen Sextett, sehr matt und leer. Das Gedicht langweilig, schwerfällig. Keine Spur von der Grazie und der Laune, die im Aschenbrödel von Nicolo und Etienne herrschen. Die Malibran sang und spielte, was sie zu spielen und zu singen verstand; herrlich, aber es war keine Rosine. [Vgl. III/27/136] Zwar wendete ich den ganzen Abend kein Auge von ihr; aber im Barbier, wenn ich die Lorgnette rückte, sie mir näher zu bringen, war es mir, als hätte ich den Himmel tiefer herunter geschraubt. Auch hatte ich vorher bei dem verdammten italienischen Koch Ravioli gegessen, und der Magen liegt gleich unter dem Herzen. Sie wissen nicht, was Ravioli ist? Erinnern Sie sich Pottiers im „Ci-devant jeune homme"? Und wie er erzählt, wie er von der wilden Stute herabgefallen — mais je me suis laissé tomber avec une grâce! Nun, Ravioli ist so ein unbändiges Tier, das meinen alten Magen, der in Paris oft den jungen macht, jedesmal herabwirft. — Lablache spielt den Hofmann, der bei den Schwestern den Prinzen macht. Aber dieser Hofmann ist kein Gimpel wie in Etiennes Aschenbrödel, sondern ein pfiffiger Mensch, der fähig und auch vom Fürsten beauftragt ist, die Gemütsart der beiden Schwestern zu erforschen. Doch eben weil

er kein Einfaltspinsel ist, der unter dem Fürstenmantel viel Liebe und Verehrung findet, geht die beste Ironie verloren. *Lablache* macht diese Rolle, und so viel daraus als möglich war. Es ist merkwürdig, was dieser Mann spielt, merkwürdiger, was er *nicht* spielt. Eine solche Entsagung ist mir noch bei keinem Schauspieler vorgekommen. [Vgl. III/27/136 f.] Den größten Teil des Stückes beschäftigt er als vermeintlicher Prinz seine ganze Umgebung wie das ganze Haus. Sobald er aber seine Verstellung aufgibt und wieder Diener wird, vernichtet er sich gleichsam. Er steht so unbedeutend wie ein Chorist unter dem Gefolge des Fürsten, ohne nur mit einem einzigen komischen Zuge sich etwas von der Wirkung wieder anzueignen, die er zwei Stunden lang auf die Zuhörer gemacht. Ich wette, er dachte daran, daß er seinen Herrn, der sehr herrschsüchtig ist, es sobald als möglich müsse vergessen machen, daß er eine Zeitlang seine Würde gespielt, und müsse sich darum nichtiger als je zeigen. →

Seinen Gesang bewundere s. III/27/136 f. bis: *verläßt sich auf die Absolution.* – S. 136 *ein Instrument, das sie spielen* im O: *ein Instrument, das Spielen.* – S. 137 *damals nicht über die Malibran* im O: *damals nicht, es war die erste taube Stunde meiner Liebe.* – *Letztere, selbst* im O: *Letztere, auch.* – →

Soll ich denn von meiner Malibran kein Wort mehr sagen? Trotz der schweren Ravioli und der leichten Musik hat sie wieder mein Herz bewegt, nur etwas leiser als das vorige Mal. Sie war das gute liebe Aschenbrödel, die, um ihre neidischen Schwestern nicht zu kränken, sich Mühe gab, mir nicht gar zu sehr zu gefallen. Aber ich wußte es auswendig: sie ist die Göttin der Freundlichkeit, und so eine liebreizende Kreatur gibt es nicht mehr (in Frankreich). Wenn sie sich liebend dem Geliebten naht, dann kommt sie ihm nicht bloß mit dem Körper näher, sondern man sieht es, wie ihr Herz immer höher

hinauf zu den Lippen, immer höher hinauf in die Augen steigt. Als ihr der Prinz sich zu erkennen gab und seine Hand anbot, sah man sie in den Himmel fallen — *fallen*, sie kann nicht anders. →

Ich habe Meyerbeer s. III/27/137 f. bis: *Kenner scheinen mir sehr streng zu sein.* – S. 137 anstelle: *Er sagte mir* hat O: *Es kam ein anderes Gespräch dazwischen, aber soviel hörte ich von ihm.* – →

Eine der Sängerinnen gestern machte einmal etwas — Gott weiß was, an mir Unschuldigem ging das vorüber — was ein schmeichelhaftes Beifallsgeflüster erregte; ich merkte, daß man das Klatschen mit Mühe zurückhielt, nur um die Arie nicht zu unterbrechen. Aber als diese geendigt war und ich erwartete, jetzt werde der Sängerin der versprochene Lohn ausbezahlt werden, wurde sie mit der größten Kälte entlassen. Wahrscheinlich hatte sie am Schlusse wieder alles verdorben. Mir war das ein peinlicher Anblick. Das Mädchen schien so froh zu sein, neben der Malibran noch Aufmerksamkeit zu erregen, und mußte mit getäuschter Erwartung abtreten. —

Im Orchester . . . bemerkte ich s. III/27/138 bis: *Arie zugrunde.* – *(was man . . . Parterresitze)* erst im ED. – *Erinnerung lebte* im O recte: *Erinnerung tobte.* – →

Das schöne Sextett, das ich schon erwähnt, wurde *bis* gerufen. Viele aber widersetzten sich der unbescheidenen Anmaßung, womit ich einverstanden war. Als ich aber wahrnahm, wie ein alter Mann neben mir so begierig das Stück noch einmal zu hören wünschte und wie er einige Mal laut und gutmütig ausrief: mais ce n'est pas fatigant du tout! trat ich auf seine Seite. Ich dachte: Du bist alt, Du kannst nichts aufschieben. Ein junger Mensch mir zur Linken, mit einem sehr edlen sanften Gesichte, fand diese Begehrlichkeit des Alten unanständig und sah mich an, als wollte er mir sagen: Sie fühlen gewiß wie ich. Ich gab dem jungen Menschen mit den Augen und dem

Alten mit dem Munde recht. Ich schäme mich fast, daß ich über und wegen der Malibran so viele Worte gemacht. Ich bin ja eine leibhaftige *Didaskalia.* Und doch ist noch mancher arme Teufel von Gedanken in mir, der nackt ist und für den ich noch keine Kleider habe finden können. Könnte ich nur musikalisch rechnen, um Ihnen von meinem Gefühle Rechenschaft zu geben; aber richtig ist es gewiß.

Samstag d. 22. Jan. Ich erhalte soeben Ihren Brief. Aber es ist so spät, ich werde nicht auf alles antworten können. Dem Stiebel tun Sie unrecht. Sobald man einen Brief schreiben *muß*, ist das einem immer zur Last. Ich war selbst oft in solcher Lage, und beweist das durchaus keine Undelikatesse. Sie haben nicht Ursache, darüber aufgebracht zu sein.

Mit Niebuhr mag s. III/27/138 f. bis: *sehr groß sein.* –

Von Niebuhrs Charakter habe ich nichts Gutes gehört: Es macht nie einem Staatsmanne Ehre, für eine Unterhandlung mit dem päpstlichen Hofe tauglich befunden zu werden. Niebuhr war preußischer Gesandte in Rom.

Heute abend auf den Ball s. III/27/139 bis: *genau beschreiben.*

Machen Sie sich keine unnötige Sorge wegen Saphirs und Ihrer Briefe. Dieser läßt mich in Ruhe, und jene sind gut verwahrt. – Sie denken an alles! Freilich ziehe ich heute abend die Stiefelstrümpfe an, die ich noch gar nicht gebraucht. – Ich werde, sei es früher oder später, auf keinen Fall bei schlechtem Wetter abreisen. Seit dem Empfange meines vorigen Briefes werden Sie nicht mehr fürchten, daß ich keine Geduld mehr hier habe. Ich brauche nicht auf den Frühling zu warten, um Paris schön zu finden. Wo *sie* ist, da ist Frühling. Die Maisonne der Liebe hat die Wände meines Zimmers golden gemacht, und draußen singt die Nachtigall. Glauben Sie

wohl, daß ich ihr in meinen neuen Stiefelstrümpfen gefallen werde? Vielleicht ist sie auf dem Balle.

In Hessen geht es gut s. III/27/139 bis: *weiser machen.* –

Es lebe Jeanette! es lebe die Freiheit! es lebe die Malibran!

Sie müssen in den Abschriften meiner Briefe nicht versäumen, das Datum drüber zu setzen. Adieu. O tanti palpiti! Ich gehe mir die Zähne zu putzen, die Hände zu waschen. Ich werde heute abend zum Entzücken sein!

B.

329.

Nr. 47
ad 44 *Paris, Montag, d. 24. Jan. 1831*

Sonnenaufgang 7 Uhr 28 M.
Untergang 4 Uhr 33 M.

Jetzt warten Sie gewiß schon s. III//28/139–144 bis: *als ich hier sah.* – S. 140 nach: *es war zu schön* folgt im O: *hätten Sie das nur sehen und hören können!* – *waren unerkennbar* im O: *waren unsichtbar.* – *S. 141 Erfrischungen aller Art* im O: *Essen, Erfrischungen aller Art.* – *Da stand ich oft und lange* im O: *Da hielt ich mich oft und lange auf.* – *natürliche Grenze* im O recte: *natürlichen Grenzen.* – S. 142 *weil wir noch nicht gerüstet waren* erst im ED. – *Wären sie nur . . . küssen mögen* erst im ED. – *einzuhauchen braucht* im O: *einzuatmen braucht.* – →

Ich sah eine verwachsene Dame, der zur Venus nichts fehlte als die Schönheit. Den süßen Blick, die Nacktheit, alles übrige hatte sie.

Jetzt wollen wir von Dummheiten sprechen und zwar, versteht sich, von Ihren eigenen. Da stellen Sie sich einmal hin und schämen Sie sich. Der Danziger mit Büchern und Tabak war noch nicht bei mir. [– – –].

Wegen der Art meiner Rückreise können Sie sich denken, daß ich mich nach allem erkundigt. Die Nacht liegenbleiben läßt sich mit dem Postwagen gar nicht ein-

richten. Drei Diligencen gehen täglich nach allen Richtungen Frankreichs, aber alle zu gleicher Stunde ab. Man kann also keine Reise von Morgen bis Abend mit ihnen komponieren. Es bleibt mir nichts übrig, als einen Mietwagen zu nehmen, wenn man hier solche bekommen kann. Das geht freilich langsam und ist wegen der erschrecklichen Prellereien in den Wirtshäusern noch etwas teuerer als Extrapost. Vielleicht schickt mir Campe mein Geld, dann kaufe ich mir einen Wagen, und allen Unannehmlichkeiten ist abgeholfen.

Dienstag d. 25. Januar. In diesen Tagen s. III/29/144–146 bis: *mit ihm anfangen.* – S. 145 *sobald man uns pfeift* im O: *sobald man uns ruft.* –

Der Zeuner war heute wieder bei mir. Das ist ein Mensch! Es ist Krämpfe vor Langeweile zu bekommen. Zum Glücke belästigt er mich selten. Es war heute erst das zweite Mal, daß er kam. Und während er da war, bekam ich gerade Ihren Brief, den ich in seiner Gegenwart nicht lesen wollte. Sie können sich meine Ungeduld vorstellen. Endlich war es nicht mehr auszuhalten, und ich hieß ihn fortgehen. — Gleich darauf kam auch das Danziger Paket mit den Büchern, aber ohne Tabak. Den wird der Herr selbst behalten haben. Doch liegt nichts daran. Da ich jetzt die Adresse des Herrn habe, so werde ich ihn einmal besuchen und nach dem Tabak fragen. — Ihre Briefe werde ich nicht verbrennen. Ich bitte, sagen Sie mir das nicht mehr. Ich kann nicht selbst vernichten, was mir so viel Freude gemacht. Dieses Vergnügen will ich Ihnen aufsparen, und es soll gewiß keiner Ihrer Briefe fehlen. Doch lassen wir das.

Nächstens wird zum Besten der Polen ein großes Konzert gegeben. Wieder 20 fr. die Entrée. Die ersten Künstler und Künstlerinnen nehmen daran teil. Auch werden zu gleichem Zwecke in allen Teilen der Stadt Bälle gegeben werden. Eine polnische Kommission hat sich gebildet.

Unter den Mitgliedern sind auch Delavigne und Hugo. Die wollen durch Gedichte begeistern. Der Simrock in Berlin wird sich hüten, sich das zweite Mal zu verbrennen, der besingt die polnischen Farben gewiß nicht. Hat man in Frankfurt nicht auch die jüdisch-polnische Zeitung, deren erste Nummer hier angekommen ist? Sie wird von Rabbinern geschrieben, und darin alle jüdische Glaubensgenossen aufgefordert, mit Geld beizustehen. Unsere deutschen adligen Juden werden lachen über die Zumutung jener polnischen Canaillen. Sie sind auf Du und Du mit allen Ministern und Mätressen und halten auf Ehre. Da ist Herr von Hirsch, da ist Herr von Haber, Hr. von Kaulla, Hr. von Rothschild, Hr. von Esknes [?], und so hat jedes deutsche Höfchen sein Jüdchen, das wie ein Schröpfkopf auf dem Fleisch des Volkes sitzt. Die werden sich wenig bekümmern um die stinkenden Polen und ihre stinkende Freiheit! [Vgl. III/29/149]

Mittwoch d. 26. Januar. Das muß einen ganz eigenen Grund s. III/29/146–148 bis: *wieder heilen.* – S. 147 nach: *wenn sie schwieg* folgt im O: *ja, dann am hellsten.* – S. 148 nach: *Gott so gesegnet* folgt im O: *daß sie uns andern reichlich spenden kann.* – *Bewegung zeigte* im O recte: *Bewegung zeigt.* –

Ihr B.

330.

Nr. 48
ad 45 *Paris, Donnerstag, den 27. Jan. 1831*

Sonnenaufgang 7 U. 23 M.
Untergang 4 U. 37 M.

Ich komme auf einige Punkte Ihres letzten Briefes zurück, die ich noch zu beantworten habe. Wie kommen Sie darauf, mich zu fragen, ob ich noch mit dem Conrad zufrieden bin? Warum nicht? Der, dank seinem Schneckenblute, ändert sich nicht. Er ist noch immer ein Muster von Tugend, und wenn ich ein junger Mensch wäre, könnte ich viel von ihm lernen. Er hat kein Heim-

weh, der hätte es in Sibirien auch nicht. Er klagt über nichts als über die Verfolgungen der Mädchen, welchen er abends auf der Straße ausgesetzt ist. Besonders die Weihnachtabende wurde er stark von ihnen angefallen, sie wollten durchaus Orangen von ihm gekauft haben. Er hat überhaupt viel Glück auch bei Damen von Stande. Die Frau, welche mir alle 4 Wochen Blutigel setzt, eine frische schielende Portiere, die grade am Neujahrstage bei mir war, brachte dem Conrad ein paar glühende Orangen. Er, galant wie er ist, holte auf der Stelle eine Flasche Wein, und so tranken sie im Vorzimmer auf ewige Freundschaft miteinander.

Sie fragen mich s. III/30/149–152 bis: *keinen Lethe!* – S. 150 *die von dem Fürsten nicht übertreten werden kann* im O: *die nicht geändert werden kann.* – Nach: *und ich reite* folgt im O: *Sie schrieben mir, Sie hätten sie nicht lesen können, sie wäre Ihnen zu langweilig gewesen. Das will ich wohl glauben. Warum wickeln Sie Ihre Haare nicht damit ein, Sie hätten gewiß gut darauf geschlafen.* – S. 150/51 * * * im O: *S.* oder *Sch. [Schmitt].* – S. 151 *Campe ... Schriften* im O: *Campe schrieb mir neulich wieder, daß immer noch meine Schriften.* – S. 152 *keinen Styx* im O: *einen Styx.* –

Ich bleibe hier, ich werde hier bleiben, ich *bliebe* hier ... wenn! – Wenn wir wirklich schon im März zusammenkommen wollen, ist es Zeit, uns genauer darüber zu verständigen. Es ist nur noch 6 Wochen bis dahin, und da unsere Briefe 11 Tage brauchen, sich wechselseitig zu beantworten, müssen wir über diesen und jeden andern Punkt Verabredung nicht verschieben. In Baden, d. h. auf dem Lande, ist es im März noch zu rauh. Aber in welcher Stadt? Sie können das bestimmen, wie Sie wollen, mir ist alles recht. Und Sie, wer begleitet Sie? Ihrem Wunsche, diesen Sommer eine Schweizer Reise zu machen, wenn wir nur Geld genug dazu haben, würde sonst nichts in den Weg treten. Die innern Unruhen im Lande werden bis dahin beigelegt sein, und da die Schweiz ein

neutrales Land ist, so würde auch ein allgemeiner Krieg die Ruhe dort nicht stören. Vielleicht ist nächsten Sommer die Schweiz das einzige friedliche Land in Europa. Aber in diesem Falle würden dort unzählige Fremde zusammenströmen und das Leben dort noch teurer werden als sonst.

Euer Kavallerieball im Theater muß prächtig gewesen sein. Ich hoffe doch, daß Sie mir ihn beschreiben, zur Erwiderung meines Opernballs?

Ich schrieb Ihnen neulich s. III/30/152 f. bis: *auch gewechselt?* →

Außer erwähntem Gemälde sind auch noch andere Gemälde im Diorama aufgestellt, die Stadt Paris, die Sündflut. Haben wir nicht zusammen vor einigen Jahren das Diorama schon gesehen? Für das Innere der Kirchen ist diese Art gut, die Täuschung kann nicht weitergehen; aber die Landschaften sind von keiner Bedeutung. Die Stadt Paris ist schlecht, und die Sündflut ist so lächerlich gedacht als ausgeführt. An der Wand ließe man sich ein solches Gemälde als allegorisches gefallen; aber in einem Perspektivgemälde, was die Natur selbst sein soll – das ist gar zu dumm. Man sieht die Wasserflut zwischen Felsen eingeschlossen. Die Felsen sind hoch und müssen hoch sein, damit die Menschen hinaufklettern und oben jammern können. Aber die Felsen sind zu hoch, die Menschen haben noch Zeit zu verzweifeln, und man begreift nicht, warum sie so jammern. Die Figuren sind so klein, daß man nur Verzweiflung in Armen und Beinen, aber keine in den Gesichtszügen wahrnimmt. Der Himmel wäre nicht übel, es regnet recht schauerliche Nacht herab, aber daß man die Nacht sähe, mußte der Maler noch viel Sonnenlicht anbringen, und das nimmt der Nacht wieder einen guten Teil der Schauer. Noahs Arche steht mitten im See, und was noch von Himmelslicht da ist, strahlt darauf herab und verklärt sie. Als Allegorie nicht übel.

Wenn ich die Sündflut malte, würde ich sie nicht als Diorama, sondern als Panorama darstellen. Der Zuschauer im Zirkus müßte selbst Angst haben zu ersaufen. Oder man könnte auch die Zuschauer in die Arche Noäh bringen und ihn mit Ruhe zum Fenster hinaus sehen lassen.

Freitag d. 28. Jan. Soeben komme ich vergnügt s. III/30/153–155 bis: *Verdauung ungemein.* – S. 153 *doch oft genug* im O recte: *doch auch oft genug.* – S. 154 *untertänige Freiheit* im O: *untertänigste Freiheit.* – *in gegenwärtige Angelegenheit* im O: *in gegenwärtigen Angelegenheiten.* –

Samstag d. 29. Jan. Ihr Brief bleibt heute ungewöhnlich lange. Wenn er nicht bald kömmt, werde ich wenig oder nichts darauf antworten können.

Da ist Ihr Brief, aber es bleibt mir nur noch wenig Zeit. Heines Reisebilder kann ich hier zu lesen bekommen, Madame Valentin besitzt sie. Über die Briefe eines Verstorbenen werde ich Ihnen meine Meinung sagen, sobald ich sie fertig gelesen. Wenn Heines Reisebilder schlechter sind als die toten Briefe, dann müssen sie sehr schlecht sein. Über meinen Plan mit dem Reisewagen schreibe ich Ihnen nächstens mehr. Ich werde die Gründe Ihrer Abneigung gegen den Kauf zu widerlegen suchen. – Ich würde mich sehr freuen, wenn der Heine hierher käme. Aber ich möchte wohl daran zweifeln. – Sie raten mir, über Brüssel zu reisen, wahrscheinlich weil Sie denken, das sei mir bequemer. Aber ich gewinne nichts dabei. [– – –].

Für die Polen wird hier viel gesammelt. Nach den heutigen Nachrichten ist der Duc de Némours von den Belgiern zum König gewählt worden. Aber die französische Regierung wird es ausschlagen. Das ist eine garstige Geschichte. Lesen Sie ja die Reden, die in der gestrigen Kammer von Mauguin, Lafayette und andern gehalten worden sind.

Morgen ist das erste Konzert im Conservatoire. Beethovens Symphonie Eroïca etc. Die Sachen von Beethoven sollen unvergleichlich hier aufgeführt werden. – Der Frankfurter Bürgermeister und Anstett haben Gott ein Bein gestellt; das ist doch recht unartig. [Vgl. den Abschnitt: „Da ist Ihr Brief . . . unartig" mit III/30/155]. Schreiben Sie mir doch, wie viele Bogen die Abschriften meiner Briefe bis jetzt betragen. Wie groß das Papier, der Rand, wie eng geschrieben etc., damit ich ohngefähr berechnen kann, wieviel das im Druck beträgt. Übrigens bin ich immer noch der Meinung, die Briefe möchten für den Druck nur zum kleinsten Teile interessant sein. – Es ist recht garstig von Ihnen, daß Sie auf die lumpigen Diamanten, die ich der Malibran geschenkt, so neidisch sind. Wenn Ihnen mein Herz nicht genügt, will ich Ihnen für eine Million Diamanten schicken. – Heute ist es wieder recht garstig kalt. – Gruß an Madame Sichel und die Gräfin Reichenbach. – Wenn auf einmal der Heine so in meine Stube träte, wie würde ich mich freuen. Ich fürchte aber sehr, ich möchte ihn bald unausstehlich finden. Er soll so eitel sein. Und viel Feuer, aber kein Holz. Ich halte mich für einen Gelehrten gegen ihn. Was sagen Sie dazu?

Adieu. Ihr treuer Carl

Sie haben keinen Ort und kein Datum über Ihren Brief gesetzt. Zerstreut! Verliebt!

331.

Nr. 49
ad 46 *Paris, Sonntag, d. 30. Jan. 1831*

Sonnenaufgang 7 U. 19 M.
Untergang 4 U. 43 M.

Reiseangelegenheiten: [– – –].
Bringen Sie mir mein Jagdröckchen mit.

Ei, das Volk s. III/31/155–157 bis: *beisammen gefunden.* – S. 155 *darum war niemand* im O: *darüber war niemand.* – S. 156 *eine Kunstliebe* im O recte: *reine Kunstliebe.* –

Dienstag d. 1. Februar. Seit gestern ist es grimmig kalt. Meine Fenster sind zum ersten Mal gefroren. Gestern zeichnete ich ein J. hinein, heute ist es schon weggeschmolzen. Freundschaft in Paris! Dieser Monat ist immer der kälteste hier. Ihre Briefe werden mir gut tun, vergessen Sie nur das Dessert nicht.

Das Konzert Sonntag s. III/31/157–159 bis: *deutsch verstehe!* – S. 157 *Nicht-sehen-können* erst im ED. – S. 158 *Ich erkläre mir das* im O: *Er erklärte mir das.* –

Da ist Ihr lieber Brief! Der singt mir noch schöner als die Malibran — glauben Sie das nur. →

Also Israel s. III/31/159–161 bis: *vor wie nach.* – S. 159 anstelle: *Gott hat .... reich gemacht* hat O einen anderen, unkenntl. gem. Satz. – *den Sumpf ausrotten* im O recte: *den Sumpf austrocknen.* –

Mit dem Reisen und dem Wagen werde ich [es] so halten. Auf den 15ten März habe ich meine Abreise festgesetzt. Bekomme ich kein Geld, wie es mehr als wahrscheinlich ist, reise ich nach Metz und von dort nach Mannheim, Heidelberg oder Karlsruhe oder sonst wohin, wie überein[ge]kommen. Ich könnte auch, wenn Sie bis dann noch nicht entschlossen sind wohin, über Mainz reisen, und Sie dort auf einen Tag hinkommen, mit mir das Weitere zu verabreden. Ist aber der Campe ein Narr und schickt mir Geld, dann reise ich den 15ten nach Brüssel und bleibe dort 14 Tage, was meinen 8ten Band interessanter machen wird, und kaufe mir dort einen Wagen, der mich nicht mehr als in Frankfurt kostet. Von Brüssel über Köln nach Mainz, wo Sie hinkommen und von wo wir zusammen weiterreisen.

Heines Reisebilder ja nicht kaufen, ich bekomme sie hier. —

Sie können sich wohl denken s. III/31/161 f. bis: *unregelmäßig werden.* – S. 162 *Stände nur durch* im O: *Stände durch.* – *Handwerksbursche* im O: *Handpursche.* –

Mittwoch d. 2. Febr. Haben Sie denn das (in der Lotterie gewonnene) Portefeuille noch nicht erhalten, das ich dem Dr. Bunsen für Sie mitgegeben? Sie schreiben mir ja nichts davon. Ich meine, der Bunsen müßte schon längst in Frankfurt angekommen sein. –

Gestern kam in der Pairskammer s. III/31/162 f. bis: *hinaufsteigt.* – S. 162 nach: *viele Gegner* folgt im O: *Unter 91 Stimmen 57 dafür, 32 dagegen.* – S. 163 *Jahrhundert befeuchten* im O recte: *Jahrhundert befruchten.* –

Wenn ich jetzt dem Campe das Tagebuch von Soden schickte, das würde den Druck des 8ten Teils doch nicht fördern. Jene paar Bogen wären in 14 Tagen gedruckt, und dann müßte doch wieder eine Pause gemacht werden. Ich warte lieber damit, bis ich nach Deutschland komme, dann schicke ich das einstweilen und bearbeite unterdessen die Briefe. Wenn die Druckerei tätig ist, kann bis Anfang Juni der 8te Band erscheinen.
Haben Sie vielleicht in irgend einem Pariser Blatte die skandalöse Geschichte mit Sebastiani gelesen? Er ist zwar nicht genannt, aber gemeint. Neulich kam aus der Provinz ein Solliciteur nach Paris, von Sebastiani eine Anstellung zu verlangen. Sein Freund, ein Deputierter, ratet ihm, seine schöne Frau mit zum Minister zu nehmen. Sie bekommen Audienz. Sebastiani, obgleich alt, gerät in Flammen. Er sagt dem Solliciteur, er wolle alles mögliche für ihn tun, aber so schnell ginge das nicht, das habe seinen vorgeschriebenen langsamen Gang. – Aber, Monseigneur, ich muß nach Hause zurückeilen. – Tut nichts. Haben Sie niemand in Paris, der Ihr Geschäft für Sie betreiben könnte; es müßte aber eine personne de confiance sein. – Ich kenne keinen ... Liebe Frau, wärest du wohl so gut, hier zu bleiben. – Der Mi-

nister: O Sie könnten keine bessere Geschäftsführerin wählen. – Der Mann reist ab, die Frau bleibt. Nach wenigen Tagen überreicht ihr Sebastiani das Patent für ihren Mann und will sich, wie billig, gleich bezahlt machen. Aber Wunder! Naturwunder! Die Frau ist tugendhaft, so tugendhaft, daß sie gar keine Ahndung von dem hatte, was der Minister begehrt, worauf es ihr eigner Mann vielleicht angelegt. Sie jammert auf, schreit das ganze Hotel zusammen, wehrt sich, hat aber in ihrem Kampfe so viel Kraft und Geistesgegenwart, das Patent in der linken Hand festzuhalten und damit fortzustürzen. Ganz außer sich eilt sie zum Deputierten, dem Freunde ihres Mannes, und klagt ihm schluchzend die grausenvolle Begebenheit. Der erzählt die Geschichte noch am nämlichen Tage in der Deputiertenkammer – und, als Sebastiani eintritt, allgemeines Geflüster und Lachen. Was tut das in Paris? Wahrscheinlich hat er selbst mitgelacht... Gut, wer hier eine schöne Frau hat, rief ich aus, als ich diese Geschichte erfuhr... O das ist so nötig gar nicht, antwortete mir einer. Darauf erzählte er mir folgende Geschichte, die sich hier im vorigen Jahre ereignet. Es kam wieder ein Solliciteur her, mit dessen Sache es gar nicht fortrücken wollte. „Warum schicken Sie Ihre Frau nicht hin?" sagt ihm [ein] Freund. – Unglücklicherweise habe ich keine Frau. – O da ist zu raten. – Der Solliciteur nimmt den Rat an, läuft unter allen lüderlichen Mädchen von Paris herum und sucht sich das schönste heraus. Sie wird gehörig instruiert, gehörig geputzt, man gibt ihr die Bittschrift in die Hand, und so eilt sie zum Protecteur, für ihren Mann zu bitten. Alles geht nach Wunsch. Es gab nur 3 Lendemains. Am dritten Tage hatte sie ihr Patent und der Protecteur, was er sich bedungen. Das Mädchen aber bezahlte den Minister, Chef oder was er war, großmütig weit über den Vertrag – [...] Wir Pariser sind nun einmal nicht anders.

Bringen Sie mir auch meine *Pistolen* mit. Sie liegen, in Tüchern eingewickelt, im Sekretär. Man muß sich doch etwas gegen die Kosaken vorbereiten. Aber im Ernste. – Kömmt der Schmitt bald zurück? Hält er sich vielleicht in München auf? Grüße an seine Frau, an Antoinette und Aloys. Kinder seines Alters tragen hier schon die Nationalgardeuniform, besonders die von der Kavallerie, worin sie sich allerliebst ausnehmen. Neulich sah ich einen 3–4jährigen Knaben, so gekleidet, mit hohem Tschako, langem Säbel, während dem Fahren in einem Omnibus auf dem Schoße seiner Mutter eingeschlafen. Sie hatte zwischen ihren Armen nicht Platz genug für den kleinen Helden. Die Gruppe war gar lieb und wunderlich.
Werde ich bald das Nähere von der Schwangerschaft der W. erfahren, oder wollen Sie künftig in jedem meiner Briefe so schöne Geschichten wie die heutigen von Sebastiani lesen? Sie haben zu wählen.

B.

332.

Nr. 50
ad 47 *Paris, Donnerstag, d. 3. Febr. 1831*

Sonnenaufgang 7 U. 13 M.
Untergang 4 U. 48 M.

Ich muß noch einmal auf Ihre Reisegesellschafterin zurückkommen. [– – –].

Ich bin jetzt mit den Briefen eines Verstorbenen s. III/32/163–167 bis: *erwacht er euch!* – S. 166 *Und den Verstorbenen trieb* im O recte: *Und der Verstorbene trieb.* –

– – Ich erhalte soeben Antwort von Campe, einen langen Brief und *kein* Geld. Er will es geben, vielleicht später, wenn die Geschäfte gut gehen. Auf jeden Fall Ostern 400 Taler. Die Sache ist mir jetzt ganz gleichgültig, ja so vielleicht lieber. Ich habe darum nur ge-

wünscht, die 1400 Taler gleich zu haben, um mir einen Wagen zu kaufen. Da Sie mir aber gezeigt, daß ein solcher Kauf unrätlich wäre, welches ich auch eingesehen, wäre mir das Geld zur Last. Am Schlusse seines Briefes schreibt mir Campe noch, was ich Ihnen nachfolgend wörtlich mitteilen will. Ich verstehe das nicht recht, und Sie müssen sich das von Rindskopf erklären und sich sagen lassen, ob ich zu dieser Wechseloperation durchaus in Frankfurt sein muß, oder ob ich das so von jedem Orte ausführen kann. In Paris aber will ich es auf keine Weise tun. Er schreibt mir: „Eben fällt mir noch ein, wie Ihr Wunsch befriedigt werden kann, ohne daß mein Etat touchiert wird. Sie geben nämlich für die Zahlung in nächster Leipziger Ostermesse 400 Rtlr. auf mich ab und gleichzeitig einen andern Wechsel, für die Ostermesse 1832 am Zahltage fällig, den Rest von 1000 Rtlr., die akzeptiere ich, so wie Sie mir von Ihnen oder sonst jemand vorgelegt werden, und für einen Diskonto von 3 oder 4% erhalten Sie bei einem Frankfurter Hause das Geld. Die Kosten des Diskontos will ich gerne tragen. Schreiben Sie Ihrem Chargé d'affaires deswegen, und ich bin gewiß, der Gegenstand ist sogleich geordnet."

Heines Reisebilder sind im Preußischen konfisziert worden. — Ich werde wahrscheinlich einen Wagen geliehen bekommen, um damit Extra-Post nach Deutschland zu reisen. Der Sattler Stiebel hier hat einen Wagen in Verwahrung, der dem Rothschild in Frankfurt gehört. Er will mir ihn geben. Da ich auf jeden Fall bis Mainz komme, kann ich von dort den Wagen nach Frankfurt besorgen. — Ich will Ihnen etwas erzählen, woraus Sie ersehen werden, welch ein erschrecklicher Narr der König von Bayern ist. Was er mit dem Saphir vorgehabt, ist bekannt. Derselbe wurde aus München verjagt, bloß weil er gegen das Theater geschrieben. Nun möchte er aber gern wieder hin und läßt keine List und Drohung un-

versucht, den König umzustimmen. Die Sigl-Vespermann, Sängerin in München, ist eine der Geliebten des Königs. Um diese zu schrecken, schrieb Saphir hier etwas über das Münchner Theater, worin er die Vespermann grausam heruntermacht. Das Manuskript zeigt er hier einem Deutschen, der mit der Vespermann in Verbindung steht. Dieser schreibt gleich derselben, warum [sie] denn so unklug gewesen, es mit dem Saphir zu verderben. Er habe einen sehr heftigen Artikel gegen sie gemacht, der ihr hier in Paris, wo sie aufzutreten gedenke, Verderben bringen müsse. Die Vespermann, die auf Gastrollen am hiesigen Theater (italienischen) engagiert ist, kam vor einigen Tagen hier an und brachte dem Saphir *ein vom König von Bayern eingenhändig ausgestelltes Zeugnis* mit, worin er ihr bescheinigt, daß sie immer die beste Freundin von Saphir gewesen und bei ihm, dem König, sich immer für ihn verwendet habe. Ist das nicht merkwürdig. Welche Fürsten! Und in welchen Zeiten! Der Herzog von Braunschweig, der sich wieder hier aufhält, macht unserem Lande auch Ehre. Die kleinen Blätter machen sich über ihn lustig. Er habe kein Geld, die Mädchen, die er gehabt, liefen ihm aus der Straße nach und sagten: Prinz, bezahl' uns, was Du schuldig bist. Wenn er aus dem Café de Paris komme, wo er zu Mittag esse, springe er über das Geländer vor dem Hause, und sein Adjutant müsse es nachtun. Er klettere die Laternenstangen hinauf. Vielleicht ist etwas Wahres an diesen Narrheiten. Neulich war er im Gymnase Dramatique, wo man ein neues Stück, Les Trois Maîtresses, zum ersten Male gab. Darin spielt eine deutsche Revolution und ein deutscher Prinz, der einmal sagt: je crains qu'on ne me chasse comme mon cousin le duc de Brunswick. Der saß in der nächsten Loge beim Theater und mußte das mitanhören, zog sich aber aus Furcht, erkannt zu werden, gleich zurück.

Freitag den 4. Febr. Noch einmal auf meine Reise zu kommen. Wenn ich den 15. März von hier weggehe und Extrapost reise, kann ich d. 21sten in Mainz sein. Sind Sie dann schon geneigt und bereit, mir zu folgen und wohin? Es ist mir daran gelegen, sobald als möglich mich irgendwo zu fixieren, den 8ten Band fertig zu machen. Denn verzögert sich das, und es kömmt etwas dazwischen, Krieg oder dergleichen, dann komme ich wieder aus dem Häuschen und kann nichts arbeiten. Einige Wochen etwa in Frankfurt zuzubringen, wäre mir unangenehm und auch nicht rätlich. Es wäre nur verlorene Zeit. Ohne eingerichtete Wohnung, im Wirtshause, zerstreut durch Bekannte, käme ich doch zu keiner Arbeit. Also überlegen Sie das. Ich meine, Sie machten sich bis zum 21sten fertig, und wir gingen dann gleich nach Baden. Der April ist oft schöner als der Mai. Der Frühling bekümmert sich nicht viel um Worte. Dort arbeitete ich, und in 4 Wochen wäre alles fertig und ich frei.

Der junge Obermayer [ED: * * *], *von dem ich* s. III/32/168 bis: *sich angestellt.* – * * * *war also auch da* im O: *Obermayer war also da.* – *4 p Ct* im O: *2 p. c.* – →

Jetzt haben wir den Rothschild bald, halten sie die Säcke bereit.

Unter meinen Manuskripten, die ich in Frankfurt Ihnen bei meiner Abreise überliefert (ich glaube, sie befinden sich in einer Schreibkiste beisammen), befinden sich auch zwei Hefte in Folio, blaue Tafeln, Tagebuch vom Rhein, Hannover, Hamburg enthaltend; das bringen Sie mir mit.

Mein neuester und schönster literarischer Plan! Ich hatte dem Campe geschrieben, ich möchte in der Folge eine Zeitschrift in der Schweiz drucken lassen, und wünschte sehr, der Heine möchte sich mit mir dazu verbinden. Campe antwortete, Heine wolle mir deswegen schreiben, warum ich aber die Zeitschrift in der Schweiz drucken

lassen wolle, ob ich mit dem Nürnberger Drucke nicht zufrieden sei? Darauf erwiderte ich heute dem Campe folgendes: „Wenn ich daran dachte, in der Schweiz eine Zeitschrift drucken zu lassen, so ist es nicht, weil mir der Nürnberger Druck nicht gefiele (der kann ja wohl nicht besser sein) sondern, um der Zensur auszuweichen. So wie ich zu sprechen gedenke, wird's an keinem Orte in Deutschland bewilligt. Vielleicht könnten Sie aber doch den Verlag übernehmen (wovon wir zu seiner Zeit sprechen wollen) und sich etwa mit einem Schweizer Buchhändler dazu verbinden, z. B. mit Sauerländer in Aarau. Die Hauptsache ist, daß sich Heine mit mir vereinigt; denn außer uns beiden, fürchte ich, gibt es unter den deutschen Schnecken und Austern kein drittes rotblütiges Tier, das zu brauchen wäre. Aber ich hätte noch einen besseren Plan, ein literarisches Unternehmen, das die Vorzüge einer Zeitschrift mit denen eines Buches verbände, uns also in Deutschland gegen die Zensur sicherstellte. Ich und Heine sollten Briefe miteinander wechseln und diese alle Vierteljahr drucken lassen. Aber wirkliche Briefe, durch die Post abgeschickt, und die sich regelmäßig beantworteten. Wenn wir jeder wöchentlich einen Brief abschickten, würde alle drei Monate leicht ein Band zusammen kommen. Wir schrieben uns darin von den Tagesbegebenheiten, von unsern Meinungen darüber, von Politik, Kunst, Wissenschaft, von unsern Reisen. Da wir beide an verschiedenen Orten leben und oft reisen, kann es an Stoff nicht fehlen. Jeder bliebe seiner Art zu schreiben treu, jeder könnte schreiben, was er wollte, nur daß er sich außer dem selbst gewählten Stoffe auch auf die Punkte einließe, die der andere berührt. Einer würde den andern aufregen. Ein solcher Briefwechsel hätte allen Reiz eines Tagsblattes; denn Geschichten in Briefen erzählt bleiben immer neu. Der Leser liest das Datum und setzt sich dadurch in die Zeit

zurück, in welcher die Briefe geschrieben und die erzählten Begebenheiten vorgefallen sind. Was halten Sie von diesem Plane? Reden Sie mit Heine darüber. Ich meine, ein solches Werk müßte Glück machen. Natürlich kann ich an der Ausführung nicht denken, bis ich mit dem 8ten Teile fertig bin?" – Was halten Sie davon, Beste? Aber dann müssen wir freilich beisammen bleiben; denn von Ihnen getrennt, könnte ich ja nie einem andern Briefe schreiben und mein Herz austoben als Ihnen.

Samstag d. 5. Februar. Einige von den Hauptbrandstiftern s. III/32/167 f. bis: *überläuft.* →

Ich rate Ihnen, sich sogleich einen Paß geben zu lassen und zwar nach *Paris* und auf ein Jahr. Mit einem solchen Passe können wir dann überall hinreisen. Wer weiß, ob sich nicht Dinge ereignen, die uns rätlich machen, sich nach Frankreich zu wenden. Da ist man im Falle eines Kriegs am sichersten. Schieben Sie aber den Paß hinaus, und es bricht ein Krieg mit Frankreich aus. dann bekommen Sie keinen mehr. Lassen Sie auch in Ihren nämlichen Paß Ihre Begleiterin hineinsetzen. [— — —].
Ihren Brief erhalten. – Mit dem Wagenkauf ist es nichts. Das ist abgetan. Wenn ich kein Geld habe, dumme Streiche zu machen, nehme ich gern guten Rat an. – Wenn ich meine Briefe drucken lasse, werde ich vielleicht der Malibran mein Leben zu verdanken haben. Sie werden sagen: der Mensch ist verrückt! – und werden mich nicht hängen. Liebe aus Politik – merken Sie denn das nicht? – Was Sie sich aber für den Conrad interessieren! Das ist ja noch ärger wie mit meiner Malibran. Warum soll er denn nicht leben? Er wird alle Tage dicker und tugendhafter.

Für die Polen s. III/32/168 bis: *Ungeheuersten.* –

Ihr Börne geb. Ma... (bald hätte ich Malibran geschrieben) *Wohl*

333.
Nr. 51
ad 48 *Paris, Mittwoch, d. 9. Febr. 1831*
Sonnenaufgang 7 U. 6 M.
Untergang 4 U. 54 M.
Ich konnte schon wieder seit einigen Tagen wegen Zahnschmerzen nicht ausgehen. Gestern war ich nicht imstande, den Brief anzufangen. Ich habe auch heute noch Schmerzen, doch vielleicht lindert sie die angenehme Erwartung Ihres Briefes, und ich will zu schreiben versuchen. – [– – –].
Von dem jungen Obermayer hier, von dem ich Ihnen schon früher geschrieben, daß er auf dem Balle des Königs war, muß ich Ihnen doch noch einiges mitteilen. Ich habe ihn seitdem gesprochen und ihn gefragt, mit wem er getanzt habe. Er sagte mir: meine erste Tänzerin war zufällig eine Deutsche. Nach genauerer Erkundigung entdeckte ich, daß es eine *hannöverische* Gräfin, an einen Franzosen verheiratet, war, die ich kenne. (Sie kömmt zu Valentin). Das machte mir große Schadenfreude. Die Dame ist eine geborene von Grothe. Das ist eine der ältesten und daher gewiß auch eine der adelstolzesten Familien in Hannover. Denken Sie nur, wie viele Jahrtausende noch vorübergehen müssen, bis eine hannöversche Gräfin auf einem Balle bei Cambridge mit einem bürgerlichen Judenbübchen tanzt! Und hier geschah es beim König von Frankreich.
Warum wollen Sie aber in der Nähe meiner Schwester eine besondere Wohnung mieten? Vielleicht haben wir in ihrem eignen Hause beide Platz. Das wäre dann ein recht angenehmes Sommerleben. Abends gingen wir in Reizens Garten spazieren, Sie setzten sich in eine Laube mit dem alten Moselli und läsen ihm dort meine Briefe vor, und ich spielte *Pochen* mit der ganzen Familie. Gefällt Ihnen der Plan?

Ich werde Ihnen von nun an zuweilen einiges aus meinen ältern Pariser Notizen mitteilen, doch diese mit den Briefen selbst verflechten, damit es eine bessere Art habe ... Der berühmte König Ahasverus, der garstige und dumme Mann der schönen und klugen Esther, ließ, sooft er nicht einschlafen konnte, sich aus seiner Regierungsgeschichte vorlesen. Dann kam der Schlaf. Mir ward es nicht so gut diese verflossene Nacht; ich konnte keinen Schlaf finden und auch nichts zum Lesen, das dumm genug war. Es kann nicht jeder König sein! Endlich nahm ich mein Pariser Zeichenbuch vor, darin zu blättern. Zeichenbuch kann ich es nennen; denn es besteht mehr aus Zeichen als aus Worten. Aber der Bleistift war so blaß geworden, die Buchstaben, oft als ich im Bette lag, oft auf der Straße, ja während dem Fahren geschrieben, so verwirrt und unkenntlich, daß ich beim Scheine des Lichtes nur wenig enträtseln konnte, und unter diesem langweiligen Bemühen schlief ich ein. Aber diesen Morgen nahm ich mir vor, von meinen Skizzen noch zu retten, was zu retten ist, und sie bei Ihnen in Sicherheit zu bringen. Ich mache gleich den Anfang. – *Staub.* – Hat man in Paris auch im Winter Staub? Ach nein, es ist nicht vom Staube die Rede, den die Jahreszeit bringt und holt, sondern von dem Staube eines Jahrhunderts. Sooft ich durch die Richelieustraße gehe und an ein gewisses Haus komme, stelle ich mich ihm gegenüber, lehne mich mit dem Rücken gegen den Laden eines Parfümeurs und schaue hinauf. Bis jetzt war ich noch so glücklich, die große und zarte Glasscheibe des Ladensfensters nicht einzudrücken; das würde mich vieles Geld kosten. Ich schaue hinauf, nicht mit froher Neugierde oder stiller Zufriedenheit, nicht mit dem lächlenden Vergnügen, mit welchem man ein schönes Mädchen oder sonst etwas Wohlgefälliges betrachtet; sondern ich sehe mit einem Gefühle der Ehrfurcht, mit jener erhabenen

Stimmung hinauf, die Shakespeare in meiner Seele hervorruft, oder die Bibel, oder der *Moniteur,* das dritte Testament. Und was ich staunend betrachte, ist nur ein Aushängeschild! In Paris ist ein Aushängeschild von sehr großem und sehr kleinem Nutzen. Von großem – das begreift man! aber auch von geringem. Es ist, als wollte man eine Meereswelle bezeichnen, die, kaum erhoben, von der nächsten Welle verschlungen wird. Das Auge des Beschauers verschlingt die Wellen alle und sieht nur ein weites ungeteiltes Meer. Aber der Pariser tut sein Möglichstes, Halt in die Flucht zu bringen, und macht sein Schild darum so anziehend als möglich. Zuerst Namen und Vornamen, dann Gewerbe oder Handel, dann die Nummer des Hauses, und zwar zweimal, rechts und links vom Namen. Dann das ganze Schild zweimal, in einem Winkel zusammengestellt, damit nach jeder Richtung der Straße eines sichtbar werde. Aber das Schild meiner Ehrfurcht enthält nur das einzige Wort *Staub.* Staub, nichts als Staub! Kein Vorname, keine Hausnummer, kein Gewerbe, kein Handel. Und doch hängt es an einem großen Hotel, umringt und gedrängt von vielen andern, viel beredsamern, viel glänzendern Schildern. Wer in Paris durfte diese erhabene Einfachheit wagen außer *Staub*? Nicht einmal Gott. Denn wenn *Gott* auf einem Schilde stünde, wüßte man immer noch nicht, welcher Gott es ist, und der beste Christ würde am meisten zweifeln. Ist es Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der Heilige Geist? Ist es der Dreieinige Gott? Aber *Staub* durfte es wagen, denn es gibt nur einen Staub. Keiner ist über ihm, keiner unter ihm, keiner steht ihm zur Seite. Es ist der *Schneidermeister* Staub und – bückt euch ihr Völker der Erde – es ist der *deutsche* Schneidermeister Staub! Fragt einer, ob er so berühmt sei? berühmt? er ist der Ruhm selbst ... Staub! ... Ewigkeit! – –

Da ist Ihr Brief. Ich habe ihn als Kräutersäckchen auf die

Backe gelegt. Vielleicht hilft er gegen Zahnschmerzen. – Wie ich mir erkläre, daß meine Briefe so spät ankommen? Ganz einfach. Sie werden in Deutschland auf irgendeiner Post, wahrscheinlich in Frankfurt selbst, geöffnet. Sie kommen von Paris, man will wissen, was darin steht. Gefällt Ihnen diese Erklärung? Was liegt uns daran? Mögen sie sie lesen; sie sollen ja doch gedruckt werden. – Das Wetter hier war grade, wie Sie es von Frankfurt beschrieben. Seit gestern ist es schön und mild. – Ich wollte in der Mitte des März schon aus dem Grunde abreisen, weil ich zu jener Zeit nicht Geld genug haben werde, noch einen Monat länger hier zu bleiben. Es bleiben mir dann nur noch die Reisekosten und noch einiges für die ersten Wochen in Deutschland übrig. Ich weiß freilich noch nicht wohin. Das wird sich aber finden. Daß Sie erst im April Frankfurt verlassen wollen, darin kann ich Ihnen nicht unrecht geben. Es ist früher noch zu rauh. Auf jeden Fall würde ich Sie in Heidelberg abholen.

Wenn ich noch Geld vorrätig hätte (und Sie wissen, ich rechne etwas ängstlich), würde ich vielleicht noch einen Monat länger hier bleiben, bis zur Mitte April. Wie soll ich es anfangen, um auf Campe einen Wechsel zu ziehen? Hier geht es ja gar nicht an, denn hier habe ich kein Kredit. In Frankfurt vielleicht auch nicht, doch dann könnten Sie gutsagen. Ich muß nämlich Kredit haben, denn wenn Campe nicht bezahlt, hält man sich an mich als den Aussteller. Die 1400 Taler würde ich nun zwar auf keinen Fall gleich beziehen, sondern nur die 400 Taler. Sehen Sie das also in Frankfurt in Ordnung zu bringen. Und geht das an, lassen Sie mir das Formular zu dem Wechsel schicken. Ich weiß mir in solchen Dingen gar nicht zu helfen. Also ein Wechsel auf 400 Taler *preußisch Kurant* an *Julius Campe in Hamburg*, nächste Leipziger Ostermesse am Zahltage fällig. [– – –].

Wenn ich die Furcht äußerte, meine Briefe [mögen] nicht interessant für die Bekanntmachung sein, haben Sie das falsch verstanden. Ich weiß recht gut, daß das, was ich über Paris, über Theater, Politik geschrieben, gedruckt zu werden verdient. Es kömmt hier aber darauf an, *wieviel* es beträgt. Man braucht sehr viele Zeilen zu einem gedruckten Bogen. Es mögen in jedem meiner Briefe einige interessante Zeilen stehen, diese zusammen betragen aber immer noch nicht viel. Von Ihrer Abschrift, so wie Sie mir sie angegeben, gehen 4 Bogen auf einen gedruckten, also zu einem mäßigen Bande von auch nur 15 Bogen brauchte ich 60 geschriebene. Jetzt können Sie also selbst berechnen, wieviel daran noch fehlt. Besonders waren die Briefe in den ersten 3 Monaten meines Pariser Aufenthalts teils kurz, teils leer. Erst seitdem ich mich entschlossen, sie drucken zu lassen, also höchstens seit 6 Wochen, sind sie gehaltreicher. Nicht etwa als hätte ich mir seitdem mehr schriftstellerische Mühe mit den Briefen gegeben, sondern ich habe mir mehr Zeit dazu genommen und mehr Stoff dazu gesammelt. Denn früher hatte ich im eigentlichen Sinne keine Zeit zu den Briefen. Ich hockte monatelang auf dem Zimmer, zerbrach mir den Kopf über den 8ten Teil, schrieb wie ein Schulbübchen mit Bleistift und Dinte Worte auf dem Papier und brachte doch nichts zustande. Wäre ich kein Esel gewesen und hätte gleich von Anfang an an nichts gedacht, als Ihnen Briefe zu schreiben, hätte ich zwei Bände zusammengebracht und statt Mühe nur Vergnügen dabei gehabt. Jetzt zählen Sie die Bogen, die abgeschrieben sind, und bringen noch [in] Rechnung, was daraus wegfällt, und Sie werden sehen, wie wenig übrigbleibt. Wie gesagt, 4 gehören zu einem gedruckten Bogen. Was nun das Vorlesen meiner Briefe unter vertrauten Bekannten betrifft, so will ich Ihnen das nicht verbieten, wenn es Ihnen Vergnügen macht; aber unter der ausdrücklichen

Bedingung, daß Sie *kein einziges Wort von politischen Artikeln vorlesen.* Versprechen Sie mir das? Ich verlasse mich darauf.

Der Dr. *König,* den man in Hannover eingekerkert, hat eine Broschüre über die schlechte Verwaltung des Landes drucken lassen. Das ist sein ganzes Verbrechen, und darum wurde er wie ein Mörder in Ketten von Osterode nach Hannover geführt. Das ist deutsche Pressfreiheit. Sie werden sehen, es kömmt bei uns noch sehr bald zum Hängen und Köpfen.

Ich war lange in keinen Soirees. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, wie sich das verhält. Freude habe ich keine daran, und wenn ich sie besuchte, geschähe es mehr aus Wißbegierde als zum Vergnügen. So warte ich es immer ab, ob mir eine Soiree in den Mund geflogen kömmt, aber ich gehe nicht darnach und strecke keine Hand darnach aus. Eine Soiree wird hier glänzend genannt, wenn man keinen Stuhl zum Sitzen und keinen Platz zum Gehen darin findet. Es ist ein glänzendes Elend. Den interessanten Menschen, die man da findet, kommt man doch nicht näher, wenn man je so glücklich ist, sie im Gedränge herauszufinden und mit ihnen zu sprechen, bringt keinen weitern Vorteil, als daß man erzählen kann, man habe mit ihnen gesprochen. Ich las eben in der heutigen Zeitung die Beschreibung des Balles, den die englische Gesandtin vorigen Freitag gegeben, der sehr glänzend war. 1000 Personen waren da. Was hätte ich nun mehr erfahren vom Balle, hätte ich ihn selbst gesehen, als mich die Zeitung von ihm lehrt. Vielleicht weniger. Ich hätte vielleicht dem Prinz Paul von Württemberg auf den Fuß getreten, ohne es zu wissen, Admiral Codrington hätte mir einen Rippenstoß gegeben, auf den ich nicht geachtet, und [ich] hätte vielleicht mit dem Baron v. Rothschild gesprochen, ohne ihn in seinem roten Rocke zu erkennen, und hätte ihn für einen großen

Mann gehalten. Herr Valentin war vor einigen Tagen auf einem Balle, wo 800 Menschen waren, er konnte keinen Stuhl zum Sitzen finden, und er hat das Podagra. Die Menschen hier verderben sich alle geselligen Freuden durch Modesucht und Eitelkeit. Eine Wirtin hier macht sich nichts daraus, ob man einen Tag nach der Fete erzähle, man habe sich bei ihr amüsiert oder nicht, sondern ihr Stolz ist, wenn man sich in ihrem Salon nicht rühren konnte, und wenn einige Damen in Ohnmacht gefallen. Ich habe das vor einiger Zeit einmal bei der Valentin im Kleinen gesehen. Ihre Sonntagsgesellschaft war einmal ohngewöhnlich voll, so daß man sich nicht rühren konnte. Da sagte sie mir, heute wäre es doch sehr schön, und ihre Augen strahlten vor Entzücken. Es ist jetzt darin hier aufs Äußerste gekommen, und die Mode wird gewiß bald wieder umkehren, und man [wird], wie in der guten alten Zeit, kleinere Zirkel versammeln.
Den Schriftsteller Paul de Kock kenne ich nicht, im Grimm bin ich steckengeblieben. – Campe schreibt mir nichts davon, daß Heine nach Paris kömmt, es mag also doch nicht wahr sein. – Der Saphir geht im März wieder von hier fort. Dabei fällt Ihnen vielleicht ein, daß wir etwa zusammen reisen. Seien Sie unbesorgt, ich werde mich wohl hüten. Er will hier 4 Stück Vorlesung vor Deutschen halten, ich glaube aber nicht, daß er 4 Stück Zuhörer zusammenbringt. – Ich glaube nicht, daß man in Darmstadt das Theater aufhebt. Der Bundestag würde das nicht zugeben; denn das könnte zu einer Revolution führen.
Als mir Saphir von Oettingers Tod erzählte, fiel mir gleich ein, das mag eine Lüge sein und eine Spitzbüberei dahinter stecken. Oettinger, der in Frankfurt Schulden gemacht, ließ vielleicht durch Freunde die Nachricht von seinem Tode verbreiten, um von seinen Gläubigern nicht beunruhigt zu werden. – Über Belgien ist noch nichts

entschieden. Wird Frankreich annehmen oder nicht – man weiß es nicht. Diese Komödien der Diplomatie langweilen mich. Genug, ich weiß, es wird alles darauf angelegt, Belgien zu einer völligen Vereinigung mit Frankreich zu bestimmen, und daß es Krieg geben wird. Daran halte ich mich und lasse mich nicht irremachen. Wenn Belgien angenommen wird, dann muß allerdings das Ministerium verändert werden. – Für die Polen, für Ihre Polen, hoffe ich viel. Es wird schon etwas für sie eintreten, was ihnen hilft. Ich verlasse mich auf Gott. Gibt es denn etwas Wunderbareres, etwas Schicksalvolleres, wie der Himmel die Griechen gerettet, erst aus den Händen der Türken, dann aus den schlimmern der Diplomaten? Man wollte ihnen eine Konstitution, einen europäischen Lump von Prinzen aufdringen, die armen Griechen waren schon nahe daran, sich der Übermacht zu ergeben, und jetzt kamen die Geschichten der neuern Zeit, die sie ganz wieder frei machen. Denn ganz gewiß werden jetzt die Griechen sagen, was Frankreich, Belgien, Polen vermocht, das können wir auch und besser. Wir geben uns eine Verfassung, wir wählen uns einen Fürsten, wie er uns gefällt. Und der ganze Aufwand von diplomatischen Pfiffen, der gegen die Griechen gemacht worden ist, war vergebens. – Haben Sie und Pauline schon viel Geld für die Polen gesammelt? Schickt mirs nur her. Ich gebe es dem Lafayette und schreibe einen Brief dabei, der Pauline unsterblich machen soll. Ich weiß ja noch aus alten Zeiten, daß sie gern unsterblich sein möchte. Es muß aber viel Geld sein, wenigstens 3 Frank, sonst wird man ausgelacht.

Ihr Kräuterbrief auf meiner Backe hat meine Zahnschmerzen sehr gelindert, aber er ist ganz naß davon geworden, so daß ich ihn jetzt nicht mehr verbrennen kann. Und lege ich ihn zu den übrigen, werden diese auch naß davon und widerstehen dem Feuer. Wie vernichte ich

Ihre Briefe? Raten Sie mir. Soll ich sie ins Wasser werfen? Aber dann schwimmen sie die Seine hinunter bis ins Meer und dann bekommen sie die Amerikaner auch zu lesen. Das Beste ist, ich esse sie, wozu ich aber erst Ihre Erlaubnis abwarten will. – Die Bäume und Sträuche im Gärtchen unter meinem Fenster knospen schon. So knospet mir das Wiedersehen.

Ihr B.

334.

Nr. 52
ad 49 *Freitag, d. 11. Febr. 1831*

Sonnenaufgang 7 U. 2 M.
Untergang 4 U. 59 M.

Wegen meines Passes, von dem ich Ihnen schrieb, versteht sich von selbst, daß Sie mir ihn nicht schicken, sondern ihn aufbewahren und mir ihn mitbringen. Ich rate Ihnen, das nicht zu vernachlässigen, weder meinen noch Ihren. →

Es gibt bestimmt Krieg. s. III/33/169–172 bis: *vertauschte ich damit.* – S. 170 *je etwas Treffenderes* im O: *je etwas Wahreres.* –

Wie heißen denn die diesjährigen Bürgermeister in Frankfurt? Man muß sich das doch merken, vielleicht sind es die *letzten.*

Die neusten und die wichtigsten s. III/33/172 f. bis: *Österreich hat.* – S. 172 *Die neusten* im O: *Die meisten.* – S. 173 *machte bloß die Reise* im O: *macht bloß die Reise.* – *Mächtig dort ist* im O: *Mächtig ist.* – *Auch in Belgien war* im O: *Aber in Belgien war.* –

Samstag d. 12. Febr. Ich habe in diesen Tagen das wunderlichste Buch von der Welt gelesen, einen Roman in Weingeist: Fragoletta – Naples et Paris en 1799 s. II/684–687 bis: *Teufelsdreck*.* –

* Dieser Briefabschnitt ist in Band II der vorliegenden Ausgabe nach NS Bd. 6 wiedergegeben, wo ihn die Herausgeber des Nachlasses, Jeanette und Salomon Strauss-Wohl, – durchaus in

S. 685 anstelle: *Man höre und staune, was das für Menschen sind* hat das Brieforiginal: *Hören Sie und staunen Sie, was das für Menschen sind. Aber Sie staunen! Ich will mich hängen lassen, wenn Sie ein Wort von dem verstehen, was ich Ihnen erzählen werde.* –

Von einem andern Buche erzählte man mir (gelesen habe ich es noch nicht), das zwar nicht so wunderlich als Fragoletta, aber doch eigen genug ist. Ein Roman: *Olivier, par Madame de Duras.* Ein junger Mensch liebt ein junges Mädchen, wie er lange glaubt, unerwidert. Endlich findet es sich, daß ihn das Mädchen auch leidenschaftlich liebt. Jetzt könnte er glücklich sein, wenn er — könnte. Aber spät fällt ihm ein, daß er eigentlich gar nicht weiß, was er mit der Liebe machen soll. Er verzweifelt. Was er nun tut in der Verzweiflung, ob er sich totschießt, oder was sonst, hat man mir nicht erzählt. Die Situation ist interessant genug; solche Fälle kommen in der Wirklichkeit vor. Das Wunderliche dabei ist nur, daß eine Dame solchen Stoff behandelt. Ich muß mir das Buch zu verschaffen suchen.

Lernen Sie von mir, wie man durch ein vorausgezeichnetes Quadrat den Platz für die Oblate zu sichern sucht. Sie sparen sich zwar auch immer einen Platz auf, benutzen ihn aber nicht, sondern legen die Oblate daneben, auf geschriebenem, so daß oft von Ihren kostbaren Worten darüber verloren gehen. —

Da ist der Brief. →

Mit dem Bürgermeister Behr s. III/33/173 bis: *le ciel t'aidera.* –

Börnes Sinn (s. Brief Nr. 56 vom 21. Februar 1831) aus dem Zusammenhang der Briefe gelöst – leider aber ohne Datierung, unter die Vermischten Aufsätze aufgenommen hatten.

Die Datierung des Stückes in Band II erfolgte – noch ohne Kenntnis des Briefes vom 12. Februar 1831 – aufgrund von Börnes Angabe, Fragoletta sei „vor drei Jahren“ erschienen; der Roman von De Latouche war, was Börne entgangen sein mußte, 1819 herausgekommen.

Der Satz von Börne, den Sie aus dem Riesser anführen, ist sehr schön. *Der* Mann hat alles vorausgewußt und gesagt. – Ich muß Ihnen Ihre angenehme Täuschung von der Dicke meines 8ten Bandes nehmen. 70 Seiten, wie Sie mir sie beschrieben, wenn sie wirklich *eng* sind, betragen nur 6 gedruckte Bogen. Und was ich von Soden habe, beträgt nur 3 bis 4 Bogen. Allein, daran liegt mir wenig. Ich bin nur 7 Bogen schuldig, und die gibt es gewiß. – Die Malibran liebe ich schon längst nicht mehr. Ich habe garstige Sachen von ihr gehört. Sie soll auch eine Fragoletta sein. – Es ist spät, und ich muß den Brief schließen.

Ihr B.

Ich war immer noch zu träge, meiner Schwester zu antworten und dem Dr. Goldschmidt zu schreiben.

335.

Nr. 53
ad 50 *Paris, Montag, d. 14. Febr. 1831*

Sonnenaufgang 6 U. 55 M.
Untergang 5 U. 6 M.

Italien! Italien! s. III/34/174–176 bis: *in Rom.* – S. 174 *In meinem engen Herzen* im O recte: *In meinem eigenen Herzen.* – *und kommen als Hoffnungen herab* im O: *und werden zu Hoffnungen.* – S. 175 *Schriften des Verstorbenen* in O recte: *Schriften der Verstorbenen.* – *Venus die Gebärerin* im O: *Venus Genetrix.* – S. 176 *wie die fromme Nonne* / fromme erst im ED. – *hoffe ich, leben wir in Rom* im O: *reisen wir nach Italien.* –

Sie haben mir immer noch nicht geschrieben, wer Ihre Reisegesellschafterin nach Baden und etwa weiter sein wird. Es ist doch jetzt Zeit, dieses in Ordnung zu bringen. Sie sprechen von Ihrer Abreise *nach Ostern*; aber welche

Ostern meinen Sie? Etwa die *jüdischen?* Dann schreiben Sie mir auf, wann die fallen. Die christlichen sind am 3. April.

Dienstag den 15. Febr. Die Ankündigung meiner Schriften schicken Sie mir, so beschnitten wie möglich. Sehen Sie doch so viel als möglich darauf, daß Ihre künftige Gesellschafterin Französisch versteht. Ich werde Ihnen schwerlich darin nachgeben, über Straßburg zu reisen. Einen eignen Wagen zu haben, das ist mir schon den Umweg wert, der übrigens nicht so bedeutend ist. Von Paris über Straßburg nach Baden ist grade so weit als von Paris nach Mainz. Der Umweg wäre also nicht weiter als die Entfernung von Mainz nach Baden. Das ist ein angenehmer Weg, ich sehe, ehe ich in die Einsamkeit von Baden komme, etwas, wie es in Deutschland aussieht, und hätte den Vorteil, daß ich Sie einige Wochen früher in Mainz sähe. Ich könnte von dort nach Mannheim und dort bleiben, bis Sie kämen. Mit dem Vorschlag, mir den Straßburger Kutscher hierher kommen zu lassen, das ist wieder eine echte *Jeanettade*! Schämen Sie sich denn gar nicht, so dumm zu sein in dieser klugen Zeit? Sie könnten Gesandter beim Bundestage werden.

Was ich über die Briefe s. III/34/177 bis: *diese Herren* ... – *stärker loben* im O: *mehr loben.* – *und weiß* ... *Schriftsteller* erst ED. – →

Heine macht auch oft den Politikus und sucht sich den und jenen Schriftsteller durch ein Motto aus seinen Werken zu gewinnen.
Im Campischen Wechsel ist von *preußischen* Talern *Kurant* die Rede. – Daß Cotta und Frank fast zahlungsunfähig sind, hat mir neulich Campe wiederum geschrieben. – Wegen des 8ten Bandes ist mir jetzt eine neue Sorge gekommen. In Bayern ist unterdessen eine Zensur auch für Bücher eingeführt worden. Das Genau-

ere weiß ich nicht, da ich die Verordnung nicht gelesen. Wenn dieses der Fall, kann ich den 8ten Band gar nicht drucken lassen in Deutschland, denn da es unter 20 Bogen beträgt, wird es überall zensiert. Unter solchen Umständen würde ich dem Campe um keinen Preis der Welt auch nur eine Zeile schicken, denn, wie Sie wohl selbst einsehen, würde fast alles gestrichen werden. Da würde ich nun in schöne Händel mit Campe kommen. Vielleicht können Sie durch Dr. Reis in Frankfurt erfahren, wie es sich mit dem neuen bayrischen Zensurdekret verhält, und schreiben Sie mir es dann.

Der Schmitt wird doch die Cholera morbus nicht an sich mitgebracht haben? In der heutigen Zeitung steht eine Nachricht, von Humboldt aus Wien nach Paris geschickt, worin es heißt, in Wien herrsche ein sehr bösartiges Fieber, und man zweifle nicht, nach der Meinung der dortigen Ärzte, daß man dort sehr bald die Cholera morbus haben werde. – Es mag wohl etwas Wahres daran sein, daß Österreich sich erbeten, sein Galizien abzutreten, wenn man es mit Polen zu einem unabhängigen Reiche vereinigen wolle. Aber für Polen tausendmal besser der Tod als solch eine schmerzliche Operation zur Fristung eines elenden Daseins. Ich glaube Ihnen darüber schon geschrieben zu haben in einem meiner vorigen Briefe.

Die Würzburger Adresse s. III/34/177 f. bis: *Kluges beschließen.* – S. 177 *es ist gar zu schön* im O recte: *er ist gar zu schön.* – S. 178 *nach fallen lassen* folgt im O: *Ich habe es Ihnen schon oft gesagt.* – [– – –].

Die Straßburger Studenten s. III/34/178 f. bis: *Gute Nacht.* – S. 178 *noch heute gezündet* im O: *noch heute zündet.* – *doch Molière zeigte* im O: *und Molière zeigt.* –

Mittwoch d. 16. Febr. Guten Morgen, liebe Mutter! Die Tugend (die Faulheit) hat gesiegt. Ich war auf keinem Maskenballe. Wie süß habe ich geschlafen nach dieser

edlen Un-Tat! Jetzt sage noch einer, Jugend hat keine Tugend! [Vgl. III/34/179]

Lassen Sie mich s. III/34/180–183 bis: *Darf ich?* – S. 180 *nicht mehr lieben* im O: *nichts mehr lieben.* – *nicht einmal die Freiheit* erst im ED. – S. 181 *kleine Pille* im O: *kleine giftige Pille.* – *und auch die Säulen* im O: *herum die Säulen.* – S. 182 *worin sich 130* im O: *worin sich 150.* – Nach: *anzuerkennen* folgt im O: *Am Galgen wird er wohl die europäischen Verhältnisse besser übersehen.* –

B.

336.

Nr. 54 *Paris, Donnerstag, d. 17. Febr. 1831*

Sonnenaufgang 6 U. 50 M.
Untergang 5 U. 11 M.

Ich habe hier zwei Fuhranstalten aufgefunden, wo man Wagen zu weiten Reisen vermietet. Aber das ist viel zu teuer, und ich kann keinen Gebrauch davon machen. Es sind Glaswagen, von den allerschönsten, die man sich denken kann, so wie sie große Herren haben, die mit vier Pferden reisen. Aber sie werden nicht anders als mit drei Pferden bespannt, und das kostet bis Straßburg 500 fr., und man bringt 8½ Tage auf dem Wege zu. Extrapost nach Straßburg oder auf jedem gleich weiten Weg kostet nur 300 fr. Wenn ich nun auch den Umweg über Mainz nach Baden dazu rechne, gewinne ich immer noch Geld und Zeit dabei, wenn ich Extrapost statt mit einem Mietwagen reise. Ich muß lachen, daß Sie ängstlich sind, mich über Mainz reisen zu lassen. Sie stellen sich die Pappenheimer noch schlimmer vor, als sie sind. Und gibt es im Badischen keine Pappenheimer?

Gestern fuhr ich in der Stadt s. III/35/183 f. bis: *es geht.* – S. 183 *Im Hofe der Tuilerien / der Tuilerien* erst im ED. – *Um den Triumphbogen ... abzuschlagen* im O: *Um den Triumphbogen war ein Gerüst, auf dem Arbeiter standen, die unter Leitung*

der Behörde die gipsernen spanischen Siege des Herzogs von Angoulême abschlugen. – S. 183/84 *Nun ist es . . . Vollendeten* erst im ED. – S. 184 *doch wo Tyrannen* im O: *Wenn die Tyrannen.* – *da darf man das Volk* im O: *dann darf man das Volk.* – *sich erheben könnten* im O: *sich erholen könnten.* – →

So spreche ich mit Ihnen, weil Sie eine vernünftige Dame sind, in Börnes Schule ausgebildet. Mit andern spräche ich anders, mit Juden würde ich *glaich* reden. Denken Sie sich, ich säße in der Handelskammer, zwischen Janae [?] Jeschaie, Moses Herz, Schwarz Götzche und S-Dche [?], und Janaē Jeschaie fragte mich (ich komme von Paris), indem er die flache Hand vertikal auf und ab bewegte, als wollte er Wurstfleisch hacken: „Was habbe si widder gewollt? Wi hat mer gar keine Ruh? Sie habe die Kart hawe wolle, jetzt hawe sie die Kart; Sie hawwe Charles X weg hawwe wolle, er ist fort; Sie hawwe Ihren Philipp-August, Sie solle Schwawes draus mache; wie hört mer aber nicht uf?“ – Darauf würde ich antworten: lieber Herr Rothschild, ich will Ihnen sagen, wie das ist. Im Juli waren die ersten Tage *Sikkes*, dann kam *Challemuth*, und im Februar waren die *hintersten Täg*, *Sinches Taure*; da hat man die *Lulef* geschüttelt.“ – Sehen Sie nur, wie S-Dchen lacht! die *Bules* ist ihm im Hals steckengeblieben, und er erstickt beinahe. Schwarz Götzche aber erwidert: „Sie wärre geschüttelt wärre!“ – Darauf kömmt Erlanger hereingestürzt und kann nicht schnaufen: „Was gebts? was gebts?“ Ein Kurier! Alles schreit: Kurier! und läuft fort. Ich esse den halben Bules, den S-Dche liegen ließ, und lache.

Freitag d. 18. Febr.

Gestern war ich in der Italienischen Oper s. III/35/184–88 **bis**: *wieder ruhig geworden.* – S. 187 *dem Volke eine Konstitution* im O: *dem Volke eine Revolution.* – *den Abend eingeladen* im O: *den Abend bestellt.* –

Heute morgen kömmt Conrad in mein Zimmer und meldet mit mit stotternder Ungewißheit einen Herrn American, Hrn. Amériquain, Hrn. Emariquan. Ich lasse den unbekannten Namen hereintreten, und es war – der Professor List aus Stuttgart, dessen Sie sich wohl noch erinnern werden; wir haben ihn auf unserer Reise nach Paris 1822 in Straßburg getroffen. Seit zehen Jahren aus seinem Vaterlande verbannt, lebt er mit seiner Familie in Amerika und hat sich dort angesiedelt. Er erzählte mir interessante Sachen, die mir freilich aus Büchern bekannt waren, die aber, aus dem Munde eines Augenzeugen, alles viel anschaulicher machen. Man baut in den Vereinigten Staaten die Städte so leicht und schnell wie bei uns die Häuser. List in Verbindung mit andern hat seit zehen Jahren vier neue Städte gegründet. Die letzte Gründung begann im April, und schon im September wohnte List mit seiner Familie acht Tage dort und speiste in einem gut eingerichteten Gasthofe mit wenigstens zwölf Personen täglich. Früher wohnte er in einer kleinen Stadt von 5000 Seelen, mehrere Jahre. Von einer Regierung habe er nie etwas bemerkt, er kennt die Obrigkeit gar nicht und hat nie den Namen der ersten Magistratspersonen erfahren. Abgaben fast gar keine, einige Taler das Jahr. Seine Frau möchte nach Deutschland zurück, seine Kinder aber wollen nichts davon hören. Wenn sie ihren Vater sagen hören, der König von Württemberg dulde seine Rückkehr nicht, kommen sie vor Verwunderung und Zorn außer sich. Was! – sagen sie – er leidet's nicht? Nun, so stechen wir ihn tot! Die Kinder sind ganz jung nach Amerika gekommen und haben dort die Luft der Freiheit eingeatmet. List hat bei der Württembergischen Regierung angefragt, ob er nicht auf einige Zeit in sein Vaterland zurück dürfe, um dort einige Geschäfte zu verrichten. Man schlug es ihm ab und antwortete ihm: sein Prozeß *hänge* noch. Ich sagte List, sein Prozeß werde

so lange hangen, bis man seine Richter hängt. Es ist unglaublich! Ein Kriminalprozeß, der nach 10 Jahren noch nicht geendigt! Und was war Lists Verbrechen? Wenn ja ein Verbrechen stattfand, höchstens ein Preßvergehen. Sogar in Frankreich wurde er damals auf Anstiften seiner Regierung verfolgt, und er wurde gezwungen, nach Amerika auszuwandern. O Pappenheimer! Ich bin sonst ein guter Kerl, aber geratet ihr einmal in meine Gewalt, dann soll es euch schlimm ergehen.

Im Gymnase s. III/188–190 bis: *Feinde begraben.* – S. 188 *eine ganz falsche Art* im O: *eine ganz falsche Axe [Achse].* – *Gutes vom Bösen* im O recte: *Gutes von Bösem.* –

Im Theater neulich habe ich eine Perle gefunden, die berühmte große *Perle,* [. . .] gehört. Sie hat guten Schein, aber ich Juwelenkenner entdeckte gleich, daß es eine Wachsperle ist.

In Berlin werden s. III/35/190 bis: *Sachen erzählen!* – Anstelle: *ist eben Königlich Preußischer Professor. O! O!* hat O: *hat nicht mehr Gehirn als eine Ente und schreibt wie eine Köchin und hat das Herz einer Maus.* –

Ihr Brief bleibt heute sehr lange, wenn er nicht bald kömmt, werde ich nicht mehr darauf antworten können. — Ihr Brief ist noch nicht da, ich kann nicht länger warten.

B.

337.

Nr. 55
ad 51 *Paris, Sonntag, d. 20. Febr. 1831*

Ich schreibe Ihnen heute wieder, wenn auch kurz, um Sie nicht einige Tage in der Angst zu lassen, der Brief mit den Wechseln möchte verloren gegangen sein. Ich habe ihn gestern richtig erhalten, aber erst um 5 Uhr abends. [— — —]. Das, was ich an Barschaft von hier mit nach Deutschland bringe, zusammengerechnet mit dem,

was ich im Verlaufe des künftigen Sommers einnehme, beträgt mehr, als ich bis zum Herbste brauche. Ja, wenn wir auch eine kostspielige Reise machen sollten, habe ich wenigstens genug. Ich begreife gar nicht, wie ich nach so vielen Ausgaben noch so reich bin und wo das viele Geld alle herkömmt! [— — —].

Meine Zahnschmerzen sind wieder gut. Übrigens waren sie nicht von der Art, daß Blutigel dagegen geholfen hätten, es war ein Fluß. Zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen sagen, daß, wenn einmal ich oder ein anderer auf Ihren Rat sich Blutigel an die Zähne setzen ließe, und es kröche einer in den Hals hinein, Sie darum doch keine Mörderin sind. Man stirbt nicht davon, da man ja nur etwas Salzwasser zu trinken braucht, die Blutigel zu töten.

Was ich Ihnen von dem Öffnen meiner Briefe geschrieben, war nur so ein Argwohn, den gewisse Regierungen verdienen. Wahrscheinlich ist es nicht, daß es geschehen. Es kann auch sein, daß aus einem solchen Polizeigrunde mein Brief aufgehalten worden, ohne daß man ihn grade geöffnet hat. In solchen Fällen wird [werden], z. B. an der preußischen Grenze oder anderswo, als verdächtig signalisierte Briefe, oder die aus einer verdächtigen Gegend kommen, zurückbehalten. Da man aber das Postfelleisen nicht aufhalten will, nimmt man nach flüchtiger Besichtigung eine Zahl Briefe, und später erst wählt man darunter diejenigen, die man lesen will. Es kann also ein Brief zurückbehalten worden sein, ohne daß er darum erbrochen war.

Den Brief an Dr. Goldschmidt schreibe ich bald. Ich bin nur zu faul dazu, weil ich auch einen an meine Schwester zu schreiben habe und ich aus der bekannten Politik aller trägen Menschen keiner Arbeit den Vorzug geben will. — Wie beneide ich den Herz Reis um seinen schönen Bankrott. An uns arme Schriftsteller kömmt so etwas gar

nicht. Aber er dauert mich doch. Soviel [ich] ihn kenne, ist er ein sehr hochmütiger Mann, schon sein Äußeres verrät es. Was es aber Narren in der Welt gibt! Sich aus Geld, das nur ein Vergnügen sein sollte, eine Ehre zu machen! Da finde ich jene Menschen noch besser, die ihre Ehre zu Gelde machen. Holt sie auch am Ende der Teufel, so sind sie doch vergnügt, solange sie leben, und erreichen ihr natürliches Alter. Was habe ich es eigentlich so gut, wenn ich mich mit vielen andern vergleiche, ja, ich habe es besser, als ich es verdiene. Gott muß mich sehr lieb haben. Ich bin glücklich durch das, was ich besitze, und noch glücklicher durch das, was mir mangelt. Geld, gar nicht zu zählen, keinen Ehrgeiz, keine Habsucht und wenig Eitelkeit. Eine angenehme Phantasie, die mir schmeichelt, und keinen Verstand, der mir die bittere Wahrheit sagte. Viel Glauben, wenig Wissen. Eine geschmeidige Gesundheit, die, sooft sie auch geschüttelt worden wie eine Binse, nach jedem Winde wieder grade steht. 32 Zähne, finde ich, ist Luxus, ich begnüge mich mit der Hälfte. Wenige graue Haare und ein ganz schwarzes Herz. *Schwarzes Herz* — verstehen Sie mich wohl, das ist Poesie à la Houwald. Ich will damit nicht sagen, daß ich ein schlechtes Herz habe, sondern ein junges. *Grünes* Herz wäre garstig gewesen. Kann man es besser wünschen? Und nach allem, im Hintergrunde — *Sie*. Erschrecken Sie nicht vor dem Hintergrunde. Ich will damit nur sagen, daß ich Sie bald wiedersehe; sonst nichts.

Wenn ich Ihnen schrieb, ich war ein Esel mit meinen Briefen, so dachte ich freilich dabei: ich war ein Esel, Ihren Rat nicht früher befolgt zu haben. Ich wollte Ihnen das nicht sagen, um Ihnen keine Erquickung anzutun. Ich kenne Ihr schadenfrohes Herz. — Wenn Sie meine Briefe gar nicht vorlesen, ist es mir um so lieber. Ich dachte, das machte Ihnen Vergnügen. Ich brauche das

Urteil von keinem Menschen weiter, das Ihrige ist mir genug. Freilich sollte ich ihm nicht trauen, weil es durch meine Persönlichkeit bestochen ist – welche Frau war noch unempfindlich gegen Schönheit? – aber mein eignes Urteil, zu Ihrem gerechnet, beruhigt mich.
Die Quittungen werde ich Ihnen zur gehörigen Zeit schicken. – Wozu schicken Sie mir die *alte* Ankündigung meiner Schriften? Haben Sie denn die noch nicht gelesen? O wie dumm! Sie haben mich wieder um 10 sous Porto geprellt. Gut, daß ich Sie mit 700 Gulden in Händen habe. Es fiel mir gleich auf, als Sie mir von einer neuen Ankündigung sprachen; denn Campe schrieb mir erst neulich, ich sollte ihm eine neue machen, welches ich aber abgeschlagen. Diese Ankündigung ist ja vor Erscheinung meiner Schriften herausgekommen und nur neu abgedruckt worden. – Das Unglück mit der jungen Schuster ist höchst beweinenswert. Wie müssen sich die Eltern grämen! Diese Krankheit, soviel auch mir bekannt, ist schwer zu heilen. – Ich muß schließen, denn Sonntags geht die Post früher ab als andere Tage.

Ihr B.

338.

Nr. 56
ad 52 *Paris, Montag, d. 21. Febr. 1831*

Sonnenaufgang 6 U. 43 M.
Untergang 5 U. 18 M.

[– – –]. – Ich habe mir von Madame Meyerbeer, die den ganzen vorigen Sommer in Baden zugebracht hat, zwei Adressen zu herrlichen Wohnungen in Baden (im Freien) vorsorglich geben lassen. Das eine ist dem neuen, seit unserer Entfernung von Baden entstandenen Landhause der Prinzessin Stephanie gegenüber, wobei ein herrlicher Garten ist, den man den ganzen Tag benutzen

kann. In das Haus wollen wir ziehen und morgens und abends setzen wir [uns] in eine Laube des Gartens, der eine himmlische Aussicht hat, und hören die Nachtigallen schlagen und die Kriegstrompeten vom Rhein zu uns herüber schallen.

Es lebe Italien! s. III/36/191 bis: *ihr Grab finden.* Der Satz: *Ein bißchen Musikstaub . . . ist fertig* steht im O vor: *Der Herzog von Modena.* – *Kerkermeister* im O: *Henkermeister.* –

Mademoiselle Mars hat als eine Folge ihrer Anstrengung beim Spiele eine Halsadergeschwulst bekommen, und man fürchtet, sie werde nie mehr auftreten können.

Ja wohl habe ich s. III/36/191–195 bis: *zu verteidigen wissen.* – S. 192 *einem erhabenen Schauspiele* im O: *einem herrlichen, erhabenen Schauspiele.* – *eine Stadt ist dieses Paris* im O: *eine Stadt, dieses Paris.* – *und alltäglich ihre Wunder feilbieten* im O: *und ihre Wunder wie alltägliche Waren feilbieten.* – *zu lieben und nicht zu morden* im O: *zum Lieben und nicht zum Morden.* – S. 193 *dem Verdeck* im O: *dem Vorderverdeck.* – S. 194 *Kameraden vom Verdecke* im O: *Kameraden vom obersten Verdeck.* –

Dienstag d. 22. Febr. Auf Ihren Brief: Daß in meinem Passe bloß steht: *nach Paris* schadet nicht, das reicht hin für ganz Frankreich und für jedes andere Land. Wenn aber der Conrad *nicht* darin steht, müssen Sie ihn noch einmal hinschicken, um das zu ergänzen. Ich habe dem Schulz geschrieben, der Paß solle gemacht werden wie der vorige, und da im vorigen der Bediente steht, begreife ich nicht, was sie jetzt für Schwierigkeiten machen. Ist er denn vom französischen Gesandten unterzeichnet und auf *ein Jahr* ausgestellt, wie ich es gewünscht? Sehen Sie darnach. Was hat denn Dr. Behrends mit den Pässen zu tun? Ist der Polizeidirektor? O! Den kenne ich von früher. Das ist ein einbalsamierter Frankfurter, wenigstens 500 Jahre alt. Und er liebt mich wie eine Spinne in der Suppe. Er war empört darüber, daß

ich Schutzjuden-Sohn so frech war, gegen das christlich-bürgerliche Frankfurt zu schreiben, und er hat mir das vor mehrern Jahren giftig zu verstehen gegeben, als ich einst in Geschäften bei ihm war. Es mag leicht sein, daß außer der eingefleischten Pedanterie Ehrenwert Behrends mich mit dem Passe persönlich schikanieren wollte. – [– – –].

Sie werden vielleicht lachen, wenn Sie diesen Brief mit 5 Siegeln erhalten, und denken, ich sei ein guter Zögling der *Frau Ängstlichkeit.* Aber so ist es nicht. Hier muß jeder rekommandierte Brief mit fünf Siegeln versehen sein. Anders wird er auf der Post nicht angenommen.

Die Nachricht von dem polnischen Sieg und der bürgermeisterlichen Einladung, die Sie mir heute geben, lasse ich in die Zeitung setzen, wahrscheinlich in den *Messager.* Der Bürgermeister-Geschichte habe ich noch folgenden Schwanz gegeben: „Noch spät gelang es den Bürgermeistern der freien Stadt Frankfurt, sich ihre Verzeihung zu erbetteln, und sie wurden noch eingeladen, als die Suppe schon auf dem Tische stand."

Von der Krankheit der Kaulla habe ich schon früher etwas gehört. Aber der Fall der Renten und der Aristokratie braucht grade nicht schuld zu sein an ihrer Verrücktheit. Sie hatte etwa körperliche Anlage dazu, und eine Närrin war sie immer gewesen.

Sagen Sie mir um des Himmels willen, haben Sie sich denn ganz vernarrt in die Briefe des Verstorbenen, daß Sie sie so unaufhörlich gegen mich in Schutz nehmen? →

Ich habe dem Manne s. III/36/195 f. bis: *wieder kalt wird.* →

Und da man aus meinen Briefen ersehen wird, daß Sie anderer Meinung waren wie ich, sind Sie auf jeden Fall gerechtfertigt, und ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich allein. Ei gewiß lasse ich es drucken. Dagegen muß Fragoletta freilich wegbleiben. Denn ich werde in der Vorrede wahrscheinlich sagen, wenigstens zu verstehen

geben müssen, daß die Briefe an ein Frauenzimmer gerichtet waren, und da sind freilich schwache weibliche Rücksichten zu nehmen. Übrigens soll es Ihnen nicht leid tun, wenn in meinen Briefen lange Stücke vorkommen, die man für den Druck nicht brauchen kann. Wollte ich, wenn ich Ihnen schreibe, immer an das Drucken denken, fiele ich wieder in die alte steife Schriftstellerei und förderte nichts. Ich kann höchstens auf drucklichen Stoff denken; wie aber dessen Behandlung ausfällt, ob brauchbar für fremde Leser oder nicht, das muß ich dem Zufalle überlassen.

Heine hat mir noch nicht geschrieben. Ob er aber, wenn er auch in meinen Vorschlag wegen des Briefwechsels einginge, ihn beharrlich ausführte, ist zu bezweifeln. Er ist allerdings noch indolenter wie ich. An Campes Beistimmung zweifle ich nicht.

Daß wir den 1sten März noch in der Lotterie gewinnen können, ist schön. Es bleibt dabei, wir spielen gemeinschaftlich und teilen beiderseitig den Gewinst. Sobald wir also gewinnen, schicken Sie mir ohne weitere Anfrage einen Wechsel von 6000 fr., teils zur Anschaffung eines Wagens, teils für andere Anschaffungen, teils zum Vergnügen, teils zum Vorrat. Wir gewinnen bestimmt. – Was das aber verdrüßlich ist mit unsern Briefen, daß sie so viele Meilen und Tage voneinander stehen. Unterdessen war hier eine Revolution, sie ist schon längst vorüber, ich schrieb Ihnen davon, und Sie erwähnen noch mit keinem Worte der Sache. →

Die italienische Revolution s. III/36/195 bis: *Österreichs Grabe!"* →

Wegen Polen ist es sehr schwer, die Wahrheit zu erfahren. Die polnischen Blätter lügen und müssen lügen, um die Begeisterung des Volkes nicht erkalten zu lassen. So heißt es heute wieder, in Petersburg sei eine Revolution ausgebrochen, und die halbe Stadt sei abgebrannt. Die

preußische Staatszeitung teilt, wie sich von selbst versteht, nur Nachrichten oder Lügen mit, welche den Russen vorteilhaft sind. Die *Allgemeine Zeitung*, die oft gute Korrespondenzen hatte, steht jetzt unter strenger Zensur. Und so hat man gar keine reine Quelle aus Polen, und nur das Entschiedenste wird man mit der Zeit erfahren. – Eben lese ich in der *Abendzeitung* eine Nachricht aus dem *Journal de Francfort:* Der General Zimiecki habe mit 10000 Mann ein feindliches Korps von 20000 geschlagen. Das ist ein Zeitungsartikel recht à la censure bereitet. Man sagt nicht, ob Zimiecki ein Pole oder Russe, ob die Russen oder die Polen geschlagen. – Don Michel ist verjagt, Donna Marie ist in Lissabon als Königin ausgerufen. Die Nachricht ist bestimmt. Es ist ein Herd der Tyrannei, und die dürren Blätter fallen. [Vgl. III/36/196]

Der Malss leidet am Unterleibe und sieht oft schlechter aus, als er krank ist. Dieses zu Ihrer Beruhigung, wenn Sie etwa verliebt sein sollten in den Mann. – Ich hätte heute bestimmt an den Dr. Goldschmidt geschrieben, ich hatte aber eine solche Wut gegen ihn, daß ich es wieder verschob. Gestern abend besuchte mich wieder sein Empfohlener, der Dr. Lorch. Heiße Tränen kann ich vergießen, wenn dieser Mensch zu mir kömmt, und ich frage murrend den Himmel, ob er denn nicht habe machen können, daß ich oder dieser Lorch gar nicht auf die Welt gekommen. Er kömmt zwar selten, wenn er aber kömmt, spüre ich es sechs Wochen in den Eingeweiden. Für jeden seiner Besuche ein Glas Wasser mit Arsenik trinken, das hielte ich für einen vorteilhaften Tausch. Er könnte ganz Paris mit Langweile versorgen und behielte noch genug davon übrig, selbst langweilig zu bleiben. [...] Und ein Schlemihl! Gestern, da er mich besuchte, war gerade noch ein anderer Deutscher bei mir, und da fragte er mich: wie heißen die Pariser Belletristen? Die

sollte ich ihm in Kürze alle nennen! Als wären nicht alle Pariser Belletristen. Der andere mußte laut auflachen.

Die Kammer wird aufgelöst s. III/36/196 bis: *auch für uns.* – *Körbe herbei!* erst i. ED. –

Wie traurig ist der Tod der jungen Trott [?]. Ich begreife nicht, wie so etwas geschehen kann, wie nicht eine Mutter auf Bällen ihre Tochter besser bewacht! Wieviele Mädchen haben sich schon in den Tod getanzt und getrunken. Eltern, die ein solches Unglück trifft, sind gar nicht zu bedauern. Es ist ihre eigene Schuld.
Morgen vormittag muß ich den Brief, weil er rekommandiert wird, selbst auf die Post tragen. Dann besuche ich vielleicht eine musikalische Todesfeier, die für Kosciuszko gehalten und wobei für die Polen gesammelt wird. Dann werde ich keine Zeit haben, etwas hinzuzufügen, und ich schließe heute schon den Brief. — Über die Salons habe ich Ihnen meine Meinung schon gesagt. Sie können sich denken, daß ich überall hinkommen kann, das kann jeder in Paris und ich besonders, da der Einführende etwas zu meiner Empfehlung sagen kann. Aber ich bin leider zu träge. Ich würde selbst glauben, daß meine Unfertigkeit im Französischen mir die hiesigen Gesellschaften verdrüßlich machte; aber ich erinnere mich, daß ich in Deutschland an fremden Orten nicht weniger saumselig war, Gesellschaften, wo ich gut wäre aufgenommen worden, zu besuchen. →

Ich habe mehr Neigung für Massen s. III/36/196 bis: *trägen Menschen.* – *mich trägen Menschen* i. O: *den trägen Börne.* →

Und wenn ich nicht so träge wäre, könnte ich Sie so lange lieben? — Das Wetter ist wieder schlecht. Regen, Wind und Sonnenschein wechseln wie im April. Vielleicht haben wir Mai im März. Meine Abreise wird sich am meisten nach dem Wetter richten. Wenn der März schön ist warum soll ich den ungewissen April abwarten? — Wie ich soeben in der Zeitung gelesen, hat Rothschild gestern

abend einen Kurier nach Frankfurt und nach London geschickt. Daran kann nur Italien schuld sein. [. . .]

Ihr ewig fauler B.

339.

Nr. 57
ad 53 *Paris, Donnerstag, d. 24. Febr. 1831*

Sonnenaufgang 6 U. 37 M.
Untergang 5 U. 24 M.

Die Krönung Napoleons von David s. III/37/196–203 bis: *reizende Nachlässigkeiten.* – S. 196 *von David gemalt / gemalt* erst im ED. – S. 199 *jeder an seiner Stelle* im O: *jeder an seinem Pole.* – *der Zeit zu dienen brauchte, keinen Menschen* im O: *der Zeit zu dienen brauchte, keinem Menschen.* – *der Höchste* im O: *der höchste.* – S. 200 *zu besudeln und sich* im O: *und* gestrichen. – S. 201 *aufmerksamer auf Medor* im O recte: *aufmerksam auf Medor.* – S. 202 nach: *Armer Medor!* folgt im O: *Möge Lafayette glücklicher enden als du! Möge er sich nie auf dem Grabe der Freiheit verzehren.* – S. 203 *wie wohlgezogene* im O: *wie wohlerzogene.* – *was in den Dichtungen* im O: *was den Dichtungen.* – →

Die erste und vollständige Komödie heißt: *Les Espagnols en Danemark.* Es war 1807, als Marquis Romana mit einer spanischen Armee sich den Franzosen anschließen mußte. Aber Romana verließ Napoleon und ließ sich von englischen Schiffen mit seinen Truppen nach Spanien führen. Die Pariser Polizei, welche dem Romana nicht traute, schickte ein schönes Mädchen nebst Mutter in das spanische Hauptquartier, dort zu spionieren. Es fand sich auch gleich ein junger Offizier, Romanas Adjutant, der sich in die Französin verliebte. Diese aber wird von einer wahren Leidenschaft gegen den Jüngling gewonnen und, statt ihn zu verraten, gesteht sie ihm alles. Er nimmt sie als seine Frau mit nach Spanien.

Das zweite Stück heißt — aber erschrecken Sie nicht — *Une femme est un diable.* Ein schönes Mädchen erscheint

als Zauberin angeklagt vor dem Gericht dreier Inquisitoren. Die heiligen Männer lassen sich aber selbst behexen. Jeder sagt der schönen Sünderin ins Ohr, er werde ihr helfen, sie solle nur den andern nicht trauen. Der dritte und der heiligste der frommen Väter ist listiger und behender als seine Nebenbuhler. Er sticht sie tot und entflieht mit der Hexe.

In der dritten Komödie, *L'amour africain*, entzweien sich zwei Araber, alte Freunde und Gastfreunde, um eine schöne Sklavin. Sie gehen mit Dolchen aufeinander los, der eine wird verwundet, der andere getötet. Der Verwundete, in Verzweiflung, daß er seinen Freund gemordet, ersticht auch die Sklavin, die das Unheil durch ihre schöne Augen angestiftet. Jetzt tritt ein Diener in das Zimmer und meldet, das Essen sei aufgetragen. Darauf stehen die Toten wieder auf, sagen: „Das ändert die Sache sehr; die Komödie ist ohnedies aus" und gehen alle drei gesund zu Tische.

In einer andern Komödie öffnet eine junge Witwe ihr Gewissen vor dem Beichtvater und sagt: sie habe an einem Freitage aus Versehen eine Fliege verschluckt und sie wisse nicht, ob eine Fliege Fleisch oder Fastenspeise sei. Das beunruhige sie . . . Mit solcher Laune geht es durch alle Komödien.

Gestern habe ich Comtes s. III/37/203–205 bis: *Kinder lachen?* – S. 204 *Mayeux ist eine* im O: *Mayeux ist eigentlich eine.* – *Davor müsse man* im O recte: *Davor mußte man.* – *Konditorjunge absetzt* im O recte: *Konditorjunge absetzte.* – –>

Samstag d. 26. Febr. Paganini ist angekommen, und bringen Sie mir auch meine beiden flanellenen *Badmäntel* mit. Die Revolution in Lissabon ist abermals mißlungen, aber in Italien geht es gut. Nach offiziellen Nachrichten, die der *Moniteur* mitteilt, schlug man sich beim Abgange des Kuriers in Rom. Den Polen geht es

gut bis jetzt. Die schlechten Wege und aufgetauten Flüsse verhindern die Hauptarmee der Russen nachzurücken, und ihr Vortrab ist isoliert. →

Jetzt wird das Eis überall brechen s. III/37/205 von: *Bald wird* bis: *gerettet werden.* →

Es müssen entscheidende Dinge sich bereiten, denn Rothschild schickt alle Tage Kuriere nach allen Seiten der Welt hin. Machen Sie nur, daß wir viel Geld in der Lotterie gewinnen, damit wir nächsten Sommer Flügel haben. Wir werden sie brauchen. Denn während wir in Baden guter Dinge sind, wird vor uns, hinter uns, rundumher, Rauch und Feuer sich erheben, uns den Ausweg versperrend, und nur die Flucht durch die Luft wird uns übrigbleiben. Und lassen Sie darum alle schwere Angst zu Hause, Sie können Sie ja später durch den Fuhrmann nachkommen lassen. Sie müssen leicht und leichtfertig sein. Und schaffen Sie sich eine lustige und fröhliche Gesellschafterin, die im Notfall die Marketenderin machen kann. Ich, die blanke Schreibfeder in der Hand, Sie eine Stricknadel und die Gesellschafterin das Branntweinfäßchen auf dem Rücken — das muß herrlich sein.

Allons enfants de Francfort
Allons enfants de la rue des juifs
Pour la liberté bravons la mort
Contre les tyrans élevons nos canifs! *bis*

Die englischen Blätter s. III/37/205 bis: *Darum Krieg! – die Welt beherrschen* im O recte: *die Welt beherrschten.* –

Chantez la guerre, chantez la victoire
Belles femmes des bords du Main
Chassez vos maris de leurs sombres comptoirs
Rappelez vos amants d'auprès le vin. —

Glücklicherweise kömmt Ihr Brief, ich hätte sonst wer weiß wie lange noch fortgedichtet. — Liebe Frau Ängstlichkeit! Was haben Sie sich denn mit Mainz in den

Kopf gesetzt? Warum fürchten Sie es? Warum soll ich es fürchten? Das geht nicht mit rechten Dingen zu, Sie scheinen ein böses Gewissen zu haben. Wahrscheinlich haben Sie mit der französischen Regierung angezettelt, ihr die Festung Mainz zu überliefern, und die Österreicher und Preußen haben Wind davon bekommen und passen Ihnen auf. Das sind nun wieder von Ihren tollkühnen Streichen! Aber, was habe ich Unschuldiger damit zu schaffen? Warum soll ich nicht nach Mainz?
Sie wollen, ich soll meine Reise nach Deutschland verschieben, und Sie vergessen ganz an meinen achten Band. Es liegt mir nichts an Campe, aber ich möchte um meiner selbst willen mir die Arbeit vom Halse schaffen, um mir den Sommer frei zu machen. Wie können Sie sich nur denken, daß ein Straßburger Kutscher einem fremden unverbürgten Menschen ein[en] Wagen nach Paris führen wird? Wenn ich nun unterdessen Reue bekomme, wer entschädigt ihn? Kann er mich in Paris auffinden? Kann ich nicht früher abreisen? Und soll ich mich auf drei Wochen voraus binden? Es bleibt eine unvergleichliche Jeanettade! Wenn ich mit einem Mietwagen reisen will, kann ich ja hier einen bessern als in Straßburg bekommen. Aber soll ich fünfhundert Franken ausgeben und 8 1/2 Tage auf dem Wege zubringen? Das können Sie doch nicht von mir verlangen, daß ich wegen Ihrer Festungsverräterei mich ruiniere und zu Tode langweile.
Nach Havre werde ich wohl schwerlich; doch sollte es geschehen, verspreche ich Ihnen feierlich, daß ich mich in keinem Nachen in die See wagen, sondern mir dazu ein Linienschiff von 74 Kanonen mieten werde. — Strauss (ich bitte ihn herzlich zu grüßen) hatte recht, Ihnen nicht seinen Denunzianten zu nennen; aber ich an seiner Stelle würde den Menschen durchprügeln. — In meiner Kommode bei Vallender, in einem Bündel wollener und

anderer Lappen, steckt auch eine *Badhaube von Wachstaffet.* Bringen Sie mir die mit.
Belgien wird keine Republik; sondern es wird einstweilen ein Regent ernannt. Später, wenn der Krieg ausbricht, wird es völlig mit Frankreich vereinigt. Daran ist gar nicht zu zweifeln. Heute abend sehe ich Don Giovanni und die Malibran. Ich freue mich schon auf meinen nächsten Brief und was ich darin ein Narr sein werde. Adieu Landesverräterin! Abscheuliche Festungskrämerin! Und Sie fragen mich noch, wozu ich den Hanf brauchen will!

B.

340.

Nr. 58
ad 54 *Paris, Dienstag, den 1. März 1831*

Mit dieser englischen eisernen Feder, die ich mir heute gekauft und die noch nie gebraucht worden, will ich mich etwas über Sie lustig machen. Ich kann sie nicht schöner einweihen. Nehmen Sie sich in acht, die Feder ist verdammt spitz und durchsticht fast das Papier. Sie schrieben mir in Ihrem vorigen Briefe, Sie wollten mir später *weitläufig* auseinandersetzen, wie töricht es von mir wäre, nach Mainz zu reisen, und daß Sie *durchaus dagegen sind.* Warum wollen Sie mir Ihre Weisheiten länger vorenthalten, warum teilen Sie mir sie nicht gleich mit? Aber, daß es mich keine von den drei Seiten Ihres Briefes koste! Sondern machen Sie eine Extraseite daraus. Schreiben Sie mir also nächstens *weitläufig*, warum ich nicht nach Mainz soll, und warum Sie ein solches Grauen vor dieser Bundesfestung haben. Aber ich muß die Feder weglegen, sie ist gar zu grausam.
Hat Ihnen mein Brief mit den Wechseln in Frankfurt auch Porto gekostet? Ich habe hier, ob er zwar nicht

frankiert war, 4 fr. 6 sous dafür bezahlen müssen. – Bringen Sie mir auch meinen *Badthermometer* mit. – Ich schicke Ihnen den Brief an meine Schwester offen. Versiegeln Sie ihn, lassen Sie aber die Oblate erst trocken werden. Sie brauchen ihn ja erst den andern Tag hinzuschicken. – Vergessen Sie ja nicht, sobald Sie die Entscheidung erfahren, ob wir den 1sten März in der Lotterie gewonnen oder nicht, mir es sogleich zu schreiben. Es liegt mir nur daran, die Summe zu wissen, denn, daß wir gewinnen, daran zweifle ich nicht.
Rothschild hat vorgestern wieder drei Kuriere an einem Tage weggeschickt. Es müssen doch wichtige Dinge im Werke sein.

Der Geist freier Untersuchung s. III/38/205–209 bis: *Stockschläge bekommt.* – S. 206: *Wenn sich die Kinder hier* im O: *Wenn sich die Kinder des Sattlers Stiebel.* – S. 207 nach: *nicht falsch gelesen* folgt im O: *Daß Sie mir nur ja den Artikel abschreiben lassen!* –

Mittwoch d. 3. März. Was bedeutet das? Ich habe gestern keinen Brief von Ihnen erhalten. Es ist das erste Mal, seit ich hier bin, daß der Brief am bestimmten Tage ausgeblieben. Wenn er nur heute kömmt. Ich bin so verstimmt, daß ich gar keine Lust zum Schreiben habe.
Der Saphir fängt künftige Woche Vorlesungen an, nach Art derjenigen, die er in München gehalten. Jede Woche eine. Vier Vorlesungen 10 Franken. Wo er aber Zuhörer bekommen will, weiß ich nicht recht. →

Ich teile Ihnen s. III/38/209 f. bis: *Vorlesungen zu halten.* – S. 209 *Witz und Land* im O recte: *Witz noch Land.* – →

Das Thema der ersten Vorlesung ist: Philosophischer Spaziergang des Boef-Gras am Karnevals-Dienstage 1831 durch die Straßen von Paris.
Gott sei Dank! Ich erhalte soeben Ihren Brief, dessen Ausbleiben mich geängstigt. Datum und Frankfurter

Postzeichen sind vom Freitag d. 25. Ich kann mir darum gar nicht erklären, warum er einen Tag zu spät angekommen. Ehe ich Ihren Brief bekam, war ich zu verstimmt, und jetzt ist es zu spät zum Schreiben. Der Brief wird also kürzer werden als gewöhnlich. – Mit dem Wechsel von 1000 Taler können Sie es halten, wie Sie wollen. Überlegen Sie mit Sachverständigen, ob es zweckmäßig ist, ihn zu verkaufen. Campe will ja den Verlust ersetzen. Auf jeden Fall wird er ja in Leipzig erst verkauft.

Ich zittere s. III/38/210 bis: *siegen.*

Der Aufruhr der Soldaten in Göttingen wird heute im *Temps* umständlich erzählt. Sehen Sie doch, sich das Blatt zu verschaffen. Ich weiß nicht, ob es auch im *Constitutionnel* steht. Die Soldaten haben den Offizieren das Essen ins Gesicht geworfen und ihnen die Degen zerbrochen. *Das ist höchst wichtig!* Diesmal haben Studenten und Bürger gar keinen Teil daran genommen. Der Aufruhr ging aus der eignen Stimmung der Soldaten hervor. Es kömmt auf das erste Beispiel an. Die Tyrannen werden blaß werden. – Der Artikel von Strauss ist sehr hübsch. Ich wußte gar nicht, daß er so viele Bildung hat. In den *Figaro* oder ein anderes hiesiges Blatt ist aber der Artikel nicht zu bringen. Er ist zu lang, und unser deutscher Jammer interessiert die Franzosen zu wenig. – Also der Großvater der *Didaskalia* ist gestorben? Hat sie Trauer angelegt? – Warum machen Sie mir Vorwürfe wegen Ihrer österreichischen Papiere? Wenn ich nicht wäre, hätten Sie ja Ihr ganzes Vermögen hineingesteckt. Adieu für heute

B.

Wie freue ich mich auf die Hrn. Janson und Goldschmidt, nämlich auf ihren Tabak.

341.

Nr. 59
ad 55 *Paris, Donnerstag, d. 3. März 1831*

Die Romane des Paul de Kock s. III/39/210–215 bis: *ich muß weinen.* – S. 210 *mit welchen ein Fremder . . . kommt* im O: *mit welchen ein Fremder im Leben in gar keine Berührung kömmt, sowenig als die eingebornen Pariser der höhern Stände selbst.* – S. 210f. *so weit hergekommen* im O: *so weit herzukommen.* – S. 212 nach: *lui auriez donné* folgt im O: *Ich werde mir das merken für Baden.* – S. 213 *die Kinder der Tyrannei* im O: *die Kinder der Tyrannen.* – S. 214 *Wie hat dieser Despot* im O: *Was hat dieser Despot.* – S. 215 *Ist es nicht schmachvoll . . . . . einen Deutschen* im O erst an späterer Stelle. –

Die Marie war gestern bei mir mit ihrem Manne. Zu jeder andern Zeit hätte ich mich gefreut; aber ich war gefühllos für alles. Doch habe ich das versteckt, so viel als möglich, und sie freundlich aufgenommen. Ich habe sie auf heute nebst Dr. Sichel und Hiller zum Essen eingeladen.
Ihr Brief, den ich soeben erhalten, hat mich etwas ruhiger gemacht, aber nicht viel. Von dreitägigen Siegen wissen wir hier schon. Unsere Nachrichten gehen bis zum 22sten. Hätten Sie mir nur wenigstens das Datum, bis zu welchem die Frankfurter Nachrichten reichen, [mitgeteilt]. Heute abend werden wir wohl wissen, wie es aussieht. Seien Sie darum nicht besorgt wegen meiner Gemütsbewegung. Das wird vorübergehen. Ich habe seit sechs Monaten viele Freude gehabt, ich darf auch einmal Schlimmes ertragen. Wir lachen doch zuletzt. Aber einen Brief von der gewöhnlichen Länge kann ich heute unmöglich schreiben. Wenn die Polen entscheidend siegen, erhalten Sie zur Entschädigung einen doppelten Brief.
Wie leid tut es mir, den Jacobs nicht hier gesehen zu haben. Das hätte mir viel Freude gemacht. Grüßen Sie ihn von mir. – Es läge mir viel daran, die Adresse von

Herold in Straßburg zu erfahren. Schicken Sie doch deswegen zu seiner Schwester, die nicht weit von Ihnen in der Langen Straße wohnt.

Ist es nicht schmachvoll s. III/39/215 bis: *Deutschen. – allein* erst im ED – →

Dr. Donndorf war eben bei mir. Er hat die heutigen deutschen Blätter gelesen, die viel Schönes, viel Hoffnungsreiches von den Polen erzählen. Das hat mich etwas aufgeheitert. Gott wacht immer, wenn es auch Nacht ist.

Die Geschichte von *Medor* ist wörtlich wahr, wie ich sie erzählt. – Heines Primadonna (doch ohne Namen erschienen) habe ich gelesen. Ist nicht viel daran. – Der junge Flörsheim, *die Perle*, hat mich heute besucht. Ich habe ihn auch zu Tische eingeladen. Das wird eine unterhaltende Zecherei werden. – Auf schönere Tage, auf meinen nächsten Brief. Adieu.

B.

342.

Nr. 60
ad 57 *Paris, Sonntag, d. 6. März 1831*

Sonnenaufgang 6 U. 19. M.
Untergang 5 U. 43 M.

Daß ich ein Dichter wäre nur acht Tage lang! →

Ich wollte s. III/40/215 f. bis: *zu Bette gehen.* – S. 215 nach: *jubeln* folgt im O: *Nun, heißa juchei! – gleich spätere Nachrichten* im O recte: *gleich späte Nachrichten. – auf Füßen wie Ton* im O recte: *auf Füßen von Ton.* – S. 215 f. *Dann wenn ein Tyrann.* im O: *Dann wenn Tyrannen.* –

Gestern habe ich dem Janson ein splendides Diner im Café de Paris gegeben und die Leute dazu eingeladen, von welchen ich Ihnen geschrieben. Es ist mir lieb, daß der Flörsheim dabei war; er wird gewiß in Frankfurt von meinem prächtigen Leben hier erzählen, und, wenn es meine Brüder erfahren, werden sie seufzen und trau-

rig ihre Kinder ansehen und ausrufen: Ihr armen Würmer, wie wird es euch einmal ergehen! Der Flörsheim ist gar kein so übler Mensch. – Vergessen Sie ja nicht, mir des Kandidaten Herolds Adresse zu verschaffen. Ich meine, Sie könnten seiner Schwester ein paar Worte schreiben. „Herr Dr. Börne in Paris wünscht die Adresse Ihres Bruders in Straßburg zu erfahren, um ihn bei seiner baldigen Durchreise besuchen zu können. Ich bitte in seinem Namen darum.“ [– – –].

Solange das Schicksal s. III/40/216–220 bis: *um ein Drittelchen.* – S. 216 *„Don Juan“ gehört* im O: *Don Juan gesehen.* – S. 217 *ist der „Juan“ wie* im O recte: *ist Don Juan wie.* – *bei Herrn* *** im O: *bei Herrn Schaffraneck.* – S. 219 *von den polnischen Angelegenheiten* im O: *von den polnischen Nachrichten.* – *oder 74 oder 78* erst im ED. –

Von meiner Abreise kann ich noch nichts Bestimmtes sagen. Das hängt vom Wetter, von Krieg und Frieden und andern Dingen ab. Aber am spätesten reise ich um die Mitte Aprils, und da müssen Sie also bei der Hand sein.

Dienstag d. 8. März. Ihr heutiger Brief ist sehr kurz. Es ist mir recht, daß Sie künftig statt freitags samstags schreiben. Nur fürchte ich, daß Sie an Ihrem Schawwes Besuch bekommen und sich stören lassen, und dann hätte ich nur Schaden dabei. – Sie machen so dumme Fragen, daß sie der gescheiteste Mensch nicht beantworten kann. Von welchen Kanonen im Panorama von Navarin reden Sie denn? Daß die Kanonen auf der Flotte ringsumher, wie die See, wie die Schiffe und alles, gemalt sind, das versteht sich doch wohl von selbst. Aber das Schiff, auf welchem sich der Zuschauer befindet, und von dessen Verdeck er die Schlacht sieht, hat wirkliche Kanonen von natürlicher Größe. Natürlich nur von Holz, nicht von Eisen.

Die Marie Kramm erzählte mir, Sie dächten viel daran, nach Paris zu kommen. Ist das wahr? Wollen Sie mir

nicht Ihre geheime Pläne mitteilen? Sie sollen mir herzlich willkommen sein. Mein ganzes Haus hier steht zu Ihren Diensten.

Das deutsche Blatt s. III/40/220–222 bis: *zu weinen.* – S. 221 nach: *freimütiges Wort* folgt im O: *und das macht mir die größte Lust, am Straßburger Blatte mitzuarbeiten. Vergessen Sie ja die Adresse nicht.*

Der *Narr* Napoleon soll bleiben, auf meine Verantwortlichkeit. Der ist ganz an seinem Orte. –

Warum wundert Sie s. III/40/222 f. bis: *mit einer bleichen Wange.* – S. 222 *die herrliche Straße* im O recte: *die herrlichen Straßen.* – S. 223 *wahrscheinlich mache* im O: *wahrscheinlicher mache.* – *Es war zu schön* erst im ED.

Die Jansons waren eben bei mir. Die arme Marie sehnt sich sehr nach Hause zu ihrem Kinde. Es geht ihr wie allen Fremden; das viele Sehen und Hören und alle die Merkwürdigkeiten, das scheint ihr Fronarbeit. Sie reisen künftigen Samstag wieder zurück und unmittelbar nach Frankfurt. Sie wollten früher nach Brüssel.
Heute spielt Paganini zum ersten Male im französischen Opernhause. Schon vorgestern morgen schickte ich Conrad nach einem Billet, und da mußte er 1 1/2 Stunden an der Kasse warten, bis die Reihe an ihn kam. So groß war das Gedränge. Die geringsten Plätze kosten 6 Franken und so hinauf bis 20. Der größte Teil des Parterres ist zu gesperrten Sitzen genommen worden, die 20 fr. kosten. Das Konzert wird 30 000 fr. einbringen, von welchen dem Paganini, nach dem, was er dem Theater abgeben muß, wenigstens 20 000 fr. übrigbleiben. Der Hund! Neulich sollte er beim König spielen und hatte schon zugesagt, das Konzertprogramm für den Hof war schon gedruckt, da ließ Paganini noch spät absagen. Der Geiz war ihm gekommen, und er fürchtete, es möchte seinem Konzerte schaden, wenn so viele Menschen bei Hofe ihn unentgeltlich hörten. – Was spricht man in Frankfurt von den

englischen Angelegenheiten? Das kann wichtig werden. Adieu. Trösten Sie sich wegen Polen. Ich auch tue alles mögliche, mich zu beruhigen.

B.

343.

Nr. 61
ad 58 *Paris, Freitag, den 11. März 1831*

Noch immer weiß s. III/41/223 f. bis: *größere Dummheit.* – S. 223 *die neuesten Nachrichten* im O: *ja die neuesten Nachrichten.* – *Was kann das ..... den Nikolaus fürchtet* erst im ED. – *Die Regierung* im O: *Die hiesige Regierung.* – S. 224 *Wenn der Jude Rothschild* im O: *Jude* unkenntl. gem. –

Der Goldschmidt ist angekommen, er war schon zweimal bei mir. Sagen Sie, ist der junge Mann fromm? Ich sagte ihm gestern, wir wollten einmal zusammen essen, und da brach er ab, als wollte er nichts davon hören. Aber was geht's mich an? Mag er ein Narr sein, er hat mir Tabak mitgebracht.

Ich habe jetzt den Kredit, den ich von Speier an Eichthal hatte, erschöpft. Es standen noch 2000 fr., die ich mir heute geholt. Ich brauche das Geld nicht, da ich erst kürzlich den Wechsel von 1400 fr. einkassiert, aber *unter uns gesagt*, die bösen holprigen Zeiten machten mir angst. Ich dachte beständig daran, der Speier oder der Eichthal könnten den Hals brechen, und dann hätte ich kein Geld. Diese meine Ängstlichkeit ist, was Sie auch sagen mögen, weit mehr zu entschuldigen als die, welche *Sie* haben werden, wenn Sie erfahren, daß ich gegenwärtig 3300 fr. im Hause habe. Doch können Sie sich beruhigen. Ich schicke das Geld nach Vincennes in Verwahrung, wo zwei Regimenter Artillerie liegen, und da wird es sicher nicht gestohlen. Die Menschen hier müssen große Furcht haben und ihr Geld reisefertig halten. [– – –].

Mit Worten s. III/41/224–226 bis: *Punsch.* – S. 225 *Er war der prächtigste Tölpel ... er war zum Malen* im O beide Male: *es war.* – *nicht so gut gefallen* im O: *nicht so sehr gefallen.* –

Ich komme soeben von Jansons, mit welchen ich zu Mittag gegessen habe. Sie reisen morgen mittag mit der Diligence ab und werden Mittwoch abend oder Freitag mittag in Frankfurt eintreffen. Dann können Sie also die neuesten Nachrichten über Ihren Geliebten erfahren. Aber es scheint, es liegt Ihnen nicht viel an dem Geliebten. Jansons haben mir erzählt, Sie hätten vor ihrer Abreise versprochen, oft in ihren Laden zu kommen, aber Dorchen Hess habe ihnen geschrieben, daß Sie noch nicht ein einziges Mal dort gewesen. Vielleicht erzählen sie Ihnen auch, daß ich hier wie ein Sausewind lebe und Ihnen sozusagen untreu geworden bin. Aber glauben Sie kein Wort davon.

Gestern mittag s. III/41/226 f. bis: *des Redakteurs des Journal des Débats.* – S. 226 *bis 16 Jahren aufgeführt* im O: *bis 16 Jahren alt aufgeführt.* – *nicht vorstellig machen* im O: *nicht anschaulich machen.* – →

Sie ist von Körper sehr elend, an den Füßen gelähmt, so daß sie getragen werden muß. Aus diesem Grunde und weil Bertin ein reicher und durch seine politische Stellung ein angesehener Mann ist, und auch weil man ein solches musikalisches Talent an einem Frauenzimmer, der Seltenheit wegen, glaubte berücksichtigen zu müssen, hat alle Welt alles mögliche getan, der Oper Eingang und Beifall zu verschaffen. →

Die königliche Familie kam zur ersten Vorstellung s. III/41/227 bis: *zum Darstellen.* – Anstelle: *denn das Journal .... Blatt* hat O: *Ich blieb weg, weil ich das Geld nicht daran wagen wollte, aber der zweiten Vorstellung, wozu ich ein Billet geschenkt bekam, wohnte ich bei.* – →

Es ist aber gewiß eine falsche Berechnung, wenn Eltern, einer geliebten Tochter Freude zu machen, zugeben,

daß sie sich auf eine so gefährliche Art in die Welt hinauswage. Die Oper wurde mit Eiseskälte aufgenommen, und merkte das auch die im Feuer stehende Komponistin nicht, so konnte es doch ihren Eltern, Angehörigen und Freunden nicht entgehen. Es muß doch eine Seelenangst sein, krank davon zu werden. Ich habe das selbst gesehen an einer Verwandten der Bertin. Deren Tante, die Frau des Deputierten Bertin de Vaux, wohnt im Hause bei Valentin. Am Abende der ersten Vorstellung war ich grade da. Zu unserer Verwunderung kam Madame Bertin schon um 9 Uhr aus dem Theater zurück und stieg zu Valentins hinauf. Sie erzählte: gleich in der ersten Szene wäre dem Faust der Bart abgefallen und hätte am Kinn halb herunter gehängt. Darüber und über den lächerlichen Eindruck, den dieser unglückliche Zufall machen müsse, wäre sie so erschrocken, daß sie Herzklopfen und Schwindel bekommen und, einer Ohnmacht nahe, sich habe müssen nach Hause bringen lassen. Und so saß nun die arme Frau in Todesangst über das Schicksal der Oper und ihrer Nichte von 9 Uhr bis Mitternacht bei Valentin und wartete, bis jemand aus dem Theater kam und Bericht erstattete.

Samstag d. 12. März. Mittwoch abend nach dem Konzerte von Paganini wollte ich auf einen Ball gehen, wo sehr viele elegante Welt war. Er wurde zum Besten einer Waisenanstalt gegeben. Ich überlegte lange hin und her, und endlich entschied ich mich wegzubleiben. Den andern Morgen las ich in der Zeitung, um Mitternacht wäre der Boden des Ballsaales eingebrochen, doch wäre niemand beschädigt worden. Der Herzog von Orleans war auch da, und es schmeichelt ihn, daß im allgemeinen Schrecken alle Welt auf ihn gesehen, ob er sich nicht beschädigt. Der Schrecken der Tänzerinnen, als es ihnen unter den Füßen krachte, muß unterhaltend gewesen

sein. Solches Unglück habe ich hier, daß, wo ein schönes Unglück vorfällt, ich nicht dabei bin.

Ich habe mir vorgenommen s. III/41/227 f. bis: *in den Kopf steige.* – S. 228 *die Brüder Foucher* im O recte: *die Brüder Faucher.* – *Ich danke dem St.* im O: *Ich danke dem Strauss.* —→

Im Falle eines Kriegs wäre es freilich besser, Sie kämen nach Paris. Dazu müssen Sie sich aber gleich entschließen. Wir könnten ja den Sommer so hübsch auf dem Lande wohnen, und Geld haben wir genug. Aber nicht lange besonnen; denn spätestens reise ich den 15ten April ab, und 14 Tage vorher muß ich darnach meine Einrichtungen treffen.

Man fängt s. III/41/229 f. bis: *geschrien.* – Nach: *Odillon – Barrot*, folgt im O: *Salvert.* – *Neununddreißig* im O: *vierzig.* – *O wai geschrien* im O unkenntl. gemacht.

B.

344.

Nr. 62
ad 58 *Paris, Sonntag, d. 13. März 1831*

Sonnenaufgang 6 U. 5 M.
Untergang 5 U. 56 M.

Ich habe von den Jansons gestern noch beim Einsteigen in den Postwagen Abschied genommen. Dort in der Messagerie fiel mir ein, daß, wenn Sie vorher gewußt, daß ich dahin gehen werde, sie mich gewarnt hätten, ja der Diligence nicht zu nahe zu treten, weil, wie wir im vorigen Jahre in der Zeitung gelesen, jemand beim Abschiednehmen unter den Rädern zermalmt worden. Ich gab mir in Ihrer Abwesenheit selbst den guten Rat und hielt mich ein paar Ellen weit vom Wagen entfernt. War das recht, oder soll ich künftig die Vorsicht unterlassen? Aus Dankbarkeit, daß Sie mir das Leben gerettet, habe ich der Marie etwas für Sie mitgegeben und bitte, es genädig aufzunehmen.

Schreiben Sie mir doch nächstens, wie viele Bogen jetzt abgeschrieben sind, und zählen Sie auch, wie viele Zeilen im Durchschnitte auf eine Seite und wie viele Silben im Durchschnitte auf eine Zeile kommen. Darnach werde ich ohngefähr berechnen können, wieviel der Vorrat im Drucke beträgt. – Sind Sie nicht der Meinung, daß ich oder Sie dem Strauss für seine Mühe des Abschreibens etwas schenken sollten? In beiden Fällen könnte ich hier etwas kaufen und es mit Gelegenheit, etwa durch Goldschmidt, nach Frankfurt schicken. Schreiben Sie mir, wieviel ich darauf verwenden soll. Ich meine etwa 30 fr. Ich könnte zweckmäßig eine Sammlung Karikaturen oder Lithographien von den Revolutionsszenen, mit Text, von welchen man sehr schöne hat, schicken. Etwa auch ein Buch. Ich erwarte Ihre Bestimmung.

Heute habe ich in den Tuilerien Ihren Neffen Stern begegnet, der von Holland kömmt und noch niemals hier war. Ich weiß nicht, ist es der Verheiratete, oder ist er noch eine Perle. Er war im vorigen Sommer in Soden bei uns. Ich habe ihn sehr freundlich eingeladen, mich zu besuchen. Ihre Verwandten sind doch glücklich, sie haben alle Füße unter dem Tisch.

Meinen Plan, einen Wagen zu kaufen, werde ich doch noch ausführen, aber auf eine andere und zweckmäßigere Art, als die frühere war, und ich denke, Sie werden nichts dagegen haben. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich Rothschilds Wagen, den mir Stiebel geben will, und den ich mir zeigen ließ, nicht brauchen kann. Er sieht mir zu zerbrechlich aus, ist ganz alt, und bei Regen und Wind müßte ich, um geschützt zu sein, beständig das Fenster zuhalten. Er ist zu kurz, man kann kaum die Füße ausstrecken, und hat lange nicht Platz genug, mein Gepäck aufzunehmen. Damit ist's also nichts. Meine Sorgen, wie ich reisen soll, erwachen wieder, und da führt mich die Not zur Hülfe. Ich habe erfahren, daß

die meisten Leute hier, die sich zu einer Reise einen Wagen kaufen, keinen neuen, sondern ein[en] alten kaufen, die nach Verhältnis sehr billig sind und mir erreichbar. Ich bin darnach gegangen und habe zu meinem Erstaunen gesehen, wie großartig hier auch dieses Geschäft betrieben wird. Bei einem einzigen Sattler fand ich 200 solche alten Wagen, alle numeriert, alle mit Zetteln, auf welchen die Preise bemerkt sind, versehen. Diese Wagen sind darum billig, weil sie nicht in Paris, sondern im Auslande gemacht sind, meistens in Wien. Reisende, die nach England reisen oder in Paris ihr Geld vertan haben, verkaufen ihre Wagen sehr billig, und die Carrossiers können selbst nach einem bedeutenden Gewinn sie wohlfeil ablassen. Ich werde mir einen solchen Wagen für 12 bis 1500 fr. kaufen. Im schlimmsten Falle kann ich ihn in Deutschland mit einigem Verlust wieder absetzen. Diese Wagen sind ganz gut und hübsch, und jeder neue Wagen, wenn er nur eine Reise gemacht hat, sieht nicht besser aus. Ich finde gar nichts Unverständiges dabei, mir für so wenig Geld von meinen Sorgen zu helfen. Mich in einen Hauderer zu setzen und 8 1/2 Tage nach Straßburg zu schleichen und mit der Zehrung 700 fr. zu brauchen, das ist zum toll werden. Ich hoffe, daß Sie meinen Plan billigen werden.

Dienstag d. 15. März. Stern hat mich diesen Morgen besucht und war lange bei mir. Ein furchtbarer Revolutionär, ganz wie sein Vater. Der wird gewiß einmal gehängt.

Nun, Lafitte ist jetzt auch aus der Regierung, der erste s. III/42/230–238, bis: *je suis pape.* – S. 231 *wenigstens in meiner vaterländischen* im O: *wenigstens meine vaterländische.* – *Willen doch nichts Schlechtes* im O: *Willen nichts Schlechtes.* – *Herr * * * hat mir* im O: *Der Goldschmidt war eben bei mir und hat mir.* – *eine Insurrektion gegen* im O: *eine Revolution gegen.* –

Wenn sich der Friede erhält im O: *Wenn Friede bleibt.* – S. 232 *bis an den Jüngsten Tag* im O: *bis am jüngsten Tage.* – *geht man hinaus ..... selbst mit* im O: *wenn man hinausgeht, ist keiner mehr da. Alle weggelacht, und ich glaube, sie lachen selbst mit.* – S. 233 *hoffähig sind wie sie / wie sie* erst im ED. – *nicht verbannt* im O recte: *nicht verbrannt.* – *Die Tartuffe-Natur können sie* im O: *Die Tartuffe-Natur kennen sie.* – S. 234 *Neue Historiker* im O: *Neuere Historiker.* – *als sie es durch pfäffische Geschmeidigkeit so weit gebracht* im O: *als sie es so weit gebracht durch List.* – S. 235 *und lacht unbändig / unbändig* erst im ED. – *tapfer wie ein edler Ritter* im O: *tapfer wie ein alter Ritter.* – S. 236 *Wir sahen auch die Prozession* im O: *Man zeigt uns auch die Prozession.* – S. 237 *Es lebe Joachim!* im O: *Es lebe König Joachim!* –

Mittwoch 16. März. Ihren Brief erhalten. Wahrscheinlich werde ich den 5. April schon abreisen. Da ich in Straßburg und Karlsruhe mich einige Tage aufhalten möchte, so ist es grade die Zeit berechnet, um etwa am 17. Sie in Karlsruhe zu erwarten. Machen Sie sich fertig, den 15ten abzureisen. — Wenn Sie die Schweizerin als Gesellschafterin aufnehmen, werden Sie ihr keinen Gehalt geben müssen und sind Sie das willens? — Vergessen Sie nicht, mir die abgeschriebene Briefe mitzubringen. [— — —]. — Die Hitze im Theater, die übrigens nur bei außerordentlichen Gelegenheiten stattfindet, spüre ich nicht im geringsten. Darüber bin ich hinaus. — Der Retzner ist eigentlich ein Bandagist, und wenn er Rousseaus Kastenbruch heilt, ist er ganz in seinem Gewerbe. Ich kenne ihn und sein Haus. Wer heilt meine Brüche? Treulose Savella! — Wie ich Ihnen oben geschrieben, kann ich mir auch ohne Lotteriegewinst einen Wagen verschaffen. Der Gedanke an die Reise zu Ihnen wurde mir durch die Vorstellung eines schleichenden Hauderers, zu dem ich mich, da ich Rothschilds Wagen nicht brauchen kann, doch hätte entschließen müssen, ganz verbittert. Jetzt bin ich vergnügt. Aber die

Dummheit müssen Sie sich abgewöhnen. Ich habe keineswegs die Kanonen mit Händen angegriffen, um zu wissen, daß sie von Holz sind; das sagte mir mein Verstand, und das hätte Ihnen Ihrer auch sagen sollen. Aber . . .! Trotz Ihres Schreibfehlers wußte ich wohl, daß Sie von Casti sprechen. Bin ich denn ein Esel? Und wie sollte ich Gli animali parlanti nicht kennen! Die habe ich doch oft genug gehört. Sie sehen, ich mache Ihnen Lust, bald zu mir zu kommen. Ich bin in Paris unglaublich fein geworden. – Mit den Lithographien von der Juli-Revolution und die mir als passendes Geschenk für Strauss geschienen, geht es nicht. Sie kosten 72 fr. – Wie hat Ihnen mein Tuch gefallen? Ist die neueste Mode.

Ihr B.

345.

Nr. 63
ad 59 *Paris, Donnerstag, d. 17. März 1831*

Heute sind es sechs Jahrhunderte s. III/43/238–245 bis: *Staatsmänner jammern.* – S. 238 *einen schönen Reisewagen / schönen* erst im ED. – *wenn ich ja in Paris einen Narren* im O: *wenn sich ja in Paris ein Narr – Geld nähme* im O: *Geld annähme.* – *Mehl und Fleischspeisen* im O recte: *Mehl- und Fischspeisen.* – S. 239 *über den Scheitel* im O: *über dem Scheitel.* – *Trompetensprünge* im O recte: *Trompetersprünge.* – S. 240 *ein feineres Äußere* im O: *ein feines Äußere.* – S. 241 *O verdammte Preßfreiheit / O* erst im ED. – nach: *Flora entzückte mich* folgt im O: *(O Didaskalia!).* – S. 242 nach: *Geld genug hat* folgt im O: *Die arme Malibran ist so schlimm nicht daran, sie hat mit der Taglioni nur mein Herz zu teilen.* – S. 243 nach: *Blatt enthielt* folgt im O: *(le Temps), das Ihnen in Frankfurt vielleicht nicht zu Gesicht kommen wird.* – S. 244 *der Z.* im O: *der Zeuner.* – *was euch in Frankfurt gar nicht gleichgültig sein kann* im O: *was mir gar nicht gleichgültig wäre, wenn ich ein guter Frankfurter wäre.* – S. 244/245 *Erzählen Sie das . . . . durchgehen zu lassen* erst im ED. – →

Diese Neuigkeiten haben Dr. Donndorf und Goldschmidt gestern in Frankfurt erhalten. Der Goldschmidt wäre kein so übler Mensch, wenn er nur nicht seine koschere Narrheit hätte. Er ist wirklich nicht trefe, läßt sich aber doch sehr oft bei Christen einladen. Gestern bat er mich zu Tische mit dem Dr. Donndorf. Ich ließ lauter Fastenspeisen bringen, er untersuchte sie aber mit der größten Angst, ob kein Arsenik darin ist. Zuerst kam Erbsensuppe. Ich log ihm vor, da wäre keine Fleischbrühe darin. Schon hatte er den Löffel am Munde, als ihn sein guter Genius vor Verrat warnte, und er ließ sie stehen. Dann aß er Makkaroni mit großem Appetit, ich nahm die Sünde auf mich, denn es war Jus darin. Einen Fisch, der ihm fremd war, aß er nicht. Anfänglich lacht man, zuletzt ärgert man sich darüber. Und jetzt ist noch die Frage, ob es sein Ernst ist, und ob er nicht wegen seines frommen Schwiegervaters den Bigotten spielt.
Soeben war Flörsheims Perle bei mir, um Abschied zu nehmen. Er reist nach Frankfurt.

Haben Sie etwas davon gelesen und gehört s. III/43/245 bis: *etwas hoffen.*

Sie haben sich doch alles gemerkt, was ich nach und nach angegeben, mir mitzubringen. [— — —]. 9. *Tabak*, den Sie mir mitbringen, 3 Pfund. 10. *Ihr Herz.* 11. Eine Gesellschafterin, in die ich mich zur Abwechslung verlieben kann.

Die Lage der Dinge s. III/43/245 f. bis: *Samstag, den 19. März.* – S. 245/46 *Die Verblendung .... so unerklärlich* im O: *Die Verblendung der Deputiertenkammer ist so unerklärlich.* – S. 246 nach: *vom Lande abzuhalten* hat O: *In den Zeitungen werden Sie das Nähere lesen.* –

Gestern hat Saphir seine Vorlesungen angefangen. Es waren vielleicht funfzig Zuhörer da, von welchen aber gewiß nur die Hälfte bezahlt hatten. Von Geist und Art

der Vorlesung ist unnötig zu reden. Saphirs Weise ist bekannt und unveränderlich. Wortspiele, gute und schlechte Witze, es wurde viel gelacht. Der Inhalt war: philosophische Betrachtungen des Mardi-gras-Ochsen. Es war von lauter Ochsen die Rede, und unter den Ochsen geschah auch meiner einige Male Erwähnung. Das war sehr komisch und schmeichelhaft.

Man fängt jetzt III/43/246 f. bis: *dulden und sterben sie.* – S. 247 *Die Renten hüpfen* im O recte: *Die Renten hüpften.* – *die hartmäuligen Diplomaten* im O: *die hartnäckigen Diplomaten.* –

Rothschild hat 10 Billets zu Saphirs Vorlesungen genommen, aber es war keiner aus dem Hause darin. – Habe Ihren Brief erhalten. – Seebach und die andern Darmstädter Bürger wären ja Narren, wenn sie sich zwingen ließen, in Offenbach zu wohnen. Die Regierung hat kein Recht und nicht einmal Gewalt dazu. Man kann sie verklagen, im Notfall selbst beim Bundestage. – Wundert Sie der Frankfurtismus der Reinganums? Sie sind ja beide Kleinstädter von Charakter. – Das Essen, das ich den Jansons gegeben, hat mich zwar viel Geld gekostet, aber es war doch nicht so überflüssig, als Sie denken. Den Dr. Sichel, bei dem ich oft gegessen, hätte ich doch einmal einladen müssen, der Hiller gehört notwendig dazu, und so war es kein großer Unterschied. Übrigens ist das Einladen hier Sitte, und es trifft jeden einmal die Reihe.
Keineswegs ist der Theaterbesuch für mich mit Anstrengung und Widerwillen verbunden. Meine Ihnen bekannte Faulheit macht mir nur den Entschluß, hineinzugehen, schwer; bin ich einmal darin, amüsiere ich mich immer. Wenn das nicht wäre, hätte ich ja nicht die Geduld, vier bis fünf Monate [Stunden] darin zu bleiben.
Denken Sie denn im Ernste daran hierherzukommen? Das wäre merkwürdig! Aber meine Abreise aufzuschieben, werden Sie mich vergebens bereden. Wenn Sie kom-

men wollen, muß es gleich geschehen. Sonst reise ich anfangs April bestimmt ab. Wir könnten den Sommer recht schön in Passy wohnen. Meyerbeer mit seiner Frau, Hiller und andere Bekannte ziehen auch dahin. Für mein Arbeiten aber wäre es freilich besser, wir blieben einige Monate in Baden und reisten dann zusammen hierher.

Also in Frankfurt ist man s. III/43/247 bis: *Kleinstädtisches.* – *nirgends den Menschen* im O: *nirgends die Menschen.* – →

Mut gefaßt, kommen Sie hierher. Den Herbst wollen wir nach dem südlichen Frankreich reisen. Nur viel Geld, an Chausseen und Wirtshäusern fehlt es nicht. Nur allein Meyerbeers neue Oper, Robert le Diable, die gegen Ende Mais gegeben wird, gleich bei der ersten Aufführung zu sehen, lohnte schon die Mühe der Herreise. Wir setzen uns bei der alten Beer in die Loge und genießen das rührende Schauspiel einer *madre piangente.* Im Ernste, das möchte ich gern mitansehen, und die Seelenangst und Seelenfreude des armen Komponisten, seiner Frau und Mutter. Ich höre aber, es wäre gar nicht zu zweifeln, daß die Oper gefällt. Stellen Sie sich nur einmal vor, was hier eine neue Oper einzurichten kostet! Wie mir Meyerbeer sagt, die seinige 80 000 fr. Es ärgert einen recht, daß ein so reicher Mann wie der Beer an seiner Oper so viel Geld verdient. Wenn die Oper gefällt, bringt sie dem Komponisten an seinen Theateranteil nach und nach 30 000 fr. ein. Die Partitur verkauft er für 20 000, also zusammen 50 000 fr. Mozart hat gewiß an allen seinen Opern nicht so viel verdient. – Adieu Madame!

B. geb. W.

346.

Nr. 64
ad 60 *Paris, Sonntag, d. 20. März 1831*

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten s. III/44/247–249 bis: *zurückkehren.* – S. 247 *Kroppenstädt* im O: *Kropstädt.* – S. 248

selige Insel im O: *selige Inseln. – mit Byron zusammenzustellen* im O: *mit Byron zu vergleichen.* –

Montag. 21. Gestern traf ich den Goldschmidt bei Valentins. Der hat sich amüsiert, der hat geschmunzelt! Es waren vornehme Leute da, mit denen er sprechen durfte, christliche Damen, die mit ihm gesprochen. Er hat sehr die Cour gemacht, deutsch und französisch. So ein armer Frankfurter Jud kann sich gar nicht darin finden, wie ein Mensch behandelt zu werden. Wenn nur der Herr Goldschmidt keinen so jüdischen Accent hätte! Das merkt man aber hier nicht. – Den Valentins erging es, wie es vielen hier ergeht. Sie kamen von Hannover nach Paris, um 14 Tage hier zu bleiben, und jetzt sind sie schon 10 Jahre hier. – Bei Valentins fand ich seit einigen Sonntagen ein unverheiratetes Frauenzimmer, in der Nähe der Dreißige, nicht häßlich – das ist eine andere Person wie Sie. Ach, wenn Sie so wären! Sie kam ganz allein von Dresden, sogar ohne Kammermädchen, wohnt ganz allein hier und ist so ungeniert wie ein junger Husarenoffizier. Sie ist die Stieftochter des verstorbenen österreichischen Generalkonsuls in Dresden *Adam v. Müller.* Ich weiß nicht, ob Sie von dem Manne gehört. Er war ein bekannter Ultra-Schriftsteller und wie Friedrich Schlegel, dessen Freund, zum Katholizismus übergegangen. Müller starb vor zwei Jahren in Wien als Hofrat in der Staatskanzlei vor Schrecken, als er den Tod von Friedrich Schlegel und gleich darauf den der Fürstin Metternich erfuhr. Dieser Adam Müller heiratete die Mutter des Frauenzimmers, von welchem hier die Rede ist, Witwe ich weiß nicht vom welchem Manne. Er beredete sie, mit ihren Kindern katholisch zu werden. Sie tat es, aber die Tochter, unsere Dame, wollte nicht, und da sie von ihrem Vater her Vermögen hat, trennte sie sich von ihrer Mutter, lebte früher in Berlin und kam dann hierher. Niemand findet das hier auffallend. Sie aber sind bedenk-

lich, sogar mit einer Gesellschafterin und unter dem Schutze eines betagten und berühmten Mannes, wie ich bin, in Paris zu leben! Ich habe gestern zum ersten Male mit der Dame gesprochen, sie hat einen lebhaften Geist und scheint Bildung zu haben. Sie glaubt nicht, daß sie nächsten Sommer hier bleibt. Wenn das nicht wäre, hätte ich vielleicht den Plan gefaßt, daß Sie mit dem Frauenzimmer hier zusammenleben sollen.

Humboldt kömmt oft zu Valentins. Diese letztern haben mich oft gefragt, warum ich nicht mit ihm spräche, und sie wollten mich ihm vorstellen. Ich wich immer aus. Ich habe in solchen Dingen – ich weiß nicht, ist es Trägheit, Schüchternheit oder Stolz. Ich denke immer, wenn mich einer kennenlernen will, mag er mit mir anfangen. Gestern kam endlich Hr. v. Humboldt sehr angelegentlich zu mir, sagte, er habe mich schon hier vor 8 Jahren, dann in Berlin gesehen, ob ich Familie hätte etc. etc. Er ist ein großer Spötter und schon beim zehnten Worte zog er gegen Berlin los. Er hat hier wichtige diplomatische Aufträge.

Wenn alles das wahr ist s. III/44/249 bis: *aber wenn! – von den Polen* im O: *von Polen. – an Ihrem Herzen* im O: *in Ihrem Herzen. – im vollen Rückzuge* im O: *in völligem Rückzuge. –*

Meine Briefe werden jetzt bald anfangen, mager zu werden. Meine baldige Abreise gibt mir so unzählige Kleinigkeiten zu besorgen, daß ich lange Briefe zu schreiben keine Zeit haben werde. [– – –].

Ich kann es Ihnen s. III/44/249–254 bis: *Polenfreundin gefallen. –* S. 251 *Die ist eine andere* im O: *Das ist eine andere. –* Nach: *dem Akademiker* folgt im O: *Die französischen Akademiker geben auch zu lachen wie die deutschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie es freiwillig tun. –* S. 252 *erinnerte sich mit Wehmut* im O recte: *erinnert sich mit Wehmut. – nennt sie den Stand der Unschuld* im O: *nennt sie Unschuld. – in ganz Versailles die Mittel* im O recte: *in ganz Versailles, der Mittel. –* S. 253 *Mädchen aufgefangen* im O: *Mädchen aufge-*

fischt. – *die junge Unschuld* im O: *die neue Unschuld.* – Nach: *hält ihr im Parc aux cerfs* folgt im O: *den Degen an der Seite.* – *la vertu . . . eh c'est* im O: *la vertu . . . ah c'est.* – S. 254 *vers la contesse d'Aiguillon* im O recte: *vers la contesse, d'Aiguillon.* – *das vortreffliche Spiel* im O: *vortreffliches Spiel.*

Ihr Brief von heute, liebster Engel, setzt mich in Verlegenheit. Da mag sich der Teufel verständigen, wenn die Korrespondenten 72 Meilen und die Briefe 8 Tage voneinander entfernt sind. Sie wünschen, daß ich wegen meiner Abreise noch nichts bestimmen solle, Sie möchten noch Zeit haben, sich [zu] entschließen, einzurichten, wissen nicht, wenn Sie bereit sein werden, ob Sie vielleicht nicht noch hierher kommen etc. Jetzt meinen Sie aber, ich wäre Paris satt, und wollen darum wie gewöhnlich Ihre Neigung der meinigen aufopfern. Aber ich bin Paris keineswegs satt, ich bin nur hungrig nach Ihnen. Ich ging' sehr ungern fort, wenn ich nicht zu Ihnen ginge. Aber wann werden Sie fertig, wann entschieden sein? Nach Paris zu kommen, davon hält Sie ja kein äußeres Hindernis ab. Es kömmt bloß darauf an, es zu wollen. Also entschließen Sie sich, und ich bleibe hier. [— — —].
Sehen Sie sich mit der Gouvernante vor. Nur ja keine kränkliche Person genommen. Eine Französin, die gar kein Deutsch verstünde, wäre sehr vorteilhaft.
Im Sekretär bei Vallender liegt ein Exemplar meiner Schriften roh, auf großem gutem Papier, und zur Korrektur bestimmt, wenn einmal eine neue Auflage nötig werden sollte. Ich bitte Sie, vor Ihrer Abreise dieses Exemplar so zu verwahren, daß es mir künftig in Ihrer Abwesenheit geschickt werden kann, wenn ich es brauchen sollte. — Schicken Sie mir ja die Berechnung der Abschriften, auf die angegebene Art gemacht. [— — —].

Paganinis letztes Konzert s. III/44/254 bis: *O Sitten.* – Nach: *spreche ich* folgt im O: *O Zeiten.*

Kommen Sie nach Paris? Ja oder nein. Sie wohnen ein

paar Tage im Hôtel des Princes, und dann ziehen wir aufs Land. Ihre Gesellschafterin muß auch einen Paß haben. Ihr nächster Brief muß Entscheidung bringen. Ich will keineswegs den Tag Ihrer Abreise erzwingen und Sie genieren; aber wenn ich weiß, daß Sie nicht nach Paris kommen, kann ich abreisen, wenn es mir gut dünkt, und kommen Sie nicht zu mir, komme ich zu Ihnen. Und damit punktum. Ihr gehorsamer Diener.

B.

347.

Nr. 65

ad 61 *Paris, Freitag, 25. März 1831*

Ich werde alle Tage s. III/45/255 f. bis: *Sieg der Deutschen.* – *wird sich jetzt bald* im O: *das wird sich jetzt bald.* – *Habe ich sechs* im O: *Nun habe ich sechs.* – *in dem Rücken* im O: *im Rücken.* – *über die Schultern* im O: *über die Schulter.* – *Freiheit zu uns* im O: *Freiheit nach Deutschland.* – S. 256 *und fällt die Entscheidung günstig aus, trete ich in die Nationalgarde* im O: *und sind Sie dafür, gehe ich unter die Nationalgarde.* – *bedenken Sie sich nicht lange* / *lange* erst im ED. – *nicht unter, und wenn* / *und* erst im ED. – →

Kommen Sie und bringen Sie mir den ganzen Jahrgang der *Didaskalia* mit, daß ich mich daran erquicke – nicht in Frankfurt zu sein.

Das Gesetz s. III/45/260 f. bis: *Augen öffnen.* – S. 260 *unter strengen Bedingungen* im O: *unter strengen Bestimmungen.* –

Chateaubriand hat eine Broschüre für die Legitimität und Heinrich V. herausgegeben. Ich werde sie heute bekommen und Ihnen in meinem nächsten Briefe davon erzählen. Was das aber hier schnell geht! Gestern ist die Schrift von Chateaubriand erschienen, und heute ist schon eine dagegen angezeigt. [Vgl. III/46/261. – *Chateaubriands Schrift* etc. s. Nr. 66 vom 29. März 1831].

Ich fahre in meinem Theaterberichte s. III/45/256–259 bis:

lächerliche Manieren. – S. 256 nach: *Sie mir dafür?* folgt im O: *Nichts.* – S. 257 nach: *sich beeilen* folgt im O: *Sie sind also mein holdes Vespertinchen, und ich bin Referent: Ich sage das ein für allemal. Vergessen Sie das nicht; denn ich kann nicht in der dritten Person sprechen. – die rohe Natur / rohe* erst im ED. – S. 258 *eine gute Ware* im O: *nur gute Ware. – auch neue Fehler* im O: *auch immer neue Fehler.* – S. 259 *des Drama* im O recte: *des Dramas.* – →

Fortsetzung folgt.

Samstag den 26. März. Ihren Brief erhalten. Und dabei will ich gleich bemerken, daß ich noch jedesmal den Empfang Ihrer Briefe angezeigt. Geschah es nicht ausdrücklich, doch immer im Anfange durch das *ad* mit der Nummer. – Ich muß Ihnen ganz recht geben, das Beste ist Baden. Wollen wir künftig (etwa im Falle eines Kriegs) nach Paris, hat es immer noch Zeit. Ich nehme also zurück, was ich im Anfange meines Briefes gesagt. Doch ist es gut, daß es da steht, zum Abschreiben und Drucken. – Ich hoffe, die erwähnte Gesellschafterin wird für Sie passen. Doch ich für mich wäre immer ängstlich, und ich würde mich nie dazu entschließen, eine Person zu engagieren, ehe ich sie selbst gesehen und gesprochen. Und da Sie sie aus der Ferne kommen lassen, ist es doch ein unauflösliches Engagement. Können Sie sich denn auf die Empfehlung der Hannchen, einer *Freundin* des Frauenzimmers, verlassen? Und wenn auch die Kramm ganz aufrichtig wäre, ist sie nicht von ganz anderem Geiste und Charakter als Sie? Muß, wer ihr gefällt, auch Ihnen gefallen? Ich hoffe, Sie werden das alle reiflich überlegt haben.

Wenn ich mich darauf verlassen könnte, daß Sie aus meinen Briefen *alles* haben abschreiben lassen, was nur möglicherweise gedruckt werden kann, würde ich Ihnen raten, die Briefe lieber nicht mitzubringen. Sind Sie aber dessen nicht sicher, ist es besser, Sie tun es. Um das Unglück

eines möglichen Verlustes auf der Reise so viel möglich zu mildern, wäre es gut, wenn Sie Briefe und Abschriften jedes in einen andern Koffer legten; so können sie doch nicht beide zusammen verloren gehen. Aber schieben [Sie] es doch nicht länger auf, auch die frühern Briefe abschreiben zu lassen. Legen Sie lieber die neuern zurück. Die können Sie ja, wenn keine Zeit ist, im Original mitbringen. Das Manuskript gibt im Drucke mehr, als ich gedacht. Das, was Sie mir im heutigen Briefe angegeben, 108 Seiten, betragen 224 gedruckte Seiten oder 14 Bogen. Vor [vom?] vorigen Sommer 4 Bogen dazu gerechnet, und mit dem, was noch abzuschreiben und noch kommen mag, wird es ein starker Band von 24 Druckbogen werden. Der stärkste Band von den 7 hat nur 20 Bogen. Meine enge Handschrift beträgt unglaublich viel. Das, was auf dieser Seite meines Briefes brauchbar ist, macht 7 gedruckte Seiten aus. Eine einzige Seite meiner Briefe beträgt soviel als 4 von den Ihrigen. Sie haben mir nie mehr als drei geschrieben, und Sie sehen also, wie Sie mich verkürzen, und daß Sie sich nicht beklagen dürfen, wenn ich Ihnen von nun an nur eine Seite schreibe. Ich habe nicht mehr Zeit, meine Reisevorbereitungen beschäftigen mich zu sehr. – Ich mußte lachen, daß Sie gefürchtet, ich möchte Ihnen einen Ternaux-Schal schikken. Ja, wenn die Malibran und die Taglioni nicht wäre! Die haben mich seit vier Monaten eine halbe Million gekostet. Aufrichtig, ist mein Tuch hübsch? Es ist etwas Neues und billig. Marie hat mir dazu geraten.

Mit dem Wagen werde ich mit aller möglichen Vorsicht verfahren. Aber wie ich in meinem vorigen geschrieben, ist es noch nicht gewiß, ob ich einen kaufe. Wenn der Rothschildsche Wagen gut ist, nehme ich ihn vielleicht und reise über Mainz. Mit Ihrer Abreise richten Sie es ganz nach Bequemlichkeit ein; aber *schlendern* Sie nicht unnötig. [– – –].

Théâtre des nouveautés (Beschluß). Das zweite Stück, das ich am nämlichen Abende gesehen, heißt *Quoniam*. Herr Quoniam ist Koch. Ohne allen Geist, ohne allen Witz, ohne alles Leben. [Vgl. III/45/259] Aber, warum berichte ich darüber? Ich will die 8 Taler vollmachen. →

Marschall Richelieu s. III/45/259 f. bis: *schnell und gut.* – S. 260 *Einmal unterhaltend* im O: *Einige Male unterhaltend.* –

Adieu

B. g. W.

348.

Nr. 66
ad 62 *Dienstag, d. 29. März 1831*

Ach! Hätte ich Ihnen nur gefolgt. Es bestraft sich doch immer, wenn ich Ihnen nicht folge. Jetzt hat sich aus den Kleinigkeiten in meinen Briefen ein ganz dicker Band zusammengeschrieben. Und das habe ich ohne die geringste Mühe zustande gebracht. Hätte ich nun gleich anfänglich so gearbeitet, würde ich außer dem 8ten Bande noch mit Leichtigkeit einen 9ten vollendet [haben], der mir 3000 Frank eingebracht hätte. Das ärgert mich jetzt sehr. Aber es ist Ihre Schuld. Warum haben Sie mich nicht besser erzogen? Jetzt wird aber wenig mehr zu den Briefen kommen. Schon 8 Tage beschäftigt mich der Ankauf des Wagens, und ich bin noch nicht damit zu Ende. Und so kömmt eine Störung nach der andern.

Chateaubriands Schrift s. III/46/261 ff. bis: *von meinem Plane.* – S. 261 anstelle: *Man muß sie ganz lesen* hat O: *Sie müssen sie ganz lesen, und sie wird wohl in Frankfurt zu haben sein.* – *Lügen auch des mächtigsten / auch* erst im ED. – *wünscht er keineswegs* im O: *will er keineswegs.* – S. 262 *ein ganz anderes Wort* im O: *ein ganz anders lautes Wort.* – *übersah er keinen* im O recte: *übersah er keine.* – *unter Donnern* im O: *mit Donnern.* – *haben das Ähnliche* im O: *haben das nämliche.* – *Chateaubriand zeigt an* im O: *Chateaubriand kündigt an.* –

Auch sagte er im O recte: *Auch sagt er.* – *Heinrich V. willkommen heißen* im O: *Heinrich V. annehmen.* – *Wer kann solchen ... widerstehen?* erst im ED. – 262/63 *Auch denke ich seit einiger Zeit daran* im O: *Ich denke seit einiger Zeit sehr daran.* –

Mittwoch den 30sten März. Da ist Ihr Brief — der vorletzte nach Paris. Antworten Sie mir noch einmal auf diesen Samstag den 2. April, und von da an ferner bis *Freitag den 8. April* schreiben Sie mir Postrestant nach *Straßburg.* Ich werde heute über 8 Tage, Mittwoch d. 6. April, Mittag nach Empfange Ihres Briefes abreisen. Übrigens machen Sie sich keine Sorge über das Wetter. Es regnet zwar jetzt, aber es ist die wärmste Frühlingsluft, und wenn das Wetter zu schlecht ist, verschiebe ich meine Abreise. Ich habe einen sehr bequemen gut verwahrten Wagen, nach der neuen Art, den Bock hinten und vorn frei. Er kostet 1325 fr. Der Sattler Stiebel hat sich sehr gefällig bezeigt, ist täglich stundenlang mit mir herumgefahren und hat sich viele Mühe gegeben, bis er das Taugliche gefunden. Ohne ihn wäre ich gar nicht fertig geworden. Ich werde mir es auch auf dem Wege sehr bequem machen, nicht früh abreisen und nicht spät einkehren. Es liegt mir gar nichts daran, ob ich einen Tag länger oder kürzer auf dem Weg zubringe. Was mich beim Hauderer so sehr ennuyierte, ist nicht sowohl die lange Dauer der Reise als das langsame Fahren und das häufige Aufhalten zum Füttern. Bei Extrapost fallen diese Beschwerlichkeiten weg, ohne daß ich darum eilen will. Auch wegen Abschiednehmen und Einpacken seien Sie ohne Sorge. Das letztere geht mich gar nichts an, das besorgt Conrad. Abschied nehme ich persönlich bei niemand als bei Valentin. Den übrigen schicke ich Karten. Alle Wege, die ich in der Stadt zu machen habe, mache ich ja ohnedies im Wagen.

Vor meiner Abreise werde ich dem Campe schreiben und

ihm auflegen, mir auf meinen Brief unter *Ihrer Adresse* nach *Frankfurt* zu schreiben, und zwar bloß Ihren Namen und meinen gar nicht auf die Adresse zu setzen. Sie müssen also vor Ihrer Abreise den Auftrag geben, daß man Ihnen jeden eintreffenden Brief nachschickt. Schreiben Sie mir ferner, wieviel meine Briefe in der Abschrift betragen. Das macht mir selbst viel Vergnügen. Die 6 Seiten des Ballettbriefs machen einen ganzen gedruckten Bogen zu 16 Seiten. Jetzt sorgen Sie aber auch, daß die rückständigen ältern Briefe auch abgeschrieben werden. – Bringen Sie mir mit: *Raumers Briefe über Paris*; den will ich in meinem 8ten Teile herunterreißen.

Über das, was in Nassau vorgeht, brauchen Sie mir nicht zu berichten, das ist mir längst bekannt; es ist eine alte Klage. Auf unser Geld hat dieser Streit, wenn ihn die Stände gewinnen, eher einen vorteilhaften als nachteiligen Einfluß. Höchstens kann es zur Folge haben, daß das Kapital aufgekündigt wird. Übrigens übernehme ich keine Verantwortlichkeit für Sie, tun Sie, was Sie wollen.

Paganinis fünftes Konzert s. III/46/263 bis: *die Augen ausstechen. – Er spielte Mittwoch* im O recte: *Er spielt Mittwoch. – wie ich glaube* im O: *glaube ich.* – →

Der schäbige Paganini will nicht einmal ein Konzert zum Besten der Armen geben, wozu man ihn aufgefordert.

Was sagen Sie zu diesem kurzen Briefe? Ich kann nicht anders. Bald haben [Sie] mich ja selbst. Sehen Sie sich vor, ich bin sehr hübsch geworden und von einer unwiderstehlichen Artigkeit. Adieu, B.

Ich halte mich einige Tage in Straßburg auf, und etwa den 14. April werde ich in Karlsruhe sein.

349.

Nr. 67

ad 63 *Paris, Donnerstag, d. 31. März 1831*

Polen, Italien, Belgien s. III/47/263–272 bis: *berichten werde.* – S. 263 *der österreich'sche Beobachter* im O recte: *der Österreichische Beobachter.* – *ein rotwangiger Schuft* im O: *ein roter Schuft.* – S. 264 *gehörig scribiert* / *gehörig* erst im ED. – *geldschwere Deutsche* im O recte: *goldschwere Deutsche.* – S. 265 *den Napoleon* im O recte: *denn Napoleon.* – S. 266 *unversöhnlich und bitter* im O: *unverträglich und bitter.* – *wer sie auch nur* / *auch* erst im ED. – S. 267 *und in diesem Falle sollte* im O: *und dann sollte.* – *mir großes Vergnügen* im O: *mir vieles Vergnügen.* – S. 268 *frühreife Empfänglichkeit* im O: *frühreife Empfindlichkeit.* – *die man gefunden* im O: *die man gesammelt.* – S. 271 *Baldevin hört* im O: *Baldwin hört.* – *zweier Unglücklichen* im O recte: *jener Unglücklichen.* –

Das Beste bei der Sache ist, daß obige Auszüge aus Byron und die [!] *Stuss* von der Taglioni wieder 10 gedruckte Seiten betragen. Gestern habe ich noch einmal genau nachgerechnet, wieviel ich in Briefen diesen Winter hätte schreiben können und künftig auf diese Art schreiben und verdienen könnte. Da ich mich dabei wegen meines langen Eigensinns geärgert, will ich den Ärger mit Ihnen teilen. Unter Freunden muß alles gemeinschaftlich sein. Jede geschriebene Seite (so wie im heutigen Brief) macht 8 gedruckte Seiten oder einen halben Bogen. Da ich nun wöchentlich ohne die geringste Anstrengung zwei solcher Briefe, jeden von 2 Seiten, schreiben könnte, beträgt das jede Woche 2 und jeden Monat 8 gedruckte Bogen. Für den Bogen meiner Schriften habe ich 125 fr. bekommen. Nehmen Sie nun an, daß ich neue Sachen ebenso und nicht besser als alte bezahlt bekäme, würde das monatlich doch 1000 fr. betragen. Was sagen Sie dazu? Sollte man mir nicht Ohrfeigen geben? Aber Sie sind schuld an allem. Warum haben Sie mir den guten Rat nicht früher gegeben?

Da ist Ihr Brief. Um im angefangenen Thema fortzufahren: Strauss muß sich verrechnet haben. Um das Verhältnis zwischen Druck und Manuskript zu finden, muß er folgendermaßen rechnen: Im Drucke stehen 27 Zeilen, jede Zeile zu 14 Silben im Durchschnitt. Also hat die Seite 378 Silben. Jetzt muß er im Manuskript die Zahl der Zeilen eines Blattes mit der der Silben jeder Zeile multiplizieren und die Silbenzahl des Drucks hinein dividieren, und da findet sich denn, daß eine (Frankfurter) geschriebene Seite 3 gedruckte machen, wenigstens nach dem, was Sie in Ihrem vorigen Briefe angegeben. Übrigens verbitte ich mir von Ihnen und von Hrn. Strauss, daß Sie die Teile meiner Schriften nicht *Hefte* nennen. Das sind *Bände* und keine Hefte.

Ich muß den Brief bald schließen, denn ich habe allerlei zu besorgen. Sie schreiben mir also nicht mehr hierher, sondern, wie in meinem frühern Briefe bemerkt, nach Straßburg. Ich werde Mittwoch den 6. April abreisen und Ihnen von hier an diesem Tage noch einmal schreiben. Ich erwarte Sie in Karlsruhe, aber kommen Sie sobald als möglich. Sie reden vom *Ende* Aprils, und ich werde den 14ten schon dort sein. Da müßte ich also lange warten. Doch ich werde alles zufrieden sein, tun Sie nur das Mögliche. [Einige Worte unkenntl. gem. – viell.: Der Goldschmidt ist ein Esel.]

Der Ihrige B.

350.

Nr. 68
ad 64 *Paris, Sonntag, d. 3. April 1831*

Das ist also der letzte Brief, den Sie aus Paris von mir bekommen. Das Wetter ist heute herrlich, und ich hoffe, daß es nur so bleibt bis zu meiner Abreise. Jetzt ist bald Leipziger Messe, und da werden Sie wohl die beiden

Wechsel auf Campe, den von 400 Tlr. zur Bezahlung und den von 1000 zur Akzeptation dorthin schicken. [— — —]. Ich habe diesen Morgen genau berechnet, wieviel mein Sodener Tagebuch im Drucke beträgt. Das macht nun auch wieder mehr als ich gedacht. Es beträgt 6 1/2 Bogen Gedrucktes. Es wäre doch merkwürdig, wenn ich zwei Bände noch zustande brächte. Sie sehen, wie gut Sie tun, wenn Sie mir in allem folgen. Habe ich Ihnen nicht immer gesagt, Sie sollten mich Briefe schreiben lassen? Aber der Eigensinn!

Fragen Sie doch Reinganum, ob ich nicht wohl daran täte, wenn ich jetzt auch um das Frankfurter Bürgerrecht anhielte, da es doch nicht[s] kostet, und ob er in meiner Abwesenheit dieses nicht einleiten könnte? In diesem Zeitenwechsel geht vielleicht mit Frankfurt auch eine politische Veränderung vor, und da ist es doch immer besser, man hat Ansprüche an Grund und Boden des Staats. — Ich habe heute der Pauline ihre Eltern noch einmal besucht. Der Bruder ist beim zweiten Husarenregiment angestellt und sagt mir, daß er eine gute Stelle habe. Sein Regiment steht an der Grenze von Belgien, und er wird diese Woche dahin abgehen.

Noch einiges von Lord Byron s. III/48/272–276 bis: *gestolpert ist.* – S. 274 *wo ist das Geheimnis* im O: *wo ist da Geheimnis.* – S. 275 *sehr wenig waren* im O recte: *sehr wenige waren.* – *unter der Beschuldigung* im O recte: *unter den Beschuldigungen.* – *und glaubte selbst allgemein* im O recte: *und glaubte fast allgemein.* –

Mittwoch d. 6. April. Ich werde heute noch nicht, sondern erst morgen abreisen. Ich habe allen Bekannten auf heute meine Abreise angekündigt. Man hält mich für abwesend, und nun will ich sehen, wie sich Paris aufführt, wenn es sich für unbeobachtet hält. — Sie können mir bis *Samstag den 9. April* nach Straßburg schreiben. — Eben schickt mir Madame Valentin noch eine Büchse von

Konfitüren auf die Reise. Dort im Hause haben sie mich alle sehr gern, Männer und Frauen. – *Tabak* nicht vergessen mitzubringen, so viel wie möglich. – Ich erhalte soeben eine Visitenkarte von der Pauline ihrem Bruder. Er nennt sich Chigurgien Aide-major au 2me Régiment de Hussards.
Da ist Ihr Brief. Ich werde alle Ihre guten Ratschläge befolgen, auf Pferde, Postillonen achtgeben und im Wagen nicht schlafen. – Ich werde Ihnen *übermorgen von unterwegs* ein kleines Briefchen schicken, damit Sie wissen, daß ich auf dem Wege bin. – Ich habe mich durchaus nicht beeilt mit der Abreise. Diese war schon längst auf Anfang April festgesetzt; ich habe seit 8 Tagen langsam und gemächlich zu[r] Abreise alles vorbereitet, und jetzt bin ich fertig, und darum gehe ich. Ich begreife nicht, warum Sie meine letzten Briefe heftig geschrieben finden. Sie sind nur kürzer als gewöhnlich. Übrigens habe ich sie so ruhig geschrieben als sonst. – Mit Raumers Briefen können Sie es lassen. – [– – –]. Bin durch Besuch gestört worden. Muß schließen. Adieu.

351.

Nr. 69 Ferté-sous-Youarre, Donnerstag, d. 7. April 1831
16 Stunden von Paris

Heute mittag 12 Uhr bin ich von Paris abgereist und nach 6 hier zum Nachtquartier eingetroffen. Ich werde dieses Briefchen morgen auf dem Wege auf die Post legen.
Ich werde wegen Ihrer Abreise gar nicht zudringlich sein, ich werde bescheiden sein und kein Wörtchen sprechen, solange Sie auch zögern. Aber schimpfen darf ich doch? Schimpfen heißt nicht sprechen. Warum solange aufschieben? Können Sie nicht vor dem 15ten, können Sie nicht wenigstens den 15ten abreisen? Aber ich sage kein

Wort, tun Sie was Sie wollen. Geprellt werden Sie doch, Sie mögen früher oder später nach Baden kommen. Denn Sie malen sichs gewiß recht schön aus, wenn Sie in den romantischen Gegenden von Baden mit dem Geliebten gleich vom ersten Tage an spazieren gehen werden. Aber so schnell geht das nicht. *„Was meint unser Dokter damit?“* Unser Dokter meint damit, daß, wenn Sie nach Baden kommen, Sie für den Geliebten drei bis vier Monate werden Strümpfe stopfen müssen, und ans Spazierengehen ist da also gar nicht zu denken. O meine Wäsche! Meine Hemden, Strümpfe! welche Zerstörung! Seit 7 Monaten nichts geflickt worden.
Bin sehr müde. Muß mich schlafen legen. Von Nancy schreibe ich wieder.

B

352.

Nr. 70 *Bar-Le-Duc, Samstag, den 9ten April 1831*
60 Stunden von Paris

Ich habe das herrlichste Reisewetter. Die Wege glatt wie Zimmerboden. Alles grünt und blüht. Die Felder mit ihren Repssaaten sehen aus wie Jägerregimente, grün mit gelben Aufschlägen (Reisebild à la Heine). Wenn Sie lange zaudern, finden wir in Baden keinen blühenden Strauch mehr.
Ich gebe diesen Brief morgen abend in Nancy auf die Post. Dienstag mittag komme ich nach Straßburg. Von dort schreibe ich Ihnen. Den 14ten oder 15[ten] denke ich in Karlsruhe zu sein.
Von jetzt an schreiben Sie mir nach *Karlsruhe*: Herrn L. Börne aus Frankfurt, logiert im *Erbprinzen*. Ich habe diesen Abend die Studenten bei mir gehabt, welche die Göttinger Revolution geleitet. Noch viele andere deutsche Studenten sind hier, und hunderte von bayrischen und preußischen Deserteurs. Es wird eine deutsche Legion von ihnen gebildet.

Adieu. Gute Nacht. Ich bin vergnügt und sehr müde.
Man hat mir hier Brief und Büchelchen von Herold in Straßburg eingehändigt. Der schreibt mir: „Mein innerstes Wesen verlangt nach Ihnen.“ Ach! Daß Sie auch so wären, dann kämen Sie schneller.

B.

353.

Nr. 71
ad 65 *Straßburg, Dienstag, d. 12. April 1831*

Diesen Mittag bin ich hier angekommen und werde morgen nach Karlsruhe reisen. Ihren Brief habe ich erhalten. Merkwürdig schönes Reisewetter habe ich gehabt; es ist, als hätten Sie es für mich bestellt. Raumers Briefe brauchen Sie nicht zu kaufen. Abonnement auf den *Courrier* ist unnötig. Man kann in Baden alle französischen Blätter haben, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie sie täglich haben sollen. Ich freue mich, daß Sie mit der Reisegesellschafterin zufrieden sind. Darf ich denn zuweilen mit ihr kosen? [— — —]. Es scheint mir aus Ihrem Briefe, die Hannchen Zimmern habe eine Art Krankheit gehabt, die man durch die Ehe habe zu heilen gehofft. Das ist aber eine bedenkliche Kur. Sie dauert mich. — Teuerste! Den Tabak kann ich Ihnen nicht erlassen. In Baden ist kein guter zu haben. Gehorcht. Sie steigen in Karlsruhe im Erbprinzen ab.
Wollen Sie nicht den Victor Hugo mitbringen?

354.

Nr. 72 *Karlsruhe, Mittwoch, d. 13. April 1831*

„Herrliche Frau!“

Sie sind eine Gans! Warum habe ich keinen Brief von Ihnen hier gefunden? Ist das Ihre Herrlichkeit? Und warum muß ich so lange auf Sie warten? Schon seit 12

Uhr heute mittag bin ich hier, und Sie sind noch immer in Frankfurt. Das kann nicht länger so bleiben.
Ich muß es durchaus einen Tag vorher wissen, wenn Sie hierher kommen, daß ich in meinem Wirtshaus Logis für Sie bestellen [kann]. Sie könnten sonst leicht keinen Platz bekommen, da die Herren Stände alle Gasthöfe besetzt haben. Eben höre ich, der Cotta und seine Frau sind in meinem Gasthofe angekommen und logieren neben meinem Zimmer. Ich werde den *ruinierten* Mann besuchen und ihm eine kleine Unterstützung reichen.
Was machen Sie mit meinem Portrait?
Ich habe wahren Verdruß von dem fortdauernd schönen Wetter. Nicht wie Mai, wie Juli so warm. Bis Sie Schnecke nach Baden kommen, ist Blüte und Sonne vorüber, und dann kann die herrliche Frau bei Regenwetter zu Hause sitzen und Strümpfe stopfen.
Adieu. Schreiben Sie mir oft.
Goddelkumm! B.

Im Erbprinzen

555.

Nr. 73
ad 66 *Karlsruhe, d. 15. April 1831*
Freitag

Ihren Zwergbrief gestern habe ich erhalten. Eilen Sie sich mit dem Packen, aber vergessen Sie nicht Ihren Verstand einzupacken. Hutschachteln, Nachtsäcke, Weiberverstand und andere solche „kleine Handbagage", wie die Post sagt, hat man auf dem Eilwagen frei, und wird das nicht mitgewogen. Sie werden Not haben, mit mir fertig zu werden, ich bin in Paris sehr fein geworden und überliste Sie zehenmal den Tag. Ihre alten Künste, mich zu regieren, werden nicht mehr ausreichen, und Sie müssen neue Reize entwickeln.

Höchstens dürfen Sie nur 24 Stunden in Heidelberg bleiben. Sobald Sie hinkommen, schreiben Sie mir, welchen Tag Sie herkommen: und versteht sich, daß Sie mir auf diesen (wenn er Sie noch in Frankfurt findet) auch antworten.
Gestern habe ich fast alle Deputierten der hiesigen Ständeversammlung gesehen und teils kennengelernt. Gute ehrliche Leute, denen es nicht an Verstand fehlt, auch nicht an Mut, die aber, wie alle deutsche Philister, den Cajolerien der Regierung nicht widerstehen können und sich prellen lassen.
Professor List aus Stuttgart und Amerika, den ich in Paris getroffen, ist jetzt auch hier.
Mit Cotta und seiner Frau, meinen Wandnachbarn, viel politisiert.
Gestern abend war ich im Theater. Madame Haitzinger machte eine *junge* Waise. Stumm bis am Ende, wo ihr der Schrecken die Sprache wieder gibt. Ich besuchte Sie hinter den Kulissen. Sie drückte mir die Hände fast tot. Aber ich spüre so etwas gar nicht.
In der Zeitung las ich: der Professor Paulus in Heidelberg habe die Schrift des Riesser und des Z. [Zunz?] über die Juden im Journal Sophronizon *siegreich* widerlegt. Den Paulus kenne ich, er ist sonst ein liberaler Mann, hat aber, wie viele deutsche Gelehrte, über die Judensachen einen Sparren im Kopf. Ich habe große Lust, im 8ten Bande diesem Paulus den Kopf zu waschen. In Heidelberg verschaffen Sie sich doch das Heft des *Sophronizon*, worin die Widerlegung steht, wie auch die Schrift des Z. – Zimmern, [den] diese Sache ja interessieren muß, wird Ihnen dazu helfen. Die Schrift von Riesser habe ich schon.

Adieu herrliche Frau!

B.

556.

Nr. 74 *Karlsruhe, Sonntag, 24. April 1831*

Ich werde Sie weder in Heidelberg abholen noch Sie hier erwarten, sondern ich werde nach Baden reisen, dann mögen Sie noch so lange sich in Heidelberg amüsieren, als Sie wollen. Ich kann diese Gemütsbewegung nicht länger ertragen, sie macht mich krank. 14 Tage bin ich schon hier und sterbe vor Langeweile. Sooft ein Brief kommt, weiß ich, daß Sie Ihre Ankunft wieder herausschieben, und dabei habe ich noch das große Vergnügen, daß ich Ihre Briefe jeden Mittag unter der Serviette finde und vor Verdruß nicht essen kann.

Ich begreife nicht, wie Sie so an mir handeln können, da Sie doch recht gut wissen, daß ich nur Ihretwegen Paris verlassen habe. Sagen Sie nicht, daß es nicht Ihre Schuld sei, wenn Ihre Gesellschafterin krank geworden. Wenn man zögert, kömmt freilich immer etwas dazwischen. Wären Sie Samstag von Heidelberg abgereist, wäre das nicht geschehen. Und so war das früher in Frankfurt auch. Sie hatten doch den ganzen Winter Zeit, sich auf Ihre Reise vorzubereiten, und wenigstens 4 Wochen hatte ich Ihnen vorher geschrieben, ich würde den 19. in Karlsruhe eintreffen.

Da ich nicht weiß, ob Sie heute noch diesen Brief bekommen und, darauf Rücksicht nehmend, morgen abreisen, will ich Sie noch Dienstag abwarten. Aber Mittwoch früh reise ich bestimmt nach Baden. Und ich bitte Sie, schreiben Sie mir lieber gar nichts mehr von Ihrer Ankunft, diese tägliche Täuschung macht mich unglücklich.

In Baden wohne ich im *Zähringerhof*. Adresse: Baden bei Rastatt. B.

Sr. Wohlgeb.
Herrn Antiquar Salomon Wolff
Für Frau J. Wohl in Heidelberg

Druckfehlerberichtigung im Anhang Band 5